Velhagen & Klasings Monatshefte

XXVI. Jahrg. Band I.

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
053
VE
v.26 pt.1

Velhagen & Klasings Monatshefte

XXVI. Jahrgang 1911/1912

1. Band

Verlag
Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien.

DS3
YE v.26 pt.1

Inhaltsverzeichnis.

XXVI. Jahrgang 1911/1912. Erster Band.

Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet.

Seite

Romane, Novellen und Verwandtes.

Bartsch, Rudolf Hans: Frau Utta und der Jäger. Roman 19, 161, 321
Edler, Karl Erdm.: Das Bildnis Lanhoas. Novelle 550
Federer, Heinrich: La padrona Agnese. Ein umbrisches Geschichtlein 623
Geiger, Albert: Der Weinberg des Herrn. Eine Geschichte aus der guten alten Zeit 260, 374
Herzog, Rudolf: Die Welt in Gold. Erzählung 111, 203
*Heyse, Paul: Das schwächere Geschlecht. Novelle. Mit dem Bildnis des Verfassers 46
Kellermann, Bernhard: Der Clown. Erzählung 465
Lambrecht, Nanny: Das Heiratsdorf. Roman aus dem belgischen Land . . 579
Supper, Auguste: Die Hexe von Steinbronn 82
Voß, Richard: Der Polyp. Erzählung 413
Zobeltitz, Hanns von: Sieg. Roman . 499

Gedichte, Sprüche.

Berlepsch, Karl Frhr. von: Herbstsegen 239
Bethge, Hans: Am Teefeld. Nach dem Chinesischen des Schei-Min 88
Busse, Carl: Schicksal 124
Busse-Palma, Georg: Junger Meister . 608
Dan, Hedwig: Gedenken 259
Freye, Karl: Herbst. 405
Gaudy, Alice Freiin von: Bauernorakel. Italienische Sage 149
Geiger, Albert: Das Herbstblatt . . . 224
Harder, Agnes: Doch dieser Herbst . . 392
Havemann, Julius: Weihnacht . . . 631
Hesse, Hermann: Meinem Bruder . . 290
Holst, Adolf: Winterlied 412
— — Der Brief 562
Kries, Georg von: Der Widerschein des Paradieses 220
Kurz, Hermann: Träumerei 463
Meinhard, Adalbert (Marie Hirsch): Das Neue 211
Michaeli, Otto: Weihnachten 556
Münchhausen, Börries Freiherr von: „Harzweg" und „Der goldene Ball" 73
Otto, Friedrich: Vor einer Drehbank . 60
Plinke, Aug. H.: Der fünfte Februar . 406
Puttkamer, Melanie Freifrau von: Rostrote Rosen 612
Rostand, Edmond: Der Götterhain. Deutsch von Ludwig Fulda 101

Seite

Schanz, Frida: Versöhnung 622
Schmid, Hedda von: Herbst 184
Strauß und Torney, Lulu von: Die Sibylle. Eine Christnachtsage 498
Tielo, A. K. T.: Im Mohnfeld . . . 18
Tyrol, Marie: Winternacht 533
Ulrich, Hans Herbert: Ostseeabend . . 243
Vesper, Will: Eine Fabel 464
Willmow, Erich: Die Braut Heiligabend 612
Wiegand, Carl Friedrich: Verflogener Traum 81

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

*Achenbach, Caecilie: Oswald Achenbach. Erinnerungen an meinen Vater. Mit vier farbigen Kunstbeilagen und zwölf zum Teil farbigen Textabbildungen 185
*— — Mit zwei farbigen, zwei tonigen Einschaltbildern und elf Textillustrationen 441
Bekker, Geh. Rat Prof. Dr. E. J.: Auf Eiselens Turnplatz. Erinnerungen . 573
Manz, Dr. Gustav: Der Dichter und Bauer Emil Gött 75

Kunst und Literatur.

*Grautoff, Otto: Auguste Rodin. Mit dem Bildnis des Künstlers und sechzehn Textabbildungen 353
*Illustrierte Rundschau 155, 315, 478, 637
*Jacobs, Monty: Kleist und die Gegenwart. Zum 21. November 1911. Mit drei Abbildungen 346
*Josten, Dr. Hanns Heinz: Matthias Grünewald. Mit vier farbigen Einschaltbildern und zwölf Textabbildungen 485
Klaar, Alfred: Vom Leben und Nachleben der Theaterstücke 534
Kleefeld, Dr. Wilhelm: Der Triumphzug der Operette 106
*— — Die Macht des Dirigenten. Mit vierzehn Abbildungen in Tondruck nach Gemälden, Skulpturen und Originalaufnahmen 291
*Leßmann, Otto: Franz Liszt. Zu seinem 100. Geburtstage. Mit dem Bildnis Liszts von Franz von Lenbach 212
*Rosenhagen, Hans: Albert von Keller. Mit fünf meist farbigen Kunstbeilagen und vierzehn zum Teil farbigen Textabbildungen 1
*Rutari, A.: Ein Vorwort zur Jubelfeier Charles Dickens'. Mit einer Festmarke Ch. Dickens' 125

287041

Seite

Schmidt, Karl Eugen: Maupassant und sein Diener 460
Zu unsern Bildern . . 155, 315, 478, 637

Sonstige Aufsätze.

Brachvogel, Carry: Die Dame mit der Zigarette 609
Fred, W.: Bibliotheksstimmungen . . 557
*Geldern, Bernhard von: Kaiser Franz Joseph zu Hause. Kleine Bilder aus dem Leben des Kaisers. Mit fünf Originalzeichnungen von W. Gause . 65
*Gottberg, O. von: Frankreichs nordafrikanische Armee. Mit dreizehn Originalaufnahmen in Tondruck 393
Groller, Balduin: Wiener Kellner . . 438
Harmsen, Geh. Sanitätsrat Ernst: Über Selbstvergiftungsvorgänge im Innern des menschlichen Körpers 408
*Heyck, Prof. Dr. Ed.: Erinnerungen des Heidelberger Schlosses. Mit siebzehn Abbildungen nach Originalaufnahmen 225
*Hoffensthal, Hans von: Hochgebirgsjagd. Mit fünfzehn Abbildungen nach Originalaufnahmen 244
Marcks, Prof. Dr. Erich: Wettiner und Hohenzollern. Zu einem Briefwechsel aus dem XIX. Jahrhundert 366
*Noorden, H.: Neue Porzellane. Mit dreiundzwanzig zum Teil farbigen Originalaufnahmen 131
*Rummel, W. Frhr. von: Das Walchenseeprojekt. Mit einer Karte und drei Abbildungen 301
*Rutari, A.: Weihnachtsbräuche in Alt-England. Mit neun Abbildungen . 613
Schanz, Moritz: Deutsche Baumwolle. 256
Schmidt, Karl Eugen: Die Camelots du Roi 221
Spielberg, Hanns von: Von den Schulden und vom Pumpen 240
Spiero, Heinrich: Die Hamburgerin. . 42
*Uhren, Kostbare, aus alter Zeit. Von M. Mit fünfundzwanzig Abbildungen in farbiger Wiedergabe nach Originalen von Hans Berger 563
*Weigelt, Dr. Kurt: Das Hinterland von Tripolis. Mit einer Karte und elf Abbildungen nach Originalaufnahmen 541
*Zell, Architekt Professor Franz: Das Landhaus von heute. Eine Plauderei. Mit fünfzehn Abbildungen nach Originalaufnahmen 89
Die Bedeutung des deutschen Außenhandels. Von *_* 61
*In den Lüften über den Sperrforts. Skizze aus dem Zukunftskriege. Von *_* Mit einer Kartenskizze 141

Neues vom Büchertisch.

Andersens Märchen 154
Babillotte, Artur: Der Alltag . . . 477
Bartsch, Rudolf Hans: Das deutsche Leid 475
Bienenstein, Karl: Der Einzige auf der weiten Welt 476
Botsky, Katarina: Der Trinker . . . 313
Busse, Carl: Die Schüler von Polajewo 314
Coignet: Von Marengo bis Waterloo . 477
Decsey, Ernst: Du liebes Wien . . . 310
Dreyer, Max: Auf eigener Erde . . . 151
Gerhard, Adele: Vom Sinken und Werden 636
Goethe: Wilhelm Meisters theatralische Sendung 632
Grimms Märchen 154
Halbe, Max: Die Tat des Dietrich Stobäus 151
Hauffs Märchen 154
Keyserling, E. von: Wellen 635
Kircheisen, Friedrich M.: Wider Napoleon! Ein deutsches Reiterleben 1806 bis 1815 47
Kretzer, Max: Waldemar Tempel . . 47
Liliencron, Detlev von: Gesammelte Werke 636
Mühlau, Helene von: Nach dem dritten Kinde 311
Napoleons Leben 477
Perfall, Karl von: Denn das Geld . . 312
Reuter, Gabriele: Frühlingstaumel . . 474
Roos, Heinrich von: Mit Napoleon in Rußland 477
Rosegger, Peter: Die beiden Hänse . . 633
Schillers sämtliche Werke 314
Schussen, Wilhelm: Gildegarn 313
Torge, Else: Ringeleins Insel 152
Viebig, Clara: Ausgewählte Werke . . 636
Voß, Richard: Zwei Menschen . . . 634
Wagner, Richard: Mein Leben . . . 153
Wassermann, Jakob: Der goldene Spiegel 473
Wilbrandt, Adolf: Adonis und andere Geschichten 150

Kunstbeilagen.

Achenbach, Oswald: Bittgang durch den Lärchenwald. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 192 u. 193
— — Die Engelsburg. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 196 u. 197
— — Vigna Barbarina. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 200 u. 201
— — Der Klosterhof. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 448 u. 449
— — Der heilige Januarius auf der Magdalenenbrücke in Neapel. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 456 u. 457
Albrecht, Prof. C.: Weiße Rosen. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 104 u. 105
Bergmann, Prof. Julius: Abend am Tümpel. Ölstudie. Faksimiledruck zw. 376 u. 377
Desclabissac, A.: Biedermeierinnen. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 588 u. 589
Des Coudres, Louis: Oswald Achenbach. Gemälde. Faksimiledruck zw. 184 u. 185
Esser, Theodor: Mädchenzimmer. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 320 u. 321

Seite

Futterer, J.: Sonnenschein. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 384 u. 385
Graff, Anton: Corona Schröter. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 596 u. 597
Grünewald, Matthias: Der heilige Mauritius und der heilige Erasmus. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 484 u. 485
— — Mittelbilder des Isenheimer Altars. Linke und rechte Hälfte. Faksimiledruck . . . . . zw. 492 u. 493
— — Die Verkündigung. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 496 u. 497
Jank, Prof. Angelo: Jagdreiter. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 272 u. 273
nker, Hermann: Bildnis des Rennalbesitzers F. Noether. Gemälde. ksimiledruck. . . . . zw. 336 u. 337
Prof. Albert von: Tänzerin. Ge- e. Faksimiledruck . . . Titelbild
Bildnis von Fräulein M. Cra- mer. Gemälde. Faksimiledruck zw. 4 u. 5
— — Deutsche Frau. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 8 u. 9
— — Camilla Eibenschütz als Myrrhine in Lysistrata. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 16 u. 17
Manet, Edouard: Claude Monet und Familie. Gemälde. Faksimiledruck zw. 328 u. 329
Neven du Mont, A.: Unter dem Mimosenbaum. Gemälde. Faksimiledruck zw. 160 u. 161
Schramm-Zittau, Prof. Rudolf: Morgenstimmung auf der Münchener Auerdult. Gemälde. Faksimiledruck zw. 120 u. 121
Ury, Lesser: Am Gardasee. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 344 u. 345

Bilder.

Achenbach, Oswald: Auf den Lagunen in Venedig. Gemälde. Tondruck zw. 452 u. 453
Bauer, Hans: Frühling. Marmorgruppe. Tondruck . . . . . zw. 508 u. 509
Dill, Prof. Ludwig: Eschen am Bach. Gemälde. Tondruck . . . zw. 392 u. 393
Eckert, G. M.: Heidelberg im Mondschein. Gemälde. Tondruck zw. 232 u. 233
Erler, Prof. Fritz: Gustav Mahler. Gemälde. Tondruck . . . zw. 296 u. 297
Gallhof, Wilhelm: Bildnis. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 612 u. 613
Giampietrino: Madonna mit Kind. Gemälde. Tondruck . . . zw. 144 u. 145
Gregoritsch, Toni: Bildnis der Sängerin Saïda Musa. Gemälde. Tondruck zw. 524 u. 525
Grethe, Prof. Carlos: Auf Ebbe wartend. Gemälde. Tondruck zw. 112 u. 113
Grunenberg, Dr. Arthur: Bildnis. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 288 u. 289
— — Polnischer Edelmann. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 516 u. 517

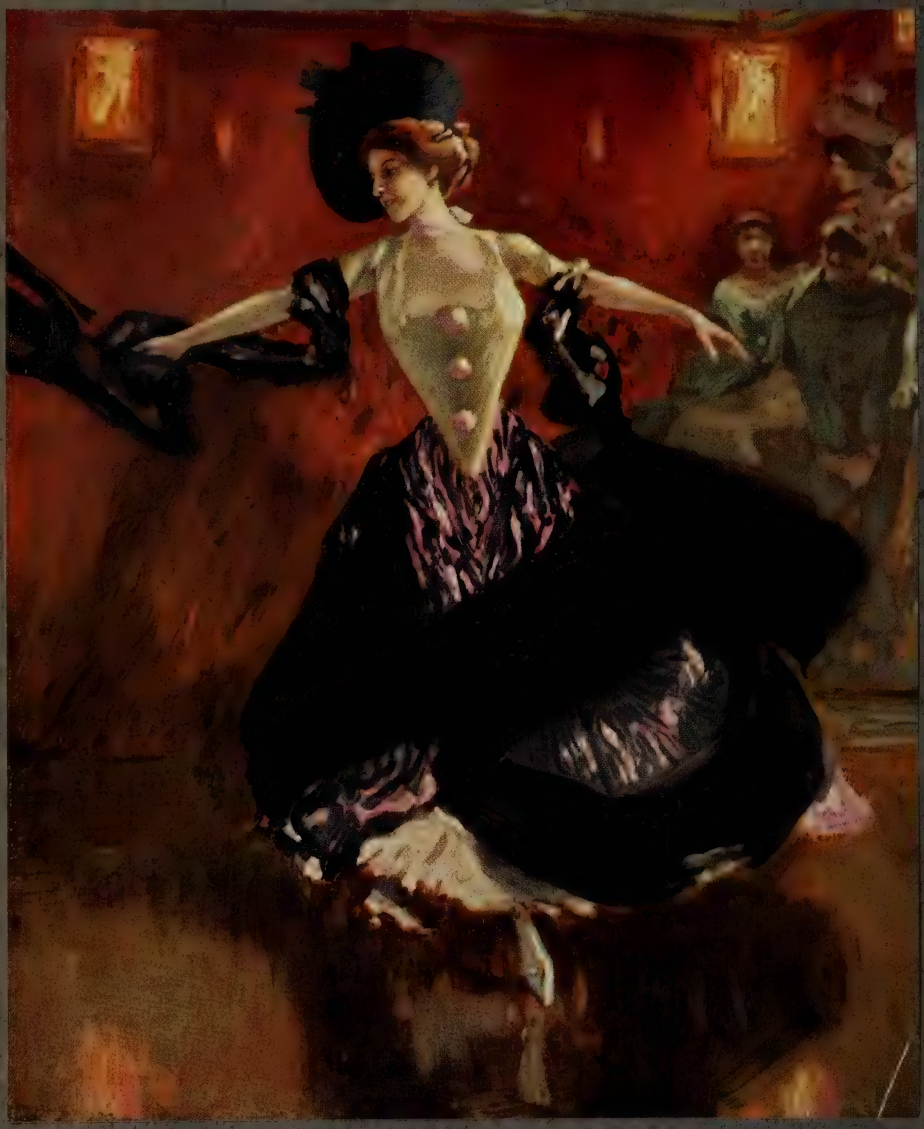
Seite

Hoffmann-Fallersleben, Prof. F.: Aus alter Zeit. Gemälde. Tondruck zw. 88 u. 89
Im Grünen. (Rita Sacchetto.) Photographie von Franz Grainer. Tondruck . . . . . zw. 264 u. 265
Jenkins, Arthur: Am Strand von Fife. Gemälde. Tondruck . . . zw. 432 u. 433
Junghanns, Prof. Julius P.: Herbstnachmittag. Gemälde. Tondruck zw. 416 u. 417
Kallmorgen, Prof. Friedrich: Septembertag im Hamburger Hafen. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 48 u. 49
Keller, Albert von: Diner. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 18 u. 19
Knoebel, Robert: Dämmerung. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 556 u. 557
Kurz, Prof. Erwin: Terrakotta-Büste. Tondruck . . . . . zw. 32 u. 33
Lederer, Prof. Dr. Hugo: Dr. Richard Strauß. Bronzebüste 293
Lenbach, Franz von: Franz Liszt. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 216 u. 217
Lilien, Karl von: Junger Faun. Bronze. Tondruck . . . . . zw. 280 u. 281
Mayer, Aloys: Hero. Bronzestatuette. Tondruck . . . . . zw. 580 u. 581
Petersen, Prof. Hans von: Schneeschmelze. Gemälde. Tondruck . . . zw. 628 u. 629
Petersen, Prof. Walter: Bildnis des 70jährigen Oswald Achenbach aus dem Jahre 1899. Gemälde. Tondruck zw. 440 u. 441
Philipp, Prof. John: Auguste Rodin. Gemälde. Tondruck . . . zw. 352 u. 353
Poosch, M. von: Winterabend. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 532 u. 533
Reiser, Carl: Die Münchener Frauenkirche. Gemälde. Tondruck zw. 80 u. 81
Rieper, August: Duett. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 424 u. 425
*Sadler, W. Dendy: Das Gemälde „Chorus". (Ein deutsch-amerikanisches Streitobjekt) 637
Seyler, Julius: Am Wasser. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 64 u. 65
— — Fischerboote von Nieuport. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 240 u. 241
Sterl, Prof. R.: Generalmusikdirektor von Schuch dirigiert den „Rosenkavalier" im Kgl. Hoftheater zu Dresden. Gemälde 291
— — Arthur Nikisch am Dirigentenpult. Gemälde. Tondruck . . . zw. 296 u. 297
— — Generalmusikdirektor E. von Schuch dirigiert eine Symphonie-Konzertprobe in der Kgl. Hofoper zu Dresden. Gemälde 299
Stuck, Prof. Franz von: Prestissimo. Gemälde. Tondruck . . . zw. 176 u. 177
— — Porträt von Fräulein Littmann. Gemälde. Tondruck . . . zw. 368 u. 369
Urban, Eugen: Felix Weingartner. Gemälde 292
Westenburger, Carl: Fritz Steinbach. Gemälde 298

Seite

Kunst, Kunstgewerbe und anderes.

*Begas, Reinhold † 319
*Ehrenböck, Eugen: Metallgerät . . . 160
*Freilichtatelier, Aus dem, von Prof. Julius Bergmann 483
*Glasfenster, Moderne, von Robert Pollog, Cäsar Klein, Fritz Pfuhle . . . 481
*Gral, Der heilige Kelch des 318
*Hollitscher Carl, von, Gemäldesammlung 478
*Israels, Josef † 320
*Nemes, Marczell von, Die Ausstellung der Bildersammlung in der Alten Pinakothek in München 155
*Rieder, Architekt Albert: Landhäuser 315
*Riegel, Ernst: Steinzeugfiguren . . . 159
*Schaper, Hugo: Neuer Frauenschmuck 638
*Silber- und Elfenbeinarbeiten von Schülern der Staatlichen Kunstgewerbeschule in Hamburg 644
*Spielzeug, Neues, von Margarete Steiff, Albert Schlopnies, Carl Weidemeyer, Minke Podhajska, Margarete Wendt, J. Widemann, Marion Kaulitz . . 639
*Weihnachtsteller 1911 der Porzellanfabrik Ph. Rosenthal & Co. 638



Tänzerin.

Gemälde von Albert von Keller. (1910.)

In der Internationalen Kunstausstellung in Rom.

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker

XXVI. Jahrgang 1911/1912. Heft 1. September 1911.

Albert von Keller. Von Hans Rosenhagen.

Die Hochschätzung, deren sich die ausländische Kunst in Deutschland erfreut, wird in der Regel damit begründet, daß es im deutschen Vaterlande an Künstlern und Schöpfungen mangele, die denen des Auslandes, besonders Frankreichs, gleichwertig seien. Daß diese Behauptung selbst von einem sehr großen Teil der Gebildeten gläubig hingenommen wird, braucht nicht immer gleich mit der viel gescholtenen Neigung der Deutschen für alles Fremdländische erklärt zu werden. Viel wahrscheinlicher beruht die allgemeine Überzeugung von der Überlegenheit der ausländischen Kunst auf der mangelnden Kenntnis der einheimischen. Als man nämlich in Deutschland sich praktisch für Kunst zu interessieren begann, wurden dem Publikum nicht, wie es sich gehört hätte, zuerst die Schöpfungen der besten deutschen Künstler vorgestellt, sondern es schien im Interesse einer Erhöhung der allgemeinen Bildung zu liegen, daß die deutschen Kunstliebhaber vor allem die Bekanntschaft mit den Künstlern von internationaler Berühmtheit machten. Es gab für das gebildete deutsche Publikum soviel große französische Maler zu entdecken, daß es vergaß, sich um die besten deutschen zu kümmern. Das deutsche Volk wußte und weiß daher auch heut eigentlich noch nicht, wieviel wundervolle Künstler es besitzt. Sein Reichtum mußte erst entdeckt werden. Wenn nun auch in den letzten zehn Jahren in dieser Beziehung manches geschehen ist, wenn Erscheinungen wie Leibl, Trübner, Uhde, Karl Schuch, Thoma, Liebermann, Feuerbach, Böcklin, Marées u. a., der Beachtung ihres Volkes näher gerückt sind,

Albert von Keller.
Nach einer Photographie aus dem Jahre 1907 von Franz Hanfstaengl in München.

 Copyright 1911 by Velhagen & Klasing.

so harren doch immer noch zahlreiche ausgezeichnete deutsche Maler der ihnen gebührenden Würdigung in ihrem Vaterlande. Die falsche Meinung von der Überlegenheit der französischen Kunst kann nicht wirksamer bekämpft werden, als dadurch, daß das deutsche Volk erfährt, wie wenig vertraut es mit dem Wirken der vorzüglichsten Künstler seines Landes tatsächlich ist. Was weiß man, um wieder einmal einen davon in das rechte Licht zu setzen, in Deutschland eigentlich von Albert von Keller? Sicherlich so wenig, daß ihm nur ein dürftiger Teil der hohen Schätzung dargebracht wird, die er als einer der besten deutschen Maler verdient.

Daß Albert von Keller nicht schon längst als bedeutende künstlerische Persönlichkeit in den Gesichtskreis der Zeitgenossen gerückt ist, liegt vielleicht an der Tendenz seiner Kunst, die mit dem seit zwanzig Jahren herrschenden Geschmack wenig Berührungspunkte hat. Sein Schaffen läßt sich nicht gut in den Rahmen einer der heut beliebten „Richtungen" einordnen. Dazu ist Keller selbst zu eigenartig, zu sehr Persönlichkeit und — im Gegensatz zu der allgemeinen Neigung zum groben Realismus — zu sehr Schönheitssucher. Über seinen Werken könnte als Motto das Goncourtsche Wort stehen: „Es gibt nichts Gutes, als die auserlesenen Dinge"; denn er ist ein ebenso großer Gegner jeder banalen Schönheit, wie er ein glühender Verehrer des exquisit Schönen in jeder Form ist und in jeder Erscheinung. Damit paßt er freilich schlecht in eine Zeit, in der es die meisten Künstler für Verbrechen halten, einen schönen Menschen, eine reizend erfundene Situation oder etwas zu malen, „was sich nie und nirgends hat begeben". Auf der anderen Seite ist sein Schönheitssinn zu wählerischer Natur, um eine Wirkung auf die große Menge auszuüben. Dennoch darf man ihn nicht zu den Künstlern zählen, die als schwer verständlich gelten. Auch wer seinen künstlerischen Intentionen nicht bis ins letzte zu folgen vermag, wird die Empfindung haben, daß Keller in seinen Bildern der Schönheit Huldigungen dar-

Parkszene. Gemälde vom Jahre 1871. Im Besitz der Sezessions-Galerie in München.

Bildnis von Frau M. L. Gemälde vom Jahre 1875.

bringt. Wie für die Giorgione, Tizian und Palma, konzentriert sich ihm der Begriff der Schönheit in der Erscheinung des Weibes, im Bilde der schönen Frau. Diese Bemerkung darf beileibe nicht so verstanden werden, daß Keller auf den Spuren dieser Meister wandelte. Er gleicht ihnen so wenig, wie der Typus der modernen Frau mit dem der Venezianerin des XVI. Jahrhunderts sich deckt. Aber er ist darin ganz der Nachfolger jener klassischen Maler, daß er den Charme, den die Frau seiner Zeit vor den Frauen früherer Kulturperioden voraushat, intensiv fühlt und höchst charakteristisch zur Darstellung bringt. Malten die großen Alten die prangende, blutvolle Sinnlichkeit der Königinnen gleichenden Renaissanceweiber, so gibt er in seinen Bildern mit derselben Treffsicherheit die pikante, nervöse Schönheit, die schlanke Grazie der modernen Frau mit ihren tausend Nuancen.

Doch ist er keineswegs nur Frauenmaler. Seine Begabung ist viel zu umfassend, als daß sie sich in einem Spezialistentum erschöpfen könnte. Er malt alles, was sein künstlerisches Empfinden reizt, und ist den schwierigsten Aufgaben gewachsen, die

einem Maler gestellt werden können, und den noch schwerer zu bewältigenden, die ein ehrgeiziger, nach immer größerer Vervollkommnung strebender Künstler sich selbst stellt. In der Kunst Kellers sprechen besonders zwei Momente sehr wesentlich mit: Seine Neigung und Empfindung für den Reiz des Mondainen und sein höchst aparter koloristischer Geschmack. Sind jene für das Gegenständliche seiner Kunst bis zu einem gewissen Grade entscheidend gewesen, so gibt ihm dieser eine Ausnahmestellung

Die letzten Stiche. Gemälde des Jahres 1876.

in der ganzen zeitgenössischen Malerei, läßt ihn als einen der individuellsten Künstler der Gegenwart erscheinen.

Das Wesen des Kolorismus läßt sich schwer in Worte fassen. Viele werden nie eine Ahnung davon gewinnen, weil ihre Augen nur im beschränkten Maße auf den Reiz der Farbe reagieren und der Fähigkeit ermangeln, die Nuance wahrzunehmen. Die koloristische Empfindung ist am ehesten der zu vergleichen, die man in der Musik als Gehör bezeichnet. Einer hat Gehör, dem andern fehlt es in dem Grade, daß er selbst grobe Tonschwankungen gar nicht spürt. Und wie eine musikalische Veranlagung nicht denkbar ist ohne Gehör, ohne die Fähigkeit, die feinsten Tonunterschiede zu empfinden, so besteht die koloristische Begabung des Malers in der Feinheit seines Gefühls für den Tonwert der verschiedensten Farben untereinander, für Verhältnis und Harmonie der Farben. Man kann also vielleicht sagen, das Wesen des Kolorismus findet seinen Ausdruck in einer Farbenharmonie, die Zeugnis ablegt für eine eigene Empfänglichkeit des Malers gegenüber dem schönen Schein der Dinge. Kolorismus ist klangreiche Farbenmusik.

Was Albert von Kellers koloristische Begabung besonders kennzeichnet, ist ihre unglaubliche Beweglichkeit und Vielseitigkeit. Während man andere Koloristen — es seien hier nur Tizian, Rubens, Delacroix genannt und, um einen aus der lebenden Generation nicht fehlen zu lassen, Trübner — ganz bestimmte Akkorde immer wiederholen und variieren sieht, hat Keller das größte Vergnügen daran, stets wieder

Bildnis von Fräulein M. Cramer.

Gemälde von Albert von Keller vom Jahre 1874.

Im Besitz des Herrn O. Loichinger in Prien am Chiemsee.

Eine Tasse Tee. Gemälde im Besitz der Pinakothek zu München. (1884.)

neue und originelle Farbenmelodien klingen zu lassen. Er kennt darin keine Regeln und Beschränkungen. Er besitzt eine Farbenphantasie, die geradezu erstaunlich ist und ihn oft zu ganz unerhört kostbaren Entdeckungen kommen läßt. Freilich: wer keine Empfindung für die Seltenheit dieser Begabung hat, wird gar nicht verstehen, warum gewisse Schöpfungen Kellers in ihrer Art unschätzbar sind. Doch es gibt noch anderes an ihnen zu bewundern. Der Künstler spürt nicht nur den Reizen der Farbe nach, sondern vertieft sich auch in die psychologischer Vorgänge und beweist auf diesem Gebiete ebenfalls ein bemerkenswertes Feingefühl für die Nuance. Sein hochentwickeltes Unterscheidungsvermögen prädestiniert ihn förmlich zum Porträtmaler, macht ihn zum berufensten Schilderer gerade der Frau. Nur ein so beweglicher und selbst ein wenig kapriziöser Künstler, wie Keller, ist imstande, das immer komplizierte, steten Schwankungen unterworfene Seelenbild der Frau sicher zu fassen. Wenn man in Deutschland nicht so anspruchslos wäre, von einem gelungenen Frauenbildnisse weiter nichts als Ähnlichkeit und eine gewisse äußere Eleganz zu verlangen, so würde man wohl bemerken, wie wenigen Malern es gelingen will, das Wesen der wirklichen Dame zum Ausdruck zu bringen, den Unterschied gesellschaftlicher Stellungen in Porträts kenntlich zu machen. Keller indessen differenziert mit der größten Feinheit. Vor seinen Bildern ist man nicht im Zweifel, ob sie Damen der hohen, mittleren oder niederen, der lustigen oder liederlichen Gesellschaft darstellen. Dabei ist seine Charakteristik niemals vordringlich, geschweige denn kompromittierend. Wer in der Welt lebt, wird immer staunen über die Eindringlichkeit des Künstlers beim Beobachten und wie diskret er in einer Bewegung des Kopfes oder der Schultern, in der Art des Sitzens oder Stehens, in einem Blick der Augen oder im Sichtbarmachen einer Schuhspitze die gesellschaftliche Stellung einer Frau anschaulich macht und den Kenner orientiert. Selbstverständlich dient auch die Toilette der Frau seiner Psychologie. Steht jene doch, was die großen Meister aller Zeiten von den Ägyptern herab bis zu Menzel wußten, in unmittelbarer Beziehung zum Dasein der

Frau. Sie für etwas Nebensächliches halten, heißt, sich eines wichtigen Charakterisierungsmittels berauben; denn die Frau ist ja nicht immer geistig bedeutend, und die Art, wie sie sich kleidet, oft das Interessanteste und Entscheidende an ihr.

Man kann von Albert von Keller nicht gerade sagen, daß er zu den unbekannt gebliebenen großen deutschen Künstlern gehört; aber sein Schaffen ist auf die Allgemeinheit doch sehr wirkungslos geblieben. Sie hat keine Vorstellung von seiner besonderen Weise; denn er läßt sich nicht so leicht klassifizieren wie Leibl oder Trübner, wie Uhde oder Liebermann. Er hat es immer verschmäht, um die Gunst der Massen zu buhlen, aber auch nie den Ehrgeiz besessen, die Rolle des verkannten Genies, des Märtyrers seiner künstlerischen Überzeugungen zu spielen. In aller Stille hat er gearbeitet und seine Gaben zu entwickeln gesucht. Eine zurückhaltende Natur, verschmähte er jedes Mittel, für sich Reklame zu machen. Diese vornehme Reserviertheit ist sicherlich auch mit daran schuld, daß das große Publikum noch immer keine rechte Ahnung davon hat, welch kostbarer Schatz ihm in Kellers Lebenswerk bewahrt ist. Auch die deutschen Galerieleiter haben sich noch nicht zu der Erkenntnis seiner Bedeutung aufschwingen können. Nur die Münchner Neue Pinakothek besitzt eine größere Anzahl seiner hervorragendsten Werke.

Albert von Keller gehört zur Münchner Kunst, ist eigentlich aber Ausländer; denn er ist am 27. April 1845 zu Gais in der Schweiz geboren. Seine Familie sind die Keller vom Steinbock, deren Stammbaum bis ins XIII. Jahrhundert zurückreicht und die seit dem XIV. als Mitglieder des hohen Rates der Stadt Zürich genannt werden. Kellers Vater starb bald nach der Geburt des Sohnes. Er soll ein Sonderling, aber von großer musikalischer Begabung gewesen sein. Die Erziehung des Knaben blieb so ganz der Mutter überlassen, die ihn als einziges Kind natürlich auf Händen trug und mit um so größerer Sorgfalt umgab, als er in jungen Jahren allerlei schweren Krankheiten ausgesetzt war. Große Wißbegierde sprach von früh an aus dem Kinde. Auch die vom Vater ererbte musikalische Begabung trat sehr bald hervor, so daß Keller vom sechsten Jahre an schon Klavier-

Abend im Garten der Villa Wolkonsky in Rom. Gemälde vom Jahre 1885.

Kleine Pariserin. Gemälde von Albert von Keller. (1883.)

unterricht erhielt. Im gleichen Alter begann er bereits zu zeichnen, und mit zehn Jahren malte er sein erstes Ölbild. Die Mutter hatte sich übrigens kurze Zeit nach dem Tode des Gatten in München niedergelassen. Dort besuchte der Knabe auch die Schule. Die Sommerferien verbrachte er vom 10. bis zum 16. Jahre mit der Mutter regelmäßig auf dem Gute seines Onkels, des berühmten Pandektisten und Nachfolgers Savignys an der Berliner Universität, F. L. von Keller, in Niederschlesien. Der Weg dahin führte über Berlin, das Keller auf diese Weise früh kennen lernte. Als er 1863 das Gymnasium absolviert hatte, konstatierte der Arzt eine durch übermäßiges Arbeiten hervorgerufene Nervenüberreizung. Der bewegliche Geist Kellers hatte nämlich nicht genug an dem, was die Schule ihm bot. Der Jüngling trieb nebenher noch mehrere lebende Sprachen, studierte verschiedene griechische Klassiker und Musik praktisch und theoretisch bis zu Kompositionsversuchen. Außerdem hatte er sich eine mechanische Werkstatt eingerichtet, in der er die kompliziertesten Maschinenmodelle herstellte. Daneben wurde dann die künstlerische Tätigkeit keineswegs vernachlässigt, sondern vor allem tapfer gezeichnet.

Die Studentenjahre — Keller hatte sich für Philosophie und Jus entschieden — brachten mit ihrer Ungebundenheit die Nerven des jungen Mannes bald wieder in Ordnung. Als er 1865 im fünften Semester die Universität verließ, ergab es sich, daß er sich um die Studien sehr wenig, sehr viel dagegen um das Corps Isaria gekümmert hatte, dem er seit dem dritten Semester als Erster vorgestanden. Bei all' dem lustigen, ziellosen Treiben waren Kellers künstlerische Neigungen jedoch sehr lebendig geblieben. Sie trieben ihn dazu, mit den Kunstschätzen der Museen in Paris, Belgien, Holland und Italien sich bekannt zu machen. Angeregt durch das Genossene, suchte er nun auch mit ausübenden Künstlern in Berührung zu kommen und hatte sehr bald das Glück, die Bekanntschaft eines der feinsinnigsten Maler Münchens, des Koloristen Louis von Hagn zu machen. Dieser Maler, heut so gut wie vergessen, ist für die Münchner Kunst von einer gewissen Bedeutung gewesen; denn er hat, von Menzels Rokokobildern ausgehend, eine besondere Art von Genrebildern inauguriert, die heut noch sehr beliebt sind. Er war in der Tat ein hervorragender Maler, dessen Rokokoszenen und Renaissancetrachtenbilder künstlerisch turmhoch über den verlogenen Leistungen seiner talentlosen Nachahmer stehen und die Bewunderung Kellers so lebhaft erregten, daß er sich zu Beginn seiner Malerlaufbahn mehrfach an ähnlichen Stoffen versucht hat. Auf Hagns Veranlassung mietete Keller sich 1867 ein Atelier, in dem er auf eigene Hand Studienköpfe, Akte und dergleichen zu malen begann. Nur Hagn und Lenbach, die ihn oft besuchten, durften seine Arbeiten und ersten Bilder sehen. Für alle andern Maler blieb seine Tür verschlossen; denn er wollte keine Akademieweisheiten hören, sondern aus sich selbst, aus seinen persönlichen Erfahrungen vor den Bildern der alten Meister zur guten Malerei kommen. Kurz bevor Lenbach 1868 nach Spanien ging, machte er Keller dennoch mit einem der Münchner Akademieprofessoren bekannt, mit Arthur von Ramberg. Dieser fand so viel Anziehendes in der Person und den Arbeiten des jungen Autodidakten, daß er ihm nach kurzer Zeit das Anerbieten machte, sein Professorenatelier in der Akademie mit ihm zu teilen. Keller erhob keine Einwendungen und betrachtet heut noch die Zeit, die er neben diesem vollendeten Kavalier und großen Künstler malen durfte, als die bedeutungsvollste seines Lebens. Ramberg, der durch seine Zeichnungen zu Goethes „Hermann und Dorothea" und Vossens „Luise" in Deutschland bekannter geworden ist als durch seine Gemälde, besaß außer seiner glänzenden gesellschaftlichen Kultur und seinem erlesenen künstlerischen Geschmack auch die seltene Gabe, anderen von seinen künstlerischen Erfahrungen mitteilen zu können, ohne irgendwelchen Einfluß auf ihre Begabung auszuüben oder ihre Eigenart zu unterdrücken. So ließ er z. B. Leibl ganz so malen, wie er wollte, und kargte nicht mit seiner Bewunderung für dessen Leistungen. Seine Belehrung gegenüber diesem Malgenie bestand darin, daß er ihm seine Kompositionen und Arrangements in Ordnung brachte; denn darin war Leibl recht unbeholfen. Neben diesem aus-

Deutsche Frau. Gemälde von Albert von Keller vom Jahre 1884.

gezeichneten Lehrer und Künstler durfte Keller also malen und genoß dabei natürlich ebenfalls sehr förderliche Unterweisungen. Nach einem Jahre gemeinschaftlichen Arbeitens hatte Keller, außer verschiedenen mythologischen Skizzen, ein „Bacchanal" gemalt und ein Bild mit lebensgroßen Figuren „Faun und Nymphe", das er auf die berühmte Münchner Internationale Kunstausstellung von 1869 schicken konnte, auf die Ausstellung, die durch die Teilnahme Courbets so wichtig für die Weiterentwicklung der deutschen Malerei geworden ist. Wenn der junge Künstler bald darauf Rambergs Atelier verließ, um wieder für sich zu malen, so hörte darum sein intimer Verkehr mit dem älteren Freunde nicht auf. Täglich erschien er bei diesem im Atelier, um ihn zum Spaziergange abzuholen, und als Ramberg 1875 starb — er ist nur sechsundfünfzig Jahre alt geworden — erschütterte sein Tod den jungen Kollegen aufs heftigste; denn er verlor in ihm fast einen Vater, dazu aber einen Freund und Lehrer, wie er nur selten gefunden wird. Und er empfand den Verlust um so schmerzlicher, als ihm 1873 bereits auch die geliebte Mutter gestorben war.

Frau von Keller mit Sohn. Gemälde vom Jahre 1890.

In dem anregenden Verkehr mit Ramberg war Kellers Begabung außerordentlich schnell zur Entwicklung gekommen. Das Beispiel des Freundes hatte ihn vor allem nämlich darüber aufgeklärt, in welcher Richtung sein Talent lag: in der Beobachtung des Lebens, seiner täglichen Umgebung. Die Erfahrung des jungen Goethe: „Was der Künstler nicht geliebt hat, nicht liebt, soll er nicht schildern, kann er nicht schildern", war ihm unter Rambergs Führung zum Bewußtsein gekommen. Und Keller liebte und liebt den gesellschaftlichen Verkehr der großen Welt, die schönen Frauen und die Eleganz. Er liebt außerdem aber auch die Poesie und Schönheit verkörpert in der Antike und anderen Kulturperioden und alles Wunderbare, das dem Menschen in Natur und Leben entgegentritt. Seine Neigungen umspannten also von vornherein ein so großes und abwechslungsreiches Gebiet, daß von einem

Spezialisieren keine Rede sein konnte. In der Tat malte Keller sehr bald alles, was ihm malenswert schien: Interieurs und Landschaften, moderne Damen und Rokokoszenen, Strandbilder und Renaissancediners. Und für jedes seiner Bilder hatte er eine andere Malweise. Die Art, wie er zum Malen gekommen war — autodidaktisch, experimentierend — hatte die Ausbildung einer Manier verhindert. Vor jeder neuen Aufgabe überlegte er, wie sie technisch am besten zu bewältigen wäre, malte bald mit spitzem, bald mit breitem Pinsel, bald dünn, bald pastos, bald in der Art Terborchs, bald in der Brouwers. Seine Ideale als Maler aber waren Tizian und Velasquez, deren Bilder er immer und immer wieder studierte.

Keller nennt diese erste, bis etwa 1878 währende Periode seiner künstlerischen Tätigkeit die „naive" oder „reinmalerische"; denn er ging beim Malen seiner Bilder — einige aus dem Kopf gemalte abgerechnet — immer von dem unmittelbaren Natureindruck aus, den er dann nur bildmäßig gestaltete. Die Hauptwerke dieser Zeit sind „Saal im Schlosse Schleißheim", „Alte Häuser in Venedig", „Renaissancediner", die reizenden kleinen genrehaften Bildnisse von Jeanette B., die er 1871 auch einmal stehend, die Hände auf dem Rücken in einem schwarzen Kleide, ein Korallenkettchen um den Hals, gemalt, die entzückende, malerisch so pikante „Parkszene" in der Münchner Sezessionsgalerie, das „Seebad Wyk" (Galerie Reichenberg), „Zur Audienz bei Ludwig XV.", das Holbeinhafte Bild „Chopin" (Neue Pinakothek), das der Künstler ohne jede Vorstudie oder Aufzeichnung unmittelbar nach der Natur heruntergemalt hat. Dieser Zeit gehören ferner an das köstliche Porträt des Fräulein Milly Cramer in Weiß und Blau, die beiden ausgezeichneten Akte der Bonicella B., einmal am Strande liegend, das andere Malstehend als „Andromeda" und das Bild „Die letzten Stiche". Ein junges Mädchen im kalten Zimmer eines heruntergekommenen Schlosses ist hier dargestellt, das sich selbst seine Toilette näht, während durchs Fenster der graue Wintertag hereinscheint und eine Alte den Ofen in Brand zu setzen versucht. Dieses sehr sorgsam durchgeführte Bild wurde damals vom Publikum nicht verstanden. Um so lebhafteren Beifall hatte ein früheres, „Erinnerungen", gefunden, vielleicht des sentimentaleren Gegenstandes wegen; denn mit der schönen jungen Dame im weißen Volantkleide, die in einer Kassette voll Briefen und welken Blumensträußchen gekramt hat und nun in die Lektüre eines Briefes vertieft dasitzt, verstand sich eben jedermann. Auch das kapriziöse Bildchen der Berliner National-Galerie „Der Maler" ist in dieser Zeit entstanden.

Das Jahr 1877 bringt eine Wendung in Kellers Kunst und Leben. Im Frühling kommen ihm die ersten Ideen zum Thema der „Auferweckung einer Toten". Er malt eine Reihe von Skizzen, die ihn aber nicht befriedigen. Er erholt sich von seinen Mühen beim Porträtieren der bildschönen Frau Linda Riedinger aus Augsburg, mit deren Bildnis er im Münchner Kunstverein einen großen Erfolg erlebt. Mitte August begibt er sich in die Sommerfrische nach Kitzbühel. Dort macht er die Bekanntschaft einer ebenso schönen wie klugen, ebenso anmutigen wie liebenswürdigen jungen Dame aus der Münchner Gesellschaft. Er verliebt sich sterblich in die eben ihren neunzehnten Geburtstag feiernde Baronesse Irene von Eichthal. Seine Bewerbungen um das entzückende junge Mädchen stoßen jedoch auf den Widerstand der Angehörigen. Der verliebte Maler inszeniert schließlich eine romantische Entführung, und am 28. September 1878 findet glücklich die Trauung des jungen Paares in der neuen protestantischen Kirche in München statt. Die Vereinigung mit dem geliebten Wesen war von größtem Einfluß auf Kellers künstlerische Entwicklung. Nicht nur, daß er jetzt doppelt stark das Bedürfnis fühlte, sich einen Namen zu machen — die junge Frau regte auch, sowohl durch ihre bezaubernde Erscheinung als auch durch ihre eigene starke künstlerische Empfindung, seine malerische Schaffenslust an. Sie veranlaßte ihn auch, die Idee der „Auferweckung" wieder aufzunehmen, und der junge Maler folgte ihrem Wunsche. Zweihundert Studien und Skizzen gingen dabei der Vollendung des Bildes voraus. Einstweilen aber war es ihm eine schönere Aufgabe, sein Glück im Hause zu malen. In allen möglichen Situationen hat er seine graziöse Gattin, ihre schlanke Gestalt, ihre

Die Überführung der Leiche des Generals Latour d'Auvergne. Gemälde von Albert von Keller vom Jahre 1889.

sprechenden samtenen Augen, ihr reizendes Lächeln, ihre geschmackvollen Toiletten verewigt: wie sie im Hauskleid wirkt und in der Gesellschaftsrobe, wie ihr zartweißer Teint zu einer roten Husarenjacke steht, wie sie im Capottehut aussieht, wie sie vor einem Schrank steht oder an ihrem Schreibtisch sitzt, wie sie mit einer Freundin plaudert, mit ihr Tee trinkt oder ihr einen Brief vorliest. Von 1879 bis 1895 spielen die Bildnisse der Frau von Keller, deren schönste die Neue Pinakothek und der Künstler besitzen, die größte Rolle in Kellers Lebenswerk. Doch auch die Töchter Arthur von Rambergs, die Freundinnen seiner Frau, malte in jener ersten glücklichen Zeit der junge Ehemann.

Das Bedürfnis, vor Inangriffnahme der „Auferweckung" Studien an Dokumenten der antiken Kultur zu machen, führte den Künstler Anfang der achtziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts nach Rom. Er malte dort Architektur- und Gartenstudien in der Villa Wolkonsky und Villa Albani, Sarkophage, Reliefs und Cysten im Lateranmuseum. Doch wagte er sich nicht gleich an jenes große Werk, sondern versuchte sich erst in einigen kleineren Arbeiten, die bald „Römerin am Wasser", bald „Römisches Idyll", bald „Römisches Bad" genannt werden. Sogar ein Hauptwerk entsteht unter diesen Vorbereitungen, das Bild „Kaiserin Faustina im Junotempel zu Praeneste", eine glänzende Architekturphantasie, die als Hintergrund für eine von Aurelius Victor erzählte Episode aus dem Liebesleben der Kaiserin dient. Im Jahre 1886 steht endlich die „Auferweckung von Jairi Töchterlein" vollendet im Atelier des Künstlers. Ein Werk, das sicher zu den besten Bildern des Jahrhunderts gehört und die außerordentliche Begabung Kellers ins hellste Licht setzt. Als Malerei ebenso kostbar wie einzig in der Erfindung. Wie herrlich der farbige Gegensatz von Weiß und Scharlach in den beiden Hauptfiguren! Während frühere Maler ausschließlich das Wunder betonten, legt Keller allen Nachdruck auf den seelischen Vorgang. Die Art, wie er das Leben in den Körper des Mädchens zurückkehren läßt und ihr Erwachen aus dem Totenschlaf schildert, ist ganz einzig. Die Bewegung der Hand zur Wange, die gleichsam noch nach innen schauenden, das Unbegreifliche spiegelnden Augen geben der Erscheinung des Mädchens eine geradezu erschütternde Wahrheit. Ebenso schön ist dieser Christus erfunden. Man meint zu fühlen, wie seine Seele die zagend wieder ins Leben tretende des Mägdeleins hält und stützt. Und mit welcher Diskretion ist die Wirkung des Vorgangs auf die Zuschauer dargestellt! Keller wußte sehr gut, was er tat, als er sich darauf beschränkte, in deren Mienen nur Grauen, Nichtbegreifen und stummes Staunen zum Ausdruck zu bringen. So viel Weihe und so wenig Rationalismus über dieser Darstellung liegt — nur ein moderner Mensch konnte das biblische Wunder in dieser vertieften Auffassung malen. Das Werk zeigt Keller auf einer von wenigen Künstlern erreichten Höhe als Menschen und Schaffenden. Trotzdem hat er bis in die jüngste Gegenwart hinein immer noch nach neuen anderen Lösungen gesucht, bei denen er den Nachdruck gern auf die dämonische Seite legt und statt des milden Heilands einen unheimlichen Magus mit beschwörenden Händen vor dem Lager der Toten wirken läßt.

Der Umschwung der Auffassung erklärt sich aus Kellers inzwischen aufgenommener Beschäftigung mit den okkulten Wissenschaften, mit hypnotischen und spiritistischen Problemen, zu der ihn sein Verkehr mit Carl Du Prel, Adolf Bayersdorfer und Schrenck-Notzing angeregt. Seine Darstellungen des „Hexenschlafes", seine Bilder „Das Wunder" mit der in einem Kreise von Mönchen sitzenden Stigmatisierten, „Die Krankenheilung" und ähnliche Schöpfungen hängen damit zusammen. An wie schwierige Dinge er in dieser Richtung sich gewagt, zeigen vor allem auch seine späteren Bildnisse des italienischen Mediums Eusapia Palladino und der Schlaftänzerin Madeleine. Nicht ohne starke Wirkung hat er den wahnwitzigen Ausdruck tiefster Verzweiflung in den Zügen dieser für eine um den Gekreuzigten klagende Mutter und für die Darstellung einer „Kassandra" verwendet. Sind Kellers Schöpfungen dieser Art auch nicht immer sympathisch, so legen sie doch Zeugnis ab für den tiefen Ernst, mit dem er allen Regungen der Psyche, besonders der

Ausschnitt aus dem Gemälde „Auferweckung" in der Pinakothek zu München. (1886.)
(Verlag von Franz Hanfstaengl, München.)

weiblichen nachgeht, und daß es nicht die Toiletten sind, derentwegen er mit Vorliebe Frauen malt. Und wenn er jahrelang in der Münchner Anatomie Studien nach weiblichen Leichen zeichnete und malte, so geschah das ebenfalls nicht, um seinen Ruf als Maler schöner und eleganter Frauen, sondern um seine Kenntnisse vom Wesen der Seele, des Todes und des Lebens zu erweitern.

Die Jahre 1882 und 1883 brachte Keller größtenteils in Paris zu. Er suchte sich dort als Maler zu vervollkommnen, und in der Tat ist in den Jahren danach sein stärkster künstlerischer Aufschwung zu konstatieren. Nicht nur, daß in der Zeit von 1885 bis 1890 seine bewunderungswürdigsten Bilder, die römischen Studien, „Die Auferweckung", „Der Hexenschlaf" entstanden sind; er malte auch in diesen Jahren seine meisterhaften Bildnisse. 1888 das Porträt seiner Gattin in weißer Robe, das die Neue Pinakothek besitzt, die verschiedenen Bildnisse der blonden Frau von Le Suire, von denen das schönste die zarte Erscheinung der Dame in schwarzer Seidenrobe auf grauem Hintergrunde darstellt, das Porträt seiner stehenden Gattin in schwarzer Toilette, die Bildnisse der Frau Else Fleischer und 1889 das imposanteste repräsentative Frauenbildnis, das je ein deutscher Maler im XIX. Jahrhundert gemalt: Das Porträt der schönen und stolzen Frau von Kühlmann. Dieser Höhenzeit von Kellers Schaffen gehört übrigens auch die einzige von ihm herrührende Darstellung offiziellen Charakters an, die Übergabe der Leiche des 1800 im Gefecht bei Obenhausen gefallenen französischen Generals Latour d'Auvergne an die zu diesem Zweck 1889 nach Obenhausen entsandte Kommission der französischen Republik. Mit diesem Werke lieferte Keller den Beweis, daß ein wirklicher Maler auch aus einem militärischen Bilde ein Kunstwerk machen kann, daß eine Wiedergabe von Uniformen, Waffen, Fahnen und Fräcken korrekt sein kann ohne durch unkünstlerische trockene Sachlichkeit abzustoßen. Wie fein klingen in diesem Bilde das Blau der Uniformen und die Farben der Fahnen in der Luft wieder! Wie interessant ist der an sich gleichgültige Vorgang als Bild gefaßt! Und von 1890 endlich ist das „Diner", das Bild, in dem Keller eine Darstellung des modernen gesellschaftlichen Verkehrs gegeben hat, wie sie treffender, geistreicher und künstlerisch reizvoller nicht zu denken ist. Ohne in irgendeiner Richtung tendenziös zu sein, zeigt dieses Werk all das Oberflächliche, Fade und doch in seiner Weise Anziehende der Geselligkeit in einem Hause, in dem Reichtum, Eleganz und Schönheit sich begegnen. Es ist so voll von Leben und Wahrheit wie von feinen Beobachtungen. Wie der Herr im Vordergrunde sitzt; wie die vor der zweiten Tafel stehende Dame zu ihm herüberspricht; wie der Herr hinten mit den ineinander gefalteten Händen mit der Dame zur Linken konversiert — das läßt sich weder natürlicher noch feiner schildern. Auch dieses Bild hat in der zeitgenössischen europäischen Malerei nicht seinesgleichen.

Die Höhe dieser Kunstleistungen, ihre Schlagkraft hat Keller in der Folgezeit nur hier und da wieder erreicht. Gewiß in dem Bildnis seiner Gattin von 1896, das die anmutige Frau in eleganter schwarzer Straßentoilette mit rosa Devant darstellt, sicherlich auch in dem großen Bilde „Die glückliche Schwester" mit den lichterhaltenden Nonnen, die im Gebet die Bahre einer gestorbenen jungen Klosterfrau umknien und dabei, halb mit Grauen, halb mit Neid, auf das friedvolle, schöne Gesicht der Toten blicken, und ohne Frage in den verschiedenen Darstellungen des „Parisurteil", auf denen lichtgebadete Frauenleiber so heiter-göttlich aus sonnigem Grün leuchten. Aber es ist auch für den besten Künstler schwer, seine vorzüglichsten Werke zu übertreffen. Und je mehr Erfolge ein Maler gehabt hat, um so dringender werden von ihm immer neue und immer noch bessere Bilder verlangt. Dazu gehören freilich außerordentliche Kraft und Ausdauer. Daß diese Keller nicht fehlen, bezeugt er nicht nur durch unermüdliches Arbeiten an der Steigerung seiner künstlerischen Fähigkeiten, sondern auch durch die Beharrlichkeit, mit der er sich immer neue malerische Probleme, immer schwierigere Aufgaben stellt. Es gibt auch unter seinen späteren Bildern kaum eines, das nicht in irgendeiner Richtung interessant wäre; denn um gleichgültige Dinge zu produzieren, dazu ist Keller ein zu geistvoller und zu gut erzogener

Studie zu dem Gemälde „Die glückliche Schwester." (1893.) Im Besitz der Sezessions-Galerie in München.

Mensch. Er weiß, daß nichts sicherer das Interesse für eine Frau wie für einen Mann und vor allem für einen Künstler töten kann als langweiliges Verhalten, und daß wer nichts zu sagen hat, lieber schweigen soll. Jedenfalls malt ihm immer noch kein anderer lebender Maler Bilder wie seine „Kreuzigungen", „Versuchungen", „Märtyrerinnen", „Somnambulen", „Tänzerinnen" und „Pariserinnen" nach und noch weniger seine Bildnisse schöner Frauen.

gebeugt, aber doch die Schaffenslust des Künstlers nicht zerstören können. Keller suchte und fand Trost in seiner Arbeit, und es hat ganz den Anschein, als ob sein Talent sich noch einmal zu einer neuen Höhe heben möchte. Er ist seit etwa 1908 zu der Parole seiner Jugend zurückgekehrt, die da lautet: Zuerst sehen und dann denken, oder auch: Nichts malen, wovon man nicht entzückt ist. Was für reizende Vorwürfe hat Keller in den letzten Jahren entdeckt!

Das Urteil des Paris. Gemälde vom Jahre 1891 im Besitz des Herrn Georg Hirth in München.

Die Lebenszuversicht und Lebensfreude, die aus des Künstlers Bildern leuchtet, hat vor einigen Jahren eine schwere Erschütterung erfahren, und es ist wie ein Wunder, daß er diese zu überwinden vermocht. Er verlor im Laufe weniger Monate durch einen Unglücksfall seinen einzigen hoffnungsvollen Sohn und die über alles geliebte Gattin, die den Verlust ihres Kindes nicht zu überleben vermochte. Dieser Schlag hat zwar den Menschen aufs tiefste nieder-

Manchmal waren es nur entzückende Toiletten, die sein Malerauge berückten, manchmal aber auch wirklich schöne Frauen oder ein so graziöses Persönchen wie die Schauspielerin Camilla Eibenschütz, die er in der Rolle der Myrrhine in Aristophanes' heiterer Komödie „Lysistrata" gemalt hat. Und daß er als Porträtist schöner und distinguierter Frauen immer noch ohne Rivalen ist, bewies er erst wieder auf der diesjährigen Münchner Sezessionsausstel-

Camilla Eibenschütz
als Myrrhine in „Lysistratra von Aristophanes".
Gemälde von Albert von Keller vom Jahre 1910.

Bildnis von Frau von Kühlmann. Gemälde vom Jahre 1889.

lung, die er mit drei ganz intim gemalten Damenbildnissen beschickt hat, von denen jedes in seiner Art ein Meisterstück vorstellt. Auch das oft von ihm behandelte Thema der Hexenverbrennung fand sich dort in einer neuen Variante unter dem Titel „Höllenfahrt". War auf den früheren Bildern dieser Art allerlei Volk zu sehen, das mit neugierigen oder entsetzten Augen das Hexlein auf dem Scheiterhaufen anstarrte, so ist dieses Mal die Zauberin allein sichtbar. Rauch umwallt sie, und die lüsternen Flammen haben eben bis auf einen armen Fetzen das schwarze Schleiergewand aufgezehrt, in das man sie gehüllt hatte. Nun züngeln sie nach dem jungen Leibe der schönen Gefesselten, die lächelnden Antlitzes darauf wartet, daß der höllische Buhle sie aus der Feuersnot erlöse.

Die Versuchung liegt nahe, Albert von Keller, als von dem belgischen Maler Alfred Stevens beeinflußt hinzustellen, der sich in ähnlicher Weise als Maler eleganter Damen betätigt hat. Indessen die Ähnlichkeit zwischen den Künstlern ist nur sehr äußerlicher Art. Sie besteht allein darin, daß beide genrehafte, intim durchgebildete Frauenporträts in kleineren Formaten geschaffen haben. Aber einmal bilden diese Arbeiten nur einen geringen Teil von Kellers Werk; sodann ist er in seinen Schöpfungen dieser Art weniger äußerlich als der ganz pariserische Belgier, und endlich hat er eine so große Zahl lebensgroßer meisterhafter Bildnisse und eine so stattliche Reihe eigenartiger und bedeutender Kompositionen geschaffen, daß er Stevens in jeder Beziehung weit hinter sich läßt. Und schließlich: besteht nicht zwischen allen hervorragenden Künstlern eine Art Verwandtschaft, eine gewisse Zusammengehörigkeit? Empfindet man sie nicht in jedem Museum vor den Hauptwerken der verschiedensten Kunstperioden? Was diese Einheit schafft, ist die Gesinnung, aus der alle großen Kunstwerke geboren werden, das inbrünstige Verlangen aller wahren Künstler, etwas unerhört Schönes, Eigenes und Bedeutungsvolles zu schaffen, das beste Vorhandene zu erreichen und womöglich zu übertreffen. In diesem Sinne bilden die vorzüglichsten Künstler aller

Zeiten und Nationen eine einzige große Gemeinde und Partei. Und nicht nur in den Werken, sondern auch in den Überzeugungen. Aus welcher Richtung sie auch ihrem Ziele zustreben mögen — an diesem selbst treffen sie immer zusammen.

„Ich habe, unabhängig von jedem System und ohne mich einer Partei anzuschließen, die Kunst der Alten und der Neueren studiert. Ich habe die eine ebensowenig nachahmen als die andere kopieren wollen; ich habe auch nicht daran gedacht, zu dem nutzlosen Ziele des l'art pour l'art gelangen zu wollen. Nein! Ich habe ganz einfach aus der gesamten Kenntnis der Überlieferung die begründete und unabhängige Empfindung meiner eigenen Individualität schöpfen wollen. Wissen um zu können, das war meine Absicht; imstande zu sein, die Sitten, die Ideen, das Wesen meiner Epoche

Cassandra. Gemälde vom Jahre 1904.
Im Besitz des Freiherrn Dr. Albert von Schrenk-Notzing in München.

nach meiner Schätzung zum Ausdruck zu bringen, nicht nur ein Maler, sondern auch ein Mensch zu sein, mit einem Worte, lebendige Kunst zu machen, das ist mein Ziel.“ Möchte man diese Sätze nicht für ein Selbstbekenntnis Albert von Kellers, für das Programm halten, nach dem er gearbeitet? Aber sie entstammen dem Manifeste Gustave Courbets, mit dem er 1855 der Mitwelt klarmachen wollte, daß der Name „Realist“, den man ihm gegeben, in keiner Weise zu seinen Leistungen passe, daß seine Werke überflüssig seien, wenn es anders wäre. Name ist Schall und Rauch. Auch Kellers Eigenart als Maler soll mit dieser Darstellung seines Wirkens nicht etikettiert, sondern nur der Schätzung derer etwas näher gebracht werden, die ihn als einen der vorzüglichsten deutschen Meister noch nicht gekannt oder erkannt haben.

Im Mohnfeld.

Tiefroter, dunkelroter Mohn
Im unbewegten Wiesengrund —
Und süß gedehnt wie Schwalbenton
Ward jedes Wort aus deinem Mund.

Und jedes Wort verhauchte froh,
Von heißem Atem eingehüllt;
Die roten Kelche glühten so,
Mit Sonne bis zum Rand gefüllt.

Und wie ein leises Lachen ging's
Durch die verträumte Blütenwelt,
Als zögen Selige zechend rings
In das verschwiegne, rote Feld;

Als schütteten sie manchmal Wein
Bei allzuraschem Trunk und Tritt
Aus Purpurbechern aus und ein —
Wir tranken unersättlich mit! —

A. K. T. Tielo.

Diner. Gemälde von Albert von Keller vom Jahre 1890.
(Original im Besitz des Herrn W. Ende in Berlin.)

Frau Utta und der Jäger.

Roman von Rudolf Hans Bartsch.

Es wartet in aller Natur. Es wartet.

Tief unten, in zahllosen weitauseinträumenden Schlängelwässern fließt die Save ins kroatische Land fort. Noch sind diese vielen Rinnsale da und dort unterm Eise; die Welle hebt sich aber wie ein quellendes Herz unter der Brust, das einer Erfüllung entgegenschlägt. Und eine Ahnung ist in den strahlgelben Weiden und in den hohen, kahlen Ulmen und Silberpappeln, in denen die Krähenschwärme lauern, sich überhebend, zerflatternd, auseinandereilend. Und dann schwingen die vielen Vögel sich mit weitvorgestreckten Beinen wieder ein. Da und dort ein karges Krächzen, und dann merken auch sie auf etwas, das zu ahnen ist.

Oben an der letzten Steilhügelkuppe der Uskoken, die so einsam und weitumschauend gegen die Save vorladet, hockt das Kastell Straža. Wache heißt das zu Deutsch oder Auslug. Es duckt sich unter ein alt moosrissiges Dach, und seine vier Rundtürme haben Fenster wie gramvolle Augen. Viel bewohnt sieht die alte Grenzburg nicht aus. Das sagenreiche Schloß aus Kralj Samo's Zeit, das schon Karl den Großen sah und Avaren, Hungarn und Türken, nun lauert es oben voll Trotz und Trauer und sieht rechtsab, linksauf ins Saveland und ins Steirische hinüber, das jenseits des Stromes dämmert, und ins Kroatenland, als erwarte es wen: den letzten Feind, oder die letzte Hilfe?

Es ist nicht bloß solch süßbange Schwermut in den Winterlüften: auch die Menschen trauern, und dennoch dehnt es ihnen die Herzen. Die Weingärten sind todwund: alle, alle ringsum, an deren Wurzeln die Reblaus saugt und die jetzt des Karstes und des Spatens harren, die sie ausrotten werden. Und doch ist auch ein schwüleres, lustvolleres Warten überall; denn Februar ist gekommen. Der stille Feiertag Maria Lichtmeß drückt über dem Leben des Landes, aber in den Adern der Bäume und der Quellentiefen und der Menschenleiber reckt es sich. In aller Natur hebt es sich und schweigt noch, aber wartet.

Neue Kräfte harren schwermütig des Rufes.

Das alte, würflige Schloß mit den vier Rundtürmen an den Ecken; das graue, wie in den Spätnachmittag hineingeschwiegen. Die Rüstern und Fichten ragen aufgereckt aus dem tiefen Burggraben zu seinen Fenstern empor, als umfragten sie es, ob darin alles tot sei.

Und nun sieht doch jemand aus einem der Fenster; es ist freilich nur eine alte Dame. Das Haar scheitelt still, ergebungsvoll grau über ihrer milden Stirne. Kummerrunen haben selbst diesen feinen Mund und die unsäglich guten Augen umzeichnen dürfen, und dennoch schauen die Augen in die Weite, nach der Straße, die sich unten längs der Save hingesellt, voll Liebe, ja voll Hoffnung aus. Es ist, weil die alte Baronin, die alles verloren hat: — ihren Eheliebsten, ihre Schönheit und Jugend, den alten Reichtum des Geschlechts, die Wälder und nun selbst die letzte Kraft des Schloßgutes, dessen Weingärten — es ist, weil sie doch noch eines besitzt: ihren Sohn. Nach dem blickt sie aus. Aber die Straße ist feiertäglich leer.

Drinnen im Schloß bei der alten Baronin ist lieb und gut sein. In den Außenmauern, im Dach, in den Rebenwurzeln nagt die Sorge. Drinnen ist noch alte, tiefbraun nußbaumene Pracht. Die ganze Flucht Säle ist so dicht vertäfelt, daß kein Windpfiff die traulichen Zimmer durchkälten könnte, so sehr die vier Wetterfahnen in diesem Winter über dem alten Schlosse vom Wahnwitz der tollen Lüfte gedrillt worden waren. Die Tische sind breit und schwer mit weitgeschränkten, wuchtigen Beinen, die Schränke voll Linnen, die Wände und Borde strahlen von Zinn, und das Leben des stolzen, heißen Geschlechts der Heydenreichs, das Jahrtausende durchbraust hat, sieht immer noch

in unsterblich scheinenden Farben aus kräftig bewegten Gesichtern, aus braunen, meist aber aus blaustrahligen Augen von allen Wänden in die traulichen Stuben hinein. Dicht umwohnen die Ahnen noch ihr altes Heim: schöne Menschen, groß und schlicht, freundlich herrschend oder stolz; und freilich die meisten von den Männern in Waffen, viele aber auch mit einem Buch daneben. Die Damen mit Briefen, Blumen; aber da und dort hat eine einen Sperber. Gejagt haben sie alle, die Heydenreichs, diese Menschen mit ihren übermütigen wilden Herzen.

Nun freilich sollte der Übermut zu Ende sein. Aber es ist ganz unmöglich, in diesen deutschen Zimmern zu verzagen. Sie sind ja noch alle da und drängen sich sehnsüchtig ins Leben zurück. Sie umwohnen die Enkel, lachen, strafen, blitzen sie an und zeigen, was das heißt: Kopf hoch!

Im Turmzimmer ist eine herrlich alte Uhr unter Glas, groß wie eine Prunkpastete, das Zifferblatt nach oben, als wär's ein Sonnenweiser, eine Silberschmiedearbeit des besten Augsburger Meisters aus der Zeit, als die Heydenreichs wegen ihres evangelischen Bekenntnisses zum ersten Male steirisch Land verlassen gemußt. Das Werk mit seinen Edelsteinen, eines Cellini würdig, steht tröstlich da und sieht aus, als könne das ganze Schloß entschuldet werden, wenn's ein Fremder kaufte. Aber es sind gar zu schwere Lasten über dem alten Straža, und jenes Familienstück ist das Heiligtum, das Glück und der Erbaberglaube der Heydenreichs, auch der allerletzten, die noch da sind: der Großahne, der Mutter, des Sohnes.

„Kommt der Hanns immer noch nicht?" fragt ein Mann am Rande der Fünfzig nach der Dame am Fenster hinüber. Das ist ein lieber Gast und gehört zum Hause wie das gute alte Getäfel und Zinn.

„Nein, lieber Doktor, nein."

Da tritt Doktor Urban mit ans Fenster und sieht zwischen den Baumzweigen über den Burggraben, über den Abhang und dessen Wipfel nach der weiten Stromebene hinüber. Die letzte Sonne hat Macht über den bisher grauen Tag gewonnen und färbt alles föhnhaft rötlichwarm. Es wird Tauzeit kommen. Die Sonne macht das Eis trüb erglimmen und verzaubert das Wasser zu geschliffener Bronze. Die Saveläufe strahlen fast alle im Abendfeuer, und man sieht, wie weit draußen die weißen Reiher stehen und fischen.

Der Doktor sieht ihnen zärtlich zu. Unter seiner köstlich gewölbten Enthusiastenstirne leuchten die Augen auf. „Die ersten Reiher," sagt er. „Die Reiher. So früh im Jahre. Und überhaupt: es gibt noch Reiher in dieser stillen Weltferne."

Dann sehen sie beide den hohen, aufrechten Vögeln zu, die dort drüben um Beute ins Wasser starren.

Ein Druck, ein weicher, ferner, kurzgerundeter Plumps schüttert an die Fenster. Drüben von den Reihern legt sich einer weitgebreitet ins seichte Wasser, die andern entfalten die Schwingen und heben sich weißrosig glühend vor den violmatten Abendhimmel.

„Das ist Hanns gewesen," sagt die alte Baronin leise.

Doktor Urban zürnt. „Die ersten Zugvögel! So früh im Jahre! Die Propheten des Gotteshauches vom Mittelmeer. Die dort standen und bedeuteten, daß hier der Süden begänne! Und er schießt die Gesandten Gottes."

„Es war sicherlich ein schwerer, weiter Schuß. Hanns hat von der Straße über drei Arme der Save hinüberzielen müssen," sagte die alte Baronin entschuldigend, aber mit kaum verhohlenem Stolz.

„Ja, das macht die Sache allerdings besser," gab der Doktor ironisch zurück. Er drehte sich um und ging an den Wänden entlang. Alle die alten Heydenreiche fluschte er aus zornigen Augen an, revidierte sie alle ab. „Räuberbrut," murrte er vollkommen deutlich.

Die alte Dame lächelte.

Aus dem andern Zimmer, aus einer unmäßig tiefen Fensternische, die fast eine kleine Klausette ausmachte und auch dicht vertäfelt war, sagte eine zitternde, erwachende Stimme: „Hat der Hanns geschossen?"

„Hat er Sie auch noch aufgeweckt, Frau Gräfin?"

In der Fensternische richtete sich die Gräfin auf. Weiß war ihr Haar, und fast weiß auch ihr Antlitz. Sie war die Älteste

im Schloß. Die Baronin war ihre Tochter.

„Da ist es Abend, schau: da ist es Abend," sagte sie. „Wie das viele Gold und Rosenrot über dem Strome glänzt." Und sie streichelte mit zitternder, alter Hand eine Menge warmen Lebens, ein ganzes Nest junger Katzen nämlich, das ihr, gedrängt und gerollt, im Schoße lag und eifrig schlief.

Doktor Urban trat zu ihr und versuchte, den schönen Silberreihern, die so ungastlich aufgenommen worden waren, nachzuschauen. Aber die hatten schon längst den Horizont gewonnen, waren aus langgestreckten weißen Luftgespenstern immer kleiner und zierlicher geworden und immer rosenroter und dann im purpurnen Violduft der Ferne zerronnen.

„So, jetzt holt er ihn," sagte der unwillige Doktor, der sah, wie weit unten der junge Baron nach dem Reiher ins tote Wasser watete. „Schießt ein Geschöpf Gottes und zugleich seiner Großmutter Schläfchen in Stücke. Gauch."

„Du mein; ich habe genug geschlafen für demnächst! Ich und die Katzen! Bei Tag sind wir versunken und verdöst und dann die ganze Nacht wach. Ja, ja. Es ist doch nicht nett, daß wir alten Leute die Nacht durchwachen müssen, um auf die letzte zu warten."

„Es wird keine Nacht sein, Frau Gräfin." Der Doktor lächelte milde. „Es wird eine Heimkehr ohnegleichen: o, man braucht uns sehr dort drüben. Besonders uns anständigeren Exemplare. Man weiß schon wieder Verwendung für die Wunschgewalt, die in unseren Herzen so mächtig brennt."

„Sie Glücklicher, was Sie nicht alles durchschauen!"

Es pochte an der Türe. Die Post kam, wie stets am Abend. Für die Frau Baronin war unter anderem ein schwarzgerandeter Brief da. Für Hanns drei oder vier fröhlich bunte Ansichtskarten.

Die Baronin las und seufzte tief.

„Ist's was Schlimmes?" fuhr Doktor Urban auf.

„Nicht viel mehr, als was dem Reiher passiert ist," tröstete sie ganz sanft. „Lassen wir's bis nach dem Abendessen."

„Ach so. Es ist bloß wer ohne langes Umtun gestorben?"

„Hauptmann Raglovich."

„Der?" sagte Doktor Urban traurig staunend.

„Ja, der. Wir sprechen schon noch darüber.

⁂ ⁂ ⁂

Sie wollten nicht von trüben Dingen sprechen. Hanns war angekommen. Er hatte seinen Reiher mitgebracht, aber draußen im Walde lag allerlei Raubzeug, das er mit flinkem Feuerstrahl aus der Welt gezaubert hatte.

Zwei streunende Hunde hatten eine arme Häsin gehetzt, die schon schweren Leibes war und ihnen nicht leicht entkommen wäre. Den einen hatte er angepfiffen, und im Hui, wo das mordgierige Gejaff aussetzte und die Bestien unschlüssig stutzten, war auch schon die Kugel drüben, hinter der, viel zu spät für den Hund, der Büchsenknall über die Rauchwolke ritt, um zu warnen. Lautlos schlug die Bestie um. Der andere riß aus und bekam, wohl neunzig Schritte weit, einen derben Schrotschuß nachgesendet; der faßte wohl, denn laut heulend ließ der Hund von der müden Häsin ab und flüchtete dreibeinig zu seinem Bauern. Der wird die Faust ballen und wider den jungen Baron knirschen. Gleichviel. Wo wäre das liebe, angstreich lebende Getier des freien Waldes, wenn der Bauer die Welt kommandierte? Seit Jahrhunderten kein Reh, kein Häslein mehr und kein Feldhuhn. Nichts als Krähen und Häher durchkreischten die verödeten Wälder. Der Jäger allein hütet das traute Leben draußen im Freien; er, den man den Mörder nennt, trägt den Haß von Tausenden, nicht weil er schießt, nein: weil er hegt.

Hanns ist durch die Zimmer herübergekommen, wo ihm die alten Frauen entgegenlächeln. In den Stuben war noch die graue, aschentrockene Luft des letzten Wintertages. Er hat aber in den Kleidern schon den feuchten Geruch des schweigsamen Föhns mitgebracht, der erst vor einer halben Stunde ganz geheimnisvoll über alle Welt gesunken war und den Abend süßbang und so laulich machte, daß die Amseln vor dunkel aufbrechender Liebesqual sinnlos zu stammeln begannen und noch nicht wußten, was singen heißt.

Der Doktor empfing ihn ungut, als

Hanns so froh und nach lauter jungem Leben riechend hereinstolzte.

„Frühling wird's," sagte Hanns. „Mutter, Großmutter! Doktor! Es riecht nach Erde."

„So," murrte Urban trocken. „Und da müssen Sie gleich einem Dutzend armer Geschöpfe die Freude am Leben versalzen. Auf wieviel Morde sind Sie denn heute wieder stolz?"

„Ich? So fünfhundert Vogelnester habe ich vor Plünderung behütet: das heißt fünf Stück Häher. Dann ein paar Hundert jungen Rebhühnern sieben bestialische Feinde vom Halse geschafft. Sechs Krähen und einen Habicht. Liebster Doktor: wenn Sie sich heuer im Mai an dem Ruckſen der wilden Tauben freuen, denken Sie nur, daß es ohne jenen Schuß auf den Habicht im Holze sehr viel schweigsamer zuginge. Dann eine schwertragende Häsin im letzten Augenblick vor zwei bösen Bauernkötern behütet, die ich lange schon kenne."

„Ah," sagte die Baronin. „Der rotscheckige des Blaže Podgorschek?"

„Leider nur mit Schrot aus der Ferne angespritzt."

„Und der graue Schlächterhund des Ledinegg?"

„Der hat das rote Schußsiegel."

„Bravo."

„Gut, gut," machte der Doktor etwas ungeduldig. „Aber der Silberreiher? Ich weiß ja, wie schädlich er ist. Aber ich weiß auch, wie selten er ist und —" der Doktor hob in Rührung beide Hände gegen Hanns — „und wie schön er ist. So schön!"

Hanns war bisher in seiner Jägertracht dagestanden, wie er immer stand, auch wenn niemand mit ihm disputierte. Wenn er bloß was fragte. Den Körper halb im Profil zum Beschauer gedreht und auf dem vorderen Bein stehend, indes das hintere spielte und lässig war. Das hatte er vom Schießen. Es gab Leute, die beleidigt waren, wenn er so zu ihnen sprach, aber er meinte es gar nicht herausfordernd. Der Schütze saß ihm in jeder Sehne. Nun aber, als ihm Urban den Fischreiher vorwarf, zog er seine frischen, großen Augen von dem Antlitz des milden Arztes fort und senkte das runde Knabenantlitz zur Erde. Wie ein betretener Schüler sah er einen Augenblick zu Boden, der starke und schlanke Fünfundzwanzigjährige, und wie ein Bub zog er die Feuchtigkeit, die ihm der frische Gang in die Nase getrieben hatte, geräuschvoll in den Rachen zurück.

„Es waren halt hundertfünfzig Schritte bis hin," sagte er halblaut. „Und mit der Kugel! Das können nicht viele hier im Slawischen."

Der Doktor behielt seinen trockenen Ton. „Das also ist der zureichende Grund? Hm. Haben Sie keine bessere Ausrede?"

Der große Junge scheute immer noch zu Boden. Er war kein sonderlich geübter Dialektiker. Auf einmal sah er empor, und die aufrichtigen grauen Augen gingen gradaus nach den sorgenreich umfältelten des alternden Arztes.

„Ich will Ihnen meine ganze Philosophie sagen, Herr Doktor Urban. So wahr mir Gott helfe: ich selber wünsche mir, ob jetzt, augenblicklich, in einer halben Stunde oder in fünfzig Jahren, kein anderes Ende als wie ich es den Tieren des Waldes bereite, die ich so sehr liebe. Darum schieße ich ja mit Schrot so ungern; weil Leiden und Schmerz hinterher sein können; ich kann da den tödlichen Fleck nicht aussuchen. Mit der Kugel aber, mit meiner lieben treuen Büchse! Haben Sie den Reiher gesehen? Umgesunken, ausgebreitet und ohne ein Zucken. Ja, wahrhaftig: Gott schenke mir selber solch ein Ende, wie ich es den Tieren bereite! Anders kann ich nicht. Keine ganz einwandfreie Christlichkeit, liebster Doktor; o, ich weiß. Aber eine Kugel, so gut gezielt wie ich sie beinahe mit liebreicher Kunst nach dem Ziel zu setzen bemüht bin, an Stelle von würgenden Drahtschlingen, Krankheit, Wildkatzenkrallen oder gar dem angstreichen Gehetz durch böse Bauernköter? Da bin ich doch noch ein milder Freund . . ."

Es wurde zur Abendtafel gerufen. Seufzend reichte der Arzt dem jungen Mann die Hand. „Tun Sie halt, was Sie nicht lassen können."

Nach Tische sprachen sie von der eingelaufenen Post, und Frau Agnes, die Baronin, reichte schweigend ihren Trauerbrief dem Doktor hin. Der las, das feinschalige Haupt mit der hohen, schmalen, aber göttlich gewölbten Stirne in der nervenreich schlanken Hand. Die Augen liefen wehmütig und sorgenschwer über die

Zeilen hin und wieder. Unruhig strich er sich den ergrauenden Bart und das dunklere Haar, das von der Stirne schon recht weit nach hinten gewichen war.

„Armer Hauptmann. Hanns, Hören Sie zu; ich lese Ihnen vor. Er schreibt also: ‚Ich weiß, es ist ein Karzinom des Magens; soviel habe ich erhorcht. Die erste Operation war vergeblich. Nun bin ich stets dafür gewesen, ein ganzer Mann zu sein oder ein toter Mann. Zum Leiden bin ich nicht auf der Welt. Kann ich nicht mehr handeln, will ich doch ungehudelt leben. Dem Greuel zusehen, der mich zuschanden frißt, kann ich nicht. Ich weiß, wo der vierte Gehirnventrikel sitzt; dort macht eine Kugel das flinkste Sterben; flinker als man denken kann. Ich lasse alle Freunde in Liebe und Treue grüßen. Mögen sie so ganz und gar leben, wie ich es konnte. O, war die Welt schön!‘“

Der Doktor ließ den Brief sinken. Den letzten Seufzer hatte er mit solch seelischem Ausdrang vorgelesen, als stieße er ihn selber aus Todesnot hervor. Nun lagen ihm beide Hände vor dem Antlitz, obwohl alle am Tische unter sich schauten. Recht still war es. So still, daß man es einmal, zweimal auf dem braunen Nußholz des Tisches klopfen hörte; — und das waren fallende Tränen des Arztes, den noch niemand hatte weinen sehen.

Keiner von den drei feinbeseelten Menschen tat, als sähe er es. Die alte Gräfin nickte immerzu traurig auf und ab: ja, ja. Die Baronin ging ans Fenster.

Nur Hanns sagte leise: „Sehen Sie, was eine Kugel für ein Freund sein kann?“

Der Doktor sah wieder empor. „Der ganze Offizier!“ Er lächelte traurig. „Sterben mag er, leiden nicht. Der Doktor Vollrat hat was Ähnliches. Er weiß, daß er sterben muß. Aber er arbeitet weiter in seinem Sanatorium. Hart, aufrecht, pflichtfest. Dabei glaubt er nur an das stupide Nichts, über dem sein Hirn hoch als höchste Einsicht steht; — weiß, daß es mit ihm schäbig zu Ende geht — und arbeitet. Das ist geradezu schrecklich. Erbarmungslos bewunderungswürdig...“

Seine Stimme zitterte. Auch er stand auf und ging ein wenig im Zimmer umher. Mühsamer als sonst, wie es schien. Aber keine von den verehrten Damen und auch nicht Hannsens kräftige Jugend hätte der höfliche Mann mit der unliebsamen Mitteilung beschwert, daß auch er in seinem Innern den Totenwurm arbeiten wußte. Kein Mensch ahnte. Oder doch?

„Warum haben Sie Ihre Praxis so plötzlich aufgegeben, lieber Doktor?“ fragte die Baronin. „Gerade Sie haben soviel Leid gemindert!“

„Mein Gott, da war ein armer, tüchtiger Junge; mein Neffe. Der konnte auf meinen Platz hin heiraten.“

„Sie guter Mensch.“

In Wahrheit hatte Urban den Ruhestand noch aus anderen Gründen, die zu jenem hinzugekommen, gesucht. Er liebte die Natur so sehr. Die paar letzten Monate! Oder waren es gar zwei Jahre? Da wollte er recht innig mit ihr verkehren. Nun saß er als lieber Gast auf Straža, dort, wo die Welt noch unberührt und ursprünglich und wunderschön war; beseligend schön! Hierher reichte der anwehende Hauch vom Mittelmeer. Hier war noch Hochwald, und dabei begann der Orient ganz in der Nähe. Hier wollte er Abschied nehmen von der schönen Erde; täglich, stündlich; die Natur und das Weben seiner eigenen Gedanken tropfenweise kostend wie einen Trunk aus dem heiligen Gral. Und so genoß er voll Angst, litt voll Süßigkeit, lebte zehnfach inmitten seiner Todesschauer.

Aber er wollte nicht, daß die Freunde auch nur das geringste von den düsteren Schatten sähen, die sich nach ihm streckten. Auch jetzt wendete er schnell die schwergewordene Tischrede. „Baron Hanns, was haben denn Sie für Post? Ein himmelblauer Brief ist auch drunter? Oho!“

Hans legte seine Post auf den Tisch hin. „Da ist eine Karte von einem alten Jugendgefährten. Erasmus Botzenhardt heißt er und war mit mir in der Forstschule. Dem frißt das Heimweh schwer an der Seele, und er tut, was er kann, um sich südsteirische Erde zu erobern und an der Grenze zu leben und zu kämpfen. Die slowenische Hauptsparkasse wanke, meint er. Da werde Grund und Boden bald billig sein.“

„Ja,“ sagte die Baronin traurig. „Schloß Straža auch. Hast du nichts Besseres, Hanns?“

„Botzenhardt kündet uns auch Gäste an.

Den Maler Ramsel und den Religionsstifter Mückenbrünn."

„Den Mückenbrünn," lächelte Doktor Urban. „Den kenn' ich auch. Er will aus den Elementen des Christentums und dem heidnischen Naturkultus eine Religion hervorschmelzen. Er wird Sie sehr unterhalten; ein guter, lieber Narr und Kauz."

„Noch ein Gast wird angezeigt," zählte Hanns weiter vor. „Diesmal aber schon ein ganz feiner. Himmelmayer verspricht, ihn bei uns einzuführen. Der versteht was von Weibern."

„Na wer denn?" drängten die Damen.

„Die schöne Witwe von Rankenstein," sagte Hanns. „Die Utta Dressel!"

„Was, die will aus Wien zu uns her?"

„Nur auf ein paar Tage," lächelte Hanns. „Das verwöhnte Frauenzimmer wird uns Waldmenschen bald satt sein."

„Ich kannte sie schon als Mädchen," sagte die Baronin in Gedanken. „So schön, so gesund! Immer ein wenig launenhaft, ein Hauch von Frivolität, aber sonst ein Geschöpf, neben dem einem so recht das Herz aufging. Ja, die ist nun Witwe. Ihr Mann hatte nicht viel an ihr und sie wenig Gutes an ihm; ein grämlicher Hypochonder, aber reich."

„Da hat sie ihn Geldes wegen genommen?"

„Weiß Gott; eher aus Langeweile und um gänzlich frei zu sein. Sie war immer so eine Art weiblicher Hagestolz. Verliebt habe ich sie nie gesehen."

„Saperlot." Hanns lachte. „Das wird dann interessant. Nächster Tage will sie uns hier ihre Staatsvisite als Nachbarin machen. Sollen wir da nicht sämtliche kroatische Edelherren herüberladen, damit die auch einmal zu sehen bekommen, was man ganz was Feines nennt?"

„Ich denke, wir genießen sie zuerst für uns allein. — Wenn ich nur nicht immer an diesen armen Raglovich denken müßte, mit seinem schrecklichen Ende."

„Das ist die Welt," lächelte Doktor Urban. „Oft im Geviert eines Zimmers zusammengedrängt das Grauen des trostlosesten Todessiechtums und das üppige Blühen, Sprühen und Lachen einer köstlich schönen Frau. Freuen wir uns, daß zu uns die Schönheit kommen will."

Und nach einigen Tagen kam wahrhaftig Frau Utta Dressel vorgefahren. Hanns saß auf seinem Zimmer und ölte seine Gewehre; der mußte sich also erst waschen. Die alte Gräfin Großmutter schlief. Die Baronin war ein paar hundert Schritte weit in der Nachbarschaft und feilschte recht stark und klug mit einem Bauern um dessen Kuh. So wurde Frau Dressel in den Empfangssaal geführt und sah da gleich an allen vier Wänden die neunhundertzweiundfünfzig Rehkronen in dichtem Gedränge, lauter Trophäen, die Hannsens Vorfahren in den letzten fünfzig Jahren errungen und als aufhängenswert ausgewählt hatten.

„Nein so was," sagte die lustige Wienerin, streifte ihren großen schönen Schleier am breiten Hute rückwärts und sah mit goldbraunen Augen voll lachenden Staunens auf den Wandschmuck. „Die ganze Wand ist ja wie eine Riesenroßhaarkrempel."

Sie wandte sich zur Tür. „Mali," rief sie. „Bringen's die Blumen her. Alle Töpf' da herein, neben mich auf den Tisch, daß die alten Damen gleich was Hübsches kriegen."

Sie hatte aus dem Glashaus von Rankenstein alle ersten Neujahrsblumen geplündert und den alten Damen mitgebracht, von denen sie wußte, wie sehr sie sich an solchem Duft und Farbengemenge freuten. Es waren die schönsten Hyazinthenstöcke, die nun bald den ganzen Saal mit Leuchten und Duften erfüllten.

Frau Utta hatte ihren Pelz durch dessen eigne Schwere lässig herabstreifen lassen; er war hinter ihr auf einen Stuhl gesunken, und sie stand in einem hellen, beinahe frühjahrsfreudigen Besuchskleide, das Hals und Arme freigab, an den Tisch gestützt, schräge bei ihren Blumen lehnend, als Hanns eintrat und sie volle zehn Sekunden wie entrückt anstarrte.

Sie hielt stille, lächelte ihn an und blieb, wie sie war, ein wenig mit dem ganzen schlanken und dennoch formvollen Körper geneigt, weil sie den rechten Ellbogen tiefer an den Blumentisch stützte, indes sie die verkreuzten Hände in lieber Unschlüssigkeit vor sich herabsinken ließ. Aber selbst Hals und Haupt nahmen diese leise, sinnende und doch wieder ein wenig leichtmütige Neigung an, die etwas Hingebendes hatte. Hanns sah, wie die herrliche Gesundheit ihrer Brust mit den strotzenden Hyazinthen

daneben um die Wette blühte und drängte.

Wie der sinnliche, erregte Duft dieser ersten Blüten, die das Jahr der reichen Leute treibt, sich mit ihrer lächelnden, erwartenden Haltung einte! Das roch nach Erde und doch wieder künstlich nach Treibhaus. Das roch nach Jugendkraft und doch wieder nach den hold verlogenen Vergnügungen der großen Welt, nach den Bällen, von denen sie vielleicht kam. Trauer trug sie ja nicht mehr. Sehnsüchtig gesund und hysterisch: o, dieser erste Duft der Erdenkinder des neuen Jahres!

Und dieses prachtvolle Geschöpf mit dem schuldlos reinen, runden Antlitz, dieses Weib, das so gesund war, wie zur Mutter eines strotzend kraftreichen Geschlechtes auf die Erde gerufen schien, schloß halb die goldbraunen Augen, legte den Kopf noch weiter zurück und schien sich's wohlgefallen zu lassen, daß ihm die Stimme stockte. Sie lehnte, freute sich, dehnsam sich streckend, ihrer Schönheit und versteckte das jauchzende Lachen ihrer hellgoldbraunen Augen, bis er es über sich brachte, näher trat und eine wichtige förmliche Baronsverbeugung machte.

Da sah sie ihn an, ganz von aller Schalkheit abgetan, als ernste große Dame, neigte sich anmutreich, streckte ihm den vollweißen Arm entgegen, dessen Hand er nahm und küßte, als käme sie aus dem Himmelreiche. „Das ist wohl Baron Hanns? Der wilde, heidnische Jäger, der immer die großen Sonnwendfeuer auf den Bergen hat?"

„Das hat Ihnen Himmelmayer erzählt." Hanns lachte. „Ja, der war neulich in den Rauhnächten mit mir auf dem Gorianz."

„Sie, hören's," sagte sie leise und vertraulich an ihn herantretend. „Ein Weihnachtsbaum in Wien ist auch ganz was Schönes. Und Licht und Wärme und warme Menschenaugen und recht viel, viel Jugend oder Erfolg rund um einen herum. Möchten's denn das gar nie sehen?"

„Ich war doch meine letzten Studienjahre in der Stadt," gab er kopfschüttelnd zurück. „Das ist nichts für mich. Was zu haben war, davon hatte ich in sechs Monaten genug."

„Schauen's und mich treibt es schon wieder in den Fasching zurück —"

„Ja, Sie —" Er sah sie von oben bis unten an und ging sogar um sie herum. „So eine Frau sollt' immer zwischen vier Spiegeln stehen oder zwischen vierzig Paar Augen. Das ist freilich nichts für die Eulen im alten Dach von Schloß Straža."

„Na," sagte sie, „für da hinter der Save reicht's; es war ganz ein hübsches Kompliment." Sie entließ ihn mit der liebwertesten Neigung des schönen Halses. Der Schleier um ihren schwer federwallenden Hut bauschte sich, und sie ging der Baronin entgegen.

⁂ ⁂ ⁂

Den ganzen Tag war sie zu Gaste gewesen, hatte den alten Doktor verjüngt und die Damen mit ihren vielen Geschichten aus Wien gänzlich aufgeweckt und tausend Erinnerungen an ihre Jugendgeselligkeit in ihnen strömen gemacht. Hanns sagte ihr bald keine Komplimente mehr; er stritt mit ihr: diese ihre Welt sei nichts und sie selber bloß Blendwerk der Maja. Hier in Straža sei das große Geheimnis; sie solle doch mal da bleiben und zu Doktor Urban in eine wehmutreiche Schule gehen.

Sie nahm seine Kriegführung wie Komplimente hin, gab ihm in allem recht, und nur wenn er ernstlich böse ward, daß sie ihn gar so leicht nahm, legte sie den Kopf in die linke Hand und legte ihn wieder in die rechte Hand und sah ihn so von allen Seiten recht lieb und nachdenklich an.

„Echt ist er, der Baron Hanns," sagte sie. „Das weht einen wie Farnkraut und Buchenlaub an. Aber begreifen kann ich's nicht! Da ist einer fein durchgebildet, hat so viel Gelesenes recht in sich erfahren und durchrungen, könnte ein Stück Welt regieren und mit den Frauen handeln wie er wollte — und lebt dazu, um Rehböcke zu schießen." Und am Abend, als sie ging, stellte sie sich vor ihn: „Einmal muß ich mir Sie noch ansehen. Denn apart sind Sie... Hm. Also, ich dank' schön; es war ganz was Neues."

Seine blauen Augen sprühten zornig, ihre goldenen lachten aber hinein; da wurden die blauen kindlich und bittend. „Kommen Sie lange nicht mehr wieder? Sie Hauch aus der Welt des Erfolges und des Truges?" fragte er leise.

„Jetzt müssen einmal Sie zu uns hinaufkommen," sagte sie. „Ich will's Ihnen leicht machen. In Graz sehen wir uns vielleicht einmal; da komm' ich Ihnen

ohnehin auf halbem Weg entgegen. Denn bis ich wieder über die Save geh': o je! Was suche ich denn da?"

Und sie nahm Abschied.

Den ganzen Abend waren die Damen voll von ihrer Schönheit und leichten, lustigen Grazie. Wie sie herzig zu spotten wußte und plastisch erzählte und wie sie mit dem ganzen runden Antlitz plötzlich ernst und andächtig werden konnte, wenn Urban was Nachdenkliches sagte, und daß man ihren wegwandernden Augen ansah, wie sie ihm in Gedanken zu folgen versuchte. Ja, das wäre so eine Nachbarin. Die brächte das volle, lockende Leben mit sich. Schade, daß sie ihr Schloß verkaufen wollte. Denn es war mit der Zweck ihres Besuchs gewesen, hier anzufragen, ob die Damen wen wüßten; für das einsame, lästige Schloß im Steirischen, das sie geerbt hatte und mit dem sie nichts zu beginnen wußte.

„Ich war gar nicht oben," hatte sie gesagt. „Da liegt's wie über einer Erdrutschen. Ganz kahl geht's von der Terrasse bis an die Save herunter. Bloß hinten ist schöner Wald."

„Ja, so sind die Weingärten zu dieser Zeit. Die sollten Sie im Sommer sehen; da erstickt das Schloß beinahe in der grünen Umarmung dieser Reben. Kommen Sie doch im Sommer," hatte Hanns gebeten.

„Ach," hatte sie gesagt, „da müßt' ich den Zauberkasten bis dahin gar nicht anbringen."

„Gut; ich werde alle Käufer warnen."

„Sind's so gut!"

Nun war sie fort.

Seltsam, wie der Duft der Hyazinthen durch das ganze Schloß kroch. Er war aufwühlend, ahnungsreich; er bohrte sich in Hirn und Herz mit reizvoll schmerzlicher Erinnerung. Es war, als hätte sie ihn dagelassen, damit es ihm spottend wehe täte. So eine Frau kommt, lacht, spielt in leichtem Gespräche, sieht einen an, gibt einmal ihre warme Hand her, geht fort, — und das ganze Vaterhaus ist ein Abgrund von Leere und Unzufriedenheit. Einmal ein solches Geschöpf sehen, und schon brennt das Herz! Es wird dauern, bis Hanns sie wieder vergißt. Ist doch Doktor Urban selber voll von ihr, wie dieses Haus von dem Blumendufte, den sie hinterließ!

Und hätte er sich's verbeten, daß man am Tische von ihr sprach, acht, ja zehn Tage lang, da hätte die Mutter ihn wunderlich angesehen. Ihn, der immer von Herbheit, Reinheit, Stolz und Stärke sprach. So mußte er zuhören, wie sie alle verliebt waren, und mußte sie heruntersetzen, damit die andern nichts merkten.

Nach ein paar Tagen war es besser mit ihm. Bloß die Hyazinthen konnte er immer noch nicht riechen. Es riß ihm am Herzen, so oft er an den Blumen vorbeikam. Endlich ging er auf ein paar Tage in den Wald. Februar war's und keine Jagdzeit. Aber er schoß Krähen und Füchse; sogar einen starken Kuder. Beim Anblick dieses Wildkaters gedachte er einer seltsamen Geschichte, die sich zugetragen hatte im Schlosse Straža, wo man die Katzen so sehr liebte, daß selbst Großmutter stets ein ganzes Nest der zierlichen reinen Tiere im Schoß hatte.

Eine war dabei gewesen, die hatte man als letzte lebend in einem verlassenen Waldhause gefunden, wo ein ganzer Wurf verhungert und verlassen war. Hanns meinte gleich, da sei eine Kreuzung zwischen Hauskatze und Wildkater vorgegangen, und man würde das Kätzelein nicht zähmen können. Aber das Tier wurde so zutraulich und lieb, so drollig und rundpelzig, daß es trotz seiner kurzen, dicken Wildkatzenrute wie ein Kind gehätschelt werden konnte. Niemand fürchtete es, alle hatten es gern.

Dann in der Ranzzeit, mitten im starren, klingenden Frost, hatte es die traulich warmen Stuben fahren gelassen und war an das erbarmungslose Herz der Winterwildnis fortgestürzt. Wie seltsam jene Nächte waren! Wie das kleine Ereignis alle erregte und ihn am meisten. Als ahnte er, daß dieses Bild ihm einst in verhängnisreicher Stunde vor die Seele springen sollte, später einmal . . .

Mitten in dieser Waldflucht kam ein Brief von Frau Dressel an die Baronin. Und ob ihr niemand nach Graz entgegenfahren wolle. Sie sei ein paar Tage dort. Baron Hanns vielleicht?

⊠ ⊠ ⊠

Diese beiläufigen, leichten Zeilen fuhren ihm gewaltig ins Herz. Die kaum gestillte Unruhe ging von neuem an. „Das ist ja ein förmliches Rendezvous," hatte die Mutter gesagt: „Hanns, Hanns!"

Er überlegte. Soll ich? Was hat sie

mit mir vor? Heiraten will sie mich nicht; sie hat schon die honorabelsten Leute abgewiesen; elegante Jungen von höherem Adel als ich. Und dazu ist sie gleich alt mit mir. Liebschaften führt sie nie zu den letzten Folgerungen. Wozu nur also?

Aber da war die Idee zu einer Doppelbüchse in ihm und gärte mit verliebter Leidenschaft. Er schuf und schuf in Gedanken an dem herrlichen Gewehr, das wie ein alter Wender aussehen sollte: die Läufe übereinander und ganz kurz. Er mußte unbedingt jetzt schon dem Büchsenmacher die Ausführung aufgeben, sonst kam das Gewehr nicht bis Mai zustande, und er wollte es auf den ersten roten Bock führen.

Ganz kurze Läufe; ja. Und der Schaft bis zur Mündung. Recht altertümlich, so in der Art wie die köstliche Büchse, die sein Urgroßvater im Arme hatte auf dem Gemälde mit dem toten Luchs. Die Läufe geplißt. Goldeinlagen. Graues Wildwerk in köstlich halberhabener Jagdgravur . . .

Da fuhr er auch schon dahin, immer in seinen Traum von der neuen Doppelbüchse versponnen, und dachte nur dann und wann halb lächelnd an Frau Utta. Erst als der Zug durch das Grazer Feld fuhr, das rings von violbraunen Bergen umranftet, zwischen Winter und Frühling und von beiden bedrängt seltsam aussah, weich gelbrötlich, wie verschossener, ehedem grüner Sammet, und infolge der vielen Feldraine mit einem reichlichen Gitterwerk weißer Schneerinnen übernetzt, erst da erinnerte er sich, daß sein Bahnzug wenige Minuten vor jenem der Frau Dressel einführe. Mittag war es. Er konnte gleich auf sie warten.

Bald rollte auch der Wienerzug langsam vor die Halle, und aus einem der Fenster, erster Klasse, freilich! lachte die glückliche Frau ihm in die Augen. Er öffnete ihr die Türe, und sie kam heraus, ganz knapp in kurzem Rock. Der nie gänzlich in ihm auszutilgende Geschmack des Kulturmenschen ließ seine Augen freudig auf dem Schuhwerk und den gespannten schmalen Fesseln des schönen Fußes verträumen; dann half er ihr herab, und in solcher Nähe schien es, als wehten ihn wieder Hyazinthen an. Aber es war nur Täuschung. Sie roch warm und frisch nach Leben, sonst nach gar nichts, und beide lachten. Sie über seine Zerstreutheit und Verwirrung bei ihrem Anblick, und er über seine Gewohnheit, überall wie ein Waldtier nach Witterung zu schnauben. Und ehe sie noch etwas sagen konnten, war schon auch Kapellmeister Himmelmayer da; gut gelaunt und mit kühner Hutkrempe wie immer.

„Ah, die schöne Wienerin! Darf man sich nach dem Befinden selbstverständlich zahlreichen Verehrer erkundigen?"

Ihr Gepäck wurde herausgeschafft.

„— — welche mitgebracht?" fuhr Himmelmayer hinzu, indem er flink suchend zwischen den Koffern und Schachteln und in das Wageninnere sah.

„Nein," sagte die lachende Frau. „Jetzt sind ja Sie da."

„Ja, hm. Wenn's eben einer täte. Aber die Masse muß es machen, wie der Galizianer sagt. Hallo, Baron, wenn Sie mithalten wollten?"

„Womit?" fragte Hanns verständnislos.

„Die Zahl der Anbeter verstärken."

„Ja, o gern."

„Nun sehen Sie, gnädige Frau, daß Graz dichter bevölkert ist, als Sie annehmen. Wagen gefällig? Auto? Aeroplan?"

„Danke," sagte Frau Dressel. „Schicken Sie nur das Gepäck zur Gräfin Marelles voraus. Ich möchte gern zu Fuße bummeln. In der Luft hier ist südlicher Hauch. Baron Hanns! In einer Woche ist März!"

Dem jungen Heydenreich fuhr ihr Jubelruf durch alle Glieder. Nichts Wichtigeres in seinem Leben als Jahreszeit, Luftströmungen, kurz die große Wechselhaftigkeit der Natur. März! Ein sanftes, warmes Strömen entstand in ihm und reckte und preßte nach allen Seiten.

„Und Faschingmontag haben wir auch," rief Himmelmayer. Sie sehen, wir tun hier, was wir können, um Frau Utta bei guter Laune zu erhalten. Von Wien um Fasching wegzufahren! Was werden denn die selbstverständlich zahlreichen Verehrer — —"

„Sagen Sie mir lieber, wohin wir gehen sollen," bat Frau Dressel. Sie waren schon auf der Gasse.

„Bitte rechts. Die Annenstraße ist unschön. Hier hinten aber entwickelt sich ein Stück ganz altes Graz. Sehen Sie? Die ebenerdigen Häuser. Aber jedes Dachfenster ist bewohnt." Himmelmayer grüßte im Vorbeiwandern ein hübsches Mädchen an einem Giebelfenster mit der Hand,

und da es seine Art war, alle Menschen anzureden, so hatte er bald darauf ein Gespräch mit einem Bäckermeister vom Zaune gebrochen, der sich aus der offenen Tür seines Ladens die neue laue Luft ansehen kam und die geschwinden Wolken, wie sie von Süd nach Norden hoch über dieser niedrigen Dächergemeinde hingingen, um aus den Bergwaldböden der Obersteiermark Primeln zu rufen.

„O, schon Feierabend?" fragte der Musiker.

„Nein; aber meine Gesellen machen alle blau."

„Fasching, Fasching," tröstete Himmelmayer mit vieler Lust an dem Sinn der Bäckergesellen für die Freuden des Lebens. „Da haben Sie wohl auch Krapfen?"

„O ja. Wünschen die Herrschaften?"

„Bringen Sie nur," sagte der Kapellmeister. Und während der freundlich gesinnte Weißangestaubte in seiner duftenden Höhle verschwand, sah sich Himmelmayer zwei-, dreimal um und schoß dann gegenüber in eine kleine Weinschenke, vor der ein Hobelschartenschweif wehte. Auf einer schwarzen Tafel stand mit Kreide: Sausaler Eigenbauwein, Lt. 40 kr. Bald darauf war er wieder da, mit einem hohen Glase Wein, das etwa eine halbe Maß faßte, denn es war alt und schön geschliffen.

Frau Utta ließ sich lächelnd alles gefallen. Stets, wenn Herr Himmelmayer improvisierte, ward es was Reizendes; man mußte sich nur gänzlich hineinfinden.

Wirklich war die Stimmung des späten Frühschoppens köstlich. In der niederen Gasse schien die Südsonne bis an die Wand des Bäckerhäuschens herunter, und in dem geschützten Winkel neben dem charakteristischen Vorbau, aus dem die Semmeln ausgegeben wurden, stand eine altertümlich grüne Bank. Man konnte hier sehr gut im Freien sitzen.

Nun saßen sie, aßen Faschingskrapfen, und der Musiker reichte den Wein der gnädigen Frau. Die trank ein Schlückchen.

„Herr Baron, bitte," sagte dann Himmelmayer mit einladender Gebärde.

Frau Utta sah Hannsen von Heydenreich an. Die Stelle, wo sie getrunken, war noch feucht, und ihre halb offenen Lippen waren's auch. Die Sonne färbte den köstlichen Mund tief, wie wenn man zwischen rote Rosen schaut.

Ganz unbesonnen nahm Hanns das Glas und trank dort, wo Frau Utta gekostet.

„Ach!" sagte Himmelmayer. Dann bat er Frau Utta abermalen zu trinken, da er sich dasselbe Vergnügen gönnen müsse, wie Baron Hanns.

„Ja, daß ich ein Spitzerl bekomme," wehrte Frau Dressel. Aber trinken mußte sie doch.

Der linde, duftende Landwein erwärmte und belebte die drei Menschen und die kleine Szene so sehr, daß sie nach Jahren noch an den Sonnenkrapfenwinkel am Gries zurückdachten, wie an ein großes, flüchtiges, einziges Glück; voll Sehnlichkeit: so nichtig der Augenblick war.

Dergleichen erhöhende Lebensmomente wußte nur Herr Himmelmayer in Szene zu setzen, und keiner außer ihm.

Fast ungern, in einer Art wehmütigen Abschiedes gingen die drei aus dem lieben Mittagwinkel fort und durch die gänzlich stillen Gassen bis auf den Griesplatz.

„Hier überall ist es traut," sagte Himmelmayer. „Hier gibt es wenig Industrie. Die Transmissionsriemen der Ungenügsamkeit hören bald nach dem Bahnhofe auf, und in diesen Gassen rasselt, streikt und neidet nichts mehr. Denn warum? Die Ebene der Kornfelder, des Weizens, der Kürbisse und Sonnenblumen beginnt bald hinter diesen Häusern. Dahinaus geht die alte Landstraße und daherein kommen die Landleute, die noch soviel Zeit haben, samt ihren Produkten. Sehen Sie sich um auf diesem stillen Platze. Die Wirtshäuser leben von den Fuhrleuten. Die Gewerbsleute auch. Denn was sehen Sie? Eisenhändler mit Schaufeln und Gartenwerkzeug. Seiler. Nicht wahr, Herr Baron, es riecht nach Hanf? Sattler. Nicht wahr, Herr Baron, es riecht nach Pferdekummet? Dann Mehlmesser und Futterhändler; — 's ist eine stille Welt."

So still war diese Welt, daß von ein paar Buben einer herübergelaufen kam und die beiden Herren und die schöne Dame breitbeinig anstaunte. Gleich redete Himmelmayer ihn an: „Hast heut Schul?"

„Na."

„Gfreut di drüber?"

„Ja."

„Tut's Fleckerl werfen?"
„Na."
„Tut's Kugerln scheiben?"
„Ja."
„Hast kan Hut?"
„Na."
„Hast Läus?"
„Ja."
„Soll i dir's fangen?"
„Na."
„Magst an Krapfen?"
„Ja."

„Vollkommen ländlich," sagte Herr Himmelmayer. Er hielt noch in jeder Hand einen Faschingskrapfen; beide gab er dem Buben, der augenblicklich damit von hinnen stob, und hinter ihm drein das eroberungssüchtige Duett seiner Genossen, die das Geschenk gesehen hatten.

Als ihr Geheul in der Ferne verklungen war, schien der Platz doppelt so sonnig und still wie zuvor. Langsam gingen die dreie weiter; dann blieb Himmelmayer stehen.

„Der schwarze Bär," sagte er mit Zärtlichkeit.

Es war das Wahrzeichen des Wirtshauses, auf das er seine schöne Freundin aufmerksam machte. Die lustige Wienerin betrachtete lachend das aus Stein gehauene Untier, das mit schwarzer Ölfarbe glänzend angestrichen war und hellblaue Augen zum Himmel verdrehte, was einen drolligen Kontrast abgab. Auch eine Art Laterne hing vor dem Wirtshause, ein Lampenkasten, den wohl der findige Hausknecht aus schwarzem Zuckerpapier gefertigt hatte. Darin stand ausgeschnitten und mit rotem Seidenpapier verklebt das Wort: „Soiree"; natürlich das S umgekehrt. Am Abend sollte es als strahlendes Transparent zu Musik und Tanze laden.

„Da gehen wir her," rief Himmelmayer.

„Da gehen wir her," stimmte Frau Utta lustig ein, und Baron Hanns lief zu einer Ankündigung, welche ein alpines Kränzchen verhieß. „Also Kostüm," verkündete er.

„Abgemacht," sagte Frau Dressel. „Holen Sie mich um acht Uhr abends ab. Wir wollen mitten in die naivste Provinz springen."

Und alle drei freuten sich sehr.

Frau Utta Dressel hatte am Nachmittage eine Stunde und mehr vorausgeschlafen, damit sie am Abend frisch sei. Nun war es dämmerig geworden, und immer noch stand ihr Fenster offen, das in die Gärten ging. Obwohl Abend war, strich es lau über Gassen und Grünungen. So still war es, daß Frau Utta gar nicht glaubte in einer Stadt zu wohnen.

Endlich schloß sie das Fenster, kramte nach dem Kostüm, das sie sich hatte kommen lassen, und zog sich in einer eigentümlich lustigen Bangigkeit an, alles in der immer tieferen Dämmerung, so daß sie bald nur wenig im Zimmer unterschied und bloß das Rauschen der Seide und ihre leicht nervösen eigenen Atemzüge hörte.

Nun war sie fertig, wußte selber nicht, wie sie aussähe und ob alles wohl gelungen war, und mochte in einer eigenartigen, gelösten Schwäche doch kein Licht anzünden. Sie saß, und in und über dem Bauerndirnenleibchen, das sie sich um den Leib geschnürt hatte, ging ihr in Bangnis und träger Süße die atmende Brust. So dämmerte sie willenlos dahin.

Endlich schellte es, und die beiden Männer waren da. Sie hörte ihre Stimmen und wurde wieder weltlich und sicher.

Draußen tasteten sie nach der Tür. „Herein," sagte Frau Utta und lachte im Versteck ihrer Dunkelheit wie quirlendes Wasser, als die beiden überrascht in der geöffneten Tür stehen blieben.

„Oho, so in Finsternis?" fragte Himmelmayer. „Ist es vielleicht interessant, was man nicht sehen kann?"

„Nein, ich glaube ich bin fertig, Sie können immerhin Licht machen."

Als aber der Musiker ein Streichholz anrieb, blendete Frau Utta das Licht so sehr, daß sie den nackten Arm erhob und eine Zeitlang wie eine verschämte Bauerndirn vor den Freunden stand, denen sie mit abgewandtem Gesicht die Hand reichte.

„Ah!" sagte Himmelmayer.

Und in allen Gedankenwinkeln des jungen Waldedelmannes stürmte und brauste es: ‚Herrgott, wie schön! Wie gesund! Wie reif und blühend zugleich.' Denn das prächtige Weib sah in der prallen Landtracht fast noch schöner, ja, schöner aus als in den Kleidern, die sie sonst so gut zu tragen wußte. Sonst war ihre Pracht wie geheim, anmutig übergangen durch Linie und Faltenwurf, verschmiegt von Schleier und

Seide. Jetzt war all diese Schönheit fröhlich und deutlich und beinahe übermütig in ihrer Kraft und Sicherheit. Auch hoben die kurzen Röcke die Täuschung der Schlankheit auf, und das Weib war wie ein reifer Apfel, in den man krachend beißen möchte.

„Wie eine Ceres!“ rief Himmelmayer. „Frau Utta, Sie sind ein Prachtkerl!“

Frau Utta lachte Hanns in die Augen; denn der war gänzlich verwirrt. Ihm war, als sei seine geliebte Landnatur in das Weib gedrungen. Nun konnte er nicht mehr hadern mit der Städterin; mit ihrem hysterischen Hyazinthenduft!

Sie aber stand sicher und froh vor ihnen und wußte so sehr, wie schön sie war, daß es in ihr vor Übermut quoll und drängte.

Im Wagen dann sang sie beständig Steirerliedchen, die mannigmal recht keck gerieten. Himmelmayer suchte sie nur immer lustiger zu machen. Hanns aber war zumute, als wäre es Sommer; als säße er vor dem hypnotisierenden Wallen der grünsilbernen Kornfeldweiten und atmete den Duft des Ährenblütenstaubes. So glücklich, so gesund und lustvoll war dieses Weib, und in ihm war dasselbe Lebensgefühl wie vor Sonnwend, wo es am süßesten und schwersten in ihm wallte. Wahrlich, diese Frau war wie die Göttin des Sommers.

Ihre Art, da zu sein und sogleich ein glückseliges Erschrecken über alle Leute zu bringen, offenbarte sich am köstlichsten, als sie aus dem Wagen gestiegen waren und in die endlos große und belustigend niedrige Stube des Schwarzen Bären eintraten. Frau Utta voran.

Zuerst nämlich kiekste bloß der Klarinettist. Aber dann zog der mit dem Kontrabaß einen langerstaunten Strich, dem Flügelhorn stockte der Atem, und schrumms, war die Musik auseinandergerissen. Bloß der eine Geiger, der mit dem Rücken gegen die Türe saß, fiedelte noch ein paar Sekunden fleißig und schrill weiter, bis auch er sich umsah.

Im Rauch, im Dunste hielten sich die tanzenden Paare um Schultern und Leib, drehten sich nicht mehr, sondern traten bloß hin und her oder lösten sich gar von einander und äugten in stupider Überraschtheit nach der Eingetretenen. Und die an den Tischen hielten ihre Weingläser, wie sie sie eben hatten, halbhoch oder hingesetzt und drehten die Köpfe über die Schultern.

‚Sapperment,‘ ging es leise herum.

Himmelmayer aber wußte den Bann gleich mit seiner Harmlosigkeit zu brechen, die in allen Lagen natürlich blieb. Er trug einen Alt-Eisenerzer Rock, langschößig, und einen breiten Hut wie ein Brautvater. Nun patschte er in die Hände, gab der Musik einen Deuter, schnalzte und drehte sich auch sogleich, und die Instrumente setzten den Obersteirischen wieder fort, der abgerissen war. Da lachte Frau Utta, stemmte die Arme in die Seite und drehte sich wie ein großer, langsamer Kreisel, gab dem Brautvater dann die Fingerspitzen, sie schwangen die Arme hochauf, hinab, wieder hinauf, drehten sich im Tanze unter den hochgehobenen Händen schlingend durch und reigten so mitten in die Tanzenden hinein, die in ein fröhliches Beifallklatschen ausbrachen.

Sogleich war es, als gehörte Frau Utta allen. Und alle freuten sich, daß sie da war. Das Tanzen wurde schneller, gedrängter und lustvoller, Juchzer prallten empor, die Fiedeln gingen emsiger, das Hackbrett summte, und nur Hanns in seiner Jägertracht stand immer noch wie der deutsche Michel verdutzt an der Tür. Es fehlte ihm nur die Schlafhaube, und er wußte nicht, warum sein gemütliches und immerdar gar beruhigtes Herze nun so eigentümlich brannte, ja wehe tat.

Himmelmayer winkte sich im Tanz ein Gläschen Wein herbei, trank es aus, ließ es wieder füllen, nötigte vergeblich die lachende Frau dazu und benahm sich so zutäppisch wie ein echter verliebter Großvater, daß viel über ihn gelacht wurde. Frau Utta ließ er lange nicht los, und als es doch geschah, hatte sie gleich ein anderer in den Armen; ein schöner Mensch, noch stattlicher als Baron Hanns, nur gezierter und eitler.

Das war der Hauptgast des Schwarzen Bären und genoß großer Ehren dort. Eduard Rumreidl, ehedem Dragonerkorporal. Der schöne Edi hatte schon damals bei allen Generalsleichen den eisernen Ritter machen müssen; und als seine drei Dienstjahre aus waren, hatte ihn gleich die erste und nahrhafteste Leichenbestattungsanstalt der Stadt als Vorreiter

und Arrangeur ihrer langsamen Schwarzfestlichkeiten übernommen. In Graz wird außerordentlich eifrig gestorben, weil's gar viele Pensionisten gibt. Nun wirkte längst das Schauspiel der opulenten Generalsleichen verführerisch auf Hofräte und Sektionsvorstände; sie und deren Witwen wollten diesen letzten Trumpf gesellschaftlicher Größe ebenfalls ausspielen, und Eduard Rumreidl stand sich so gut, daß er viel Geld ausgeben konnte, im Wirtshaus und auch auf Liebe; wiewohl er in letzterer Betätigung auch Einnahmeposten hatte.

Sein häufiges Auftreten als schwarzer, herrlicher Reiter und Dirigent jener prächtigen Verwesungsouvertüren hatte ihn so berühmt und seiner selbst gewiß gemacht, daß er nun auch schon mit Frau Utta tanzte, hochauf und stolz elegisch; den zärtlich blond durchleuchteten Kräuselschnurrbart dicht neben den schweren braunen Zöpfen der schönen Bäuerin. Er trug eine Bergknappenuniform, und das Paar sah gut aus.

Hanns aber stand immer noch neben der Tür, bis ihm der Wirt ungefragt Wein brachte und einen Stuhl wies. Da saß er nun und sah mit Freude und Weh, wie echt die schöne, lustige Wienerin in der Landnähe dieses Kränzchens gedieh. Ihr Kostüm trug sie nicht wie eine Städterin, nein: es trug sie. Wie sie den verschlungenen Steirertanz nur gleich begriffen hatte. Voll Launen und Neckerei wich sie aus, stampfte, trotzte und war wieder besänftigt, und wenn sie sich weit zurückbog, so zerdrängte sie beinahe ihr Mieder, wie Äpfel ein Netz spannen. Ja, Himmelmayer hatte es hübsch gesagt: einen Kranz von Mohn und Kornblumen auf ihr volles Haar, und sie war die Göttin der Garben.

Sie tanzte mit allen, und wie glücklich.

Endlich war Hanns doch auch heran. Er wußte einen alten Ländler für Schwegelpfeife, Hackbrett und Zither; den gab er den Musikanten auf dem Podium an, und der Tanz schuf ihm geradezu Herzensnot, weil er ja die Geschichte einer Werbung angab und Frau Utta gerade ihm gegenüber mit viel Freude recht abweisend tat. Da warf er ganz desparat den Musikanten ein Fünfkronenstück hin und schrie: „Walzer!"

Die Kerle begannen auch gleich irgendeinen Gemeinplatz aus einer Operette, was ärgerlich genug nach der lieben launigen alten Steirerweise klang. Ihm aber wurde der dumme, platte Schlager wie ein Schicksal schwer, schön und bedeutsam, denn nun durfte er den Arm um Frau Utta legen. Ganz sorgsam tat er es, und als er sie nahe an sich hatte, kam er aus dem Takt und mußte stehen bleiben, so sehr zitterte er, und so ungewohnt war ihm die jähe Gunst.

Wenn er jetzt tanzte, ward alles gewöhnlich. Dann war es keine wunderbare Gnade mehr, daß er sie an seiner Brust hielt. Und im Gedränge blieb er, kaum leise den Takt mit dem Haupte neigend so stehen, wohl ein Schock Herzschläge lang, deren jeder wie eine Schußverletzung an all seine Nerven schlug.

Sie hing an ihm und wartete lächelnd. Als er aber den Arm immer fester um sie zog und gar nichts anderes beginnen wollte, merkte sie, daß sie eine Minute lang in einer sehnlichen Umarmung gewesen war. Ein wenig erschrak sie, ein wenig gefiel es ihr.

Dann sagte sie: „Es ist besser, wir plaudern, als wir tanzen." Und sie setzten sich unter die Musik, sahen ein wenig erregt in den Wirrwarr der Farben und Leiber, der schon auf zehn Schritte ob des Tabakrauches undeutlich wurde, und wußten nicht gleich was zu reden.

Der schöne Rumreidl kam auch bald und drang um einen Tanz. „Ich bin müde, später," bat sie. So wies sie drei oder vier ihrer ungeduldigsten Liebhaber ab: einen Farbwarenkommis, einen Musiklehrer, den Wagemeister des Platzes und dessen Freund, den Fleischbeschauer.

Himmelmayer, der Nichtswürdige, tanzte eben vorüber, als der letzte von jenen Eifrigen abgewiesen und vertröstet wurde. Himmelmayer hatte ein schlankes, vierzehnjähriges Mädchen in den Armen, das ihm sehr gefiel, rief aber doch hierüber: „Aber, Gnädigste! Einen Fachmann abweisen?"

Die Wienerin warf ihm einen Papierknollen nach. Dann erklärte sie Hanns lachend, was der Kapellmeister für einen ungezogenen Witz gemacht hätte, und Hanns lachte auch. Aber da kam schon wieder Herr Rumreidl.

„Nur noch fünf Minuten," bat sie.

Als er weg war, erzählte sie: „Jeder von denen möcht' gern wissen, wer ich bin."

„Und Sie, Frau Utta, was haben Sie gesagt?"

„Ich hab' ihnen meinen Namen ein bisserl verändert angegeben. Utta Rössel. Und wie sie wissen wollten, wer ich bin, hab' ich gesagt: ‚Die Witib nach' an' Kohlenhandla.'

Sie sagte das im ungenierteſten Wiener Dialekt, genau so, wie sie mit den Zierden der Soiree beim Schwarzen Bären gesprochen hatte. Auf diese mußte der unbekümmerte Vorstadtton der hübschen Frau geradezu aufreizend gewirkt haben, denn Frau Utta und Hanns hatten nicht einen Augenblick Ruhe. Die vier Verehrer, welche sie bisher nur an den Farben ihrer mit der ganzen Ahnungslosigkeit der Provinz gewählten Krawatten unterschieden hatte, machten sich ihr immer deutlicher, Rumreidl war alle halbe Minuten da, endlich kamen auch ein junger Fleischer, ein Seifensiedemeister und ein Volksschullehraspirant. Da ihr der letztere in seinem Delinquentenrock, der um die ohnehin schmale Brust noch zu eng war, unbändig erbarmte, erhob sie sich, tanzte mit ihm und ward damit von neuem die Beute der Heldenkräfte vom Gries. Besonders Rumreidl war unwiderstehlich. Er entriß sie dem Siedemeister, dem Fleischbeschauer und dem Wagemeister mit brutaler Gewalt, denn diese drei waren Volksschulkollegen, die er kannte. Die gefährliche Geisteswelt, als welche der Musiklehrer und der Schulbeflissene für ihn dastanden, ließ er gar nicht erst an sie heran. Zu sagen wußte er ihr wenig, außer daß er sie mit der verbindlichen Bitte: „Schönste Frau?" aufforderte und mit dem gnädigen Dank: „Schönste Frau" wieder hinsetzte. Griffbar zu werden, wie dies sonst beim Schwarzen Bären Hausbrauch und sein besonderes Talent war, wagte er noch nicht, da sie zwar lustig, aber stolz aussah. Endlich erwischte er sie zu einer Promenade und erzählte ihr von seinem düsterschönen Reiterdasein, machte die feinsinnige Bemerkung, daß der Kohlenhandel des weiland Herrn Eheliebsten der Frau Utta wohl sehr gewinnbringend gewesen sein müsse, und behauptete, als Frau Utta lächelnd schwieg, daß es Liebe auf den ersten Blick gäbe. „... was ein furchtbares Verhängnis und eine ganz scheußliche Situation für den ist, den sie trifft," schloß er und seufzte wie ein Schmiedeblasbalg.

Frau Utta, um noch mehr dergleichen lustige Auslieferungen herauszufordern, beging die Unvorsichtigkeit, geradewegs zu sagen: „Sie gefallen mir auch ganz gut, Herr Rumreidl." Sie wußte nicht, daß sie damit dem eitlen Leichenreiter, der von sich selber erfüllt war wie eine Faust von Deutlichkeiten, ein in seinem Sinn dickes Liebesgeständnis geliefert hatte.

Als sie wieder ein wenig bei dem ihr immer unruhiger nachschauenden Hanns ausruhen wollte, kam er gleich daher und bat um den Tanz. Sie wies ihn ganz gutmütig ab: „Ach, Sie müssen warten können."

„Wär' nicht schlecht," sagte er lachend, beugte sich vor, zog sie in die Arme und versuchte sie emporzuheben. Hanns aber griff an Frau Uttas Rücken in die derben, verschlungenen Finger des schönen Eduard, brach sie auseinander wie Blumenkohlrippen und gab dem wild emporfahrenden Dringling einen Rammstoß, der aus einer ganz gewaltigen Wut und Sehnsucht um Frau Utta entstanden sein mußte, denn der schwere Reiter schoß sechs Schritte nach rückwärts in das Bündel der Tanzenden, brach eine Bresche darein und fiel dennoch langhin, daß ihm die Beine in die Luft emporschlugen.

Himmelmayer allein, der in der augenblicklich entstehenden Stille, während die Musikanten verständnisvoll ihre Instrumente zu retten versuchten, zwischen Hanns und seinen aufstürmenden, pergamentgelb gewordenen Gegner sprang, hätte die beiden nicht auseinander zu halten vermocht. Frau Utta, es war eine Schande, hatte im Augenblick nur das lustvoll zuckende Gefühl: ‚Hei, wenn sie raufeten! Der Waldbaron!' Von ihrer Seite war wenig zu hoffen in dieser Sekunde. Aber da waren die Zurückgeschobenen alle: der Wagemeister, der Fleischbeschauer und der Seifensieder als musklige Widerpartner, der Musik- und der Schullehrer, besonders aber der Farbwarenbeflissene als Schreier. Eduard Rumreidl hatte alles gegen sich, sogar die Weiber, die wegen seines empörenden Abfalls zu dem fremden, erstaunlichen Nixweibe furios geworden waren.

Terracotta-Büste. Von Prof. Erwin Kurz.
In der Internationalen Kunstausstellung der Münchener Sezession 1911.

„Ruh geben, Eduard. Recht is dir g'schehen."

Freilich gab es auch Burschen, denen Hanns viel zu stolz, scheu und fein vorgekommen war, und die sofort mit Herrn Rumreidl gleiche Instinkte bekamen. Aber bis sich die Situation aus dem Gezeter zu einer handsamen Balgerei entwickeln konnte, waren doch einige Minuten nötig. Herr Himmelmayer zog sich den ihm bekannten Musiklehrer herbei, und beide drängten Frau Utta und Hanns aus der Stube. „In den Wagen, schnell in den Wagen!" rief er.

Draußen vor dem Hause schlief zum Glück der Kutscher in der lauen Föhnnacht auf dem Bocke. Er war ganz verwundert, als Himmelmayer ihm die Pferdedecken zuwarf, als das halbe Wirtshaus aufgeregt und laut zur Türe herausquoll, und Frau Utta blaß und eilig einstieg.

Hanns stand immer noch in der Türe und versah sich gegen Rumreidl, der wütig nachdrängte, zu einem gutgelegenen Faustheb.

„Hanns!" rief die jetzt geängstigte Frau: „Hanns!"

Aber es schien, als wollte der Baron raufen wie ein Weinküfer.

„Hanns, lieber Hanns!"

Es war aber eigentümlich. Beim Anblick des unnumerierten Wagens mit den Gummirädern und des Kutschers im Zylinder wurde die ganze sensationsvolle Menge scheu und tuschelig. Eine Art nervöser Ehrfurcht schoß in den Atem eines jeden, und der hochgemute Eduard wurde einen Augenblick an sich selber irre.

„Hanns!"

„Gnä' Herr?" rief der Kutscher.

Rumreidl war starr und sagte nichts mehr. Da bekam Hanns Angst, man könnte ihn erkennen, rief Himmelmayer leise zu: „Verraten Sie uns nicht," sprang in den Wagen zu Frau Utta, — zuschlug die Türe, die Pferde zogen an, und die Aufregung war vorbei.

Frau Utta und der junge Mensch hatten gar nicht bemerkt, daß Himmelmayer zurückgeblieben war, allein der Menge hingeliefert, die nun in vollster Erregtheit der Neugier emporbrauste. „Wer sind die? Was haben sie da wollen?"

Es war aber dem Musiker ganz behaglich, der Mittelpunkt einer Gesellschaft geworden zu sein, da er nach Herzensbedürfnis Märchen aufbinden konnte.

Er erzählte also, der er Frau Uttas Improvisation kannte, von der schönen, vermöglichen Witwe des Kohlenhändlers Rössel und ihrem Vetter, dem Forstadjunkten, der so eifersüchtig wäre und den sie keineswegs heiraten wolle, schon weil er zu jung sei.

„Wie alt?" rief der grimmige Rumreidl.

„Mitte der Zwanzig."

Rumreidl, der schon in den Dreißig war, strich sich stolzbehaglich den geringelten Schnurrbart.

So war aus dem Tanzkränzchen großes Geschichtenerzählen geworden. Himmelmayer nährte alle Hoffnungen: die der Marktgewerbsleute, des Farbwarenkommis, des Lehrkörpers und Rumreidels, versprach, die schöne Witib ohne den lästigen Forstcousin wiederzubringen, notierte sich ernsthaft den Namen des Vereins, der den Abend veranstaltet hatte, und begab sich dann mit seinem Mädchen, einer Zimmervermieterstochter, in den Hof, um einigen Schlußunterricht im Küssen zu erteilen.

⁂ ⁂ ⁂

Frau Utta und Hanns fuhren.

Frau Utta atmete schnell und tief, beide schwiegen, und dann und wann lachte die Frau gepreßt und nervös empor. Endlich wurde das Lachen freier, bandloser und lebhafter, zuletzt toll und endlos.

Hanns schwieg gekränkt.

„Mein Gott, mein Gott, es tut mir alles weh," sagte Frau Utta und lachte immer noch, schluckte dabei, schluchzte einigemal mitten in das Lachen, und dann glaubte Hanns immer noch, daß sie lachte, während sie schon längst erbärmlich ins Weinen geraten war.

Er wußte es erst, als ihm schnell nacheinander bei einem Schiefgang des Wagens drei, vier Tränen auf die Hand geträufelt waren. Nun erschrak er. Aber er dachte: ‚Hysterisches Frauenzimmer das! Sie ist doch nicht gesund!'

Dann erbarmte sie ihm. „Frau Utta?" bat er.

Nun weinte sie noch mehr, und ihm kam dieses Weinen unsäglich lieb und süß vor.

Er versuchte, den Arm um sie zu legen, aber sie wehrte kurz und weinte fort.

Da saß er hilflos. „Was ist denn? Habe ich Sie beleidigt?"

Sie sagte gar nichts, aber sie war fassungslos, wie unbrauchbar dieser Baron sei. Den als Mann? Blamieren würde er sie; je mehr, desto weltsicherer die Gesellschaft wäre. Mit Eifersucht quälen auch. Und dann, wenn er vierzig war und sie auch, sie von sich stoßen wie den Rumreidl im Wirtshaus. Alles sah sie klar; sein ganzes Wesen und die totale Unmöglichkeit, Gefallen an ihm haben zu dürfen.

Deshalb weinte sie so sehr, ließ ihn durchaus nicht nahe an ihr sein, wehrte seine, ihr liebe Stimme ab, stieg resolut aus dem Wagen, als sie zu Hause war, sagte kurz „Gute Nacht!" und gar nicht „Auf Wiedersehen!" Und am andern Tage fuhr sie nach Wien.

In der Zeitung stand aber drei, fünf und sieben Tage nachher folgende Annonce: „Fasching-Dienstag, Schwarzer Bär! Entzückende Witib vom Griesbauernball wird von ihrem allertreuesten Tänzer kniefällig und in ehrbarster Absicht um Lebenszeichen gebeten. Antwort unter ‚Trauerpferd und Kohle' an die Expedition der Tagespost'."

Himmelmayer sandte die Zeitungsausschnitte nach Wien und versah sie mit Glossen. Aber der schöne Herr Rumreidl wartete vergeblich.

⁂ ⁂ ⁂

Wie in diesen Gemütern, so saß das Gedenken der schönen Wienerin auch im Herzen des jungen Heydenreich. Er schämte sich anderntags unbändig und bewunderte noch lange nachher ärgerlich lachend seine Fassungslosigkeit an jenem Faschingsabende, da er beinahe in schwunghaftes Geräufde mit Troßknecht und Fleischergesell geraten wäre. Er verwünschte die Frau, die ihn so sehr gedemütigt hatte, aber sie war unvergeßlich. So stark besaß ihn der Gedanke an das volle, gesunde und doch wieder, wie er sich ausdrückte, stadtrüchige Weib, daß er beinahe vergaß, sich seine schöne, kostbare Doppelbüchse zu bestellen.

Als nun das dennoch abgetan war, fuhr er in einem unsäglich süßen Wundsein, das ihn traurig und lieb durchglühte, nach Straža zurück, wo er ein paar Tage gegen Doktor Urban, Großmama und Mutter betreten und ein bißchen fremd war. Da aber bald Schnepfenzeit wurde, schob man's im Schlosse auf den herannahenden Frühling. Bald verschwand er auch auf mehrere Tage im Walde, weit nach oben, wo ein einsames Jägerhaus unter den hellkahlen, silberstämmigen Edelkastanien stand, und von wo selbst die scharfen Ohren der alten Damen seine Büchse nicht mehr hörten — geschweige denn seine Seufzer.

Mit denen ward es ja auch bald besser. Es folgte eine frischere Zeit. Zuerst kamen die ahnungsreichen Schnepfenwochen. Die Amseln verkündeten sie. Denn eines Abends, als es schon undeutlich im Walde wurde, erschrak das wehe Herz Hannsens vor dem leidenschaftlichen Laut der Natur. Eine Amsel jagte die andere. Noch war es kein Lied; bloß das wilderregte Schackern riß sich durch sein Herz hindurch. Und jenseits des Grabens wieder: wildes Blätterrascheln, Flügelgehuder und dann das scharf erregende tak tak tak tschrrr. Die ersten Pfeile des kleinen Gottes sausten im sonst betäubend stillen Walde.

Darauf ward es wieder still; wie verzaubert. Dieses Durch-den-Wald-gehen war, als durchschwämme man einen See, in dem es ganz laue Stellen gibt. Ohne daß Hanns wußte warum, schien die abendschattige Luft plötzlich aus kühlem Blau in Violett zu wechseln und umschlug ihn warm, wie eines lieben Weibes Abendmantel. Meist umdrang ihn zugleich Veilchenduft. Oben schoben sich die Wolken unrastvoll über den hochauf horchenden Stämmen, ließen grünblasse Himmelsstellen frei, und tief im Walde blinkte dann ein stilles Wasser das scharfe Abschiedslicht zurück: recht überraschend und zaubergeheim war es, woher es jenes Licht im nächtigen Walde aufzufangen wußte.

Und dann erschrak eines Abends der ganze Wald in gesträubter Süße vor dem ersten Flötenrufe der Amsel. Die wonneschwülen Abende mehrten sich, und die Kastanienwipfel mehrten sich, von denen die Amseln dem sich verhüllenden Lichtgotte nachlitaneiten.

Dann kam es über die lichten Waldstellen lautlos dem blassen Himmel vorbeigehuscht. Nur selten quarrten und gluckten

die verliebten Dämmerungsvögel; meist waren sie still und überraschend wie Eulen. Wenn die Amseln einsilbig worden waren, dann kamen die Schnepfen. Und so war wieder herzerregende Jagdzeit da.

Das waren Nächte, das waren Tage! Das Leben kribbelte den Sträuchern gründränglich in allen Fingerspitzen und preßte und zersprengte sie fast vor Liebe und Lust der Ausfahrt ins Leben, und der Buchenwald wurde immer hellroter und die Birken purpurn, vor lauter Drang. Hanns kam gar nicht mehr aus den Bergen herunter. Er sandte bloß Schnepfen und einmal einen Auerhahn, und dann und wann einen Fuchsbalg als Zeichen, daß er dort oben als Herr über Leben und Tod werkte. Dieses Tauen und Rinnen, diese tiefe Erregung des geheimen Tierlebens ging ihm durch Mark und Bein. Er liebte sie alle mit wilder, gieriger Liebe, Schnepfe und Urhahn und Reinhard Fuchs, und dennoch fuhr er mit Strahl und Knall dazwischen. Ein seltsamer Wahnwitz, eine wehe Lust, in diese Welt, an die er so inbrünstig sein Herz hinpreßte, den jähen, geschickten Jägertod zucken zu lassen. Ein süßer Zwang, wehe zu tun, wo er am liebsten hätte schaffen mögen. O, hätte jeder zweite Schuß die Gewalt gehabt, aus einem Tannzapfen, den er abschoß, wieder einen Urhahn zu machen, der das Leben des eben getöteten geschenkt bekam!

Sorgfältig übte er Hege, und seine Kugel galt dem Räuber mehr als dem Nutzwild. Nur wo auch das Raubtier selten und edel war, da ließ er die Hand vom Büchsendrücker. Er hatte Luchse im Revier und Wildkatzen; aber gänzlich rottete er sie nicht aus.

So wußte er am letzten Berge seines Reviers, der mit rüstig hohem Waldherd und Felsensteile hart an der Save emporbrängte, einen Goldadlerhorst. Den allerletzten vielleicht in Krain. Jahr für Jahr ließ er die stolze Brut ausfliegen und tat den Vögeln, bei deren Anblick sich sein Herz ingrimmig vor Beutelust und Liebe zusammenzog, kein Leides.

Es war wie Blutsverwandtschaft, was er fühlte; und wenn ein Slawe einen jener hehren Vögel geschossen hätte, er hätt' es gerächt! Aber es blieb stets nur dieser eine Horst. Seeadler, Schlangenadler gab es wohl; aber den edelsten Vögeln schien keine Vermehrung gegönnt. Die Brut flog aus und fort; — wohin, das brachte er nimmer an den Tag.

Nun waren sie wieder da, seine Geschwister Adler. Er besuchte sie und sah ihnen zu, wie sie in herrlichem Fluge ob ihrem Horste kreisten. Und wenn sie sich in die Bäume einschwangen und die Äste sich unter der mächtigen Last so tief bogen, daß sich die Adler flatternd halten mußten, dann blühte sein Herz vor Unbändigkeit, daß er, er ihr Schirmherr sei!

So war es über Okuli, Lätare und Palmarum gegangen. An diesem Tage hatte er seine letzte Schnepfe ins Dorf hinabgetragen. Er war so vergnügt, so leichtsinnig, daß er gänzlich vergaß, wie wenig ihn der slawische Pfarrer liebte. Dem begegnete er. Breites Antlitz, niedrige Stirn, kniffig schwarze Augen voll Mißgunst und ein gelbes Antlitz. Kein Gefäß der Liebe Gottes, ach nein. Ein Mann des Rassenhasses.

Und Hanns schwang ihm die Schnepfe entgegen. „Die soll schmecken, Hochwürden!"

„Wem?" fragte der Priester zweifelnd.

„Mir!"

„Euch schmeckt alles, was andern gehören sollte."

Nun fragte Hanns: „Wem?"

„Dem Volk, dem diese Erde, dieser Wald und dieses Wild von Gott gesetzt ist."

„Hochwürdigen, halten zu Gnaden in Ihrer Weisheit! Wenn Ihr Volk Macht über das arme Wild hätte, es gäbe seit tausend Jahren keines mehr. Ich hätte Ihnen die Schnepfe beinahe schenken wollen, weil gar so ein leichtsinniger Tag ist heute. Aber jetzt wird sie mir doppelt schmecken."

„Ein leichtsinniger Tag, Palmensonntag? Ah, das ist gut; das wußte ich bisher von der Kanzel nicht zu verkünden."

Hanns hörte nicht. Er schwang seine Beute zum Gruß und ging singend weiter. Er war so unbekümmert. Er dachte gar nicht daran, daß er den Mann gereizt haben könnte, der ein leichtes Wort als persönliche Beleidigung seiner pfarrherrlichen Person empfand.

⁂ ⁂ ⁂

Das wurde eine Woche später, durch Zufall, durch einen dumm lustigen Zufall noch viel schlimmer.

Am Ostersonntag war Hanns schon früh im Walde gewesen. Die gute Laune war ihm in den letzten Tagen der Karwoche arg verweht. In diesen holden, stillen Tagen, wo alle Kreatur in Liebe und treuer Nesthut und Besorgnis um junge Brut bebt, hörte er alle Nacht in Wald und Wiese große Hunde jagen. Nicht bellend, nein. Es waren scheue, bewußte Würger, die höchstens ein Schnaufen, ein Streifen im Busch, ein dumpfgieriges Knurren verriet. Schattenhaft, gespensterhaft tauchten sie auf, prallten zur Seite, wenn sie auch nur ein wenig Laut oder Wind von ihm bekamen, und verschwanden, ehe er schießen konnte. Wieder waren's ihrer zweie, und er wußte nicht einmal, wem sie gehörten. In diesen Nächten, wo es so sehr wächst und quillt, und die so heilig sind ob jungen Lebens, schlief Hanns nicht, sondern saß, bebend um sein Wild, im verdüsterten Walde oder streifte die vollmondhellen Wiesen ab. Manchmal sah er die dunklen, schattenhaften Hunde, und dann hörte er bald das geschreckte Auffollern eines Fasans, oder das wehe kinderartige Qualgeschrei eines jungen Hasen zerriß ihm das Herz.

Und alle Morgen sah er in der höher werdenden Saat die tiefen dunkelgrünen Furchen, die Fährten der beiden bösen Mordhunde, die zu Tal nach dem Dorfe zu liefen, wo sie den Tau vom Winterkorn gestreift hatten.

Da setzte er sich im Dorfe an und lernte die Bestien kennen. Dort durfte er ihnen nichts tun; aber er sah sie, das struppige Fell zerteilt und naß vom Nachttau bis an den Widerrist und den Wanst prallgefressen heimkehren: den einen rotscheckigen, den er kannte, zum Podgorschepp, den schwarzen, mit den blutumlaufenen Augen weiter seitab zum Schmied. Er bebte vor Wut, wußte aber nicht, was tun.

Dieses Jahr fühlte er nicht die heilige Trauer des Karfreitags; diesen Tag verschlief er in trostlos gewordener Müdigkeit. Zu Nacht lauerte er wieder auf die Würger seiner jungen Bruten. Aber es wurde Sonnabend und Abend vor Ostern, und er hatte keinen bekommen können. Da traf er vor einer Schenke den Schmied, der ein Säufer war. Er hatte seinen Feierabendrausch, grüßte den jungen Herrn demütig und klagte über Durst.

„Hast du kein Geld mehr, Hermagor?"

„Ach, der Herr hat gut fragen; er ist versorgt."

„Du, Hermagor, verkauf mir deinen Hund."

„Mein treuer Noč, o Herr, o Herr! Mein treuer Noč! Was wollen Sie meinem liebsten Hunde tun?"

„Drei Maß Schnaps, Hermagor!"

„O, mein Noč ist mehr wert als sein Gewicht in Gold!"

„Wirtin! Ja? Trag das kleine Faß mit dem Kirschwasser heraus. Nun, Hermagor? Das faßt elf Liter, und sieben sind wohl noch drinn; du kannst da trinken, Schmiedseele, zwei, drei Wochen deinen Gram vertrinken. Na?"

Hermagor sah das Fäßchen an und begann zu weinen.

„Herr, o Herr, was wollen Sie von dem armen, schwarzen Noč! Er ist doch kein Jagdhund."

„Du willst also nicht?"

„O, ich weiß was Sie wollen."

„Hermagor, ich erschieß' ihn sonst ohnehin einmal im Wald."

„Und ich werde meinen Hund behüten, so wahr ich lebe," rief der Schmied weinend.

„Trag das Fäßchen nur wieder fort, Mariza," sagte Hanns gleichgültig und ging fort.

„Gospod, Gospod!" rief ihm der Trunkene verzweifelt nach.

Hanns kam zurück. „Nun?"

„Tun Sie, tun Sie, was Sie tun müssen," winselte der Mann.

„So komm mit, Hermagor."

„Und Sie geben mir sieben Liter? Besten?"

„Vom guten Kirschwasser."

Der Schmied kehrte um, schenkte sich mit zitternden Händen ein Glas voll und leerte es. Dann ging er mit Hannsen auf den Hof und zerrte, jetzt ganz ruhig, seinen schwarzen Hund am Halsband heran. Der knurrte dem jungen Jagdherrn drohend entgegen. Hanns griff nach einer Schmiedezange und streckte dann die andere Hand nach dem Halsband des Hundes aus, der grimmig beißend nach ihm fuhr. Aber schon sauste die Zange ihm krachend auf die Nase.

„O Herr, o Herr!" schrie der Verkäufer,

als das Tier kraftlos an seiner Seite umsank und nichts mehr war als Aas.

„Da hast du noch eine Krone — Beerdigungskosten," sagte Hanns tiefatmend. Dann ging er nach Hause, holte den Drilling und lud ihn zweimal mit grobem Schrot und mit einer guten Kugel. Denn der Podgorschepp war seinem Hunde treuer und verkaufte ihn nicht.

Unbehaglich war ihm zu Mut wegen einer Tat, die des Jägers unwert war, während er den verdunkelnden Wäldern entgegenging. Er hatte nur aus Notwehr zugeschlagen, denn die Bestie hätte ihm in der nächsten Sekunde die Hand zerfleischt. Aber Hermagor würde erzählen, daß der Baron eigenhändig Schindertat — — — oder nein. Erzählen würde er nichts. Denn es war doch Verrat, seinen Hund zu verkaufen. Pfui Teufel! Der Hund, so grausam er war, gierig und mordlustig: für seinen Herrn würde er sich haben erschlagen lassen.

Pfui, noch einmal!

Aber den anderen, den schlaueren, rotscheckigen des bösen Blaže Podgorschepp, der durch ein paar Schrote nur vorsichtig und nicht kuriert worden war, den mußte er von seinen Hasen und Hühnern bringen, und hieße es einen Monat bei Tage schlafen und lauern bei Nacht. Denn das war der Verführer, der sich stets wieder einen zweiten Gesellen zur Jagd erzog.

Und wirklich. Gegen Frühe zu am Ostertag, als es grau und schaurig war und die Wälder vor der Sonnengeburt bangten, hatte Hanns dem Hunde den Rückwechsel nach dem Dorfe abgepaßt und sah den Roggen in der Feldweite wallen. Etwas Großes flüchtete dort. Ein Rehbock? Zielend fuhr der Drilling an den sich wellenden Ähren entlang, immerzu mit, kreuz und quer durch das Feld. Da stockte die Bewegung, und gleichzeitig wimmerte ein Häslein gellend auf. Hanns schoß hin, wo noch die Ähren zitterten, und lautes Heulen und Jaffen schrie aus dem Korn empor. Da schnellte sich das Jägerherz in grimmiger Lust, und hoch atmend sprang der Rächer ins grüne Meer hinein, bis er den Hund sah. Der saß auf dem gelähmten Kreuz und fletschte die Zähne. Der rotscheckige — ah! Und die Kugel fuhr schmetternd zwischen die bösen blutunterlaufenen Lichter und löschte und brach sie.

Als Hanns den Räuber ins Walddickicht gezogen hatte, begann die erste Osterglocke ferne zu brummen, und andere fielen ein. Ihm aber war das Herz leicht und hell und süß, und als die rote Sonne schauerlich aufging, war es ihm, als sähe er leibhaftig, wie sie, treulich nach der alten Sage, dreimal vor Freuden in die Höhe sprang.

Das Revier war ganz still. Friede, Friede war hier wieder, o, wie froh sein Herz war! Heute tat es nichts, daß die Nacht verloren war. Seine Hasen, seine befreiten Osterhasen! Nun wollte er nur mehr in den Ort, seinen eigenen Hund holen, den die beiden Mordköter viel zu gut gekannt und gefürchtet hatten, und dann das Revier absuchen, wo die Rehwechsel standen. In wenigen Wochen ging ja die Birsch auf. Zu Mittag schlief er dann wohl im Grünen, oben auf der Bergwiese.

Leider aber gab es einen geheimen Krieg zwischen dem slawischen Pfarrer und dem Baron.

Der Pfarrer nahm sich seines Volkes und seiner Bauern als ein braver Kämpfer durch dick und dünn an. Als Bauernsohn dachte er nur für sich und seine Seite und war weit von jener Menschlichkeit, die stets auch mit dem Gegner denkt. Ein tüchtiger Streiter, freilich; aber ohne Verständnis, Versöhnung und Verzeihung.

Seine Bauern liebte er so sehr, daß er ihnen, wo es nur ging, abkaufte, was sie ihm brachten, um nur kein Geld in die Stadt fließen zu lassen. Dabei wollte er nicht wissen, woher es käme: Obst und Gemüse, Korn und Wein, ja auch Holz und Wild.

Nun hatte Hanns am Ausgange des Winters viel Klagen seiner Mutter hören müssen, daß von den Buchenscheitstößen am Rande des Schloßparkes das Holz klafterweise gestohlen wurde.

Hanns kam das sehr gelegen für einen seiner kräftigen Streiche. Er bohrte die schönsten Scheite an, versah sie mit einer guten Dose Schießpulver, verkeilte die Sprenglöcher sorgfältig und verschmierte die Bohrspur mit Erde.

Acht Tage nach dieser Tat flog nebst einem gewissen Bauernherd auch der schöne alte Ofen des Pfarrers auseinander, so gründlich, daß ein ganz neuer Ofen gesetzt werden mußte.

Anzeige ward nicht erstattet, und selbst die Gendarmerie schmunzelte und schwieg. Aber von der Kanzel floß wenig Liebe in der Richtung gegen Schloß Straža, und die Bauern wurden immer mürrischer und unfreundlicher. Schoß der Baron eine Wildtaube auf dem Feld, so klagten sie, er vernichte ihr Hausgeflügel, oder sie kamen: „Gospod, Gospod, keinen Finger breit habe ich Ihre Kugel sausen gehört. Da, ganz am rechten Ohr. Ich kann nichts mehr hören, alles singt und saust mir. Ich muß zum Doktor, Gospod, und dann geh' ich zum Richter."

Alle haßten sie den Stolzen, Einsamen, den Herrn der Höhen und der Wälder, den letzten Edelmann. Der Blaze Podgorschepp, dem er den Hund erschossen hatte, ging mit Drahtschlinge und Abschraubflinte dunkle Wege; er und sein fahlgelber Sohn Janko, der unter dem dichten, kurzen schwarzen Haar aus gedrückten, umdunsenen Augen wie Neid und Hinterlist selber blickte.

Hanns wußte um diese Wilderei, die nicht Jugend noch Mutterschaft schonte. War ihm die Niederjagd am Rande der Dorfflur verleidet worden, so wollte er doch die armen Geschöpfe vor Qual und Ausrottung beschützen. Und tagelang durchkroch er die Dickungen und spähte auf den Pässen und Wechseln nach Schlingen aus Draht und Pferdehaar. Endlich wußte er genug und legte sich in den Hinterhalt.

Es war ein wildes Dickicht von Fichtenschossen, Kastanien und Buchen, durch das kein Auge einen Schritt weit sah. Dort wäre, ohne Blaze und Janko Podgorschepp, das Paradies der Rehe und Waldhasen gewesen, und die Fasanen hätten dort sorglos ihre Bruten. Aber die kleinen Tunnels, die sich die Hasen dort bahnten und die schmalen, oft nur zwei Fuß hohen Rehpässe lagen voll Schlingen. Eines Morgens aber, als Janko Podgorschepp ein erwürgtes Reh aus der Schlinge nahm und dabei kniete und trotz des erbarmungswürdigen gebrochenen Blickes des armen Tieres eine schmutzige Wirtsstubenweise sang, ertönte plötzlich dicht hinter ihm die zweite Stimme dazu. Munter sang Hanns die ihm wohlbekannte gemeine Ballade mit, und ein geschmeidiges Spanischrohr sauste schon bei den ersten Takten auf Kopf und Ohren Jankos hernieder. Janko hörte sogleich zu singen auf und duckte sich schweigsam wie ein Hase bei Hagelschlag vorne nieder. Hierdurch bekam jener Teil Vollmond, den die Jäger Spiegel nennen; und Hanns ließ den Wilddieb mit festem Griffe auch gar nicht mehr aus der vorteilhaften Stellung wegrücken. Der Spanische wütete so sehr, daß das zähe Rohr nach fünf Minuten in sechs Striemen zerspalten war. Hanns aber hieb so lange weiter, bis er nur mehr sehr wenig von der einst stattlichen Rute in den Händen hielt. Janko hatte geschwiegen, das Rohr sauste und pfiff. Janko hatte gebrüllt, das Rohr hagelte. Janko hatte gewimmert und gefleht, das Rohr sang seine grause Melodie weiter. Nun waren Dutzende von erbärmlich abgedrosselten Hasen gerächt. Als Hanns ins Dickicht zurücksprang, blieb Janko noch eine Minute in der aufgezwungenen Stellung wie ein Götzenanbeter still. Dann richtete er sich schmerzlich auf und sah scheu umher. Reh und Schlingen waren fort. Er griff in die Brust nach seinem Messer und stach wütend damit nach der Richtung, in der Hanns verschwunden war. Aber jede Bewegung tat wehe. So richtete er sich stöhnend auf und humpelte fort.

Mehrere Wochen lang nach diesem ungesetzlichen Akt bezog der Pfarrer seinen Wildbedarf aus dem Schlosse, was von Hanns und den Damen schmunzelnd vermerkt wurde. Nur Doktor Urban predigte wehmutvoll: „Diese Welt ist so schön, so klar und das Leben so selig, wenn es in Bescheidenheit geführt wird. Wozu der Haß und die Fehde? Ist denn die Freude so groß gewesen, als Sie den schlechten Kerl aushieben?"

„Sehr groß, geradezu innig," sagte Hanns überzeugt. „Mir ist heute noch ordentlich die Lunge weiter und das Atmen leichter.

⁂ ⁂ ⁂

Ein kleiner Mediceerhof war Straža, wahrlich. Denn nicht so sehr die Jägerstreiche, viel mehr das tiefe rätselreiche Nachdenken, die sorgfältigste Musik und andere Künste noch füllten die Tage dort.

Wenn die langen Tage kamen und der Kuckuck immer endlosere Rufreihen über die Wälder perlen ließ, dann kamen Menschen mit fein durchgearbeiteten Nerven und Gehirn auf Schloß Straža. Doktor Urban war schon seit Winters Verscheiden

dort. Nun war auch ein stiller Maler dagewesen, der es sich vorgesetzt hatte, einen Aprilregen zu malen. Einmal nur in seinem Leben solch einen diamantschmeidigen, funkensprühenden Sonnenregen, schleierartig kostbar vor blühend grüner Landschaft, erfüllt von Licht und erquickender Frische. Im April, im Mai, bei jedem kleinsten Sonnenregen hatte Hanns bei ihm gesessen, geschaut, geraten. Hatte sich mit dem Maler entzückt und war mit ihm verzweifelt.

Dann kam eine Regenzeit ohne Sonne, der Maler war geschieden, und viel Musik vibrierte in den Mauern des alten Schlosses. Freund Himmelmayer war zu Besuche; der feinste Musiker, der sich herbeiwünschen ließ, und überdies von dreifach lebendiger Heiterkeit.

Die Nähe dieses Menschen, der das Leben so sehr liebte, wirkte auf alle Gemüter wie heller Wein. Die Augen wurden fröhlich, das Leben anregend, die Zukunft tröstlich, ja selbst der Tod lieb und ein behagliches Zubetteheideln: solche Verführungslust und Lebenskraft strömte von dem Menschen, der am Beginn der Sechzig noch schlank, frisch, schön und glatt aussah und in seine Zukunft blickte, als läge die ganze morgentaufunkelnde Jugend vor ihm.

Die nun spielten zu dritt im großen Saal des alten Schlosses wunderschöne, alte Musik. Doktor Urban litt nichts, was nach dem achtundvierziger Jahre erfunden war. Selbst über Wagner durfte man nur streiten, ihn wohl auch bewundern: gespielt wurde er nicht, wenn Urban mittun sollte. Das war vielleicht der einzige Fehler des seelenvoll alternden Herrn.

„Die Alten waren das Glück. Sie waren die hehrste, mildstrenge Sittlichkeit. Ausgeglichen wie die Seele Gottes, gerecht, gestillt, harmonisch, wie die Weltordnung der Sehnsucht des Heiligen Geistes vorschwebt, wie wir sie nicht begreifen und nicht mehr zu sehen vermögen. Ein Gesang seliger, befreiter Geister."

Man tat ihm's gern zuliebe. All diese Menschen, die so gänzlich wehmütig seine Überkommenheit waren, verstanden ja die alte Zeit um so viel besser als die neue!

So saßen sie denn und spielten alte, alte Schönheit, Reinheit und Tiefe in den alten, alten Wänden des Schlosses, das dort stand seit dem Anbeginn menschlicher Besiedelung.

Himmelmayer mit der Geige unter dem schwarzlockigen Kopf, den die mäßige Mischung der Silberfäden nur noch anregender machte; mit glücklichen, lachend braunen Augen, schön und leichtblütig. Sein Strich war wie das Nachsinnen eines guten Engels, sein Spiel wie das Überfliegen und Purzeln kleiner Putten, so leicht und elastisch und lebhaft. Und Urban, über sein Cello gebogen! Die milde Stirne, schön gebaut wie an einem antiken Widderhaupte, nur dünnschalig und fast gesprengt vor dem Drange des Hirns, vor lauter Denken. Die Schläfen leidvoll schmal und über dem köstlichen Gebäude das graue, zurückgestrichene Haar, das wahrlich aussah wie Friede und Ergebenheit. Selbst im leichten Tändeln des Rokoko, wenn Himmelmayer leise lachte, blieb Urbans Mund resigniert, seine Augen waren voll trinkender Versunkenheit. Nur die schlanke Nase war der Welt entgegengeschwungen, und die dünnen Nüstern bebten vor Ergriffenheit und Leidenschaft.

So spielten sie, Abend für Abend, daß es aus den Schloßfenstern drang, deutsch und fromm über das slawische Land. Und verhallte, ohne daß wer groß hinhorchte.

Am Klavier saß immer Hanns. Er hatte eine tiefversunkene Musikerseele trotz seines Jägerblutes. Weil er ein solcher Träumer war, hatte ihm Gott Gnade gegeben, solche Schönheit zu verströmen. Er spielte selbst den strengen alten Musikern recht nach Herzen, und wenn er am Flügel saß, schienen Jugendleichtsinn und Waldbubentrotz weit, weit fort. Das Antlitz hätte von grauen Haaren umgeben sein dürfen, so gesetzt, so gefaßt war es. Das Kinn wie in altväterische Kragenspitzen gedrückt, die Augen von ernster Klarheit. Alle guten Eigenschaften seines Geschlechtes erschienen dann in diesem alten, würdigen Aristokratenprofil. Da war er ganz ein anderer.

Mit der Philosophie auf Schloß Straza stand es nun aber am seltsamsten. Philosophie wurde hier gelächelt, manchmal beinahe gelacht. Das war deshalb: Es war ein Mensch eingeladen worden, der Hannsen unter einem seltsamen Spitznamen empfohlen worden war. Der Mann war ein Mittelschullehrer, der augenblicklich nach vollendetem zehnten Dienstjahr in

Pension gegangen war und das Unglaubliche zustande brachte, von diesem kleinen Ruhegehalt auch zu leben; da in Graz ein Junggeselle ohnedies unglaublich wohlfeil lebt, gelang Herrn Jakob Mückenbrünn das Kunststück so gut, daß er stets noch einige Kronen seinen Liebhabereien zuführen konnte; das waren ein Stehplatz im Theater oder Konzert, Ausflüge und zuweilen sogar einen Eintritt zu einem Volksfeste.

Die Bekannten dieses Menschen, der in Graz bei allen theosophischen, metaphysischen, okkulten, naturheilbedürftigen und sonst moralischen oder ästhetischen Versammlungen zu finden war, nannten ihn den „Kapellerlheiden". Hanns hatte zuerst von Jakob Mückenbrünn mit diesem Namen sprechen gehört und augenblicklich einen sehnlich verständnisvollen Zuck im Herzen gespürt; denn auch er hatte manchmal ein wildes Verlangen nach etwas Heidentum. Er fragte nach und erfuhr, daß Mückenbrünn neben seinen vielen anderen Schrullen auch die hatte, alle die zahllosen Bergkirchen und Bergkapellen, deren es besonders in der süddeutschen und slawischen Steiermark auf allen Höhenspitzen gibt, zu besuchen und fromm zu erwägen, welcher Heidengott dort in vorchristlicher Zeit sein Heiligtum gehabt haben könnte. Er wußte, daß das Volk an die alten Kultstätten viel zu sehr gewohnt war und an den Ort mehr glaubte, als an den Gott. Da schoben denn die christlichen Priester überall auf Höhen und Bergen einen Heiligen unter. Mückenbrünn hatte nun ein zärtliches Gefühl für die alten übertünchten Götter und suchte sie auf, wo er sie zu spüren glaubte, breitete an ihren Stätten nach Art der Alten die Arme aus, öffnete sein Herz und opferte ihnen schwelgerische Stimmungen. Er war genugsam vorgebildet und gerecht, um nicht etwa Odin und Thor bei solchen Stätten zu suchen; aber er kannte alle Votivsteine, die den zahllosen illyrisch-römischen Provinzgottheiten in römischer Zeit gegolten hatten, und wußte die ausgefallensten und entlegensten Lokalgöttternamen. Sie alle setzte er wieder ein; schrieb wohl auch ihre Namen mit Tintenstift an die betreffende Kapelle, wo er sie nun durchaus haben wollte, und eine andachtreiche Formel darunter; deutsch oder lateinisch, wie's ihm in den Sinn kam.

Den nun hatten sich die alten Gräfinnen und Hanns verschrieben. Er war gekommen und tat sich gleich weit auf. Den feinen, wehmutsvoll stillen Naturheilarzt Urban kannte und liebte er längst; Himmelmayer wußte ihn aufs liebenswürdigste zu umschmeicheln, und gar die beiden alten Damen, da ging es ohnehin selbst jungen Menschen so, daß, wer die einmal in ihrer stillen Klugheit und feinen Heiterkeit gesehen, lange Zeit keine Junge und Schöne wußte, an die er mit solcher Innigkeit dachte.

Mückenbrünn lief auch schon in den ersten Tagen im Kandidatenrocke, allein vorerst und dann mit dem ihm zutunlichen Hanns, über alle Berge und untersuchte die Kapellen auf ihre Urweihe hin. Mit wonnigem Schauer hörte er zu, daß hoch oben am Horianz, der felsfernsten, weltabgetanen Gipfelwelt der Uskoken, Häuser seien, die noch ihre Hausschlange hätten. Eine sei gar weiß mit roten Augen, und alle tränken sie Milch und erhielten alle Nacht ihr Opferschälchen. „Der Schlangenkultus, der geheimste von allen," sagte Mückenbrünn tiefbewegt.

Und die Bauern fern hinten in den Höhen waren anders als die neidvergrollten unten im Tiefland der Save. Still und für sich, aber voll von Wundern. Die glaubten noch an den Waldfaun, den sie Skrat nannten, und an die beiden Wetterriesen, den weißen und den schwarzen, die in den Wolken kämpften, wenn das Unwetter brüllte; und an die weißen, stillen, schönen Wolkenschleierfrauen mit den traurig schönen Augen, die dem Menschen sein Schicksal vorausfingen und still mit den Nebeln über den Horianz hinzogen, an dem weidenden Wilde vorbei, das sie segneten und hüteten. Die Rojenize, die holdesten Höhengottheiten; die saligen Frauen!

Hannsen aber wühlte es wieder im Blute. Es war Birschzeit gekommen. Die Tage währten bis nahe an die Stunden hinein, da sonst alles schon schläft, denn die leise Dämmerung im Norden währte immer länger in den milden, milden Nächten, die voll des Gesanges der klassischen Zikade und der wehmutreich rufenden Weingartenheimchen waren. Wenn in solchen Nächten der Wald einmal sein Raunen anhielt, konnte man in der fernen Tiefe den Strom gehen

hören und immer und immer wieder die gänzlich unsagbaren Stimmungen der Windradgespräche erlauschen, bald hoch, bald tief, bald rasch, bald versterbend, bald viele, bald eines ganz einsam irgendwo auf windbesuchtem Hügel, während sonst die Lüfte schliefen.

Im Walde aber schlich und schlurfte es gespenstig. Luchs und Wildkatze schnauften, der Fuchs schnürte, der gespenstig scheue Urbock streifte die Dickungsranken an und stand dann selber still und horchte. In den Lüften hörte das Leben ebensowenig auf. Da waren die Eulen, die Nachtschwalben, die Fledermäuse los. Die ganze reichbelebte Nacht des Südens, die so wenig zum Schlafen geschaffen ist, flüsterte, redete, atmete um den jungen Weidmann. Der hatte oft seltsames Nachtquartier: bald die bloße Dickung, in der er sich, in den Mantel gerollt, einschob, und wenn es gut ging, eine jener Köhlerzuflüchte, die nichts sind als ein mannslanges kleines Rindendach, unter dem man kaum sitzen kann. Dort verträumte er halb lauschend, halb schlafend diese begrenzten, geheimnisreichen Nächte und hatte leise schon wieder im Holz seinen Birschtritt, wenn der Himmel zu blassen begann; um jene schauerliche Vorweltstunde, da den Flurgott das Schöpfungsgrauen durchrinnt; stundenlang bevor die Sonne aufgeht.

Es war ein alter Rehbock mit Stangen wie Wurzelgerank, zehnästig vielleicht, dicht, braun, geperlt und wunderlich. Der war wie ein Waldgeist, so geheim, menschenscheu, launenhaft und lautlos. Man sah ihn wie ein Schemen, und rückte man die Augen erstaunt fester nach dem Punkt, so war er weg. Hanns sah ihn hier und stellte den Wechsel fest; aber der Alte vom Walde nahm ihn nicht mehr an, sondern war dort oder anderswo. Oft hörte der Jäger im Dicksten nur sein schreckendes, tiefbellendes bö, bö, so daß er ob der Nähe zusammenfuhr. Und fort war der Bock. Hatte er an einem Stämmchen gefegt, so überstrich es Hanns oft unmerklich mit Harz oder band ein Wollfädchen um die Stelle. Aber der Alte blieb ein paar Tage aus, und suchte ihn der Jäger endlich anderswo, so hatte er doch wieder die Stelle blankgerieben oder das Fädchen mit dem Gehörn weggerissen.

Das war Jagd! Das war des Mannes wert. Ein Überbieten, ein Suchen und Verdecktsein, ein Kampf zweier Gehirne an Listen und Kniffen, Vorsicht und Wachsamkeit. Langsam rann es wie Fieber durch den Jäger, und er achtete des leichter berückbaren Wildes gar nicht mehr. Nur diesen einen Bock wollte er.

Dort oben in den Bergen war der einsame Weidmann nicht gehaßt. Die schwerblütigen Bergbauern, denen er Rat und manche kleine Hilfe brachte, sahen ihn gütlich an; die Hirten und Kühbuben waren ihm auch nicht gram: ein wichtig Ding für den Jäger! Denn die, vor denen sich das Wild gar nicht scheut, verrieten ihm viel. Und was die nicht sahen, sagten ihm die hübschen Dirnen an, die auf den Schlägen nach Erdbeeren suchten. Er mochte sie gern. Sie gaben sich wie das Wild im Walde sich gibt; zutraulich, willig und ohne Gegenansprüche. Bei diesen Mädchen war Liebe so selbstverständlich, wie man in der Stadt dem Raucher Feuer bietet.

Was aber war nur in diesem Frühjahr? Alles in ihm war Kraft und helle Daseinslust, und dennoch zog es ihn nicht mehr an die lachenden Mädchen wie einst. Wahrlich: immer wieder erschrak er, wenn er inneward, wie er auf Kreuzwegen oder über einer Wildfährte stillehielt, die Zeichen hätte prüfen sollen und ganz wo anders hin dachte.

Nach Wien.

Oder jetzt, — sie sollte ja jeden Tag in die Nähe kommen — nach Schloß Rankenstein, jenseits der Save, im Steirischen, stromaufwärts und bloß einige Stunden weit.

O beglückendste von allen Frauen! Wie steht dein Bild mitten in einsamem Walde, vor der Fülle der Blüten wie der Regenbogen in dem Gerieseł der Tropfen!

Dann faßte er sich ins Haar. „Heiliger Waldgott! Darum ist der Rehbock schlauer als ich. Ein verliebter Jäger!“

Und strengte sich an, birschte weiter, war klarblickend, scharfäugig, gänzlich nach außen gespannt, sah alle Zeichen in Boden und Geäst und stand nach einer halben Stunde wieder in Farnkraut und Moos, ums Haupt Mückengesumm und eine Wolkentrombe wunderlich kreisender Wünsche und Sehnlichkeiten.

„O süße, süße, allerschönste Frau.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Hamburgerin. Von Heinrich Spiero.

Immer noch wird, wer über das gegenwärtige Hamburg schreiben will, gern mit zwei Worten beginnen, die der feinste lebende Darsteller hamburgischer Dinge, Alfred Lichtwark, vor Jahren gebraucht hat; das eine lautet: „Von allen deutschen Großstädten ist keine nach ihrer Erscheinung und ihrem Wesen so unbekannt wie Hamburg," das andere: „Hamburg drückt sich noch nicht aus." Beide Sätze treffen heute freilich nicht mehr im vollen Maße zu. Auf den Spuren ihres Kaisers hat die Nation bei dem allgemeinen starken Zuge zur See Hamburg wenigstens richtiger schätzen, wenn auch noch nicht ganz kennen gelernt. Hamburger Kaufmannsnamen klingen heute vielen im Reich vertrauter ins Ohr als in früheren Jahrzehnten. Und die Ausdrucksfähigkeit der Stadt für ihr eigentliches Wesen ist größer geworden. Die neue City hat in ihren an keiner andern deutschen Stätte so eng vereinten Kontorgebäuden einen neuen Zweckstil erhalten, der in wenigen Jahren das Antlitz dieses Kerns der Hansestadt völlig verwandelte. Die Entfaltung der wissenschaftlichen Anstalten, die noch im vollen Gange ist, und insbesondere die Gründung des Kolonialinstituts zeigen in wissenschaftlicher Ausprägung die Eigenart der großen Seehandelsstadt; die Kunst hat freilich den besten Ausdruck hamburgischen Wesens der Gegenwart immer wieder durch die Pinsel auswärtiger Meister gefunden, da aber denn auch vielfach dauerhaften, auch draußen verstandenen.

Trotz solcher Entwicklungen bleibt vieles von dem, was Lichtwark vor fünfzehn Jahren geschrieben hat, auch heute noch bestehen — trägt doch auch keine große Zeitschrift, wie sie Berlin, München, Paris, Mailand, Kopenhagen besitzen, etwas vom Werden Hamburgs, immer wieder zur Betrachtung lockend, in die Ferne, ist doch die Zahl der Tageszeitungen im Verhältnis zu der Bevölkerung nicht groß, die längst die Million überschritten hat, wenn man der Stadt den Umkreis hinzurechnet, der, eng an sie angeschlossen, trotz verwaltungstechnischer oder gar staatsrechtlicher Trennung ganz zu ihr gehört. Die zahlreichen Schriftsteller, von denen manche mit Recht deutschen Ruf genießen, haben noch kein irgendwie abschließendes Bild des großen Hamburger Lebens gegeben. Es schlägt in Liliencrons Gedichte und sein „Poggfred" gelegentlich hinein, fand aber noch in keinem der vielen hamburgischen Romane der letzten Zeit seine wirkliche Darstellung, während das Kleinleben des Hamburger Bürgers von Gustav Falke und andern liebenswürdig geschildert ward. Und da auch politisch Hamburg nicht eigentlich bestimmend auf das Wesen irgendeiner reichsdeutschen Partei einwirkt, bleibt der Stadtstaat auch heute noch bei immer wachsendem wirtschaftlichem Einfluß und Schwergewicht eine nicht ganz bekannte Größe für den, der auch nur wenige Eisenbahnstunden davon entfernt wohnt.

Und da das Wort: „Sage mir, mit wem Du umgehst, und ich sage Dir, wer Du bist" für die Frau wie für den Mann gilt, so wird auch das Wesen der Hamburgerin dem nicht ganz verständlich scheinen, der Hamburg selbst nicht näher kennt.

Es gab eine Zeit, da die Hamburgerin in deutschen Landen sehr bekannt war — es war dieselbe Epoche, da Hamburg literarisch einer der größten Vororte Deutschlands war: die zweite Hälfte des XVIII. Jahrhunderts. Die weiblichen Gestalten, die der elegante Hagedorn und der schlichte Claudius besangen, waren den Deutschen draußen natürlich wohl vertraut, vertraut war ihnen der Name der Charlotte Ackermann, der großen Schauspielerin; Klopstocks Meta, die Cidli seiner Dichtungen, war eine Hamburgerin, und aus Lessings Liebesleben tönt der Name Eva König, aus seinen gewaltigen Streitigkeiten der Name Elise Reimarus noch heute wohlbekannten Klangs herüber.

Wenn wir Bildnisse der Hamburger Frauen jener Zeit betrachten, etwa die Handzeichnung Ernst August Abels, die vier Generationen der Familie Sillem oder eine Zeichnung Chodowieckis, die die Familie Valentin Lorenz-Meyer darstellt, so zeigt sich uns ein streng bürgerlicher Typ auch im modischen Zeitgewande. Die Haare freilich nach der Mode toupiert und gepudert, hochgetürmt, wie wir's aus Weimarer und Frankfurter Bildern jener Zeit gewohnt sind, aber das Kleid ohne besondern Schmuck, der Ausschnitt keusch und klein und als Umgebung die Kinder, der Arbeitstisch, vielleicht der Schreibtisch mit Buch und Feder. Auch später noch, bei dem Freunde der Romantiker Philipp Otto Runge, bei den Hamburger Porträtisten Günther Gensler, Erwin Speckter, Julius Oldach, also schon lange in unserm Jahrhundert, bleibt der Typus der dame d'esprit aus. Ein bestes hamburgisches Frauenbild aus der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts gab vielleicht Otto Speckter mit seiner Steinzeichnung der Frau Sieveking; da deckt den schlichten Scheitel der schlanken Frau eine weiße Rüschenhaube; über der spitz geschnit-

tenen Taille des Kleides liegt eine schwarze, dreikrägige Mantille. Die Trägerin war einer alten hamburgischen Patrizierfamilie zugehörig, eine Frau, die durch weithin wirkende Wohltätigkeit wiederum das Wesen der Hamburgerin auch außerhalb der Vaterstadt bekannt gemacht hat; sie hat nicht nur Betrachtungen über die Heilige Schrift veröffentlicht, sondern aus ihrer Familie ward Johann Hinrich Wichern das Rauhe Haus in Hamburg-Horn geschenkt und eine große wohltätige Wirksamkeit entfaltet.

Und von ihr gelangen wir leicht zur Hamburgerin der Gegenwart, deren ältesten Typus die vor wenigen Jahren im hundertsten Lebensjahre verstorbene Elise Averdieck darstellt; ihr Bildnis von Hans Oldes Meisterhand schmückt die Kunsthalle. Auch sie eine Schriftstellerin von fromm-evangelischer Bildung und Denkart, schlechthin klassisch als Darstellerin hamburgischen Kinderlebens, das in einem halben Dutzend kleiner Bände Geschlecht nach Geschlecht im Heranwachsen entzückt hat. Ihr Porträtmedaillon hat der Senat neben dem der Frau Sieveking, der Charlotte Ackermann und zwei anderer Frauen der Ehrenhalle des Rathauses einverleibt. Diese Hamburgerinnen kommen noch aus der alten Zeit, da die Stadt selbst klein und die heutigen Vorstädte entfernte Vororte waren, wo man in weiten Gärten seine Kinder erzog und, wenn die Männer vom Kontor nach Hause gefahren kamen, eine schlichte Geselligkeit übte — eine Omnibusfahrt nach dem grünen Wandsbek war ein Unternehmen von Gewicht. Heute sind auch die letzten Vororte am Bassin der Außenalster Stadtteile geworden, und viele Familien wohnen schon in den Dörfern der Geestlande am obern Alsterlauf, in den preußischen Orten längs der Elbchaussee, die Hamburg mit Blankenese verbindet, in Wandsbek mit seinem schönen, Marienthal genannten Landhausviertel, in Bergedorf und weiter am Sachsenwalde; ja, ein paar ganz Wagemutige haben sich an der Heide südlich von Harburg angesiedelt, wo der große westdeutsche Maler Hamburgs, Leopold Graf Kalckreuth, seine Werkstatt hat. So wurden die Gärten, von denen der reichsten Familien abgesehen, kleiner, der Raum beschränkter — aber immer blieb der Hamburgerin der Sinn für die Behaglichkeit und Intimität des Hauses, recht als Gegensatz zu dem Rauschen des öffentlichen Lebens der Männer an der Börse, im Hafen, auf den Werften und Schiffen und in den immer zahlreicheren Werken der Industrie. Wie man in vielen Vierteln der Stadt schon um ein Geringes Haus und Garten erstehen und ermieten kann, ist erst recht in den wohlhabenderen Bezirken Haus und Garten und nicht das einzelne Stockwerk der ersehnte und wohlbeschützte Mittelpunkt häuslichen Lebens, das die Hamburgerin beherrscht. So fehlt ihr das Bedürfnis zum Spazierengehn, das die Frauen anderer Städte in viel höherem Maße hinaustreibt; im Verhältnis zur Größe der Stadt ist der Strom der Frauen, die den Neuen Wall, die Hauptlädenstraße, beleben, gering, die Anziehungskraft der Schaufenster nicht eben groß, und die Zeit für die Einkäufe auf knappe Stunden nach Börsenschluß beschränkt. Unauffällig geht die rechte Hamburgerin solchem Geschäft nach, wie überhaupt der Luxus des Kleides sich erst bei Gesellschaften im Privathaus, kaum bei den größten öffentlichen Gelegenheiten entfaltet. Im Theater oder bei den Bällen der Presse, des Frauenklubs, der Bühne, der Wohltätigkeitsvereine erscheint die Hamburgerin gut, aber nicht auffallend und nie überladen angezogen, entschließt sich freilich auch bei Kostümfesten schwer zu starker Betonung eines farbigen Charakters und begnügt sich damit, lieber dem Strome zuzuschauen, als selbst handelnd in ihn einzutauchen. Sie spricht englisch und, nicht ganz so geläufig, französisch, macht sich aber in ihren Moden, denen der Kleidung wie denen der Kunst, nicht unbedingt von Vorbildern abhängig, die ihr von außerhalb kommen. Selbst die nicht seltene Exotin, die Südamerikanerin, die der Hamburger Kaufmann von seinen Lehrjahren drüben als Lebensgefährtin mitgebracht hat, fügt sich rasch dem Milieu ein. Der starke Zug zur Solidität, der das ganze Hamburger Leben der eingesessenen Kreise beherrscht und viele der Zuziehenden rasch fesselt, äußert sich bei der Frau noch stärker als beim Manne.

Nur darf als eines eigenen Elementes gerade der Hamburgerin des Sportes und vornehmlich des Wassersports nicht vergessen werden. Rudern und auch wohl Segeln ist der jungen Hamburgerin etwas Vertrautes, und häufig kann man an schönen Sommerabenden Hausboot an Hausboot aus den Nebenkanälen und von buschigen Uferstellen der Alster abstoßen sehen, gelenkt von ein oder zwei jungen Töchtern des Hauses; mit Sicherheit leiten sie das schlanke Fahrzeug vor den erleuchteten Garten des Uhlenhorster Fährhauses, von wo die Musik das schöne Bild unablässig sich bewegender Schiffchen überweht. Die praktische Mütze auf dem Haupt, in glatter Bluse und straffem Rock sitzen sie als gute Fahrtgenossen auf den Segelbooten der Alster und der Elbe, wie weiter draußen bis auf die Kieler Föhrde. Beim Sport überwindet die Hamburgerin der Gesellschaft auch die sonst vorhandene Scheu vor dem öffentlichen Lokal — einem der angenehmsten Züge des Hamburger Lebens — und fährt vom Derby oder dem Kaiserin-Auguste-Viktoria-Rennen mit den Herren des Hauses in einen der großen Gasthöfe. Einmal jährlich aber mischt sie sich auch ohne solchen Anlaß gern in den Trubel — beim Dom, dem großen Weihnachtsmarkt, der im Dezember auf dem Heiligengeistfeld abgehalten wird, mit seinen Karussells und Schaukelrädern, Berg- und Talbahn, Schaubuden und Waffelbäckereien.

Auch Elise Averdieck hat den Lämmermarkt, der noch jetzt im Frühjahr mitten in der Stadt lärmend abgehalten wird, und ähnliches geschildert — von dem großen Leben der heutigen Gesellschaft gibt sie freilich keine Anschauung mehr; aber die Frauen sind da besser weggekommen als die Männer und haben auch für einen guten Teil dieses gesellschaftlichen Hamburgs eine klassische Darstellung gefunden bei Adalbert Meinhardt (Marie Hirsch), einer Schriftstellerin, deren Familie aus Wien stammt, sich aber hier rasch eingebürgert hat und an die Quelle der Beobachtung des großen Hamburger Lebens gelangt ist. So wie in dem feinen Roman von Adalbert Meinhardt „Heinz Kirchner" die Wesenszüge und die Lebensäußerung eines Hamburger Patrizierhauses gegeben sind, so sind sie wirklich. Was Charlotte Niese, die Holsteinerin und Altonaerin, andeutet, ist hier mit voller Gegenständlichkeit geschildert: jenes Milieu, aus dem die königlichen Kaufleute hervorgegangen sind. In gedämpften Tönen geht dieses Leben einher, den Großeltern fehlt ein liebenswürdiger, lavendelduftender Humor nicht, und wie in althamburgischen Familien vielfach Aufzeichnungen von hohem Reiz aufbewahrt werden, wird auch in diesen Büchern viel geschrieben, Briefe ohne gesuchtes Geistreichtun, Tagebücher ohne eitle Selbstbespiegelung.

Die Hamburger Gesellschaft gilt mit Recht als sehr abgeschlossen, aber mit demselben Recht als sehr behaglich für den, der Eintritt in sie gefunden hat; die Hamburgerin verlangt nun einmal mehr Legitimation als die Hausfrau anderer Großstädte. Aber die vortreffliche Küche und die gedämpfte Pracht oder doch wenigstens ruhige Abstimmung ihrer Räume stehen dann auch einer Geselligkeit ohne großstädtische Hetze gewissermaßen selbstverständlich zu Gebote. Oft freilich ist der Familienkreis so groß, daß er allein an den Familientagen jeder Woche eine ganze Gesellschaft um das mütterliche und großmütterliche Haupt schart, wie das zum Beispiel der Senior der Hamburger lutherischen Kirche, Georg Behrmann, in seinen Erinnerungen von der verstorbenen Frau Elisabeth Goßler zu berichten weiß. Oft werden in Hamburger Häusern bei solchen Gelegenheiten von hamburgischen und auswärtigen Gelehrten wissenschaftliche Vorträge gehalten, die dem gesellschaftlichen Leben einen neuen Ton geben. Der überaus rege, vor vier Jahren begründete, von der Frau Generalkonsul Rohlfsen geleitete Frauenklub Hamburg, der gegen achthundert Damen umfaßt, verlegt solche Bestrebungen mit Glück aus dem ganz intimen Kreis des eignen Hauses in den immerhin noch nicht öffentlichen des Klubraums, in dem die schaffenden Künstlerinnen und kunstgewerblich tätigen Damen der Stadt mit denen zusammenkommen, deren Räume ihre Werke schmücken sollen.

Dennoch dürfte man aus diesen Erscheinungen nicht schließen, daß die Hamburger Dame dem literarischen und künstlerischen Leben mit besonderem Interesse gegenüberstände. Es fehlt ihr das unruhige Hin und Her, die Sucht, eine Rolle zu spielen, die gewiß häufig literarischen Damen ein Ansporn zu huschender Tätigkeit sind; aber es fehlen ihr auch die tiefere Beziehung und der Mut der Aussprache in solchen Dingen, wie denn der Schriftsteller und der Künstler in der Hamburger Gesellschaft immer noch ganz seltene Gäste sind und ohne rechte Beziehung zu ihr dahinleben. Mit Recht wurde der Kunsthalle die dreifache Darstellung der Frau Marie Zacharias von Kalckreuths Meisterhand einverleibt, einer Frau, die, dabei durchaus hamburgisch in ihrem Wesen, doch in dieser Hinsicht eine Ausnahme darstellte und auch nach außen hin ein höchst lebendiges Interesse an der bildenden Kunst erwies. Auch eine Ausnahme bleibt ein Haus wie das der großen Schauspielerin Franziska Ellmenreich, die nicht in Hamburg geboren, doch im Hamburger Leben ganz eingebürgert, auch gesellschaftlich ihre verdiente Rolle spielt, Anmut und Würde in unvergleichlicher Weise vereinend. Wie überhaupt — auch das hat einst schon Lichtwark richtig gesehen und dargestellt — das eigentlich brennende Interesse an künstlerischen und literarischen Fragen von der Mittelschicht und ganz besonders von den Volksschullehrern getragen wird, so stehen auch hier, im weiblichen Bezirk, da, wo es sich um manchmal notwendigerweise kämpferische Vertretung von Ideen handelt, andere Kreise voran. Verhältnismäßig wenig macht sich die Frauenbewegung spürbar, und nur der Kenner weiß die hingebende Arbeit zu schätzen, die in den Frauenvereinen und Organisationen auf bürgerlicher Seite geleistet wird, in der Ortsgruppe des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, in den Sozialen Hilfsgruppen, im Deutsch-Evangelischen Frauenbund und anderwärts. Ich nenne als auch außerhalb Hamburgs bekannte Namen: Helene Bonfort, Frau Traun, Frau Flemming, Helene Sillem, Frieda Radel. Und um das Bild gleich abzurunden, füge ich einige Namen unserer literarisch tätigen Frauen hinzu und nenne die Erzählerinnen Sophie Jansen, Claudine Staack, Eva Lotting, die Lyrikerinnen Elisabeth Paulsen, Grete Massé und Johanna Wolff, die Kunsthistorikerin Rosa Schapire, die Übersetzerin Julia Koppel. Auch in Gestalt der Malerin, der Lichtbildnerin, der Ärztin, der Oberlehrerin mit voller akademischer Lehrbefähigung, der Sozialsekretärin, der Bibliothekarin, der Journalistin, der Prokuristin ist der neue Typus der Frau in Hamburg eingezogen. Das Bild einer ganz seltsamen, von Hamburg aus zur Erforschung der australischen Natur ausgezogenen deutschen Frau, Amalie Dietrich, hat jüngst in einem schönen Buch ihre hier ansässige Tochter Charitas Bischoff gezeichnet.

Der Typus der Volksschullehrerin aber, die mit einem starken Elan die Bewegungen des Lebens verfolgt und zu höheren Bildungsstufen emporstrebt, war die zu früh verstorbene Hamburgerin Ilse Frapan, in deren besten Büchern das Schönste von solchem Drange lebt. Sie hat sich emporgearbeitet neben die vielen bekannten Männer aus dem Hamburger Volksschullehrerstande, die man heute außerhalb der Stadt nennt und schätzt, hinter ihr stehen Scharen mit starkem Bildungsdrang, denen das Vorlesungswesen der Oberschulbehörde mit seinen vielen Kursen aus allen Wissenschaften ebenso dient wie den Männern. Sind die Frauen der vorher geschilderten Kreise mit einem starken Wohltätigkeitssinn ausgestattet, der sich in der unscheinbaren, stillen Einzeltätigkeit wie im Hilfswerk zahlloser Anstalten dartut, so ist hier bei den Volksschullehrerinnen auch der Drang zur Organisation vorhanden, der jenen Frauen abgeht, wo es nicht reine Mildtätigkeit gilt.

Die Frau des kleinen Bürgerstandes steht in Hamburg ihrer Ausdrucksweise und Art nach dem Ländlichen vielleicht etwas näher, wirkt bodenständiger als anderwärts. Das liegt trotz der starken Einwanderung daran, daß der größte Zuschuß von außerhalb aus Holstein, Schleswig, Mecklenburg, also nach Stamm und Sprache eng verwandten Ländern kommt. Geborene Hamburger sind auch in diesem Teil der Bevölkerung immer seltener (nach der Volkszählung von 1905 war fast genau die Hälfte der Einwohner außerhalb des Staats geboren worden), aber geborene Niedersachsen häufig. So frischt sich denn das „Missingsch", das städtische Halbplatt, immer wieder aus Niederdeutschem auf und tönt aus dem Munde der Käuferinnen auf den bunten Märkten vor der Nikolaikirche und am Deichtor.

Immer seltener werden auch die gebürtigen Hamburgerinnen unter einer Volksklasse, die einst geradezu berühmt war und von Friedrich Hebbel in seinem Epos „Mutter und Kind" verewigt worden ist — unter den Hamburger Dienstmädchen. Der altbekannte Typus: die blonde Magd, sommers und winters im Waschkleid mit weißer Schürze und weißem Häubchen, wird immer rarer. Und wenn die „Kökschen" auch das gute Kochen nicht verlernt hat, will sie doch draußen nicht in der Uniform gehen, die wir so hübsch fanden. Am Sonntag aber erinnern sie leider hier wie anderswo alle an die haarbrennende Zofe aus Hebbels Dichtung.

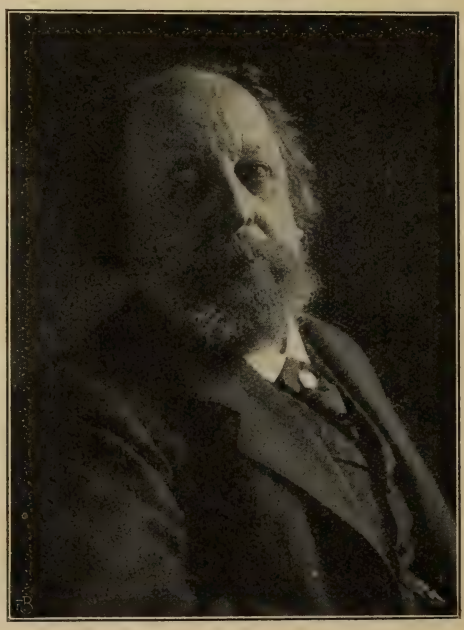
Um so erfreulicher wirkt ein Blick in die späten Abendunterhaltungen, die in den Volksheimen stattfinden und bei denen junge Arbeiterinnen, Ladenmädchen, Hausarbeiterinnen ohne jede Prätension mit allerlei schönen und nützlichen Dingen aus dem Leben des Staats, der Dichtung, der andern Künste bekannt gemacht werden. Da geht den vortragenden, plaudernden, anleitenden Damen das Herz auf über so viel von keinem Druck verbrauchte Frische, wie es jedem Redner aufgeht, der einmal am Sonntagnachmittag im großen Volksheimsaal vor Männern und Frauen gesprochen hat, während unten junge Mädchen die Kinder beaufsichtigen. Hier lebt neues Hamburg, männliches und weibliches, und zu welchem Ende immer diese Bestrebungen führen mögen, sie sind ein schönes Zeichen sozialen Pflichtgefühls.

Das Hamburg der Gegenwart ist ja rasch das der Vergangenheit, und das der Zukunft rückt jeden Tag vor. Wer wagt es, die Zeichen der Zeit richtig zu deuten? Wollen wir glauben, daß die Scheidung der einzelnen gesellschaftlichen Schichten, hier in der Stadtrepublik stärker als in vielen Monarchien, sich langsam weiter erweichen wird? Das glauben wir fest, daß die vielen Kräfte, die unablässig von unten nach oben und wiederum von oben nach unten gedrungen sind, auch weiter am Werk bleiben werden. Ist der Typus Hamburgs in vielem sich gleich geblieben, so hat er sich doch auch in manchem seit der Gründung des Reichs und zumal seit dem Zollanschluß stark verändert, an allgemein Deutschem gewonnen, neue Züge eingeprägt erhalten, die sich auch dem Fremden in den neuen wissenschaftlichen und künstlerischen Einrichtungen, in dem neu aufgebauten Schulwesen, in sozialen Anstalten wie den vortrefflichen Volksheimen zeigen. In den letzten Jahren hat ein lebhafter kirchlicher Kampf das im ganzen wenig kirchliche Hamburg erregt; scheint er jetzt zu ebben, so wird er mit der Gewißheit, die in den Dingen ruht, wieder aufleben und noch einmal das ganze Leben weithin mächtig aufrütteln — eine Gärung mehr, und wenn nicht alles trügt, vielleicht einmal die tiefste, die der gewandelte Stadtstaat durchzumachen hat, der in den letzten Jahren in sich so starke politische Kämpfe erlebte. Stärker als früher wird auch die Hamburgerin von all dem berührt, in all dies hineingezogen werden. Wie aber in der immer weiter sich dehnenden Stadt die Grundsehnsucht des Hamburgers nach abgeschlossener eigener Häuslichkeit immer wieder durchbrach, so wird auch im Bilde der Hamburgerin dieser eine bestimmende Zug nach menschlicher Voraussicht nicht verschwinden. Er bedeutet keine Beschränktheit, sondern gerade in einer Zeit, die um die Wohnung und ihren Segen kämpft, eine ungemeine Stärke. Die wollen wir erhalten. Denn wenn man im Binnenlande dem Hamburger Leben oft ausgeprägte englische Züge nachsagt, nicht mit Unrecht — so offenbart sich gerade hierin ein niedersächsischer, ja, ein besonders deutscher Zug dieser Stadt, der ihre Bewohnerinnen liebenswürdig und das Leben unter ihnen behaglich macht, trotz dem notwendigen Andringen der Mächte, die nun einmal das Leben eines wachsenden Weltreichs und seiner größten Seehandelsstadt bestimmen.

Das schwächere Geschlecht.

Novelle von Paul Heyse.

„Das schwächere Geschlecht!“ rief die Professorin. „Wenn ich das dumme Wort nur nicht immer wieder hören müßte und vollends aus dem Munde eines so gescheiten Mannes, wie Sie, mein verehrter Freund! Aber freilich, der Unsinn ist so alt wie die Welt und wird erst mit ihr verstummen. Oder hat nicht Vater Adam schon seiner Frau vorgehalten, wenn sie im Felde pflügten oder ihre Hütte bauten, daß sie ein armes, schwaches Geschöpf sei, das sich mit seiner Kraft nicht messen könne? Von einer anderen Stärke, als der leiblichen, hatte er natürlich noch keine Ahnung, und daß er, was den Charakter betrifft, ein Schwächling sei, kam ihm nicht zum Bewußtsein, als er in den Apfel biß. Das tat ja auch Mutter Eva, doch erst nach ihm, und wer verführt, ist doch immer stärker, als wer sich verführen läßt. Seitdem hat sich jene Schwäche im männlichen Geschlecht fortgeerbt. Ihr habt ja sehr schöne Tugenden und verrichtet die größten Heldenwerke, aber gewissen Versuchungen gegenüber seid ihr so schwach wie die Kinder, die auch immer alles, was ihren Appetit reizt, in den Mund stecken müssen, ohne zu fragen, ob es nicht etwa einem andern gehört. Und da wird ein großes Geschrei gemacht, wenn auch einmal ein armes weibliches Wesen seinem Gelüste folgt und eins der zehn Gebote übertritt. Gehn Sie, lieber Freund! Gestehen Sie, daß die Herren der Schöpfung mit doppeltem Maß zu messen pflegen und die größere Nachsicht gegen sich selbst üben.“



Paul Heyse.
Aufnahme vom Jahre 1911 aus dem Hofatelier von Gebr. Hirsch in München.

Die alte Dame hatte diese heftige Schutzrede für ihr Geschlecht in wachsendem Eifer hervorgesprudelt, wobei ihr feines, welkes Gesicht sich rötete, und die grauen Löckchen über ihrer Stirn noch zitterten, als sie schon schwieg. Sie blickte den alten Medizinalrat, der ihr gegenübersaß, mit scharfen Augen an und nahm, da er nicht gleich antwortete, das Gestrick wieder auf, das ihr über ihrer lebhaften Rede aus den Händen geglitten war.

„Teuerste Freundin,“ sagte der alte Herr endlich, nachdem er den Rest seines Tees langsam ausgeschlürft hatte, „so sehr ich sonst bereit bin, in allen sittlichen Fragen mich vor Ihrem feineren Takt und Gewissen zu beugen, in diesem Falle werden wir uns kaum verständigen. Keine Frau will zugestehen, daß es sich hier um ein Naturgesetz handelt, durch das die beiden Geschlechter verschieden organisiert sind, der Mann polygamisch, das Weib auf eine monogamische Existenz angewiesen, und daß sich danach die sittliche Zurechnung verschieden gestaltet. Wollen wir diese tausendfach diskutierte Frage nicht lieber auf sich beruhen lassen, als uns den gemütlichen Abend damit verderben, daß wir uns streiten und am Ende jeder auf seiner Meinung bleibt?“

„Sie weichen mir aus, lieber Freund,“

entgegnete die Professorin. „Ich leugne ja nicht, daß ein stärkerer Naturtrieb die Männer dazu anreizt, ihren Frauen untreu zu werden, obwohl auch das nicht über jeden Zweifel erhaben ist; ich behaupte nur, daß sie diese billige Entschuldigung mit einem Naturgesetz aufs äußerste mißbrauchen, die eigentlich überhaupt keine Entschuldigung ist; so wenig ein Mörder, Dieb oder sonstiger Verbrecher sich darauf ausreden darf, seine Natur sei nun einmal so angelegt, daß er der Versuchung nicht habe widerstehen können. Gewiß gibt es auch unter den Frauen nur allzu viele, die polygamisch geartet sind, aber die meisten unter ihnen widerstehen eben diesem Naturtriebe aus sittlichen Motiven, während unter den Männern die wenigsten dies vermögen. Statistisch freilich läßt sich das nicht nachweisen. Aber in meinem langen Leben habe ich so viele Beweise für die Wahrheit dieser Behauptung erhalten, daß ich sie mir von niemand bestreiten lasse. Freilich haben die Frauen im Kampf gegen den Naturtrieb Bundesgenossen, die den Männern nicht in gleicher Stärke beistehen: die Kinder. Wie manche Mutter, die schon drauf und dran war, der Stimme der Leidenschaft in ihrem Blut zu folgen, hat ein Laut von den Lippen ihres Kindes zurückgehalten. Übrigens ist es auch sonst nicht im allgemeinen wahr, selbst nicht im bloß Physischen, daß ihr recht hättet, mitleidig auf uns herabzusehen, als auf das schwächere Geschlecht. Wir haben zwar keine Muskelkraft, wie sie Lastträger besitzen. Aber wenn wir keine schweren Balken tragen können, im Ertragen physischer Schmerzen sind wir euch überlegen, und Sie kennen ja auch das scherzhafte Wort, man könne die Tatsache, daß der liebe Gott ein Mann sei, schon daraus folgern, weil er das Geschäft, mit Schmerzen Kinder zu gebären, den Weibern übertragen habe."

Der Medizinalrat wiegte lächelnd den weißen Kopf und sagte: „Da Sie in die Geheimnisse Gottes eingeweiht sind, werden Sie auch wissen, daß er mit gutem Bedacht Ihr Geschlecht nicht nur als das schwächere, sondern auch als das schönere erschaffen hat, um die armen Männer schuldloser erscheinen zu lassen, wenn sie dem polygamischen Naturtriebe nicht zu widerstehen vermögen."

„Sie böser Sophist!" rief die muntere alte Dame, „damit kommen Sie mir nicht durch. Die galante Bezeichnung als ‚schöneres Geschlecht' ist ebenso falsch, wie jene andere. Fragen Sie deswegen nicht etwa verliebte junge Toren, sondern reife, vernünftige Künstler, da werden Sie hören, daß vom rein ästhetischen Gesichtspunkt aus der männliche Körper dem weiblichen an festem harmonischem Reiz der Formen überlegen ist, abgesehen davon, daß dem Weibe nur eine kurze Zeit der Blüte vergönnt ist, in der sie nach Schopenhauer als ‚Knalleffekt der Natur' bewundert und begehrt werden kann, während der Mann bis an die Grenze des Greisenalters sich sehen lassen darf. Und was die größere Gefahr der Versuchung durch die Schönheit betrifft, so bedroht sie eine große Menge Männer überhaupt nicht, da fast die Mehrzahl ohne jedes Bedürfnis nach Befriedigung des ästhetischen Triebes durch die Welt geht. Mein eigner lieber Mann zum Beispiel — er hat mich geradezu vergöttert und auf Händen getragen, als die beste aller Frauen, aber mein bißchen hübsches Gesicht hatte den geringsten Anteil daran. Er sah kaum, daß ich wohl dazu angetan war, Eroberungen zu machen. Wie ich mich kleidete, was ich tat, um auch einmal in der Gesellschaft zu glänzen, das war alles für ihn verloren. Sie haben ihn ja gekannt und hochgeschätzt und wissen auch, daß ich nicht seine erste Liebe war, die gehörte der Jurisprudenz, wohl aber seine zweite und letzte. Daß er nie in die Versuchung kam, mir untreu zu werden, war daher kein Beweis besonderer Tugend und seiner Zugehörigkeit zum schwächeren Geschlecht der Männer, die wehrlos sind gegen jeden weiblichen Reiz. Wie es aber den andern ergeht, die nach dem Worte leben: erlaubt ist, was gefällt, und sich kein Gewissen daraus machen, ihre heiligen Schwüre am Altar in den Wind zu schlagen und sich auf das Recht des Stärkeren berufen, was nichts anderes ist als ihre Ohnmacht, dem angenehmen Naturtrieb zu widerstehen, dafür habe ich mancherlei Beweise erlebt, einen besonders starken, bei dem eine meiner liebsten Jugendfreundinnen eine Rolle spielt, die ihr viel Tränen kostete.

„Sie war das reizendste Wesen, das mir

je begegnet ist, so schön wie gut und so gut wie klug. Sie werden mich für eine verliebte Schwärmerin erklären, wenn ich sage, soviel es in dieser unvollkommenen Welt möglich ist, war sie von innen und außen vollkommen. Dabei, obwohl sie natürlich nicht im Zweifel sein konnte, daß sich, was Gesicht und Gestalt betrifft, keine andere mit ihr messen durfte, ohne eine Spur von Eitelkeit, eher bemüht, sich in den Schatten zu stellen. Und so auch mit ihren anderen Vorzügen und Liebenswürdigkeiten. Die trug sie mit sich wie etwas Selbstverständliches, das ihr eigen sei wie die fünf Finger an jeder Hand, oder die Wimpern an ihren Augenlidern. Sie gab sich stets in heiterer Unbefangenheit, und ich habe nie von einem Mädchen ein lieblicheres Lachen gehört. Und doch lag auch zuweilen eine leise Schwermut über ihrem Gemüt, nur wie ein leichter Flor, durch den ihre dunklen Augen nur noch reizender hervorleuchteten.

Bis zu ihrem vierzehnten Jahre war sie auf dem Lande aufgewachsen, ihr Vater besaß ein großes Gut in der Altmark, und ein sehr gebildetes Fräulein hatte im Verein mit dem Lehrer des Dorfs und der Mutter ihren Unterricht geleitet. Als dann die Mutter gestorben war, siedelte der Vater nach Berlin über, und Hortense wurde in eine höhere Töchterschule gebracht. Da lernte ich sie kennen. Ich war zwei Klassen über ihr, aber an dem ersten Tage, wo ich sie in der Zwischenstunde draußen auf dem Spielplatz traf, fühlte ich, daß ich mein Herz an sie verloren hatte.

Das geschah auch so ziemlich allen andern, nur daß sich's bei mir heftiger äußerte. Ich kann nicht sagen, daß meine leidenschaftliche Werbung besonderen Eindruck auf sie gemacht hätte. Sie nahm sie ziemlich gelassen hin, doch nicht wie etwas, worauf sie ein Recht hätte, sondern sie lebte so nach innen und war durch den Übergang in die ganz neuen Verhältnisse so in Verwirrung geraten, daß ihr das Wichtigste war, sich erst mit sich selbst zurechtzufinden.

Als sie dann merkte, daß ich ihr gern dabei helfen wollte, war sie für meine zärtliche Hingebung dankbar und schloß sich mehr als an irgendeine andere an mich an.

Das dauerte auch noch fort, nachdem ich das Institut verlassen hatte, während sie noch darin zurückblieb. Die Erinnerung an diese Jahre meiner Freundschaft mit diesem geliebten Wesen lebt mit unvergänglicher Süßigkeit in meinem Herzen fort. Aber ich schweige davon. Sie würden kein Verständnis dafür haben und mich im stillen eine sentimentale Närrin schelten.

Genug, als sie mit siebzehn Jahren um einige wissenschaftliche Bildung reicher, übrigens aber an Geist und Gemüt so unverbildet, wie sie auf dem Lande gelebt hatte, ins gesellschaftliche Treiben der Großstadt hinaustrat, berührte auch das sie nicht im geringsten an ihrem edleren Teil, und mir wurde sie dadurch nicht entfremdet.

Nur noch liebenswürdiger erschien sie mir, da ich sah, daß sie bei aller Huldigung, die ihr zuteil wurde, sich gleich blieb. Wenn jemand durch die ungewöhnlichen Erfolge des seltsamen Mädchens etwas aus dem Gleichgewicht gebracht wurde, so war es der Papa, der, da die Mutter sie nicht in die Welt begleiten konnte, wie ein leibeigner Ritter oder Knappe ihr die Schleppe trug und glücklich war, das Raunen der Bewunderung, wo sie sich zeigte, statt ihrer in Empfang zu nehmen.

Ich selbst war nur kurze Zeit Zeuge des Eindruckes, den sie überall machte, auf die Frauen nicht minder, als auf die verliebten Männer. Ich verlobte mich bald mit meinem Wilhelm, der an der Universität zwar erst Privatdozent war, dann aber als außerordentlicher Professor nach Halle kam, von wo wir nach wenigen Jahren hieher versetzt wurden.

Hortense war meine Brautjungfer gewesen. Wie überirdisch schön sie in ihrem hochzeitlichen Schmuck aussah, können Sie sich nicht vorstellen, auch wenn ich Ihnen die Photographie zeige, die ich mir damals von ihr ausbat. Die Farben fehlen und das entzückende ernste Lächeln an dem lieblichen Munde.

Ein Jahr später aber — ich hatte vor kurzem meinen kleinen Martin zur Welt gebracht — erhielt ich die Anzeige ihrer Verlobung und bald darauf auch der Vermählung.

Der Glückliche, der diesen kostbaren Schatz gehoben hatte, war ein Architekt, noch sehr jung, aber schon einer der namhaftesten seiner Kollegen und mit Aufträgen

Septembertag im Hamburger Hafen.

Gemälde von Prof. Friedrich Kallmorgen.

In der Großen Berliner Kunstausstellung 1911.

überhäuft. Die Braut, deren Briefe nicht gerade einen überschwenglichen Ton anschlugen, doch nicht daran zweifeln ließen, daß sie eine warme Liebe für den Erkorenen empfand, hatte mir seine Photographie geschickt. Ich sah einen großen, schlanken jungen Mann, nicht eigentlich schön, doch von jener interessanten Art, die auf uns ‚schwächeres Geschlecht' mehr Eindruck zu machen pflegt, als die Züge eines Apoll. Nur war etwas Undefinierbares in den Zügen, ein verwegener Blick der Augen, was mich heimlich abstieß. Ich hatte Mühe, die Freundin nichts davon merken zu lassen.

Ich hatte mich indessen wohl getäuscht in meinem Vorurteil. Die Briefe Hortenses, die allerdings, wie sich's von selbst verstand, seltener wurden, verrieten nichts, was mich hätte besorgt machen können. Als dann ein Knabe zur Welt kam, strahlten sie förmlich von Mutterglück. Ich selbst hatte inzwischen mein Luischen geboren. Das Bächlein unsrer Korrespondenz floß immer seichter und versiegte endlich ganz.

⁂ ⁂ ⁂

So blieb es drei bis vier Jahre. Dann sollte das zerrissene Fädchen durch einen äußeren Zufall wieder angeknüpft werden.

Mein kleiner Martin hatte die Masern glücklich überstanden, wollte sich aber nicht recht erholen. Der Arzt — damals kannten wir Sie noch nicht — riet, mit dem lieben Jungen in ein Seebad zu gehn, was ich auch tat. Das Luischen konnt' ich im Schutz meiner Mutter zurücklassen, die ja mit uns lebte.

Wir gingen in ein kleines Ostseebad, das mir darum besonders empfohlen wurde, weil die See hier so zahm und glatt war, wie ein Binnensee, und darum mit Vorliebe von Müttern stärkungsbedürftiger Kinder besucht wurde. Es gab hier keine Brandung, die um Klippen schäumte, wie etwa in Sylt, der Grund lief eine ganze Strecke flach unter dem Wasser fort, die Kleinen konnten so gefahrlos baden wie zu Haus in der Wanne.

Für die Erwachsenen war dieser stille Winkel, Haffkrug genannt — wohl die Übersetzung des dänischen Havkrog — weniger ergötzlich, außer für ein Mutterherz, das nichts Reizenderes kannte, als das kleine Volk in der seichten Flut herumpatschen und die blassen Bäckchen nach und nach sich röten zu sehen. Obwohl auch ich ein solches Herz besaß, wurde mir das eintönige Strandleben doch bald langweilig, zumal ich keine Bekanntschaften machte, die mir über den langen Tag hinweggeholfen hätten.

Nach den ersten zwei Wochen, während deren mein Bübchen auffallend rasch gedieh, zählte ich die Tage, bis ich die Rückreise antreten konnte.

Eines Morgens aber — ich wollte eben mit dem Kleinen in den Badekarren, um ihn zu entkleiden — blieb ich plötzlich stehen, da ich eine schlanke dunkle Figur von der anderen Seite herankommen sah, eine junge Frau, die ebenfalls ein Knäbchen an der Hand führte, und die niemand anders sein konnte, als meine Hortense.

Nur darin glich sie ihr nicht mehr, daß sie den schönen Kopf, um den sie ein schwarzes Spitzentuch geknüpft hatte, gesenkt trug, da sie sonst ihn gern ein wenig hob.

Man hatte ihr wegen ihrer griechischen Züge den Namen ‚die Karyatide' gegeben. Sie glich jetzt in der Tat einer der Gebälkträgerinnen an jenem Tempelchen auf der Akropolis, dessen Namen mir entfallen ist. Jetzt sah es aus, als ob ihr die Last zu schwer geworden wäre. Auch der Ausdruck des blassen Gesichts war seltsam ernst und wie weltvergessen und der liebliche junge Mund zusammengepreßt.

Ich hatte Zeit, mich über diese Verwandlung zu wundern, da sie, wie gesagt, die Augen gesenkt hatte und mich nicht eher gewahrte, als sie bis ganz nahe herangekommen war. Da rief ich sie an, sie erschrak, als sie ihren Namen hörte, im nächsten Augenblick aber lagen wir uns in den Armen, und die freudige Erschütterung war so stark, daß wir beide in Tränen ausbrachen.

Die beiden Knäbchen standen sich verlegen gegenüber und wußten nicht, was sie aus diesem Gefühlsausbruch ihrer Mütter machen sollten. Als wir uns ein wenig besonnen hatten, vermittelten wir die Bekanntschaft meines Martinchens und ihres Fränzchens und überließen sie ihrem Spiel, während wir uns in ein Paar nebeneinander stehende Strandkörbe setzten und erst noch eine Weile uns stumm und glücklich anschauten, eh' es zu einer Aussprache kam.

Es war mir freilich nicht entgangen, daß trotz aller Freude des Wiedersehens die Stimmung meiner Freundin etwas Beklommenes und Unfreies behielt. Ich vermutete, der Grund sei eigenes Unwohlsein, und mein erstes war, sie deshalb zu befragen. Eine dunkle Röte schoß ihr in die Wangen, sie schüttelte leise den Kopf und erwiderte, sie sei allerdings von ihrem Arzt hergeschickt worden, da sie in letzter Zeit an Schlaflosigkeit gelitten habe, doch sei sie im übrigen gesund, und es werde auch damit hoffentlich bald besser werden in der stärkenden Seeluft.

‚Und wie geht es deinem Manne? Wird er nicht wenigstens kommen, dich abzuholen?‘

Alles Blut wich ihr plötzlich aus dem Gesicht.

‚Mein — Mann? Weißt du denn nicht, daß ich — seit einem Jahr — von ihm geschieden bin?‘

Wie furchtbar ich erschrak, können Sie denken.

Mit den Berliner Kreisen, in denen wir uns damals gefunden hatten, war ich nicht in Fühlung geblieben, und was darin vorging, wenn es nicht eine Zeitung brachte, drang nicht zu mir hin. Daß sie selbst mir von diesem Ereignis keine Nachricht gab, war sehr begreiflich. Sie hatte ja schon als Mädchen alles, was Bedeutsames an sie herantrat, mit sich selbst abgemacht und selbst mir nur, wenn ich fragte, gebeichtet.

Doch nun bedurfte es keines langen Dringens, bis sie mich alles wissen ließ.

Die ersten Jahre hatte sie in vollem Glück mit ihrem Manne gelebt. ‚Ich habe ihn mehr und mehr liebgewonnen,‘ sagte sie, ‚er hatte etwas Unwiderstehliches in seinem Wesen; selbst seine Fehler waren nie kleinlich, und gegen mich kehrte er sie möglichst wenig hervor. Und dann war ich ihm so dankbar, daß er mich in die Welt der Kunst einführte, die mir bisher ziemlich verschlossen geblieben war. Auf dem Lande hatte ich ja keine Gelegenheit oder Anleitung dazu gehabt. Nun war ich selig, eine Anlage dazu, wenigstens zum Genuß des Schönen in mir zu entdecken und unter seiner Leitung ausbilden zu können. O dies erste Jahr, es war wundervoll!

‚Als dann das Kind gekommen war, hatte ich freilich anderes zu tun, als in Museen zu laufen und Kunstgeschichte zu studieren, doch alles, was seine eigene Arbeit betraf, interessierte mich, und ich lernte sehen und verstehen, worauf es in architektonischen Aufgaben ankam, und war stolz darauf, daß er mich lobte und sogar auf mein Urteil etwas gab.

‚Dies ungetrübt glückliche Leben dauerte noch zwei Jahre. Dann —‘

Sie schwieg, und ein Schauer der Erinnerung überlief ihre schlanke Gestalt.

‚Sprich nicht weiter!‘ sagt’ ich und streichelte ihre Hand, die in der meinen lag. ‚Es greift dich an und raubt dir wieder den Schlaf. Morgen erzählst du mir weiter, wie das geschehen konnte, was mir so unbegreiflich scheint.‘

‚Nein, Liebste,‘ erwiderte sie und richtete sich entschlossen auf. ‚Heut oder morgen, es wird darum nicht anders. Und tut mir vielleicht wohl, da es mir sonst immer wie ein dumpfer Alp auf dem Herzen liegt, wenn ich’s einmal in dein treues Herz ausschütte.

Es ist auch bald gesagt. Eine einzige Woche hat zerstört, was Jahre an Glück aufgebaut hatten.‘

⁂ ⁂ ⁂

Nun erzählte sie.

Eine französische Sängerin sei plötzlich in Berlin aufgetaucht, um auf der Durchreise nach Petersburg ein paar Konzerte zu geben. Sie hatte ganz jung in einem Café chantant debütiert, dann aber durch ihr Talent sich so rasch einen Namen gemacht, daß sie selbständig auftreten und sogar, nachdem in Paris die erforderliche Reklame für sie gemacht worden war, auf die Anregung eines russischen Gönners hin die Reise nach Rußland antreten konnte.

‚Mein Mann, fuhr sie fort, der sehr musikalisch war — er hatte sein Cello erst vernachlässigt, als ihm die Aufträge über den Kopf wuchsen — war begierig, die gepriesene Sängerin zu hören, und so gingen wir hin. Es war gegen Ende der Saison, der Saal nicht sehr gefüllt, ein Pianist zweiten Ranges eröffnete das Konzert mit einer Chopinschen Mazurka, dann trat die Sängerin auf, eine üppige aber schlanke Gestalt in sehr auffallender Toilette, ein Gesicht mit einer Stumpfnase, das bis auf zwei kleine, aber glänzende

schwarze Augen und weiße Zähne in dem großen Munde nichts Reizendes oder gar Schönes hatte.

‚Der reine Hundekopf!‘ sagte mein Mann lachend. ‚Aber da sie keine Arie aus Glucks Iphigenie singt, paßt das Gesicht zu dem Programm.‘

Auch die Stimme hatte keine Reize, nur die Art, wie sie behandelt wurde. Nicht nur bei den üblichen zweideutigen Liedchen, sondern auch bei gewissen aufregenden leidenschaftlichen oder düsteren Romanzen. Später hat mich Yvette Guilbert an sie erinnert, die aber eine weit größere Künstlerin war.

Es war seltsam. So sehr ich die Wirkung dieses Gesangs als ungewöhnlich empfand, konnte ich mich doch eines Widerwillens gegen die Person nicht erwehren. Es war ein Unterton von Frechheit in allem, was sie zum Besten gab, und im Gesicht, so starr und wie geistesabwesend der Ausdruck selbst bei den liederlichsten Stellen blieb, eine herausfordernde Kälte, die fast an Grausamkeit grenzte. Als ob diese prachtvollen Zähne sich nicht besinnen würden, eine lebendige Ader durchzubeißen, um das warme Blut zu trinken.

Dieser Hauch von Gemeinheit, der von ihr ausging, schien auch von dem übrigen Publikum empfunden zu werden. Wenigstens blieb der Beifall nach der ersten Nummer ziemlich kühl. Dann aber empfand man mehr und mehr die Wirkung dieses rassemäßigen Temperaments, und zum Schlusse wurde rasend applaudiert.

Unter denen, die sich die Hände zerklatschten, war auch mein Mann. Er hatte, während sie sang, das Opernglas nicht von den Augen gelassen, und als wir dann in der kühlen Märznacht nach Hause gingen, wurde er nicht müde, seiner Bewunderung dieser Gesangskunst Worte zu leihen. Ich ging schweigend neben ihm. Was mir daran mißfallen habe? fragte er. Der gemeine Ton, der in allem mitklingt, erwiderte ich. Nun ja, erwiderte er, sie verleugnet ihre Herkunft nicht. Ihr Vater soll eine Branntweinschenke in einem der Arbeiterviertel besessen haben. Doch um so merkwürdiger ist es, wie weit sie sich aus dieser Pfütze hinaufgearbeitet hat. Und musikalisch ist sie bis in die Haarspitzen.

Er brachte mir am andern Morgen die Zeitung, in der von dem glänzenden Erfolg berichtet war und nichts von dem stand, was mich abgestoßen hatte. Ich konnte mich aber nicht entschließen, ihn in das zweite Konzert zu begleiten, das am nächsten Tage stattfand. Er kam in ähnlicher begeisterter Stimmung, wie nach dem ersten, zurück, es wurde aber nicht mehr zwischen uns von ihr gesprochen.

Heimlich war ich froh, daß sie am Morgen nach ihrem dritten Konzert ihre Reise fortsetzen sollte, wie sehr ihre Verehrer, selbst in „eingesandten“ Zeitungsinseraten, sie um längeres Bleiben bestürmten. Mir wurde aber doch nicht erspart, sie noch einmal zu hören.

An diesem letzten Abend gab ein reicher Bankier, der sich als Musik-Enthusiasten aufspielte, eine große Soiree, zu der auch wir beide geladen waren, diesmal auch mein Vater, der ungern in größere Gesellschaften ging, seit ihm die Gicht zu schaffen machte. Bald nachdem wir eingetreten waren, bekamen wir ein Beethovensches Trio zu hören, von Musikern der Hofoper gespielt. Der letzte Satz war kaum zu Ende, so entstand eine unruhige Bewegung in den Zuhörern, denn aus der Tür, die der Bediente geräuschlos geöffnet hatte, war ein verspäteter Gast eingetreten — die Französin, die, von ihrem eigenen Konzert kommend, durch den Hausherrn sich hatte bewegen lassen, gegen eine ansehnliche Summe auch in diesem Privatzirkel noch ein paar Lieder zu singen.

Natürlich drängte sich alles um sie, und Beethoven trat in den Schatten. Unter denen, die sich ihr vorstellen ließen, war natürlich auch mein Mann, dem in der Konversation mit ihr sein längerer Aufenthalt in Paris zu statten kam. Ich hielt mich im Hintergrund und studierte die Vielbewunderte aus meinem Winkel. Trotz aller Toilettenkünste sah man, daß die Haut schon welk und die Augen künstlich vergrößert waren. Und der gemeine Zug am Munde trat in der Nähe noch deutlicher hervor.

Ihr Gesang erweckte wieder große Begeisterung. Als man sich dann zum Souper begab, bot ihr der Hausherr den Arm. An ihrer anderen Seite aber kam mein Mann zu sitzen. Du kannst denken, mit

welchen Gefühlen ich, dem Paar schräg gegenüber, das lebhafte Gespräch verfolgte, das sich zwischen ihnen entspann.

Plötzlich aber stand sie auf, sich entschuldigend, daß sie schon aufbrechen müsse, da sie morgen in aller Frühe die Reise fortsetzen solle. Sie bat, ihre Jungfer zu benachrichtigen, der befohlen sei, sie abzuholen. Sie habe keinen Wagen bestellt, da sie nach so viel Aufregungen gern zu Fuß durch die Nacht zurückgehen möchte.

Als die Meldung kam, die Begleiterin sei nicht erschienen, bot sich mehr als einer der jüngeren und älteren Herren an, ihr diesen Ritterdienst zu leisten. Sie wählte aber ihren Tischnachbarn, meinen Mann.

Ich sah, wie die Falte auf der Stirn meines Vaters sich furchte, als Ludolf zu ihm trat und rasch hinwarf, er vertraue seine Frau ihm zum Heimweg an. Dann, ohne mehr als ein Nicken mit dem Kopfe an mich zu wenden, verließ er mich und verschwand mit der Gefeierten aus der Gesellschaft.

⁂ ⁂ ⁂

Ich war längst mit dem Vater nach Hause gekommen, der seinem Unwillen während der Fahrt in heftigen Worten Luft gemacht hatte. Zu einem herzlichen Verhältnis war es unter den beiden Männern überhaupt nicht gekommen. Mein Papa hatte gegen diesen Schwiegersohn eigentlich nichts einzuwenden gehabt, da ihm aber für seine vergötterte Tochter selbst der Beste nicht gut genug war, es ihm nicht verzeihen können, daß er nun einen Teil meiner Liebe an diesen Fremden abtreten mußte. So war er ihm immer fremd geblieben und hatte nicht einmal das trauliche Du über die Lippen gebracht.

Was mich betrifft, so kannst du denken, daß ich wach blieb, bis Ludolf heimkam. Es war erst nach Zwei. Er war seltsam aufgeregt, sagte, auf dem Wege vom Hotel aus, wo er sich von der Dame verabschiedet, sei er auf einen Kollegen gestoßen, der ihn beredet habe, in einem Restaurant noch ein wenig zu plaudern, über eine gemeinsame Angelegenheit. Der Wein, den sie dort getrunken, habe ihn erhitzt. Es sei eine Dummheit gewesen, da er spätes Trinken ja nicht gewohnt sei.

Er legte sich rasch nieder, ohne mich, wie sonst, zur Gutenacht zu küssen. Ich lag dann wach bis an den Morgen. Ich bemühte mich, ihm zu glauben. Es wollte mir nur schwer gelingen.

Am andern Tage ging er in einer seltsamen Zerstreuung umher, sagte, ihm sei unwohl, und sah weder mir noch dem Papa, der zu seiner Erklärung des langen Ausbleibens schwieg, unbefangen wie sonst ins Gesicht. Nachmittags erklärte er plötzlich, er müsse am nächsten Morgen auf einige Tage verreisen. Er baute damals einem pommerschen Grafen ein Schloß. Der Bauführer habe ihm allerlei geschrieben, was ihn nötige, einmal wieder persönlich nach dem Rechten zu sehen. Es war sehr schlechtes Wetter, ich versuchte umsonst, ihn zum Aufschieben der Fahrt zu bewegen. Doch wurde er wieder ganz aufgeräumt und nahm sogar heiter und herzlich Abschied.

Drei Tage war er schon fortgeblieben und hatte nicht geschrieben, was mich nicht gerade beunruhigte, da er mich auch sonst mit Briefen kurz hielt. Am vierten Tage kam mein Vater von seinem Spaziergang in einer Aufregung zurück, wie ich ihn nie gesehen hatte.

Ich erschrak tödlich. Ich wußte sofort, es konnte nur meinen Mann betreffen, was er mir zu sagen hatte. Es wurde ihm aber schwer, es herauszubringen, er wußte ja, daß es mich ins Leben treffen mußte.

Ein Bekannter war ihm begegnet, ein uns beiden verhaßter Lebemann, der einmal ein Auge auf mich geworfen hatte und mit seiner Werbung abgewiesen worden war. Der habe ihn angehalten, um ihn hämisch zu fragen, ob er Nachrichten von seinem Schwiegersohn habe, sonst könne *er* ihm sagen, daß es ihm in Danzig ganz wohl gehe, wo er mit einer Dame gesehen worden sei, ein Freund habe es ihm geschrieben. Dazu lächelte er schadenfroh und bat um Verzeihung, wenn er vielleicht indiskret gewesen sei. Natürlich könne man dem glücklichen Gatten der schönsten Frau nicht zutrauen, daß er auf Abwege geraten sei. Nur eine Ritterpflicht — und damit habe er sich lächelnd entfernt.

Da wir in jener Abendgesellschaft gehört hatten, die Sängerin werde sich in Danzig nach Petersburg einschiffen, blieb kein Zweifel, daß mein Mann ihr dorthin nachgereist war.

‚Ich verlange nur eins von dir,‘ schloß

der Vater: ‚daß du, wenn er zurückkommt, dich nicht dazu erniedrigst, auch nur ein Wort noch an den Elenden zu wenden. Wir sind fertig mit ihm. An mir ist es, die Ehre meines Namens zu schützen, die er so schmählich besudelt hat. Der gemeine Denunziant, der sich für den Korb, den er sich bei dir geholt, hat rächen wollen, wird diese Skandalgeschichte natürlich rasch herumbringen. Daß alle anständigen Leute auf deiner Seite sein werden, ist gewiß. Das hindert aber nicht, daß unsers Bleibens in Berlin nicht länger sein wird. Ich will mein einziges liebstes Kind nicht dem öffentlichen Mitleid preisgegeben sehen. Sobald ich mit dem Schurken abgerechnet habe, verlassen wir die Stadt.‘

Er war so außer sich, daß er noch lange sich in wilden Reden erging. Dann zog er mich heftig an sich, küßte mich auf die Stirn, und da er in ein tränenloses Schluchzen ausbrach, stürzte er aus dem Zimmer und ließ mich allein.

In welcher Verfassung, kann ich dir nicht schildern. So tödlich ich getroffen war, konnte ich mir doch nicht vorstellen, daß nun alles aus sein sollte zwischen mir und ihm, der mein ganzes Herz besessen und der Vater meines Kindes war. Ich bemühte mich, ihn vor mir selbst zu entschuldigen, ihn nicht als einen Verbrecher, sondern als einen Kranken anzusehen, einen durch einen bösen Geist verzauberten, der, wenn der Bann von ihm gefallen, selbst nicht begreifen werde, wie er sich in diesen Abgrund habe stürzen können.

Doch was ich auch tun mochte, Milderungsgründe zu finden — die furchtbare Tatsache blieb bestehen: er hatte im Rausch der Sinne vergessen, was er mir schuldig war, und war einer Abenteurerin nachgezogen, ohne zu denken, welchem öffentlichen Skandal er unsre Ehe preisgab.

Zu einem festen Entschluß konnte ich nicht kommen. Daß der Vater mir verboten hatte, ihn zu empfangen, war mir in meiner grenzenlosen Verwirrung fast erwünscht, da ich kein Wort hätte finden können, und doch wieder eine Todesangst, da ich das Ärgste erwarten mußte, wenn Ludolf dem tiefempörten alten Mann ohne meine Vermittlung gegenübertrat.

Das geschah nun doch am Abend des fünften Tages.

Ich hatte meinen lieben Kleinen eben zu Bett gebracht, da hörte ich eine Droschke unten vorfahren und gleich darauf die Klingel an der Haustür gehen. Das Herz stand mir still, ich konnte mich nicht fassen und wankte nach der Tür, schon wollte ich trotz alledem hinunter, ihm entgegen gehn, da hörte ich ihn oben im Flur am Kinderzimmer vorbeikommen nach dem Zimmer meines Vaters. Als ich hinaustrat, begegnete mir das Mädchen: der gnädige Herr habe befohlen, wenn der Herr Professor zurückkehren sollte, zu bitten, daß er zuerst zu ihm kommen möchte.

Ich war allein geblieben, die Füße wollten mich nicht tragen, doch konnte ich's nicht lassen, im Flur nach dem Zimmer des Vaters zu schleichen, blieb aber vor der Schwelle stehen und horchte. Kein Wort war zu verstehen. Ich wußte schon, daß der Papa, wenn er im höchsten Zorn war, die Stimme bis zum Flüstern zu dämpfen pflegte. Schon wollte ich es wagen, einzutreten, da wurde die Tür aufgerissen, mein Mann erschien auf der Schwelle und rief mit heiserer Stimme zurück: ‚Tun Sie, was Sie wollen, ich erkläre Ihnen nochmals, daß ich mich nicht verpflichtet fühle, über mein Tun und Lassen Ihnen Rechenschaft abzulegen, und aus Rücksicht auf Ihre Jahre es verschmähe, auf Ihre beleidigenden Verdächtigungen Ihnen die gebührende Antwort zu geben!‘

Er trat in den Korridor heraus, ohne meine dunkle Gestalt, die neben der Tür an der Wand lehnte, zu sehen oder — sehen zu wollen. Hochaufgerichtet schritt er nach der Treppe, und gleich darauf hörte ich die Haustür unten zuschlagen, worauf es totenstill wurde.

Das Herz klopfte mir zum Zerspringen. Als ich mich endlich soweit beruhigt hatte, trat ich leise bei meinem Vater ein. Das Zimmer schien völlig leer zu sein. Dann entdeckte ich endlich, daß der teure alte Mann vor dem Sofa auf dem Teppich lag. Er erhob sich nicht auf meinen Ruf. Ich faßte seine Hand, sie war eiskalt. Ein Schlaganfall hatte ihn niedergeworfen. Erst nach einer Woche fand er seine volle Besinnung und etwas später seine Sprache wieder.

Was damals in mir vorging, wie ich diese furchtbare doppelte Prüfung überstand, davon laß mich schweigen.

Nur mein geliebtes Kind hielt mich aufrecht, sonst wäre ich den Kämpfen vielleicht erlegen. Denn zu allem bitteren Gram um das verlorene Liebesglück kam alles Grauenhafte eines Scheidungsprozesses, den mein Vater sofort, nachdem er den Schlaganfall leidlich überwunden hatte, gegen meinen Mann anstrengte.

Von ihm wußte ich nichts mehr, als daß er seine Junggesellenwohnung in dem Hause, wo sich auch sein Bureau befand, wieder gemietet hatte. Seine Kleider und die notwendigsten anderen Effekten hatte er durch einen Bedienten abholen lassen, er selbst unser Haus weder betreten, noch durch einen Brief gezeigt, daß ich für ihn noch auf der Welt oder die Mutter seines Kindes sei. Die Scham und wohl auch Reue über sein Vergehen konnte er nur durch einen maßlosen Stolz ersticken, der es ihm unmöglich machte, einen Schritt mir entgegen zu tun durch ein offenes Schuldbekenntnis. Und ich wartete doch noch immer darauf! Wenn er gekommen wäre — o liebste Freundin, ich hatte mich ja gewöhnt, ihn nicht für schuldig sondern für krank zu halten, und obwohl ich mich tödlich getroffen fühlte — ich wäre bei dem ersten Wort und Blick schwach genug gewesen, ihm alles zu verzeihen.

Aber er blieb stumm und unsichtbar. Ich habe ihn nicht wiedergesehen.

Während der Verhandlung, die natürlich kein geringes Aufsehen in der Gesellschaft machte, betrug er sich übrigens korrekt, verzichtete auf jede Verteidigung und ließ den Spruch, der ihm auch das Recht auf das Kind nahm, ohne Widerrede über sich ergehen — obwohl er doch den Jungen vergöttert hatte. Es war wie eine Versteinerung, sagte der Advokat, der unsere Sache geführt hatte, obwohl er nur eine zynische Gleichgültigkeit zur Schau trug.

Dann, sobald der Vater ziemlich hergestellt war, verließen wir die Stadt und kehrten auf das Gut zurück. Hier aber dauerte es nicht lange, so verlor ich auch den letzten Freund — es ist nun anderthalb Jahre her — und hatte nichts, was mich an das Leben band, als mein Kind. Das war erst drei Jahre alt. Aber da ich alle Liebe, die ich an niemand sonst wenden konnte, ihm widmete, wachte die kleine Seele früher, als sonst in diesem Alter, auf und klammerte sich mit seltsamer Inbrunst an mich an, so daß ich fühlte, wie er es verstand, wenn ich besonders trübe und gedrückt war an Tagen, wo das Erlittene wie gestern vor mich hintrat, und mich dann mit seinen Liebkosungen zu erheitern suchte.

Äußerlich hatte ich ja auch genug zu tun, mit der Wirtschaft, die ich zum Teil selbst wieder in die Hand nahm. So lebe ich hin, oder vielmehr: ich lasse mich leben. Die Zukunft steht wie eine einzige große graue Wand vor mir, auf der keine Bilder an mir vorübergehen, die mir hübsch oder häßlich erschienen. Auf etwas so Liebes und Herzliches, wie daß ich dich hier finden sollte, hatte ich nie zu hoffen gewagt.'

Sie neigte sich zu mir, zog mich an sich und küßte mich, so daß ich meine Rührung nicht bezwingen konnte und in Tränen ausbrach. Als sie mich losließ, sah ich, daß auch ihre Augen feucht schimmerten, doch blieb sie gefaßter. Auch in ihr schien etwas versteinert zu sein, das nicht mehr völlig schmelzen konnte.

Dann kamen unsere kleinen Leute herbeigerannt, die des Spielens im Sande müde geworden waren. Ihr Bübchen war der lebhaftere, warf sich ungestüm auf ihren Schoß und plauderte allerlei von seinem eben Erlebten an sie hin. Sie hob ihn auf und sah ihm dicht in die hellen Augen, mit einem Ausdruck mütterlichen Glücks, der mir tief zu Herzen ging. Sie war auf einmal wieder wie von allem Gram befreit, das Gesicht so entzückend hold und jung, daß ich mich fragte, wie ein Mann, der die Liebe dieser Frau besessen, sich jemals zu einer anderen verirren konnte, zu einer solchen, wie sie zwischen sie und ihr Glück getreten war. Aber freilich, wer zum schwächeren Geschlecht gehört, der vergißt seine heiligsten Pflichten, wenn eine Hexe mit einem „Hundsgesicht" ihm über den Weg läuft!"

⊠ ⊠ ⊠

Die kleine alte Dame schwieg, sie hatte sich außer Atem gesprochen, und die sittliche Entrüstung leuchtete ihr aus den Augen. Während sie sich ein Glas Wasser ein-

schenkte und es hastig austrank, sagte der Medizinalrat, der sichtlich gespannt zugehört hatte: „Gewiß, meine liebe Freundin, ist diese Geschichte ein starkes Beispiel, wohin ein Mensch mit einem schwachen Gewissen und einer starken Sinnlichkeit sich verirren kann. Daß aber gerade ein Künstler, dessen Schönheitsorgan besonders fein ausgebildet ist, der Verführung durch eine häßliche Kanaille leichter als andere erliegt, erscheint mir durchaus naturgemäß. Erstens weil die Extreme sich anziehen, und dann — aus Gemeinem ist der Mensch gemacht, und dem eigentümlichen Schwindel, den es erregt, von einer vornehmen Höhe einmal den Sprung in tiefe Erniedrigung zu tun, widersteht so ein verwegener Geselle schwerer, als ein schwachblütiger Biedermann. Darum kann ich diesen Fall doch nicht als Beweis dafür gelten lassen, daß die Mehrzahl der Männer den Vorwurf verdiene, sich dem polygamischen Naturgesetz blindlings zu unterwerfen und den Namen des schwächeren Geschlechts zu verdienen. Wenigstens wenn diese Frau ein solcher Ausbund aller Liebenswürdigkeit war, wie Sie von ihr rühmen, würde ihr das mit irgendeinem anderen Gatten schwerlich passiert sein."

Die Professorin sah ihrem alten Freunde mit einem überlegenen Lächeln ins Gesicht und sagte: „Meinen Sie? Nun, ich könnte Sie eines Besseren, das heißt Schlimmeren überführen, wenn ich Ihnen nicht schon zu lange von meiner Hortense vorgeplaudert hätte, und ich weiß, daß Sie früh schlafen zu gehen pflegen, da Sie schon um acht Uhr Sprechstunde haben, ehe Sie auf Ihre Praxis fahren. Denn der Lebensroman meiner Hortense hat noch einen zweiten Teil, nicht ganz so aufregend, wie der erste, immerhin gerade für unsere Streitfrage von Bedeutung. Aber es ist elf Uhr, Ihre Zigarre längst ausgeraucht, ich darf Sie nicht länger aufhalten."

„Wofür halten Sie mich?" versetzte der alte Herr lachend. „Wie oft sitz' ich die halben Nächte am Krankenbett, und der Fall, um den sich's bei Frau Hortense handelt, ist interessanter, als mancher, der mich dann wach hält, obgleich er meine ärztliche Hilfe nicht in Anspruch nimmt. Denn er liegt wohl schon über dreißig Jahre zurück. Also bitte, liebe Freundin, lassen Sie den zweiten Teil folgen — nur erlauben Sie mir, noch eine Zigarre anzuzünden!"

„Wenn Sie es denn wollen — sagte die Professorin — ich werde mich aber jedenfalls möglichst kurz fassen. Also nichts mehr von jenem Beisammensein an der See, das ich um ein paar Tage verlängerte, da ich sah, wie sehr es der armen Verlassenen wohltat, und wie auch die Kinder sich nur schwer voneinander trennten. Als wir dann beide wieder zu Hause waren, vermißten wir einander sehr. Zu einem ergiebigen Briefwechsel kam's aber nicht. Sie hatte gleich beim Abschied gesagt, ich dürfe keine häufigen Mitteilungen erwarten, ihr äußeres Leben sei so eintönig und mit ihren inneren Zuständen wolle sie mir nicht die Stimmung verderben.

So vergingen zwei Jahre, da kam endlich ein Brief, der mehr enthielt als die kurzen Lebenszeichen zu Geburtstagen und Neujahr. Nichts Geringeres meldete sie mir, als daß sie sich wieder verheiratet habe, mit einem adligen Gutsbesitzer aus Thüringen. Die Bekanntschaft habe sich in Dresden gemacht, wohin sie nach der Ernte gereist sei, um ihrem Franz, der inzwischen sieben Jahr alt geworden und sich prächtig entwickelt habe, zur Belohnung für seinen Fleiß und gute Aufführung etwas von der Welt zu zeigen. Auch habe sie selbst das Bedürfnis gefühlt, sich aus ihrer dumpfen Stimmung herauszuretten, etwas Schönes zu sehen, einmal wieder Theater und Konzert zu genießen.

An der Table d'hôte im Hotel sei sie einer liebenswürdigen alten Dame gegenübergesessen, die aus den gleichen Motiven ihr in Thüringen gelegenes großes Gut mit ihrem Sohn verlassen habe, einem jungen Mann im Anfang der Dreißiger, von sehr angenehmem Äußeren und Benehmen, an dem ihr besonders die Art gefallen habe, wie er sich gegen seine Mutter betrug. Er habe für sie gesorgt, da sie von zarter Gesundheit gewesen, wie eine zärtliche Tochter, sich in allem ihr untergeordnet, aber auch im Verkehr mit anderen sich bescheiden und von der besten Bildung gezeigt. Die Mama aber habe sich sogleich lebhaft an sie angeschlossen, und während der acht Tage ihres gemeinsamen Aufenthalts seien sie unzertrennlich gewesen.

Vollends habe sie sich von ihnen beiden dadurch gewinnen lassen, daß sie ihren Knaben mit größter Herzlichkeit behandelten, so daß Fränzchen, der etwas Ähnliches noch nicht erlebt, als der neue Onkel ihn beim Abschiede umarmt, in Tränen ausgebrochen sei.

So habe sie gern die Einladung auf ihr thüringisches Gut schon im nächsten Frühling angenommen, und dann — nun da habe sich alles andere bald gemacht. Das sei nun schon ein paar Monate her, und keinen Augenblick habe sie Grund gehabt, ihren Entschluß zu bereuen. Ihr Eduard sei sehr gebildet, aber mit Leib und Seele Landwirt, sie könne ja diese seine Interessen teilen. Überdies sorge die Mutter dafür, daß daneben auch die schöne Literatur zu ihrem Rechte komme, da sie selbst in jungen Jahren ein bißchen geschriftstellert habe und noch hin und wieder im stillen ein Gedicht verfasse.

Wie herzlich mich das freute und mit wie vollem Vertrauen, daß sie das Rechte gefunden, ich ihr Glück wünschte, können Sie denken.

Dabei blieb es aber. Ich hatte bei meinen vielen häuslichen Pflichten, zumal damals auch mein lieber Mann zu kränkeln anfing, nicht viel Zeit zu fortgesetzter Korrespondenz, auch waren unsere äußeren Interessen zu verschieden, um uns brieflich davon zu unterhalten.

So waren wieder zwei Jahre vergangen.

An einem schönen Sommertage, da zu Hause alles gut stand, beschloß ich, einen Ausflug zu einer alten Tante zu machen, die ziemlich einsam in Rudolstadt lebte und mich gern ein paar Wochen bei sich gesehen hätte, da ich von früh an ihr besonderer Liebling gewesen war. Auch ich war ihr herzlich zugetan und freute mich sehr, sie trotz ihrer Gicht, die sie ans Haus fesselte, noch frisch und lebensmutig zu finden.

Im stillen hatte ich geplant, von da aus einen kleinen Abstecher nach dem Gute meiner Jugendfreundin zu machen, das in zwei Eisenbahnstunden zu erreichen war, um zu sehen, wie sie ihr Leben eingerichtet hatte.

Als ich aber eines Tages ahnungslos durch das reizende alte Städtchen schlenderte, wem begegne ich? Meiner alten geliebten Hortense. Wie wir uns freuten, können Sie sich vorstellen. Ich fand sie auch äußerlich kaum verändert, nur ein bißchen stärker geworden und mit einem Ausdruck in dem lieben schönen Gesicht, der mich erkennen ließ, noch ehe sie selbst es sagte, daß sie vollkommen glücklich war.

Wir setzten uns in einer der Anlagen draußen vor der Stadt auf eine Bank, und nun war des Austausches unserer Erlebnisse kein Ende.

Der Anlaß zu ihrem Hiersein war die Sorge für ihren Franz, der jetzt im zehnten Jahre stand und in ein Gymnasium gebracht werden mußte. Seinen früheren trefflichen Hauslehrer hatte sie freilich in die neue Ehe mitgebracht. Da der aber jetzt eine Lehrerstelle angenommen und ein Ersatz für ihn sich nicht leicht finden ließ — auch durfte ihr Franz den Umgang mit gleichaltrigen Kameraden nicht ewig entbehren — so hatte Hortense sich aufgemacht, in den thüringischen Städten Umschau zu halten, wo sich eine gute Schule und zugleich eine Pension fände, der sie den Knaben anvertrauen könnte.

Schulpforta war ihr etwas unheimlich gewesen mit seinem großen Alumnat ohne weibliche Pflege und dem sehr philologischen Lehrplan. Ihr Sohn sollte kein Gelehrter werden, sondern einmal das Gut seines Stiefvaters übernehmen, der den Knaben völlig wie einen eignen Sohn behandelte.

Hier in Rudolstadt glaubte sie nun, was sie suchte, gefunden zu haben. Sie war nur noch unschlüssig, welcher der beiden Familien, die sich ihr dazu geboten hatten, sie die Sorge für den Knaben am besten anvertrauen würde.

Der einzige Kummer, der ihr Leben in den neuen Verhältnissen getrübt hatte, war der Tod ihrer sehr geliebten Schwiegermutter gewesen, schon ein halbes Jahr nach ihrer Vermählung. Daß sie selbst ihrem Mann noch kein Kind geschenkt hatte, schien sie nicht schwer zu nehmen. Auch ihr Gatte lasse sie es nicht empfinden. Es sei überhaupt nicht der leiseste Schatten in ihren Glückshimmel gefallen, ein besserer, treuerer, feinsinnigerer Lebensgefährte lasse sich nicht denken, und es beschäme sie völlig, wie er zu ihr aufschaue und alle Frauen

der Nachbarschaft, unter denen auch sehr reizende seien, mit so kühler Höflichkeit behandle, als könne von einem Vergleich mit ihr überhaupt nicht die Rede sein.

⁂ ⁂ ⁂

Wir hatten uns so verschwatzt, daß ich erschrocken auffuhr, als es von einem Kirchturm fünf schlug, die Stunde, wo die Tante ihren Tee zu trinken pflegt. Ich mußte eilig nach Hause, Hortense aber wollte mich heute nicht begleiten, um die gute Alte kennen zu lernen, sie habe Briefe zu schreiben, die sogleich noch fort sollten, an ihren Mann und die treue Margret. Ihrem Eduard mußte sie doch berichten, daß sie morgen den Entschluß wegen der Pension treffen werde, und der Alten Anweisung geben wegen der Garderobe, die für Franz einzupacken sei, da sie nur heimkehren wolle, um sogleich wieder mit dem Knaben herzukommen. So trennten wir uns vor ihrem Hotel und verabredeten für den nächsten Tag eine Spazierfahrt, nachdem sie mich bei der Tante abgeholt hätte.

Ihre alte Dienerin hatte ich schon damals in Haffkrug kennen gelernt, ein wahres Prachtexemplar von einem treuen Hausmöbel, sehr gescheit und zuverlässig, wie sie sich schon bei der kleinen Hortense als Kindermädchen bewährt hatte, jetzt wieder bei deren Kinde, dabei bescheiden und anspruchslos. Ich schickte ihr einen herzlichen Gruß, da ich sie diesmal nicht würde zu sehen bekommen.

Am nächsten Nachmittag zu der bestimmten Stunde — keine Hortense, die sonst die Pünktlichkeit in Person war! Die Tante, die sich zu ihr gefreut hatte, wurde endlich ungeduldig und trieb mich an, nach dem Hotel zu gehen, zu sehen, was der Grund der Verhinderung sein möchte.

Als ich in ihr Zimmer trat, sah ich sie zwischen Koffern und Schachteln, die eben hastig eingepackt worden waren. Sie saß aber wie von einem schweren Traum befallen mitten in dieser Unordnung und starrte mich an, als finde sie sich mühsam in die Wirklichkeit zurück.

‚Verzeih,‘ sagte sie mit einem Seufzer, den sie vergebens zu unterdrücken suchte, ‚ich wollte eben zu dir schicken, mich zu entschuldigen, daß ich die Verabredung nicht einhalten könne. Ich muß mit dem nächsten Zuge abreisen, ich bin durchaus nötig zu Hause — den Grund werde ich dir von dort aus —‘

‚Nein,‘ rief ich, ‚mit dieser Angst und Ungewißheit lass' ich dich nicht fort. Was kann geschehen sein, das ich nicht gleich erfahren dürfte?‘

‚Du hast recht,‘ erwiderte sie. ‚Obwohl ich selbst nichts Gewisses weiß. Da lies — ein Brief von der Margret — er kam eben, da ich zu dir wollte.‘

Sie nahm ein Blatt vom Tische, das offen dalag. Es war mit einer ungelenken Hand beschrieben, doch in einem ziemlich gebildeten Deutsch und leidlich orthographisch.

Es sei ihr sehr schmerzlich, schrieb die treue alte Seele, der gnädigen Frau eine unangenehme Mitteilung machen zu müssen, sie könne aber im Hause nur so lange bleiben, bis gnädige Frau zurückgekommen sei und sie die Sorge für Franz in ihre Hände gelegt habe. Es hätte sich was zugetragen, was sie dazu getrieben, zu kündigen, der gnädige Herr habe die Kündigung auch sogleich angenommen. Was es gewesen, könne sie der gnädigen Frau nur mündlich sagen, nur daß es die „Fremde“ betreffe, diese — Person, die ihr von Anfang an zuwider gewesen, obwohl sie nichts Bestimmtes gegen sie habe vorbringen können. Aber nach dem, was mit ihr vorgefallen und woran sie jedenfalls die Hauptschuld trage, könne sie unmöglich unter einem Dache mit ihr leben, und so habe sie kündigen müssen, obwohl sie sich nicht versehen hätte, daß man die Kündigung annehmen und nicht lieber das fremde Ding fortschicken würde. Meiner gnädigen Frau bis in den Tod ergebene — — —

Ich legte den Brief bestürzt auf den Tisch zurück, eine dunkle Ahnung, um was sich's handeln möchte, stieg in mir auf, so unglaublich es war.

‚Wer ist diese „Fremde“, von der Margret spricht? fragte ich.‘

‚Ein ganz unbedeutendes Geschöpf, die Schwester unseres Schweizers aus dem Berner Oberland. Daß der Mann aus seiner Heimat hieher verschlagen wurde, kam von einem Transport schöner Schweizer Kühe, den er einem unserer Nachbarn zuzuführen hatte. Er fand dann bei uns Anstellung und bewies sich so tüchtig, daß wir, als sein „Mütterli“ starb, seine

Schwester kommen ließen, die er nicht verwaist und schutzlos in der Heimat lassen wollte. Dies Bäbeli gefiel uns denn auch, und da wir unsere Milchwirtschaft noch zu vergrößern dachten, war uns eine Melkdirne, die die Arbeit verstand, ganz willkommen. Ich hieß sie nur gleich ihre Berner Oberlandstracht mit der hier üblichen vertauschen, die ihr nicht so malerisch stand. Doch war sie immer noch ganz hübsch mit ihren blanken weiß und roten Backen, dem blonden Haar, das sie in zwei dicken Zöpfen über den Rücken hinabhängen ließ, und dem roten Mund, der oft lachte, was sich freilich mehr kindisch als witzig ausnahm. Kokett war sie denn auch, besonders auf den Großknecht schien sie's abgesehen zu haben — ich hatte mir gerade vorgenommen, ihr darüber die Leviten zu lesen, als ich vor vierzehn Tagen abreisen mußte. Und jetzt — was ich davon denken soll, daß mein Mann ihre Partei genommen habe gegen unsre alte Getreue. —

Es läßt mir keine Ruhe, ich muß die Wahrheit erfahren. Unsre schöne Spazierfahrt soll aber hoffentlich nur kurz aufgeschoben sein. Jedenfalls find' ich dich doch noch hier, wenn ich mit dem Jungen zurückkomme, und dann folgst du mir nach dem Gut.'

Ich begleitete sie nach dem Bahnhof und wir nahmen etwas wortkarg und aufgeregt voneinander Abschied.

⁂ ⁂ ⁂

Sie hatte versprochen, mir sobald als möglich Nachricht zu geben. Aber drei Tage vergingen, ohne daß ein Brief gekommen wäre. Ich schickte endlich ein Telegramm mit der Bitte, mich nicht länger in der Unruhe zu lassen. Umgehend kam die Antwort: Alles geordnet. Bald Näheres mündlich.

Damit mußte ich mich vorläufig beruhigen. Warum sie nicht aber wenigstens zehn Zeilen aufs Papier werfen konnte, war mir ein Rätsel.

So gehe ich am vierten Tage, an nichts Arges denkend, über den Platz vor dem reizenden alten Rathaus, als aus einer Seitengasse eine kleine Gesellschaft von drei Personen auf mich zukommt: meine Hortense, ihr Gymnasiast und die Margret.

Der Franz war so hoch aufgeschossen und ein so blühender Bursche geworden, daß selbst meine mütterliche Verblendung gestehen mußte, mein Martin, der doch auch nicht zurückgeblieben war, würde durch ihn in Schatten gestellt werden. Die alte Margret dagegen war in den sechs Jahren ganz dieselbe geblieben bis auf ein paar Runzeln mehr und einige Haare weniger. Wir begrüßten uns in großer Freude und Herzlichkeit, dann sagte Hortense: ‚Geht jetzt nur ins Hotel zurück, ich folge euch bald nach.'

Das sagte sie mit ganz heiterer Miene. Als wir aber allein zurückgeblieben waren, stand sie mitten auf dem Platz still und atmete tief auf, wie aus einer schwerbedrückten Brust.

‚Komm, Liebste,' sagte sie dann und setzte sich rasch in Bewegung, ‚du mußt mir helfen, eine Wohnung zu suchen, für uns drei. Ich gedenke mit dem Jungen hier zu bleiben und seine Lehrzeit zu überwachen. Die Margret führt mir den Haushalt, auf dem Gut bin ich überflüssig. Komm, ich habe mir ein paar Adressen geben lassen, es wird ganz hübsch hier wohnen sein.'

Ich merkte, daß es sie furchtbar hart ankam, mir Aufschluß zu geben über das, was sie zu dieser Änderung ihres früheren Planes getrieben hatte. Doch war es ihr auch wieder Bedürfnis, ihr Herz zu erleichtern. Sie steckte den Zettel, auf dem die Adressen standen, wieder ein, und eh' wir's uns versahen, waren wir draußen in den Anlagen bei der Bank wieder angelangt, wo wir vor einer Woche uns so viel freudiger gegeneinander ausgesprochen hatten.

Da erfuhr ich denn alles.

Sie hatte ihren Mann in großer Verlegenheit gefunden, wie er ihr das Vorgefallene mitteilen sollte. Die Margret habe ihn „wegen einer Bagatelle" geradezu zur Rede gestellt in einem so ungehörigen Ton, daß er es ihr scharf verboten habe. Ein alter Hitzkopf, wie sie sei, habe sie sogleich mit der Kündigung erwidert, die er, so ungern er's getan, annehmen mußte, um seiner Autorität nichts zu vergeben.

Dies habe sie ohne eine Bemerkung angehört, dann aber von der Alten erfahren, was eigentlich dazu geführt hatte.

Margret habe erst mit der Sprache nicht herausgewollt. Der feinfühligen alten Getreuen sei es ungemein peinlich gewesen,

etwas über ihren Herrn aussagen zu sollen, der immer gütig gegen sie gewesen. Dann aber habe sie zu ihrer eigenen Rechtfertigung doch nicht schweigen können. Es sei ihr schon immer aufgefallen, daß der gnädige Herr, wenn er dem Bäbeli im Hofe begegnete, sie öfters anhielt, mit ihr scherzte und sie nach ihrer Heimat befragte. Der Großknecht habe es auch bemerkt und in der Gesindestube Anspielungen darauf gemacht. Sie aber habe es zwar nicht ganz passend gefunden, aber sich weiter nichts dabei gedacht, nur daß sie das dumme, eitle Lachen der Dirne geärgert hätte, wenn der Herr, ehe er wieder ging, ihr zunickte.

Mit einer aus einem fremden Land kann man ja ein bißchen anders umgehen, als mit einer Stallmagd aus der hiesigen Gegend.

Eines Sonntagnachmittags aber, da Franz mit dem Hauslehrer einen kleinen Ausflug gemacht habe und sie sonst im Hause nichts zu tun gehabt, sei sie auch spazieren gegangen, nach dem Birkenwäldchen, das so hübsch schattig sich am Fluß hinzieht. Sie habe gewußt, daß das Bäbeli hier manchmal mit ihrem Verehrer, dem Großknecht, zusammenkomme, und hätte dem dummen Geschöpf gerne ein wenig ins Gewissen geredet und es gewarnt.

Richtig, habe sie auch das weiße Kopftuch schon von fern durch die Zweige schimmern sehn. Als sie aber näher herangekommen, habe sie allerdings erkannt, daß sie nicht allein war, aber ihr Begleiter sei nicht der Hans gewesen, sondern — sie habe ihren Augen nicht getraut — der gnädige Herr!

Da sei sie atemlos stehn geblieben. Der Herr aber habe den Arm um die Schulter des Mädchens gelegt gehabt und sie zu einer Bank geführt, die an der schattigsten Stelle des Ufers gestanden. Da habe er beständig in sie hineingeredet, die einfältige Person aber habe nur immer gelacht mit offenem Munde, darin die Zähne geblitzt hätten, und auf einmal habe der Herr sie beim Kopf genommen und herzhaft abgeküßt.

Sie habe dabei ganz still gehalten, auch nicht gemuckst, als er sie auf seinen Schoß gezogen und mit dem Küssen fortgefahren habe. Ihr aber, der Margret, sei ganz grauslich zumute geworden, wenn sie gedacht hätte, wozu es noch hätte kommen können, wenn der Zufall sie nicht zur rechten Zeit hergeführt hätte. Also sei sie hastig weitergegangen, und habe sich durch Husten angekündigt. Die Erste, die sie bemerkte, sei die freche Person gewesen, habe sich auch gleich von dem Herrn losgemacht und sei eiligst fortgelaufen, ins Dickicht hinein. Der Herr aber sei wie geistesgestört sitzen geblieben, habe sie, die Margret, nur angestarrt und erst kein Wort gesprochen. Als sie ihm dann ins Gesicht gesagt, es sei abscheulich, daß er ihrer gnädigen Frau einen solchen Schimpf antun könne, sei er aufgefahren und habe heftig erwidert, er verbitte sich eine solche Sprache, sie solle ihre Zunge hüten und ihm aus den Augen gehen.

Dann sei alles weiter erfolgt, wie sie's schon geschrieben. Sie würde auch, da der Herr ihre Kündigung angenommen, sofort aus dem Hause gegangen sein, bloß daß sie verpflichtet gewesen, die Aufsicht über den Franz keinem anderen, als der Mutter, abzutreten.

Bei diesen Worten, da sie den Jungen nun verlassen müsse, sei sie in Tränen ausgebrochen, habe immer wieder um Verzeihung gebeten, daß sie sich unterstanden hätte, den Herrn zu verklagen, und die Frau solle auch zu seiner Entschuldigung bedenken, daß am Mittag vorher der Baron Selbitz zu Tisch dagewesen sei, wobei die Herren etwas viel Sekt getrunken hätten.

‚Wie mir bei dieser Erzählung zumute war, Liebste,' fuhr meine arme Freundin fort, kannst du denken. Ich beruhigte aber die alte Getreue nur mit wenigen Worten, es werde noch alles in Ordnung kommen, suchte dann meinen Mann auf, den ich in seinem Arbeitszimmer müßig dasitzen und vor sich hinstieren fand, und sagte ihm ganz kühl, ich wisse nun alles und wolle kein Wort mehr darüber verlieren, da unsere Ansichten über das, was er eine „Bagatelle" genannt, zuweit auseinander gingen. Es scheine mir darum notwendig, daß wir uns eine Weile trennten. Ich würde den Jungen nicht in Pension geben, sondern in Rudolstadt selbst mit ihm leben und zu meiner Bedienung die Margret mitnehmen, die ja doch gekündigt habe. Ich fordere von ihm nur das feste Versprechen, keinen

Versuch, uns wiederzusehen, zu machen, ehe ich es ihm selbst gestatten würde.

Er nahm das alles mit so tiefer Zerknirschung hin, machte nicht den geringsten Versuch, etwa mit der Weinstimmung sein Vergehen zu beschönigen, daß er mir ordentlich leid tat. Ich blieb aber fest — was ich früher erlebt hatte, trat wieder mit allem Schrecklichen in meine Erinnerung —, und so ging ich während der drei Tage, die ich brauchte, mich zu meinem Exil zu rüsten, wie wenn nichts vorgefallen wäre neben ihm hin, so daß auch der Pfarrer, der Lehrer und einige Besucher nichts anders glaubten, als daß mein überzärtliches Mutterherz den Jungen nicht ohne meine Aufsicht seine Schulzeit antreten lassen wolle. Auch daß mein Mann beim Abschied mir nur die Hand küßte, statt mich zu umarmen, fand niemand auffallend. Du wirst mir nie verzeihen können! stammelte er kaum hörbar, mit Tränen in den Augen.

Wahrscheinlich werde ich's doch endlich tun, da eine solche Sünde kein Scheidungsgrund ist, doch wann es dazu kommen mag, jedenfalls nicht so bald, weiß Gott. Vorläufig fühle ich die Kränkung noch zu tief, und obwohl er die Schweizer Dirne fortgeschickt hat und von ihr auch, wenn sie bliebe, wohl nicht wieder verführt werden würde — ich habe die Männer jetzt kennen gelernt und bin darauf gefaßt, daß er, wenn ich fern bliebe, sich irgendwie zu trösten suchen wird.'

⁂ ⁂ ⁂

Wir blieben dann nur noch einen Tag zusammen, fuhr die Professorin fort, und im Lauf dieses Jahres bekam ich nur ein paarmal eine kurze Postkarte von ihr, in der sie schrieb, daß alles beim alten sei. Im nächsten Jahre verstummte sie ganz. Dann aber, im Oktober, kam ein gedrucktes Blatt, in dem Herr und Frau von * * * die Geburt eines kräftigen Mädchens hocherfreut anzeigten. Die glückliche Mutter hatte nur hinzugefügt: Er hat sein Versprechen nicht halten und warten können, bis ich ihm zu kommen erlaubte, sondern ist zu Weihnachten plötzlich bei uns erschienen, mit Geschenken nur für Franz. Du wirst begreifen, daß ich nicht unerbittlich blieb und den Mantel der christlichen Liebe über das Vorgefallene warf. Geradezu eine Todsünde hatte er ja auch nicht begangen. Ich lebe wieder bei ihm. Die Margret habe ich bei dem Jungen gelassen.

⁂ ⁂ ⁂

Der Medizinalrat stand auf. „Ich danke Ihnen, liebe Freundin, für diese nachdenkliche und erbauliche Geschichte. Von nun an werde ich allerdings den Ausdruck ‚das schwächere Geschlecht' von den lieben Frauen nicht mehr brauchen. Aber wenn überhaupt verglichen wird, müssen Sie zugeben, daß beide Geschlechter in puncto Schwäche sich nichts vorzuwerfen haben. Denn daß Ihre liebenswürdige Freundin so rasch mit ihrer Verzeihung bei der Hand war, bestätigt doch den Satz: frailty, thy name is woman!"

„Sie unverbesserlicher Spötter!" sagte die alte Dame mit einem kleinen Schlag auf seinen Arm. „War diese Schwäche nicht eine Tugend? War's nicht Christenpflicht, dem reuigen Mitmenschen siebenmal siebzigmal zu verzeihen?"

„Gewiß, liebe Freundin," erwiderte der alte Herr lächelnd. „Aber können Sie behaupten, daß es in diesem Falle nur die gemeine Christenpflicht, nicht ein anderer, bloß natürlicher Trieb war, der die Frau, die sich selbst von ihrem leichtsinnigen Manne getrennt hatte, bewog, Gnade vor Recht ergehen zu lassen und den armen Sünder zu begnadigen?"

Vor einer Drehbank.

Und einer Drehbank, mächtig wie ein Schiff,
Sah ich heut zu, wie sie nach Eisen griff
Und es bewegte, daß es bebend schrie
Und heiße, rote Feuertropfen spie.

So faßt die Menschen, alle, Mann für Mann,
Das Schicksal mit Maschinenhänden an
Und bohrt und fräst und hobelt sie wie Stahl
Und hat nicht Ohr für Schmerzensschrei und Qual.

Friedrich Otto.

Die Bedeutung des deutschen Außenhandels.

Von ***

Ein schlichtes Papier liegt vor mir, ein Blatt aus dem „Deutschen Reichsanzeiger“: Deutschlands Außenhandel, mit Tabellen. Mit Leidenschaft kann man sich in die Lektüre dieser Zahlensäulen vertiefen. Was erzählen sie uns von Arbeit und Mühen, von Kampf und Sorgen! Die Geschichte eines Menschenalters steigt vor uns auf! Ein Buch könnte man über diese Zahlenreihen schreiben, und doch müssen wir unsere Betrachtungen kurz zusammenfassen. Aber wie ordnen wir diese Zahlen? Sehr einfach! Handel umfaßt Kauf und Verkauf. Außenhandel bedeutet Handel mit dem Auslande. Deutschland kauft und verkauft.

Was kauft Deutschland von dem Auslande? Deutschland kauft Lebensmittel. Mehr als 2602 Millionen Mark haben wir im letzten Jahre ausgegeben, um zu kaufen, was Äcker, Gärten und Wiesen im Auslande tragen. Fast zwei Milliarden Mark haben wir ausgegeben, um Tiere und Fleisch zu kaufen. Deutschlands Boden ist also nicht imstande, seine Kinder selbst zu nähren. Wie sollte er auch? Man mag noch soviel Fleiß auf den Boden verwenden, man mag ihm künstliche Nahrung zuführen, soviel man will: die anbaufähige Fläche läßt sich nicht beliebig vergrößern, und über einen gewissen Ertrag kommt man nicht hinaus. Unsere Bevölkerung ist in einem Menschenalter um 23 Millionen gestiegen. Je mehr Menschen es wurden, um so weniger reichten der eigene Anbau, die eigene Viehzucht aus. Folglich mußten wir, was fehlte, im Auslande kaufen. Wenn man etwas kauft, muß man dafür zahlen. Wie aber hat Deutschland die Zahlungen für die fremden Lebensmittel geleistet? Auch da geben uns die Tabellen auf dem grauen Stück Papier Auskunft. Wir haben dem Auslande mancherlei nützliche Dinge aus unserem Überflusse verkauft. Wir haben z. B. Überfluß an Steinkohle und Braunkohle. Holland, die Schweiz, Italien und Österreich-Ungarn haben gar kein oder zu wenig eigenes Brennmaterial. Ihnen haben wir von unserem Überflusse an Kohlen abgegeben. So haben wir allein im letzten Jahre über 444 Millionen Mark Brennmaterial ausgeführt. Groß sind wir auch in Kali. Niemand auf der Welt hat sonst Kalisalze. Mit der wachsenden Menschenzahl werden die Böden aber immer schärfer angestrengt; sie wollen immer mehr Kunstnahrung zugeführt haben. Diese künstlichen Düngemittel liefern wir der ganzen Welt, besonders den Amerikanern. Der Export allein an Kali geht in die Millionen. Wir sind aber auch an Eisen das erste Land Europas. Im letzten Jahre haben wir fast 15 Millionen Tonnen Roheisen gewonnen. Diese Mengen können wir nicht allein verbrauchen. Folglich werfen wir den Überfluß auf den Weltmarkt. Mehr als 849 Millionen haben wir im letzten Jahre an Eisen und Eisenverbindungen ausgeführt.

Die Tabellen lehren uns noch mehr. Da finden wir einen Posten von 690 Millionen Mark: soviel haben wir an Produkten der chemischen Industrie exportiert, also Farben und pharmazeutische Erzeugnisse, worin wir ja eine ganz besondere Stärke besitzen. Das Rohmaterial für die chemische Industrie gewinnen wir zum größten Teile im Inlande selbst, aber wir müssen doch auch manches erst aus der Fremde heranschaffen. Die Gerbmaterialien z. B., die zur Herstellung des Leders verwendet werden, holen wir aus Südamerika, und den Phosphat, aus dem wir, mit Hilfe der Schwefelsäure, den Superphosphat fabrizieren, schleppen wir von weither nach Deutschland herein; bis in den Stillen Ozean müssen wir unsere Schiffe zu diesem Zwecke senden. Weiter finden wir einen Riesenposten von 819 Millionen Mark in der Handelsbilanz: das verkauften wir an Maschinen, Fahrzeugen und elektrotechnischen Erzeugnissen in das Ausland. Hierher gehören unsere stolzesten Industrien. Das Eisen, das wir dazu brauchen, beziehen wir vom Inlande selbst. Das Kupfer dagegen müssen wir zum größten Teile erst einführen; denn Deutschland stellt in dem uralten Mansfeldischen Gebiete nur einen kleinen Teil seines Kupferbedarfes her. Wir kaufen im Jahre für etwa eine Viertel Milliarde Mark an Kupfer im Auslande; Amerika ist da unser Hauptlieferant. Riesenposten der Ausfuhr werden von der Textilindustrie mit über einer Milliarde Mark gestellt. Dazu kommen Lederwaren mit fast einer halben Milliarde; Papier, Bilder, Möbel u. a. Zucker liefern wir nach England. Mit Klavieren und Bier versorgt Deutschland die ganze Welt. Nürnberg und Thüringen versenden über den Erdball Spielwaren. Wenn die Farmer in Südamerika sich der Heuschreckenplage erwehren wollen, beziehen sie Zinkbleche aus Deutschland; die Blüte unserer Zinkindustrie in diesem Jahre ist auf solche Anschaffungen zurückzuführen. Freilich erscheinen dann wieder auf der Passivseite unseres Außenhandels beträchtliche Posten; denn Wolle, Baumwolle, Holz, Rohseide müssen wir ebenso vom Auslande beziehen wie Kaffee, Petroleum, Tabak und Kakao.

Daraus ersehen wir schon die Hauptfunktionen unseres Außenhandels. Er ist

die Voraussetzung unserer Existenz als Volk. Er schafft herbei, was uns an Lebens- und Genußmitteln fehlt. Er schleppt die Rohmaterialien für unsere Industrie heran, soweit wir sie nicht selbst gewinnen. Er vertreibt aber auch die Erzeugnisse unseres Gewerbefleißes. Ihm haben wir es zu verdanken, wenn in Deutschland auf einer Fläche, wo früher 25 Millionen Menschen lebten, heute 65 Millionen besser gedeihen, als zu Großvaterszeiten. Da wir Waren exportieren, brauchen wir keine Menschen zu exportieren. Mit dem Steigen des Außenhandels ist die Auswanderung zurückgegangen. Der Außenhandel ist aber auch eine der Hauptstützen der Staatsfinanzen. Er liefert den größten Teil der Einnahmen auf den Eisenbahnen; er wirft für das Reich die kolossale Summe von 760 Millionen Mark aus den Zöllen ab und schafft dadurch die Mittel, mit denen wir unser Heer und unsere Marine unterhalten. Der Außenhandel hat nicht nur der Industrie, sondern ebensosehr der Landwirtschaft genützt. Niemals hat in Deutschland die Landwirtschaft solche Einnahmen aus Viehzucht und Gartenbau gezogen, wie unter der Herrschaft der Industrie und des Außenhandels. Der Außenhandel bringt Geld ins Land. Sobald er nämlich z. B. fleißig Kohlen, Eisen, Eisenwaren und Emailgeschirre abnimmt und nach dem Ausland verfrachtet, wird auf den Zechen und Werken in Rheinland-Westfalen und Oberschlesien flott gearbeitet. Die Werke können steigende Löhne zahlen und Wohlfahrtseinrichtungen schaffen. Der Arbeiter trägt den größten Teil seines Lohnes zum Krämer und Hauswirt. Das Detailgeschäft blüht, und die Hypothekenzinsen können prompt gezahlt werden. Jeder Rückschlag im Eisen- und Kohlenexport wirkt auf die Brauereien unmittelbar ein; die Brauer können weniger Bier herstellen, und die Gastwirte klagen. Jede Abschwächung im Außenhandel macht sich bei den großen Konfektionsfirmen in Berlin, Stettin und Breslau sofort bemerkbar. Der Außenhandel ist direkt ein Ventil für unser ganzes Wirtschaftsleben. Der inländische Markt hat gewiß eine große, eine sehr große Bedeutung, aber die Produktion geht doch oft weit über seine Aufnahmefähigkeit hinaus. Die Werke drohen dann in dem Überflusse zu ersticken. Da greift der Export rettend ein. Manchmal, ohne Rücksicht auf die Preise, wirft er große Mengen auf die ausländischen Märkte. Es gab Zeiten, da bebten die fremden Märkte vor der Flut deutscher Waren, die über sie hereinbrach. Die gewaltige Agitation, die der große englische Staatsmann Chamberlain entfachte, um England zum Schutzzolle überzuleiten, ist auf den Andrang des deutschen Außenhandels zurückzuführen. Zweimal wurde das englische Volk zur Wahlurne gerufen, um die schicksalsschwere Frage, ob Freihandel oder Schutzzoll, zu entscheiden.

Überhaupt ist der deutsche Außenhandel eines der Fermente der modernen politischen und wirtschaftspolitischen Entwicklung gewesen. Mit dem Außenhandel sind neue Schichten in dem Volke aufgekommen. Sie haben ihren Anteil an der Leitung des Staates gefordert. Ältere Wirtschaftselemente fühlten sich bedroht und schlossen sich um so enger zusammen. Alte und neue Zeit prallten aufeinander. Noch heute ist dieser weltgeschichtliche Kampf nicht ausgetragen. Der Zusammenstoß hat uns manche Unbequemlichkeiten verursacht, aber er hat auch die besten geistigen und technischen Kräfte des Volkes zur vollen Blüte gebracht. Niemals hat man in deutschen Landen eine solche Arbeitsenergie, eine solche Anspannung der Kräfte erlebt, wie in den letzten Jahrzehnten und Jahren. Mehr und mehr ist die auswärtige Politik Handelspolitik geworden.

Früher lag die Vermittlung zwischen Kauf und Verkauf im deutschen Außenhandel zum größten Teile in englischen Händen; und als wir anfingen, auf eigenen Schiffen zu verfrachten, wurden diese Schiffe zumeist in England gebaut. Mit dem Außenhandel aber wuchs das Nationalgefühl. Wir wollten nicht nur die Kommissionen, die bis dahin an das Ausland gegangen waren, selbst verdienen, sondern wir wollten auch Herr in der Handelsflotte sein. So fingen wir an, selbst Schiffe zu bauen. Aus dem Außenhandel und mit ihm ist unsere Schiffsbau-Industrie, allen voran der Stettiner Vulkan, gewachsen. Gleichen Schritt mit der Schiffsbau-Industrie haben die Reedereien gehalten.

Aber hier müssen wir einen Augenblick verweilen und in unser Archiv greifen. Man kann die Bedeutung des Außenhandels gar nicht voll würdigen, wenn man sich nicht auch zahlenmäßig bewußt wird, was er für den Schiffsbau und die Schiffahrt geleistet hat. Die deutsche Handelsflotte umfaßt jetzt über 4,3 Millionen Bruttotonnen an Dampfern und Seglern, und die Rheinflotte stellt einen Wert von über 100 Millionen Mark dar. In Hamburg liefen im letzten Jahre 17358 Schiffe ein mit 12,66 Millionen Tonnen netto, und im Durchschnitt der letzten Jahre wurden auf unseren Werften Schiffe von etwa 700000 Tonnen brutto gebaut. Unsere Schiffswerften beschäftigen jetzt etwa 70000 Arbeiter und Beamte. Noch imposanteren Zahlen begegnen wir, wenn wir an die Reedereien selbst herangehen. Da marschieren an der Spitze die Hamburg-Amerika-Linie und der Norddeutsche Lloyd mit zusammen gut 400 Millionen Mark Kapital. Dahinter stehen zahlreiche Gesellschaften mittleren und kleineren Umfanges, deren Gesamtkapital sich auch auf Hunderte von Millionen bemißt; die rasch voranschreitende Levante-Linie ist da besonders zu erwähnen. Was an Kapital in Schiffsbau und Reedereien angelegt ist, schätzt man mit einer Milliarde Mark nicht zu hoch.

Das alles ist direkt das Werk des deutschen Außenhandels, der mit Schiffsbau und Reederei auf Gedeih und Verderb eng verbunden ist.

Jedes Handelsschiff, jeder Dampfer oder Riesensegler ist ein Kunstwerk. Schon der Schiffsrumpf setzt ganze Industrien in Nahrung. Dann kommt die Ausstattung des Schiffes. Hier wurden unserer Maschinen- und Elektrizitäts-Industrie Aufgaben gestellt, an denen sie zu ihrer heutigen Größe emporgewachsen ist. Der Ingenieur und der Künstler feiern ihre größten Triumphe im modernen Schiffsbau. Das alles kostet viel Geld. Die Mittel dazu werden durch unsere Banken aufgebracht. Die Aktien von Reedereien und Schiffsbaugesellschaften nehmen im Kurszettel einen breiten Raum ein.

Fast 17 Milliarden Mark an Wert stellt der deutsche Außenhandel in einem Jahre dar. Das ist kein Tauschhandel wie zu Adams Zeiten. Wir können wohl dem Neger, der in den Wald geschickt wird, um den Gummibaum anzuschneiden, einen bunten baumwollenen Schurz oder eine Flinte als Entgelt geben; aber wenn wir für eine halbe Milliarde Mark Baumwolle in Amerika und Ostindien, oder wenn wir Wolle in Südamerika, in Argentinien und Australien, oder wenn wir Petroleum bei Mr. Rockefeller kaufen, können wir nicht Anilinfarben, Puppen oder Dynamomaschinen als direkten Gegenwert geben. Der deutsche Außenhandel mit seinen Milliardenumsätzen hat zur Voraussetzung eine hochentwickelte Kredit- und Finanzwirtschaft, an deren Ausbau die feinsten Köpfe Deutschlands gearbeitet haben. Die Banken treten als Vermittler zwischen Käufer und Verkäufer, und die Warenwechsel spielen eine gewaltige Rolle. Man kann die Banken Kinder des Außenhandels und den Außenhandel ein Kind der Banken nennen. Wenn unsere Banken Niederlassungen in Hamburg und Bremen errichtet haben, so taten sie es wegen des internationalen Handels. Im weiten Kreise sind sie von Tochterinstituten, von einer fast unübersehbaren Schar überseeischer Banken umgeben; in Südamerika, in Ostasien, im Orient, in unseren Kolonien und in allen europäischen Ländern sind unsere Banken als Stützen des Außenhandels tätig, werden sie von ihm alimentiert. Ist die überseeische Bank einmal da, dann macht sie sich auch sonst nützlich. Nehmen wir z. B. die Deutsch-Asiatische Bank, in deren Aufsichtsrat jetzt der frühere Kolonial-Staatssekretär Dernburg eingetreten ist. Die Bank ist eine der starken Stützen unseres ostasiatischen Handels. Aber sie beteiligt sich in führender Stelle auch an den großen Finanzgeschäften Chinas. Sie hat in den letzten Jahren viel getan, um den Eisenbahnbau in China vorwärts zu bringen. Die chinesischen Anleihen werden zum Teil nach Deutschland gebracht; aber die Voraussetzung dafür ist immer, daß ein entsprechender Teil des Materials für die neuen Bahnen nach Deutschland in Auftrag gegeben wird. Den Transport übernimmt dann die deutsche Flotte. Auf dieselbe Weise führen die überseeischen Banken uns Aufträge auch auf andere Bauarbeiten zu. Die großen Schiffe, deren sich der Außenhandel bedient, erfordern entsprechende Hafeneinrichtungen, Stromregulierungen u. a.: Häfen, Hafeneisenbahnen, Verladeeinrichtungen (Kräne), müssen in großartigstem Maßstabe aufgeführt werden. Das gibt Arbeit und Frachten. Man kann ruhig sagen, daß die staunenswerte Entwicklung unseres Kranbauwesens, wie es z. B. durch die Deutsche Maschinenbau-Aktiengesellschaft (früher Benrath) repräsentiert wird, auf unseren Außenhandel zum großen Teile zurückzuführen ist.

Die Älteren unter uns erinnern sich noch der großen Kampagne, die vor etwa zwölf Jahren zur Verstärkung unserer Kriegsflotte einsetzte. Wissenschaft und Praxis taten sich zusammen, um das deutsche Volk zu überzeugen, daß wir eine starke Flotte brauchten. Was aber war das Hauptargument in diesem Feldzuge? Der deutsche Außenhandel! Heute haben wir die Flotte, die wir brauchen, um unsern Außenhandel gegen alle Angriffe zu schützen. Denn darüber dürfen wir uns nicht täuschen: Ein Außenhandel, wie wir ihn haben, ist eine Achillesferse. Der Außenhandel reißt uns los von der Selbstgenügsamkeit unserer Väter. Der altbäuerliche Haushalt, der alle seine Bedürfnisse in eigener Wirtschaft befriedigen konnte, brauchte nach niemand zu fragen. Ebenso ging es uns als Volk, solange wir alle unsere Bedürfnisse in der nationalen Wirtschaft decken konnten. Aber der wachsende Außenhandel hat uns aus dieser beschaulichen Biedermeier-Abgeschlossenheit herausgerissen. Er hat uns in die internationalen Völkerbeziehungen verflochten. Wie der Kaufmann, der viele und mannigfaltige Kunden hat, Verbeugungen nach vielen Seiten zu machen hat, so muß auch ein Handels- und Industrievolk Rücksichten nehmen. Der Handel macht kosmopolitisch und schleift rauhe Flächen ab. Der moderne Außenhandel hat ein gar empfindliches Kredit- und Wirtschaftsgebäude aufgeführt. Ein Schlag schlägt auch da tausend Verbindungen. Die unentwirrbaren Fäden des Außenhandels zwingen deshalb auch zu einer vorsichtigeren Form des internationalen Auftretens. Zeitweise war z. B. die Stimmung zwischen Deutschland und England so, daß ein Funke genügt hätte, einen Riesenbrand zu entfachen. Zu des alten Napoleon Zeiten hätte man gleich losgeschlagen. Heute spricht der Außenhandel in solchen politisch-kriegerischen Fragen ein gewichtiges Wort mit. Diesseits wie jenseits des Kanals dachte man an die Milliardenumsätze, die die beiden Völker im Außenhandel miteinander haben. Diese kühle Überlegung dämpfte die Leidenschaften. Man

sah bald ein, daß keiner der beiden von einem Kriege etwas zu gewinnen habe, und so stieß man das schon gelockerte Schwert wieder zurück. Unkriegerisch sind wir deshalb nicht geworden; aber man überlegt, ob der etwaige Gewinn den Einsatz lohnt.

Gewiß: die Zahlen und materiellen Werte, die beim deutschen Außenhandel in Frage kommen, sind enorm, alles überwältigend; sie stellen in den Schatten, was je dagewesen ist. Aber noch größer und mächtiger sind die idealen Werte, die dabei in Frage kommen. Der Außenhandel ist ein Geschäft: er will den privaten wie den nationalen Reichtum vermehren. Er stößt dabei am Weltmarkte auf eine starke Konkurrenz. Durch diesen Wettkampf kommen die besten Kräfte des Volkes zur Entfaltung. Der Außenhandel wirkt erzieherisch auf die Nation, sowohl in kaufmännischer wie in technischer Hinsicht. Baumwolle, Wolle, Holz richtig einkaufen, mit Nutzen einkaufen; Waren verkaufen, mit gutem Nutzen absetzen, das erfordert ganze Männer. Die Kunden müssen erst ausfindig gemacht werden. Unser Außenhandel arbeitet mit Völkern jeder Kulturstufe, von der hochentwickelten englischen Nation bis herunter zum Bantuneger. Jedes Land und in jedem Lande jedes Gebiet hat einen anderen Geschmack. Den muß der Handel treffen, wenn er reussieren will. Er muß die Völker auch an unsere Waren gewöhnen, sie überzeugen, daß sie Vorteil haben, wenn sie gerade von uns kaufen. Der Außenhandel weckt Bedürfnisse in fremden Völkern und erzieht sie dadurch zur Arbeit und zur Ausnutzung ihrer eigenen Bodenschätze. Gar manche sanitäre Anlage im Auslande ist auf unsern Außenhandel zurückzuführen. Wir liefern den Japanern Maschinen und Werkzeuge und helfen dadurch, bei ihnen Industriezweige entwickeln. Die Ansicht, daß wir uns dadurch selbst schädigen, ist heute überwunden. Wir wissen jetzt, daß mit armen Völkern schlecht Geschäfte zu machen sind, die besten Geschäfte machen wir mit den höchststehenden Ländern. Deshalb müssen wir fremde Völker, mit denen wir Handel treiben wollen, auf höhere Kulturstufen bringen, soweit dies erforderlich ist. Das tut der Außenhandel direkt und indirekt. Eine solche Aufgabe zu lösen, sind wir gerade jetzt im Begriff. In China, speziell in Schantung und Tsingtau, haben wir Schulen und sogar eine Universität errichtet. Wir geleiten also fremde Völker zu den Toren der modernen Zivilisation. Der Außenhandel wirkt aber auch bei uns selbst erzieherisch. Wenn wir in fremden Ländern Handel treiben wollen, müssen wir deren Sprache lernen. Die Beschäftigung mit fremden Sprachen in Deutschland hat besonders mit der Erweiterung des Außenhandels zugenommen. Dadurch hat der Außenhandel weiterhin auch umwälzend auf unsere Schulverhältnisse gewirkt. Die Bewegung gegen das humanistische Gymnasium — gleichviel ob sie berechtigt ist, oder nicht — ist durch die Entwicklung des Außenhandels gestärkt worden. Der Außenhandel wirkt erzieherisch auch auf die Industrie. Wenn er am Weltmarkt mit Erfolg konkurrieren soll, dann muß die Industrie billig arbeiten. Sie muß die besten technischen, kommerziellen und finanziellen Methoden anzuwenden sich bemühen. Der große Aufschwung unseres Maschinenwesens, ja die mächtige Kapitalkonzentration sind hervorgegangen aus dem Bestreben, dem Außenhandel konkurrenzfähige Ware zu liefern. Der Außenhandel erweitert den Gesichtskreis der Industrie. Von ihm hängt deren Ruf mit ab; denn je nachdem der Außenhandel Qualitäten vertreibt oder nicht, schätzt man unsere Industrie im Auslande ein. Das Gedeihen des Außenhandels und der Industrie hat die Arbeiterschaft praktisch denken gelehrt. Wenn so mancher phantastische Gedanke von Welt- und Staatsverbesserung bei uns allmählich verschwunden ist, so müssen wir diese Entwicklung mit zurückführen auf die materiellen Segnungen, die der Außenhandel in seinem Gefolge gehabt hat. Der Außenhandel erzieht aber auch Charaktere und Männer. Gewiß: die Entwicklung der Verkehrsverhältnisse hat die Welt kleiner und übersichtlicher gemacht. Aber noch heute harren des Pioniers unseres Außenhandels viele Beschwerden und Mühen, von denen wir zu Hause keine Vorstellung haben. Man denke an die wegelosen, heißen Länder in Südamerika, wo der Kaufmann Haushaltungsgegenstände, Schmuck u. a. auf dem Pferde in die weltentlegenen, schlaftrunkenen Städtchen bringt; man denke an die Faktoreien in den fieberheißen Ländern Afrikas! Auf manche Kulturgewohnheit muß der Kaufmann unter Völkern anderer Farbe und Rasse verzichten. Auf diesen Vorposten des Außenhandels lernt man aber auch das Vaterland schätzen. Welche stolzen Gefühle beseelen den deutschen Kaufmann in der Fremde, wenn die prächtigen deutschen Dampfer mit der schwarz-weiß-roten Flagge im Hafen erscheinen, bewundert von den Freunden, gefürchtet von den Feinden! Damit wird der Außenhandel auch zum Hebel, der das Ansehen Deutschlands im Auslande steigert. Der Fremde wird dem Einheimischen gleichberechtigt. Der Außenhandel hilft das Fremdenrecht beseitigen. Er fördert Recht und Gesetz im internationalen Verkehr. Wenn wir z. B. im Patentrecht so vorwärts gekommen sind, so verdanken wir das der Entwicklung des Außenhandels. Die gegenseitige Achtung der Nation vor der Arbeit der andern steigt und verdichtet sich zu Gesetzen von segensreichen Folgen. Die Handelsverträge haben dann wieder befruchtend auf die Wissenschaft eingewirkt. So führt der Außenhandel mit seinen trockenen Zahlen zu den erhabensten Höhen der Wissenschaft und Kultur.

Am Wasser.

Gemälde von Julius Seyler.

In der Internationalen Kunstausstellung der Münchener Sezession 1911.

Gräfin Elisabeth Seefried, Urenkelin des Kaisers. Graf Seefried auf Buttenbrunn. Gräfin Auguste Seefried, Urenkelin.
Gräfin Elisabeth Seefried, Enkelin des Kaisers. Frhrr. zu Hagenbach. Gräfin Valerie Seefried, Urenkelin.
Kaiser Franz Josef.
Graf Franz Josef Seefried, Urenkel.

Kaiser Franz Josef zu Besuch bei der Familie des Grafen Seefried.

Kaiser Franz Josef zu Hause.

Kleine Bilder aus dem Leben des Kaisers. Von Bernhard v. Geldern.

Mit fünf Originalzeichnungen von W. Gause.

Wo ist dieses Zuhause? In dem ureigensten Heim der Habsburger und Habsburg-Lothringer — in der Wiener Hofburg? Die Bilder aus dem Familienleben des Kaisers, die der seines Stoffes wohl kundige Zeichner uns vorführt, zeigen den Monarchen in Schönbrunn und Ischl, wo er Kinder, Enkel und Urenkel als Gäste empfängt, und auf Schloß Wallsee, wo er selbst die Familientraulichkeit der hohen Feiertage, des Christabends und des Ostermorgens, als Gast seiner Tochter, der Erzherzogin Marie Valerie, und seines Schwiegersohnes, Erzherzogs Franz Salvator, aufsuchen muß. Und leicht mochte es ihm nicht gekommen sein, in diesem letzten Jahre um die Pfingstzeit auf das Zusammensein im Familienkreise bei der Firmung von Enkelkindern zu verzichten; aber er mußte sich doch entschließen, diese Konzession dem hohen Alter zu machen und die kaum angetretene Ruhepause in der Hermesvilla zu Lainz nicht wieder durch eine, wenn auch noch so kurze Reise zu unterbrechen. Er muß also das Familienleben immer erst zu sich einladen oder sich von ihm einladen lassen auf den Sommersitzen, in den Winterschlössern — die Wiener Hofburg wird nur selten davon gestreift; sie gehört ganz und gar den Regierungsgeschäften und den Repräsentationspflichten. Und so erscheint denn die Wahl der Schauplätze unserer Zeichnungen durchaus nicht als Willkür des Künstlers, sondern als das charakteristische Ergebnis der Tatsächlichkeiten.

Denn zu den vielfachen, schmerzensvollen Verhängnissen, die Kaiser Franz Josef in seinem langen, schicksalsreichen und schicksalsschweren Leben erfahren, gehört auch die Vereinsamung zwischen den eigenen vier Pfählen; seit er die Höhe des Mannesalters erreichte, mußte er den Mittelpunkt des Hauses, die Gattin, fast gänzlich entbehren — und wußte sich dabei doch im Besitze einer der idealsten Frauen, die das Erdenrund je getragen. Aber wie eine Märchenfee, die dem Gemahl in ihrer menschlichen Gestalt nur auf eine kurze Weile erscheint und ihm dann wieder entschwebt, ins Feenland hinein entschwindet, so glitt die Kaiserin Elisabeth, diese wundersame Rätselfrau, immer nur mit flüchtigen Sohlen über die Schwelle der Hofburg, um sofort wieder die Ferne aufzusuchen, bis sie durch einen furchtbaren Schicksalsgriff sondergleichen für ewig in die allerfernste Weite entrückt wurde. So viele Blätter, so viele Bücher auch schon über das Leben dieser fürstlichen Pilgerin auf Erden geschrieben worden sind, der etwas von einer himmlisch verklärten Ahasvernatur anhaftete, alle haben sich mehr oder minder nur mit dem Außenleben der ja doch nur nach innen lebenden Wandlerin befassen können, wenn sie sich auch den Schein geben mochten, in die Tiefen dieser seelischen Unergründlichkeit hinableuchten zu können. Die letzten Geheimnisse dieser sich wirklich von allen Erdenbanden ablösenden Frauenseele, die, mitten in einem sonst zwingenden Hofzeremoniell, von dem Rechte der freien Individualität möglichst freien Gebrauch machte, haben sich wohl keinem Menschenauge aufgetan. Die ihr Nächststehenden mochten höchstens hier und da, auch nur durch einen Schleier, einen forschenden Blick hineinwerfen können. Und darum hat sich wohl auch das eigentliche Verhältnis der beiden, räumlich voneinander so vielfach getrennten, kaiserlichen Ehegatten schwerlich jemandem offenbart. In den Zeiten des jeweiligen Beisammenseins waltete immer offene Vertraulichkeit zwischen ihnen, und es gab wohl nichts Großes und nichts Kleines im Leben des Kaisers, nichts, was den Staat anging, und nichts, was ihn persönlich betraf, zu dessen Mitwisserin er nicht seine Gemahlin gemacht und wobei er nicht ihren Rat gesucht hätte. Man weiß, welche Rolle ihr in der Versöhnungsaktion zwischen der Krone und Ungarn zugeschrieben wurde und wie ihre Neigung für das, von Rittertums- und Volkspoesie umwobene Volk der Magyaren den Wienern eine Zeitlang sehr empfindlich zu Gemüte ging. Unvergessen ist auch das kaiserliche Handschreiben nach dem tragischen Ende des Kronprinzen Rudolf, worin der Monarch es vor aller Welt aussprach, welche Stütze er in seiner Gemahlin gefunden. Und wer nur einigermaßen Gelegenheit hatte, in den letzten Lebensjahren der Kaiserin den Verkehr des hohen Paares miteinander, ob es nun beisammen war oder miteinander korrespondierte, kennen zu lernen, der erfuhr es, welches Verständnis zwischen ihnen waltete. Die Ehe hatte sich zu einer innigen Lebenskameradschaft gestaltet, in die der Tod den grausamen Riß brachte. Diese Kameradschaft beruhte auf der gegenseitigen Respektierung der Persönlichkeit. In der Rücksichtnahme auf andere hat Kaiser Franz Josef überhaupt die maßgebende Richtlinie seiner Familienpolitik erblickt.

Oder, um es mit andern Worten auszudrücken: der Kaiser hat es als Chef einer so vielzweigigen und durch die Zahl und die Charakterverschiedenheiten seiner Mitglieder so schwer „unter einen Hut" zu bringenden Fürstenfamilie, beinahe immer — die grellsten Fälle ausgenommen — verstanden, schwebende Differenzen auszugleichen, entstandene Konflikte beizulegen, und zwar durch einen Geist der Toleranz, durch eine Praxis der Duldsamkeit für Neigungen und Richtungen anderer. Besonders dann, sobald es sich um Herzensneigungen handelte, die den starren Normen des Hausgesetzes widersprachen. Wenn er sich auch da anfänglich geneigt zeigte, Widerstand zu leisten und das strenge Familienoberhaupt hervorzukehren, so wurde er, sobald ihm ein festes Beharren der Herzen entgegentrat, immer milder gestimmt. Innerlich schien ihm solche Treue zu gefallen, und es mochte ihm wohl auch das Bewußtsein peinlich werden, störend oder gar zerstörend in Menschenschicksale einzugreifen, noch dazu in die von Verwandten, mit denen er nie gerne in Zwiespalt war. Denn wie er der „Friedenskaiser" für Europa ist, liebt er es auch, in häuslicher Friedensatmosphäre zu

Kabinettsekretär Hofdame Bombelles. Fürstin Elisabeth Windischgrätz. Erzherzogin Hedwig. Kaiser Franz Josef.
Frhrr. von Schiessl. Prinzessin Gisela v. Bayern. Erzherzog Franz Salvator. Erzherzog Franz Karl. Erzherzogin Valerie.
Prinz Leopold v. Bayern. Erzherzogin Elisabeth Franziska. Oberhofmeister. Frhrr. von Lederer. Erzherzog Hubert.

Cercle nach einem Familien-Diner in Ischl.

Fürstin Elisabeth Windischgrätz.
Prinz Franz Josef Windischgrätz. Prinz Ernst Veriand Windischgrätz.
Kaiser Franz Josef.

Kaiser Franz Josef im Kammergarten von Schloß Schönbrunn mit der Fürstin Windischgrätz und deren ältesten Söhnen.

atmen, und er sagt zu manchem gerne Ja und Amen, um die Harmonie in und mit seiner Umgebung ungestört zu erhalten. Bezeichnend dafür ist ein Wort, das er bei solcher Gelegenheit, da er wieder einmal in einem strittigen Herzensfalle zwischen Verbieten und Erlauben schwankte, zu einer vertrauten Persönlichkeit äußerte. Dieser Herr hatte sich in aller Ehrerbietigkeit den Rat gestattet: „Wenn Majestät durchaus nicht mit der Sache einverstanden sind, so bleiben Majestät doch beim ‚Nein'." Darauf gab der Kaiser halb lachend, halb verdrießlich zurück: „Lassen Sie sich noch weiter sekkieren, mein Lieber, ich hab's satt." Und er beendigte auch diese Angelegenheit richtig mit dem Erlauben. So hatte ja auch der erste dieser Herzensprozesse vor ihm, als dem obersten Familienrichter, seinen glücklichen Ausgang gefunden. Es war dies der erste Fall unter ihm, nicht im Hause überhaupt. Man braucht ja gar nicht auf die historische Romanze von der schönen Philippine Welser zurückzugreifen, die sich ein Erzherzog aus einem allerdings hochangesehenen Patrizierhause als Gemahlin in seine Tiroler Residenz heimführte; vielmehr hatte Kaiser Franz Josef schon als Knabe Ähnliches, in noch drastischerer Variante, miterlebt: sein Großonkel, Erzherzog Johann,

Erzherzogin Mathilde und Erzherzog Clemens, Kinder der Erzherzogin Marie Valerie. Kaiser Franz Josef. Erzherzogin Marie Valerie, Tochter des Kaisers.

Kaiser Franz Josef auf dem Spielplatz der Kinder in Wallsee.

hatte das Beispiel des Tiroler Ahns nachgeahmt und sogar weit übertroffen. Aus keiner reichen Kaufherrnfamilie, aus einem bescheidenen steirischen Posthaltershause hatte er sich seine Frau genommen. Als ein richtiges „fesches Dearndl", das sich aushilfsweise resolut auf den Kutschbock schwang um den hohen Herrn nicht erst auf den abwesenden Postillon warten zu lassen, hatte er die nachherige „Gräfin von Meran", seine Gemahlin, kennen gelernt. Und er hatte sie bei Kaiser und Hof durchgesetzt. Das machte ihm nun — im Jahre 1867 war's — einer seiner Neffen, Erzherzog Heinrich, gleichfalls in der grünen Steiermark, nach. Aber nur zufällig war

hier der Schauplatz dieses allerneuesten Prinzenromans. Er war Landeskommandierender in Graz, und sie, die Erkorene, eine geborene Oberösterreicherin, eine Beamtentochter. Leopoldine Hofmann, war an der Grazer Bühne als Sängerin engagiert. Da hatte der Erzherzog sie gesehen, gehört und sich in sie verliebt. Der stattliche Mann mit der liebenswürdigen Herzlichkeit, der auch ohne den Erzherzogstitel sich bei Frauen zur Geltung bringen konnte, machte Eindruck auf die junge Sängerin — aber es wurde kein „Theaterverhältnis" daraus, denn dem Mädchen war der streng bürgerliche Sinn geblieben. Nachdem man sich gegenseitig ausgesprochen hatte, hielt der Erzherzog nach bürgerlicher Sitte beim Vater der Geliebten um ihre Hand an, empfing das Jawort und ließ es sich nicht allzulang darauf vor dem Traualtar in bindender Form bekräftigen. Die Trauung fand im stillen statt, aber sie war keine geheime, wurde auch nicht geheim gehalten. Der Erzherzog machte kein Hehl aus seiner Heirat und ließ die anfängliche Ungnade getrost über sich ergehen, trug ruhig die Verbannung vom Hofe, in hoffnungssicherer Erwartung freundlicherer Zeiten. Die Erwartung schlug auch nicht fehl. Bald erfuhr die Welt von der Aussöhnung des Erzherzogs mit dem kaiserlichen Vetter und von der Erhebung seiner Gemahlin zur „Freifrau von Weideck". Es war eine der glücklichsten Ehen, die selbst der Tod nicht trennte, nur früher, als es nach dem normalen Altersverlauf hätte sein müssen, zu vorzeitigem Abschlusse brachte. Beide Gatten starben fast gleichzeitig und miteinander, nur durch Hotelwände voneinander geschieden, während eines Besuches in Wien, an einem Influenzaanfall von tückischer Heftigkeit. Eine Tochter blieb zurück, die mit dem Fürsten Capo-Franco vermählt ist und dem Wiener Hofe als Verwandte gilt. Das war also das erste Musterbeispiel, wie der Kaiser scheinbar unebene Herzensangelegenheiten in der Familie auszugleichen trachtet.

Aber nicht nur die begrabene Vergangenheit, auch die blühende Gegenwart erzählt davon. Auf einem unserer Bilder erzählt sie davon: auf dem, das den Kaiser bei der fürstlichen Familie Seefried zeigt, bei seiner Enkelin und seinen Urenkeln. Diese Ehe ist, wie die nicht widersprochene Legende erzählt, die damals auch durch die Zeitungen ging, unter seinem Schutzpatronat geworden — nach einer etwas stürmischen Einleitung. Die jugendliche Tochter der Frau Herzogin Gisela in Bayern hatte ihrer Neigung für den jungen Offizier Baron Seefried sehr lebhaften Ausdruck gegeben — sie hatte sich dem elterlichen Geheiße, sich diese Jugendliebe aus dem Kopfe zu schlagen, in einer Weise entzogen, die einige Sensation machte. Und hierauf, so wurde weiter erzählt, habe die Verzweifelnde den kaiserlichen Großvater in Wien um Hilfe angerufen — denn wenn sie auch als bayerische Prinzessin sich nicht auf die Familienautorität des Kaisers von Österreich berufen durfte, so war er ja doch immer der Großvater. Und der Appell der jugendlichen Bittstellerin war nicht vergeblich, der Kaiser machte in pietätvoller Erfüllung der ihm zugemuteten Mission die Reise nach München, und — so berichtet Fama weiter — seiner vermittelnden Fürsprache hatte das liebende Paar die Erreichung des bedenklich gefährdeten Zieles zu danken.

Alles freilich, was der Schlichtung und Ebnung bedurft hätte, Herzbedrängendes darunter, hat der selbst schwerbetroffene Monarch nicht „aufs Gleiche bringen" können — niemals aber lag bei ihm, immer lag anderwärts die Schuld. Von seiner Seite war stets das einsichts- und nachsichtsvollste, bestimmende, nicht ermüdende Bemühen darangesetzt. Aber er mußte es erleben, daß sein Zuspruch, sein Raten und Mahnen sich nutzlos erwies, den einzigen Sohn, den Thronerben, vor dem Sturze in die Vernichtung zu bewahren. Den Jugendgenossen und Sinnesfreund des Sohnes, den auch von ihm nicht gering eingeschätzten Johann Orth, der in diesem Jahre erst „amtlich" zu den Toten getan worden ist, mußte er, trotz aller wiederholt gebotenen Hilfe, als Menschenwrack ins Leben hinaustreiben sehen, so daß die Meeresfluten, die ihn mit den Balken der gescheiterten „Santa Margherita" verschlangen, nur einen bereits vorher schon Gescheiterten in die Tiefe zogen. Und auch an Leopold Wölfling hat der kaiserliche Herr Versuch um Versuch gemacht, ihn nicht auf die Verlustliste der Familie setzen zu müssen.

Erzherzog Clemens. Erzherzog Franz Salvator. Erzherzogin Gertrude. Kaiser Franz Josef. Erzherzogin Marie Valerie.

Erzherzog Franz Salvator führt dem Kaiser Franz Josef in der Reitschule zu Ischl seinen jüngsten Sohn, den Erzherzog Clemens, zu Pferde vor.

Wie wenig aber alle Enttäuschungen, alles ihm zugefügte Herzeleid das Gemüt des Kaisers zu verbittern vermögen, mit welch schöner, klar und gütig schauender Menschlichkeit er Rücksicht walten läßt für die Lebensbegehr der anderen, das hat er an der Witwe des Kronprinzen bewiesen, als sie von dem erlauchten Schwiegervater die Erlaubnis zur zweiten Ehe erbat. Da wandelte ihn nicht die bittere Lust an, eine bleibende Witwenschaft von der Frau zu fordern, die einen großen Schmerz zu dulden und doch auch die Trauer um den Verlust einer ihr entgangenen Kaiserkrone zu tragen hatte, also wohl nach dem Urteil anderer die Verpflichtung hätte fühlen müssen, auf dem Platze auszuharren, auf den sie die Tragik des Fürstenhauses gestellt. Der Kaiser beurteilte milder und menschenkundig die Frau als solche, — er entließ sie aus dem Familienverbande und gab ihr den Rückweg ins Leben frei. Der Enkelin aber, der Tochter seines Sohnes, gestattete er freie Herzenswahl, sie wurde die Fürstin Windischgrätz.

Die beiden Töchter des Kaisers sind auf dem Normalweg von Kaiser- und Königstöchtern ins Eheleben hineingeschritten, auch nicht, weil's just der vom höfischen Gesetz vorgeschriebene war, sondern weil es gerade mit ihren Neigungen zusammenstimmte. Aber auch sie hat der Weg aus dem Vaterhause, aus der Hofburg weggeführt: die eine, die jüngere, Marie Valerie, auf nicht allzu große Entfernung wohl, die ältere, Gisela, etwas weiter, ins Bayerland — jedenfalls aber ist's in der Wiener Hofburg drinnen leer geworden, und vereinsamt ist der gekrönte Herr dort zurückgeblieben. Er, der ein sehnsuchtsvolles Verständnis für Häuslichkeit, für ihre einfachsten Behaglichkeiten und für das Behagen am Einfachsten besitzt, er, der so gern dem Heimchen am Herd lauscht und auf Schritt und Tritt den Genien der Häuslichkeit begegnen möchte: er hat eigentlich keine Häuslichkeit, wenn es auch an „Bedienung" und natürlich auch an aufmerksamer Bedienung nicht fehlt. Freilich ist das bei diesem kaiserlichen Gebieter ein sehr relativer Begriff, weil seine bekannte persönliche Anspruchslosigkeit das Maß der für ihn erforderlichen Aufmerksamkeit ungemein beschränkt. Der greise Kaiser würde sich heut noch ein Gewissen daraus machen, wenn wegen irgendeiner Hoffestlichkeit der Dienst am Abend besonders schwer war, in der Nacht aus irgendeinem Bequemlichkeitsgrund nach der Dienerschaft zu läuten, denn „die armen Leute sind ohnedem so müd'", sagt er. Viel „Sekkaturen" hat auch der Kammerdiener mit der Toilette des hohen Herrn nicht. In viel jüngeren Jahren schon erzählte der damalige erste Kammerdiener Hannakamp, der Kaiser ziehe an, was ihm hingelegt werde, ohne weiter danach zu schauen; er trage manchmal eine Uniform, die ein Leutnant nicht mehr anziehen würde. So mag es nicht undenkbar sein, daß mancher einfache Bürgersmann in gewissen Details der Führung des Hausstandes besser daran ist, als der Kaiser von Österreich, der sich nie durch allzu besorgte Dienstbeflissenheiten „verhätscheln" lassen wollte.

Das gilt selbstverständlich nur, wenn er allein in seinem Witwerheim ist. Anders ist's, wenn Töchter und Enkel und Urenkel um ihn sind und die Kinder sich um den Großpapa tummeln, zu dem sie überall eindringen, bis ins Rauchzimmer sogar, ohne daß er es ihnen wehrt, wie auf der Zeichnung vom Wallseer Rauchzimmer zu erschauen. Überhaupt die Kinder und der Kaiser, der Kaiser und die Kinder! Auch darin haben Gauses Künstlerblick und Künstlerhand das Charakteristische erschaut und wiedergegeben, daß unter den Szenen, die sein Zeichnerstift hier zur Darstellung gebracht hat, nur eine einzige sich befindet, in der die Kinder fehlen. Sonst überall, im Schönbrunner Sommergarten, in der Ischler Reitschule, in Wallsee, bei der Seefriedschen Familie — überall stehen die Kinder im Vordergrunde. Lange Zeit war ja die populärste aller Kaiserphotographien die, die den Greis sitzend mit den zwei auf seinen Knien hockenden Enkeln abbildet. An diesem Bildchen hatte er selbst seine helle Freude. Und Freude, so hoffen wir, werden dem allverehrten hohen Herrn auch die Zeichnungen Meister Gauses bereiten in ihrem intimen Reiz und ihrer liebenswürdigen Anschaulichkeit.

Harzweg.

Dieses Waldwegs sonnenheißer Staub
Hat auf meinem Jungensschuh gelegen,
Zwanzigmal ward dürr seitdem das Laub
Und stand zwanzigmal in Frühlingsregen.

Zwanzig Jahre klüger ward mein Herz,
Zwanzig Jahre müder meine Schuhe,
Wo ich damals stürmte bergewärts
Rast' ich heut in stillversonnener Ruhe.

Kein Erinnern aus der Ferne blaut,
Wiederkennt nicht Wald noch Weg mein Auge, —
Nur der Duft von Staub und Heidekraut,
Den ich suchend, sehnend in mich sauge . . .?

Nein, auch ihr Erinnerungen floht!
Jener Knabe ist, wie die Begleiter,
Wohl seit langen, langen Jahren tot. —
Seltsam fremd mir selber geh' ich weiter.

Der goldne Ball.

Was mir an Liebe auch vom Vater ward,
Ich hab's ihm nicht vergolten, denn ich habe
Als Kind noch nicht gekannt den Wert der Gabe,
Und ward als Mann dem Manne gleich und hart.

Nun wächst ein Sohn mir auf, so heiß geliebt,
Wie keiner, dran ein Vaterherz gehangen,
Und ich vergelte, was ich einst empfangen,
An dem, der mir's nicht gab — noch wiedergibt.

Denn wenn er Mann ist und wie Männer denkt,
Wird er, wie ich, die eignen Wege gehen,
Sehnsüchtig werde ich, doch neidlos sehen,
Wenn er, was mir gebührt, dem Enkel schenkt. —

Im Saal der Zeiten weithin sieht mein Blick
Dem Spiel des Lebens zu, gefaßt und heiter,
Den goldnen Ball wirft jeder lächelnd weiter,
— Und keiner gab den goldnen Ball zurück!

Börries, Freiherr von Münchhausen.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.
Der Dichter und Bauer Emil Gött.

Von Dr. Gustav Manz.

Vor mir liegen drei handliche Bände, in helles Halbpergament gebunden, die erste Hälfte der „Gesammelten Werke“ von Emil Gött. Roman Woerner hat sie im Auftrage der Freunde aus dem Nachlaß des Dichters veröffentlicht, ihnen zusammen mit seiner inzwischen auch verstorbenen Schwester Karoline Woerner ein Lebensbild voll freundschaftlicher Wärme vorangestellt, und die vornehme Beck'sche Verlagsbuchhandlung in München hat dem Inhalt ein geschmackvolles Gewand gespendet, über das der Tote selbst, könnte er es noch sehen, mit seinen treuherzigen Augen erstaunt lächeln würde. Denn das ließ sich Emil Gött zu Lebzeiten niemals träumen, daß seine geistigen Kinder, die er in väterlicher Grausamkeit wild und unbekümmert aufwachsen ließ, dereinst in so manierlichem Aufzug Hand in Hand nebeneinander marschieren würden, um sich vor das deutsche Volk hinzustellen mit der unausgesprochenen Bitte: „Wir sind Waisenkinder, werdet ihr euch unserer annehmen? Vielleicht macht ihr an uns gut, was unser Vater an uns versäumt hat?“

In der Tat, es ist ein weiter Weg, den diese geistige Ernte zu nehmen hatte von ihrer ersten Aussaat bis zur endlichen Schnittreife. Man sieht es den so säuberlich gedruckten gesammelten Werken wahrlich nicht an, aus welchem Wust von großen und kleinen Blättern, Papierschnitzeln und Notizbüchern sie in monatelanger unablässiger Freundesarbeit zusammengestellt worden sind. Denn was Emil Gött, als er am 13. April 1908 endlich seinem schweren Herzleiden erlag, an geistigem Gut hinterließ, das war ebenso wie sein eigenes freuden- und leidenreiches Dasein ein Torso. Der ferner Stehende konnte aus einigen gewaltigen Ansätzen ahnen, daß hier etwas Großes zugrunde gegangen sei, ehe es dem Bildner gelungen, aus dem edlen Marmorblock eine Gestalt zu meißeln, die vor aller Welt in ihrer selbstverständlichen Schönheit hingestellt werden konnte. Selten wohl hat in unseren Tagen des Scheins und der Äußerlichkeit ein geistiger Arbeiter gelebt, dem sein schaffendes Ich in so absolutem Sinne sein Eins und Alles war und das geschaffene Werk so ganz und gar nichts. Es liegt ein imponierender Zug von Schöpfergröße in dieser Unbekümmertheit, die aus einer nie versiegenden Fülle wahllos Keime ausstreut, ohne dessen zu achten, ob sie auf fruchtbaren Boden fielen oder auf steinigen Fels. In unseren Tagen unvornehmer Überhastung und eines Rekordwahnsinns, der auch das geistige Leben aufs ernstlichste zu bedrohen scheint, ist eine Erscheinung, wie Emil Gött, von geradezu sonderlinghafter Seltsamkeit! Und sie ist letzten Endes nur zu erklären aus einem stark angespannten Selbstbewußtsein des wirklichen Könnens, einer Überzeugung von unzerstörbarer geistiger Kraft, die zu siegen weiß über alle Drangsale und Nöte des Lebens, wie über alle Hinfälligkeiten eines dem frühen Tode geweihten Körpers. Unter den mancherlei aphoristischen Aussprüchen, die mir einst Emil Gött vor Jahren zum persönlichen Genusse in einem kleinen Notizbuch als ein köstliches Geschenk verehrte — auch dieses nur mit der widerwillig gegebenen Erlaubnis, unter Umständen einiges daraus zu veröffentlichen, um den geistigen Wert in die so bitter notwendige klingende Münze umzuwandeln — in diesem Sammelsurium blitzender Gedanken und drolliger Einfälle findet sich folgender Ausspruch, in welchem mir Emil Götts innerstes Wesen sich zu offenbaren scheint:

Wer füllt wohl einen Ozean
In eine enge Flasche,
Und facht zu hellem Feuer an
Die ausgelaugte Asche?

So bürd' auch nicht dein Vollgewicht,
Du Riese, auf Pygmäen,
Und künde deine Weisheit nicht
Den Schafen, die nur bähen!

Und wenn dich gleich die Sehnsucht brennt,
Deine Schätze zu verteilen —
Ich mein', wer Ziel und Zeit nicht kennt,
Der braucht auch nicht zu eilen!

Er hat es wirklich nicht eilig gehabt mit dem Berühmtwerden, und es ist darum auch kein Wunder, daß dieser „Eigenbrötler“ aus Schwarzwälder Stamm keinen Kurswert besitzt bei all denen, die den Tagesgrößen nachlaufen. In seiner Heimat zwar, in den gesegneten Gefilden, die überragt sind von der schlanken Turmspitze des Freiburger Münsters, kennt man ihn und liebt man ihn. Ein kurzer Tagesruhm war ihm beschieden, als im Jahre 1894 das Königliche Schauspielhaus zu Berlin sein munteres Lustspiel „Verbotene Früchte“ ans Rampenlicht brachte und ihm dadurch einen für mehrere Winter

nachhaltigen Erfolg auf allen deutschen Bühnen beschert. Der reichshauptstädtische Snob aber, der mit blasierter Miene die literarischen Börsenwerte abstempelt, wird sich vielleicht im nächsten Winter etwas um Emil Gött kümmern, wenn endlich die lange versprochene Aufführung seiner Komödie „Mauserung" in Reinhardts Kammerspielen stattgefunden hat. Aber alles in allem kann und wird er kein Name sein, der von aller Munde klingt! Seine knorrige Eigenart und sein recht widerspenstiges, ja unbequemes Wesen lassen ihn dafür vorbestimmt erscheinen, in einem Kreise von wirklichen Freunden weiterzuleben, wie er schon bei Lebzeiten sich nur wahrhaft wohl fühlte in der Genossenschaft einiger weniger Vertrauter beiderlei Geschlechts, die ihm ins Herz schauen durften und vor denen er mit königlicher Freigebigkeit die funkelnden Schätze seiner Seele ausbreitete ...

⁂ ⁂ ⁂

Während ich diese Zeilen niederschreibe, kommt mir fast erschreckend zum Bewußtsein, daß ich auch vor dem Leserkreise dieser Zeitschrift über einen Mann und Dichter rede, den wohl nur wenige kennen! Und darum erwächst mir die dringlichste Pflicht, zunächst ein kurzes Lebensbild des früh Dahingeschiedenen zu zeichnen. Eigene Erinnerung darf sich dabei bescheiden einmischen in den Gang der Ereignisse, wie ihn Roman Woerner, erfolgreich unterstützt von Emil Götts langjährigem Freunde Emil Strauß, dem Dichter des „Freund Hein", aufgezeichnet hat.

„Gestalt und Angesicht dieses Schwarzwälders — so meint sein Biograph —, dieses echten Sprossen des badischen Volkstums, waren wie aus einem Bilde von Hans Thoma geschnitten. Als Hintergrund: die ernste und milde Landschaft, von Feld und Wiesen und Obstgelände zu Rebenhügeln, zum Tannendunkel emporsteigend. Und der Mensch dieser gleichsam innerlich verhaltenen Landschaft — ein innerlich Einsamer, wie alle wahren Idealisten, alle „Wesentlichen". Deutschland hat ihn erst verlieren müssen, um ihn kennen und würdigen zu lernen ... Sein gehaltreichstes Werk hat der Dramatiker vor der Aufführung wieder von der Bühne zurückgezogen; ein zweites als Torso liegen! ein drittes entweder vernichtet oder sonst verschleudert. Und wer konnte wissen von dem Lyriker und Spruchdichter, dessen innige Strophen, aus Freundesbesitz und Tagebüchern und vergilbten Papiermassen hervorgeholt, erst jetzt den Sammlern des Nachlasses vor Augen gekommen sind zu immer neuem Erstaunen?"

Reich an heftigen Vorstößen und quälenden Hemmungen, wie sich sein geistiges Innenleben vollzogen hat, so gestaltete sich auch sein irdisches Erdenwallen. Am 13. Mai 1864 wurde er in dem Dorfe Jechtingen am Kaiserstuhl geboren. Badisches Bauernblut floß in seinen Adern. Inmitten einer großen Kinderschar wuchs der eigenartige Knabe heran neben einem nüchternen Vater und einer Mutter voll Temperament und Einbildungskraft. Die Schule hat ihn bitter gequält, und sein Gang durch das Gymnasium, das er sich einst hatte geradezu erbetteln müssen, war von den ersten Tagen bis zum Abiturium der Leidensweg des begabten aber verschlossenen Knaben und Jünglings, für den weder Lehrer noch Mitschüler das rechte Verständnis hatten, und der sich dann und wann nur durch die Beweise seiner im Turnen geschulten Körperkraft in Respekt setzen konnte. Aber schon in diesen jungen Tagen bewies er in fast abenteuerlicher Sonderbarkeit, daß werktätige Nächstenliebe ein Grundzug seines Wesens werden sollte. Denn über seine Samaritertätigkeit, die er als Primaner bei dem furchtbaren Hugstettener Eisenbahnunglück im Jahre 1882 entfaltete, weiß die Mutter zu erzählen: „Er war mit dem Polizeiarzt der erste am Platz, hängte sich hinten an die Droschke, legte so den ganzen weiten Weg zurück. Dann turnte er sich in die umgestülpten Wagen, wozu ihm die Feuerwehr mit Fackeln leuchtete. Mit Riesenkräften langte er die Toten und Schwerverwundeten heraus, unter Donner und Blitz und wolkenbruchartigem Regen. Des andern Morgens hing sein Anzug hinter der Türe, dick mit Blut übergossen. Er aber war so erschöpft, daß er nicht aufstehen und lange nicht essen konnte; er wurde so ernst, weil ein Menschenleben nicht mehr wert war, als so jämmerlich zugrunde gehen zu müssen." Man greift wohl nicht fehl, wenn man auf diese furchtbare Überanstrengung in jungen Jahren den Beginn des schweren Herzleidens zurückführt, dem er schließlich erlegen ist.

Als Emil Gött die Hochschule bezog, geschah es nicht, um den Weg zu einem Brotberuf anzutreten; Pfarrer oder Lehrer zu werden, wie man von ihm wünschte, lehnte er ab. Er ließ sich zunächst ohne Ziel und Plan vorwärtstreiben, hörte deutsche und romanische Philologie, Philosophie und Geschichte. Seine Beteiligung am akademischen Leben bestand vor allem in der lebhaften Betätigung seiner Turnliebhaberei, der er im akademischen Turnverein „Markomannia" im Kreise gleichgesinnter Genossen sich widmen konnte. Nach einer in Berlin verbrachten Zwischenzeit kehrte er nach Freiburg zurück, schrieb bei einem kürzeren Aufenthalt in Genf seine verschollenen Erstlingswerke, begab sich dann wieder nach Berlin, wo er mit den Vertretern der jungen Literatur in Friedrichshagen in engere Berührung kam. Hier entstand auch sein erstes dramatisches Werk, das Studentenstück „O academia", in welchem er, wenn auch mit überkommenen Mitteln, aber doch schon mit einem gewissen dramatischen Geschick, an einem Einzelschicksal gewisse Auswüchse des studentischen Verbindungslebens geißelt. Diese erste stärkere Talentprobe vermochte endlich auch die besorgten Eltern von der

unleugbaren Begabung ihres Sohnes zu überzeugen.

Wieder in die Heimat zurückgekehrt schrieb er in Anlehnung an einen alten Kalenderstoff sein Lustspiel „Freund Heißsporn", das im Februar 1890 am Freiburger Stadttheater seine erste Aufführung mit gutem Erfolg erlebte. Es war dies für die Freunde der erste große Tag im Leben des jungen Dichters: er selbst blieb, wenn ich mich recht erinnere, der Aufführung fern und brachte uns um die damals erhoffte Freude, ihn vor seinen Mitbürgern eine dankende Verbeugung machen zu sehen. Aber der Erfolg wurde zu einem guten Geburtshelfer, denn alsbald entwarf er auf einen Wunsch des Freiburger „Akademisch-dramatischen Vereins" in Anlehnung an ein Zwischenspiel des Cervantes eine Fastnachtskomödie, die sich ihm unter den Händen zu dem Lustspiel „Der Adept" auswuchs, demselben Werk, das dann späterhin in der Bühnenbearbeitung von Max Grube unter dem Titel „Verbotene Früchte" den deutschen Theaterspielplan bereicherte und schließlich in der Ausgabe letzter Hand als „Der Schwarzkünstler" auftaucht.

Inzwischen aber waren in Götts innerem Leben tief eingreifende Wandlungen vor sich gegangen. Der soziale und sittliche Reformator, der in ihm steckte und oft genug mit dem schönheitstrunkenen Dichter und Gestalter in Hader geriet, machte seine Rechte energisch geltend. Zunächst schloß er sich seinem Freunde Emil Strauß in der vegetarischen Lebensweise an, und die Erinnerung an ein „Sommerbiwak" in dem romantischen Städtchen Laufenburg am Oberrhein, wo ich eine Zeitlang die Behausung der beiden Himmelstürmer teilen konnte, zählt auch für mich zu den unverlierbaren Schätzen des Erlebens. Allerdings bin ich zum Leidwesen des Dichters, der in der ersten Begeisterung diese Magenfrage ins Ethische und Religiöse umwertete, von den Feigen und Datteln, die damals unsere Hauptnahrung bildeten, sehr rasch zu den Fleischtöpfen Ägyptens zurückgekehrt. Meinerseits habe ich, freilich erst nach Jahren, die Genugtuung erleben dürfen, daß auch Emil Gött das Gebiet der „strikktesten Observanz" wieder verließ und mildere Saiten aufzog.

Damals aber, zu der Zeit, in der Emil Gött vom Vegetarismus eine innere und äußere Gesundung des Menschengeschlechtes erhoffte, schwamm er in anderer Weise gegen den Strom. In den Tagen der höchsten Begeisterung für Kochs Tuberkulin schrieb er vom Standpunkte der Naturheilkunde eine rasch beachtete Schrift: „Die Kochsche Heilung der Schwindsucht, eine ketzerische Betrachtung." Sie atmete den ganzen prachtvollen Radikalismus jugendlicher Empörung, hatte aber ein tragikomisches Nachspiel in einer Versammlung, in der Gött als Redner für seine Gedanken persönlich eintreten wollte und dabei im Drang der Gefühle, denen die Worte nicht zu folgen vermochten, eine oratorische Niederlage schlimmster Art erlitt. Dieser kleine Zwischenfall war aber der Tropfen, der das Faß zum Überlaufen brachte. Wohl erinnere ich mich noch der ungeheueren Selbstbeschämung, die ihn damals ergriff, und die sich ihm zu der Überzeugung verdichtete: Wer noch nicht einmal imstande ist, mit seinem eigenen Manneswort für seine Ideale zu kämpfen, hat die Verpflichtung, sich aus der Öffentlichkeit zurückzuziehen und erst in aller Stille einen Lehrgang in der Lebensschule anzutreten.

Die schon damals lebhaft betriebene Beschäftigung mit den volkswirtschaftlichen Lehren von Leo Tolstoi und Henry George trug ein wesentliches dazu bei, schon längst keimende Entschlüsse zur Tat werden zu lassen, und den himmelanstrebenden Menschheitsbeglücker umzuwandeln in einen fahrenden Schüler, der aber nicht ausgestattet war mit dem leicht bepackten Wanderränzel, sondern der in die nervige Faust Hacke und Spaten nahm. Aus Himmelsfernen kehrte Emil Gött zurück auf den festen Boden der Erde, und die nächsten Jahre bedeuteten für ihn selbst nichts anderes als den Weg zur Eroberung der heimischen Scholle. Wenn er selbst die Menschen in drei Klassen unterschied, nämlich Handwerker, Kopfwerker und Bauchwerker, so lag ihm jedenfalls daran, neben dem Kopfwerker auch Handwerker zu werden und durch eigenes Vorbild auf seine Volksgenossen einzuwirken. Und so beginnt denn — es war im Frühjahr 1891 — die seltsame Robinsonade der zwei Freunde, die dann Gött allein mühsam genug fortsetzte. Auf die ersten niederschmetternden Erfahrungen, die man auf einem Gut bei Schaffhausen mit widerspenstigen Kühen und störrischen Ochsen machte, folgten noch schlimmere Erlebnisse mit merkwürdigen Mitmenschen. „Mitte Juli," so erzählt Emil Strauß, „zogen wir ab, weil wir sahen, daß es nicht ernst würde. Nun wanderten wir nach Italien — ich hatte noch etwas Geld — in der Absicht, Haus und Gelände zu pachten, Gartenwirtschaft zu treiben und zu schreiben. Am Luganosee eröffnete mir Gött, daß er nach Steiermark zu einem Vegetarier gehen wolle. Diese Überraschung störte etwas unser Einvernehmen. Wir setzten uns in Como fest, ich, um zu arbeiten, er, um abzuwarten. Mitte Juni brach er auf nach Graz, zu Fuß meistens, und blieb dort einige Zeit auf dem Gute eines Vegetariers; überwarf sich mit ihm und ging zum Vegetarier Griebel nach Meran; überwarf sich nach einer Weile auch mit diesem und ging zu einem dritten, bei dem er etwa bis Neujahr ausharrte und gärtnerisch tätig war."

Es war, wie Roman Woerner ganz richtig bemerkt, nicht die Unverträglichkeit, sondern die geistige Überlegenheit, die den Wanderer Gött immer wieder von den anschei-

nenden Gesinnungsgenossen weitertrieb, um ihn dahin zu ziehen, wohin seine innere Magnetnadel den Weg zeigte. Die Freiheit, nach seiner eigenen Natur schaffen zu können, ging ihm über alles. Wiederum auf Schusters Rappen nach Hause zurückgekehrt, fand er sich schließlich mit dem Freunde auf einem Gute bei Breisach (dem „Buck") zusammen, nahm sein geliebtes Gerät zur Hand und verlebte eine kurze Zeit schwerer Arbeit, die aber für beide Teilnehmer zu den schönsten Lebensepisoden zählte. In dem Roman „Kreuzungen" von Emil Strauß hat sie einen poetischen Niederschlag gefunden, und in dem erhalten gebliebenen Haushaltungsbuch dokumentiert sie sich uns aufs lebhafteste. Da heißt es einmal: „Reben geschnitten, Holz gemacht, Johannisbeeren ausschneiden, Rosenstöcke herausgemacht, Beet II im östlichen Garten ausgesät, Ziergarten angefangen, Kartoffelland fertig." Als der Freund den Buck wieder verlassen hatte, hielt Gött noch aus, obwohl seine Mittel immer knapper wurden. „Leider war ich kaum jemals so arm an Geld als jetzt," schrieb er im September, „aber zum Glück noch nie so reich an Kartoffeln und Kraut — weißes, rotes und grünes, was eine angenehme Abwechslung im Essen gibt: Heute Kartoffeln und weißes, morgen Erdäpfel und rotes, übermorgen Grumbiren und grünes! Also verhungert wird nicht. Nur kann ich kaum das Briefporto erschwingen."

Auf diese Zeit königlicher Armut folgten Monate des Abwartens. Er wohnte bei Freunden, schrieb einige Kalendergeschichten, die während seines ganzen Lebens dazu beitrugen, im äußersten Notfall der gähnenden Leere des Geldbeutels abzuhelfen, und gab sich damals bereits jenen technischen Spielereien und Erfindungen hin, die seinen Freunden als die schwerste Zeit- und Kraftvergeudung seines Lebens erschienen sind, und die er selbst schließlich wie eine Sisyphuslast trug, ohne den Mut zu finden, sie abzuwerfen. Für den praktischen Erfolg aller dieser Dinge fehlte ihm die rein technische Vorbildung, während er anderseits nicht von ihnen lassen konnte, da sie eine, wenn auch seltsame Äußerung seines Willens waren, der Mitmenschheit zu helfen. Einerlei, ob es sich um eine Rettungsleiter bei Feuersbrünsten oder um irgendeinen neuen Gewebstoff handelte!

Es war in dieser Zeit, daß Gött eines Tages plötzlich in der Zeitung las, sein Lustspiel „Der Adept" sei vom Königlichen Schauspielhaus zu Berlin angenommen und es wäre von Wert zu erfahren, wo denn eigentlich der Autor lebe? So wenig hatte sich der Verfasser um sein geistiges Kind gekümmert! Ich selbst war damals in der Lage, durch einen sofortigen Besuch bei Max Grube dieser drolligen Nachforschung nach der Vaterschaft ein Ende zu bereiten und in Götts Vertretung am 3. Februar 1894 der ersten Aufführung beizuwohnen. Durch die köstliche Darstellung, die Frau Conrad, damals noch ein Stolz unserer Königlichen Bühne, der Hauptgestalt des Werkes, dem fahrenden Schüler, angedeihen ließ, wurde aus der Aufführung ein nachhaltiger Erfolg. Gött selbst allerdings war so wenig darauf erpicht, sich von irgendwelchen Theaterdirektoren oder Theateragenten nun als gangbarer Autor vor den Erfolgswagen spannen zu lassen, daß er einem dieser geschäftstüchtigen Herren einen Brief schrieb, wie er in der deutschen Theatergeschichte wohl einzig dastehen dürfte. Er beging damit eine jener Handlungen, vor deren Vollendung er seine Freunde, je nachdem, mit treuherzigem Schmunzeln oder mit grimmigem Knurren zu stellen pflegte, so daß selbigen Freunden eben nichts übrig blieb, als sich die Haare zu raufen. Um es gleich vorweg zu nehmen, der zweite derartige Streich war späterhin die Zurückziehung seines reifsten Werkes „Edelwild" vom Berliner Lessingtheater, kurz ehe die Proben begannen und noch dazu in einem Augenblick, in dem die Übernahme der führenden Gestalt des Werkes durch Joseph Kainz in gesicherter Nähe stand. Lediglich das Bewußtsein, daß dies oder das ihm in seinem Drama nicht mehr gefalle und die Angst, der Rotstift des Regisseurs könnte in seinen Versen Verwüstung anrichten, bestimmte ihn zu solchen Donquichoterien. Und doch, es lag wieder in dieser skrupellosen Hingabe materieller Erfolge eine Größe und künstlerische Vornehmheit, um die ihn mancher im stillen beneidet haben mag. Tragisch war nur, daß durch all diese Plötzlichkeiten und Überraschungen Jahr um Jahr die Hoffnung seiner Familie, im besonderen seiner Mutter, getäuscht wurde, die sich nach den vielfältigen Irrungen und Wirrungen von ihm endlich ein Einlenken in sichere Fahrt erwartete.

Was bedeuteten aber ihm schließlich all diese Geschehnisse eines äußeren Daseins! Gerade in jenen beginnenden neunziger Jahren machte er innere Kämpfe durch und wurde erschüttert von Weltanschauungskrisen, deren fieberhafte Hitze einem heute noch aus seinen Tagebuchaufzeichnungen und Freundesbriefen entgegenströmt. In der erbarmungslosen Folgerichtigkeit, mit der er sich durch jedes seelische Hemmnis hindurchzudenken pflegte, kam er zeitweise bis zu der niederschmetternden Überzeugung, daß nur ein selbstgewählter Tod die Lösung seiner Lebensrätsel bringen könne. Und wenn er nicht, wie etwa um dieselbe Zeit der junge Weininger in Wien oder Walter Calé in Berlin, sich freiwillig dem Leben entzog, so lag es nur daran, daß er eben nicht auf dem Asphalt der Großstadt, sondern in der gesunden Luft des Schwarzwalds aufgewachsen war. Dieser besten Mitgift seines Lebens hatte er es zu danken, daß sich immer wieder nach den Perioden der aufreibendsten Selbstpeinigung ein hinreißender

Aufschwung bemerkbar machte. „Was bei Schwächlingen und Absterbenden noch verzeihlich ist," so sagt er einmal, „das ist absurd bei einem Künstler, also einem Könnenden, Schaffenden, Aufstrebenden. In ihm beweist sich ja eben der — uns allerdings sub specie humani unverständliche — Wert des Lebens, der doch mächtiger ist als der Tod, und jedenfalls bedeutungsvoller als das Nichtsein, das eben schlechterdings nichts bedeutet."

Die ihm eingeborene Künstlerschaft fand einen Bundesgenossen in dem Dichterphilosophen, den er damals zuerst kennen lernte, mit dem er manches in sich wesensverwandt fühlte, und mit dessen Anschauungen er, wo er nicht zustimmen konnte, als ein unermüdlicher Kämpfer gerungen hat: Friedrich Nietzsche. Als er zum erstenmal mit einer geradezu verzehrenden Inbrunst die Zarathustraklänge in sich aufgenommen hatte, schrieb er: „O, wie schlug mir da die Röte ins Gesicht über meine bisherige Fahnenflucht! Über meine Zugehörigkeit zu den glückfüchtigen Leidflüchtigen, die ich in ihren monströsesten Gruppen schon lange so tief verachtet hatte, wie die Vegetarier, Geheimbuddhisten und ähnliches Milchsuppenpäppler- und Grießbreilergesindel. Statt hineinzuspringen, stark, mutig und kampfesfroh, wie das ‚Leben' uns will, wo der Sprudel am stärksten reißt, sollte ich mit Winslern am Ufer stehen und über das Trauerspiel jammern."

Es ist hier, wo nur ein kurzer Lebensabriß des Dichters gegeben werden kann, nicht der Platz, auf diese durch Nietzsche zum Teil bestimmte Richtung seines Daseins Weiteres zu sagen, ebensowenig wie über die merkwürdige Tatsache, daß fast in derselben Zeit auch Leo Tolstoi Macht über ihn gewann, allerdings nicht in seiner Eigenschaft als Prediger des Urchristentums, sondern in seiner experimentierenden Tätigkeit als sozialer Apostel und Bauernreformer. Es hat sich da mancherlei in ihm chaotisch durcheinander und übereinander geschoben, sicher noch schmerzhafter für ihn als die Tragödie seines äußeren Lebens, deren erschütterndem Schlußakt Freunde und Familie nur mit gerungenen Händen zuschauen konnten. Wie der alternde Faust hat er vom Ende der neunziger Jahre bis zu dem Augenblick, wo der Erlöser Tod ihn abrief, in jeder Minute seine Häuslichkeit geteilt mit einer der vier grauen Schwestern! Mangel und Schuld, Sorge und Not umgaben ihn in einem immer enger umschlingenden Reigen, aus dem er keinen Ausweg mehr finden konnte. Schon im Jahre 1896 ist seine „wirtschaftliche, familiäre und persönliche Lage grauenhaft". Durch die Übernahme eines kleinen Bauerngrundstücks beim Dorfe Zähringen stürzte er sich in landwirtschaftlich-geschäftliche Unternehmungen, denen er weder in fachlicher Vorbildung noch in rechnerischem Vermögen irgendwie gewachsen war. Durch seine Gutherzigkeit der Ausbeutung preisgegeben, immer tiefer verstrickt in quälende Schulden, einem inneren Martyrium verfallen durch das Bewußtsein, seine Angehörigen mit in den Strudel hineinzureißen, so hat er seine letzten Lebensjahre verbracht.

Zu diesen Erschütterungen seiner sozialen Lage, zu den ethischen und philosophischen Kämpfen, deren Niederschlag sich in einem jahrelang geführten Tagebuch findet — die es gelesen haben, vergleichen es mit den Bekenntnissen eines Augustinus oder Rousseau, und sie zweifeln daran, daß man es überhaupt in absehbarer Zeit veröffentlichen könne und dürfe —, zu all dieser Mißwende eines gepeinigten Daseins kam noch die ergreifende Empfindung, daß er an einem Helfer vorübergegangen sei, der allein ihn aus aller Not hätte erretten können: am Weibe. Wenige wohl haben in deutscher Sprache so Zartes und Feines über die Frauen geschrieben wie Emil Gött, der unbeweibt aus dem Leben gegangen ist! Treue Herzensfreundschaften haben ihn verbunden mit Frauen und Mädchen, die entweder mit weicher Hand in seines Daseins Not eingriffen oder im geistigen Zwiegespräch jahrelang geführter Briefwechsel, ihm selbst zur Befreiung, die Schatzkammern seines innersten Seins aufzuschließen wußten. Als eine Art übersinnlicher Freier hat er immer wieder die künftige Lebensgenossin gefeiert, ohne sein Idealbild irgend einmal verkörpert zu sehen und ihm zum gemeinsamen Lebensgang die Hand zu reichen. Wie sich in seiner Seele das uralte und ewig neue Problem von Mann und Frau spiegelte, das erfahren wir am besten aus der leider unvollendet gebliebenen dramatischen Dichtung „Fortunatas Biß", einem Bruchstück voll poetischer Fülle und gedanklicher Sättigung.

Es zeugt von ergreifendem Heroismus und gleichzeitig von der unzerstörbaren Kraft seines eingeborenen Künstlerwillens, daß er schließlich doch sich noch einmal am Lebensende, gedrängt von seinen Freunden, zu einer dichterischen Tat emporrafft. Angeregt durch eine Komödie des Spaniers Lope de Vega, gestaltet er in einer unerhört beseligenden Schaffenslust sein Lustspiel „Mauserung", ein reifes Gegenstück zu seinen „Verbotenen Früchten". Denn auch hier ist es ihm gelungen, durch eine spezifisch deutsche Durchtränkung seines Stoffes einen ursprünglich realistischen Vorgang in eine entzückende poetische Sphäre zu erheben. Allerdings kann nur eine Darstellung von hervorragender Güte, wie wir sie wohl in Berlin zu erwarten haben, diesem Werk, das so reich ist an funkelnden Einfällen und an munterster Komödienlaune, vollständig gerecht werden. Es klingt in den Aufzeichnungen jener Tage etwas nach von der Schöpferwonne allererster poetischer Eingebungen, wenn er schreibt: „Hurra, der erste Akt! Und der Morgen weiter gesegnet. — Ich bin im Dichten.

Und gesund ist es. — Zwischen Misttragen und Kaffeekochen noch zwei Seiten. — Habe heute eine große (acht Seiten) und so lustige Szene des letzten Aktes geschrieben, daß ich vor eigenem Lachen zehnmal vom Schreibtisch rennen und in der Stube herumbrüllen mußte. — Ich schwelle von Dank gegen mein — Glück!" Als das Werk fertig geschrieben war, hat er immer und immer wieder daran gemodelt und gefeilt, und erst wenige Monate vor seinem Ende erklärte er sich selbst einigermaßen zufrieden damit. Und als er so zum letzten Male auf seinem eigensten Gebiete gewirkt und geschafft hatte, hielt es der Tod für angezeigt, in eine bitter ernsthafte Auseinandersetzung mit ihm zu treten. Ich kann diese Schlußszene seines Daseins nicht mit besseren Worten schildern, als es die Freiburger Freunde in ihrem Lebensbild getan haben, wo sie folgendes erzählen:

„Im August 1907 hatten ihn die Ärzte nach Bad Nauheim geschickt, wo er sich von Ungeduld und Sehnsucht verzehrt fühlte. Scheinbar gebessert, kehrte er zurück, wieder allein auf seiner Leihhalde zu hausen, wie all die Jahre, ohne jegliche Hilfe und Bedienung, sein eigener Koch und Knecht. Ihm und den nicht seltenen Gästen war früher dies Zigeunerleben, Beiwachtleben eine Belustigung, eine Art Sport gewesen; jetzt hielt den Leidenden und beinahe Mittellosen die Arbeit fest, die Gewohnheit, die Not. Sein ungewöhnlicher Optimismus verschleierte in hoffenden Stunden den bitteren Mangel vor den Freunden, und dann wollte er, in den Stunden der Drangsal, den selbstgesponnenen Schleier nicht zerreißen. Im Spätherbst gelang es ihm, ein Stück Gelände zu verkaufen, und strahlend verkündet er uns allen: ‚Für zwei Jahre sind die Mutter und ich nun gedeckt, zwei Jahre des sorglosen Lebens und Schaffens liegen nun vor mir!' Kurz darauf waren die paar tausend Mark verspendet — zur Beschwichtigung von Gläubigern und — für Experimente mit dem spinnbaren Ginster und den Platten für den Trockenbau. Eines Tages fand ihn die Mutter, erschöpft am Boden liegen, und kein Feuer im Ofen, kein Holz, kein Brot im Hause. Nun gab sie ihren Verdienst in der Stadt auf, von dem sie den kranken Sohn mit unterstützt hatte, und zog zu ihm hinaus.

Vier lange Wintermonate führte er dann noch ein Kampfleben in Qualen und Beseligung, und wehrte jedes mahnende und bittende Wort der Freunde ab mit dem Hansaspruch: navigare necesse est, vivere non est necesse.

Wie von einer unsichtbaren Strömung ergriffen, trieb er, das Steuer noch mit kraftloser Hand umklammernd, dem Ende zu. In den immer kürzer werdenden Pausen zwischen den furchtbaren Herzkrämpfen leistete er seine geistige Arbeit, Schicht um Schicht, gleichzeitig an den Erfindungen tätig und am Bühnenwerke. Als er weder sitzend noch liegend mehr ausharren konnte, ‚erfand' er eine Vorrichtung, eine Art Trapez an der Decke befestigt. Er hing mit den beiden Armen über dem in Brusthöhe schwebenden Querstab, und so leise mitwiegend, diktierte er im Flüsterton — jeder Satz durch Atemnot in Stücke zerbrochen — den Helfern Briefe und Szenen. Sein Wort wurde Wahrheit: ‚Ich halte, selbst sterbend, zum Leben.'"

⁂ ⁂ ⁂

Der oft so verschlossene und wortkarge Dichter hatte eine Eigenschaft, die für seine Freunde ebenso wertvoll als glückbringend war. Hatten sich in ihm einmal der Überdrang der Empfindungen und die Masse der Erlebnisse bis zum Überschäumen angestaut, dann griff er wohl zur Feder und schrieb einen jener unvergleichlich lebendigen Briefe, die manchmal beinahe die Form eines Selbstgesprächs annahmen und in ihrer Gesamtheit ebenso ein Bekenntnis darstellen, wie seine jahrelang geführten Tagebücher. Der sechste Band seiner Gesammelten Werke, der späterhin den Abschluß der ganzen Nachlaßveröffentlichung bilden soll, wird eine Auswahl dieser Briefe enthalten und sein Lebensbild erst vollständig ausgestalten. Ich glaube auch an dieser Stelle dem Andenken des Verstorbenen nicht besser zu dienen, als wenn ich einige (zum Teil gekürzte) Proben aus diesen Briefen hier mitteile, die den verschiedensten Perioden seiner Entwicklung entnommen sind.

Anschaulich führt in die Zeit des ersten mit dem Freunde gemeinsamen landwirtschaftlichen Lehrjahres ein Brief aus dem Frühjahr 1891, in dem über eine erste grausame Enttäuschung auf diesem Neuland erzählt wird:

„Wenn unsre Kräfte erlahmten, oder unser Geschmack an der Arbeit verschwände, oder die ganze Geschichte durch irgendein Elementarereignis, wie Bankerott oder sonst etwas zerstört worden wäre, oder unsre Leidenschaften (!) in brutaler Weise einen Bruch herbeigeführt hätten, so wäre mir die Aufgabe leicht. So aber sehe ich mich außerstande, Dir zur Genüge die tausend Wanzenstiche von Ärger und Enttäuschungen vorzumachen, die uns von hier forttreiben, weil Du die Quelle nicht kennst, aus der sie kommen, nämlich — den edlen Stifter, der ein wahrer Struwelpeter unangenehmer Eigenschaften jeglicher Art und jeglicher Potenz ist. Nun ist es ja auch weder nötig noch überhaupt möglich, den Fall erschöpfend mit der Feder zu behandeln, und Du mußt Dir die Mühe geben, selbst einen Begriff von einem ... Menschen zu machen, auf den in allen Dingen, vor allem auch im wirtschaftlichen das: „Lâchez la pie, elle nous conduira!" anzuwenden ist, das die erbosten Soldaten nach Turennes Tod hinter seinem Neffen herriefen: ‚Laßt seinen Schecken los — der wird uns führen!' Statt ‚Schecken-

möcht' ich in unsrem Falle unsren dümmsten Ochsen oder das jüngste Rind setzen."

So beginnt denn die monatelange Wanderzeit mit kurzer Rast und immer wieder abgebrochenem Zelt. Die Schweiz, Italien, Tirol und Steiermark werden zu Fuß durchzogen und in der Frist eines Jahres ein Erlebensschatz innerlich aufgehäuft, von dem in den Briefen „zwischen Viehfüttern und Mistfahren" zunächst nur einiges Flüchtige mitgeteilt wird. Wie es damals in seinem Innern aussah, zeigt ein Jahresrückblick, den ich zwischen Weihnachten und Silvester 1891 von ihm aus Meran erhielt. Da heißt es unter anderem:

„Meine Seele wird manchmal von einem mehr oder weniger gelinden Trauern durchzogen; Heimweh und Menschenflucht ist es. Die herrliche Natur des Etschlandes ist natürlich eine gute Trösterin und meine beste, liebste, einzige Freundin, aber völlig kann sie mir den Kummer nicht aus der Seele hauchen, nur schweigen kann sie ihn. Es gibt ja überhaupt kein Glück, das ein bestehenbleibendes Übel ganz vergessen machen könnte. Dafür ist unsre Welt zu schlecht und wir Menschen sind zu klein und undankbar, oder zu töricht und ungebärdig. Und dann gibt es noch so manches Quälende: Die Hoffnung ist so aufstachelnd, so freudig, das Warten so bang, die Ungewißheit so schmerzlich, daß man zu keiner Sammlung kommt, die zur leichteren Überwindung der Schwierigkeiten nötig wäre; der alte furchtbare circulus periculosus des Übels, aus dem das Entrinnen so unsäglich schwer. Man ist in gewissen Lagen selten jung und lustig genug, um mit seinem Schicksal Reif zu schlagen.

Und doch geb' ich mir Mühe genug dazu.

Und doch nicht, um ehrlich gegen mich selbst zu sein — ich gebe mir lange nicht Mühe genug — ich kann mich nicht zum Herrn meiner Stimmung machen, mein großer, mein größter Fehler, meine Schwäche.

Silvesterklänge, wie?"

In ähnlicher Weise hat er oft die Sonde an sein Inneres gelegt, und es wird dem Rückschauenden klar, daß es mit verstärkter Hartnäckigkeit geschah, wenn sich zu den Drangsalen des irdischen Daseins die ersten Geburtswehen eines neuen dichterischen Werkes gesellten. So heißt es einmal wenige Monate später:

„In meinem Innern sieht es unwirtlich aus: es knistert und zittert beständig, und der Kampf gegen das Ungeziefer läßt mich nicht zum Bauen kommen, was ich so flehentlich gern möchte. Mein bisheriges Probieren widert mich an, aber die größeren Würfe wollen volle Kraft, und die muß ich gegen mich selbst zersplittern.

Was ich aber leisten werde, das möchte ich für die freien Volksbühnen schaffen. Das ganze moderne sonstige Theaterwesen widert mich an, Leiter, Darsteller und Zuschauer. Man muß ein ganz neues Verhältnis dieser drei zueinander schaffen, wie Bruno Wille es versucht hat. Das wird aber nur eine große Kunst können. Ob ich ein Stück von ihr habe? Manchmal meine ich es und einige Male weiß ich es.

Aber ach die langen Zeiten, wo die Nebel der Tiefe mir die Seele umschleiern."

Bis zu welchen furchtbaren Erschütterungen Emil Gött den Kampf gegen sich selbst führen konnte, verrät ein Bekenntnis aus dem Frühjahr 1893. Er erzählt in diesem Brief, daß er alle seine früheren Werke verbrannt habe bis auf den Erstling seiner Schmerzen, das Schauspiel „O academia" und fährt dann fort:

„Das letzte Jahr ist ausgezeichnet durch einen besonders breiten Jahresring von blutigen Schmerzen an meinem Stamme. Ich hab's schon einmal gesagt und wiederhol' es Dir, weil ich es nicht besser ausdrücken kann: Als ich im Herbst mein bißchen Ernte drin hatte und mich an die so heiß ersehnte geistige Arbeit machen wollte, da stockte es in mir und alle Poren schienen verschlossen. Dafür begann aber im verrammelten Hirne ein schauerlicher Kampf zu toben, gegen den alle früheren nur ein Spiel schienen. Und am Ende, gegen Weihnacht, lag ich da, um- und aufgewühlt, wie ein doppelt und dreifach tiefgepflügter Acker, und kehrte die rauchenden Gedärme gegen Himmel, selbst zum Schreien unfähig. An Weihnachten ging ich zerfetzt und zerrissen wie ich war nach Freiburg hinüber, und von da am Tag nach Neujahr in den Schwarzwald und machte während der bitteren Kälte einen etwa zehntägigen Ausflug bis jenseits der Hornisgrinde und kehrte als Genesender zurück. Und kaum war ich einige Tage auf dem Buck, da begann ein Keimen, Grünen und Blühen auf mir, wie ein Frühlingsrausch. Es läßt sich mit Worten nicht sagen, was wieder einmal mit mir vorging; ich fand mich wieder und die Welt in mir, um einen Jahrumschwung reifer und schöner."

Einiges zu dieser Aufhellung seines Wesens trug auch die inzwischen erfolgte Annahme seines Stückes am Berliner Königlichen Schauspielhaus bei. Allerdings ein Besuch, den er damals in der Reichshauptstadt machte, endete wieder mit einer fluchtähnlichen Abreise; mitten in dem Trubel der Weltstadt war ihm der Gedanke zu einem neuen Werk gekommen, und er eilte heim, „um etwas auszutragen". Musizierend wollte er in ein neues Leben schreiten. Aber auch das ging nicht an ohne neue Niederlagen. Seien diese überwunden, dann müßten seine Quellen springen.

„Sie müssen! Denn sie drängen zu gewaltsam; wenn nicht, so sprengen sie mich.

Wie lang' hab ich geschwiegen
In dumpfem Unterliegen,
Ein jedes Jahr ein Tod!
Nun fühl' ich wieder beben
Das alte starke Leben
Im neuen Morgenrot.

Die Münchener Frauenkirche. Gemälde von Carl Reiser (1911).

Wohl klafft mir in der Stirne
Die Narbe bis zum Hirne,
Bei Gott, ich gäb' sie nicht!
Nein, weg die feige Binde,
Daß aus der gespaltenen Rinde
Die Quelle besser bricht — —"

Wie wenig ihm schließlich alle äußeren Fortschritte seines Daseins gegenüber den inneren Entwicklungen bedeuteten, beweist die charakteristische Bemerkung in dem Briefe, den er drei Tage vor der Berliner Premiere schrieb:

„Hab' Dank für Deinen treuen Eifer und die frohe Botschaft, mit dem Du unser ganzes an mir und meiner Zukunft verzweifelndes Haus erfüllt hast. Ich selber bin anderer Dinge voll; es rauscht augenblicklich so vieles in mir auf und um mich her, daß ich für ferne Schalmeienklänge taub bin; und die Finger hornigeln mir in der kühlen Stunde meiner endlichen Morgendämmerung. Kommen kann und tät' ich auf keinen Fall, und zwar schon aus folgendem Grunde: Ich stehe der Erreichung meines Ziels nahe, auf eine eigene Scholle zu kommen ... Ich brenne von hier, von den Menschen, von der Faulheit weg nach der Stille, der Einsamkeit, dem Spaten und — der Feder. O wie wonnig sich ein Schaufelstiel anfaßt! Das hab' ich dieser Tage genossen, nach einer Stunde Ekel am Menschen."

Die weiteren Briefe aus jenen Wochen und Monaten beschäftigen sich zwar viel im einzelnen mit der Buchausgabe seines Werkes, die ich für den Cottaschen Verlag übernommen hatte. Im übrigen aber war er diesem dramatischen Erstling damals schon innerlich fremd geworden und drückte seine Stimmung ihm gegenüber ganz treffend aus in den Widmungszeilen, die er einer Freundin dazu schrieb:

„Hier kommt sie spät genug, die Weihnachtsgabe,
Ein Bettel nur, doch alles was ich habe;
Kein Werk und keine Tat, ein klein Gedicht,
O, bitte, bitte, kritisier' es nicht!
Nimm's, wie's dich trifft, als einen fernen Klang!
Wo sind die Saiten, denen er entsprang?
O Gott, wie ward verwandelt jenes Erz,
Wie anders dieses Instrument bezogen,
Wie manche schwere, tiefe Welle Schmerz
Sah diese Seele ihren Talweg wogen.
Drum klingt so fremd in dieses ernste Heut
Der lustige Triller aus den jungen Tagen,
Doch wenn er, Freundin, noch dein Herz erfreut,
Dank' ich der Luft, die ihn so lang getragen."

Es ist hier und heute noch nicht am Platze, den wundervollen Brief mitzuteilen, den mir einige Jahre darauf Gött schrieb, um nach einer Zeit schwerer Verstimmungen unser altes freundschaftliches Verhältnis wieder anzuknüpfen. Als er nämlich in einer Art literarischen Husarenstreichs ohne mein Wissen und Wollen die Buchausgabe der „Verbotenen Früchte" aus dem Buchhandel zurückgezogen hatte, um sein viel umgemodeltes Werk nunmehr unter dem Titel „Der Schwarzkünstler" aufs neue umgeändert auf eigene Kosten drucken zu lassen, hatte ich mich in Schweigen gehüllt. Spätere Überlegung überzeugte Gött, daß er ganz unnötigerweise unsere Freundschaft einer schweren Belastungsprobe ausgesetzt habe, und er war ehrlich genug, als erster wieder mir die Freundeshand entgegenzustrecken.

Die Briefe aus den beiden letzten Lebensjahren atmen bereits die tiefe Resignation eines Todgeweihten. „Habe Geduld mit mir," schreibt er einmal, aus Nauheim im August 1907, „oder gib mich auf, aber besser wäre Geduld. Denn ich habe viel hinter mir und lebe noch, und aufgeben kann man noch immer!" Gleichwohl hatte er seinen krausen Humor noch nicht ganz verloren, und die beginnende Arbeit an seinem neuen Lustspiel „Mauserung" erfüllte ihn mit der Hoffnung, doch noch einmal zum ungestörten Schaffen zu gelangen. Der letzte Satz des letzten von ihm erhaltenen Briefes lautet: „Du wirst doch noch einmal Freude an mir haben! Aber Maul halten, Zeitungsmensch!"

Was ich dann noch von ihm bekam, war eine mit schwacher Hand im Freiburger Krankenhaus mit Bleistift gekritzelte Postkarte. Als sie in Berlin eintraf, lag bereits das Telegramm auf dem Tisch, das mir seinen Tod meldete ...

Verflogener Traum.

Ach, der Falter, den ich großgezogen,
Dessen flinke Schwinge mich ergötzt,
Der mir stundenlang ums Haupt geflogen,
Hatte endlich sich zur Ruh gesetzt.

Meinen Atem nahm ich leis in Zügel,
Um das keusche Wunder nah zu sehn.
Wie zwei Augen öffnet er die Flügel,
Die wie sanfte Menschenaugen stehn ...

„Bist der Fürst von meinen Schmetterlingen,
Bist mein schönstes Bild, mein tiefstes Wort,
Bist mein Glück ..." Da hob er seine Schwingen
Und flog durch das offne Fenster fort.

Warst du mein? Solang, als ich dich schaue,
Schwingt mein Herz und schwelgt in deinem Flug —
Niemand ahnt, wohin das Licht trug,
Ich nur weiß: Du gaukeltest ins Blaue ...

Carl Friedrich Wiegand.

Die Hexe von Steinbronn.

Von Auguste Supper.

Die Steinbronner hatten seitdem wie andere Christenmenschen auch geglaubt, nur die vielfältigen Laster der Irdischen stammten aus des leidigen Teufels Arsenal.

Erst Samuel Dorn, der ortsfremde, kürzlich zugewanderte Schneider, brachte sie auf die Vermutung, daß auch manches, was man landläufig als Tugend bezeichnete, finsterer Herkunft sein müsse und seine feinsten Würzelchen in jene Regionen senke, wo aus Pech und Schwefel der glänzende Asphalt gekocht wird für den breiten Weg, der zur Verdammnis abführt.

Ging es nicht mit dem Teufel zu, wenn dieser wortkarge, verhutzelte, alte Schneider nie und nie die Geduld verlor, es mochte ihm so hundemiserabel gehen, als es nur wollte?

Ging's nicht mit dem Teufel zu, wenn Samuel Dorn gelassen blieb, selbst wenn sein gelbgesichtiges Weib mit den stechenden Vogelaugen tagelang müßig im Bett lag und den alten Ehegatten Wasser tragen, Feuer anmachen, Suppe kochen, ja die ärmliche Wäsche waschen ließ, ohne sich zu rühren?

Hätte ein einziger, christlicher Steinbronner das je getan, ohne an den allwissenden Herrgott die bittere Frage zu richten, warum man denn in drei Teufels Namen geheiratet habe?

Es kam heraus, daß der Schneider katholisch war. Dazu ein Österreicher. Oder ein Slowak. Kurzum etwas Zweifelhaftes. Von der Donau sprach er dann und wann. Und des reichen Bäckers Sohn, der Fritz, der so ziemlich überall herumgekommen war, der sagte, daß die Ufer der Donau eine Gegend seien für Mausfallenhändler und verwandte Gewerbe.

Die Steinbronner waren aufgeklärt genug, um zu wissen, daß der Teufel, der hinter dem unheimlich geduldigen Schneiderlein stand, nicht der Unhold mit langem, zottigem Schweif, kurzen Hörnern und Pferdefuß persönlich war. Sie wußten genau, daß der Fürst der Finsternis so gut wie der liebe Herrgott oder der König seine Leute hat, die er für sich arbeiten läßt.

Und es blieb nicht lang verborgen, daß die Seph, — eben das viel bettlägerige, gelbgesichtige Weib mit den stechenden und unruhigen Augen, — das Werkzeug der Finsternis war.

Nach der Pfeife dieser Seph tanzte der Schneider. Aus ihren Augen las er seine Befehle, von ihr strömte die knechtende Macht aus, die alle Mannheit, allen Willen in dem Österreicher gefesselt hielt, wie Buben den Maikäfer fesseln.

Wer kann es den Steinbronnern verdenken, daß sie das fremde Weib mieden, ja haßten und sie im Bogen umgingen? Man weiß nicht, wer es zuerst gesagt hat, daß die Seph eine Hexe sei. Aber es war, als ob damit nur ausgesprochen worden wäre, was greifbar in der Luft lag. Es war nur der letzte, leichte Stoß, der die Kristalle zusammen- und anschießen ließ. Und wie jede richtige, tatsächliche Hexe vermied die Seph alles, was ein Licht auf ihre eigentliche Natur hätte werfen können. Sie hielt sich fern von den Menschen, auf deren Verderben sie sann, sie wandte die stechenden Augen ab, wenn man sie ansah, sie ging ihrer Wege in fast schleichender Stille und Scheu, sie grüßte, wo kein anderer an einen Gruß dachte.

Weil die Hexen von selber alles wissen, zeigte sie nie Neugier. Und weil die Hexen alle Macht und jeden Sieg in Händen haben, so stritt sie nie und tat immer, als ob sie nachgäbe.

Können Christenmenschen ruhig werden, wenn Kinder der Finsternis vermummt und verhüllt unter ihnen einhergehen? Ist es nicht, als ob die Luft voll Schwüle wäre, als ob unsichtbarer Zündstoff aufgehäuft würde von ruchlosen Händen? Zündstoff, der dir zu jeder Stunde unversehens das Dach überm Kopf auflodern lassen kann!

Denen von Steinbronn wäre es fast lieber gewesen, die Höllenkraft dieses fremden Weibes hätte sich einmal kräftig in

irgendeiner Schandtat entladen, als daß männiglich im Bann des Erwartens stand, indes die bleiche Seph müde durch die Gassen schlich und Sonne suchte, während der unglückselige Schneider daheim die Arbeit tun mußte.

Da kam das Frühjahr. Der Sturm durchschüttelte die Wälder rund um Steinbronn und brach nieder, was nicht mehr jung und gesund genug war, um ein neues Emporquellen des Lebens auszuhalten.

Zur selbigen Zeit erlitt die Seph einen Schlaganfall, der ihre linke Seite und die Zunge lähmte.

Ein merkwürdiges Zusammentreffen war's, daß gerade in der Nacht, als das geschah, des reichen Bäckers Weib, dem weitgereisten Fritz seine Mutter, auf ihren Knien gebetet hatte: „Von allem Bösen erlös' uns, lieber Herr und Gott."

Im Kämmerlein natürlich hatte sie gebetet und bei verschlossenen Türen. Niemand, als Gott allein hat es hören können, denn ihr Mann und ihr Sohn waren zu der Stunde unten in der Backstube und schafften den Teig zu den fünfzehn Laiben Roggenbrot, die der Rößleswirt bestellt hatte für die Taglöhner, die ihm Hopfenstangen setzen mußten am warmen Berg.

Des reichen Bäckers Weib war nicht immer fromm gewesen. Aber jetzt holte sie nach, was sie in der Jugend versäumt hatte. Und wie fast jede nachgeholte Frömmigkeit, hatte auch die ihrige zuviel Fülle, um still und selbstverständlich in die Kahlheiten, Leeren und Mängel dieses Lebens hineinschlüpfen zu können, alles fröhlich auszugleichen und eben zu machen.

Unbeholfen und umfangreich stand die Frömmigkeit der Bäckersfrau auf den kurzen Füßen. Wenn sie sich bewegte, krachten alle Bretter, wenn sie sich setzen wollte, war jeder Stuhl zu schmal, und ein Verstecken gab's gleich gar nicht.

So kam auch jenes nächtliche, zeugenlose Beten an den Tag. Männiglich im Dorf wußte davon und stärkte sein Gottvertrauen an der Tatsache, daß der Himmelsherr wie ein guter Jagdhund gleich die richtige Beute packt, wenn man ihm zuruft: „Faß an!" ohne nähere Instruktionen.

Also das fremde, scheue Weib lag niedergestreckt und unschädlich gemacht im ärmlichen Bett, neben dem der Schneider auf dem Werktisch saß und Kartoffelsäcke flickte, in denen sieben Katzen keine Maus mehr gefangen hätten.

Früher war's zu Steinbronn nicht üblich gewesen, solche Säcke noch einmal flicken zu lassen. Kein Schneider weit und breit hätte die hoffnungslose Arbeit angenommen. Aber dem Österreicher, den die gelbe Hexe am Faden hielt, dem konnte man zutragen, was es auch war. Er saß bei seinem Weib, nähte, schwieg und muckte nicht gegen den Bann.

Im Frühjahr haben die Steinbronner ein Fest, das aus alten Zeiten stammt. Mit Böllerschüssen beginnt es am frühen Morgen. Mit Lärm und Geschrei endet's am späten Abend im Wirtshaus.

Die Kränze aus Tannenreis, die zu diesem Fest vonnöten sind, winden die ledigen Burschen und Mädchen etliche Abende zuvor in dem weiten Hof des alten Schulzen, der von hinten an das Häuslein stößt, in dem das Schneiderspaar wohnte.

Es ging nie still zu bei dieser Arbeit, und damals vielleicht lauter als je. Der Bäckerssohn führte das große Wort, erzählte von draußen, von seinen Wanderfahrten und seinen Abenteuern mit fremden Mädchen.

Die Dämmerung sank, und lauter wurde das Lachen und Kreischen. Hinter des Schulzen Apfelbaum, der erst rötliche Blütenknospen, aber noch keine Blätter hatte, kam der volle Mond grinsend empor.

„Ja," prahlte der Bäckenfritz, „mit den Weibern kenn' ich mich aus. Und die Schwarzhaarigen, die Blitzaugigen, die sind die Feurigsten. Einmal hab' ich mit einer angebandelt gehabt — — —"

Er wollte weiter reden, er war so schön im Zug; da stand auf einmal wie aus dem Boden gewachsen der alte Schneider mitten unter den Kranzbindern.

Der Mond schien ihm ins kleine Gesicht, das seltsam zuckte.

— „Sßst" — machte er langgedehnt, indem er einen Finger an den Mund legte, als wolle er zur Stille mahnen; „ßßst, die Seph, die Seph — —"

Die Jungen um ihn her verstummten. Das Erstaunen machte sie still. Was wollte das armselige Kerlchen da mitten unter ihnen?

„He, Schneider, was gibt's —?“ fragte einer dann.

Das Männlein wandte sich ihm zu. Ganz demütig murmelte er in seiner fremden Mundart: „Still e wen'g, wenn S' sein könnten, Euer Gnaden, still e wen'g —“

Es war, als ob sich die Überraschten auf eine Antwort besännen; aber schon war der Schneider zurückgetreten, und man hörte die alte, hintere Stiege am Häuschen dort unter seinen Tritten knarren.

Jetzt kam dem Bäckenfritz die Kaltblütigkeit des Vielgereisten zugute. „Du,“ schrie er hinter dem Männlein her, „hat dich deine Gelbe geschickt? Sag' ihr, sie soll doch selber kommen.“

Und von der Stiege her, aus einem Winkel, in den das Mondlicht nicht hineinzuleuchten vermochte, rief es zurück: „Ist recht, — i' vergiß scho' net —“

Sie stritten aber dann mit Lachen, ob das die Stimme des Schneiders oder seiner Herrin gewesen sei.

„Sie liegt im Bett, die Gelbe, und kann sich nicht rühren,“ sagte eines der Mädchen.

„Was weißt denn du,“ gab ein Bursche zurück, „die Schwarzhaarigen, Blitzaugigen, die, die der Bäckenfritz kennt, die Feurigen von der Donau drunten, wo die Seph her ist — —“ seine Worte gingen unter im kreischenden Lachen.

Am Abend danach, als wieder die goldene Jugend von Steinbronn zu löblichem Tun in des Altschulzen Hof versammelt war, trat noch einmal der Schneider unter sie. Diesmal kam er nicht leise, unvermerkt und scheu. Stracks, wie einer, der sein Ziel vor Augen hat und genau weiß, was er will, ging er auf den hochgeschichteten Haufen fertiger Kränze zu und nahm einen weg.

Wie über einen ertappten Dieb fielen sie über ihn her.

„Halt, Schneider! Das gibt's nicht. Frechheit!“ klang es wirr durcheinander, und der Bäckenfritz nahm mit hastigem Ruck den Kranz aus des Schneiders Hand.

Der Alte sah sich um, als ob er aus dem Schlaf gerissen worden sei. Er stammelte etwas, das klang wie: „Die Seph, die Seph,“ dann ward sein Blick bewußter, schärfer und blieb an dem blühenden Gesicht des Fritz hängen. „Du,“ sagte er ganz leise und doch seltsam durchdringend und drohend, „jetzt noch einmal!“ Und er schritt davon.

Bei Mond und Laternenschein tat die Kommission, der das Schmücken der Straßen und Häuser oblag, noch am Abend einen großen Teil der Arbeit.

Des Schneiders Wohnung ging gegen die Hauptstraße, und auch sie sollte grünen Schmuck erhalten, damit das alte und kläglich armselige Haus nicht wie jener Gast in der Bibel das Fest schände durch ein Kleid, das nicht hochzeitlich war.

Aber als die geschäftigen, eifrigen Burschen um Einlaß klopften, tat der Schneider die Türe nicht auf. Keinen Lichtschimmer sah man hinter den geschlossenen Läden. Da schleppten die Findigen kurzerhand eine Leiter her und schlugen von außen den Nagel für den Kranz ins Fenstergesims.

Aber als in der Frühe des Festmorgens die helle Sonne in die Gasse schien, da war der aufgehängte Kranz verschwunden. Ungeschmückt schaute das Haus hohnvoll in den Tag. Nun ergrimmten die Festordner. Zwei Burschen wurden in das Haus geschickt, daß sie dem hergelaufenen Pack die Sachlage klarmachen und das Nötige erzwingen sollten.

Heiß vor Grimm und drohend stiegen die beiden empor.

Still und abgekühlt kamen sie wieder herunter.

Erst winkten sie nur ab und redeten gar nicht. Dann sagten sie, die Seph habe den Kranz; aber die Seph liege da wie tot. Gelb wie eine Zitrone, langhingestreckt und starr, die dürren Hände unter dem Kranz auf der Brust gefaltet. Und der Schneider hocke daneben auf dem Werktisch wie ein Affe. Er rühre sich nicht und rede nicht und lasse die Augen nicht von der Schwarzhaarigen.

Erst schauten die Ortssöhne drein, als hätten ihnen die Hennen das Brot gestohlen. Dann kam ein kurzes Lachen auf.

„Sie wird nicht tot sein, die — sonst könnte der Schneider aufschnaufen —“

„Solange die Hex' nicht unterm Boden ist, ist die Macht bei ihr,“ sagte einer.

Das Fest nahm seinen Lauf. Die Böller krachten, daß die Nebel auf den frühlingsfeuchten Wiesen zitterten und wogten.

Der Oberfeuerwerker der Steinbronner

war ein grauhaariger Schreiner, ein ehemaliger Kanonier, der bei Belfort mitgeschossen hatte. Nie dröhnten ihm die Böller stark genug, und als der Bäckenfritz sagte: „Matheis, spar' dein Pulver nicht, die Schneidershex' hat ausgeschnauft," da lud er zuletzt dreifache Ladung.

Den Schlag davon hat man gehört bis nach Niedersteinbach, und der Kanonier, obgleich er Werg in die Ohren gestopft und bei dem Schuß den Mund weit aufgerissen hatte, wie es das Reglement bei seiner einstigen Batterie vorschrieb, — er verspürte einen Schlag, als sei er noch einmal Lehrbub bei seiner bösen Meisterin.

Aber er lachte dazu. Er lachte und dachte, dieser Schlag sei die letzte Bosheit der Gelben gewesen, der der Schuß gegolten hatte.

Nach dem Fest waren die Köpfe schwer. Im Schneidershaus gingen die paar Leute ab und zu, die nötig sind, wenn der stille Gevatter irgendwo eingekehrt ist. Sie wußten von dem Schneider zu sagen, daß er wie ein knurrender Hund um die Tote her sei, und daß man ihm nichts zu Dank machen könne. Das Hemd und das Kissen sei nicht fein genug, und wenn man vom Bezahlen rede, dann fahre der Alte einen an wie ein Wildkater und frage, ob er schon einmal jemand Geld schuldig geblieben sei?

Der Tag war warm, fast heiß, an dem man die Seph hinübertrug nach dem katholischen Gottesäckerlein von Niederbronn. Ob man gleich in der Frühe schon aufbrach und vier Trägerpaare sich ablösten, war es doch eine herbe Mühsal mit diesem kleinen, dürren Weib. Steine oder Bleistücke hätten den ärmlichen Sarg nicht schwerer machen können, als die gelbgesichtige Fremde es tat.

Es war ein kleiner Zug, der hinterherschritt. Den Steinbronnern lag immer noch ihr Fest in Kopf und Gliedern. Der Schneider, der hinter den Trägern ging, hatte einen langen, schwarzen Rock an, den man sonst nie an ihm gesehen hatte, dazu einen Hut, der zu groß war.

Solange man durchs Dorf ging, schaute sich das Männlein ein paarmal um, als wolle er sehen, wer alles sich anschließe. Aber ob auch da oder dort jemand unter der Türe oder auf der Gasse stand und dem Sarg nachschaute, — nur ein paar Weiber traten herzu, um der Seph das Geleit zu geben.

Da senkte zuletzt der Schneider den Kopf und zog seinen großen Hut weit herein.

Durch den Waldgürtel, der Steinbronn umschließt, führte der holperige Weg. Unter den Tannen war es kühl, und aus der Waldestiefe kamen die hallenden Rufe schweifender Kinder. Da stellten die keuchenden Männer ihre Last ins Moos und fingen an, sich die nassen Stirnen zu trocknen.

Der Schreiner, der das Böllerschießen besorgt hatte, schwitzte am gewaltigsten.

„Schneider," sagte er wohlmeinend und ohne Arg zu dem Witwer, „wenn Ihr an Eurem Weib ein Leben lang so schwer getragen habt, wie wir heute die halbe Stunde — —"

Er wollte weiter reden. Ein teilnehmendes Wort von Mann zu Mann, wie es keinem Christenmenschen verwehrt ist; aber da bewegte sich der Sarg dort. —

Der Schneider fuhr auf mit einem Schrei. „Da ihr! Auf e' Wurzel habt's ihn g'stellt, Leut'! Anders stell'n, Leut', wenn ihr den Sarg tätet —"

Und die Träger sahen jetzt eine harzige, knorpelige Föhrenwurzel durchs Moos laufen, wie eine gekrümmte Schlange. Vorher hatte die kein Mensch gesehen.

Sie stellten den Sarg nicht mehr lange anders. Sie hatten genug. Stumm nahmen sie ihn auf; stumm schritten sie unter den Tannen weiter und aus dem grünen Gürtel hinaus auf die rissigen, lehmigen Wege, die schon zur Niederbronner Markung gehören.

Die Weiber blieben am Waldsaum zurück. Die von Steinbronn stehen schlecht mit den Niederbronnern und betreten ihre Markung ungern.

Uralt ist der Streit. Gelegentlich ging's um den Glauben, gelegentlich um ein Holz- oder Streu- oder Wegrecht. Seit Glaubens- und Holzrechte staatlich geregelt sind, ist die äußere Ordnung besser und der innerliche Haß gründlicher geworden.

Niemand weiß, ob der Schneider das Zurückbleiben der Weiber bemerkte. Er zog nur seinen großen Hut noch etwas weiter ins runzelige Gesicht.

Neben dem Weg ist dort ein breiter, nicht sehr tiefer Weiher, der seit alters

her den Steinbronnern gehört. Sein Wasser hat eine merkwürdig dunkle Färbung, als ob es auf schwarzem Grunde stände. Die Wasserspinnen zucken über den Spiegel, und rund um den flachen Rand wachsen gelbe Dotterblumen und lachende Vergißmeinnicht. Eine Stelle soll der Weiher haben, die unergründlich tief sei. Die Steinbronner sagen, auf dem Platz des Weihers sei einst ein Nonnenkloster gestanden, das in einer schönen Nacht der Teufel zu sich hinabgeholt habe, wobei ein kleines Löchlein zur Hölle offenstehen geblieben sei.

Die Niederbronner aber wollen wissen, daß in alten Zeiten ein Schulze von Steinbronn das Schatzgraben betrieben habe mit des Teufels Hilfe. Ganz tief sei er hinabgekommen, bis dahin, wo das Gold liegt wie sonst die Ackersteine. Aber als er habe zugreifen wollen, da sei das Wasser aus der Erde gebrochen, habe den tiefen Schacht ausgefüllt, den Schatzgräber ersäuft und den Steinbronnern zu einem Weiher verholfen, dem man sein böses Herkommen deutlich genug ansehe.

Nicht friedlich und unbewegt lag heut das dunkle Wasser. Der Bäckenfritz hatte seines Vaters dicken Schimmel in die Schwemme geritten. In langen Stiefeln saß der Bursch auf dem ungesattelten Gaul, der sich's in der sonnenwarmen Flut wiehernd und schnaubend wohl sein ließ. Schwere Wolken bräunlichen Schlammes stiegen auf unter den Pferdehufen. Wie sie da, dickem Rauch gleich, emporkamen, sah man erst, wie klar an sich das dunkelscheinende Wasser war, wenn es in Ruhe über dem moorigen Grund stand.

Dem Bäckenfritz war nicht weniger wohl als seinem dicken Gaul. Er sang ein schmetterndes Lied vom schwarzbraunen Mädchen und hieb mit seiner langen Geißel ins Wasser, daß die Perlen spritzten.

Was Wunder, daß es die schwitzenden Träger der trübseligen Last gelüstete, eine Zeitlang zu verweilen.

Sie stellten ab mitten auf dem Weg und stapften durch das schon hohe, taufeuchte Gras rund um den Weiher, als wollten sie den wiehernden Gaul und den singenden Burschen einkreisen.

Der Schneider schaute auf und bewegte den Mund. Vielleicht wollte er sagen, sie sollten doch die Seph nicht so quer über den Weg stellen, mitten in Steine und Schollen hinein. Aber dann schwieg er. Langsam ging er zum Sarg, und ganz sachte setzte er sich drauf. Dorthin, wo seines Weibes Füße lagen.

So schaute er, den Rücken den Steinbronnern zugekehrt, unter seinem großen Hut hervor über grünende Ackerbreiten hin, aus denen jubelnd die Lerchen stiegen. Grau und ohne Leben war sein runzeliges Gesicht. Fast sah es aus, als wolle er einschlafen.

Da gab es am Weiher hinter seinem Rücken ein Lachen. Ein Ruf klang herüber, als ob er den Schneider anginge. Der wollte sich ermannen, wollte umschauen. Aber da flog schon ein großes Etwas über den Sarg hin, dicht neben dem Männlein, dem sprühende Wassertropfen Rock und Gesicht netzten.

Wie Entsetzen glitt es da über des Schneiders Antlitz.

Er schnellte auf und er taumelte vorwärts. Tief bückte er sich zur Erde nieder, so daß sein Hut weit über den Weg kollerte.

Er nahm einen Stein auf. Einen scharfkantigen Kalkstein mit frischer, bläulicher Bruchfläche. Eine Sekunde lang wog er ihn in der Hand, und dann warf er ihn mit keuchendem Schrei hinter dem Etwas her, das über den Sarg der Seph hinweggesetzt hatte.

Das Etwas war der dicke Schimmel gewesen, dem die Tropfen von den glänzenden Flanken rannen und auf dessen Rücken der Fritz saß.

Nach vorwärts gerissen vom gewaltigen Schwung seines Wurfes taumelte das Schneiderlein über seinen Hut hinweg.

Aber dort vorne taumelte jetzt auch der Reitersmann.

Die Steinbronner sprangen hinzu. Schon lag der Fritz, von dem ungesattelten Gaul geglitten, lang auf dem Weg, und der Schimmel trabte der nächsten Wiese zu.

Das war gegangen wie Blitz und Knall. Auch wenn der Schreiner-Kanonier nicht ganz deutlich gehört hätte, daß der Schneider bei seinem verhängnisvollen Wurf „Seph" schrie — man hätte doch leicht wissen können, wie da die Zusammenhänge waren.

In Niederbronn drüben fing jetzt das katholische Sterbeglöcklein zu läuten an.

Rasch, kurz und geschäftig war sein Klang, anders als man es in Steinbronn gewöhnt war. Es hörte sich an wie eine Mahnung, das fremde Weib endlich herbeizubringen und den Pfarrer nicht warten zu lassen. Die Männer neben dem bewußtlosen Fritz schauten mit feindseligen Augen nach der Richtung, aus der der Klang kam. Ein paar davon zogen die schweren Sackuhren und nickten.

Der Schreiner aber sagte laut und hart gegen den Schneider hin, der jetzt reglos mitten im Wege stand: „Er soll sie selber tragen, seine Kanaille —".

Da bückte sich das Männlein, nahm den ganz zertretenen und verbeulten Hut vom Boden auf und fing an, den gelben Lehmstaub mit dem Ärmel wegzuputzen.

„Mach's schon, mach's schon, Euer Gnaden," sagte er dabei ganz erstickt, wie er immer gesagt hatte, wenn man ihm die hoffnungslos zerrissenen Kartoffelsäcke gebracht hatte.

Dem Burschen auf dem Weg rieselte das junge Blut aus dem dichten, blonden Haar.

„Tun wir zuerst den da heim! Die Lebendigen kommen vor den Toten," sagte einer der Männer.

Da faßten sie an und nahmen den Fritz auf. Andere holten den fressenden Schimmel aus dem glitzernden, morgenfeuchten Gras heraus. Und sie zogen ab mit ihrem blutenden Ortsgenossen und schauten nicht um nach dem österreichischen Schneiderlein und seiner bösen Gefährtin. Umsonst rief in der Ferne das eifrige katholische Glöcklein.

⁂ ⁂ ⁂

Der Schneider hielt immer noch seinen zerschundenen Hut und säuberte daran. Die dürren Hände zitterten ihm, und sein Gesicht sah aus wie Asche.

Er sah die Leute davongehen, alle, auch den letzten. Da wurden seine alten Augen groß und entsetzt. Er ließ den Hut fallen und tat einen Schritt hinter den Gehenden her.

Dann aber stand er mit hängenden Armen, wie zerschlagen, und ein klagender Ruf kam aus seinem Mund, der klang wie „Seph, Seph!"

⁂ ⁂ ⁂

Der katholische Pfarrer von Niederbronn und der dortige Totengräber sind die ersten gewesen, die nachher auf den Platz kamen, dicht neben dem Weiher. Bis an die Markungsgrenze gingen sie dem säumenden, fremden Gast ihres Gottesäckerleins entgegen.

Erst eine gute Zeit später kamen auch die Steinbronner Träger unter Verstärkung des Schulzen, des Polizeidieners und so vieler Steinbronner und Steinbronnerinnen, als genügt hätten, um die reichste und vornehmste Ortseingesessene zu begraben.

Aber alle die da kamen, kamen umsonst.

Auf dem heißen, tennenharten Weg zeigte ein kleines Rinnsal dunklen, angetrockneten Blutes, wo der Fritz gelegen hatte. Nicht weit davon lag der zertrampelte Hut des Schneiders und wieder ein Stück weiter weg eine zerbrochene, große Schere.

Mit spitzen und scheuen Fingern nahm die der Schreiner auf. „Herrgott," sagte er unruhig, „jetzt hat der Schneider die Schere weggeworfen! Und eine Schere im Sack ist das einzige, was hilft gegen eine Hexe. — Jetzt hat sie ihn vollends ganz!"

Der fremde Pfarrer sagte nichts darüber; aber sein Gesicht bekam einen feindseligen und geringschätzigen Ausdruck. Das sah der Schulze, und er setzte scharf ein gegen den Schreiner und seine unvernünftige Rede.

Und jetzt fanden sie am Wegrand zwei runde, braune Stückchen Holz mit je einem blanken Nagel darin. Die musterte der Schulze streng, und er sagte, daß das zwei Füße vom Sarg des Weibes seien, die zu schlecht und schlampig angenagelt waren, als daß sie festgehalten hätten, als man das armselige Bretterhäuslein über den holperigen Weg schleifte.

Dem Schreiner stieg das rasche Blut in den Kopf. „Seit wann macht man die Särge zum Schleifen?" stieß er zornig hervor. „Hätt' ich die Füße einzapfen und eindrehen sollen wie für die Millionäre? Wer zahlt denn mir die Arbeit?"

Und auf einmal fiel dieses „wer zahlt denn?" auch noch anderen Leuten ein, und sie suchten mit geschärften Augen nach dem Schneiderlein.

Zerwühlte und zerquetschte Dotterblumen, zertretene Vergißmeinnicht fand man

am Weihersrand. Schwarz und unheimlich dick stand das Wasser. Am dunkelsten und trübsten dort, wo die Steinbronner das sündige Nonnenkloster, die Niederbronner den goldgierigen Schulzen in der Tiefe wissen.

Das Bahrtuch lag säuberlich gefaltet unfern im Gras. Tagelang ist mit Haken und Stangen nach dem fremden Paar gesucht worden. Es gab Stimmen, die sagten, wenn der Schreiner den Sarg nicht so liederlich gemacht hätte, daß durch jede Fuge hätte Wasser dringen können, dann wäre die Sucherei nicht.

Andere sagten, daß eine rechte Hexe jedes Holz könne sinken machen. Und den Schneider, den habe die Gelbgesichtige, nachdem er die Schere von sich geworfen, einfach zu sich in den Sarg gezogen, ehe sie in den Teufelsweiher fuhr.

Daß das Männlein die Last über den Wegrand geschleift und in das Wasser gestürzt habe, das sei ein Ding der Unmöglichkeit, behaupteten die Träger. Denn nie sei ihnen, den starken Männern, ein Toter so schwer geworden, wie das Weib mit den Vogelaugen.

Reglos steht längst der Wasserspiegel wieder über dem moorigen Grund. Nur die Spinnen zucken darüber. Der Bäckenfritz mit seinem zusammengeflickten Schädel getraut sich nicht mehr, den Schimmel in die Schwemme zu reiten. Auch nicht in jenem Teil des Weihers, in dem der Gaul Grund findet. Wenn er das Wasser sieht, packt ihn ein Grauen, so stark, wie es sonst keinen packt.

Die Steinbronner sagen, von dem geflickten Schädel allein komme das nicht.

Um den Schneider ist's allen leid. Er ist im Grunde ein gutes Männchen gewesen. Die kleinsten Kartoffeln, die dünnste Milch, das schlechtestgeratene Brot hat man ihm geben dürfen an Zahlungsstatt, ohne daß er aufmuckte.

Hätte er doch die Schere nicht weggeworfen in jener Stunde! Das war sein Untergang. Gott soll seiner Seele gnädig sein! betet das Bäckersweib.

Am Teefeld.

Nach dem Chinesischen des Schei-Min
von Hans Bethge.

Ich seh' am Horizont die Silhouette
Des Eukalyptusbaumes. Vor mir in
Dem Teefeld ist das Lärmen junger Vögel.

Ich halt' ein Teeblatt zwischen meinen Lippen
Und denk' an dich, die mir das Herz beschwert.
Wo bist du nun? Da ich zuletzt dich sah,
Trugest du Reis auf deinen schmalen Schultern
Der Hütte deiner Eltern zu; es war
Ein allzu heißer Tag, wie dieser ist,
Und deine Wangen waren weiß wie Jade,
Und unter einem Eukalyptusbaum
Ruhtest du aus. Ich schritt verzagt vorüber,
Mein Herz schlug laut, da ich so hold dich sah.

Wo bist du nun? Du weißt nicht, daß ich lebe.
Du sahst mich nie. In deinem goldnen Herzen
Ruht eines andern vielgeliebtes Bild,
An das du denkst mit Sehnsucht und mit Tränen.

Ich seh' am Horizont die Silhouette
Des Eukalyptusbaumes.

Sie macht mich traurig, daß ich sterben möchte.

Aus alter Zeit.

Gemälde von Prof. E. Hoffmann-Fallersleben.

In der Großen Berliner Kunstausstellung 1911.

Landhaus der Frau Herzogin von Bojano in Partenkirchen. Nach einem Aquarell. Entwurf von Prof. Franz Zell in München.

Das Landhaus von heute.

Eine Plauderei von Architekt Prof. Franz Zell in München.

Das XIX. Jahrhundert könnte man das Jahrhundert der Umwälzungen nennen — noch nie wurden in der gleichen Spanne Zeit gleich viel und bedeutendere, ins menschliche Leben mehr einschneidende Erfindungen gemacht, als in diesem Säkulum. Namentlich die Erfindung der Dampfmaschine und aller dadurch hervorgerufenen unzähligen Werk- und Hilfsmaschinen. Der Ausbau des Eisenbahn- und Dampfschiffverkehrs, und, damit Hand in Hand gehend, das Post- und Telegraphenwesen haben auf allen Gebieten kultureller Tätigkeit so einschneidende Veränderungen hervorgebracht, daß es kein Wunder ist, wenn sich alle Einrichtungen des menschlichen Lebens so grundsätzlich veränderten, daß eine ungesunde Entwicklung unvermeidlich war.

Ganz besonders trat eine solche in der Wohnungskultur zutage, und der überstürzte — und sagen wir es auch gleich: der nicht den notwendigen Anforderungen entsprechende, allzu hastige Ausbau unserer Städte zeitigte so ungesunde Zustände, daß ein Rückschlag nicht ausbleiben konnte.

Dieser Rückschlag tritt heute jedem klar vor Augen. Er drückt sich aus in der Landflucht des Städters, der Sehnsucht nach der Natur, nach Wiese und Wald, nach Ruhe und reiner Luft; „Villenkolonien", Gartenstadt, Heimstätten usw. sind Schlagwörter, die uns tagtäglich begegnen. Die allzu rücksichtslosen Anforderungen des Großstadt- und Erwerbslebens sind nicht ohne Wirkung auf die Gesundheit des Städters geblieben, seine überarbeiteten Nerven verlangen gebieterisch, aus der Hast der Stadt zu entfliehen und die so notwendige Erholung zu suchen. So finden wir das Bedürfnis nach dem Landhaus als ganz erklärlich. Dazu kommt, daß es heute auch dem mit bescheidenen Glücksgütern Gesegneten möglich wird, sich ein eigenes Heim zu bauen, das man nicht nach der Schablone der Mietwohnung mit all ihren Unzulänglichkeiten und Unannehmlichkeiten errichtet, sondern ganz und gar nach eigenem Wunsche. Wem würde nicht einmal der heiße Wunsch auftauchen, eigenen Grund und Boden zu besitzen und sei er noch so klein, ja gar einige eigene Bäume zu besitzen! Und wie verführerisch ist das Bild, das man sich ausmalt, ein Haus so recht nach eigenem Bedürfnis und eigenen Idealen zu errichten, „praktisch", bequem und so recht behaglich und gemütlich, mit lauschigen Sitzwinkeln, sonnigen Zimmern, umgeben von Grün und in frischer gesunder Luft! Gut gewohnt ist doppelt gelebt, möchte man sagen, und schließlich: zu was plagen und jagen

Wohnhaus eines Schreiners in Oberammergau.
Von Prof. Franz Zell in München.

sich die Menschen denn eigentlich ab? Was ist höheres Glück als ein schönes Heim, das wieder Veranlassung sein wird, das Glück in der Familie zu suchen! Die Stadt, namentlich die Großstadt mit all ihren vielen Ablenkungen, ihren Verführungen, den Auswüchsen des Sportlebens und der ungesunden Vereinsmeierei, das gesundheitmordende und nervenzerstörende Nachtleben hat das Familienleben zum großen Teil beeinträchtigt, ja nicht selten zerstört. Und noch weiter, wo dem Manne aus dem Volke wieder ein eigen Heim, ein Stückchen Garten gegeben wird, in welchem er seine freie Zeit zu friedlicher und nutzbringender Gartenarbeit verbringen kann, wird auch wahres Familienglück, die Grundlage des Staatswesens, wieder einkehren.

So ist das Gebiet der Wohnungskultur wirklich ein Stoff, der zu einer Besprechung reizt und anspornt. Freilich wird heutzutage viel zu viel geschrieben, namentlich über unser Thema — und noch viel zu wenig geleistet durch die Tat und durch mustergültige Beispiele. Viel zu viel Schreiberei, man kann von einer modernen deutschen Krankheit sprechen — besonders im Gegensatz zu früheren, in geschmacklicher Hinsicht bedeutend höher stehenden Zeiten als unserer, wo man viel weniger, eigent-

Landhaus für Graf Schönborn in Bayrisch-Zell. Nach einem Aquarell.
Entwurf von Prof. Franz Zell in München.

lich gar nichts über die behandelte Frage schrieb, dafür aber heute noch unerreichte mustergültige Beispiele schuf, die allen Zeiten leuchtende Vorbilder sind.

Wenn auch ich hier die Feder zum frischfröhlichen Kampfe ergreife, so mag das damit begründet sein, daß dieser Kampf der Geschmacklosigkeit und der Unkultur im Wohnungswesen gilt. Denn trotz aller Bemühungen der Presse und Literatur, der Arbeit von agitatorisch tätigen Architekten und Vereinen sind die sichtbaren Resultate im ländlichen Hausbau — die auch

Landhaus des Prof. Dr. Gabriel von Seidl in Tölz.

bescheidenen Anforderungen in bezug auf praktische Errungenschaft und befriedigende Ästhetik entsprechen — noch recht bescheiden. Manche der neueren „Villenkolonien" sind warnende Beispiele sowohl in ihrer Anordnung, ihrem System, oder besser gesagt: der Systemlosigkeit im Bebauungsplan, wie auch in der Erscheinung der einzelnen Häuser.

Denn es ist merkwürdig: nur selten vermag sich ein Grundstückunternehmer aufzuschwingen, sich an einen tüchtigen Architekten zu wenden, der ein größeres Terrain auch nach ästhetischen Gesichtspunkten so aufzuteilen vermag, daß alle Anforderungen, die man an ein gesundes Wohnen stellt, erfüllt werden. Gewöhnliche zeichnerische Hilfskräfte, die diesen Aufgaben in keiner Weise gewachsen sind, werden mit solchen wichtigen Arbeiten betraut, und der Erfolg ist ja aus den langweiligen „Villenkolonien" sattsam bekannt.

Wir wollen nun hier versuchen, Richtpunkte anzugeben, die bei einem modernen Landhause zu berücksichtigen sind — das Wort „modern" im besten Sinne gemeint, wobei wir durchaus nicht an äußerliche Formen oder gar „Ornamente" denken, sondern lediglich an ein allen hygienischen und praktisch zweckmäßigen Anforderungen entsprechendes Heim.

Vor allem wichtig ist die Wahl eines geeigneten Bauplatzes; da ist nun freilich schwer zu raten, denn hier spielen der Geldbeutel, sowie andere dringende Rücksichtnahmen — wie leichte Erreichbarkeit der Arbeitsstätte in der Stadt usw. — die Hauptrolle. Wenn irgend möglich, ist sonniger Lage der Vorzug zu geben, vielleicht etwas entfernt von Hauptstraße und Bahn.

Es genügt durchaus nicht, einen Bauunternehmer oder selbst auch einen Architekten — falls dieser nicht im Orte wohn-

haft ist — einen Plan des Grundstücks einzusenden. Innerhalb seiner vier Wände soll dann der Dutzend-Architekt auf dem Reißbrett eine „schneidige Fassade hinhauen"; über den Grundriß zerbricht man sich ohnedies nicht viel den Kopf, wenn nur ein Plan vorhanden ist, nach dem gearbeitet werden kann. Der Bauunternehmer, der Maurermeister, in vielen Fällen ein ehemaliger Maurerpolier, oftmals Leute, die diesen Beruf niemals erlernten, setzt dafür auch seinen Kunden auseinander, daß er

tere muß also in diesem Falle ebenso seine Pläne bezahlen, wie wenn er sich an einen wirklichen Fachmann wendet, dafür bekommt er aber eine ungelöste, unpraktische Raumanordnung, schlechte Ausführung an allen Ecken und Enden, Ärger, solange das Haus steht, und nicht selten einen Prozeß! Da ist es freilich nicht zu verwundern, wenn gar mancher über ein „unpraktisches" Landhaus schimpft und womöglich wieder in die Stadt zurückkehrt. Alles schon dagewesen! Durch diese „Einsparung" des

Oberhof in Tölz. Von Architekt Prof. Dr. Gabriel von Seidl in München.

für das Architektenhonorar keinen Pfennig auszugeben braucht! Freilich viel kann er für seine Pläne nicht berechnen, denn er bemüht sich nicht lange mit einer guten Grundrißlösung — die modernen Anforderungen sind ihm gänzlich unbekannt, und wenn's einmal mit dem Grundriß nicht gut „hinausgeht", dann bleibt's doch dabei, denn er kann sich ja nicht helfen. Übrigens berechnet der Bauunternehmer seine etwaigen zeichnerischen Arbeiten sehr reichlich, nur werden diese Rechnungsteile für den Bauherrn nicht sichtbar! Der letzte Architekten kommt es, daß so viele in schrecklich geschmacklosen Häusern leben. — Doch zurück zu unserm Bauplatz. Es ist unbedingt nötig, daß dieser an Ort und Stelle besichtigt und genau studiert wird, der Fachmann wird auch „schürfen", d. h. mehrere Gruben graben, um den Untergrund zu untersuchen. Ist dieser schlecht, so kann der Architekt den Bauherrn gleich von vornherein auf die Mehrkosten aufmerksam machen und ihn vor unliebsamen Überraschungen und unvermuteten Mehrkosten schützen. Gar mancher Prozeß hätte ver-

Landhaus des Architekten Prof. Emanuel von Seidl in Murnau.

mieden werden können, wenn der Untergrund auf seine Beschaffenheit untersucht worden wäre. Nebenbei bemerkt, wird der Architekt den Bauplatz photographieren, um

Eingang zum Landhaus des Prof. Emanuel von Seidl in Murnau.

die Umrisse des Hauses in seine Umgebung einzuzeichnen. Hat der Architekt den Bauplatz genau studiert, so wird er auch die richtige Form für das Äußere finden, so daß sich das zukünftige Gebäude recht harmonisch in seine Umgebung einordnet.

Ist der Platz gewählt, so tritt eine nicht minder wichtige und sehr oft recht schwierige Frage an den Bauenden — die Situation des Hauses muß festgelegt werden, d. h. die Stellung des Hauses im Bauplatz. In diesem Punkte werden die meisten Fehler

der Straße abzurücken, damit man weniger vom Lärm und Staub der Straße belästigt wird und nicht so sehr der Gefahr ausgesetzt ist, daß die Straßenpassanten einem zum Fenster hereingucken. Freilich ist das nur bedingungsweise zu nehmen, besonders dann, wenn die Sonnenseite vor dem Hause sich befindet. Liegt die Straße an der Nordseite, so stelle man ruhig — falls nicht andere triftige Gründe dagegen sprechen — das Haus an die Straßenfront oder möglichst nahe an diese,

Landhaus für Rittmeister Bray in Murnau. Von Prof. Emanuel von Seidl in München.

gemacht, denn todsicher wird das Haus mitten in das, in der Regel ja nicht große Grundstück gestellt, so daß nach keiner Seite ein brauchbarer Garten bestehen bleibt. Klugerweise soll man aber das Haus möglichst in eine Ecke des Baupatzes stellen, so daß vor bezw. hinter dem Hause der freibleibende Teil des Grundstückes möglichst groß bleibt, um auch noch einen wirklichen Garten zu besitzen. In der Regel wird das Haus möglichst nahe zur Straße gerückt, ohne Rücksicht auf die Himmelsrichtung. Es dürfte aber meist umgekehrt zweckmäßig sein, das Haus möglichst von

der Garten liegt dann wieder nach Süden. Gegen die Straße zu lege man, ohne sich zu besinnen, Treppe, Küche, Speisekammer, Toilette, eventuell solche Räume, in denen man sich nicht lange aufhält, wie Speisezimmer usw., und an die Gartenseite alle Wohn- und Schlafräume. Man mache es wie der Japaner: die „Fassade" gegen die Straße vernachlässigt er ganz und gar, er baut sich nicht ein schönes Haus für andere, um zu prunken, um den Nachbar zu übertreffen, sondern sein Familienleben spielt sich gegen die Gartenseite zu ab, und hier entfaltet er alle seine Mühe und Liebe zum

Landhaus Mayer-Graz in Murnau.
Von Prof. Emanuel von Seidl in München.

Heim — Garten und Haus sind dann eines geworden. Und das ist ein wichtiger Punkt in unserer modernen Wohnungskultur. Bei uns wird noch vielfach der Garten als ein lästiges Anhängsel des Hauses betrachtet, mit dem man nur viel Mühe und Arbeit hat, — oder von dem man nur verlangt, daß man möglichst mühelos Blumen zum Schmucke des Heims, oder Gemüse und Früchte zur Bereicherung des Küchenprogrammes bekommt. Das ist nun nicht der Fall, sondern ein Garten erfordert viel Mühe und Sorgfalt, aber er dankt seinem Besitzer mit reichlichem Lohne. Mit Vergnügen denkt man an die englischen Gartenstädte, wo vor jedem Hause, auch dem des Arbeiters, ein im üppigsten Blumenflor prangender Garten sich befindet. Man wende nicht ein, das milde, feuchte Klima mache es dem englischen Bürger leicht, solch einen üppigen Garten zu erzielen — auf Erkundigungen erhält man immer die Auskunft, daß die Bewohner nicht nur sehr viele Arbeitszeit, sondern auch viele finanzielle Opfer für ihre Gärten aufwenden. — Was also die Orientierung des Hauses anbetrifft, so sei nochmals betont: alle Wohn- und Schlafräume nach Süden und Osten, die Wirtschaftsräume nach Norden und Westen. In der Situierung von Wohngebäuden werden auch heute noch die unglaublichsten Fehler gemacht, und eine falsche Lage von Räumen ist noch immer an der Tagesordnung, meist hervorgerufen durch Rücksichten auf die „Straßenfassade", bei den meisten ländlichen „Baumeistern" entschieden das Wichtigste eines Hauses.

Es ist ganz merkwürdig, daß man heute eine umfangreiche Literatur, Schulen, Vorträge usw. benötigt, um das Allereinfachste, Natürlichste, Selbstverständlichste zu erreichen! Da denke ich beispielsweise an die Bauernhäuser des bayerischen Gebirgslandes, wo wir fast bei allen Häusern — sofern nicht andere zwingende Gründe maßgebend waren — ordnungsgemäß alle Wohn- und Schlafräume nach Osten und Süden, die

Gartenansicht des Landhauses Mayer-Graz in Murnau.
Von Prof. Emanuel von Seidl in München.

Haus Angerer in Bad Aibling. Von Prof. Franz Zell in München.

Wirtschaftsräume nach Norden und die Stallung nach Westen gerichtet sehen. Diese Anforderung scheint den damaligen Bauhandwerkern, die wohl meistens des Lesens und Schreibens unkundig waren, selbstverständlich gewesen zu sein!

Ist nunmehr die Situation des Hauses nach reiflichster Überlegung festgelegt, so folgt zunächst die Anordnung des Einganges, und zwar soll dieser von der Straße aus möglichst leicht und direkt erreichbar sein. Auch in diesem Punkte wird viel gefehlt, meist wird der Eingang und weiter die Treppe als ein lästiges Übel im Hausbau empfunden. Man kann ruhig sagen: die Anordnung und Durchbildung des Hauseinganges läßt auf die Qualität eines Hauses sowohl nach seiner Zweckmäßigkeit wie seiner geschmacklichen, wir sagen heute gewöhnlich „künstlerischen" Hinsicht sichere Schlüsse zu. Bei der schönen alten Bauart, Bauern- wie Bürgerhäusern, ist der Eingang stets der Schmuck — manchmal der einzige des Hauses. Er ist an der dem Vorübergehenden zugewendeten Seite angeordnet, freundlich und einladend. Nicht versteckt, so daß man um das ganze Haus erst herumlaufen und ihn suchen muß, um ihn dann in Gesellschaft von Klosettfenstern und Kehrichttonnen zu finden, wie das in den letzten Jahrzehnten leider allgemein üblich war; unter einem Treppenlauf gelangt man dann in einen schmalen Gang. Nein, in einem modernen Landhaus wird der Eingang zum Eintritt einladen und zu einem breiten oder wenigstens nicht engen Vorplatz führen, von dem aus wohl in den meisten Fällen gleich die Treppe sichtlich und erreichbar ist. So macht für den Besucher das Haus gleich von vornherein ein freundliches Gesicht, und er wird in froher Erwartung auch die übrigen Räume betreten.

Nachdem der Gast in der im Vorplatz befindlichen Garderobe — oder noch besser in einem von jenem aus zugänglichen kleinen Garderoberaum, möglichst mit Waschgelegenheit usw., — Hut, Mantel und Stock abgelegt hat, wird er die Wohnräume, das Wohnzimmer, Arbeitszimmer der Frau und des Herrn, daran anschließend das Eßzimmer betreten, überrascht von der Fülle von Licht und Luft. Denn der kundige Architekt ordnet seine Fenster nicht nach der „Fassade" genau im Achsenmittel an. Im Eckzimmer sind nicht an beiden Außenwänden die berüchtigten zwei hohen Fenster von unschönem Verhältnis angebracht, sondern auf einer Seite finden wir eine große, sehr breite Lichtöffnung — die sogenannte Einheitslichtquelle — wodurch der Raum nicht nur eine einheitliche Stimmung erhält, sondern auch das unschöne und für die Augen unruhige Kreuzlicht, sowie die meist recht schwer zu verwertenden Pfeiler vermieden werden. Dafür bekommt man geräumige Ecken, die zum Aufstellen von großen Möbeln sehr zweckmäßig sich ausnützen lassen. In einem größeren Hause wird man noch ein Musikzimmer einfügen, einen großen schönen Raum, auch für Gesellschaften bestimmt.

Es ist durchaus nicht notwendig, daß an jedem Hause der unvermeidliche Erker angebracht wird; denn man sieht es diesen Erkern nur zu oft an, daß sie willkürlich angeflickt wurden, unorganisch entstanden

sind, nur der vermeintlichen „Architektur" zuliebe. Wo aber solch ein Erker aus Zweckmäßigkeit — sei es um ein Zimmer zu vergrößern, um eine schöne Aussicht besser genießen zu können oder um einen Raum gemütlicher zu gestalten — angewendet werden kann, wird man nicht darauf verzichten.

Der Eingang soll von der Küche aus beobachtet werden können, und mit dieser steht, jedoch durch einen Anrichteraum getrennt, das Speisezimmer in indirekter Verbindung.

Es ist vor allem Rücksicht darauf zu nehmen, daß der Küchengeruch nicht in die Zimmer gelange, und damit sind wir zu einem wichtigen Punkte, der bei der Festlegung jedes Grundrisses zu beachten ist, gekommen, das ist die Trennung des Wohnungstraktes von den Wirtschaftsräumen. Bei einem größeren Haus ist diese Trennung leichter durchzuführen, jedoch beweisen zahlreiche Beispiele, daß dies auch bei kleineren Wohnhäusern möglich ist. Wir sehen dies in den Beispielen, die wir im Bilde bringen, auch überall durchgeführt. Man wird somit Küche, Speisekammer, Klosett, Eingang zum Keller zusammen derart anordnen, daß sie von einem kleinen Gang aus zugänglich sind, der einen direkten Ausgang ins Freie hat und so ständig ventiliert werden kann, bzw. es können aus den genannten Räumen schlechte Gerüche direkt ins Freie gelangen. Mit diesem kleinen Gang ist der Wohntrakt durch eine Tür verbunden.

Sollte es bei ganz kleinen Anlagen durch Wegfall eines Anrichtraumes nicht zu umgehen sein, daß beim Servieren einige Türen geöffnet werden müssen, so spreche man nicht von einer Unannehmlichkeit, sondern nehme diese kleine Mühe gern in Kauf; dafür hat man es vermieden, daß Küchengeruch in die Wohnräume gelangen kann. Es ist nichts fataler, als wenn man ein Haus betritt und von unangenehmen Kochdünsten empfangen wird; der Fachmann wie der gebildete Laie werden dann ja gleich die verfehlte Grundrißanordnung erkennen.

Sehr wichtig ist, daß die Treppe nicht vom Wirtschaftsteil aus zugänglich ist, sondern vom Wohnzimmertrakt! Es würde sich sonst der ganze Küchengeruch nach oben und damit in die Schlafräume ziehen! Gerade aber diese sollen stets gesunde, gute Luft enthalten. Es wäre hier der Platz, von der „Diele" zu sprechen, die leider in so vielen Köpfen spukt und dem Architekten die Aufgabe sehr erschwert; wenn eine solche ausgeklügelt wird, bringt sie nämlich in der Regel dem Besitzer wenig Freude, da sie in einem kleineren Landhause doch nicht zweckmäßig eingeordnet werden kann. Ein Vorplatz mit einer Treppe ist noch keine Diele, auch wenn in einer Ecke notdürftig ein Tisch mit Sitzgelegenheiten untergebracht werden kann. Diese Dielen mit der „malerischen" Treppe bringen im kleinen Hause auch die Unzweckmäßigkeit mit sich, daß alle Türen auf ihr münden und es so unmöglich ist, in solchem Raume gemütlich und ungestört zu sitzen.

Der Wunsch nach einer solchen Diele entspringt meist dem Umstande, daß die Frau Rätin X auch solche besitzt; und das ist ein Grundübel unserer deutschen

Wohnhaus in Murnau. Von Prof. Franz Zell in München.

Wohnungskultur, daß man es immer dem Nachbarn oder Bekannten gleichtun, womöglich diesen noch übertreffen will. Eine wirkliche Diele, die eigentlich ein großer bequemer Wohnraum sein soll, die sogenannte Halle, ist nur in einem größeren Hause denkbar, wo die Baukosten keine Rolle spielen und außerdem eine zweite Treppe vorhanden ist.

Das schließt aber nicht aus, daß das Treppenhaus angemessen durchgebildet wird.

Nun zum ersten Stock! Daß die Schlafräume möglichst gegen Süden und Osten liegen sollen, wurde schon erwähnt. In ein modernes Schlafzimmer gehört keine Waschgelegenheit, aus hygienischen und Reinlichkeitsgründen, die hier nicht näher auseinandergesetzt werden können. Der Raum ist ausschließlich nur zum Schlafen bestimmt. Unbedingt muß aber neben dem Schlafzimmer das Bad liegen. Das Schlafzimmer braucht auch nicht zum Heizen eingerichtet zu sein, da es bekanntlich für die Gesundheit vorteilhaft ist, in ungeheiztem Zimmer zu schlafen. Ein eventueller Ofen kann nur für Krankheitsfälle in Frage kommen. Dagegen kann und soll das Bad auf leichte Weise zu temperieren sein, um, namentlich im Winter, körperliche Waschungen vornehmen zu können. Ein laufendes Wasser, warm und kalt, ist eigentlich in einem modernen Hause unbedingt nötig, in England gilt das als selbstverständlich. Das heißt also ein Waschtisch soll im Badezimmer festeingebaut sein, das übrigens zugleich als Toilette- und Ankleideraum dient.

Wenn möglich soll das Bad zwischen zwei Zimmern, dem Zimmer der Eltern und der Kinder angeordnet werden, und außerdem soll es noch durch eine Tür mit dem Vorplatz in Verbindung stehen, so daß die Bedienung leicht erfolgen kann. Von der unappetitlichen Unsitte, im Bade ein Klosett einzubauen, kommt man glücklicherweise heute wieder ab; ein Badezimmer soll durchaus nicht als ein untergeordneter Raum behandelt werden, wie das leider so oft geschieht, ohne Luft und Licht, sondern soll sogar mit besonderer Sorgfalt, ja mit Luxus ausgestattet und den Wohnräumen mindestens gleichgeachtet werden.

Aber wie sieht es in den Badezimmern unserer sogenannten „Villen" aus? Meist wird eine Kammer in einem Dachraum dazu verwendet, und dieses „Bad" dient dann zugleich auch als Rumpelkammer. Das gleiche gilt vom Klosett; auch dieser Raum soll, nein muß, unbedingt luftig und hell sein. Wo keine Kanalisation vor-

Wohnhaus des Regierungsrates Friedrichs bei Frankfurt a. O.
Von Prof. Franz Zell in München.

Landhaus der Frau Baronin Eichthal in Starnberg. Nach einem Aquarell. Entwurf von Prof. Franz Zell in München.

handen, ist ein gutes Klärgrubensystem, eventuell eine biologische Kläranlage anzulegen.

Bei größeren Häusern wird der erste Stock voll ausgebaut sein; das Dachgeschoß wird dann zweckmäßig zu Dienstbotenzimmern, Garderoben, Vorratskammern und Trockenspeicher ausgenützt.

Bei kleineren Anlagen wird man aber das Dachgeschoß, d. h. das Dach selbst, vorteilhaft für Schlaf- und Kinderzimmer ausnützen müssen. Hierzu eignet sich sehr gut das hohe Dach; auch wird über dem sogenannten Kehlgebälk noch ein Trockenspeicher übrig bleiben. Besonders vorteilhaft aber ist für zweckmäßige Ausnützung das Mansarddach. Über den Einwand, den man vereinzelt hört, das Mansarddach sei bei uns in Deutschland „fremd", kann man lächelnd hinweggehen; hätte es Mansard nicht erfunden, es würde heute, man möchte fast sagen, bei uns tagtäglich aufs neue erfunden werden. Es ist diese Dachform längst bei uns, und zwar gerade beim ländlichen und Kleinstadthaus eingebürgert, sie hat sich infolge seiner großen Zweckmäßigkeit „akklimatisiert", fügt sich, mit Verständnis angewendet und in schöner Form, neutral in fast alle Gegenden Deutschlands ein. Damit wird am besten vermieden, daß hohe „Kästen" gebaut werden. Der Hauptvorzug der Dachform besteht aber in seiner großen Ausnutzbarkeit. Man braucht bei ihrer Anwendung durchaus nicht zu fürchten, daß die als entwertet angesehenen „Dachwohnungen" mit der gefürchteten, ins Zimmer ragenden Dachschräge entstehen. Es ergeben sich vielmehr in der Hand eines geschickten Architekten vollständig regelmäßige Zimmer, die durch tiefe Fensternischen angenehm belebt werden. Ein weiterer Vorzug besteht darin, daß das durch die Dachstuhlkonstruktion entstehende Dreieck für Wandschränke ausgenützt werden kann.

Die Waschküche im Keller anzulegen, vermeide man; es wird kaum möglich sein zu verhindern, daß die Waschdünste ins Haus gelangen. Besser wird es, wenn von außen ein eigener Zugang zur Waschküche angelegt wird; aber auch hier wird es unvermeidlich sein, daß die Mauern innen und außen durchfeuchtet werden. Zweckmäßiger ist es, allerdings nur bei größeren Häusern, sie in das Dachgeschoß zu verlegen, was den Vorteil hat, daß Trockenspeicher und Bügelraum gleich daneben liegt. Am besten aber wird es immer sein, die Waschküche entweder ans Haus anzubauen, oder in einem eigenen Nebengebäude unter-

Wohnhaus des Direktors der Luftschiffbaugesellschaft Zeppelin in Friedrichshafen.
Von Architekt Prof. Bonatz in Stuttgart.

zubringen. Es kann dann zugleich eine Holzlege, Geräteraum, eventuell kleine Werkstätte angebaut werden.

Gewarnt sei davor, sich aus einem der vielen Musterbücher, und enthielten sie auch preisgekrönte Entwürfe — aus denen man selbstverständlich manche Anregung empfangen kann — ein eigenes Haus auszuwählen. Jedes Haus muß für seinen Platz mit großer Mühe und Überlegung erdacht werden; es gibt fast keinen Fall, wo ein Haus an einem anderen Platz ohne weiteres wieder errichtet werden könnte. Man stellt sich damit ein Armutszeugnis aus, und manche spätere Unzuträglichkeit hat man auf diesen vermeintlichen Vorteil, einen Entwurf zu sparen, zurückzuführen.

Aus all dem Ausgeführten geht eigentlich schon von selbst hervor, daß eine Frage: In welchem „Stile" erbaue ich mein Haus? ganz überflüssig ist. Die Situierung des Hauses, der bequeme praktische Grundriß, bei dem die oben angedeuteten Mängel vermieden sind, ergeben ganz von selbst einen Baustil, der noch obendrein den Vorteil hat, daß er eine persönliche Note bekommt. — Und das Haus soll ja seinen Besitzer, seine Eigenheiten in gewissem Sinne widerspiegeln.

Es möge noch kurz angedeutet werden, daß ein Haus möglichst ruhig gehalten werden soll, d. h. es sind alle die vielen vollständig unnötigen, unzweckmäßigen und den Bau nur verteuernden Aufbauten, Giebel, Erker, Vorbauten usw. zu vermeiden. Namentlich das Dach soll einfach und glatt gehalten sein; das Haus soll nur durch gute Verhältnisse, ruhiges Dach, gut gewählte Farbenanstriche einen einfach-vornehmen und würdigen Eindruck machen.

So mögen auch unsere Abbildungen aufzufassen sein als Beispiele von Lösungen sachlicher Bauprogramme, die sich ihre Erbauer stellten. Die „Fassaden" — für den Fachmann die „Physiognomie" eines Hauses — sind das Produkt der gestellten Anforderungen, dadurch hat sich schnell die Dachform und damit auch die Gestaltung des Hauses von selbst ergeben.

Die gewählten Beispiele gehören meist dem südlichen Oberbayern an, sie stechen nicht unangenehm aus der Landschaft heraus, sondern verbinden sich angenehm damit, sind gleichsam aus dem Boden gewachsen: So aber soll es sein! —

Der Götterhain.

Von Edmond Rostand. Deutsch von Ludwig Fulda.

Der Schatten der Zypressen wächst; ein Glanz
Von Silber flirrt am Himmel in der Ferne,
Und neben einer rinnenden Zisterne
Im Ölwald ruhn die Götter Griechenlands.
Dies ist der letzte heilige Hain.
Das Meer
Umschmiegt ein Kap, in Ufernähe bleichend;
Und das Olivenlaub, wenn drüber her
Ein Windhauch weht, wird blaß, dem Meere gleichend.
Bei niedrem Lorbeer, drum sich Rosen spinnen,
Steht hoher, der unnahbar stolz und stark
Sein Laub zusammenzieht in dunklem Sinnen.
Die Götter rasten wie in einem Park
Und hegen, traulich unter sich allein,
Nicht einmal Sorgfalt, unsichtbar zu sein.
Juno, am schön geformten Hals erkennbar,
Als auch am Zepter mit dem Kuckuck dran;
Venus im feuchten Schleier, den untrennbar
Ein Bildner, scheint's, ihr um die Glieder spann;
Der Kriegsgott Mars, der Sonnengott Apoll,
Mit größerm Bogen, als dem Amor eigen;
Jupiter, dessen Stirn heut ohne Groll,
Der, pflückend süße Frucht von Brombeerzweigen,
Den Doppelblitz getrost beiseite warf;
Minerva, die mit Eulenaugen scharf
Durch die zwei leeren Augen pflegt zu spüren
Am Helmvisier, das jetzt emporgetan;
Diana, die ihr Füßchen liebt zu schnüren
Und einen schmalen Stirnreif trägt; Vulkan,
Der unter seiner spitzen Kappe sich
Den Schädel kratzt vor technischen Problemen;
Merkur, der glaubt, ein Rauschen innerlich
Von seines Hutes Flügeln zu vernehmen,
Die großen Götter all, bis auf Neptun,
Vesta, der jede Kurzweil ungelegen,
Und Ceres, die auf Äckern hat zu tun;
Doch sind drei kleine zum Ersatz zugegen:
Pan, in Arkadiens Wäldern stets daheim,
Erweckt ein träumend Schilfrohr zum Gesange;
Hebe schenkt ein des Nektars Honigseim,
Und Amor spielt umher als richtiger Range.
Die eifersücht'ge Juno sieht es stutzend ...
So weilt gleichwohl der Götter hier ein Dutzend.

Hier kamen sie herab aus Himmelsnäh',
Um barfuß über weiches Moos zu schweben —
Unsterbliche, verwundert, noch zu leben! —
Zum Tanz geleitet von Terpsichore.
Die Schar erhebt sich froh. Merkur steht Wache.
Die Veilchen beugt der Attribute Last;
Mars wandelt zur Trophäe einen Ast;
Und Pallas, weil's dem Phidias Herzenssache,
Daß sie die niedliche Viktoria hegt,
Die er auf immer gab ihr in die Rechte,
Hat unter wilder Rosen Schutzgeflechte
Das Bild von Gold und Elfenbein gelegt.

Schon wiegt im Reigen sich die selige Schar;
Doch er, der auf den Wegen wacht beständig —
Denn jeder Meilenstein ist sein Altar —
Weist mit dem Thyrsusstab, um den lebendig
Gleich einem Schlangenpaar sich Efeu windet,
Zur Straße, die vom steilen Kap daher
Wie durch ein loses, weißes Band das Meer
Dem violetten Heidekraut verbindet;
Dort auf ein schwarzes Pünktchen zeigt der Wächter,
Das schnell sich regt.
Man drängt herzu;
man schaut ...

Und nun bricht aus homerisches Gelächter.

Jegliche Gottheit lacht mit anderm Laut,
Nur Amor wie die Mutter. Bei dem Nahn
Des Punkts legt Jupiters joviales Lachen
Die schönen Zähne frei bis in den Rachen;
Gott Mars lacht schmetternd; hämmernd lacht Vulkan;
Merkurs Geschmunzel ist so keck durchtrieben,
Wie ihn sein Standbild zeigt im Vatikan,
Und perlend, schmelzend — denn die Drosseln lieben
Die struppigsten Gebüsche — kichert Pan.
Apollos Lachen ist ein Sonnenlied;
Diana lacht von Herzen, urgesund;
Venus lacht hold nervös; Juno verzieht
Die Lippen nur, und nur der Augen Grund
Lacht in Minervas ernstem Angesicht.

Ach, Götter, göttlich gleich zurückgezogen,
Schirmt selbst ein Hain vorm schnöden Alltag nicht,
Wenn rauh dran stößt des Weges Ellenbogen!
„Flieht!" ruft der ganze Wald den Göttern zu.
Doch lachen will man noch; man rafft im Nu,
Soviel man kann; Hebe, der Schelm, nimmt schlau
Die goldnen Schalen, Jupiter den Aar,
Apoll sein Eidechslein, Juno den Pfau,
Merkur die Schildkröt'. Schleunigst in der Runde
Versteckt man sich.
Die Landschaft, mittagsklar,
Verblaut.
Ein Doppelantlitz trägt die Stunde;

Die Dichtung Rostands, die hier in autorisierter Übertragung erscheint, bildet zugleich die genaue Inhaltsangabe und den begleitenden Text einer Pantomime, die im Théâtre Sarah Bernhardt zu Paris während des vergangenen Winters mit großem Erfolg aufgeführt worden ist.

Phöbus und Phöbe stehn am Himmelszelt,
Da sie schon steigt, er noch nicht sinkt, beisammen,
Wie auch hienieden sie der Hain gesellt.
Der schweigt. Nur Schatten, die von Marmor stammen,
Nur Echos scheinen rings verstreut und Hermen.
Da plötzlich, durch des blauen Friedens Bann,
Zur Störung dieses Puvis de Chavannes,
Wie wenn aus Schleusen bricht ein Strom von Lärmen,
In das Mysterium rattert, faucht und pafft
Mit fünfundvierzigfacher Pferdekraft
Als Doppel-Phaëton mit Seitentüren,
Daß jäh zerstiebt der Abendgeister Spiel
Und sich die Fäden Klothos wirr verschnüren,
Zermalmungswuchtig das Automobil!
Chassis lang; vier Zylinder; erste Marke;
Halb ein Rhinozeros, halb eine Barke
Mit Augen, weiter aus dem Kopf gedrungen
Als eines Hummers, und die Schnauze stumpf!
Ein staubig Untier, weiß, dieweil sein Rumpf
Die weißen Wege Griechenlands verschlungen,
Die frommer Sonnenstrahl stets trocken legt,
Damit nicht Schlamm wird aus dem Heldenstaube;
Und als das Ungetüm, das voll Geschnaube
Austauschpneumatiken im Rücken trägt
Wie ein Soldat den Ranzen, ohne Halt
Vorüberschießen will und schon verschwinden...
Krach! steht es stille. Eine Mißgestalt
Steckt ihren Hals heraus, den Grund zu finden:
Ist's am Vergaser? Am Differential?
Gleichviel! Hier, wo vor kurzer Zeitenspanne
Der Satyr noch sich zu der Nymphe stahl,
Kann man nicht länger zweifeln: Eine Panne.

Ein Arm wird ausgestreckt und fuchtelt wild.
Zwei dunkle Päcke glühn durch Augenfenster.
Minerva hält die beiden Schreckgespenster
Für Eulen vom Athener Wappenschild.
Das eine gleicht, 'nen kurzen Stummel legend
Aufs Lenkrad, einer Kröte mit 'nem Pilz.

Der Götter Lachen, unaufhaltsam schwillt's
Und wird, wie mitten in der Blütengegend
Nun dieses doppelte Paket aus Pelzen
Herabsteigt und Versuche macht zu gehn,
So stark, daß alle Zweige deutlich sehn,
Wie sich ganz Paros und Carrara wälzen.
Dem klassisch nackten Götterschwarme nahn
Die drolligen Wölfe, die kuriosen Kater,
An Gummibändern Masken umgetan,
Die unbekannt im griechischen Theater;
So folgt, für uns unhörbar, den grotesken
Drahtpuppen Schritt für Schritt auf ihrer Spur
Der Hohn Unsterblicher, wie wenn sich Fresken
Erheitern lassen durch Karikatur.

Der eine Popanz sagt zum andern jetzt
In unserm Alltagskauderwelsch zwei Worte.
Man will, beschließt man, ausruhn hier am Orte,
Eh man den Teil, der schadhaft ward, ersetzt.
Sie machen halt.

Es schälen von den Päcken
Sich langsam Kautschuk, Felle, Tast, Trikots,
Und dann — hier platzt ein neu Gelächter los —
Noch Lederjack' und Weste. Zu entdecken
Beginnt man, daß sie zweierlei Geschlechts;
Und nun sie aufgeknöpft sind links und rechts
Und sich ein Panama, zum höchsten Spaße,
Enthüllt aus dreizehn Windungen von Gaze,
Die Händ' enthandschuht sind, befreit sich zeigt
Die Stirn von Maskenzwang — erscheinen beide,
Im Sacco er, sie im Prinzessenkleide,
Als fröhlich, jung und schön.
Das Lachen schweigt.

Gelenk'gen Körpers, wie man wird vom Sport,
Wirft er die Mütze ab und ordnet eitel
Sein Haar, das zu symmetrisch fast vom Scheitel
Geteilt wird. Für Diana wird sofort
Der plumpe Fuhrmann nun das kraftgezierte
Moderne Gleichnis des Endymion.

Denn er — so treibt die Jugend gern ihr Spiel! —
Er machte sich ein griechisches Profil,
Indem er wie ein Yankee sich rasierte.

Die Götter, denen kund ward öfter schon,
Daß in der Eselshaut ein Löwe steckt
Und Schönheit sich mit rauhen Hüllen deckt,
Sehn sich den Helden an im Knickerbocker,
Der — g'rad als ob mit des Achill Gewalt
Er Troja wollt' erobern — nicht zu locker
Beinschienen sich aus Leder umgeschnallt.

Sie? Sie ist reizend. Sei's aus eigenstem Besitze,
Sei's, daß Doucet dabei behilflich war.
Doch reizend ist sie. Bräunlich rotes Haar.
Ein langer Hals durchwogt die weiche Spitze,
Die bis ans Ohr ihn einschließt. Wuchs nicht ohne.
Graziös. Die Augen grün, mit feuchtem Blick.

Noch etwas mehr als eine Amazone,
Weist sie den Göttern einen fremden Schick;
Kurz, eine Nymphe aus Saint-Cloud, Saint-Leu,
Ein Bild — verzeih mir, Hellas — von Helleu!

Er, kaum daß ihrem Hut sie eingepflanzt
Die beiden goldnen Nadeln, faßt sie rund;
Sie schmiegt sich seinem Arm; das Pärchen tanzt
Im Bostonwalzerschritt zum Quellengrund.

Den Göttern schwindelt.
Sie, mit hohler Hand,
Schöpft ihm 'nen Trunk — von Perlen glänzt die Muschel.

Wer sind sie? Chloë? Daphnis? Ehestand?
Verlobt erst? Oder gar... So das Getuschel.
Ballett? Büro-Tisch? Oder höh're Kreise?
Blau Blut? Wer weiß? Zwei Racker. Doch der Wink
Der schönen Hände, die da sagen: „Trink!"

Läßt Amor aus dem Buschwerk schlüpfen leise.
Und Jupiter, den so was immer noch
Aufregt, verrät, wenngleich nicht lebensröter
Sein Marmor wird, in seiner Haltung doch
Deutlich genug den alten Schwerenöter.

Pans Vogelstimmen hört das Pärchen zu,
Sich setzend. Tabak. Feuer. Rauch in Ringen.
Und während sich die Götter staunend zwingen,
Als Füße schön zu finden graue Schuh',
Als Arme Ärmel und als Hälse Kragen,
Und weit verwirrter als Aktäon war
Vorm Nackten, auf das angezogne Paar
Hinspähn durch Ranken, sacht zurückgeschlagen,
Hinkt, weil nur ihm dies Schauspiel wenig galt,
Vulkan beiseit und macht am Auto halt.
Die rauhen Finger nagt der Schmiedegott,
Das Bärenohr geschmückt mit großen Reifen;
Krumm, schielend hebt er an in kurzem Trott
Um die Maschine rings herumzustreifen.

Die Götter sehn auf seiner Stirn die Blässe,
Die dem Prometheus einst sein Diebstahl schuf;
Und Jupiter, wohl ahnend, was ihn presse,
Klatscht in die Hand; an Morpheus geht sein Ruf.
Ein altes Männchen, das der hohle Ton
Des Korns im trocknen Mohnkopf stets begleitet,
Erscheint. Ein rasches Ende ja bereitet
Er jeder Art von Schwierigkeit durch Mohn.
Sobald er an des Kraftfahrzeugs Besitzern
Die Stärke dieses Mittels offenbart,
Da gähnen sie ... die scharfe Luft ... die Fahrt ...
Und schlummern ein dicht bei des Quelles Glitzern.

Vulkan hinkt näher an des Undings Wände.
Die Schläfer regen sich. Doch Morpheus wacht
Und holt aus einem blauen Sack behende
Für ihn und sie des Traumes Zaubermacht:
Ihm Wägelchen mit zierlichem Gespann,
In Tanagra geformte kleine Mädchen ...
Ihr Hütchen mit den schönsten Blumen dran
Und goldne Halsgehängchen und Athletchen ...
So läßt er flüchtig tausend Wunder sehn
Die Zwei in diesem Traumbild aus Athen.

Und der Olymp? In engem Kreis umstellt er
Vulkan. Der hob 'nen schwarzen Deckel, fährt
Mit braunem Arm ins Innre, forscht, belehrt
Sich selbst, hockt nieder, findet 'nen Behälter,
Treibt einen Kolben an, rührt ans Pedal,
Durch dessen Ruck man Dädals Flug erreicht.
Zwar wird ihm das Verständnis grad nicht leicht;
Doch 's ist Vulkan! Für jede Sorte Stahl
Hat er den Riecher dessen, der ihn meistert.
Halsringe, Hebel, Kolbenstange, Splinte
Betastet er geübt, ahnt jede Finte,
Begreift, wird Nacherfinder, ist begeistert
Vom lebenden Gefährt, mit dem wir reisen.
Die Welle mit dem Kamm aus einem Guß
Entzückt ihn. 's ist Vulkan. Ihn kennt das Eisen.

Er stößt mit seiner Faust an den Verschluß,
Und jetzt entdeckt er mit verklärten Mienen
Den Druck der Kupplungsfeder; er gesteht
Dem Mars vertraulich, höchsten Preis verdiene
Der Motor, der mit halber Kraft sich dreht;
Gar die Dynamo bietet ihm Genüsse;
Die Mütze formt er sich dantesk; den Zeus,
Damit er besser sehe das Gehäus,
Zwingt er zu knien und gibt der Venus Küsse;
Er kost das Fabeltier, befreit vom Staube
Die großen Kupferaugen liebevoll;
Dann untern Bauch ihm kriecht er ... Ist er toll?

Auftauchend hält im Mund er eine Schraube.

Fort mit der alten, rauchgeschwärzten Zange:
Der Werkzeugkasten bietet bess're Mittel.
Des Gottes Tunika wird Arbeitskittel.
Treu seinem stetigen Entführungshange
Befragt ihn Jupiter, der Herzbezwinger,
Wieviel Kentauren bei 'ner Liebelei
Dies Ungetüm ersetzen kann, — zwei, drei?
Vulkan zeigt lachend viermal die zehn Finger.

Hierauf, den Gürtel eng geschnallt, verschwindet
Er wieder, gleitet unter dem Gefährt
Zum Schmieröl. Oben in den Kissen findet
Man einen Bulldog, tausend Franken wert.
Ein greulich Biest. Auf seinem Schlummerplatz
Weckt ihn Diana, und zu Amors Staunen
Gibt sie dem schwarzen Trüffel voller Launen
Ein Küßchen, das besagt: „Ein herz'ger Schatz!"
Der Köter, witternd an des Peplos Falten,
Daß diese Dame eine Meute hegt,
Schläft weiter, ohne lang sich aufzuhalten,
Die Schnauz' ihr auf den kühlen Arm gelegt.

Die Götter sind nun bei den Reisetaschen:
Hier wird verzollt! Merkur, dem alle Schlösser kund,
Bewährt sogleich die Finger seiner raschen,
Geschickten Hand als Diebesschlüsselbund.
Was ist für Hermes wohl hermetisch? Gut
Gelingt es ihm, das Köfferchen zu sprengen.
Man stöbert. Venus schmückt sich mit 'nem Hut,
Der eine Rose läßt aufs Aug' ihr hängen.
Auf dies Signal hin will kein Zaum mehr fruchten.
Das ganze Reisezeug verteilt man keck:
Pegamoid, Schweinsleder, Silber, Juchten.
Hebe langt jauchzend sich ein Tischbesteck,
Schließt überm Trittbrett einen Eßkorb auf,
Läßt ihren Blick durch seine Wunder gleiten,
Froh wie ein Kind, und kramt in einem Hauf
Englischer kleiner Überflüssigkeiten.
Es weisen aufgeriss'ne Necessaires
Als Zähne ihre Elfenbein-Paraden;
Das Gras, bepflastert, sieht sich an, als wär's
In der Rue de la Paix der feinste Laden.
Dicht reihn sich Fläschchen von Guerlain und glänzen,
Als ob ein Zwerghoplitenheer genaht.
Die Götter, wißbegierig ohne Grenzen,

Beschnuppern einen Cocktail-Apparat.
Jupiters Aar erkennt sich wehmutsvoll
Auf einem Falzbein aus Kristall, Empirestil.
Und während in ein Buch vertieft Apoll —
Einband aus Saffian, Druck im neusten
Zierstil —
Sich eines jungen Dichters Versen weiht
Und ihren Rhythmus nachprüft auf der Leier,
Drauf der geschundne Marsyas konterfeit,
Stibitzt Merkur, raublüstern wie ein Geier,
Goldzigaretten mit Khedive-Bild
Aus einem silbernen Etui — und froh
Ruft Amor: „Heureka!" Der Bengel, wild
Vor Mutwill schwingend ein Diabolo,
Versucht das Spiel. Venus poliert indessen
Mit einem Schildpattwerkzeug ihre Nägel.
Vulkan jedoch, den man schon ganz vergessen,
Schwärmt, glücklich eingedrungen in die Regel,
Wie sich das Öl von selber höchst verschmitzt
Austeilt, für die Geheimnisse der Schmierung.
Apoll liest noch im Büchlein mit Verzierung;
Hebe, der ein Zerstäuber zufiel, spritzt
Merkur. Vor diesem Kölnisch-Wasser-Bade
Nimmt er Reißaus und sträubt sich wie ein
Igel.
Ein Schmuckkästlein zeigt plötzlich eine Lade:
Hier ein Kollier, hier Ringe, hier ein Spiegel!
Zum Vorschein kommt auch eine Puderdose,
Und Venus, den Gebrauch vermutend, legt
Alsbald sich Puder auf, in einer Pose,
Die Junos ärgstes Ärgernis erregt.
Ein Zwist. Man spricht von Ledas Schwan
und witzelt.
Diana selbst erweist sich lernbereiter
Für Eleganz, als man geglaubt, und kitzelt
Des Bulldogs Maul mit einem Handschuh-
weiter. —
Vulkan hat mittlerweil' im Arbeitsbanne
Gefeilt, gebohrt: Behoben ist die Panne. —
Und jetzt ereignet sich ein Zwischenfall.
Mars, über den modernen Tand erschrocken,
Zum Zeichen, daß nur Ruhm ihn kann ver-
locken,
Drückt auf der kupfernen Trompete Ball.
Die blanke Tuba brüllt gleichwie ein Kalb.
O weh! Doch Morpheus ist am Werk. Die
beiden
Umfängt noch Schlummer. Man erholt sich
halb
Und sieht Merkur nun einen Draht durch-
schneiden
An schwarzem Flaschenhals; der springt
entzwei.
Ein Knall. Ein Sprudel drauf. Mumm,
extra-dry! —
Erneuter Schreck. Frisierzeug allerart
Birgt Venus schnell in seinen Futteralen.
Doch Morpheus hat des Pärchens Schlaf
bewahrt.
Man atmet auf. Und aus den goldnen Schalen
Schlürft man — mag sich Merkur aus der
Geschichte
Herausziehn, wie er kann — statt Nektar Sekt.
Man reicht Vulkan davon. Der trinkt und
schmeckt,
Streicht sich ein derbes Lachen vom Gesichte,
Und weil die Flüssigkeit so säurehaltig,
Putzt er zur Prob' ein Zahnrad mit ihr blank.
Auch Morpheus wird bedacht. Der flotte Trank
Vergnügt den alten Knaben so gewaltig,
Daß in die Träume, die aus seinem Sack
Er schüttelt, nun davon drei Tropfen fallen.
Statt der Athleten, Nymphen, Tempelhallen
Gibt's Tänzerinnen jetzt, Clubmen im Frack,
Automobilchen von Pariser Firmen,
Gibt's kleine Jachten, Möbelchen Louis Seize
Und Hütchen, jenem Wagenrad gemäß,
Das man auf Hoppners Bild sieht Mistreß
Benwell schirmen.

Venus, indem sie anlegt einen glatten
Opossum-Mantel, wünscht 'nen Fahrtversuch;
Versuche liebt sie ja. Geschrei. Debatten.
Man wickelt zwar sich in ein schottisch Tuch;
Doch zögert man. Vulkan, gekrümmt und steif,
Schon ganz Chauffeur, erklärt, wie überlegen
Dies neue Flügeltier dem alten Greif;
Er preist verzückt, indem er die vom Fegen
Geschwärzten Hände wischt an einem Lumpen,
Sodann die Lederpolster abstäubt, preist
Die Lust der Schnelligkeit — sein Finger weist
Den Hahn, den man nur dreht, um wie
durch Pumpen
Das Öl zum Tropfenzähler hinzubringen —
Die Lust der Schnelligkeit, die Raserei,
So wild, daß man die Knochen wagt dabei,
Ja, Vögel gar gefährdet trotz den Schwingen!
„Kommt!" spricht er. „Nehmt die breiten
Polster ein;
Dort habt ihr mehr als im Olymp da droben
Das Hochgefühl, die Herrn der Welt zu sein!
Ihr seht's, die Schläfer hält der Traum um-
woben:
Kommt! Baldigst sind wir wieder hier zur
Stelle."

Venus steigt ein mit holdem Ungestüm
Und winkt ermutigend. Im Ziegenfelle
Folgt Pan, stolz auf sein richtiges Kostüm.
Dann alle — selbst Minerva, ziemlich scheu.
Diana nur versagt sich ohne Gnade,
Verschmähend, ihrer Wälderneigung treu,
Ein Fuhrwerk, das nicht tauglich ist für Pfade.
Nach Amor ruft ein übermüt'ger Chor;
Doch der, weil laute Lust ihn nie erfreute,
Und er am Quell sieht ruhn zwei Liebesleute,
Zieht hier Diabolo zu spielen vor.
„Und Phöbus?" Juno fragt's, vermummt
in Schleier.

Der träumt vom vierzigfachen Pegasus ...
Doch sich besinnend legt er mit Entschluß
Zwischen das Ungetüm und sich die Leier.
Scheint Neues ihm prosaisch? Keinesfalls!
Wer ist Prophet und nicht zugleich Erneurer?
Nein, Heous, Pyrois, Aithon, eurer
Gedenkt er, Rosse mit dem Schwanenhals,
Und, Phlegon, deiner, der Quadriga Krone!
Wiegt den Verrat an euch die Kurzweil auf?
Nein, sicher sei der Sonnenrosse Lauf
Vor unsichtbarer Nebenbuhler Hohne,
Die man entdeckt an keinem Parthenon!
Wie sehr das schwarze Wunderding zu denken
Ihm aufgibt, standhaft kehrt er sich davon

Weiße Rosen. Gemälde von Prof. C. Albrecht.

Hinweg, um nicht sein weiß Gespann zu kränken.
Juno, ganz Agrigenter Tempelbild,
Steigt ein.
Vulkan jedoch besichtigt bange
Ein Rad, umringt von einer Pythonschlange.
Der Wulst ward schlaff; doch daß er wieder schwillt,
Ist für des Rades Rollen dringend nötig.
Den Aolus befiehlt Jupiters Wink.

Der Pausback schwingt herab sich diensterbötig,
Verbindet seinen Schlauch dem Kautschuk flink,
Um in den Reif die blaue Luft zu fahn,
Die Attikas Gebirge sollt' umweben.
Für die Laternen Feuer braucht Vulkan.

Jupiters Wink heißt Psyche niederschweben.

Ein nackter Arm streckt her das ewige Licht,
Und Ton berührt beim Zünden sich mit Nickel.

Vulkan stellt ein den Motor. Mahlt er nicht
Kaffee für die Kyklopen? Das Vehikel
Ist kampfbereit. Wie dreht man's um indes?

Und Jupiter winkt wieder: „Herkules!"

Im Glauben, für ein dreizehnt Werk zu taugen,
Erscheint der Halbgott, massig, muskelkräftig.
Er sieht ein Schreckgespenst mit Feueraugen,
Das den Olymp entzückt. Er stutzt, wird heftig,
Beginnt, die Keule schwingend, Sturm zu laufen,
Verschließt Vulkan und Jupiter sein Ohr,
Rennt Mars, der in den Weg tritt, übern Haufen.
Nichts hemmt ihn mehr ...
Cupido tritt hervor.

Da prallt, indem er Omphales gedenkt,
Er bleich zurück. So hat zum Unterweisen
Vulkan die Zeit. Er zuckt die Achseln, schwenkt
Und stemmt sich gegen den Koloß von Eisen,
Den er, genau als ob's ein Strohhalm wäre,
Bewegt mit einer Zehenspitze Stoß.
Zu holen ist für ihn hier wenig Ehre;
Drum schnell sich birgt er in der Dämmrung Schoß.

Apoll, der wieder liest, sieht schnurgerad
Das Schnaubtier vorwärts schießen, frei vom Zügel.
Vorn schlägt der Adler Jupiters die Flügel
Und hinten Junos Pfau sein stolzes Rad.
Vulkan, die Hebel drückend, schilt mit Brummen
Auf die Geblieb'nen, kann sie nicht verstehn;
Ein Knäul von Armen winkt: „Auf Wiedersehn!"
Dann nichts mehr ... Staub ... Geräusch wie Bienensummen ...
Dem Bulldog lehrt Diana Pfotengrüße.

Es dunkelt. Amor übt, von Fleiß beseelt,
Diabolo. Bald fällt's ihm vor die Füße,
Bald fängt er's — ein-, zwei-, dreimal — auf; er zählt:
Sacht wandelt sich der luft'ge Kinderscherz
In dieses Spielers Hand und wird ein Herz.

Morpheus schwingt seinen Mohn. Weil's nicht mehr helle
Genug ist, wirft Apoll das Buch beiseit;
Die Schläfer träumen, während fern der Stelle
Mit achtzig bis zu hundert Schnelligkeit,
Zwei Kegel grellen Lichts voraus entsendend
Und Faune, die vorüberhuschen, blendend,
Das Auto jagt, mit Göttern voll besetzt,
Und Pan, der Syrinx schrille Tön' entlockend
Und auf dem Trittbrett wie ein Affe hockend,
Des Abends Ruh' durch schnöden Lärm zerfetzt.

⁂ ⁂ ⁂

Ein Stündchen drauf. Der Hain. Die Zwei im Traume.
Das Auto hat den alten Platz. Am Ort
Ist alles wieder, nur die Götter fort.
Auch Morpheus floh. Der Wind vom Küstensaume
Erweckt das Paar. Ein Doppelausruf schallt.
Wie nur so lange schlief man? Es ist kalt.
Der Panne denkend, steht er auf. Ein Strahl
Trifft ihn. Wie? Angezündet?? Arg erschrickt er.
Sie nicht. Des Schadens Heilung nun erblickt er.
„Pah," gähnt sie, „staunen wir ein andermal!"
Doch er, der nochmals auf das Fabelroß sah,
Ist starr: die Reifen sind so hart wie Fels.
„Schön! Vorwärts nur!" Ihr Pelion aus Pelz
Bedeckt sie schon; ihn gleich darauf sein Ossa.
Sie zuckt. Welch sonderbar Parfüm erfüllt
Das Futter hier? Er naht, vergräbt die Nase
Im Mantel, der die Venus hat umhüllt,
Und plötzlich, heiß und wild, als ob er rase,
Sucht, Kuß auf Kuß entwendend seiner Puppe,
Auf ihrem Hals er Aphrodites Duft!
's ist höchste Zeit. Schon sitzt man. Abfahrt. Hupe.
Die Hügel fangen in der Abendluft
Zu tanzen an. Ein breitres Tal. Im Schein
Des Mondes fliehn Zypressen, eine Pinie,
Ein Tempel. Und nachdem der heil'ge Hain
Nur noch ein Punkt an sanfter Bergeslinie,
Da plötzlich in dem Riesenzauberwagen
Regt sich der Deckel, der den Koffer preßt,
Und draus hervor sieht man ein Köpfchen ragen:
Freund Amor ist's, der sich entführen läßt.

Sacht schlüpft er aus, beschaut mit Spöttersinn
Die beiden Rücken in den Mäntelmassen,
Zwei Katzen, die den Motor schnurren lassen,
Dehnt nackt sich auf die weichen Kissen hin,
Kreuzt seine Beinchen, so bequem er kann,
Und steckt, dieweil er eine Hymne trillert,
Darin des Pindar trunkne Seele schillert,
Sich eine Goldrand-Zigarette an,
Die heimlich wohl Merkur ihm zugewandt.
Die beiden Fahrer fragen sich am Steuer:
„Wer gab an dieser Bucht von Griechenland
Den Reifen Luft und den Laternen Feuer?"
Doch schnelligkeitsberauscht und windgefächelt
Vergessen sie das Wie und das Warum.
Sie rollen, staubig, müdgewiegt, und stumm
Fährt Amor mit, der hinter ihnen lächelt. —

Der Triumphzug der Operette.

Von Dr. Wilhelm Kleefeld.

Der Operette geht es wie den fälschlich totgesagten Menschen: sie behaupten um so länger, um so zäher ihr Leben.

Der Siegeszug der Operette beginnt in Paris und endet in Berlin. Im Zickzack geht er über Wien und London. Ein reich bemessenes Menschenalter zeigt diese unsere neuzeitige Operette. Unsere Zeitgenossen im weißen Haar entsinnen sich noch sehr deutlich der ersten Anfänge, sofern sie für diese launische Kunst den entsprechenden Nerv besitzen. Und wie begeistert berichten diese „Veteranen des Frohsinns" von der ersten Blütezeit, von der Pariser Glanzepoche, da Offenbach das Zepter führte und mit seinem treffsicheren Humor, seiner genialen Parodiekunst alles in Bann schlug.

Offenbach — der hungernde Cellist im Orchester der Comédie française — hatte Siege über Siege errungen. Seinem Tatendrang genügte es nicht, Melodien in die Welt zu schleudern, die von Hunderttausenden aufgenommen wurden. Er träumte von einer neuen Kunst — der Operette. Er übernahm die Leitung der Bouffes parisiennes — und weihte das Theater der Operette. Er übersiedelte nach den Variétés und — weihte sie der Operette. Und jetzt, von der Übersiedlung nach den Variétés datiert das taumelnde Glück der Operette. Der ehemalige Winkelkapellmeister des Théâtre français stieg auf den Montblanc seines Ruhmes. „Orpheus in der Unterwelt", „Die schöne Helena", „Pariser Leben", die „Großherzogin von Gerolstein" — die Ereignisse überstürzten sich. Sie rissen alles im Taumel mit fort. Man sprach in Paris nicht mehr von der Comédie française, von der Großen Oper oder von der Komischen Oper — so erzählt einer jener „Veteranen des Frohsinns" — es gab in Paris überhaupt nur noch ein Theater, die Variétés, nur noch einen Komponisten, Offenbach.

Diese „Großherzogin von Gerolstein" machte sich lustig über Könige, Militärs, über die ganze Gesellschaft, ob hoch ob niedrig, und doch wurde sie gerade von denen vergöttert, die sie aufs blutigste geißelte. Fürsten, die Paris besuchten, bestellten schon von unterwegs telegraphisch ihre Plätze und eilten, ohne sich Zeit zum Ausruhen zu gönnen, spornstreichs nach dem Theater, um die „Großherzogin" zu sehen. Offenbach verspottete die ganze Welt. Und doch lag sie ihm zu Füßen.

Das war in den sechziger Jahren, zur Blütezeit des zweiten Kaiserreichs! Erst drängte man sich heimlich zu den Operetten. Man schämte sich dieser Albernheit. Aber man hatte da in einem Winkel von Paris ein kleines Theater, wo man sich den Bauch halten konnte vor Lachen; das war doch famos!

Die Feinschmecker naschten dort im Vorübergehen ein paar gepfefferte Schlüpfrigkeiten, ein paar Pikanterien, die sie die vielen Kalauer und Albernheiten überhören ließen. Man nannte die Chansons „musikalische Trüffel". Offenbach präsentierte diese Trüffel in vollendeter Zubereitung, mit Sekt und all den luxuriösen Zutaten eines raffinierten Soupers. Jeder naschte ein bißchen davon im stillen, wie von einer verbotenen Frucht. Und je mehr Offenbach die Gesellschaft verspottete, um so begeisterter jubelte sie ihm zu. „Die schöne Helena" bezauberte, berauschte Paris und verdrehte allen die Köpfe.

Das war das goldene Zeitalter der Operette. Maestro Offenbach, wie man ihn mit ironischer Emphase nannte, schüttelte seine Gaben aus dem Ärmel. Die Natur hatte ihm einen Melodienreichtum verliehen, der ohne Beispiel ist. Und dazu einen raffiniert glücklichen Geschmack, der alles in gesuchtester Form präsentierte. Als Direktor seiner Bühne konnte er diesen genialen Geschmack ohne Hemmung zum Siege führen. Er hatte keine Schikanen eines Vorgesetzten zu dulden; die Unannehmlichkeiten, denen sonst jeder Autor ausgesetzt ist, blieben ihm auf diese Weise erspart. Die Auffassung eines Dritten, mag sie an sich noch so gut sein, gibt einem Werk immer eine andere Richtung, beraubt es der natürlichen Freiheit der Entwicklung. Offenbach schuf sich ein Theater nach seinen Intentionen, das war für seinen Erfolg die Hauptsache. Dazu kam seine feine Witterung für alles, was nach des Publikums Geschmack war; sein glänzendes Feldherrntalent, das jeden Menschen an den rechten Platz stellte. Und so warf er, von dem stürmenden Erfolg begleitet, sich der tollen Posse, der ausgelassensten Satire in die Arme.

Wer zählt all die Glanztaten dieser unerschöpflichen Phantasie! Nach den obengenannten der „Blaubart", die „Seufzerbrücke", die „Prinzessin von Trapezunt", „Madame Favart" usw. bis zu dem gekrönten Abschluß mit den zum Niveau der feinen komischen Oper emporgehobenen „Hoffmanns Erzählungen". Der einaktigen Stücke ist

Legion. Und jedes ist mit prickelnden, einschmeichelnden Melodien vollgepfropft.

Paris, das große Paris ward zu eng für diese Fülle. Offenbach wandte sich nach Deutschland, zunächst nach Wien. Die Anhänger der ernsten schweren Kunst legten die Stirn in Falten, sie schauten mißbilligend zur Operette hin, die in ihrem Glücksturm alles über den Haufen fegte. Der feine Musikschilderer Ambros wandte sich in einer geistvollen Schrift gegen die Attacke. Als Offenbachs „Orphée aux enfers“ über den Rhein herüberkam, konnte man über den auf den Kopf gestellten Olymp ohne Bedenklichkeiten herzlich lachen. Wen hätte es nicht ergötzt, wenn Orpheus, der eigentlich allen Göttern dankt, seine Euridice los zu sein, von der allegorisch verkörperten „öffentlichen Meinung“ gezwungen wird, sie wieder aus der Unterwelt heraufzuholen?

Die „Hochzeit bei Laternenschein“ aber zeigte Offenbach auf den Wegen Aubers; er sollte sie bald genug verlassen. Der bodenlosen Korruption des zweiten Kaiserreichs war nur mit Geist und Witz nicht gedient, sie verlangte moralisches Wildbret — je stärker desto besser! Offenbachs komische Muse (oder wie man das kapriziöse Wesen, das ihn begeisterte, nennen soll) fing an, immer entschiedener ein Faunslächeln zu zeigen, und „Die schöne Helena“ schlug endlich die Tonart an, die seitdem für Offenbach die „herrschende“ geblieben. Die Offenbachsche Operette fing an, alle Theater auch in Deutschland zu beherrschen, dem Publikum die Lust, ja die Fähigkeit zu rauben, Dinge zu goutieren, die nicht mit spanischem Pfeffer gewürzt waren, alles andere zu verdrängen und auf allen Opernbühnen, wenigstens für das komische Fach das Monopol zu behaupten.

„Es gibt eine gewisse Pflanze, die, wo sie sich einmal eingenistet hat, unrettbar und unausrottbar alle reinen Wasserspiegel, in denen sich früher der Himmel und die Sterne gespiegelt, mit ihrem grünen Moder überzieht — man nennt sie: die Wasserpest.“ Das war der Empfang, den man Offenbach in Wien bereitete. Die Kritiker wetterten, die Musiker bekreuzten sich. Aber das Publikum zog ihm freudestrahlend entgegen und tanzte taumelnd nach dem Rhythmus seiner Weisen. Ein Kenner des damaligen Wiener Lebens, Alfred Meißner, sucht eine Erklärung dieser „seltsamen Zustände“ zu geben: „Die neuen Industrieverhältnisse haben eine neue Gesellschaft mit rein materiellen Interessen erschaffen, eine Gesellschaft, die nichts erwärmt, als was rechten Profit abwirft. Unmassen ordinärer Menschen sind in unseren Tagen reich geworden, und verflachen die besseren Kreise, in die sie durch ihr Geld eingeführt werden. Solche Leute geben den Ton an und füllen die Theater, wo nur der gemeinste Sinnenkitzel, die geistlose Farce und der ordinäre Spaß ihre Anziehung üben. So erklärt sich Jacques Offenbach, der jetzt längst nicht mehr als der einzige in seinem Fache dasteht, und manches Verwandte.“

Was aber war der Erfolg dieser Anklagen? — Es ging den Wienern jetzt gerade so wie zuvor den Parisern: Sie hörten, sahen und fühlten nur noch Offenbach. Im Jahre 1872 brachte der gefährliche Zauberer nicht weniger als drei Novitäten nach Wien: „Fantasio“, „La Boule de Neige“ und „Le Corsaire noir“. Drei Bühnen zu gleicher Zeit lebten ausschließlich von Offenbach: das Theater an der Wien, das kurz zuvor metamorphosierte Theater in der Leopoldstadt, jetzt Karl-Theater, und das sogenannte Strampfer-Theater. ‚Ein Tonsetzer, dem das Vergnügen zuteil wird, an der Straßenecke einer großen Residenz- und berühmten Musikstadt täglich auf den Affichen jener drei verschiedenen Theater die Titel seiner neuesten operistischen Werke in kolossalen Lettern zu lesen, der dann abends eines der angekündigten Werke in einem der drei Schauspielhäuser in vorzüglicher Aufführung anhören, ja, der die Aufführung selbst leiten kann, und den dann die ausverkauften Häuser mit enthusiastischem Beifall überschütten — ein solcher Tonsetzer hat mindestens keine Ursache, in das alte Klagelied der verkannten Genies über „Zurücksetzung“ und „Nichtbeachtung“ mit einzustimmen.‘ So höhnt der geißelnde Wiener Kritiker. Aber er gibt selbst bald zu: ‚Sein eigentliches Wesen, im Guten und im Schlimmen, ist nicht so gar leicht zu zeichnen. Verwirft man ihn kurz und gut, will ihm gar nichts zugestehen, so ist damit eben nichts gewonnen. Offenbach ist in seiner Musik oft wahrhaft glänzend, oft pikant und sprudelnd, oft liebenswürdig, dazu von echt französisch anmutiger Tournüre, aber er ist hinwiederum auch oft genug flüchtig, leer, leicht und leichtfertig bis zum Frivolen und Liederlichen. Wir sind bei ihm nie sicher davor, wenn er jetzt als feines Talent uns mit irgendeiner wirklich reizenden Melodie erfreut, irgendeine burleske Situation mit unwiderstehlich komischer Kraft ausmalt, irgendeinen keck-originellen Einfall aufblitzen läßt, der uns überrascht und blendet, ihn nicht in der nächsten Minute in das leerste Geklingel oder in ein bedenklich raffiniertes und überreiztes Wesen hineingeraten zu sehen, — wir sind nie sicher, nach wirklich schönen Momenten plötzlich durch irgendeine ordinäre Galoppaden-Melodie geärgert zu werden, oder durch ein Stück Musik, das keine ist, oder durch Sätze, die in äußerer aufgeregter Lebhaftigkeit ihre innere Nichtigkeit und Hohlheit nur schlecht verbergen. Offenbach spekuliert, und zwar mit Glück, auf Eigenheiten unserer Zeit, aber nicht eben auf die besten und löblichsten Eigenheiten. Auch jener Luxus und die Verschwendung der Mittel, die nicht gerade beruhigende Symptome einer Kunstzeit heißen können, sind für ihn charakteristisch‘... Aber

der entrüstete Kritiker wird immer nachgiebiger — er wird selbst von dem Zauberer behext. Schließlich kommt er auf den Geschmack der „pikanten kleinen Geigereien, der pikanten kleinen Causerien der Bläser, der oft ganz reizenden Farbenmischungen. Das Waldhorn, die Klarinette singen in den süßesten Tönen, die Geigen umspielen sie in anmutiger Beweglichkeit, und selbst die gemeine Trommel wird mit Glück zu drastisch komischem Effekt verwendet." So zeigt es sich, „wo Offenbachs origineller Zug und Wert liegt — in burlesker musikalischer Komik, in der musikalischen Karikatur, einer musikalischen Karikatur, die Geist, Witz und sogar trotzdem, daß sie Karikatur ist, Anmut zeigt. In dieser Art komischer Produktion waren die Franzosen Meister, und Offenbach hat es ihnen abgelernt. Dieses entschiedene und wahrlich nicht eben gering zu schätzende Talent, wie es Offenbach von Hause aus mitbekommen und an der richtigsten Stelle, nämlich in Paris, ausgebildet, ließ ihn auch in der Wahl seiner Texte den Pfad mit richtiger Einsicht betreten, auf dem sich dieses sein Talent auf das glänzendste betätigen konnte. Offenbach ist ein Original" — schon wird aus dem Saulus ein Paulus — „und wenn nicht eben löblich und mustergültig, so doch eine in ihrer Art merkwürdige Erscheinung. Vor seinen Nachahmern aber, die schon da und dort aufzutauchen beginnen, bewahre uns der Himmel!"

So kommt Offenbach in Wien zum Triumph. Der Operettensatan gewinnt den Wiener Kritikern eine Bodenscholle nach der anderen ab. Er verdreht allen die Köpfe, selbst den Widerhaarigsten. Und unterwirft sich seine grimmigsten Feinde. Und nun geschah das Merkwürdige. Aus der Mitte der Wiener Rivalen erstand der echte Nachfolger Offenbachs. Schon in Paris hatten viele es ihm nachzumachen versucht. Aber keiner hatte ihn auch nur annähernd erreicht, und der Wiener Kritiker hat ganz recht, wenn er sich gegen die Imitatoren wendet. Höchstens ein Lecocq war eine rühmliche Ausnahme. Seine „Mamsell Angot" führt ja noch heute ein fröhlich bewegtes Leben. Die kleinen Schwächlinge aber, die allüberall Offenbach kopierten, konnten begreiflicherweise kein Publikum bezwingen. Und als Kopiator wurde zuerst nun auch Johann Strauß aufgefaßt. Am 10. Februar 1871 vollzog sich das Ereignis einer Uraufführung der ersten Straußschen Operette „Indigo", nachdem der erste Versuch, „Die lustigen Weiber von Wien", im Archiv verschwunden war.

Mit ungeheurer Spannung hatte ganz Wien den Tag erwartet. Strauß dirigierte selbst, das bewirkte eine beifallsfreudige Aufnahme des Werkes; der echte nachhaltige Jubel folgte aber nur dem Walzerterzett: „Ja so singt man in der Stadt, wo ich geboren". Der Walzerkönig hatte triumphiert, nicht der Operettenkomponist. Er mußte noch wacker mit sich ins Gericht gehen. Aber er ließ sich nicht abschrecken. Ein zweites Mal suchte er den Weg mit „Karneval in Rom" in etwas gewählter Ton- und Tanzsprache. Die Kritik gießt ihren geifernden Spott über diese ersten strauchelnden Versuche. „Ein zweiter Offenbach! Das Paris an der ‚schönen blauen Donau' hat jetzt dem Wien an der Seine seinen eigenen einheimischen Offenbach, den Operetten der Bouffes parisiennes eine Operette, auf heimischem Boden gewachsen, entgegenzustellen. In der Tat, der triumphierende Freudentaumel erinnerte an den Moment, als weiland die Schlacht bei Aspern den tatsächlichen Beweis geliefert hatte, der bis dahin unbesiegte Franzosenkaiser könne doch geschlagen werden. Der Erfolg des Indigo hätte Herrn Johann Strauß in der Tat über seine Unsterblichkeit als Komponist beruhigen können; aber der Offenbachsche Blumenpfad zwischen einer Allee von Lorbeerbäumen war einmal betreten und lag gar zu verlockend da. Wohin er führt — das ging uns einstweilen nichts an. Wenn aber die Welt einst ihre sieben Wunder und Griechenland seine sieben Weisen hatte, so hat die Gegenwart am Ende doch nur einen Offenbach und mit diesem kann sie sich auch so gut begnügen, wie die Erde nebst sonstigen Planeten mit der einen Sonne." —

Da hatte es nun Johann Strauß gehört; er konnte einpacken. Aber er tat es nicht. Er raffte seine ganze Kraft zusammen und schrieb die „Fledermaus". Und sonderbar — auch sie begegnete in Wien zunächst nur Zweifeln und Mißtrauen. Das verwegene, abenteuerliche Buch, meinte man, sei für Deutschland ungeeignet. Es wies nämlich auf französischen Ursprung, auf die vielgewandten Pariser Autoren Meilhac und Halevy hin, deren Vaudeville „Reveillon" sehr enge verwandtschaftliche Beziehung zu der einige Jahre früher gegebenen Offenbachiade „Pariser Leben" hatte. Man glaubt sich manchmal direkt von der einen Szene in die andere versetzt; so sehr decken sich einzelne Bühnenbilder und Vorgänge. Selbst die allgemeine Anlage zeigt den gleichen Zug. Freilich, eine wesentliche Umgestaltung war bei der Straußschen Operette bemerkbar, die das Öl der Besänftigung über die entrüsteten deutschen Hörer goß. An Stelle des tollen, frivol durchgeführten Pariser Galopps war bei Strauß der flotte, mitreißende, aber in seinem geschmeidigen Grundrhythmus doch immer mildere Wiener Walzer getreten, dessen Melodie ganz sachte ins Herz schlich und allen bösen Spuk und Schrecken vertrieb.

Freilich in Wien hatte man die zarte Schönheit der Musik zuerst nicht erkannt. Das derbe Textbuch hatte alles verdorben, und die entrüsteten Moralisten völlig taub gemacht gegen den schmeichlerischen Zauber der Melodien. Als dann in Berlin ein neuer Versuch gemacht wurde, wandelte sich die Ablehnung mit einem Schlag in einen

Erfolg. Und erst nach dem Vorangehen Berlins raffte man sich in der Vaterstadt Johann Strauß' zu einer neuen Prüfung auf und diesmal mit besserem, glücklicherem Ausgang. Man nahm die Sache jetzt, wie sie zu nehmen war. Als überquellenden Schwank, der keine realen Unterlagen suchte, sondern in freier, vielleicht allzufreier Phantasie einmal die Champagnerlaune ausgelassenster Satire über die Gesellschaft goß, die sich zuerst ein wenig getroffen fühlte, dann aber, hingerissen von der Macht dieser glutvollen musischen Kunst, über alle Bedenken keck hinwegsah und mit jubelnder Freude in die Lustigkeit mit einstimmte, die von der Bühne ausstrahlte. Sie fühlten: die Melodien vergoldeten die Schatten der Abenteurer, die prickelnden Rhythmen breiteten ihren versöhnenden Schimmer über all das Zweifelhafte, Schwankende, das der strenge Moralist noch dahinter suchen konnte. Von Berlin und Wien begann die „Fledermaus" ihren Siegeszug durch die ganze Welt. Sie stieg und wuchs immer in der Gunst der Hörer, sie eroberte sich schließlich den Boden der ernsten Operntheater.

Gustav Mahler, der soeben Heimgegangene, unternahm in den neunziger Jahren das Wagnis, die „Fledermaus" in Hamburg mit ersten Kräften wie Klafsky, Josephine von Artner, Birrenkoven in das Repertoire der ernsten Oper einzureihen. Der Versuch fand so glänzende Rechtfertigung, daß man in den Hofopern zu Wien, Karlsruhe, München, Stuttgart das Beispiel sehr bald nachahmte. Schließlich folgte auch die etwas stärker zurückhaltende Berliner Hofoper. Und auch hier war das Ergebnis das gleiche. Anfangs erbebte noch die Seele des Opernhauses ein wenig bei manchen gewagten Scherzen, aber sehr bald triumphierte die Tonsinfonie, man amüsierte sich köstlich, freute sich über die ältesten Originalwitze, als hätte man sie noch nie gehört, und applaudierte schließlich bei jeder Operettenfermate, bei jedem Tanzschritt, den die Sänger auf dem geweihten Boden riskierten. Bei den bekanntesten Melodien zuckte es durchs ganze Haus, niemand konnte sich der rhythmischen Gewalt dieser Tänze entziehen.

So führte — trotz aller einstigen Proteste der Kritik, trotz aller früheren Kämpfe der ernsten Musiker — der Triumph die Operette in die großen Opernhäuser, auf die Hofbühnen. Und die „Fledermaus" hat diese Anerkennung auch vollauf verdient. Freilich steht sie himmelhoch über allem, was nach ihr an Operettenproduktionen aufkam. Die Straußsche Operette und ihr musikalischer Extrakt, der Straußsche Walzer, sind einzig. Die größten Männer erkennen dies willig an.

„Strauß ist der musikalischste Schädel der Welt," äußert sich Wagner. „Ein einziger Straußscher Walzer überragt, was Anmut, Feinheit und wirklichen musikalischen Gehalt betrifft, die meisten der oft mühselig eingeholten ausländischen Produkte wie der Stephansturm die bedenklich hohen Säulen der Pariser Boulevards." Zu seinem fünfzigjährigen Künstlerjubiläum schickte Brahms dem Kollegen seine Photographie mit den Anfangstakten des „blauen Donauwalzers" und der Unterschrift: „Leider nicht von Johannes Brahms, sondern von Johannes Strauß."

„Die Jugend ist es, die uns aus den Straußschen Klängen grüßt. Am Winterabend, beim Herdfeuer," sagt Victorien Sardou, „reichen einige Akkorde eines Walzers von Strauß hin, um mich meine zwanzig Jahre wiederfinden zu lassen, und ich kann ihm dafür nicht genug dankbar sein." Freilich sollte auch Strauß die Höhe seiner „Fledermaus" nicht zum zweiten Male erreichen. Eine ganze Reihe der folgenden Bühnenarbeiten verschwand nach kurzem, flüchtigen Kulissendasein. Nur einzelne Melodien retteten sich in die Straußschen Tanzalbums.

Der „Zigeunerbaron" bedeutet noch einmal einen außerordentlichen Aufschwung, der sich in dem blühenden, geradezu sich überstürzenden Melodienfluß dartut; das sinn- und geschmacklose Sujet läßt uns aber nicht zum rechten Genuß kommen. Dann gab es noch einmal einen Anlauf in dem „Waldmeister", der allerdings nicht mehr das Feuer der Jugend, nicht mehr die Kraft des Siegers in sich trägt.

Das Geheimnis der Straußschen Operettenerfolge ruht zum größten Teil in seinen süßlockenden, einzig temperamentvollen Walzern. Er vereinte den Schwung des Lannerschen mit der behaglichen Solidität des älteren Straußwalzers, aber in freierem Stil und strahlenderen Farben. Dabei wuchs er von lokaler zu internationaler Größe. So ist aus der Walzermusik bei Johann Strauß dem jüngeren ein Kunstwerk entstanden, das in der Geschichte der Musik einen Sonderplatz einnimmt: der musikalische Schwank. Strauß erkannte mit sicherem Blick, daß das Wesen der Operette nicht in einem Polka-, Walzer-, Marschpotpourri besteht, wie die heutigen Komponisten meinen, sondern darin, daß der dramatische Konflikt in den Tanz umgewandelt, vergeistigt, verflüchtigt wird. So in der „Fledermaus", dem Jugendwerk, so in dem herzlichen „Waldmeister", dem Schlußwerk, mit seinem wundervollen Walzerkonflikt, der alle Verwicklungen des Stückes in seiner milden Wärme auflöst. Hier erkennen wir deutlich die Wechselbeziehungen zwischen musikalischem Bühnenwerk und Tanz. Strauß der Vater zerstückte die landläufigen Opern, um aus ihnen Walzer zu schneiden, Strauß der Sohn setzt die Walzer zu einem neuen Opernwerk zusammen und schafft die Wiener Operette.

Nicht in dem Wort Operette liegt das Odium, das man ihr oft entgegenbringt, sondern in dem jeweiligen Inhalt, der sie füllt. Manches reizvolle komische Operchen rangiert in Frankreich unter dem Titel Operette, und manches hohle Operettenmachwerk

maßt sich grotesk den Namen komische Oper an. Freilich, was die Wiener Nachahmer Strauß' auf diesem Gebiet produziert haben, ist meist höchst zweifelhaften Charakters. Mit Ausnahme Suppés, der ein wenig von französischen Früchten naschte, und Millöckers, der populäre Melodien zu finden wußte, ist die gesamte Produktion der Operette schnell verflacht, in musikalischem Schlamm und Unrat hinabgesunken.

Schon hatte man ihr Absterben verkündet und zur feierlich pomphaften Beisetzung geladen. Da kam das Heil von einer ganz unerwarteten Seite, von England.

Inzwischen war aber auch in Berlin längst die Operettensehnsucht erwacht, der Ruhm von Paris und Wien hatte es nicht schlafen lassen. Im alten Friedrich Wilhelm-Städtischen Theater hatte man der Operette einen Altar errichtet, um den sich bald eine treue, andächtige Gemeinde versammelte. Und die Musenopfer waren dieser Beachtung wert. Schon Offenbach hatte hier triumphiert; seine Meisteroperetten kamen in mustergültiger Form zur Darstellung und erweckten den Jubel aller Frohgelaunten. Es brach für Berlin ein Frühling der Operette an, wie er vorher nicht geahnt wurde. Bald konnte man in glänzender Wiedergabe alle Operetten älteren und neueren Datums hören, nach Offenbach insbesondere die Wiener Werke von und nach Strauß. Die „Fledermaus", der „lustige Krieg", die schlagkräftigen Millöckers, die kunstvollen Suppés umtaumelten die Berliner, und so wiederholte sich das Schauspiel, das in ähnlicher Weise Wien erlebt.

Die Kritik schmollte und grollte, das Publikum schwärmte. Die Operette gewann immer breiteren Boden. Es folgte das neue Friedrich Wilhelm-Städtische Theater; die kleinen älteren Bühnen wurden für Operette umgemodelt, das alte Königstädtische Theater, das Zentral-Theater und das Thalia-Theater.

Beim Abflauen der Wiener Operette erschienen als Helfer in der Not die Engländer: Sullivan und Sidney Jones. Mit dem „Mikado" hatte Sullivan sich die Welt erobert. Hatte man vorher von dem Komponisten der Oratorien und sinfonischen Werke kaum etwas gehört, so riß man jetzt erstaunt die Ohren auf, um die süßen, weichen Melodien einzusaugen. Englische Operettengesellschaften durchzogen den ganzen Kontinent, deutsche Gesellschaften folgten ihnen. Der „Mikado" wurde sogar eines Tages hoffähig: er erschien auf der Bühne des Berliner Opernhauses. Mit den anderen Sullivans wollte es freilich nicht glücken. „Her majesty's ship Pinafore", „Patience", „The yeomen of the Guard", „The Gondoliers" konnten bei uns nicht heimisch werden. Dafür setzten sie es durch, in England und Amerika das Feld zu erobern und nun auch dort das Volk im Sturm für die Operette zu gewinnen.

Die internationale Verbrüderung auf dem Boden der Operette! Ähnliches erlebten wir mit der „Geisha". Die lieblichen Melodien bestrickten alle Herzen. Und ihr Komponist, Sidney Jones, wurde überall freudig begrüßt. Seine anderen Operetten aber blieben auf einen kleinen Kreis beschränkt. Immerhin hatten sie eine kurze Glanzzeit der Operetten englischer Zunge gefördert, die sich in das eigenartige Bild dieses Triumphzuges einfügt.

Nach dieser englischen Episode kam wieder ein kurzer Stillstand. Die Berliner Kritik verkündete zum so und so vielten Male den Untergang der Operette. Und die Operette ließ sich getrost die schönen Leichenreden halten ... Man ging beruhigt nach Hause — eine leise trauerumflorte Walzermelodie summend. Und schon anderen Tages stand die Operette wieder aus dem Grabe auf. Man lächelte ... sie war ja tot. Man kümmerte sich gar nicht um die naiven Versuche, ihr Totsein durch überlautes Geschrei abzustreiten, man ging an diesen Beteuerungen vorbei. Aber andere lauschten diesen Beteuerungen, glaubten sie, zollten ihnen Beifall, Anerkennung und wie vom Blitz hervorgezaubert, stand die unbeachtete, mißachtete Saat wieder in üppigster Blüte. Nach dem kurzen Interregnum — „Vogelhändler", „Obersteiger", — kam die neue Herrschaft. Die Lehar, Eysler, die Oskar Strauß, die Fall, die Reinhard ... sie waren nicht mehr abzustreiten. Der Totenschein tat es nicht. Die Operette reckte allzu lebendig rege den Kopf. „Und es kam, wie es kommen mußte." Aus dem vernachlässigten Kind der zehnten Muse ward mit einem Zauberschlag wieder das verhätschelte, vergötterte, triumphierende.

Ein neuer Triumph brach an. Man könnte fast sagen: der Triumph der Berliner Operette. Denn wenn auch die Komponisten meist österreichischen Blutes sind, so haben doch z. B. Strauß und Fall ihre Bildungs- und Kampfzeit in Berlin durchlebt, haben an der Berliner Musik, an dem Berliner Leben sich entwickelt, um dann wieder dem Sehnen des Herzens zu folgen und in Wien Quartier zu nehmen. Aber auch der Welterfolg fing gewöhnlich in Berlin an. Der Wiener Erfolg hatte zunächst mehr Lokalbedeutung — Wien für Wien —, erst in Berlin bestanden die „Lustige Witwe", der „Walzertraum", die „Dollarprinzessin", der „Graf von Luxemburg" die Feuerprobe. Erst von Berlin aus, wo sich inzwischen — nicht wie in der Blüte der Friedrich-Wilhelm-Stadt eine, nein — drei, zeitweise vier und fünf Bühnen ausschließlich der Operette widmeten, traten sie ihren Siegeszug an über beide Hemisphären. In allen Sprachen der Völker erklingen sie, alle Nationen, alle Rassen unterjochen sie — wer möchte prophezeien, wo dieser Triumphzug der Operette seine Grenze findet! . . . . . „Das Ende, das Ende!" . . . . . .

Die Welt in Gold.

Erzählung von Rudolf Herzog.

Da lag die alte, liebe Stadt zu Füßen —

Da krochen die alten, lieben Gassen wie ehedem den Berg hinan, wie heimliche Liebhaber auf gewundenen Pfaden, und umkreisten das Landgrafenschloß, das sechs Jahrhunderte und mehr ihnen zuwinkte und doch nur schöner geworden war.

Da breitete sich die stille, grüne Ebene weit hinaus, so weit, wie man Gedanken senden kann, bis zu der Hügelkette, die den Horizont erklomm, die Äste ihres Waldgebietes ausspannte und den ziellos schweifenden Gedanken zurief: Bleibt hier — nutzet den Tag! ...

Und aus der Ebene lachte das sonnenglitzernde Gewässer der Lahn, und ein Frühlingswind, der nicht mehr als ein Streicheln war, trug spielerisch die Blütenblätter der Obstbäume mit sich und streute sie über den Fluß. Da war's, als ob auch die alte Lahn im Brautgewande schimmerte und verstohlen nach dem Bräutigam hinaufblinzelte, der alten Stadt Marburg, aus deren Höfen und Gärten blühendes Strauchwerk hervorsproß wie Blumensträuße am Hochzeiterrock.

Und Stadt und Schloß, Flußtal und Berghänge, die sich seit Jahrhunderten schon ihrer Liebe kund taten, waren nicht älter und waren nur schöner geworden.

„Wie ist das möglich ...?" fragte sich der Mann am Fenster, „wie ist das möglich? Sechs Semester hab' ich einmal hier durchtobt und später geglaubt, alles das wäre nur mit den leicht entzündbaren jugendlichen Sinnen aufgenommen worden. Und nun ist das alles so geblieben und blüht noch stärker und setzt sich über Zeit und Alter hinweg. Und auch — über mich. Und lacht über meinen Professorentitel und über meinen Lebensernst ... Oder ist es nur ein wenig Spott, weil ich mich hier — mit Farben schmücke — von denen meine Seele — nichts mehr weiß —?"

Ein gespannter Zug trat in sein Gesicht. Als wäre ein Gedanke in ihm aufgetaucht, den er sich mühte, bis zu seinem Ausgangspunkt zu verfolgen. Und die Spannung löste sich in eine Versonnenheit, und die Versonnenheit wurde zu einem Lächeln, das sich heimlich aufmachte und suchend durch die Gassen irrte und fand und verharrte und weiterzog und wieder fand.

„Der lange Ritter —! Der dicke Baum — ‚Deutschlands Eiche' genannt — Lindner, der knabenhafte ‚reine Tor'! Sein Gegenspiel Werder, der große ‚Amoroso'! — Die ganze Schar —! Und mitten darunter — war er das nicht, Klaus Kreuzer, den sein eigenes Lächeln jetzt begrüßte — der übermütige Junge da mit der Mütze im Nacken, den Rock auseinandergeschlagen, auf daß man das hehre Dreifarbenband gebührend sehe und respektiere, dem herausfordernden Blick, der immer zum Waffengang zu laden schien?"

Und das Lächeln verweilte, wurde unruhig und nahm Abschied.

„Unsinn. Verlorene Zeit. Der Junge wird sie besser nützen."

Er trat einen Schritt vom Fenster zurück. Er bemerkte, daß er hemdärmelig war. Ja, ja, er mußte das Band umlegen. Und er rollte es über dem Finger auf und schob es um die Brust. „Wenn mich jetzt Marianne sähe."

Der Gedanke an seine Frau machte ihn unsicher. Hastig zog er den Rock über, daß nur ein Stückchen des bunten Bandes sichtbar blieb. Und unschlüssig wog er die alte Studentenmütze in der Hand.

Es klopfte. Da setzte er mit einem Ruck die Mütze in den Nacken.

„Komm nur herein, Walter. Von mir aus kann's losgehen."

„Papa —! Nein, Papa, wie du aussiehst!"

„Bitte, bitte, um mich handelt es sich hier nicht. Ich bring' dir ganz einfach ein Opfer. Tritt mal an, damit ich sehe, ob du auch anständig bestehst. Na ja."

Sein Blick streifte Fuchsenband und Mütze des Sohnes, streifte den schlanken Wuchs und heftete sich auf die mädchenhaft feinen Züge.

„Bis auf den Milchbart wär' alles in Ordnung. Das ist kein Vorwurf. Im Gegenteil, ich hoffe mit deiner Mutter, daß du immer der wohlerzogene Junge bleibst, das Ziel des Studiums im Auge."

„Darauf kannst du dich verlassen, Papa. Die Couleur darf mich nicht stören."

Der Vater sah ihn noch immer an. Er horchte, als hörte er den Sohn weiter sprechen. Nein, nicht den Sohn. Das war die Stimme der Mutter, Mariannens Stimme. „Die Couleur darf den Jungen nicht stören. Er geht zur Couleur, weil sie ihm in seiner späteren Laufbahn einmal nützlich sein wird." Weshalb — weshalb war er selber denn einmal Couleurstudent geworden? Aus Nützlichkeitsgründen? Ach nein, weil das alles einmal für ihn untrennbar von Jugend — Jugend, Jugend gewesen war.

Gewesen war! ...

Das war heute anders geworden. Wirklich? War es das wirklich? Oder nur bei Mariannens Sohn und — bei Mariannens Gatten? Und er spürte den erstaunten Blick des Sohnes, daß er keine weiteren Lehren mehr zu geben habe. Da besann er sich.

„Recht so, Walter. Die Zeiten, von denen die Renommistenlieder melden, das Saufen und Raufen, Liebe und Trompetenblasen, existieren nur noch im Kommersbuch. Das Leben ist fortgeschritten und stellt immer höhere Anforderungen, und ihr seid um so vieles weiter, als wir es waren."

„Du sagst das nicht besonders fröhlich, Papa."

„Wie —?"

„Du mußt mal ein mordsfideler Student gewesen sein. Die steile Terz da und der wilde Durchzieher querüber —"

„Fuchs, krasser, was faselst du —? Erstens ist das keine steile Terz, sondern ein Spicker, den mir ein verfluchter Linkser hinaufgehauen hat, und zweitens bitte ich, eine regelrechte Quart von einem windhündigen Durchzieher zu unterscheiden, und drittens — und viertens — ist das überhaupt nicht der Zweck unserer Unterredung. Was wollt' ich dir doch noch sagen? Nun, du wirst es ja auch so wissen. Was ist das für eine wundersame Frühlingsstimmung ... — Mütze auf. Wir wollen gehen."

„Willst du nicht erst Tante Werder begrüßen?"

„Tante — Werder? Ach so. Aber natürlich."

„Und meine Studentenbude mußt du dir auch noch ansehen. Hier, gleich neben deinem Zimmer. Die Aussicht ist doch köstlich, Papa."

Aber Professor Kreuzer schien von der Aussicht keine Notiz mehr zu nehmen. Er war mit dem Sohne auf den schmalen Korridor hinausgetreten und stand nun auf der Schwelle des kleinen, schmucken Zimmers. Sein Blick überflog die Zimmereinrichtung, das weißüberzogene Bett, den weißen Tisch, die weißen Stühle, die lustigen weißen Gardinen. „Das ist ja ein Boudoir, Walter."

„Hübsch, nicht wahr? Bei Tante Werder scheint es sich leben zu lassen."

„Junge, meine Studentenbude sah ein klein wenig anders aus. Direkt unter dem Dach, bei einem alten Lederhändler. Das ganze Haus roch nach Gerberlohe, und beim Aufstieg fiel man zwei dutzendmal in die Lederrollen, bis man seine drei Quadratmeter Sperlingsluft erreicht hatte. Aber schön war's doch, wenn man auch die lange Pfeife mitsamt den Kanonenstiefeln zum Dachfenster hinausbaumeln lassen mußte — um Raum zu sparen."

Der Junge lachte.

„Na, na, Papa. Wo hättest du da studieren können."

„Studieren. Du sagtest: studieren? Ja, das ging da eben sehr schlecht, und ich machte mich dann auch eines Tages auf nach Berlin, um — hm — wie man so sagt: mehr Ellenbogenfreiheit zu gewinnen."

„Das ist dir gründlich gelungen, Papa." Und der Sohn suchte die Hand des Vaters und sah bewundernd zu ihm auf.

Einen hastigen Blick warf der Professor zum Fenster hinaus. Da lag Marburg. Und er wandte sich um und schritt auf den Gang hinaus. „Nun wird es aber Zeit, mich bei der Hausfrau zu melden."

Der Junge zeigte den Weg. Ein paar Stufen führte er hinab und klopfte an eine weiß gestrichene Tür. ‚Wie freundlich das

Auf Ebbe wartend. Gemälde von Prof. Carlos Grethe.
In der Internationalen Kunstausstellung der Münchener Sezession 1911.

alles hier ist,' dachte der Professor und betrat auf ein helles „Herein" das Zimmer. Mit rascher Bewegung die Mütze vom Kopfe ziehend, verbeugte er sich tief und ritterlich vor der Frau, die in hellem Hauskleid blond und fröhlich vor ihm stand.

„Meine gnädige Frau —"

„Für den Anfang nicht schlecht. Da bin ich begierig, wie's weiter geht."

Der Professor streckte sich aus seiner Verbeugung auf. „Verzeihung, meine gnädige Frau —"

Sie behielt ihre Hände in den Schürzentaschen. Den Kopf ein wenig zur Seite geneigt, schien sie sein Bild prüfend zu umfassen, und doch war es dem Manne, als säße eine durchaus nicht zum Empfang gehörige Lustigkeit in ihren Augenwinkeln.

„Verzeihung," wiederholte er mit einiger Zurückhaltung.

Erstaunt hob sie die Augenbrauen. „Wofür denn nur? Ihr habt mich doch nicht vergessen und mir den Jungen geschickt. Das ist doch ein Beweis der Wertschätzung. Und ich war nicht immer artig nach euren Begriffen. Aber davon wollte ich doch gar nicht sprechen." Und nun nahm sie die Hände aus den Schürzentäschchen und schlug sie zusammen. „Wie famos du aussiehst, Klaus. In Couleur! Das verjüngt dich mit einem Schlage, oder du bist überhaupt nicht älter geworden."

Er sah unsicher nach ihr hin. Auch auf das Du war er nicht vorbereitet gewesen. Und unwillkürlich prägte sich die Zurückhaltung auf seinem Gesichte deutlicher aus. „Verehrte Hausfrau —" begann er noch einmal.

„Ich glaube wahrhaftig, Klaus, du hast meinen Namen vergessen. Aber ich nehme dir das nicht übel. Du bist auf deiner Höhe, die mich von Herzen freut, an ganz andere Namen gewöhnt. Ich heiße also immer noch Traud, weißt du, die Abkürzung von Gertrud, und — ja, jetzt muß ich wohl um Verzeihung bitten, denn du machst ein so sonderbares Gesicht? Wenn ich gegen die Formen verstoßen haben sollte, Herr Professor — pardon, Herr Geheimrat — Gott, wir sind gegen Berlin Hinterwäldler und hier in Marburg noch so ganz in der alten Zeit steckengeblieben."

Da schob der Professor die Mütze in den Nacken und ging, beide Hände ausgestreckt, auf die lachende Frau zu. „Guten Tag, Traud. Ich freue mich, daß du wenigstens in der alten Zeit steckengeblieben bist."

Sie ergriff die Hände und drückte sie. „Guten Tag, Klaus. Also doch mal wieder heimgefunden nach Marburg?"

„Heimgefunden. Das weiß Gott. Hier war die Heimat meiner Jugend."

„Und bringst jetzt den Jungen daher? In die alte Couleur?"

„Wenn ich dich ansehe, das alte, liebe Marburger Mädchengesicht, möcht' ich fast, ich könnt' den Jungen nicht nur in meine alte Couleur, ich könnt' ihn in meine alte Jugend hineinbringen."

„Sie war doch schön, Klaus. Was? Trotz deines hohen Fluges."

„Herrgott nochmal."

„So, und nun könntest du wohl meine Hände loslassen. Nein, nein, verwandtschaftliche Beziehungen reden in solchen Sachen durchaus nicht mit. Kopf zurück. Und der Junge ist auch da."

„Wahrhaftig, Traud, der Junge ist auch da. Bist du mit ihm zufrieden?"

„Der hatte doch sofort mit Immatrikulation und Kollegbelegen zu tun. Und seit drei Tagen ist er erst da."

„Und ich bin erst seit einer halben Stunde da, und schon bist du mit mir unzufrieden."

Sie schüttelte lachend den Kopf. „Pirat," sagte sie nur.

Da lachte auch er.

„Das war mein alter Spitzname in der Verbindung, und ihr Mädels habt ihn aufgeschnappt."

„Keinen friedlichen Studenten konntest du vorüber lassen, ohne die Segel gegen ihn zu hissen und das Enterbeil in die Faust zu nehmen. Das imponierte uns höheren Töchtern mächtig. Bist du immer noch so wild?"

Der Professor suchte den scherzenden Ton beizubehalten.

„Ordentlicher Professor an der Universität Berlin und Geheimer Regierungsrat," meldete er dienstlich, „außerdem" — und es klang eine Schärfe hinein — „zwanzig Jahre verheiratet mit deiner Cousine Marianne."

Sie sah schnell nach dem Jungen hin, der sich in beschaulicher Ruhe zum Fenster hinausgelehnt hatte, ging an dem Manne

vorüber und strich ihm im Vorbeigehen über die Augen.

„Mach' doch ein ander Gesicht! Bist ja in Marburg. — Walter!"

Der Junge fuhr dienstfertig herum. „Tante Werder?"

„Ich muß euch mal nebeneinander sehen. So — — Aha, die Länge ist die gleiche. Und das dunkle Haar —"

„Ich habe schon weiße, Traud."

„Bitte, sich nicht interessant machen zu wollen. Also das dunkle Haar hüben wie drüben. Das Gesichtel in der jüngeren Auflage —"

„O Gott, das Gesichtel!"

„Ich spreche doch wahrhaftig nicht von deinem, Klaus. Ja, Walter, vorläufig noch mehr Milch als Blut, aber verlaß dich nur auf deine alte Tante, die Couleur wird für die richtige Couleur schon sorgen."

Und sie streichelte ihm mütterlich das volle Haar.

Der Junge errötete unter der frauenhaften Liebkosung. „Erstensmal bist du nicht alt, sondern noch sehr jung, und zweitens lege ich wirklich gar keinen Wert auf das Saufen und Raufen. Ich werde schon meine Zeit anders verwenden, und morgen geht es, trotz der Antrittskneipe heut, ins Kolleg."

Sie streichelte noch immer sein Haar.

„Ja, ja, du bist ein braver Junge, aber — Bravheit schützt vor Jugend nicht."

Da lachten sie alle drei mitsammen, und der Junge haschte nach ihrer Hand und küßte sie in wohlerzogenem Respekt.

„Dein Vater, Walter, sieht aus wie dein älterer Bruder. Forsch, was? Gib acht, daß er nicht noch sämtliche studentischen Völkerschaften Marburgs vor die Klinge nimmt."

„Ach — Tante! Aber er sieht wirklich anders aus, als zu Hause."

„Das tut die gute Marburger Luft. Und nun hab' ich euch mit meinem Schwatz lange genug aufgehalten und ihr kommt schon zu spät auf den Berg. Du bleibst doch noch einige Tage, Klaus?"

„Der Minister hat dringende Arbeiten für mich, sonst hätte ich den Walter selbst hergebracht. Nun langt's nur für den Tag der Antrittskneipe, den ich mir für den Jungen nicht nehmen lassen wollte."

„Schade —. Aber — der Minister und Marburger Frühling — das reimt sich schlecht zusammen. Also ein andermal und viel Vergnügen für heute."

„Auf morgen, Traud. Wir werden diese Nacht sehr leise auftreten."

„Versprich nicht zu viel, oder ich streue Erbsen."

„Adieu, Tante Werder. Morgen heißt's frisch sein."

In der Tür wandte sich der Professor um. „Entschuldige, aber da vergaß ich ganz, dir die schönsten Grüße von Marianne auszurichten und ihren verbindlichen Dank für die gute Aufnahme des Jungen. Wir rechnen dir das ganz besonders hoch an, weil — nun, weil —"

„Ach, lieber Klaus, nun geh schon lieber auf die Kneipe." Und sie lachte ihn aus.

Der Junge polterte schon auf der Stiege. Da trat er noch einmal ins Zimmer und griff nach ihren Händen.

„Sag' mir nur das eine. Wie hast du dir durch alle die schweren Lebenslagen hindurch nur deine Lustigkeit bewahren können?"

Sie sah ihm fest in die Augen. „Weil ich keine Duckermäusernatur bin."

„Weil dich das Leben freut?"

„Über alles."

„Gib mir einen Kuß, Traud. Ich kann ihn brauchen."

„Mach', daß du hinauskommst."

Und er hörte ihr Lachen noch auf der Stiege und trug es noch im Ohr, als er, Band um, Mütze auf, neben seinem Füchslein den Schloßberg hinanstieg, durch den kosenden, streichelnden und schmeichelnden Frühlingsabend, hinan zu dem hohen, freien Hang, auf dem das Haus seiner alten Verbindung wie eine Warte der Jugend stand. ‚Wie lange,' dachte er, ‚hab' ich dies Kosen, dies Streicheln und Schmeicheln nicht mehr gespürt.' Und er tat einen tiefen, wohligen Atemzug. ‚Aber heute — spür' ich's!'

Da trat er mit seinem Sohn in den Kneipsaal ein, und er sah strahlenden Auges über die Masse der Buntmützen hin, die die mächtige, hufeisenförmige Tafel dicht besetzt hielten, und als er den Sohn an der Fuchsenecke untergebracht wußte, schritt er hinüber zur Tischecke der Alten Herren, spähte in den bärtigen Gesichtern nach den Gefährten der Jugend, schüttelte kräftig

alle die Hände, die sich ihm entgegenstreckten, und fiel aus voller Kehle in den Kantus ein:

„Gaudeamus igitur,
Juvenes dum sumus!“

„Cantus ex est. Schmollis cantoribus!“

„Fiducit!“

„Kreuzer, alter Pirat, tauchen endlich deine Segel wieder auf der Lahn auf? Gegrüßet seist du . . .“

„Prost, langer Ritter. Ich suche dein Bäffchen und deinen Talar.“

„Hab' beides meiner Hausehre zum Aufbügeln dagelassen. Dieweil, juchhei — dieweil — juchhei — der Herr Pastor zu Nutz und Frumm der Dorfgemeinde eine kleine Aufbügelung in Marburg vor sich gehen läßt.“

„Ich komme dir einen Halben, Pirat. Nichts zu flicken für einen hilfsbedürftigen Landarzt?“

Kreuzer blickte in das starke, gerötete Gesicht. „Der Stimme nach — der Melodik der Stimme nach — ist mir, als hörte ich Deutschlands Eiche im Wipfelrauschen. Baum?“

„Zu dienen, Herr Geheimrat. Ich bin der Baum. Aber gestatte, daß ich die Umarmung mit dir bildlich vollziehe. Ich stehe nicht gern auf, wenn ich sitze.“

„Hast du endlich das Zipperlein?“

„Bitte — bitte — diese herrlichen Gliedmaßen gehören dem Wohl des Volkes. Deshalb schone ich sie. Und wenn du die Farbe meines Antlitzes zu einem ärgerlichen Vergleich mißbrauchen möchtest, so sage ich dir: Wind und Wetter haben sie mir angeschmeichelt, und sie ist ehrenvoll auf der Landstraße verdient.“

Und eine zarte Stimme sprach: „Er opfert sich auf, unser lieber Baum. Da ist ein Mann in seinem Klientel, den er von der Schädlichkeit geistiger Getränke überzeugen muß, und es ist der Dorfwirt und nicht unter die Erde zu bringen. Ganz erschöpft von den endlosen Debatten sehe ich oft zur Nachtzeit unseren braven Baum in den Wagen steigen.“

„Du aber, mein braver Lindner, steigst jetzt in die Kanne. So ist's recht, mein guter Junge. Ich will dich lehren, neidverzerrt im Pastorat auf der Lauer zu liegen, während ich mich bemühe, dir die faulen Begräbnissporteln abzuknöpfen. Ah, du meldest Dich reumütig mit der neuen Blume? Prosit, da trinke ich mit.“

„Lindner, der reine Tor? Und Pfarrherr wie der lange Ritter? Fühlst du dich wohl auf dem Land?“

Der Pfarrherr mit dem bärtigen Knabengesicht reichte dem Professor die Hand.

„Ob ich mich wohl fühle? Kann sich der Mensch anders als wohl fühlen, wenn er die Verbindung mit der Natur nicht verliert? Und der lange Ritter — und der dicke Baum — sind das nicht auch ein paar Stücklein Natur? Wir sitzen dicht beieinander, und wenn wir einen Kreis bilden, haben wir die Jugend mitten darin eingefangen. Nämlich“ — und er flüsterte geheimnisvoll — „die Jugend ist nämlich das beste Stück Natur.“

Der Fax rannte, gläserbeladen, um die Tische herum. Das braune Bier schäumte über den Rand.

„Silentium!“

Der erste Chargierte stand straff aufgerichtet. Die Narben auf seiner Wetterseite leuchteten. Mit heller, klingender Stimme sprach er in das Schweigen hinein. Er begrüßte die Alten Herren, er begrüßte Aktive, Inaktive und Verkehrsgäste, er begrüßte die neu angemeldeten Füchse. Es war eine Rede, wie sie seit Jahren zum Semesteranfang gehalten wurde, und doch wirkte sie frisch und neu, weil sie immer wieder aus einem frischen Munde kam, und neue Begeisterung den Atem befeuerte. „Wir singen das Lied: Stoßt an, Marburg soll leben! Die Musik spielt den ersten Vers vor. Silentium ... das Lied steigt.“

„Stoßt an! Marburg soll leben! hurra hoch!
Die Philister sind uns gewogen meist,
Sie ahnen im Burschen, was Freiheit heißt.
Frei ist der Bursch, frei ist der Bursch!“

Aus jungen Kehlen brauste das Lied zur Saaldecke, und die Bässe der alten Herren malten so kräftig den Untergrund, daß die starr ins Kommersbuch blickenden Keilfüchse Mut faßten, sich aus ihrer Unsicherheit heraustasteten, die tragende Woge des Gesanges erreichten und plötzlich verwegen im Meer der Töne herumschwammen. Der dicke Baum lag, die Hände über den schweren Leib gefalten, zurückgelehnt im Sessel und sang auswendig. Der lange Ritter hielt das Liederbuch mit der Linken

und schlug mit der Rechten den Takt auf seines Konfraters Lindner Knien. Der lächelte beim Singen selig, als sähe er den Himmel offen. Und Professor Kreuzer schaute ringsum in die Augen der alten Freunde und des jungen Nachwuchses, fand nur leuchtendes Licht in den Augen hüben und drüben, fühlte, wie es ihm selber heiß in die Blicke stieg, sah Buntmützen und Dreifarbenbänder, die Vergangenheit Wiederkehr halten, die törichte, seligmachende, frühlingsdurchduftete, griff mit der Hand in die Luft, als müßte er sie halten, fest, fest . . .

„Stoßt an! Frauenlieb lebe! hurra hoch!
Wer des Weibes weiblichen Sinn nicht ehrt,
Der hält auch Freiheit und Freund nicht wert.
Frei ist der Bursch!"

Frei, frei, frei! Stoßt an! Vaterland! Manneskraft! Freies Wort! Kühne Tat! Stoßt an — Burschenwohl lebe! Frei ist der Bursch.

Und drunten Marburg zu Füßen, und droben das Schloß, und ringsherum die ganze weite Welt mit ihren nie auszuzählenden Frühlingswundern, die dennoch nur den glücklich machen, der sich nimmer des Zählens begibt.

„Bis die Welt vergeht am jüngsten Tag,
Seid treu, ihr Burschen, und singt es nach:
Frei ist der Bursch!"

Treu? War er dem Burschenschwur treu geblieben? Ah, welche knabenhaften Gedanken. Was weiß der junge Mensch, der hier trinkt und singt, vom Leben? Seine Hoffnungen schickt er auf Rosenwolken hinaus und nennt sie die ‚unumgänglichen Forderungen'. Und der erste, der sie im Leben umgeht, ist er selber, und der Pfründe wegen, der Ehe wegen, all der gebieterischen Dinge wegen, die nicht in Marburgs Mauern liegen, lernt er um in der Algebra des Lebens. Treu!

Und — dennoch!

Stunden haben, die wie das Vergessen sind — bis auf die Stunde.

Nichts wissen, als daß man noch da ist in schwärmender Tafelrunde.

Daß man die schwere Süße um sich spürt der Erwartungen. Der Erwartungen, die wie nie auszuzählende Frühlingswunder sind und doch nur den glücklich machen, der sich nimmer des Zählens begibt.

Das kam über Klaus Kreuzer, daß seine Stirn sich zusammenzog und aus seiner Brust ein langer, stoßender Atemzug ging. Das kam über ihn, daß seine Lippen sich zu einem harten Strich zusammenpreßten.

„Pirat! Wen willst du vor die Klinge? Laß sie pfeifen auf Hieb und Stich und gottselige Abfuhr! Ach, und stoß an, Bruderherz, da wir doch so jung zusammen sind."

„Dein Wohlsein, Baum. Was? Rest? Wie kann man so trinken!"

„Ist das eine Konsultation?"

„Ich wünsche dich nicht bloßzustellen."

„Also du fassest das Glas hier unten — hebst es hinten hoch — siehst du — vorn läuft es von selber."

Der vergnügte Landarzt hatte sein Glas geleert. „Ja — was ich noch sagen wollte — und für ärztliche Bemühungen bekäme ich einen Taler."

„Halsabschneider!"

„Drückeberger. Kenn' ich. Nur heraus mit dem dicken Silberling. Das wäre also der Bowlenfonds."

Der junge Walter Kreuzer stand, die Mütze in der Linken, am Tische der alten Herren. Der schwere Landarzt blieb behaglich im Sessel liegen und wandte kaum den Kopf. „Was wünschest du, mein Sohn?"

„Gestatte, Alter Herr, daß ich mich vorstelle."

„Wie heißest du?"

„Walter Kreuzer. Sohn des alten Herrn Klaus Kreuzer."

Der Doktor streckte ihm die Hand entgegen. „Was? Zwei Kreuzerlein? Willkommen in der Couleur. Auf daß du lange lebest, eine Zierde unserer Farben wie dein Vater. Prosit, Fuchs. Und bleib alleweil mein Freund."

Und er summte, während er das Glas gegen das Licht hob: „Was nützen mich die Kreuzerlein — wenn ich gestorben bin."

Der Fuchs hatte sich den alten Herren Pastor Ritter und Pastor Lindner vorgestellt. Das Tonnenmützchen saß dem fröhlichen Ritter weit im Nacken. Den Arm schlang er um die Taille des jungen Mannes.

„Nun — nun? Wie heißt die Parole, Fuchs? Philologie? Nimm Öl aus dem Krüglein deines Vaters. Medizin? Der große Medizinmann Baum fährt dich auf die Praxis, daß du deine Knöchlein besser spürst als die der Patienten. Theologie?

Komm zu mir und halte bei mir die Probepredigt, auf daß ein jähes Erwachen in die alten Weiber fahre. Nur nicht Juristerei."

„Weshalb nicht Jus, alter Herr?"

„Dieweil die Advokaten siebenspännig in die Hölle fahren."

Und begütigend sprach die zarte Stimme Pastor Lindners: „Es ist seine liebenswürdige Marotte. Er hätte selber gern Jus studiert, und nun tröstet er sich mit einem Kraftsprüchlein."

„In die Kanne, lieber Lindner. So — geschenkt. Nun wird dein Zeigefinger wohl nicht mehr höchst unchristlich in alten Wunden wühlen. Du trinkst auf mein Spezielles? O, du Seele von einem Menschen."

Und wieder rauschten Geigen, Bässe und Flöten von der Musikantentribüne durch den Saal, sang es aus jungen und alten Kehlen in die hinabsteigende Frühlingsnacht, irgendeinem Frühlingsmorgen entgegen, der in der Zukunft lag, der sich aus der Vergangenheit aufgemacht hatte, irgendeinem, der den Duft der Jugend trug.

Das Präsidium war an die Alten Herren übergegangen. Der lange Ritter hielt es in starken Händen. Scheffel regierte die Stunde, und der Rodensteiner brauste durch den Odenwald: „Raus da, raus aus dem Haus da, o Horn und Zorn und Sporn!" Der dicke Baum stand würdevoll vor dem Präsidentensessel, und er gebot das Lied an die Lindenwirtin, den ewigen Jugendgruß an Annchen von Godesberg, am Rheine, am Rheine! Und nun hatte der reine Tor, hatte der bärtige Knabe Lindner die Kommandogewalt.

„Ich stehe hier nur," sagte die zarte Stimme, „als ein Vorläufer. Wir haben ihn unter uns, den wir schon liebten, als wir jung waren wie ihr, und unsere Liebe ist mit ihm gegangen von der Fuchsentafel und über die Mensurböden und durch die Burschenzeit ins Leben hinein. Er war die Sonne unserer Jugend und der beste Student, den Marburgs Mauern, Marburgs Töchter, ja Marburgs Häscher je gesehen. Wer kann die Sonne fangen? Es fing ihn keiner, noch sein Lachen, und sich und seine Lebensfreude trug er hinaus in die Welt, gab sie der Menschheit. So wurde er der Stolz unseres Mannesalters, mehr als das, er wurde uns die lebendige Versicherung, daß auch wir recht getan hatten, das Gottesgeschenk der Jugend zu genießen, sehen wir ihn doch heute auf hoher Höhe, gefeiert von der Wissenschaft, stürmisch geliebt von seinen Jüngern. Silentium! Wir reiben einen Salamander auf unseren Alten Herrn Geheimen Regierungsrat Professor Doktor Klaus Kreuzer."

Der Donner der Gläser auf den Tischplatten war verklungen. Still saß der Professor auf seinem Platze. Mit geweiteten Augen schaute er über die Buntmützen hin, als sähe er Menschen und Dinge in den Saal strömen, die nicht mehr waren. Sprach der bärtige Mann am Präsidentenstuhl wirklich von ihm? Hatte es das gegeben? Soviel Sonne —? Soviel Sonne? Und log der bärtige Mann mit dem glücklichen Knabengesicht nicht? Jetzt, jetzt, da er von dem Gewordenen, der Gegenwart sprach? Nein, nein, nur er selber hatte gelogen, sich selbst belogen. Und nun donnerte die Huldigung in sein Ohr hinein. Und sein Blick kehrte aus der Weite zurück, und sah wieder feste Linien, sah junge Gestalten, sah junge, lachende, fragende, schwärmerische Augen auf sich gerichtet. — Da riß es ihn auf.

Noch hörte er Lindners Stimme: „Ich übergebe das Präsidium —"

Da stand er am Platz des Präsidenten, an dem er — fünfundzwanzig Jahre waren es bald — so oft gestanden hatte.

„Ich danke euch. Ihr habt mir eine Ehrung dargebracht, und das ist ein Geschenk. Da bedarf es einer Gegengabe. Wollt ihr sie haben? Nun, dann nehmt von mir das Gelöbnis, daß ich jung bleiben will, wie ich es einmal war, wie ihr es heute seid. Jung sein, jung bleiben! Und wenn die Welt voll Teufel wär'! Nur diese eine Tugend gibt's. So wünsche ich uns alle tugendhaft zu sehen bis ans Ende, und nicht anders. Ach, was wißt ihr, wie ihr den Burschensang und -klang braucht im Leben! Gott gab ihn uns zum Ausgleich. Gott gab ihn uns, damit wir im Jagen und Drängen zur Besinnung kommen, wenn er uns plötzlich — irgendwoher — im Ohre ertönt. Daß wir vergleichen, prüfen, wägen und — zu leicht befinden. Daß wir beschämt innehalten. Wenn's

not tut: das Steuer herumwerfen. An Bord nehmen, was hinter uns her schwimmt mit verlangenden Armen. Es ist der Kriegsschatz, ohne den wir verloren sind gegen den schlimmsten Feind, gegen die schlimmste Sünde: Die Blasiertheit. Nur diese Sünde gibt's, und keine andere. Ein blasierter Mensch ist ein Bankrotteur, der sich seiner Daseinsberechtigung begab, als er die Gaben Gottes nicht mehr zu erfassen vermochte. Laßt es euch gesagt sein, ihr Burschen und Füchse: Die Schönheiten der Welt sind keine Fuchsfallen, und der Herrgott liegt nicht auf einer Wolke auf der Lauer und späht durchs Fernglas, zu sehen, wer von den armen Menschlein ihm ins Eisen gehe. Es ist seine Vatergüte, die uns die kurze Erdenspanne mit seinen Sonnen und Sternen bestreut. Greift sie auf, und ihr könnt nicht altern. Nützet den Tag, und ihr behaltet eure hellen Augen und euer klingendes Lachen. Nur wer den Kuß der Jugend auf seinen Lippen spürt, ist noch im Sterben glücklich zu schätzen. Das ist der Weisheit letzter Schluß. Trinkt Rest darauf, Leute!"

‚Professor Kreuzer — Geheimer Regierungsrat — Mariannens Gatte —' schoß es ihm durch den Kopf.

Er lachte.

Um ihn herum stürmte der Beifall, die Begeisterung, die erschlossene Seligkeit junger Gemüter.

Er lachte.

Das aber war ein anderes Lachen.

„Wir singen das Heckenrosenlied. Silentium! Musikanten, den ersten Vers! Silentium — das Lied steigt."

„Es war ein Knab' gezogen wohl in die Welt hinaus,
War ihm sein Lieb auch gewogen, das Glück, das Glück blieb aus.
Und er wanderte weit
Zur Sommerzeit,
Wenn am Walde — die Heckenrosen blühn.

Das Mägdlein barg sein Klagen daheim im Kämmerlein.
Sie durft' es ja niemandem sagen, und hoffte jahraus, jahrein.
Schaut' über die Heid'
Zur Sommerzeit
Wenn am Walde — die Heckenrosen blühn.

Ein Reiter kam geflogen, weit flattert sein Mantel im Wind.
Sag', bist du mir noch gewogen, herzallerliebstes Kind?
Da lachten sie beid'
Zur Sommerzeit,
Wenn am Walde — die Heckenrosen blühn.

Und er hielt sie in den Armen, ihr Herz vor Wonne schlug.
Hat auch die Welt kein Erbarmen, die Liebe ist stark genug.
Und da küßten sich beid'
Zur Sommerzeit,
Wenn am Walde, am Walde, die Heckenrosen blühn." —

Waren Stunden vergangen, seitdem das Lied verklungen war?

So waren sie wie Minuten gewesen, von denen der Sekundenschlag mehr zählte als eine Stunde.

Kreuzer ging zum Fenster und zog die schwere Leinengardine zurück. Ein dunkelblaues Dämmern füllte Nähe und Weite, ein letztes Verhüllen des Morgenwunders. Und eine Nachtigall schlug vom blühenden Hang hinauf. Das hatte er seit Jahren nicht mehr erlebt.

Er stand und horchte. Und vernahm, wie die Jugendfreunde hinter ihn traten. Da griff er, ohne sich nach ihnen umzuwenden, nach ihren Händen. „Kinder — das ist zum Glücklichwerden!"

„Alter Pirat — du hast dein Teil geborgen."

„Ja, ja . . . Und ihr?"

„Da es bedeutend schlimmer hätte kommen können, haben wir also — das große Los gezogen."

„Sprecht ernsthaft."

„Noch ernsthafter? Eine blühende Pfarrei, eine fröhliche Landpraxis — beim heiligen Veit von Staffelstein, wir sind doch keine Duckmäusernaturen?!"

Halt. Das Wort hatte er schon gehört. Wann? Heute? Gestern? Ganz gleich. Es war ein Wort im Alltagsgewand und voll innerer Köstlichkeiten. Und — Traud hatte es gesagt. Natürlich . . .

„Unsere jungen Leute sind wohl schon heim? Wollen wir Überlebenden — ja, was wollen wir Überlebenden?"

Seine Augen suchten das blaue Gewoge des dämmernden Tages zu durchdringen.

„Den Morgen begrüßen, Kreuzer!"

„Marburg zeigen, wir leben noch! Wir werfen uns wie Antäos an der Mutter Brust, neue Lebenskräfte einzusaugen, wenn uns ein Schicksal trifft."

„Hierher, Fax, Bowle hierher ans Fen-

ster — als festlich hoher Gruß, dem Morgen zugebracht!!"

„Still," sagte Kreuzer, „der Morgen will mit uns sprechen."

Die Gläser in der Hand, saßen sie stumm beieinander und blickten in die blauen, flatternden Schleier. Immer inbrünstiger wurde das Lied der Nachtigall. Und nun kam eine Woge frischen Blütenduftes.

Die Sonne . . .

Von den Hängen flatterten die Schleier los, über die Lahnwiesen strichen sie hin in eiliger Flucht, die Bergkette schüttelte sie von den Häuptern, daß sie zu silbernem Tau zerstiebten. Bilder taten sich auf in stiller, schwelgender Frühlingspracht, in stiller, drängender Liebe, in lebenzeugender Sonne.

Da lag Marburg, die alte, liebe Stadt, und war nur schöner geworden. —

„Versteht ihr?" fragte Klaus Kreuzer.

Die anderen nickten.

„Das will uns sagen," fuhr Klaus Kreuzer fort, „ich bin ein Gleichnis und will in euer Leben hinein und euch aufrufen, wenn ihr vergeßt, was euch not tut. Euer Leben mag älter, aber es darf nur schöner werden. Nein — mehr noch. Es gibt keine Zeit, wenn ihr es nicht wollt. Seht her und macht sie nach: die tägliche Auferstehung. Habt nur den Mut zum Glücke . . ."

Er brach ab und starrte hinaus. Was würden die guten Kerle davon wissen . . . Kaum ihre Atemzüge hörte er.

Und in die tiefe Stille klang die Stimme des Landarztes, und über seinem Gesichte lag ein merkwürdiger Hauch, der es verschönte und vergeistigte. Und in die tiefe Stille hinein sagte er nur: „Es braucht kein Geist aus dem Grabe und kein Professor aus Berlin zu kommen, um uns das zu verkünden."

Und der lange Ritter fügte hinzu, und seine Blicke tranken den Morgen: „Siehst du, deshalb sind wir hier."

Da war es Kreuzer, als griffe ein Neid an sein Herz.

Soviel war er geworden und so wenig die anderen und wußte nichts zu erwidern.

„Klaus," bat die schmeichelnde Knabenstimme Lindners, „komme öfter herüber von Berlin. Wirklich, du solltest es tun. Der Lorbeer läuft dir nicht weg, aber die Rosen, Klaus. Und du bist doch erst fünfundvierzig."

Das packte ihn, daß der Neid sein Herz losließ, daß der Hochmut die Segel strich, daß nichts mehr in seinem Blute war, als eine grimmige Sehnsucht.

„Ich komme, Kinder, ihr habt mein Wort darauf. Das mit dem Lorbeer und den Rosen, Lindner, das war gut gesagt Nur ein reiner Tor konnte das Wort prägen, dem keine Wissenschaft beikommt. Her mit den Gläsern. Angestoßen. Guten Morgen, du Frühlingsmorgen!"

„Nach Hause jetzt."

„Um drei Uhr Fäßchenpartie nach der Schwedenschanze."

„Burschen heraus!"

Zu zweit untergefaßt, traten sie in den blinkenden Morgen hinein, gingen sie die krummen Gassen hinab, verweilten sie vor diesem Haus, vor jenem Platz, standen sie sich lachend Red' und Antwort, riefen sie sich Mädchennamen zu und die Namen der Gegner, die sie auf der Mensur bestanden hatten, die Namen der Philister, die sie gemartert, und die Namen der herbeigestürmten Häscher, die sie nicht minder gemartert hatten.

„Weißt du noch, Klaus? Hier saustest du barhaupt und hemdärmelig die Straße hinunter, ein Bündel unterm Arm, und wir schrien aus dem Fenster hinter dir her, bis alle Philister aufgeregt in den Fenstern lagen und mitschrien und die Stadtschergen erschienen und wie besessen die Verfolgung aufnahmen. Das ging wie die wilde Jagd den Schloßberg hinunter und um die Elisabethenkirche herum und zurück zur Universität, und die ganze Studentenschaft war auf den Beinen. Und plötzlich bogst du um und rannteſt gegen den atemlosen Polizeimann, der die Hand nach dir streckte, und sagteſt: ‚Pardon, mein Herr, wissen Sie hier in der Nähe nicht einen billigen Schneider? Ich habe hier einen Rock zu flicken!

Wie Lots Weib stand der Mann, und es folgte eine Tobsucht. ‚Mensch, weshalb laufen Sie denn, als ob Sie gestohlen hätten! Sie — Mensch!' Und verwundert erwiderteſt du: ‚Mein Herr, weil ich es nicht für anständig halte, in Hemdärmeln langsam über die Straße zu gehen!' Verneigteſt dich und warſt im Schwarm der Buntmützen verschwunden."

„O Academia!“

„Kinder, Kinder!“

Und die Erlebnisse wuchsen aus dem Boden und trugen die Patina der Verklärung, und die Geschichten folgten sich.

„Hier geht mein Weg,“ sagte Klaus Kreuzer. „Ich habe euch versehentlich durch die halbe Stadt begleitet und muß wieder den Berg hinauf. Schlaft wohl!“

„Wo wohnst du, Kreuzer? Nicht bei uns im Hotel?“

„Ich wohne bei Frau Werder.“

„Frau — Werder? Haben wir nicht einen Werder in der Couleur? Natürlich! Werder, der Amoroso. Wo ist er geblieben, der heißblütige Kerl?“

„Verstorben. Und seine Witwe ist die Cousine meiner Frau. Deshalb wohne ich dort. Und mein Junge hat Marburger Quartier dort bezogen.“

„So, so. Auf Wiedersehen, Kreuzer.“

„Auf Wiedersehen, ihr.“

Prachtvoll war die Morgenluft. Er atmete sie aus tiefen Lungen, als er den Berg hinaufschritt. Die Mütze saß im Nacken. Das Band lag fest um die Brust. Und in ihm sangen und klangen die alten Studentenweisen. Weit, ganz weit dehnte er die Arme . . .

Er trat ins Haus. Vor der weißlackierten Tür blieb er stehen. War das nicht ein Kichern? Er klopfte.

„Willst du wohl!“ tönte eine Stimme.

„Nur guten Morgen wünschen. Auf Wiedersehen, Traud.“ Und elastisch ging er die Treppe weiter hinauf.

Da öffnete sich hinter ihm die Tür, und die Hausfrau stand im hellen Morgenkleid und lachte hinter ihm drein.

„Guten Morgen, Klaus. Gut bekommen — das Rendezvous mit dem Klaus von ehedem?“

„Warte, ich habe dir eine Probe mitgebracht.“

„Pirat,“ lachte sie und war in ihrem Zimmer.

Klaus Kreuzer aber schlief einen festen Jugendschlaf, und als er um die elfte Morgenstunde erwachte, stand der Sohn an seinem Lager.

„Was, du bist vor mir auf?“

„Frühschoppen, Papa.“

„Ich denke, du wolltest sofort ins Kolleg?“

„Ach, Papa, auf den einen Tag wird's wohl nicht ankommen.“

Ein Lächeln huschte um des Professors Mund. „Nein, nein, auf den einen Tag wird's wohl nicht ankommen. Aber damit du nicht weiter in Anfechtungen fällst, werde ich — ja, ja, das werde ich — an Mama depeschieren, daß ich erst morgen komme.“

„Papa! Famos, Papa!“

„Und nun laß mir eine halbe Stunde zur Toilette. Wir gehen dann zusammen.“

„Du — Papa . . .“

„Was denn, mein Junge?“

„Ich war gestern abend rasend stolz auf dich. Und ich habe es auch Tante Werder gesagt.“ Und nun war der Junge draußen. Und der Vater sann hinter ihm her. — —

Eine halbe Stunde später betrat er frisch und hoch gestreckt das Frühstückszimmer.

„Guten Morgen, verehrte Cousine. Bin ich nicht ein Frühaufsteher?“

Sie legte den Kopf auf die Seite und betrachtete ihn.

„Alle Achtung, Klaus. Dafür, daß du schon um sechs Uhr früh auf den Beinen warst, bist du noch immer recht rüstig.“

„Spötterin. Dürfte ich wirklich noch um eine Tasse Kaffee bitten? Wo steckt der Walter?“

„Das ist ein Junge, Klaus. Nachdem er mir mit strahlenden Augen von ihm, dem herrlichsten von allen — das solltest du nämlich sein, Klaus — erzählt hatte, bekam er plötzlich das zweite Gesicht und mußte eiligst noch ein Kolleg belegen. Sehr beschämend für den väterlichen Leichtsinn.“ Und sie schenkte ihm das Frühstück ein.

„Leichtsinnig? Ich —? Ach, Traud, ich wollte, ich könnte es noch einmal von Herzen sein.“

„Ja, ja, ich glaub's. Was ihr so darunter versteht. Von Zeit zu Zeit mal über die Stränge schlagen und sich heimlich freuen, daß es keiner gemerkt hat. Lieber Klaus, das ist ein billiger Leichtsinn für kleine Leute und würde gar nicht zu dir passen. Schlag's dir aus dem Kopf.“

„Kennst du zwei Arten von Leichtsinn? Eine passende und eine unpassende?“

„Ja,“ sagte sie und hob die Stirn: „Wenn du schon bei dem Wort bleiben willst, so kenne ich zwei Arten.“

Er sah ruhig auf zu ihr, die neben ihm stand. „Nenn' sie, Traud.“

Morgenstimmung auf der Münchener Auer-Dult. Gemälde von Prof. Rudolf Schramm-Zittau.

„Nein, ich fürchte mich nicht. Es wär' ja eine Lüge, wenn ich anders sprechen wollte. Es gibt einen leichten Sinn, der sich heimlich aufmacht und durch die Niederungen schleicht, einerlei, ob es durch Sumpf- und Brackwasser geht, wenn nur die Spur nicht gefunden wird, und es gibt einen leichten Sinn, der sich über alle Misèren in lichte, frohe Höhen zu schwingen versteht, bis die Augen der Nachstaunenden ihn nicht mehr zu fassen vermögen, bis er selber die Sonne verspürt und er Gott anders begreift und seine Welt und erkennen lernt, daß es über jede Misère hinaus einen lachenden, blauen Himmel gibt für den, der zu fliegen versteht."

„Weiter," sagte Klaus Kreuzer nach einer Weile, „ich höre dir zu."

„Weiter?" wiederholte sie: „Lern' fliegen, und du brauchst meine Weisheit nicht."

Und wieder sagte Klaus Kreuzer nach einer Weile: „Ich habe es einmal gekonnt — oder wohl nur zu können geglaubt, denn ich schlage nur noch zur Schau mit den Flügeln."

„Weshalb?"

„Gott, liebe Traud, es gibt eben Menschen, die sich lieber einen Pfauhahn halten, der der allgemeinen Bewunderung zugängig gemacht werden kann, als einen Adler, der sich den Blicken der Leute entzieht."

„Ich glaube gar, Klaus, du hast deinen ganzen Geheimratsfrack voll Orden."

Eine Röte glitt über seine Stirn. Dann sah er scharf auf. „Keine Sorge, du wirst keinen zu sehen bekommen." Und er erhob sich mit verschlossenem, hochmütigem Gesicht.

Sie erwiderte nichts, stand auf und sah ihn lächelnd an. Bis es ihn unruhig machte.

„Weshalb lächelst du denn nur, Traud?"

„Weil ich dich gerade im Schmucke deiner Orden sehe . . . Adieu, Klaus, und recht viel Vergnügen." Und sie nahm das Tablett vom Tisch, winkte ihm zu und ging aus dem Zimmer.

Einen erregten Schritt tat er ihr nach, besann sich, daß er Gastfreundschaft in diesem Hause genoß, und meisterte seine Erregung. Auf dem Tisch lag die Studentenmütze. Er griff nach ihr und zog sie in den Nacken. Da kam Walter die Treppe hinauf. Straff ging er ihm entgegen. „Junge, der Frühschoppen wartet, und wir wollen uns — über die Erdenschwere in die Lüfte schwingen."

„Bist du nicht aufgeräumt, Papa?"

„Ich bin es sogar sehr, und zum Zeichen dessen machen wir jetzt den Umweg übers Telegraphenamt." — — —

Es war Nachmittag, und Frau Traud Werder saß in ihrem Zimmer vor dem Klavier und spielte sich zur Freude ein still dahinschwebendes Lied. Ihre Augen blickten über die Noten hinweg, und die Sonne lag, als wüßte sie sich keinen schöneren Platz, voll auf ihrem Haarknoten und auf ihren schlanken Schultern. Da pochte es an die Tür.

„Herein, wenn's eine Frühlingsbotschaft ist." Und die Hände auf die Klavierbank gestemmt, wandte sie sich um.

„Ach, Klaus — Du? Schon Schluß gemacht mit der Freude?"

„Falsch geraten. Sie soll erst anheben. Und dazu bin ich hier."

Sie sah ihn forschender an und erhob sich langsam. Und sah die aufsteigende Spannung in seinen Zügen und lachte ihn aus. „O nein — jetzt hast du falsch geraten. Ich habe durchaus keine Angst vor dir und unserem Alleinsein. Also?"

Der Mann in ihm reckte sich in den Schultern. „Sei nicht immer so schrecklich selbstsicher, das sieht fast wie Koketterie aus."

„Wie's aussieht, ist mir gleich, ich tu' nur, was mich freut. Mach's nach, Klaus."

„Du," sagte er, und die Stimme war ihm ganz schwer, „wenn ich dich jetzt beim Wort nähme. Ich habe Hunger."

Ohne Besinnen hatte sie die Klavierbank losgelassen und war bis vor ihn hingetreten. „Es ist nicht der richtige, Klaus, es ist nur ein Heißhunger. Das ist wie mit dem zweierlei Leichtsinn, weißt du? Und nun sag' dein Sprüchlein."

„Wir wollen einen Ausflug machen. Hinaus zur Schwedenschanze. Die anderen sind schon vorauf, und es sind Damen dabei."

„Nun — und?"

„Ich hätte dir so furchtbar gern eine Freude gemacht. Du sitzest hier in deinen vier Wänden. Das behagte mir nicht."

„Klaus — da sind doch Professorengattinnen und hochwohlerzogene Töchter?"

„Ich möchte sie alle zusammen mit dir ausstechen."

„Wirklich —?" sagte sie leise. „Wirklich — —?" Und ihre Brust hob sich. „Gib mir mal deine Hand, Klaus. Wahr-

haftig, jetzt sehe ich auch deine Orden nicht mehr. Also mir wolltest du eine Freude machen, und ich" — sie strich ihm, wie tags zuvor, mit der Hand über die Augen — „schau mich nicht so dumm an, ich hole mir meinen Hut."

Sie war hinaus, und er stand, hob seine Hand und ließ sie denselben Weg über die Augen gehen, den ihre Hand genommen hatte. Und blickte sich um und horchte zugleich nach innen und nach außen. Ein leises Singen war's. Sein Blut? Ihre Stimme, deren Klang noch durchs Zimmer flatterte? Oder doch — sein Blut? Und es konnte noch strömen und der Freude entgegenwallen wie Jünglingsblut? Und er horchte nach innen und nach außen und fand keine Begründung und nur — dies Gefühl. Da wußte er, daß es für dies Gefühl keine Begründung gab vor lauter warmer Menschenfreude. —

„Deinen Arm, Traud."

Sie legte ihn hinein und ging schlank und schmiegsam an seiner Seite. Die Bürgersleute grüßten aus den Haustüren hinaus, und sie grüßten beide wieder und verfolgten schweigend ihren Weg, der sie aus der Enge der Gassen hinausführte ins weite Lahntal und den waldigen Höhen zu, die im Gold des Ginsters standen.

„Weshalb sprichst du nicht, Klaus?"

„Wir haben ja nichts anderes getan, als miteinander gesprochen."

„Gut," sagte sie mit einem wohligen Ton, „schweige weiter."

Er faßte die Hand, die in seinem Arme lag, führte sie an die Lippen und legte sie wieder in seinen Arm zurück. „Nein — jetzt, wo die Stimmen einmal laut geworden sind, können wir auch bei dieser Sprache bleiben. Denn nun werden wir uns auch in ihr nichts mehr verheimlichen."

„Ich verheimliche nie etwas, Klaus. Das war ja schon immer der Kummer der Familie."

„Du hast deinen Mann sehr lieb gehabt, Traud?"

„Ja, Klaus, das habe ich."

„Trotz aller Nöte und Bedrängnisse, in die er dich hineingebracht hat?"

„Das hat doch mit der Liebe nichts zu tun."

„Ich meine — es bedarf doch immer eines hohen Maßes von Achtung, um jemanden durch dick und dünn immer noch lieb zu behalten. Ich meine: so, daß man die Augen schließen kann und nichts verspürt — als Wohlsein —"

„Ach, Klaus, red' doch keine Dummheiten. Das steht ja nur in deinen dicken Büchern, und wenn sie noch viel dicker wären, wüßten sie darum doch nichts vom Selbstverständlichen."

„Was nennst du das Selbstverständliche, Traud?"

„Jemanden lieb haben, ohne nach Dingen zu fragen, auf die es keine Antwort gibt. Das nenn' ich so, du hochgelehrter Professor. Achtung? Was heißt Achtung? Heiratest du nur die Tugenden oder auch die Fehler? Aussondern ist nicht, und Achtung habe ich nur vor der grenzenlosen Liebe, die sich immer wieder erschöpft, um sagen zu können: Da, nimm. Besseres habe ich nicht zu vergeben. Und wenn der Mensch ein armer Schlucker ist oder ein Himmelsstürmer."

„Du — Traud — und so hast du immer — gelebt?"

Sie drückte schweigend seinen Arm. „Leb' ich? Nun, wenn ich also nicht dabei gestorben bin, so weißt du die Antwort."

„Traud, ich habe Respekt vor dir. Wer hätte das vor einigen zwanzig Jahren in dem kleinen Mädel gesucht."

„Ja, Klaus, damals war ich fünfzehn und trug lange Zöpfe, bis in die Kniekehlen. Das war meine Schwärmerei. Und noch eine andere Schwärmerei kam hinzu, und du brauchst dich nachträglich nicht in die Brust zu werfen, wenn ich dir heute sage, daß diese Mädchenschwärmerei Studiosus Klaus Kreuzer hieß, denn das war ein ganz anderer, als der nachmalige Professor und Geheimer Rat gleichen Namens und hatte den rechten sonnigen leichten Sinn, der es verstand, zur rechten Zeit alle Erdenschwere zu Boden fallen zu lassen und zu seiner und der Menschheit Freude ein echtes Sonnenkind zu sein. Und schon damals hatte ich den Glauben an die Wunderkraft der Sonne."

„Und — nachher?" fragte der Mann an ihrer Seite: „Und dann?"

„Und dann gab es eine schreckliche Szene mit meiner fünf Jahre älteren Cousine Marianne, die mich ein kokettes dummes

Ding schalt, und dich einen leichtsinnigen Couleurburschen, dessen große Fähigkeiten mit Gottes Hilfe auf den rechten Weg gebracht werden müßten. Und das Leben wäre kein Rosenpflücken, sondern ein Dornenweg."

„Und das glaubtest du?"

„Hast du es etwa nicht geglaubt? Fort warst du von Marburg und trugst Mariannens Ring und Siegel statt des goldnen Dichtersinnes — denn ehrlich, alter Klaus, das schmale Bändchen Gedichte, das du als Student in die Welt schicktest, ist mir heute noch lieber als die dicksten Bände Literaturgeschichten, die dir später einen so hohen Namen machten. — Ja, fort warst du, wurdest Doktor, Professor gar, saßest mit fünfundzwanzig Jahren auf dem Lehrstuhl und im Ehehafen."

„Und du?" fragte er hastig.

„Ich, Klaus? Ich war ja, wie Marianne sagte, ein kokettes dummes Ding, und die Couleur hatte es mir nun einmal angetan. Der Hans Werder war nicht wie du, aber er gab sich doch alle Mühe, so zu scheinen, und mir schien er daher auch so. Nachher, wie ich den Unterschied merkte, und daß heißes Blut noch lange keine heiße Seele ist, siehst du, da hatte ich das heiße Blut nun schon mal gern gewonnen, und als der verliebte Bursche durchs Staatsexamen fiel, heiratete ich ihn zum Schrecken der ganzen Familie. Nun," fügte sie nachdenklich hinzu, „er wäre auch ohne dies und zum zweiten und dritten Male durchs Examen gefallen, denn außer Liebesabenteuern wußte er in der Tat recht wenig, und ich habe ihn doch noch ein Dutzend Jährlein über Wasser gehalten."

„Es müssen schwere Zeiten gewesen sein, Traud."

„Er hat nichts davon gemerkt, Klaus. Er war der geborene Zigeuner, und weil ich ihn nahm, hielt er mich auch dafür, das ist ja so klar. Durfte ich ihn enttäuschen? Der Mann muß daran glauben, daß er der Führer und Lenker des Frauenherzens ist, er muß an seine Liebeskraft glauben. Und dann glauben wir auch an ihn, so wenig wundergläubig man mit der Zeit wird.

Klaus Kreuzer war stehen geblieben: „Aber die Sorgen, die Sorgen des Lebens?"

Sie standen im blühenden Gold der Sträucher, und der Wald wölbte sich über ihnen und streute aus den Wipfeln wilder Obstbäume silberne Blätter auf sie herab. Trauds Hände spielten in den Zweigen des Gesträuchs, und ein Regen goldener Blüten rieselte durch ihre Finger, als wäre sie eine Goldmacherin, von der die Märchen erzählen.

Klaus Kreuzer hielt den Atem an und staunte auf das Bild.

„Ach, Klaus, es braucht nicht viel, um glücklich zu sein. Nur den Mut braucht es."

„Aber leben muß man doch können, wenigstens leben!"

„Einmal war er Privatsekretär, ein andermal ordnete er Bibliotheken, zuletzt war er Fechtmeister in Heidelberg. Und wenn er nach Hause kam, und sich ein wenig schämte, daß der Verdienst gar so mager ausgefallen war, machte ich ihm meine strahlenden Augen — weißt du: so! — als ob ich ihn zum ersten Male sähe, und sagte nur immer: ‚Kerl, was für ein Kerl bist du! Ach, du holst mir ja doch noch einmal den Mond und die Sterne vom Himmel!' Und dann — ja, was tut ein Mann dann wohl? Er gibt sich eine Haltung vor seiner Frau und sucht schleunigst das Beste hervor, was er hat, seine allerdankbarste Liebe, damit die Frau nicht merken soll, was für ein armer Teufel er im Grunde ist. Und siehst du, Klaus, um dieser Haltung willen, die für eine Frau etwas Rührendes hat, liebte ich ihn."

„Und ist in diesem Wunderglauben gestorben . . ."

Sie nickte und ließ immer noch das Gold der Ginsterblüten durch ihre Finger rieseln. „Fünf Jahre sind es. Und wie er mir sagte, starb er mitten aus dem Glücke heraus, obwohl kaum ein Stück Brot im Schranke war. Marianne sagt, ein Dornenweg, kein Rosenpflücken. Marianne irrt sich. Wenn man genauer hinblickt, sieht man auch am Dorn die Heckenrosen blühen."

Er antwortete nichts, und plötzlich fühlte sie das Schweigen. Und sie hob den Kopf und sah, daß er auf ihre Hände starrte, die mit den goldenen Frühlingsblüten dicht gefüllt waren, und daß seine Gedanken erst weitere und immer engere Kreise zogen. Und mit rascher Bewegung hob sie die Arme, und schüttelte die Hände voll Blütengoldes über ihn aus.

„Klaus, Klaus! Ich verzaubere dich! Nun stehst du mitten im Frühling, und im allergoldensten, du Sonntagskind!"

„Sonntagskind," ahmte er ihr nach.

„Das bist du und das bleibst du, und wenn du die Schultern hebst und sie schüttelst, werden deine Krankheiten von dir abfallen wie Einbildungen."

„Wer sagt dir denn, daß ich krank bin?"

„Ich habe es gefühlt, Klaus, und deshalb brauchst du es mir nicht zu sagen."

„Und möchtest mich gesund sehen?"

„Ja, Klaus, das möchte ich wahrhaftig."

Sie standen und sahen sich in die Augen. Und dann sagte der Mann leise und stockend: „Traud, ich wollte — du wärst meine Frau geworden."

Und sie erwiderte und sah ihn ruhig an: „Ja, Klaus, das wollte ich auch."

Und sie sahen sich an, bis die Sonne, die zwischen ihnen war, ihre Augen blenden wollte und es in goldenen Punkten vor ihren Blicken tanzte. Da streckten sie suchend die Hände aus.

„Traud . . ."

Und er wiederholte ihren Namen wie eine Bitte.

Sie legte den Kopf in den Nacken. Ihre Lippen zitterten ein wenig.

„Du . . ." sagte er. —

Da hob sie sich auf den Fußspitzen, nahm sein Gesicht zwischen beide Hände und bot ihm den Mund.

Und er fand nichts anderes als das eine Wort: „Du! . . ."

„Bist du nun zufrieden, du meine alte, liebe Mädchensehnsucht?"

Er schüttelte den Kopf.

Und nach einer Weile wieder: „Bist du nun zufrieden?"

„Du! Du hast es leicht gegen mich mit deiner einstigen Mädchensehnsucht. Nun bist du meine Mannessehnsucht, und das ist heute, und morgen und alle Tage wird es nun nicht mehr anders sein!"

„Gott sei gedankt," sagte sie, „daß du wieder etwas zu ersehnen hast."

„Traud — ist das dein Leichtsinn?"

„Ja," wiederholte sie, „das ist mein Leichtsinn. Das ist der Sinn, der das Leben leicht macht. Gott sei gedankt, daß du wieder etwas zu ersehnen hast, du lieber Mann, denn die Sehnsucht wird dich jung halten und dir Träume geben, wenn es grau um dich ist, und die Spannkraft, an Schöpfungen heranzugehen, die voll blühenden Lebens sind und nicht voll Bücherweisheit."

„Nein, nein, du, das ist mir nicht genug! Ich werde oft und oft kommen müssen, um nachzuprüfen, ob die Sehnsucht vor dem Bilde noch standhält!"

Sie reckte sich, daß ein Schwellen durch die schlanke Gestalt lief.

„Komm nur, ich fürchte mich nicht."

Und er stand und trank mit weitgeöffneten Augen das Bild in sich hinein, und wußte, daß es seine Jugend sei, und tat einen Schritt vor und nahm sie fest in beide Arme.

„Bleibst du mir treu?"

„Ich liebe dich!"

„Ob du mir treu bleibst?"

„Sorge dafür."

Da verstand er sie.

„Ich bleibe mir treu. Hab' keine Sorge mehr um mich. Ich lass' von meiner Jugend nicht mehr locker, und die Menschen sollen den Gewinn davon haben."

„Mach' die Menschen fröhlich, Klaus, mach' sie fröhlicher als weise!"

(Fortsetzung folgt.)

Schicksal. Von Carl Busse.

Ich wollte Schläger sein . . .
Mit heitrer Kraft
Wollt' ich den Ball zu feinem Spiele lenken,
Aus loser Haft ihm halbe Freiheit schenken,
Nach Lust mir regelnd seinen Schwung und Fall.
Ich wollte Schläger sein . . .
Ihr ew'gen Mächte,
Der Ball ward Schläger, und der Schläger Ball!

Ein Vorwort zur Jubelfeier Charles Dickens'.

Von A. Rutari-London.

Im Juni 1837 war die achtzehnjährige Viktoria Königin von England geworden. Zur nämlichen Zeit hat einer ihrer Untertanen seinen Thron bestiegen, dessen Herrschaft weiter reichen sollte, als über die Grenzen des britischen Weltreichs. Denn in diesem Jahre erschienen „Die Pickwickier". Ihr Verfasser war nur wenig älter als die junge Königin, sein Name kaum bekannt Unter dem Pseudonym Boz erschienen die einzelnen Lieferungen des Romans; Boz war das Kauderwelsch der Kinderstube für Moses, einen jüngeren Bruder des Verfassers. Nur seine Freunde wußten, daß dieser Charles Dickens hieß, daß er Berichterstatter und Parlamentsreporter am Morning Chronicle war, ein bildhübscher Mann von fünfundzwanzig Jahren, mit leuchtenden Augen und reichgewelltem Haar, daß er sich eben mit der Tochter seines Chefredakteurs verheiratet hatte und mit dem Frohsinn der Jugend in die Zukunft blickte. Bei ihm, in seiner jungen Ehestandswohnung in Furnivals-Inn, ich weiß nicht wieviel Stiegen hoch, waren eines Tages zwei Verleger erschienen, jung und hoffnungsfroh wie er selber, die Herren Chapman und Hall, und hatten ihm Zeichnungen von der Hand des beliebten Künstlers Seymour gebracht mit dem Vorschlage, den Text dazu zu schreiben: knappe Skizzen aus dem englischen Leben, Sport- und ähnliche Typen, die sich mit Humor behandeln ließen und die in monatlichen Heften erscheinen sollten. Er hatte Ähnliches in freien Stunden zwischen Reporterdiensten an einer Morgenzeitung seit einem oder zwei Jahren geschrieben und als „Londoner Skizzen" soeben in Buchform herausgegeben. Schon während des Zwiegesprächs mit den Verlegern gewann der Plan des neuen Werkes lebendige Gestalt: Mr. Pickwick, ein wohlwollender alter Junggeselle mit rundlichem Bäuchlein und rundlichen Brillengläsern, durch die ein Paar Kinderaugen ohne Arg in die Welt hineinschauten, tauchte vor seiner Seele auf und eine Schar von jungen Leuten, die sich um ihn sammelte und als Mitglieder des Pickwickklubs allerlei harmlose Streiche miteinander verüben sollten. So ging er leichten Sinnes an die Arbeit und wäre sicherlich nicht in Verlegenheit um allerlei Schnurren gekommen, die den Pickwickiern im Lauf der Geschichte begegnen sollten. Da starb Seymour unerwartet zwischen dem Erscheinen der ersten und zweiten Nummer, und Dickens wählte Hablot Brown zu seinem Nachfolger. Und doch kaum zum Nachfolger, denn statt den Text zu den Illustrationen zu liefern, schrieb Dickens nun sein Buch, und der Zeichner hatte seinen Spuren zu folgen. Aus den lose zusammenhängenden Skizzen ward, ehe man es sich versah, ein Roman. Ein Roman voll von Abenteuern, unterbrochen noch an vielen Stellen durch allerlei eingefügte Erzählungen nach der Art etwa von Hauffs „Wirtshaus im Spessart", aber doch ein Roman insofern, als leichtgewebt wie die Fabel war, sie zur Entwicklung der handelnden Personen beitrug und diese selber sich von Kapitel zu Kapitel kräftiger und lebensvoller vom Hintergrunde abhoben. Mit keckem Griff faßte hier eine geübte Hand mitten ins Leben hinein und malte mit erstaunlicher Lebendigkeit alles, was sie vor sich sah. Da bedurfte es keiner Ästhetiker, das Publikum erst auf ein neues großes Talent aufmerksam zu machen. Die Leser erkannten es selbst und empfanden mit Vergnügen, wie längst vertraute Stätten und Menschen hier von einer ganz neuen Seite gesehen und mit unvergleichlicher Frische dargestellt waren. Mancher, der an die gefürchteten „ersten fünfzig Seiten" in jedem Scottschen Roman gedacht, als er das Buch aufschlug, fühlte sich gleich von der ersten Zeile an gepackt und je weiter er las, um so wohler ward ihm. Es gibt auch keinen zweiten Schriftsteller, bei dem der Leser derart die Empfindung der Frische und Unerschöpflichkeit hat. Wo ein anderer fein haushälterisch vorgeht, glitzert und funkelt bei Dickens jede Seite mit guten Einfällen und frappanten Schilderungen. Dem Leser wird wohl dabei: wer säße nicht gern an vollen Tischen, zumal wenn der Wirt mit so lachenden Augen ringsum blickt. Mr. Pickwick mit der warmherzigen Ritterlichkeit eines Squires, wie ihn Addison oder Goldsmith gezeichnet haben könnte, und Sam Weller, der waschechte Cockney mit dem losen Mundwerk und der Hundetreue für

Festmarke auf Charles Dickens.

seinen Herrn, wurden sofort die Lieblinge des Publikums. Statt der 400 Exemplare, die der Buchbinder von der ersten Lieferung vorbereitet hatte, heftete er 40000 von der letzten. Anekdoten über den Erfolg des Romans gehörten zum Tagesgespräch. Ein Prediger, der einem Schwerkranken eindringlich und langdauernd „geistlichen Trost" gespendet hatte, hörte mit Erstaunen, als er zur Tür ging, wie der Patient ein Stoßgebet vor sich hinmurmelte: „Lieber Gott, laß mich nur bis Mittwoch leben — da erscheint ‚Pickwick' . . .

Wie der Sohn des Kis war Dickens ausgezogen, Eselinnen zu suchen und hatte ein Königreich gefunden. Fast von einem Tage zum andern war er ein berühmter Schriftsteller geworden; die frohe Laune, mit der er auf die Welt und die Menschen blickte, zog alle Herzen magisch zu ihm. Indem er sie belustigte, hatte er seine Leser fast unbewußt auch belehrt. Dickens' Philosophie ist die des stout heart, die nämlich, die lehrt, daß das Ungemach des Lebens nicht leichter getragen wird, wenn man verzagt oder ein saures Gesicht dazu macht.

Er hatte Pickwick noch unter der Hand, als er die Feder bereits zu einem neuen Roman ansetzte. „Oliver Twist" schildert den Lebensgang eines armen Jungen, der im Arbeitshause zur Welt kommt und der abwechselnd unter dem friedlichen Dach wohltätiger Leute aufwächst, die sich seiner annehmen, und in der Gesellschaft von Taschendieben und Einbrechern, die ihn als Werkzeug gebrauchen. Zum Humor gesellt sich hier zum erstenmal das Pathos. Gleich das erste Kapitel, in dem das Leben der blutjungen Mutter Olivers ausrinnt, wie sie dem Knaben das seine schenkt, packt den Leser mit unwiderstehlicher Gewalt. Liest man doch Dickens nicht allein mit dem Verstande, sondern auch mit dem Herzen. Und im Herzen sammelt sich ein Groll gegen all die unvollkommenen, ja jämmerlichen Einrichtungen, die mit den besten Absichten getroffen sein mochten, das Los der Armen zu lindern, aber durch Gleichgültigkeit und Lieblosigkeit der Routine so weit hinter dem Ziel zurückbleiben. Armenhaus, Schuldgefängnis, Schulwesen, Gerichtsverfahren werden fortan in Roman auf Roman ohne Haß und doch mit solcher Wucht in ihrer Haltlosigkeit dargestellt, daß sie zu gründlichen Reformen führten. Dickens kommt das Verdienst zu, das ihm niemand bestreitet, zur Verbesserung vieler sozialer Übel mehr als irgendeiner, sicherlich viel mehr als die berufsmäßigen Gesetzgeber, beigetragen zu haben.

Einen ganz neuen Zauber aber sollte er auf seine Leser ausüben mit dem Roman, der sich nun aus einem weitgedachten Vorhaben loslöst, die Schicksale, zu denen „Master Humphreys Wanduhr" gleichmäßig tickte und die Stunden schlug, in einer Reihe von Erzählungen zu schildern. Der Plan wurde schließlich verworfen, aber es entsproß aus seinem Boden die „Geschichte des Raritätenladens" mit jener wundervollen und wundersam zarten Blüte, der kleinen Nell. In einem seltsamen, halbverzauberten, halbverfallenen Hause in London, wo ihr Großvater ein Kuriositätengeschäft mit allerlei Trödel hält, wächst sie auf. Schwere Schicksalsschläge treffen den Alten und treiben ihn schließlich aus dem Hause; ein ruheloser Wanderer pilgert er über England. Der Roman ist reich an Begebenheiten, an ernsten und komischen Figuren; was aber mächtig die Phantasie der Leser ergriff und sie im Innersten erschütterte, das war die rührende Figur dieses zarten, unschuldigen Kindes, das mit seinen schwachen Füßen den steinigen Weg der Armut und Entbehrung ging, den der Alte an seinem Stabe wandern mußte. Die heitere Liebenswürdigkeit des Kindes, die kein Schicksalsschlag zu unterdrücken vermochte, war so seltener, so ätherischer Art, daß die Leser im Zweifel sein mochten, ob es sich hier um ein irdisches oder engelhaftes Wesen handelte. Sie ahnten, daß der Dichter es nicht für den üblichen „befriedigenden Ausgang" bestimmt haben könne, und sein Schreibtisch füllte sich mit Briefen, in denen die Leser ihn bestürmten, die kleine Nell am Leben zu lassen. Ihm selbst ging das Schicksal seiner kleinen Heldin, das er doch nicht ändern konnte, nicht weniger nahe.

„Die ganze Nacht," so schrieb er einem Vertrauten, „hat das Kind mich verfolgt und heute morgen bin ich unerfrischt und elend. Niemand wird sie entbehren, wie ich sie entbehren werde." So schob er tagelang die Niederschrift des Kapitels auf, das ihren Tod schilderte, und als er es endlich schreiben mußte, da fielen die Worte von seiner Feder sanft wie Rosen auf die Bahre eines Kindes.

Dickens war nun zu einer Stellung gereift, wie sie weder vor noch nach ihm ein zweiter Romanschriftsteller eingenommen hat. Wo man Englisch sprach, in seinem Lande sowie in Amerika, verschlang und verstand man jedes Wort seiner Feder; in Deutschland, Frankreich und Italien fand er durch eilig besorgte Übersetzungen weite Verbreitung. England und die Engländer, insbesondere London und die Londoner, wurden aller Welt vertraut wie Jugendfreunde. Und er selber, obwohl er aufs Festland, nach Amerika, reiste, fühlte sich recht wohl allein in London. War er in Paris oder in der Schweiz, so konnte er nicht schaffen; ruhelos sehnte sich seine Phantasie nach dem Gewühl der Straßen von London, aus dem sie ihre Nahrung sog, wie Antäus seine Kraft aus der Berührung mit der Muttererde. Zu allen Stunden des Tages oder der Nacht fand man ihn auf einsamen Spaziergängen durch die City; die stillen, hohen Häuser des Westends, die schweigsamen Höfe der Inns of Court, die geheimnisvollen Gassen in der Nachbarschaft des Flusses waren stumme Zeugen seiner gedankenvollen Wanderungen. Stumme, sag' ich, und doch wie beredt soll-

ten sie werden, wenn er tags darauf die Feder zur Hand nahm und diese steinernen Zeilen mit den Helden und Heldinnen seiner Phantasie bevölkerte! Als trüge er in seiner Hand jenes Wunderstöckchen, das dreimal auf den Boden aufklopfte an Stellen, wo Schätze vergraben lagen, so schüttet seine Phantasie Gold auf hinter den grauen Steinen der Häuser von London und verleiht ihnen für alle Zeit eine erhöhte Bedeutung. Hier in jenem düsteren Gebäude hauste Mr. Tulkinghorn, der Hüter schwerer Geheimnisse, die in das Schicksal der Heldin von Bleak House so tief einschneiden; dort unter den Platanen von Soho Square, die heute im Sommerwinde flüstern, fand Doktor Manette und seine schöne Tochter Zuflucht vor den Schrecken der Bastille. Und wie Häuser und Plätze gewinnen die Menschen, an denen wir auf eiligen Geschäftsgängen vorübergehen, neue Bedeutung: Der Stelzfuß an jener zugigen Straßenecke, der taube Nüsse und ähnlichen Kram feilhält, ist in unseren Augen Silas Wegg (Lump, der er ist); der Junge, der mit seinem Besen so eifrig den Übergang über den schmutzigen Damm kehrt und dabei mit der Hand an die Mütze fährt: „Good morning, Sir, spare a penny, Sir," ist kein anderer als Joe. Er malte uns jene anheimelnden Bilder des gemütlichen englischen home life; wir sehen den Teekessel, der am flackernden Kaminfeuer brodelt, und freuen uns der anmutigen Häuslichkeit, in der reizende Töchter liebreich für den Vater sorgen, wenn er müde vom Geschäft heimkehrt. Selbst leblosen Dingen vermochte seine Phantasie ungeahntes Leben einzuhauchen. Den aus Holz geschnitzten Midshipman mit dem Fernrohr unter dem Arm, den er irgendwo sah und in „Dombey und Sohn" als Wahrzeichen über den Laden des guten „Onkel Sol" setzte, kennt noch heute jeder Londoner.

Dickens' Stil kommt seinen Beschreibungen in wirkungsvollster Weise zu Hilfe. Da gibt es keine langatmigen Schilderungen — wie durch einen Blitzstrahl ist plötzlich die Szene erhellt, bis in die verborgensten Ecken wird jede Einzelheit sichtbar und steht uns unvergeßlich vor Augen. So ist's auch mit seinen Personen. Wie viele gibt es in jedem Buche: 160 in den „Pickwickiern", 80 in „David Copperfield", 70 in „Unser gemeinschaftlicher Freund" usf. Ob der Dichter ihnen nun drei Zeilen, drei Seiten oder drei Kapitel widmet, alle atmen sie Leben. Man veranstaltet in England Maskenbälle und Kostümfeste mit „Dickens' Characters", so vertraut sind jedermann ihre Gewohnheiten, ihre Kleidung; selbst ihre Ausdrucksweise ist allbekannt, und kein zweiter Prosaschriftsteller hat soviel geflügelte Worte aufzuweisen, wie von Dickens noch heute in Umlauf stehen. Wollen uns manche von seinen Helden wunderlich erscheinen, so geht uns das mit seinen lebendigen Vorbildern nicht anders. Wie oft täuscht nicht gerade in England die Außenseite; wie viele, die stumm und kalt gleich Maschinen ihr Tagewerk verrichten, werden am häuslichen Herd der umschwärmte Mittelpunkt eines heiteren Kreises. England ist das Land der Widersprüche. Ja, wer Dickens' Schilderungen oder die Art, wie er die Knoten seiner Fabel schürzte, der Willkür zeihen möchte, sollte nur einen Blick in die tägliche Zeitung werfen. Wieviel Berichte von dunklen Taten, von unaufgeklärten Morden oder verzweifelten Sprüngen in die Themse, wieviel Gerichtsverhandlungen voll psychologischer Rätsel, wieviel Erbschaftsprozesse reich an verwickelten Verhältnissen werden da ans Licht gezogen. Die Phantasie des Dichters wird hinter der Übertreibung der Prosa des Lebens immer noch weit zurückbleiben, denn Truth is stranger than fiction. Vieles in der Charakteristik von Dickens erklärt überdies der Standpunkt des Optimisten. „Ich habe," so äußerte er sich einmal, „es mir in meinem Urteil über die Menschen zur Regel gemacht, genau zu beobachten, ob einige (über die man geneigt ist, übel zu denken) nicht alle ihre Fehler an der Oberfläche tragen und andere (über die man geneigt ist, gut zu denken) weit mehr darunter haben." So flossen aus seiner Feder alle jene Leute, die auf den ersten Blick keinen guten Faden an sich haben und deren Herz, wenn es zur Prüfung kommt, rein und echt ist wie Gold. So steht Carker der Ältere, der sogar mit dem Strafgesetz in Konflikt gekommen ist, hoch über seinem Bruder, Carker dem Jüngeren, dem Angesehenen. So bringt Sidney Carton (in der „Geschichte zweier Städte"), den alle Welt für einen Taugenichts und Tagedieb hält, zuletzt jenes höchste Opfer, daß er sein Leben preisgibt, um das seines Nebenbuhlers zu erhalten. So steigen aus den Seiten sämtlicher Bücher Dutzende von Gestalten, in schäbigen Kleidern und unsauberer Wäsche, denen die Welt im allgemeinen nichts Gutes zutraut, und die der Leser im besonderen warm in sein Herz einschließt. Denn der Leser — das ist die Wunderkraft der Dickensschen Darstellung — glaubt an sie.

Er glaubt an sie, weil er an Dickens glaubt. Obwohl Dickens in keinem seiner Romane mit der eigenen Person hervortritt, wie Thackeray z. B. es so häufig tut, so ist ihnen allen doch der Stempel seines Wesens aufgedrückt, und man kann seine Werke nicht lieben, ohne ihn selbst mit ins Herz zu schließen. Beide decken sich bei Dickens in seltener Weise. Die frohe Laune, in die uns seine Art, das Leben (auch wenn es nicht immer heiter ist) und die Menschen anzusehen, versetzt, war ganz die frohe Laune seiner eigenen Natur. Welch einen Überschuß an Kraft hatte er in seinen besten Jahren, der doch ein solch schwächliches Sorgenkind gewesen war. Mitten in der Arbeit (in seinem Schreibzimmer in Broadstairs) springt er auf, weil das Meer, das vor seinem Fenster in der Sonne leuchtet

und glitzert, ihn unwiderstehlich lockt: Er läuft hinaus, schwimmt und taucht und setzt sich dann wieder zu Nicholas Nickleby als sei nichts geschehen. Oder er sendet seinem Freunde Forster ein Billett mit dem lakonischen Inhalt: „Herrliches Wetter für einen Spazierritt." Und trabt mit ihm dreißig oder vierzig Kilometer ins Land hinaus, um nur um so erfrischter zum Schreibtisch zurückzukehren. Keiner kannte die gemütlichen Wirtshäuser meilenweit in der Runde von London besser wie er und wußte genauer, wo es ein schäumendes Glas Ale oder ein besonders liebevoll gegrilltes Steak gab. Bei keinem zweiten Schriftsteller ist auch so oft von Essen und Trinken die Rede. Es läuft einem das Wasser im Munde zusammen bei all den appetitlichen Puddings und Pasteten, den gerösteten Brotschnitten und singenden Teekesseln, den dampfenden Gläsern mit Punsch und Glühwein. Es finden sich Stellen in seinen Romanen, die so leicht und duftig sind wie Schmetterlinge, die sich über Blumen wiegen — und andere, die so wuchtig geschrieben sind, als wären sie mit Hammerschlägen geschmiedet. Denn im Grunde war er, was seine Lebensauffassung anlangte, eine tiefernste Natur. Was er erreichte, verdankte er nächst dem Genie, das ihm Gott gegeben, dem Ernst, mit dem er an seiner eigenen Vervollkommnung arbeitete. „Was überhaupt wert ist, getan zu werden," so pflegte er zu sagen, „ist wert, daß man es so gut wie irgend möglich tue."

Aus der Mitte des Volkes hervorgegangen — der Sohn eines kleinen Beamten im Marinezahlamt — schlug sein Herz am wärmsten für das Volk. Er kennt keinen Klassenhaß, aber das Bild eines echten Gentleman hat er uns nicht in den modisch gekleideten Herren der oberen Gesellschaft gezeichnet, sondern in dem Bilde der rauhen, schwielenhändigen Fischerleute Pegotty und Ham (in „David Copperfield"). Wie Carlyle, zu dem es ihn nach eigenem Bekenntnis von allen seinen Zeitgenossen am meisten zog, war er in innerster Seele Demokrat. Der Würde, die ihm sein Talent verlieh, und des Verantwortungsgefühls seinem Volke gegenüber war er sich wohl bewußt und verstand, sie auch Höchstgestellten gegenüber zu wahren. Als Königin Viktoria einmal einer Privattheatervorstellung beiwohnte, in der er eine komische Rolle spielte, ließ sie ihn in ihre Loge bitten, um ihm Freundliches darüber zu sagen. Aber Dickens wollte nicht vor seiner Fürstin im Theaterputz erscheinen, und obwohl die Königin ihm sagen ließ, so schlimm könne er doch nicht aussehen, er möge nur kommen, blieb er fest bei seinem Wort. Mit der ganzen Kraft seiner Begabung ist er denn auch ins Volk gedrungen und vom Volke verstanden worden. Es ist durchaus nichts Ungewöhnliches, auf der Fahrt in Vorstadtzügen z. B. ein paar Leute in Maurerkitteln sich über die Vorzüge dieses oder jenes seiner Romane mit Eifer unterhalten zu hören — noch heute, fünfzig Jahre und länger, seitdem sie geschrieben wurden. Als er noch lebte, kam es vor, daß Leute aus dem Volke ihm auf offener Straße dankten, wie jener irische Handwerker, der ihm nach einer Dickens-Vorlesung die Hand hinstreckte und enthusiastisch zurief: „Gott segne Sie, Herr, nicht nur für die Leuchte, die Sie mir heute abend gewesen sind, sondern für die Leuchte, die Sie in meinem Hause sind (und Gott segne Ihr Gesicht) seit manchem Jahr!" ...

Dickens' Vorliebe für die Armen war keine Empfindsamkeit, sondern beruhte auf Beobachtung. In der Mehrzahl seiner Romane wird der Besitz von Geld die Ursache alles Übels und der Verderber selbst gut veranlagter Menschen. „Dombey und Sohn" ist ganz erfüllt davon; man möchte meinen, das Buch sei nicht auf Schreibpapier, sondern auf Anweisungen auf die Bank von England geschrieben. Es geht wohl mancher in die City, dem in seinem Dünkel nichts gilt im Vergleich mit dem Ansehen, der Weltmacht „seiner Firma". Solch ein Großkaufmann ist Mr. Dombey; sein ganzes Sinnen konzentriert sich auf sein winziges, eben zur Welt gekommenes Söhnchen; ist es doch ausersehen, dereinst eine Macht in der City zu werden, der Chef von „Dombey und Sohn". Daß ihm die Gattin (bei der Geburt des Sohnes) gestorben, daß auch ein Töchterchen da ist, Florence, bedeutet dem stolzen Mann nichts — kann doch ein Mädchen nicht aufs Kontor gehen. Wie wunderlich altklug nun der Knabe wird bei der einseitigen Erziehung, in der er aufwächst, wie sein kleines Herz sich vom Vater ab- und eben der vernachlässigten Schwester zuwendet, ist mit lückenlosem, seelischem Verständnis erfaßt und geschildert. Daß der Sohn, kaum zwölf Jahre alt, in der ersten Hälfte des Buches stirbt, vollzieht sich wie eine natürliche Fügung und nicht wie auf das Geheiß des Dichters, der dies Mittel braucht, um den Stolz des Vaters zu beugen. „Dombey und Sohn" sind am Ende, wie Miß Tox sagt, „Dombey und — Tochter". Nur wenige Schriftsteller haben sich an Schilderungen von Kindern gewagt: es ist so schwer, ihr unberührtes Wesen zu erfassen, ihre weichen, unentwickelten Züge festzuhalten. Dickens hat sich auch diese Aufgabe wiederholt gestellt, und seine Kindergestalten gehören zum Wahrsten und in vielen Fällen zum Rührendsten, das er geschrieben. Den möchte ich sehen, der, wenn er dieses Geschwisterpaar beobachtet, die Tränen zurückhalten könnte, die ihm unter Lächeln über die Wangen rollen. Wie Florence Lateinisch lernt, um Paul bei den Schularbeiten zu helfen, wie sie in den Straßen von London sich verirrt, wie bei einem Schulfest Paul, scheu und schwächlich wie eine im Stengel geknickte Blume, die am Verwelken ist, von seiner Sofaecke aus bewundernd Florence tanzen sieht, wie sein

kleines Herz glücklich pocht, da er hört, wie die Kameraden sich das Lob von „Dombeys Schwester" zuraunen. Der Tod von Paul Dombey ging Dickens (und seinen Lesern) so nahe wie der Tod der kleinen Nell.

Vielleicht, daß die Schilderung des kleinen Paul ihm die Veranlassung gab, sich seiner eigenen Jugend zu erinnern. Auf „Dombey und Sohn" folgte „David Copperfield", ein Roman, der zu gutem Teil Selbstbiographie ist. Unter den Werken Dickens' steht dieses am höchsten. So fest gegossen ist die Form, so frei von Schlacken die Mischung, daß sein Lesen reiner Genuß ist von der ersten Seite bis zur letzten. Lachen und Weinen kommt so frei von jeglichem falschen Gefühl bei keinem zweiten aus unserer Brust wie bei ihm. Dickens war tief in die bitteren Erfahrungen seiner eigenen Jugend getaucht, als er ihn niederschrieb. Er hat es Mr. Micawber (in dessen leichtfertigem, wortschwallreichem, tatenschwachem Wesen er das Bild des eigenen Vaters zeichnet) nicht entgelten lassen, daß sein Urbild seine Erziehung in so unvergleichlicher Weise vernachlässigt hatte; er hat ihn vielmehr mit hunderterlei liebenswürdigen kleinen Eigenschaften ausgestattet, so daß wir ihn nie verachten, so oft wir auch über ihn lächeln müssen. Wie Dickens' Vater sitzt Mr. Micawber ein paar Jahre in Schuldhaft, jenem fidelen Gefängnis, wie es zur Mitte des vorigen Jahrhunderts noch in England bestand und in dem Leute, die finanziellen Schiffbruch gelitten hatten, mit Weib und Kind so lange saßen, bis sie starben, oder ein Zufall es ihnen möglich machte, sich mit ihren Gläubigern auseinanderzusetzen. Auch die große Lebensweisheit Micawbers, die er mit angeborener Breitspurigkeit dem kleinen Copperfield verkündet, kommt direkt aus dem Munde des älteren Dickens. „Erkenne, mein Sohn, die Philosophie des Schuldgefängnisses; ziehe die Lehre daraus, daß ein Mann, der ein Jahreseinkommen von 20 Pfund Sterling hat, ein glückseliger Mensch ist, sofern er nur 19 Pfund 19 Schilling und 6 Pence ausgibt. Aber nimm an, daß er nur einen Schilling mehr im Jahre verbraucht — und sein Glück ist dahin!" Nationalökonomisch übrigens eine unantastbare Wahrheit, die fürs tägliche Leben wertvoller ist, als Adam Smiths „Reichtum der Völker". Schade nur, daß Mr. Dickens so wenig wie Mr. Micawber die Nutzanwendung daraus zu ziehen wußte. Er ließ seinen Sohn, ein zartes Jungchen von elf Jahren, in einer Stiefelwichsfabrik in die Lehre gehen, wo er Millionen von Töpfchen voll des kostbaren Naß verschließen und mit Etiketten bekleben mußte. Er sah es gelassen mit an, wie dieses Kind mit seinen schwachen Kräften ganz allein den Kampf des Lebens auf sich nahm, wie es ein ärmliches Stübchen irgendwo in schäbiger Gegend sich mietete, wie es sein kärgliches Mittagsmahl in den Garküchen des Strand sich kaufte, nachdem es vorher mit hungrigen Augen die hinter den Schaufenstern ausgestellten Speisen prüfend betrachtet hatte — ein großes Stück Fleischpudding *ohne* Rosinen oder ein kleines Stück, gespickt mit diesen verführerisch glänzenden Magentröstern! Unter Entbehrungen stählte sich indessen sein Charakter; er lernte die sechs oder sieben Schillinge seines Wochenlohns in ebenso viele Stückchen Papier einzuwickeln und, wie sehr ihn auch Verlegenheit drängen mochte, an jedem Morgen nur eins aufzunehmen, damit die Ausgaben des Tages nie den Verdienst des Tages überstiegen. Aber tief in seine Seele hatte sich dieser harte Frondienst der Knabenzeit eingefressen, so tief, daß selbst der herangereifte, an Ruhm und Besitztum reiche Mann nicht daran denken konnte, ohne bittere Gefühle in tiefster Seele zu erregen. Am unerträglichsten war ihm nicht die leibliche Not, die er litt, sondern die Seelenpein, sich geistig verarmen zu sehen, das Gefühl, „wie meine frühen Hoffnungen, zu einem gelehrten und berühmten Mann heranzuwachsen, in meiner Brust zertrümmert wurden". Wieviel wird nicht über Kindererziehung und Kinderbelehrung verhandelt, und hier ist einer, der in seinem ganzen Leben nur zwei knappe Jahre Unterricht genossen hat und doch einer der größten Lehrmeister der Menschen geworden ist!

Im Roman sind über diese Erlebnisse leichte Schleier geworfen; das Leben David Copperfields wird von seiner Geburt bis zur Gewinnung einer sicheren Lebensstellung als Schriftsteller geschildert; wie er die Mutter früh verliert und im Augenblick seiner Geburt die Zuneigung seiner einzigen Anverwandten, Miß Betsy Trotwood, einer Schwester seines verstorbenen Vaters, die sich eine *Nichte* und nicht einen Neffen gewünscht hatte. Es ist echt Dickensisch, wie diese Frau, deren Abneigung gegen das männliche Geschlecht durch ihre eigenen Erfahrungen an der Seite eines unwürdigen Gatten begründet ist, durch ihre rauhe, abrupte Außenseite für hartherzig gehalten wird, bis sich allmählich ihr goldenes Herz offenbart. Wie sie den Knaben in ihr Heim aufnimmt und seine Erziehung in gute Hände gibt. Wie neben den Hauptpersonen zahllose andere einhergehen, Steerforth der Schulkamerad, dessen goldene Locken und kecker, selbstsüchtiger Jugendmut unwillkürlich an Byron erinnern, die arme Fischerfamilie in Yarmouth, in der Davids treue Kinderfrau Pegotty zu Hause ist, und bei der Emily aufwächst, die Spielgefährtin Davids, die später an dem Leichtsinn Steerforths zugrunde geht. Wie David sich in Dora verliebt, die reizende Tochter des Advokaten, bei dem er für seinen Beruf ausgebildet wird, wie er Dora heiratet und erst, nachdem dieses spielerische childwife gestorben ist, den vollen Inhalt einer Ehe in der Verbindung mit seiner selbstlosen, edlen

Jugendfreundin Agnes findet. Es ist aber auch ganz Dickensisch, daß diese flüchtigen Striche der Fabel von dem Reichtum des Inhalts nicht mehr als eine Ahnung geben. Mit einem Scharfblick, dem nichts entgeht, ist jede Persönlichkeit geschildert, jede Begebenheit ausgemalt. Wie Tartüffe so ist Uriah Heep (aus „David Copperfield") das Urbild für einen Heuchler geworden; seine feuchten Hände, seine Art, sich mit ihnen über das Kinn zu streichen, sind jedem Engländer so vertraut, daß er sich unwillkürlich vor einer Person zurückzieht, die er darüber ertappt. Einen Traddles mit seiner Herzensgüte wünscht ein jeder sich zum Freunde, wie David ihn von der Schulbank her an ihm hatte.

In dem Zeitabschnitt, in welchem Dickens „David Copperfield" schrieb, erschienen auch „Bleak House", „Klein Dorrit" und der historische Roman „Die Geschichte zweier Städte" — es waren die Jahre seiner glücklichsten Schaffenszeit. Bald darauf fing er an, die natürliche Art, mit der er bisher Welt und Menschen zum Gegenstande seines Fabulierens gemacht hatte, beiseite zu legen und nach verzwickteren Motiven zu suchen. War es Erschöpfung der Phantasie, die sich allmählich bemerkbar machte, war es die Art, wie seine Romane erschienen, die hieran schuld war? In jedem Monat kam eine Lieferung heraus, die stets etwas Neues, etwas Aufregendes bringen sollte, um immer mehr Leser zu locken. Es schien ihm nicht mehr zu genügen, die Menschen und ihre Schicksale in den Maschen zu schildern, die ihnen der Alltag gewebt hatte: er selbst spann seine Fäden und warf sie absichtlich bei Beginn der Erzählung untereinander, mit dem Zweck, sie im Verlauf der Kapitel zu entwirren. Mysteriöse Vorgänge, geheimnisvolle Verbrechen spielen in „Unser gemeinschaftlicher Freund", in „Große Erwartungen" und mehr noch in „Edwin Drood" eine Rolle. Das letztere Buch blieb unvollendet, und es ist ein Beweis, wie ernst die Engländer ihren Dickens nehmen, daß die englische Literatur nicht müde wird, immer wieder neue Fortsetzungen und Erklärungen zu bringen, die versuchen, den Schleier von dem geheimnisvollen Morde zu lüften und den Mörder in dieser oder jener Figur des Fragments zu entlarven.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Zeilen sein, die Fehler von Dickens breit auszumalen; ein jeder Leser wird sie leicht herausfinden und leicht — verzeihen. Sie haben ihren Ursprung in einer rastlosen Natur, die sich geistig und leiblich Übermenschliches zumutete. Dickens ging in seinem Berufe auf und er rieb sich in ihm auf. Von seinem zwanzigsten bis zu seinem sechzigsten Jahr saß er vom Morgen bis zum Abend an seinem Arbeitstisch; zwei, drei Romane rumorten hinter seiner Stirn zu gleicher Zeit und hämmerten um Ausgang. Wenn er nicht schrieb, spielte er Theater, gründete und leitete er Zeitschriften, hielt er Vorträge. Er hatte eine zahlreiche Familie und wünschte sie gut zu versorgen. Durch Zufall hatte er sein Talent als Vorleser entdeckt; er wählte und bearbeitete fortan eigens einzelne Stellen seiner Romane und begann sie öffentlich vorzutragen. Vorzutragen sag' ich — nicht doch: er *spielte* sie vor; sein angeborenes schauspielerisches Talent verband sich mit der dramatischen Entwicklung seiner Romane zu einer Wirkung, die die Zuhörer mit ungeheurer Wucht an der Seele faßte. Man drängte sich dazu, daß man gepackt wie Heringe in den geräumigsten Sälen saß, man lachte, man weinte, man war in der Seele zerknirscht, im Jubel gehoben — ganz wie Dickens es wollte. Ihm selber ging's nicht anders; er war nie ein kalter Arbeiter gewesen, am Schreibtisch so wenig wie jetzt am Lesepult. Wenn eine Vorlesung vorüber war, sank er schweißgebadet und zum Tode ermattet auf einen Diwan. Zu den geistigen Aufregungen der Vorlesung kam die körperliche Anstrengung der Vorbereitung. Große Touren durch England und über die Vereinigten Staaten glichen Triumphzügen, doch sie zehrten an dem Mark seines Lebens. In sechs Monaten erzielte er einen Reingewinn von viermalhunderttausend Mark, aber der Einsatz war seine Lebenskraft gewesen. Eine Nervenlähmung zeigte in den Beinen ihre ersten unheimlichen Spuren; als die Sturmwolken des heranbrechenden deutsch-französischen Krieges sich am Himmel ballten, beugte er sich zum letztenmal über die Handschrift seines nur halb zu Ende geführten Romans; die Feder entfiel seiner Hand. Am 6. Juni 1870 fühlte er sich nicht wohl, am Abend des nächsten Tages war er tot.

Er war tot und wurde in Westminster Abtei begraben, wo England seit einem Jahrtausend seine Großen bettet. Er hatte selbst in seinem letzten Willen, den er mit derselben eingehenden Genauigkeit niederschrieb, die den Worten großer Männer ihre eigene Weihe gibt, bestimmt, daß sein Begräbnis von der schlichtesten Art sein und kein Denkmal ihm errichtet werden solle. „Ich beschwöre meine Freunde," so stand da, „mich unter keinen Umständen zum Gegenstande irgendeines Denkmals, eines Erinnerungszeichens oder einer Stiftung zu machen. Ich gründe meine Ansprüche auf das Andenken meines Vaterlandes, auf meine veröffentlichten Werke." So deckt ein glatter Stein auf dem Estrich von Westminster (im Poetenwinkel, dicht bei der Statue Shakespeares) die Stelle, unter der in der Krypta sein Sarg ruht. Er trägt als einzige Inschrift seinen Namen: Charles Dickens. Aber wortkarg wie die Inschrift ist, ihr Echo hallt hinaus aus dem Schatten des ehrwürdigen Gebäudes und klingt fort über die gesamte Erde. Jahr um Jahr finden sich Zahllose ein und legen Blumen und Kränze an diesem Steine nieder. Unbekannte Leute sind es, namenlos, sofern das Interesse, das die Welt an ihnen nimmt, es verkündet — *just seine Leser*.

Neue Porzellane. Von H. Noorden.

Wir alle kennen das Meißner Zwiebelmuster. Aber die wenigsten wissen, daß die Zeichnung dieses Musters, das zu so seltsamer Berühmtheit gekommen ist, eigentlich gar keine Zwiebeln darstellt und daß das Muster überhaupt nicht in Meißen erfunden wurde. Seine Geschichte ist ganz interessant. König August der Starke von Sachsen hatte, bereits vor Böttgers Erfindung, in seiner gewaltigen Vorliebe für Porzellan ungeheure Massen ostasiatischer Ware bezogen. Als nun Tschirnhaus und Böttger endlich zum Ziel gelangt waren und, etwa um 1715, dem König die ersten echten in Meißen erzeugten Hartporzellane vorweisen konnten, fehlte es zunächst an Vorlagen für die Ausschmückung dieser Fabrikate. Man ahmte daher die ostasiatischen Muster nach, die in den Königlichen Schlössern aufgestapelt waren. Unter diesen befanden sich japanische Geschirrstücke mit dem sogenannten Schakiako-Motiv. Es zeigt dies auf der Mitte des Tellers eine blühende Ranke, die sich um einen Bambusschößling schlingt, neben dem eine aufgeblühte Chrysantheme liegt, während auf dem Rande herzförmige Pflaumen und aufgeblühte Granatäpfel abwechseln. Die Nachahmung gelang nicht vollständig — und aus den Granatäpfeln wurden dabei die Zwiebeln! Übrigens war das Zwiebelmuster nur eins von vielen, die als Vorlage dienen mußten — und wurde nur durch eine der unberechenbaren Launen des Zufalls das bekannteste; neben ihm wurden Service mit dem Drachen-, dem Löwen-, dem Tigermuster bemalt und werden teilweise noch heut in Meißen gefertigt. Außerdem aber mußten auch chinesische und japanische Figuren als Vorbilder dienen, vor allem die Pagode, der Mann mit dem nickenden Kopf und den pendelnden Händen, der sich ein Jahrhundert hindurch der besonderen Vorliebe der Damen erfreute und noch unsere Kinder von so manchem Kaminbord herab in seiner drollig-gravitätischen Haltung entzückt. Die „Chinoiserien" waren Trumph damals und wurden erst allmählich durch originale Muster verdrängt, wie sie die beiden großen Meißner Künstler Herold und Kaendler erfanden: das Barock und dann das Rokoko hielten damit ihren triumphierenden Einzug.

Jedenfalls war aber das europäische Porzellan in seinen ersten Anfängen von der dekorativen Kunst der Ostasiaten überaus stark beeinflußt worden. Und nun haben wir in unseren Tagen zum zweiten Male erlebt, wie stark diese eigenartige ostasiatische Kunst auf unser Schaffen einzuwirken vermag: gerade wieder auch auf das Porzellan.

Faun. Modelliert von Chr. Thomsen.
Aus der Königl. Porzellanfabrik in Kopenhagen.

Das Porzellan verhielt sich den Wandlungen des Geschmacks gegenüber lange Zeit recht spröde. Das Beste, was in ihm geschaffen wurde, lehnte sich immer noch an die Meisterleistungen des Barock

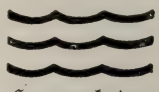
und des Rokoko an, und es ist gar nicht zu leugnen, daß zumal die zierlichen Formen des Rokoko sich für die Porzellankunst besonders gut eignen. Ich persönlich habe keine Bedenken, auch heute noch die wundervollen Schöpfungen des oben schon genannten großen Meißner Künstlers Kaendler und neben diesen etwa noch die von Peter Melchior (Höchst, Frankenthal und Nymphenburg) für das Schönste zu erklären, was in Porzellan überhaupt erzeugt wurde. Jedenfalls steht alles, was nach dem Rokoko in der Zeit des Empire und des Klassizismus in Porzellan geschaffen wurde, dahinter weit zurück, und die sogenannte deutsche Renaissance der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts brachte ihm erst recht keine neue Blüte.

Die strengen Linien des Empire, die kargen der Biedermeierzeit eigneten sich doch nicht so für das seltsam launische Material, wie die schwellende Ornamentik des Rokoko; die Versuche, mit dem Biskuitporzellan dem weißen Marmor nahezukommen, führten zwar zu technisch bewundernswerten Leistungen, aber verfehlten doch die letzte Wirkung; ebensowenig konnte das Streben, große Vasen mit umfangreichen Flächenbildern nach Art von Ölgemälden zu schmücken, zur dauernden Befriedigung führen: man staunte ebenfalls, aber man wurde nicht warm. Man verkannte immer wieder, daß das Porzellan seine ganz eigene Sprache sprechen muß, wenn es gefallen soll. Erst als Berlin und Meißen gegen Ende des Jahrhunderts auf die alten Rokokoformen zurückgriffen, erzielten sie wieder Erfolge. Wirklich Neues wurde aber nicht geschaffen; wenn man nicht die überlieferten Modelle einfach benutzte, so lehnte man sich doch an ihre Formensprache an. Neu und originell war eigentlich nur die sogenannte Pâte-sur-Pâte, die durchschimmernde Reliefmalerei, die Meister Solon in Stoke on Trent zur glänzendsten Höhe entwickelte und die dann in den Manufakturen von Sèvres, Meißen, Berlin glückhaft aufgenommen wurde.

Klods Hans Figur aus H. C. Andersens Märchen. Von Chr. Thomsen. Aus der Königl. Porzellanfabrik in Kopenhagen.

Figuren aus Andersens Märchen „Das Feuerzeug". Von Chr. Thomsen. Aus der Königl. Porzellanfabrik in Kopenhagen.

Da kamen neue Anregungen aus Ostasien, aus Japan. Diesmal freilich nicht etwa als direkte Vorlagen. Ostasien arbeitet ja in seinen alten Stilen wei-



Hausmarke der Kgl. Porzellanfabrik in Kopenhagen.

ter, die bei uns längst bekannt waren. Aber man lernte die ganze japanische (und etwas später die chinesische) Kunst nun erst recht verstehen. Man begann sie nicht mehr nach der kuriosen Seite hin zu betrachten, man betrachtete ihre Leistungen nicht mehr als „indianische Bildtgen", wie einst die Chinoiserien genannt worden waren, sondern man spürte ihrem inneren Gehalt, ihrer Gedankenwelt, wenn der Ausdruck erlaubt ist, nach. Man erkannte, wie sicher diese Kunst sich auf die Naturbeobachtung stützte und wie sie auf Grund dieser Naturbeobachtung Flächen dekorativ zu schmücken wußte. Der Japanismus kam bei uns auf, und er schoß, wie die meisten „ismen", gewiß über sein Ziel hinaus. Es war wirklich nicht schön, wie unsere Ästheten eine Zeitlang vor allem und jedem, was aus Japan herüberkam, bewundernd und kritiklos auf dem Bauche herumrutschten, wie sie alle Schöpfungen unserer eigenen Kultur und Kunst geflissentlich vor den doch meist einseitigen künstlerischen Leistungen des Inselvolks zurückdrängen wollten. Die leidige Mode, die alle paar Jahre einen andern Götzen auf ihre Altäre heben will, war auch hier bedingend. Darüber muß man sich klar sein. Und gerade wenn man dies ist, kann man desto freudiger das wirklich Gute anerkennen, was uns aus dem fernen Osten kam, die Befruchtungen, die Kunst und Kunstgewerbe der tiefern Erkenntnis japanischen Schaffens zweifellos verdanken. Diese Befruchtungen

Kopenhagenerin. Modelliert von Vald. Andersen. Aus der Porzellanfabrik von Bing & Gröndahl in Kopenhagen. Mit Eisenglasur.

Lautenschlägerin. Modelliert von Frau Prof. Plockroß-Irminger. Aus der Porzellanfabrik von Bing & Gröndahl in Kopenhagen.

Hausmarke von Bing & Gröndahl in Kopenhagen.

Pfau. Modelliert von Dahl-Jensen. Aus der Porzellanfabrik von Bing & Gröndahl in Kopenhagen.

wirken denn auch noch heute nach. Sie führten auch die Porzellankunst in neue Wege, lehrten sie, daß das Einfachste das Schönste sein kann, und erweckten eine neue, schlichte Farbenfreudigkeit. Gerade das letztere wurde derart bestimmend, daß man die neue Richtung, die die Keramik einschlug, wohl geradezu als die koloristische bezeichnet hat.

Fuchsgruppe. Modelliert von Waldemar Lindström, gemalt von Karl Lindström. Von Rörstrands Aktiebolag in Stockholm.

Wenn dereinst die Kunstgeschichte die Umgestaltungen, die etwa in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einzusetzen begannen und noch nicht abgeschlossen sind, nach ihrer Art methodisch zu registrieren versuchen wird, wird sie zuerst der Skandinavier gedenken müssen. In der, im Jahre 1775 begründeten, ehemals Königlichen Manufaktur zu Kopenhagen, heute einem großen Aktienunternehmen, begann Arnold Krogh, dem sich ein erlesener Stab trefflicher Mitarbeiter anschloß, mit der Unterglasur-Malerei nach ostasiatischem Vorbild, bald aber über dieses hinaus zu eigener Größe wachsend. Zu einer Größe, die, fast möchte man sagen, wesentlich im Kleinen, im Intimen, im Schlichten beruht. Diese Dänen treiben im schönsten Sinne Heimatskunst. Sie suchen ihre Motive in Feld und Flur, in den Buchenwäldern ihrer Inseln, am Meeresstrand, in der grünen Flut selbst: Blätter und Blüten, vom Schneeglöckchen bis zum Sauerklee, von der Erdbeere bis zur Alge; Käfer und Schmetterlinge, Schnecken und Muscheln, Möwen und Enten und unzähliges andere, immer wieder gegeben als ein kleiner Naturausschnitt, dekorativ gesehen, stets voller Stimmung, echt malerisch. Eine ganz eigene Technik haben sie sich herausgebildet. Sie spritzen — neuerdings, wenn

Blumenvase. Von Algot Eriksson. Von Rörstrands Aktiebolag in Stockholm.

Blumenvase. Von Algot Eriksson. Von Rörstrands Aktiebolag in Stockholm.

Pariserin. Modelliert von Eichler. (Auf Glasur gemalt.) Aus der Kgl. Porzellanmanufaktur in Meißen.

Rörstrand

Hausmarke von Rörstrands Aktiebolag in Stockholm.

ich recht unterrichtet bin, mittels Druckluft — ihre Farben ganz dünn auf, um besonders feine, stimmungsreiche Töne zu erzielen. Im Brande schmelzen diese Farben dann in den „Scherben", d. h. in das bemalte Stück, ein, behalten ihren zarten Duft, lassen das Weiß stets durchschimmern. Denn das ist auch ein Grundsatz der Porzellantechnik: die Malerei darf den Scherben nie völlig decken. Kobaltblau in allen Nuancen ist bei den Dänen besonders beliebt. Aber sie verfügen auch über ein wundervolles Rosa, über Grün in den verschiedenartigsten Tönungen; über Braun und Violett. Soviel von der Malerei. Die Kopenhagener haben jedoch daneben eine durchaus originelle Kleinbildnerei entwickelt. Auch sie erstrebt intime Wirkung, nimmt ihre Motive stets aus der Natur. So entstanden die entzückendsten Hunde und Katzen, Fische, Schlangen, Vögel, Eisbären, Frösche, Mäuse, in denen besonders Thomsen und Lijsberg Hervorragendes leisteten. Fast immer hat man dabei von einer völligen Bemalung in den natürlichen Farben abgesehen und sich wieder mit zarten Andeutungen in Unterglasur-Malerei begnügt, so daß die dekorative Wirkung das Maßgebende blieb.

Giraffen. Modelliert von Pilz. (Unterglasur-Malerei.) Aus der Königl. Porzellanmanufaktur in Meißen.

Schale mit Pfefferfressern. Entworfen von Voigt. (Unterglasur-Malerei.) Aus der Königl. Porzellanmanufaktur in Meißen.

Was von der Königl. Kopenhagener Manu-

Hausmarke der Königl. Porzellanmanufaktur in Meißen.

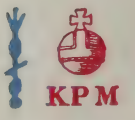
faktur gilt, gilt mindestens in gleichem Maße von der zweiten großen Fabrik in der dänischen Hauptstadt, der von Bing & Gröndahl. Auch sie hat sich unter der wahrhaft künstlerischen Führung von Pietro Krohn zu wunderroller Blüte entwickelt, und gewann dann, als Krohn zum Direktor des neugegründeten Kunstindustrie-Museums berufen wurde, in dem Architekten, Maler und Bildhauer J. F. Willumsen einen neuen Leiter von bewundernswertem Können, der es vor allem auch neidlos verstand, sich ausgezeichnete Mitarbeiter heranzuziehen. Meines Erachtens zeichnet sich Bing & Gröndahl zumal in der Plastik aus,

Pierrot. Von Josef Wackerle. Aus der Königl. Porzellanmanufaktur in Berlin.

die sich fast immer über das rein Anmutige erhebt, kräftigere Charakterisierung anstrebt, nicht selten auch eine symbolisierende Note anschlägt, wie dies Willumsens innerster Art besonders entsprach. Bing & Gröndahl haben auch ihre eigene Technik: sie schneiden oft die Zeichnung in den vorgeglühten Scherben und tragen die Farben in diese Vertiefungen vor dem scharfen zweiten Brand dick mit dem Spachtel ein. Willumsen ist meines Wissens nach Amerika gegangen, sein Geist aber lebt in den vorzüglich geleiteten Werkstätten fort.

Mit den Dänen wetteifern die Schweden. Auch in Stockholm ist die alte Königliche Porzellanmanufaktur, die

Vase mit Papageien. Von Lorenz Lang. Aus der Königl. Porzellanmanufaktur in Berlin.



Schutzmarke des Weißporzellans und Schutzmarke der Malerei der Königlichen Porzellan-Manufaktur Berlin.

gegen Ausgang des XVIII. Jahrhunderts schon einmal eine kurze Blütezeit hatte, längst in Privathände übergegangen: Rörstrand firmiert sie jetzt und ist zu neuem Ruhme emporgestiegen. Hier malt man auch Unterglasur, hier treibt man auch Heimatskunst, strebt auch nach intimem Reiz. Der Laie mag oft Kopenhagen und Rörstrand nicht ohne weiteres unterscheiden können, wenn er die Fabrikzeichen nicht sieht. Indessen gibt es doch recht kennzeichnende Unterschiede. Kopenhagen malt meist auf die ebene Fläche, Rörstrand modelliert gern einen Teil der Zeichnung im Relief und bemalt dieses; auch werden in Stockholm kräftigere Farben bevorzugt. Wunderhübsche, lebensfrische Kleinplastik formt für Rörstrand Alf Wallender; neben ihm wirken u. a. erfolgreich H. Almström, die Geschwister Pettersen u. a. Es sind das wahrhafte Künstler, die auch in ihrem Vaterlande mit Recht als solche, gleichwertig anderen Meistern der bildenden Kunst, eingeschätzt und gewürdigt werden.

Flora. Von Prof. Paul Schley.
Aus der Königl. Porzellanmanufaktur in Berlin.

Die großen deutschen Manufakturen Meißen und Berlin haben sich dem Vorgang der Skandinavier nicht entziehen können. Ob sie anfangs gern gefolgt sind,

Frosch und Maus von Wilhelm Neuhäuser und Fox mit Frosch von Theodor Kaerner.
Aus der Königl. Bayerischen Porzellanmanufaktur Nymphenburg.

Ruhender Fuchs. Von Theodor Kaerner.
Aus der Königl. Bayerischen Porzellanmanufaktur Nymphenburg.

verfügt heut (neben seinen alten, ewig jungen Mustern) über neue, eigenartige Modelle und über eine wundervolle Skala von Unterglasur-Farben, die satt, kräftig und doch zugleich duftig und weich sind. Auch in der Berliner Königlichen Manufaktur ist man, besonders seit der treffliche Professor Schmuz-Baudiß die künstlerische Leitung übernahm, in die neuen Wege eingelenkt; auch Berlin hat einmal die Palette seiner Unterglasur-Farben stetig erweitert und durch Anwendung mehrfarbiger fließender Glasuren zu außerordentlich koloristischen Wirkungen gesteigert, die vielleicht noch mannigfaltiger sind als die der Skandinavier; Berlin hat ferner aber in der plastischen Kleinbildnerei große Erfolge errungen. Künstler wie Professor Paul Schley und Joseph Wackerle sind ihr dabei zur Hand gegangen. Was Meißen und Berlin in letzter Zeit geleistet, davon geben unsere Abbildungen wenigstens eine Vorstellung. Es ist hier wie dort ein neuer Stil, der sich wohl mittelbar an dänische Vorbilder anlehnen mag, aber doch originell weiter entwickelt wurde.

bleibe dahingestellt; jedenfalls ist die Einwirkung unverkennbar. Sie haben, mehr und mehr, wirkliche Künstler herangezogen, und wer ihre Ausstellungen, besonders auch in Brüssel (wo allerdings die Kopenhagener die erste Violine spielten), sah, muß freudig anerkennen, daß der Fortschritt auffallend ist. Zuerst war es Meißen, das sich auf seine Glanzzeit besann. Es

Meisengruppe. Von Franz Blazek.
Aus der Königl. Bayerischen Porzellanmanufaktur Nymphenburg.

Tegernseerin. Von Josef Wackerle.
Aus der Königl. Bayerischen Porzellanmanufaktur Nymphenburg.

Hausmarke der Königl. Bayr. Porzellanmanufaktur Nymphenburg.

So erfreulich es ist, daß diese großen Königlichen Manufakturen nicht auf den billigen Lorbeeren alten Ruhms ausruhten: sie er-

Eisvogel, Ente und Meerschweinchen. Von P. Zeiller.
Aus der Porzellanfabrik Gebrüder Heubach in Lichte.

füllten damit schließlich auch eine Pflicht, denn sie sollen — zumal Berlin — nicht nur verdienen, sie sollen auch keramische Musteranstalten sein, sollen vorbildlich wirken. Sie dürfen Opfer nicht scheuen, vor denen private Werkstätten eher zurückschrecken mögen. Um so bedeutungsvoller aber erscheint es mir, daß auch die großen deutschen Privatmanufakturen mit der Zeit mitzugehen versuchen. Sie sind in erster Linie auf den Erwerb angewiesen; wenn sie sich entschlossen, der neuen Porzellankunst Raum zu geben, dünkt mich das ein Beweis, daß diese Kunst nicht nur für einen kleinen Kreis sehr reicher Leute schafft, sondern daß der Liebhaber- und Käuferkreis für sie heut schon in Deutschland recht groß sein muß.

HEU BACH

Hausmarke von Gebrüder Heubach in Lichte.

Künstlerische Pfade wandelt einmal die um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts gegründete Nymphenburger Manufaktur, die sich gleich der Kopenhagener zwar eine Königliche nennen darf, aber heut auch ein Privatunternehmen ist. Sie pflegt besonders erfolgreich die Kleinplastik und brachte in letzter Zeit außer reizenden Tieren auch famose bayerische Typen heraus. Auch die altbekannte Fabrik der Gebrüder Heubach in Lichte (Thüringen), die lange Zeit mehr als gut auf Massenwaren hinzuzielen schien, sucht Versäumtes nach Kräften nachzuholen, sich von der leidigen Zuckerbäckerei zu befreien. Am zielbewußtesten aber, glaube ich, geht die große Aktiengesellschaft Ph. Rosenthal in Selb vor, die bis vor wenigen Jahren nur Gebrauchsporzellan und, in ungeheurem Umfang, Artikel für die elektrotechnische Industrie fabrizierte. Sie gliederte sich jetzt eine eigene künstlerische Abteilung an und betonte von vornherein, daß sie ihre reichen technischen Erfahrungen in den Dienst der Kunst stellen wolle, um allmählich etwas Eigenes, aber den Erzeugnissen der großen Staatsmanufak-

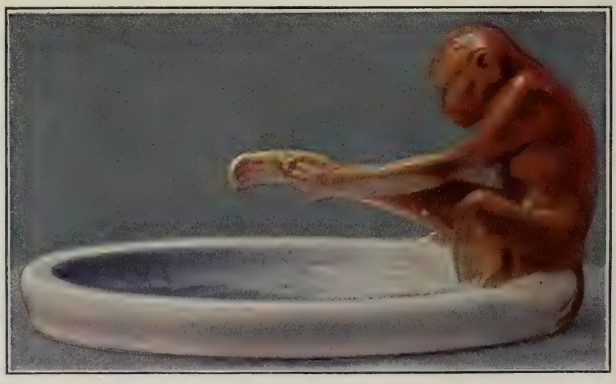
Zu Besuch. Von Amereller.
Aus der Porzellanfabrik Gebrüder Heubach, A.-G. in Lichte.

Philosophischer Disput. Von Ferdinand Liebermann.
Aus der Porzellanfabrik Ph. Rosenthal & Co., A.-G. in Selb in Bayern.

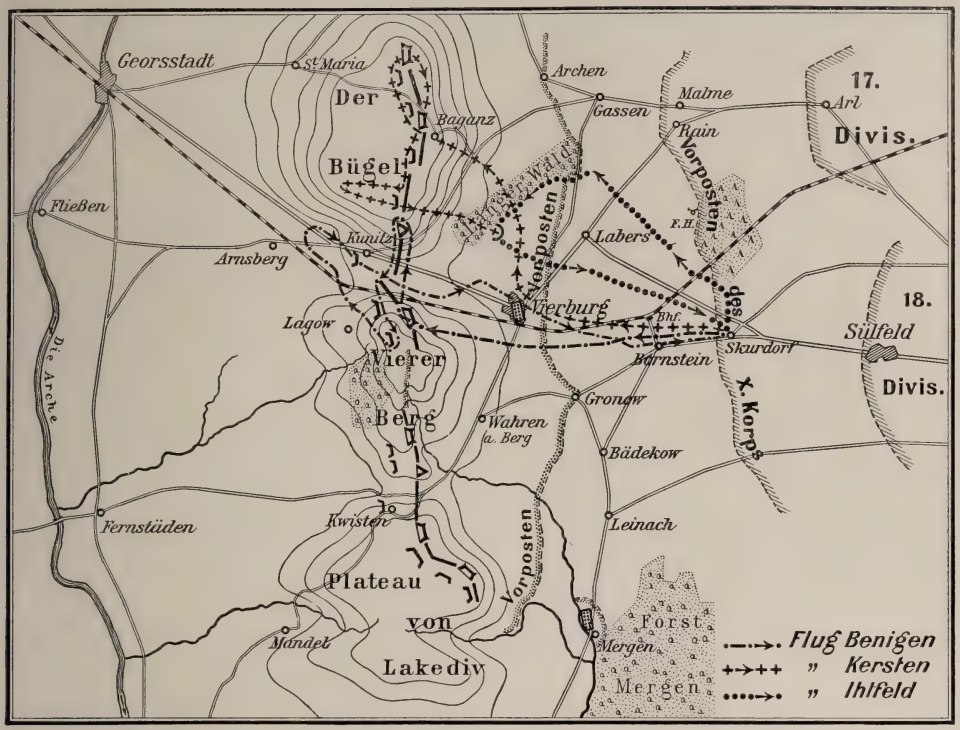
turen Gleichwertiges zu schaffen. Ausgezeichnet sind jedenfalls ihre rein malerischen Leistungen, deren Motive meist aus der heimischen Natur genommen werden; sehr ansprechend die Kleinplastiken, die der Mehrzahl nach von dem Münchener Bildhauer Ferd. Liebermann modelliert wurden. Die künstlerische Leitung der ganzen Abteilung hat Julius V. Guldbrandsen übernommen.

Hausmarke von Ph. Rosenthal & Co., A.-G. Selb in Bayern.

Gutes Porzellan war niemals billig: das sollten diejenigen nicht vergessen, die über die hohen Preise der neuen Porzellankunst klagen. Meißen ließ sich 1765 ein Kaffeeservice von 24 Stücken, bemalt, bis zu 750 Mark bezahlen, kleine Genrefiguren bis zu 100 Mark, einfachere Gruppen bis zu 260 Mark. Bei diesen Preis-Reminiszenzen muß man aber, um zu einem rechten Urteil zu gelangen, berücksichtigen, daß der heutige Geldwert mindestens den dreifachen Preis bedingen würde. Wer die Fabrikation kennt, weiß, mit welchen Verlusten sie rechnen muß; bei den ungeheuren Hitzegraden, die die Unterglasur-Malerei erfordert, sind sie besonders groß. Immerhin muß zugegeben werden, daß zumal die Skandinavier ihre schönen Erzeugnisse sehr hoch im Preise halten. Auf der anderen Seite kann man nicht genug vor den schlechten Nachahmungen warnen. Mein Weg führt mich täglich an einem Geschäft vorüber, dessen Auslagen überfüllt sind mit „Imitiert Kopenhagen", wie wenigstens offen angegeben ist: es sind fürchterliche Erzeugnisse! Vielleicht ist es den deutschen Privatmanufakturen beschieden, hier allmählich einen Ausgleich zu finden, der nur in der höchsten Vervollkommnung der technischen Mittel gesucht werden kann.



Aschenschale. Von Ferdinand Liebermann.
Aus der Porzellanfabrik Ph. Rosenthal & Co. in Selb in Bayern.



Kartenskizze der Grenze.

In den Lüften über den Sperrforts.

Skizze aus dem Zukunftskriege. Von ***

Vor mir der Tag und hinter mir die Nacht,
Den Himmel über mir und unter mir die Wellen. Faust I.

Am Ende der gegen Westen vormarschierenden 18. Division ritten drei schimpfende Leutnants; sie schimpften, als ob tiefer Frieden wäre und der Manövertag lang und anstrengend gewesen wäre. Vor ihnen rollten die Munitionswagen der schweren Feldhaubitz-Bataillone, hinter ihnen ihre eigenen neun Fahrzeuge, schwere, von je sechs Kaltblütern gezogene Wagen.

Es war die dritte Stunde des 17. Augusts. Einer von den dreien zog die Uhr. „Donnerwetter, ich habe mir meine Tätigkeit im Kriege auch etwas anders vorgestellt," sagte er. „Jetzt kilometern wir seit der letzten Rast schon wieder vier Stunden vorwärts. Immer dasselbe: Chaussee, dann 'nen Dorf, wieder Chaussee und dann ein bißchen durch den Wald. Zur Abwechslung geht's mal bergauf oder bergab."

„Ruhig Blut, Ihlfeld! Sie werden schon noch was zu tun kriegen."

„Das hoffe ich auch, und zwar recht bald."

„Wird schon kommen. Die Têten der Kolonnen müssen jetzt bald heran sein, dann wird man uns schon holen."

„Wer weiß! Ich glaube, man hat uns längst vergessen. Das hohe Armee-Oberkommando autot irgendwo in der Geographie spazieren und denkt an alles eher, als an uns."

Der dritte der Herren, der etwas außerhalb der Marschkolonne geritten war, mischte sich jetzt ein: „Kommen Sie mal zu mir auf den Sommerweg." Er wies mit der Rechten die lange Reihe der marschierenden Truppen entlang. „Na? — Sehen Sie nichts?"

„Einen Motorfahrer — und deshalb holen Sie mich hierher?"

„Ich sage Ihnen, Ihlfeld, der bringt uns einen Befehl — mir liegt's im Blut."

„Optimist!"

Das Kraftrad knatterte heran. Als es sich den drei Offizieren näherte, verlangsamte es sein Tempo und stoppte schließlich neben ihnen ab. Der Lenker, ein Offizier in der Uniform der Verkehrstruppen, ließ sich zur Seite niedergleiten und fragte dann: „Die Herren vom Flieger-Kommando?"

„Jawohl!"

„Wer von den Herren ist Oberleutnant von Benigen? Befehl von der Division!" Er überreichte eine Meldekarte.

Benigen riß den Umschlag auf und wandte sich an Ihlfeld: „Na, sehen Sie, ich hatte recht, wir sollen vor — heute noch. Das heißt Karsten und ich. Sie müssen noch etwas warten, weil Sie so sehr geschimpft haben." —

Jetzt wandte sich der Radfahrer wieder an Benigen: „Verzeihen Sie, bitte, aber meine Zeit ist beschränkt. Ich muß wieder zur Division. Aber ich soll Sie noch kurz über die Lage orientieren. Also: Die Kavallerie-Division ist nicht über die Linie Gassen—Vierburg—Forst Mergen hinausgekommen. Überall vor der Sperrfort-Linie von Wahren starke Besetzung. Besonders nachhaltig scheint die Enge von Kwisten befestigt. Die Herren sind von heute dem IX. Armeekorps unterstellt, das die Sperrforts der Kunitzer Senke angreift. Das Gros der Division geht bei Sülfeld und östlich zur Ruhe über, die Vorhut in der Gegend von Skurdorf, die 17. Division mit ihren Anfängen bei Malme—Rain. Divisions- und Korps-Stabsquartier finden Sie in Sülfeld. Mit Ihnen wird ein Teil der schweren Artillerie vorgezogen. Alles andere steht im Befehl. Ist alles klar?"

„Jawohl — besten Dank!"

„Na, dann gondele ich wieder los!" — —

Die drei Offiziere vom Fliegerkommando der II. Armee waren den Auseinandersetzungen des Ordonnanzoffiziers auf der Karte gefolgt. Jetzt sprachen sie im Weiterreiten alles noch einmal durch, dann gab Benigen seine Anordnungen. „Wir sollen also zur Vorhut nach Skurdorf mit unsern Apparaten; zwei von uns sollen sich sobald als möglich beim Generalkommando in Sülfeld melden, der dritte die Wagen nachführen. Das trifft Sie, Ihlfeld, Sie sind nun mal der Jüngste."

Ihlfeld ließ den Kopf ein wenig hängen: „Ich weiß schon," sagte er, „den Jüngsten beißen die Hunde. Alter Witz! Sie schnappen mir nun die guten Aufträge fort, während ich die Chaussee weiter entlang dösen darf. Ich hätte die größte Lust, Ihnen die Motoren kurz und klein zu schlagen."

„Lassen Sie's gut sein, Ihlfeld, ich bringe Ihnen was zu fliegen mit." Benigen reichte dem Jüngeren die Hand: „A revideci in Skurdorf, sorgen Sie für Unterkommen und suchen Sie nach einem gedeckten Raum zum Zusammensetzen. Sie wissen, mein Farman braucht 4 Meter mehr Breitenfläche wie Ihre ‚Taube'. Kommen Sie, Kersten, wir wollen antraben. Elf Kilometer müssen wir schon rechnen bis an den Anfang des Gros. Dort werden wir wohl die Exzellenzen treffen." — —

Beim Generalkommando des IX. Korps in Sülfeld schwirrte es seit vier Uhr nachmittags wie in einem Bienenhaus. Die Schule der kleinen Stadt war für die Stäbe eingerichtet worden. Auf den Schulbänken saßen heute Ordonnanzoffiziere und Meldereiter; in einer Stube thronte auf dem Katheder der Chef des Stabes. Es war ein fortgesetztes Kommen und Gehen in diesem Zimmer, Meldung auf Meldung: „Telephonische Verbindung mit dem Armee-Ober-Kommando sichergestellt!" — „Drahtmeldung von Etappenkommando Aldorf..." — „Meldung von der Aufklärungspatrouille Langer Wald—Baganz . . ." — und dann gegen einhalb sechs Uhr: „Offiziere des Fliegerkommandos sind eingetroffen!" Der Oberst von Elter sah einen Augenblick auf. „Wann wird Exzellenz zurück sein?" — „Gegen sieben, Herr Oberst." — „Gut, die Flieger sollen sich zu dieser Zeit zur Instruktion bereit halten."

Der Offizier beugte sich von neuem über die Karten und Pläne, er ließ noch einmal die Meldungen der letzten Stunden durch die Hand gleiten, um sich ein klares Bild der Situation zu schaffen, über die er nachher dem kommandierenden General Vortrag halten mußte.

Währenddessen schlenderten Benigen und Kersten durch den Ort, der von Truppen und Wagenzügen in ostwestlicher Richtung unausgesetzt durchflutet wurde. Meldereiter sprengten die Straßen entlang. Kavallerie und Infanterie zogen die Drahtleinen ihres Fernsprechgeräts von Laterne zu Laterne, von Giebel zu Giebel; überall herrschte regste Tätigkeit.

Irgendwo bekamen die beiden Flieger einen Happen zu essen. Es war nicht viel, es war auch nicht schön, aber es stillte den Hunger. Sülfeld begann schon jetzt arm an Lebensmitteln zu werden, trotzdem sich der Heuschreckenschwarm der Armee erst zwei Stunden durch den Ort wälzte. Die Pferde hatten leidliches Unterkommen gefunden. Neben ihnen warfen sich die beiden ins Stroh, um wenigstens noch eine Stunde zu ruhen.

Als sie beim Generalkommando eintrafen, fanden sie das Wartezimmer bereits überfüllt. Die Offiziere saßen auf den Schulbänken und flüsterten miteinander. Der Kommandierende ließ auf sich warten. Endlich, gegen acht Uhr, erschien ein Adjutant des Generalkommandos: „Seine Exzellenz läßt die Herren bitten! Sind die Herren vom Fliegerkommando hier — Sie möchten gleich mitkommen."

Die Offiziere schoben sich über den Flur nach dem Zimmer des Chefs des Stabes, hier wurden die Karten auseinander gefaltet, und Seine Exzellenz begann: „Meine Herren, wir sind mit dem heutigen Tage vor dem ersten Wall des Gegners angelangt. Wie die Armeeleitung voraussah, kamen wir ohne Schwertstreich — ohne wesentlichen Kampf bis vor die Linie der Sperrforts. Hier werden wir aber mit hartnäckigstem Widerstand, gestützt auf ständige Befestigungen, zu rechnen haben. Die Nachrichten aus den verschiedensten Quellen, vielfach über das Ausland zum Armee-Ober-Kommando gelangt, besagen, daß der Gegner seine Mobilmachung jenseits der Wahrener Linien noch nicht vollendet hat. Um so mehr ist es unsere Pflicht, diesen Schutzwall so schnell wie möglich zu durchbrechen. Dahin gehen auch die Befehle des Oberkommandos. Oberst von Elter wird Sie nun mit den Maßnahmen für morgen vertraut machen."

Der kommandierende General trat zurück, und der Chef des Stabes stieg auf das Katheder, um die Befehle zu diktieren. Die Füllfedern der Adjutanten flogen über das Papier. Dann wurden die Stäbe entlassen.

„Die Herren vom Fliegerkommando zu Seiner Exzellenz!"

Benigen und Kersten drängten sich durch die aus dem Zimmer eilenden Offiziere. Bis alle das Zimmer verlassen hatten, wartete der Kommandierende noch, dann gab er den beiden die Hand: „Ich freue mich, daß Sie meinem Kommando unterstellt sind, und ich hoffe, daß Sie mir aus dem Dunkel ans Licht helfen können. Ich habe Sie zur besseren Orientierung gleich zu der Besprechung herangezogen. Sie wissen, um was es sich handelt. Wir haben über die Lage der Zwischenwerke der Wahrener Linie so gut wie keine Nachrichten. Unsere Lenkballons haben zum Teil versagt, zum Teil sind sie den feindlichen Geschützen zum Opfer gefallen. Halten Sie nun die Ehre der Flugtechnik aufrecht, meine Herren." — —

Am 18. August zwei Uhr morgens. Im Osten schiebt sich das früheste Morgengrauen am Himmel empor und wirft einen Schimmer von Licht auf den Abflugplatz, den Ihlfeld für sich und die Kameraden ausgesucht hat. Die Apparate sind von den Begleitmannschaften schon aus den Scheunen gezogen worden und liegen nun wie große, vorgeschichtliche Ungeheuer im Grau-in-Grau des Sommermorgens auf dem Stoppelfeld.

Die drei Flieger stehen mit den Generalstabsoffizieren, die sie begleiten sollen, zusammen. Das Strahlenbüschel der elektrischen Taschenlampe huscht über die Karte.

„Die Orientierung ist für uns leicht," sagt einer der Generalstäbler zu Benigen, „bis kurz vor Vierburg die Chaussee entlang, dann über die Eisenbahn, bis wir zwischen den Höhen des Bügels und des Vierer Berges sind. Da werden wir dann ja schon über den Sperrforts sein oder ihre Linie bereits überflogen haben. Der andere Herr hat es im Norden schwerer; wie gedenken Sie zu fliegen?"

„Heute wähle ich Nummer ‚Sicher'. Ich komme mit Ihnen bis Vierburg, dann scharf rechtsum nach Norden, bis ich den Langen Wald sehe, von da ab muß mir das Glück und die Knallerei unserer geschätzten Gegner weiterhelfen."

„Wann geht's los, Herr von Benigen?"

„Ich denke in etwa zwanzig Minuten, gegen halb drei Uhr. Ich nehme für vier Stunden Benzin mit — um halb acht müssen wir zurück sein, es wird heut ein verdammt heißer Tag. Wenn ich schon 'runterfalle, dann soll es durch eine Kugel sein, und nicht durch ein Luftloch."

„Avanti, meine Herren. In einer halben Stunde sind wir zu Häupten des Feindes."

Die Offiziere gingen zu den Flugzeugen. Sie drückten sich noch einmal die Hand: „Auf glückliches Wiedersehen!" Etwas fester als sonst lagen die Hände ineinander. „An Sie kommt die Reihe heut abend, Ihlfeld, dann liege ich vielleicht schon unten," sagte Benigen noch.

„Nur jetzt nicht schwarzsehen! — Na, Glück ab, es wird schon gut gehen!" —

Die Piloten setzten sich auf die schmalen Sitze zwischen den ungeheuren Flügeln ihrer Apparate. Benigen preßte die Füße gegen den Hebel der Seitensteuerung, griff mit der Rechten nach dem Höhensteuer, prüfte die Drähte. Alles war in Ordnung: er nickte dem Generalstäbler zu, der sich nun dicht hinter ihn hockte, die Beine rechts und links gespreizt neben dem Sitz des Führers.

„Fertig!" Die Propeller wurden angeworfen, saugend zogen sie das Flugzeug vorwärts, das vier oder fünf Soldaten noch festhielten. Der Luftstrom der Flügel fegte ihnen die Feldmützen vom Kopf, das Surren und Sausen begrub jedes Wort. Da hob Benigen die linke Hand, die Mannschaften sprangen zur Seite — die Maschine war frei.

Etwa hundert Meter glitt der Apparat über die Erde, dann wirkte das Höhensteuer, die Räder verließen den Boden, langsam stieg der mächtige Vogel zum Himmel.

Gegen Westen ging es. Benigen sah starr gerade aus, alle seine Nerven konzentrierte er auf die Führung seiner Maschine. Heute galt es; heute war es doch etwas anderes als bei den Flügen auf dem Truppenübungsplatz, als bei dem Wettfliegen in Sachsen, am Rhein. Gegen den Feind ging es; — zu den Gefahren, die die Natur den Fliegern entgegenstellte, kamen die Kugeln, die Artilleriegeschosse des Gegners. Ein Kinderspiel war dagegen ein Friedensflug: was gab es da eigentlich für Gefahren? Eine Mütze voll Wind: gut, dann flog man nicht oder man landete, wo man wollte, man stieg höher, ließ die Erde weit unter sich. Oder ein Luftloch, eine Stelle, wo die Mittagssonne einen Sandfleck blendend bestrahlte, über dem dann eine Säule dünner Luft lag, die dem Flügel des Aeroplans keinen Halt mehr bot. Natürlich da konnte man stürzen, fallen. Benigen war auch gefallen, einmal in die Krone eines Baumes, einmal auf eine sumpfige Wiese. Aber heute! Fiel er heute, so lag er auf feindlichem Boden, vielleicht mit gebrochenen Beinen inmitten des Bereiches der eignen Geschütze, die die feindlichen Linien mit Eisen bedeckten. Und kam heute eine Bö, so mußte er oben bleiben, in einer Höhe, die dem Generalstäbler hinter ihm noch gute Beobachtung gestattete, damit er Meldungen zurückbringen konnte, die seiner Armee den Sieg brachten. —

„Etwas links!"

Der Generalstäbler schrie es, sein Mund lag fast am Ohre des Führers. „Dort links der kleine Hümpel scheint mir das Fort zu sein, das wir am Nordrand des Vierer Berges vermuteten."

Benigen hielt darauf zu. Gleichzeitig zog er das Höhensteuer: je höher sie lagen, desto

mehr waren sie außerhalb des feindlichen Feuers. Starr hafteten die Augen auf dem kleinen grauen Erdhaufen, dem der Apparat, langsam emporsteigend, entgegenraste. Plötzlich zuckte der Kopf des Piloten. Dicht neben dem Fort hatte es aufgeblitzt und dann kurz darauf noch einmal. Zwei dunkle Rauchstreifen jagten durch die Luft, einer senkte sich vor dem Flugzeug zur Erde, einer schoß im Bogen über es fort.

„Das gilt uns: Rauchgeschosse!" schrie es an seinem Ohr. Benigen warf den Apparat etwas mehr zur Seite, heraus aus der ersten Schußrichtung. ‚Rauchgeschosse.' Der Gedanke glitt blitzartig durch sein Hirn. Er hatte von der Erfindung gelesen, von den Granaten, die auf ihrer ganzen Bahn einen Strich schwarzen Qualmes hinter sich herzogen, damit man ihren Weg beobachten könne. ‚Eine Granate vor uns, eine hinter uns! Sie gabeln sich ein. Das nächste Paar wird uns enger umspannen, das nächste noch enger — dann haben sie sich eingeschossen! — Aber ruhig Blut! Vorwärts!'

Wieder wirkte das Höhensteuer, weiter sausten von drüben die Granaten. Aber Benigen zuckte nicht mehr. Trafen sie, so trafen sie. C'est la guerre. Soldatenschicksal. —

Fünf Minuten später schwamm das Aeroplan in einer Höhe von etwa 700 Meter über dem Fort. In großen Kreisen flog es über der feindlichen Stellung. Die beiden Piloten sahen hinab. Unten begann es sich zu regen. Die Alarmglocken waren in den Bereitschaftsräumen erklungen, die Mannschaften hatten ihre Gewehre ergriffen, waren die Betontreppen hinaufgestürzt. Die Abteilungen rangierten sich, um ihre Kugeln im Salvenfeuer den Luftfahrern entgegenzuwerfen. Benigen lächelte über das Ameisentreiben tief unter ihm. Wie sollte das Infanterie-Gewehrfeuer ihn hier oben erreichen? Welches Visier wollte der Offizier dort unten wählen, um dem Geschoß die rechte Richtung zu geben, wie wollte er berechnen, wohin der Wind die Geschoßgarbe trieb? Er lächelte — nein, hier oben waren sie sicher. Natürlich, der Zufall konnte ein oder das andere Geschoß den Weg zu ihnen finden lassen, aber der Zufall schreckt keinen Flieger. Und doch zuckte er leicht zusammen, als er durch die Masse unten eine tempomäßige Bewegung laufen sah: jetzt legten sie die Kolben an die Backen, jetzt zielten, schossen sie auf ihn. Die Bewegung wiederholte sich in den Reihen der Schützen, und Benigen fand sein Lächeln wieder. Wo mochte der eiserne Regen wohl die Erde treffen?

Der Generalstäbler winkte mit der Hand über dem Kopf des Führers. Der Zweidecker schwenkte, er flog über die Eisenbahn Vierburg—Georsstadt fort, deren Schienen wie Silberbänder in der Frühsonne leuchteten.

„Halblinks liegt Kunitz — Richtungspunkt!" Benigen verstand, er bediente fast unbewußt mit den Füßen die Seitensteuerung. Da lag das zweite Fort der Kunitzer Senke, angeschmiegt an eine kleine Höhe, vom Erdboden weder durch Form, noch durch Farbe zu unterscheiden, unkenntlich dem Angreifer, der am Erdboden haftete, trotz der tiefen Gräben, trotz Gittern und Drahthindernissen. Aber ihnen hier oben blieb es nicht verborgen, sie schauten dem Gegner in die sorgsam verdeckten Karten, sie blickten von oben hinein in seine Geheimnisse, die er durch Erdwälle und Masken sorgsam den Augen verborgen hatte, die von Osten aus mit scharfen Gläsern erkunden wollten. Von hier oben sah man deutlich die runden Eisenkuppeln, unter denen die Geschütze standen, sah die Kasematten, die Truppen und Munition vor dem Angreifer schützen sollten.

Stolz wurde Benigen. Das gab eine Meldung: Dem Generalkommando die Lage jedes Forts in der Kunitzer Senke, dem Kommandeur der Angriffsartillerie eine exakte Bezeichnung seiner Ziele, dem Pionier eine Beschreibung der Hindernisse, die er mit Drahtschere und Sprengladung für die stürmende Infanterie öffnen sollte. Jedem brachten sie ein Geschenk von ihrer Fahrt mit!

„Genug hier, Benigen. Wir müssen nun die Zwischenwerke erkunden. Und tiefer, — ich muß erkennen, was Schützengräben und was geschlossene Stützpunkte sind, ich kann von hier keine Photos aufnehmen; auch die Flachfeuer- und Steilfeuerbatterie muß ich unterscheiden können. Also südlich und tiefer."

Weite Kreise zog der Apparat. Langsam senkte er sich: 600 Meter — 500 Meter. Nun begann es sich auch zwischen den beiden Forts zu regen. Auch dort wimmelte es von schwarzen, winzigen Gestalten, aus der Erde hervorkriechend und halb in der Erde verborgen bleibend. Und wieder hoben hier Hunderte von Menschen die stählernen Läufe der Gewehre empor, um gegen die zwei Flieger dort oben ihren Eisenhagel zu schleudern, Hunderte hoben die Waffen, um die zwei zu stürzen, die ihnen ihr Geheimnis rauben wollten.

Nur hier und da, wo sich die Abteilungen zusammenschlossen, wo ab und zu ein Sonnenstrahl verräterisch auf einer blanken Waffe widerstrahlte, konnten die beiden den Gegner erkennen. Sonst blieben ihnen hier auch die Linien verborgen, hier, wo sich der Spaten erst vor kurzem in die Erde gegraben hatte, wo die Gräben nicht so tief und so markant waren, wie bei den Forts. Aber Benigen hielt seine Maschine in der Höhe. Tiefer durfte er sie nicht hinabführen, denn mit jedem Meter vergrößerte sich die Treffsicherheit der Infanteriegeschosse.

Die Artillerie hatte schon seit langem aufgehört, ihr Feuer auf sie zu richten. Jetzt, wo sie über den feindlichen Stellungen schwebten, reichten die Erhöhungen der Haubitzen nicht mehr aus. Spezialgeschütze schienen nicht zur Stelle zu sein. Ballon-Abwehr-

Madonna mit Kind.

Gemälde von Giampietrino in der Sammlung Marczell von Nemes.

(Siehe Illustrierte Rundschau am Schluß dieses Heftes.)

kanonen, die ihre Rohre senkrecht wie die Schornsteine in den Himmel streckten, um den Feind über ihnen zu vernichten. Wäre ein solches Geschütz in der Kunitzer Enge, lägen die Flieger schon lange zerschmettert am Boden.

„Tiefer!“ befahl die Stimme hinter Benigen. Er schüttelte den Kopf. Einen Augenblick war ein Gefühl der Mutlosigkeit in ihm. Unten lauerte der Tod. Die Rechte, die am Vertikalsteuer lag, zitterte leicht. „Tiefer!“ klang es wieder. Da gab sich Benigen innerlich einen Ruck: „Pfui Teufel — du Feigling! Du schlapper Kerl!“ sagte er halblaut vor sich hin. Er biß die Zähne aufeinander. Was galt sein Leben im Vergleich zu der Aufgabe, die er zu erfüllen hatte? Sparte er dem Vaterland nicht Hunderte von Kriegern, wenn der Generalstäbler dort hinter ihm die schwächste Stelle der feindlichen Linie erkannte, wenn sie von ihrem Fluge eine Meldung zurückbrachten, die dem kommandierenden General zeigte, wie er mit geringen Verlusten den Gegner bezwingen konnte? Was gilt ein Leben im Kriege? —

Und der Zweidecker glitt hinab und überflog in 300 Meter Höhe die Befestigungen des Feindes. Klar lagen sie nun vor den Augen der beiden Offiziere. Hier die Schützengräben, in denen die Infanterie bis zum letzten Atemzuge Widerstand leisten würde, dort die Batterien, die durch die Artillerie niedergekämpft werden mußten, ehe der Sturm angesetzt wurde, dort lange Linien, flüchtig aufgeworfen, deutlich erkennbar, aber unbesetzt: Scheinanlagen, auf die Granate auf Granate zwecklos verschleudert werden würde, wenn die Flieger nicht die Nachricht mit gen Osten trugen: ‚Schießt nicht dahin, es sind Scheinanlagen!‘

„Fertig! — Aufwärts, Benigen, und etwas mehr nach Nordwesten, wir wollen noch einen Blick in die rückwärtigen Verbindungen werfen. Aber Vorsicht und hoch bleiben, was wir jetzt haben, müssen wir heimwärts bringen. Haben wir noch Benzin?“

„Für mehr als zwei Stunden!“

Gegen Arnsberg schoß der Apparat.

Auf der Eisenbahn von Georsstadt schoben sich wie vielgliedrige Schlangen die Züge ostwärts vor, auf der Chaussee folgte ein Wagen dicht dem andern. Was sie mit sich führten, wußten die beiden oben in den Lüften: Munition, Befestigungsmittel, Konserven. Noch also hatte der Gegner seine Armierungsarbeiten nicht ganz vollendet, noch war er nicht bis zum äußersten Widerstand gerüstet. Solange noch Material herangeschafft wurde, gab es Schwächen in der feindlichen Stellung, die dem Kommandierenden den Rat gaben: „Schnell zufassen!“

Plötzlich kam ein Stocken in die Wagenkette auf der Chaussee. Benigen sah deutlich, wie unten jede Bewegung aufhörte, und dann bemerkte er zwei graue Punkte, die auf der Straße von Georsstadt gegen Osten rasten.

„Von Georsstadts Automobile!“ schrie er nach rückwärts.

„Schon gesehen! Richtung über die Chaussee!“ kam es zurück.

Und als sie etwa 800 Meter hoch über der Chaussee schwebten, hielten gerade unter ihnen auch die beiden Automobile. Die Begleitmannschaften sprangen herab, einer ergriff eine kleine Radkurbel, kaum so groß wie ein Teller und drehte sie; langsam richtete sich ein säulenartiges Rohr empor. Mit dem Prismenvisier wurde die Ballonkanone auf den Flieger eingerichtet, der oben in den Lüften seine Kreise zog. Die riesige Granatpatrone wurde eingeführt, die Abzugsstange zurückgezogen. Der Schuß krachte.

Die Luftpiloten waren aufmerksam den Vorgängen bei den Automobilen gefolgt. Sie konnten Einzelheiten aus ihrer Höhe nicht sehen, erst als unten das Geschütz feuerte, erkannten sie die Gefahr, die ihnen drohte. Benigen setzte Höhen- und Seitensteuer in Tätigkeit, ohne mit dem Begleiter ein Wort zu wechseln, lenkte er den Aeroplan dem Abflugplatz zu. In sausender Fahrt, in der schwindelnden Höhe von fast tausend Metern ging es über die feindliche Stellung fort. Nicht rechts, nicht links sah der Führer des Flugzeuges — nur ostwärts, wo die Armee der Meldungen harrte. Aber der Generalstäbler ließ noch einmal seine Augen über die Forts und Zwischenwerke wandern: über alles, was sich seinem Gedächtnis eingeprägt hatte, was er in flüchtigen Strichen auf seiner Karte eingezeichnet, in seiner Kamera auf Film festgehalten hatte. Und wie er wieder gen Norden blickte, sah er einen Vogel gleich ihrem Apparat gegen Osten schweben.

„Benigen, da links fliegt Ihr Kollege!“ Unwillkürlich steuerte Benigen den Apparat etwas nordwärts. Sein geübtes Auge hatte den Eindecker sofort erkannt, und nun trieb ihn das Gefühl der Zusammengehörigkeit dem Kameraden zu. Nichts nützen, nicht helfen konnte man sich hier oben, aber man war nicht mehr so allein in dem unendlichen Luftmeer. Zweitausend, dreitausend Meter waren sie nun vor der feindlichen Stellung; da senkte sich vor Benigens Apparat wieder im langgestreckten Bogen ein schwarzer Rauchstreifen hinab. Der Gegner verfolgte die Abziehenden mit seinen Rauchgeschossen. Benigen wechselte Seitenrichtung und Höhe fast von Minute zu Minute, alle Aufmerksamkeit vereinte er auf die Führung der Maschine; ostwärts mußte er, aber im Zickzack, um die feindliche Artillerie zu zwingen, stets neu zu richten.

Vier, fünf und sechs Kilometer — ein Sausen ist es, ein Dahinschießen, bis es hinter dem Führer plötzlich wie ein Angstschrei ertönt: „Links, sie stürzen — dort — dort am Wald.“ Nur einen Blick wirft Benigen hinüber, er weiß ja, er kann jetzt nicht helfen. Er sieht, wie der Eindecker des Kameraden hinabsaust in die Tiefe, fünfzig Meter über der Erde

scheint er noch einige Augenblicke zu schweben, als ob das Höhensteuer noch einmal gewirkt hätte, der Apparat noch einmal in der Hand des Führers gewesen wäre. Aber dann geht es trotzdem abwärts, angezogen von der mächtigen Kraft, mit der Mutter Erde ihre Kinder an sich reißt. Es war ein Stürzen, gewiß, aber Benigen atmete auf, es war auch wieder ein Gleiten, eine von den unfreiwilligen Gleitlandungen, wie sie so oft vorkommen, bei der die Maschine in tausend Trümmer geschlagen wird, bei der die Menschen aber mit dem Leben davonkommen können, wo die erste größte Gewalt des Aufsturzes von den Rädern und dem Gestänge aufgehalten wird. Vielleicht lagen die beiden mit schweren Verletzungen dort in der Nähe des langen Waldes, mit gebrochenen Gliedern, aber sie waren zu retten, sie mußten herangeschafft werden, denn auch sie trugen die Bilder der Forts und der Zwischenstellungen mit sich. Nur jetzt war ihnen nicht zu helfen — die Kavallerie mußte vor. —

Über Vierburg glitt der Zweidecker hinweg — Skurdorf näherte sich. Benigen stellte den Motor ab, im Gleitflug ging es abwärts, sanft setzten die Räder auf die Stoppeln des Landungsplatzes auf. Zwanzig, dreißig Hände griffen zu. Benigen kletterte aus dem Apparat und riß die Flugkappe vom Kopf, die Schutzbrille von den Augen. Da stand der kleine, junge Ihlfeld, — der breitete die Arme aus.

„Benigen!"

„Ihlfeld, alter Junge!"

„Wie war's?"

„Herrlich und furchtbar! Aber doch mehr herrlich!"

Der Generalstäbler klopfte dem Piloten auf die Schulter: „Das hat Zeit — kommen Sie — erst die Meldungen!"

„Jawohl, Herr Hauptmann! Ich komme!"

⁂ ⁂ ⁂

Der Eindecker des Leutnants Karsten sauste zur Erde, hart setzte er auf und überschlug sich. Krachend brachen die dünnen Speichen der kleinen Räder, brach das Gestänge entzwei; die Körper der beiden Flieger schlugen auf den Heideboden. Ein paar Vögel stiegen erschreckt auf, kreisten über der Unfallstelle und strichen dann nach dem nahen Wald westwärts fort. Ihre Flügel trugen sie sicherer durch die Luft, als Motor, Propeller und Leinwandflächen die Menschen.

Stille! Dann ein leises Aufstöhnen, eine kurze, krampfhafte Bewegung unter den Trümmern des Flugzeuges und wieder Stille. Und nach einigen Minuten regte es sich; langsam, kriechend schob sich Hauptmann von Gehldorf, der Generalstäbler, vor. Er blieb langausgestreckt am Boden liegen, strich sich mit der Rechten über die Stirn, als ob er sich erst wieder in diese Welt zurückfinden müßte, er versuchte sich aufzurichten, aber ein stechender Schmerz im rechten Fußgelenk hielt ihn an der Erde fest. Seine Hand tastete am Bein entlang, umspannte die verletzte Stelle; langsam versuchte er das Bein zu heben: es ging, — nur ganz wenig, aber die Bewegungsfähigkeit war da. Der Offizier atmete auf: eine Verstauchung scheinbar, vielleicht auch ein leichter Bruch, auf jeden Fall keine Verletzung, die ihn für den ganzen Feldzug außer Tätigkeit setzte.

Das waren Gehldorfs erste Gedanken. Dann sah er sich um, sah den zertrümmerten Apparat, sah seinen Kameraden unter den Trümmern liegen, das Gesicht auf der Erde, die Beine höher als die Brust auf dem hinteren Teile des Führersitzes, der sich mit seiner Vorderfläche in den Heideboden eingerammt hatte. Keine Bewegung war in dem Körper, nur das Blut rann aus einer Wunde am Hinterkopfe, floß den Hals hinab und färbte den Kragen der grauen Uniform rot. Einen Augenblick starrte der junge Hauptmann zu Karsten hinüber, ein Schauer lief ihm über den Rücken, so daß er abwehrend den Kopf etwas mehr hintenüberbog. Dann begann er um die Reste der Flugmaschine herumzukriechen, um zu Karsten zu gelangen. Hier mußte er zu helfen versuchen. Der Fuß schmerzte, er biß die Zähne zusammen. Meterweise, ganz langsam kam er vorwärts, er bog das Gestänge auseinander und schob sich zwischen die Trümmer. Dann faßte er den Verletzten unter die Achseln und schleifte ihn zurück, drehte den leblosen Körper um, riß den weiten Flugmantel, den Rock auf und legte sein Ohr auf die Brust des Kameraden. Ganz leise schlug das Herz noch. Da griff er nach dem Notverbandpäckchen, das in Karstens Rockschoß eingenäht war, öffnete die Mullbinden, legte die rosa Kompresse auf die blutende Wunde und wickelte den Leinenstreifen um Kopf und Stirn des verunglückten Fliegers, die erste Hilfeleistung, wie sie jeder Soldat im Frieden erlernt. —

Gehldorf dachte nicht einen Augenblick zurück; er fragte sich nicht, wie es gekommen war, daß der Apparat gestürzt war, sondern er dachte vorwärts, was nun geschehen würde. Daß sie hier lagen, war eine Tatsache, mit der er sich abfinden mußte, an der nichts zu ändern war. Aber wo lagen sie? Er suchte nach seiner Karte, er fand sie nicht, wahrscheinlich war sie ihm bei dem jähen Absturz entfallen; er durchkramte Karstens Taschen, aber er fand auch bei ihm keine Karte. So suchte er sich das Gelände, das sie überflogen hatten, im Geist zu rekonstruieren. Als er das letztemal hinabgesehen hatte aus der schwindelnden Höhe auf die Erde, hatte der lange Wald zu ihren Füßen gelegen. Der mußte jetzt westwärts von ihnen sein, es mußte der Wald sein, der dort hinter ihm lag, auf etwa zweihundert oder dreihundert Meter Entfernung. So waren sie drei bis vier Kilometer vor der feindlichen Stellung, aber noch weit ab von den vordersten Linien

der eigenen Truppen. Wie würde er nun seine wichtigen Meldungen zu seinem kommandierenden General bringen? Er selbst war bewegungsunfähig, gebannt an den Platz des Unfalls; — ob man ihn suchen würde? Ob der Feind, ob der andere Flieger, der gleich ihnen den Weg ostwärts eingeschlagen, den Absturz gesehen hatte? Und wenn seine Kameraden den Sturz bemerkt hatten, wenn sie Kavalleriepatrouillen aussandten, ihn zu suchen, würden sie ihn finden? Mußten nicht zwischen ihm und den Seinen noch die dichten Linien der feindlichen Vorposten stehen, die den Reitern den Weg sperrten, die erst zurückgeschlagen werden mußten, ehe man zu ihm und dem unglücklichen Karsten gelangte? Gehldorf schloß die Augen und begann zu rechnen: wie lange wird es dauern bis die Unseren hier sein können? Alles soll möglichst beschleunigt werden, hatte der Kommandierende gesagt; also fand heute noch der Angriff auf die Vorposten statt, die sicher gegen Abend zurückgeworfen waren, sich im Schutz der Dunkelheit auf die Werke der Sperrfortlinie zurückzogen. Vielleicht fanden die Feinde ihn dann auf ihrem Rückmarsch und nahmen ihn gefangen, vielleicht fanden die eigenen Kavalleristen ihn morgen schon. Und wenn nicht, so mußte er warten, bis sich der Angriff der Infanterie vorschob. Und er lag hier bewegungslos, gebannt an den Platz des Unfalls ohne Nahrung, ohne Wasser. Sein Körper hielt es schon einige Tage aus, aber Karsten mit seiner schweren Verletzung? —

Die Sonne stieg, die Stunden schlichen. Als der Mittag kam, begann Gehldorf noch einmal die schmerzvolle, quälende Arbeit, den immer noch leblosen Körper des Kameraden über den Boden zu zerren bis an den Waldrand, der wenigstens Schatten und Kühle gewährte. Ein Rinnsal trüben Wassers entdeckte er, an dem legte er den Ohnmächtigen nieder und feuchtete ihm die heiße Stirne.

Am Nachmittag setzte dann plötzlich das Konzert des Krieges ein. Gehldorf zuckte zusammen, als beim Feinde eines der mächtigen, schwerkalibrigen Geschütze gelöst wurde und ein Dröhnen und Schüttern Erde und Luft erbeben ließ. Einen Augenblick schien vor dem Getöse der Atem der Welt stille zu stehen, die Laute der Natur zu schweigen. Das Zwitschern und Singen der Vögel, das Zirpen und Summen der Käfer und Grillen im Heidegras verstummte; alles lauschte dem gewaltigen Schlag. Dem ersten Donner des Geschützes folgte bald ein zweiter, ein dritter. Dem Feinde antwortete die Artillerie des Angreifers.

Gehldorf verfolgte mit dem Ohr das Anschwellen des Feuers, das sich mehr und mehr ausdehnte, von den südlichen Teilen der Linien vorschreitend nach Norden. Und plötzlich war über ihm ein Surren und Pfeifen; er bohrte seine Augen in das Blau des Augusthimmels, aber er konnte nichts sehen. Nur das Geräusch sagte ihm, daß die zentnerschweren Schrappnells der Artillerieen mit ungeheurer Geschwindigkeit über ihn hinsausten, weit vor ihm, weit hinter ihm krepierend. Nicht Feind, nicht Freund konnten die Ziele sehen, die sie sich nahmen, die Wirkungen ihrer Geschosse beobachten. Sie warfen ihren Eisenhagel über das Land: dahin, dorthin, wo sie Leben vermuteten, wo sie glaubten, daß Truppen ständen, bereit anzugreifen oder dem Angriff Widerstand zu leisten.

Und um sich lauschte Gehldorf. Nach und nach schien sich die Natur an den Donner der Geschütze zu gewöhnen, ihn als selbstverständlich hinzunehmen. Die Stimmen des Waldes wurden wieder wach, die Vögel, die beim ersten Geschützdonner ängstlich von Ast zu Ast geflattert waren, wiegten sich wieder ruhig in der Luft, die Bienen summten, die Schmetterlinge umkreisten die Blumenkelche. Friede war hier unter den Bahnen, die die Geschosse oben in den Lüften zogen.

Friede, bis der blutige Ernst des Krieges auch hierher kam. Zweihundert, dreihundert Meter über der Erde sah Gehldorf kurz hintereinander vier feurige Punkte vor sich aufleuchten, eine Sekunde später hörte er vier scharfe Detonationen, und vor ihm, dicht neben ihm stiebte an hundert Stellen der Sand auf, von den Schrappnellkugeln, die die zerberstenden Geschosse gefüllt hatten, gepeitscht. Das Herz stand ihm still. Er übersah sofort die Situation: auch hier am Waldrand, wo Karsten und er verletzt lagen, vermutete der Kommandeur der Angriffsartillerie feindliche Truppen, auch hierhin ließ er deshalb seine Geschütze im Streuverfahren das Feuer richten. Fünf, zehn Minuten, eine Viertelstunde vielleicht würde nun der eiserne Regen auf Heide und Wald herniederprasseln, sie bedrohend, ihnen allzuleicht die Todeskugel bringend. So konnten sie den Tod durch ein Geschoß erleiden, dessen Bahn die eignen Landsleute gerichtet hatten. War das noch ein ehrlicher Soldatentod? —

Ein zweiter, ein dritter Kugelhagel folgte; diesmal prasselte es hinter den Abgestürzten im Wald, dann blitzte es wieder rechts und links von der Stelle, wo die beiden Flieger lagen, und dann wieder vor ihnen. ‚Wann wird es enden, wie wird es enden?‘ dachte Gehldorf. Er hatte die Ruhe wiedergefunden in seiner Wehrlosigkeit gegen dies Schicksal. Er lernte in diesen Augenblicken den Kismetglauben der Muhammedaner verstehen: ‚Komme, was kommen mag. Trifft mich eine Kugel: ich muß es hinnehmen, wenn sie mich nur nicht zum Krüppel schlägt.‘

Durch das lärmende Tosen hörte er neben sich ein leises Stöhnen. Er blickte zu Karsten, er sah, wie sich der Körper bewegte, wie sich das Gesicht des Kranken verzog, wie sich die Augenlider, mit ihrer eigenen Schwere kämpfend, zu heben versuchten. Da kroch Gehldorf zu dem elenden Rinnsal, schöpfte

mit den Händen von dem gelblichen Wasser und träufelte es dem Kameraden auf die Lippen. Und während dieser Arbeit spürte er kaum die Schmerzen in seinem Fuß, hörte er nicht, wie das Schrappnellfeuer der Angriffsbatterien sich von ihnen abwandte.

Wieder schlichen die Stunden. Die Sonne sank herab, es wurde Abend. Langsam kehrte in Karsten das Leben zurück. Tropfenweise mußte der Generalstabshauptmann das Wasser für den Kameraden holen, um ihm den brennenden Durst zu stillen, denn immer wieder kam es von den brennenden Lippen: „Wasser — Wasser." Dann und wann kamen klarere Augenblicke, in denen der Führer des zerschellten Apparates leise fragte: „Wo sind wir?" Gehldorf erzählte, und Karstens Lider senkten sich verstehend über die Augen.

Sechs Uhr abends. Mit heißen Augen starrte Gehldorf nach Osten; da mußten nun bald die Biwakfeuer der anderen entzündet werden, unsichtbar für ihn, verborgen den Augen des Feindes. Und während seine Blicke den Horizont entlang glitten, sah er plötzlich am Himmel einen mächtigen Vogel schweben, vorwärts ging dessen Flug auf sie zu.

„Karsten!" rief er. „Da sehen Sie." Er faßte den Leutnant unter die Schultern und richtete ihn ein wenig auf, sein Arm wies die Richtung: „Da, da!" Und der Halbohnmächtige erkannte den Flieger: „Die Taube," kam es leise aus seinem Munde. „Ihlfeld macht seinen Todesflug gleich uns!"

Fünf Minuten später schwebte der Eindecker über den beiden. Wie suchend huschte er längs des östlichen Waldrandes hin, dicht über dem Boden streichend, hin und wieder Kurven, Schleifen und Kreise ziehend. Gehldorf folgte gespannt dem Fluge; in seinem Herzen dämmerte schon wieder die Hoffnung auf, aber er wagte kein Wort darüber zu sprechen, um Karsten nicht zu enttäuschen.

Jetzt kehrte „die Taube" wieder zu der Stelle des Unfalls zurück; da schien es Gehldorf, als stände sie plötzlich still, schwebend, verharrend, dann senkte sich die Spitze des Eindeckers: er schoß abwärts, um kurz über der Erde wieder wagerecht zu gleiten. Ganz nahe den Trümmern des gestrandeten Apparates berührten die Räder den Boden, springend fuhr die Maschine noch einige Meter vorwärts, dann stand sie. Ihlfeld war gelandet.

Gehldorf schrie auf, er rüttelte Karsten, er winkte dem jungen Flieger, der seinen Sitz verlassen hatte und um sich blickte: „Ihlfeld — Ihlfeld!"

In langen Sätzen lief Ihlfeld auf die Verunglückten zu. Er schüttelte dem Hauptmann die Rechte: „Ich komme Sie zu holen!" Dann kniete er neben Karsten nieder, griff auch nach dessen Hand und drückte sie: „Nun?" Da erzählte Gehldorf von ihrem Fluge und von ihrem Sturz.

„Wie kam es, Karsten? Motordefekt? Hat die Steuerung versagt?"

„Ich weiß es nicht. Sie schossen auf uns. Getroffen haben sie uns nicht. Vielleicht war es der Luftstrom eines nahe vorübersausenden Geschosses. Meine Maschine kippte plötzlich vorn über. Ich konnte sie nicht mehr genügend halten. Ich weiß nicht, wie es kam."

Einen Augenblick war Stille zwischen den dreien, bis der Generalstäbler fragte: „Und jetzt?" Ihlfeld wurde die Antwort sichtlich schwer: „Ich kann nur einen mitnehmen, Herr Hauptmann!" flüsterte er. Aber Karsten schien seine Worte erraten zu haben: „Ich weiß, Ihlfeld," sagte er leise. „Lassen Sie mich ruhig hier liegen. Der Hauptmann ist wichtiger, er hat alles gesehen, er muß melden."

„Es muß so sein — aber ich hole Sie auch noch."

„Lassen Sie es bleiben; ich danke Ihnen, — aber wozu? Wozu sollen zwei an derselben Stelle ihr Leben aufs Spiel setzen? Für Sie gibt es besseres zu tun, neue Aufgaben, mich wird man hier schon später finden."

„Karsten, es fällt mir schwer!"

„Lassen Sie's gut sein — und fort, los, ehe es noch dunkler wird!" —

Da lief Ihlfeld zu seinem Apparat und kam mit einem Paket zurück, das er aufschnürte und neben Karsten hinlegte: „Hier etwas zu futtern, ich ahnte ähnliches beim Abflug, da habe ich mich mit dem bißchen Zeugs da versehen." Er zog seinen Fliegermantel aus und deckte den anderen damit zu: „Ich komme schon so bis Skurdorf — Und nun Gott befohlen, Karsten — wir holen Sie uns noch wieder."

Hauptmann von Gehldorf hatte bis jetzt geschwiegen, nun faßte er Karstens Hand: „Armer Kerl! Es tut mir schrecklich leid, aber es geht nicht anders. Ich muß die Meldungen zurückbringen. Aber ich hole Sie persönlich, ich schwör' es, und wenn ich mit meinem gebrochenen Fuß mitten durch die feindlichen Vorposten reiten soll. Addio, Karsten!"

Ihlfeld hob den Generalstäbler auf und stützte ihn. Schritt für Schritt ging es langsam „der Taube" entgegen. Als die beiden sich noch einmal nach dem Verlassenen umsahen, rief er ganz schwach; da ließ der Flieger Gehldorf zu Boden gleiten und lief zurück.

„Noch eins möchte ich Sie bitten," flüsterte Karsten, „beantragen Sie doch gleich für mich eine neue Maschine — am besten eine ‚Taube' wie Sie haben, mit einem 90 HP-Motor."

„Gewiß, lieber Kerl, wird gemacht. Adieu und auf Wiedersehen!"

„Glück ab!"

Am 24. August fiel die Sperrfortlinie von Wahren, einen Tag, nachdem man die irdischen Reste des verunglückten Fliegers, Leutnant Karsten, dessen Flug so viel zum Fall der Festen beigetragen hatte, in die Erde gebettet hatte.

Bauernorakel.

Italische Sage von Alice Freiin von Gaudy.

„Wir grüßen Attendolo Sforza, den Bauern im Römerland!
Johanna von Neapel hat uns hergesandt:
Königin Johanna erwehrt sich der Feinde nicht,
Sie braucht einen Tapfern und Schlauen, der wie ein Tiger ficht.
Alle Sternendeuter haben dich genannt —
Sei denn du unser Feldherr, Bauer im Römerland!"

Neapels Krieger standen vor dem starken Mann,
Der achtsam, mit schwerer Pflugschar, die neue Furche begann.
„Was eure Seher künden, ihr Fremden, dem glaub' ich nicht,
So mein alt Orakel nicht das gleiche spricht.
Diese Axt hier schleudre ich zur Mitternacht
Hoch in jenen Ahorn, daß die Krone kracht.
Fällt sie nieder — weiß ich, was mein Gott begehrt.
Bleibt sie droben hangen — wohl, ich greife zum Schwert!"

Heimlich haben die Boten einander zugelacht.
„Gut. Wir wollen warten bis zur Mitternacht."

Feldwärts treibt ein Knabe jugendfröhlich Spiel,
Scharf äugt er über den Bogen, nach bewegtem Ziel.
Die Sehne surrt. Das wilde Huhn stürzt nieder mit Geschrei,
Und springend holt das Jägerlein die Beute sich herbei.
„Hei, Knabe! Du schießt wacker!" ruft einer von den Herrn.
„Sag', möchtest du ein Krieger sein?" — „Für mein Leben gern!" —
„Sag', möchtest du ein Feldherr sein, der Tausenden befiehlt?" —
„Was stachelt Ihr den Bauernsohn, daß er mit Wünschen spielt!" —
„Wir reden, was die Zukunft bringt, so du uns helfen magst.
Vielleicht ist's ein verwegen Spiel, das du nicht willst noch wagst!
Es hängt an des Orakels Gunst, ob Ruhm dein künftig Los —"
Des Knaben Augen blitzen auf, sie werden heiß und groß ...
„Dein Vater schleudert die Axt zum Baum: Wenn du geschickt sie fingst? ...
... Denk', wenn du ihn mit festem Griff zur Kriegerlaufbahn zwingst!"
Der Knabe zittert, blaß und rot, erstarrt jetzt, dann in Glut.
In ungestümen Wellen rollt sein jugendheißes Blut ...
Nun strafft er hoch den schlanken Leib: „Ich tue, was Ihr wollt —
Und wenn die Axt mir Hand und Arm im Schwung zerschmettern sollt'!" —

Die Felder liegen silberweiß; die Gräser beben kaum.
Hoch steht der Mond in Südlandspracht und regungslos der Baum.
Da schreitet langsam Attendolo. Die Axt umkrampft er fest.
Dumpf murmelt er ein alt Gebet, die Zähne zusammengepreßt,
Halb Heidenweise und Väterwahn, halb christlich Kinderwort.
Nun biegt er sich in wilder Kraft und schleudert sein Werkzeug fort.
Hoch fliegt die Axt zum Ahorn auf und raschelt im Geäst.
Der Bauer reckt sich. Lauscht. „Sie fällt? Sie fällt? — Nein,
sie hält fest!"
Aufjauchzen will er — und verstummt und starrt und starrt entsetzt:
Ein roter Faden rinnt am Stamm — er hat den Baum verletzt,
Den heiligen Orakelbaum, der ihm ein Wunder weist ...
Da kommt es lodernd über ihn, wie kriegerischer Geist,
Er winkt den Herren der Königin, die fern im Schatten stehn:
„Nun weiß ich, was mein Schicksal will — nun muß ich mit
euch gehn!"

Im Ahornbaum das tapfre Kind hielt stramm den Schmerz zurück:
Vor seiner stolzen Seele stand ein Kondottierenglück.
Wohl fehlte ein Finger der rechten Hand seit der Entscheidungsnacht,
Aber die Hand wuchs groß und stark, zu länderbezwingender Macht.
Sie reckte sich nach Kronengold und nahm, was sie begehrt ...
Wo immer der Sforza Name klang, da klang er wie ein Schwert.

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse.

Adolf Wilbrandt, Adonis und andere Geschichten (Stuttgart 1911, J. G. Cotta). — Max Dreyer, Auf eigener Erde (Berlin 1911, Ullstein & Co). — Max Halbe, Die Tat des Dietrich Stobäus (München 1911, Albert Langen). — Else Torge, Ringeleins Insel (Berlin 1911, Gebr. Paetel). — Richard Wagner, Mein Leben (München 1911, F. Bruckmann). — Märchenbücher des Insel-Verlags: Grimm, Andersen, Hauff.

Am 10. Juni ist Adolf Wilbrandt in Rostock gestorben; zu gleicher Zeit gab der Cottasche Verlag in Stuttgart sein letztes Werk heraus: „Adonis und andere Geschichten." Es hätte noch lange nicht sein letztes sein sollen. Dieser Kulturmensch, dieser ewig Schwebende und Begeisterte hegte innerlich die fröhliche Zuversicht, daß er hundert Jahr und älter werden und wie sein „Meister von Palmyra" mehrere Generationen überdauern würde. Von Müdigkeit und Silberlocken wollte er durchaus nichts wissen. Er war der geborene Enthusiast und deshalb der ewige Jüngling. Ob er in Rostock war oder in Venedig, ob die Sonne schien oder der Sturm heulte, ob man ihm Kaviar vorsetzte oder Schellfisch — er loderte egalweg in Begeisterungsflammen. Vor jungen Mädchen schwärmte er für Jugend und Schönheit, und an den ältesten Weibern suchte er mit ungeheurem Wohlwollen so lange herum, bis er etwas „Charakteristisches" oder „Durchgeistigtes" an ihnen entdeckt hatte. So fand er immer eine Stange, die ihm den nötigen Aufschwung ermöglichte, und machte strahlend dann eine Welle und Wippe nach der andern. Er war sicher einer der glücklichsten Menschen Deutschlands, denn er hatte die Fähigkeit, sich jeden Augenblick in Ekstase und Rauschseligkeit zu versetzen. Ein wolkentrunkner Flieger, entzückt und beglückt vom Rauschen seiner eigenen Geistesschwingen, flog er dann dahin, und alles war himmlisch und edel. Paul Lindau erzählt, er hätte ihn selbst von „edlen" Pellkartoffeln und „edlen" Heringen schwärmen hören. Auf diese Weise war er eigentlich immer in der Luft, der Idealist alter Schule, der wie ein Brausepulver aufschäumt und schwungvoll redet, ohne doch damit etwas zu erreichen. Welten trennten ihn, den ewigen Jüngling, von der Jugend. Er war der letzte Nachzügler eines versunkenen Geschlechtes, ein Ausläufer des klassischen Ästhetizismus. Er wurzelte in deutscher Bildung (Goethe! Schiller! Beethoven!), aber nicht eigentlich in deutscher Erde. Unter den blonden, nüchternen, bodenständigen Mecklenburgern stand er wie ein Fremdling: dunkellockig-italienisch, schwärmerisch-pathetisch, immer auf dem Sprunge, sich enthusiastisch in der Luft zu überschlagen. Bismarck schüttelte den Kopf über diesen Obotriten, der auch in seiner Sprache nichts vom heimatlichen Stamme hatte. Von der Ostsee zog es den Rostocker Professorensohn auch immer nach dem Mittelmeer; im Süden war er eigentlich mehr zu Hause als droben im Norden; er war mit einem Worte ein reines Kultur- und Bildungsprodukt, das schon aus Mangel an natürlichem Wurzelgrund bald verwehn wird. Ich wüßte nicht eine Zeile, die sich von Adolf Wilbrandt erhalten könnte.

Sein „Adonis" mit dem Schwanz von vier andern Geschichten zeigt den Dreiundsiebzigjährigen noch als den unverbesserlichen Schwarmkopf. Er redet uns tot; er redet Menschen zusammen und auseinander; er redet sich und uns fröhlich oder traurig; er redet, bis das Wortgeschäum beinah wie eine richtige Brandung aussieht. Wilbrandt will branden, würde Fräulein Jeanne sagen, die in der dritten Erzählung des Buches auf ähnliche Weise zu kalauern liebt. Und so stürmt er mit dem Schwung und dem fliegenden Mantel einher, stürzt sich begeistert von einem Superlativ in den andern und pufft, dampft wie ein feuerspeiender Berg, bloß damit der Hans seine Grete kriegt. Dabei ist die Gefahr, daß dieses Liebespaar sich nicht bekäme, niemals groß. Sie besteht eigentlich nur in seiner Einbildung. Und mit Sauseschwingen, die mehr ein prachtvolles Geräusch machen, als daß sie vorwärtstragen, nimmt er Hindernisse, die gar nicht da sind, und hat seine Freude daran. Furchtbar-himmlisch-verliebte oder grauenvoll-furchtbar-verstörte Menschenkinder stellt er uns vor, aber man sieht keinen Grund für ihre erschreckliche Aufgeregtheit und begreift nur mühsam, was sie eigentlich wollen. Der neue „Adonis" z. B. fängt plötzlich gegen seine eigene Schönheit zu rasen an, der die Weiber haufenweise erliegen, schüttelt sich vor Ekel, flieht aufs Land und will partout „büßen". Zu dieser Buße gehört es auch, daß er dem geliebten Mädchen sagt, als ein wie schauderöser Don Juan er gelebt hat. Dabei beginnt der ausgewachsene, „bärtige" Mann fürchterlich zu weinen, der Donna kullern die Tränen gleichfalls, und in den Armen liegen sich beide, was nur dem verdrehten Heft von Adonis unfaßbar erscheinen kann. Wer danach noch glaubt, daß dieser harmloseste aller Don Juans Mädchenherzen in Menge geknickt hat, bezahlt einen Taler.

Noch komischer ist die Novelle: „Das Vorbild." Das Vorbild, an dem ein aufgeregtes Postfräulein Geduld lernen soll, ist Helen Keller. In seiner aufrauschenden Heroenverehrung liebte es Wilbrandt von jeher, bekannte Persönlichkeiten in den Mittelpunkt seiner Werke zu stellen. Bald war es

Nietzsche, bald der orthopädische Wundermann Hessing, bald Schack und bald Makart, bald Auguste Baudius und bald sonstwer, den er am Wickel hatte. Diesmal also steigt der Weihrauch zu den Bildern von Helen Keller und Miß Sullivan empor, die als Schutzengel gnädig bewirken, daß der Hans reuig zur Grete zurückkommt und „sich vor ihnen (den Schutzengeln) zerknirscht". Mit „bläulichen Abgrundsaugen" schaut er zu diesen „himmlischen Wesen" empor. Die Szene, in der die beiden Verliebten zusammen einen Blindenroman schreiben und sich der größeren Realistik halber frei nach Helen Keller betasten, ist zum Heulen komisch . . .

Trotz alledem: hinter dem Kopfschütteln und Lächeln, mit dem man hier wieder vor dem „Seelenduft" des letzten Buches von Adolf Wilbrandt steht, birgt sich doch auch ein wenig Liebe. Man begreift, daß dieser wunderliche Schönheitssucher im Leben keinen Feind hatte. Denn er entdeckte bei allen Menschen, Männlein und Weiblein, immer nur das Gute; er war für das Schlimme und Schlechte gleichsam farbenblind; er vergaß das Böse wie sein Meister von Palmyra und sah seine eigne Schwung- und Rauschseele in die Welt und alle Kreaturen hinein. Wo er ging und stand, war immer ein selbstgebrauter goldiger Nebel um ihn, durch den die Gegenstände verklärter, größer und edler „dämmerschimmerten". So setzte die gemeine Wirklichkeit seinem Enthusiasmus keinen Widerstand entgegen, und er konnte in seiner sonnigen Wolke glücklich sein.

Sein engerer Landsmann Max Dreyer — auch er ein Rostocker — zeigt die mecklenburgischen Stammeseigenschaften in um so stärkerer Ausprägung. Er ist blond, nüchtern, agrarisch. Er hat den guten Sinn für Humor und für derbe „Dönchen". Geld und Gut, um die sich Wilbrandts Helden überhaupt nicht bekümmern (— „Was mach' ich mit Geld?" sagt der „Adonis" —), werden bei ihm groß geschrieben. Selbst Liebe und Leidenschaft müssen unter Umständen davor zurücktreten. Am gebrochenen Herzen stirbt man in Mecklenburg nicht, und von Herzweh und Liebesleid wird kein Aufheben gemacht.

Soweit Dreyers neuer Roman: „Auf eigener Erde" (Berlin 1911, Ullstein & Co.) eine Liebesgeschichte ist, wirkt er auch nicht gerade berauschend. Ursula von Eich heiratet und lebt in Berlin, aber als sie einen Sohn gebiert, singt sie ihm vom väterlichen Gute vor, von seinen Quellen, seinem Korn, seinem Wald, seinem See, und als sie das Kind verliert, treibt es sie übermächtig zurück nach der Heimat. Die Heimat ist stärker als der Mann. Wie Abenteuer, die man nicht schwer nimmt, die man einfach hinter sich läßt, erscheinen der jungen Frau die Erlebnisse ihrer Ehe. Sie umklammert einen Baum, schließt die Augen und fühlt: ‚Hier bin ich und hier gehöre ich her, hier bleibe ich, und draußen ist die Fremde.' Ähnlich denkt ihr Anselm, zu dem sie auf einem Umwege schließlich doch noch kommt. Ohne Heimat und eigne Erde sind diese Menschen entwurzelte Existenzen, und alle Arbeitskraft, alle Zähigkeit, aller Wille richten sich einzig darauf, den von den Vätern ererbten Besitz zu erhalten. Diese Liebe und Leidenschaft für den heimatlichen Boden ist rührend und schön, aber sie verbindet sich mit einer hochmütigen Verachtung anderer Berufsstände. Über den Kaufmann rümpfen diese waschechten Agrarier die Nase, das Kind soll um keinen Preis in Berlin geboren werden: „es soll kein Berliner sein," und eine Gesellschaft bei einem Berliner Geheimrat wird mit so ingrimmiger Satire geschildert, als gäbe es in der verhaßten Großstadt nur matte, feige, verlogne Seelen und gekalkte Gesichter. Dreyer tut wirklich so, als ob ein Vollmenschentum nur auf Rübenäckern gedeihe und als ob der Mann erst dadurch seinen Wert erweise, daß er einen „pullenden" Gaul reiten könne.

Sonst ist über den Roman merkwürdig wenig zu sagen. Er ist von einem klugen, niemals in Verwirrung geratenden Erzähler verfaßt, der schwerlich je „ein großes Rennen machen", aber immer wie sein Held Anselm „mit Verstand" reiten wird. Man darf nicht auf „Sieg" bei ihm wetten, doch immer auf „Platz". Aber ich merke, daß ich von der Pferde-Atmosphäre des Buches schon halb angesteckt bin. So will ich es lieber zuklappen und darauf hoffen, daß Dreyer im nächsten seinen kräftigen Humor wieder freier spielen läßt. Er ist zu steif und zu spröde, um uns elementar ergreifen zu können, aber er ist nicht umsonst der Landsmann Fritz Reuters.

Mit leichtem Gruseln stürzt man sich dann auf den neuen Roman von Max Halbe: „Die Tat des Dietrich Stobäus" (München, Albert Langen). Es ist ein Wälzer von fast 600 Seiten. Und ich will mich verpflichten, wenigstens 200 zum Vorteil des Werkes glatt zu streichen . . .

Die drei Hauptpersonen des Buches sind: Erstens ein lebendiges Dirnchen, das sich mehrfach entkleidet und aus Naturtrieb fortgesetzt seine Liebhaber wechselt. Zweitens, ein verfratzter, halb verkrüppelter Jämmerling, der sich besagtes Dirnchen kauft, sich von ihm ewig betrogen weiß, aber nichtsdestoweniger mit unseliger Leidenschaft an ihm hängt. Drittens, ein andauernd hustender Schwindsüchtiger, der von Rechts wegen längst tot sein müßte, dieses Ziel aber immerhin erst nach Seite 500 erreicht. Man wird zugeben, daß die Gesellschaft wenig verlockend ist.

Da fragt man unwillkürlich nach der seelischen Notwendigkeit, die den Erzähler gerade ihr entgegentrieb. Was reizte ihn? Was wollte er aussagen? Die beste Gestalt des Romans, eben jener Schwindsüchtige, der mit einem gewissen Humor dem Absterben seines eigenen Kadavers zusieht, gibt darauf Antwort. Wie Frau Karin Michaelis im „Gefährlichen Alter" die Tragödie des reifen Weibes zu formen versuchte, so wollte Max

Halbe die Tragödie des Mannes von vierzig Jahren geben. „Wenn einer sich mit zwanzig oder fünfundzwanzig verliebt," sagt Julius Schwarzwald und hustet hohl, . . . „gut! Das ist wie die Masern bei den Kindern. Es dauert seine Zeit, dann wird man gesund. Aber wehe, wenn unsereiner die Masern kriegt! Mit vierzig Jahren! Das geht ins Blut!" Dietrich Stobäus schüttelt sich und schreit auf: „Was weißt du davon? Was versteht ihr davon, ihr Moralprediger und Weisheitszüchter?" Aber der andere hebt die durchsichtige Hand: „Sage das nicht, Kerlchen! Die Krankheit findet sich öfter, als du denkst. Es laboriert mehr oder minder jeder daran, der den Wendekreis hinter sich hat."

Wir wollen Max Halbe zugeben, daß hier eine typische Erscheinung vorliegt. Aber gerade um als solche zu wirken, mußte sie an einer Gestalt zum Ausdruck gebracht werden, die selber nicht allzusehr Ausnahme war. Eine allgemein menschliche Erfahrung kann uns nur jemand vermitteln, zu dem wir Bruder sagen. Und hier liegt der Kardinalfehler des Romans. Dieser Dietrich Stobäus, dessen Schicksal uns beklemmen und ergreifen soll wie etwas, das auch wir am Ende erleben könnten, ist von vornherein als Fratze angelegt. Er schildert sich selbst als Produkt und Spielball eines sinnlosen und wahnwitzigen Schicksals: „Schwächlich und bresthaft, um nicht zu sagen verkrüppelt, auf diese Welt gekommen! An Vater und Mutter und naher Verwandtschaft verwaist, betrogen um Mutterliebe und kindliche Zärtlichkeit und also von doppelter, dreifacher, hundertfältiger Gier danach zerfressen! Betrogen auch um Kraft, Mut, Entschlossenheit, die immer wieder an dem angeborenen Gebrechen des jämmerlichen Kadavers haben zuschanden werden müssen! Hinausgestoßen fast vom Mutterleibe an in eine Welt fratzenhaften Hohnes und niedriger Habsucht! Gehetzt von einer fast unmenschlichen Sinnlichkeit, einer verstiegenen Gier nach dem andren Geschlecht, aber auch hier lächerliches Opfer körperlicher Imbezillität!"

Der beklagenswerte Unglückliche, der sich hier zeichnet, weicht so sehr von der Norm ab, daß seine Erfahrungen unmöglich einen typischen Wert für uns haben können. Damit bringt sich aber Halbe selbst um jede tiefere tragische Wirkung. Wie ganz anders würden wir gepackt und ergriffen, wenn ein tüchtiger und tätiger Mensch gleich einem Rohr in der Gewalt des „zweiten Triebes" schwankte und bräche! Wenn er es blutig erleben müßte, daß „die Liebe etwas ganz Inkommensurables ist, unabhängig von Gesetz und Moral und Pflicht", wenn er lieben müßte, wo er verachten muß, wenn er endlich aus Not, Scham und Verzweiflung, um nicht selbst unterzugehen, den Untergang des andern Teiles herbeiführte! Da könnten wir wohl das ta twam asi hören und in allen Tiefen zittern vor Furcht und Mitleid. Aber Herr Dietrich Stobäus ist doch von alledem nur eine Karikatur, es ist nicht besonders schade um ihn, und er ist von vornherein nur pathologisch zu nehmen.

So hat sich Halbe durch die singuläre Anlage seines Helden das ganze Konzept verpfuscht. Und nur eins hat er durch diese Anlage gewonnen: die Möglichkeit, durch ein phantastisch-spukhaftes Element zu wirken. Sein hysterischer Dietrich nämlich hat Vorahnungen, Wahrträume, Erscheinungen und ist auf eine geheimnisvolle Weise mit seinem Urgroßvater verknüpft. Im Ballsaal oder sonstwo tritt dieses verschollne Familiengespenst plötzlich auf ihn zu, sagt ihm unangenehme Wahrheiten, reizt ihn und treibt ihn zum Ziele: eine andere Inkarnation des eignen Ichs, die Verkörperung des Geheimsten und Verborgensten, das aus seinem seelischen Schlupfwinkel plötzlich frei wird. Daß der Spuk einen modrig riechenden Handschuh zurückläßt, ist etwas weit getrieben, aber sonst spüre ich gerade in dieser Versinnlichung des zweiten Ichs den Dichter, der den verborgenen Kräften der Brust Körper verleiht. Unzweifelhaft gewinnt der Roman dadurch an Leben, und es wäre zu wünschen gewesen, daß auch das allzu reichliche Monologisieren und Reflektieren des Helden auf irgendeine Weise mehr versinnlicht worden wäre.

Von den übrigen Gestalten ist ja schon kurz gesprochen. Das geborene Dirnchen Karola, des Helden Schicksal und Opfer, ist noch besser angelegt, als durchgeführt. Ein im Grunde ganz gutherziges und liebenswürdiges Geschöpf, das nicht etwa aus Schlechtigkeit und Gemeinheit treulos ist, sondern einfach weil es ihre Natur ist. Sie kann nicht dagegen an, sie sieht selbst ein, daß sie ein Luderchen ist. Das versöhnt mit ihr, und wir bedauern sie am Ende mehr als den Mann. Der Gewinn des Buches ist aber auch sie nicht, sondern der lungenkranke Julius Schwarzwald. Die bescheidene, heimliche Neigung des Todeskandidaten zu dem Backfisch, der täglich seinen Weg kreuzt, ist echt und rührend, und bis zum endlichen Sterben bleibt dieser Börsenmann sich selber treu. Man freut sich immer wieder, wenn seine Gestalt als fester Punkt in den weitgedehnten Fluten dieses Ich-Romans auftaucht.

Am Ende aber hebt man doch in zwiespältiger Empfindung die Schulter. Auch der „Dietrich Stobäus" ist wie so vieles von Halbe nicht warm und nicht kalt, nicht gut und nicht schlecht. Ich fürchte, dieser Dichter stirbt noch an lauter Achtungserfolgen: er macht es dem Kritiker immer schwerer, nicht auf das omen in nomine zu verweisen.

Mit einem Erstlingswerk debütiert Else Torge, die Tochter von Anna Ritter. Ihr Marburger Roman „Ringeleins Insel" (Berlin 1911, Gebr. Paetel) trägt das Motto: „Nicht, daß ich es schon ergriffen hätte. Ich jage ihm aber nach, ob ich es ergreifen möchte — —." Das ist erfreulich bescheiden, und die Hoffnungen, die das Buch

erweckt, stützen sich auch noch nicht auf die darin entfaltete Kunst, sondern auf das im Hintergrund stehende Temperament. Besser und schöner als alle Gestalten lebt und leuchtet in dem Roman das alte Marburg mit Berg und Tal, mit Schloß und schiefen Dächern, mit der Lahn und den blühenden Gärten, mit buntbemützten Studenten und verliebten „Hessentrinchen". Wenn die Korpsiers in der ersten Mainacht zum rauschenden Marktbrunnen ziehen, wenn beim Schlag der Mitternacht der Cantus steigt: „Der Mai ist gekommen," wenn die Fackeln verlodern und sehnsüchtige Jugend aus den Gassen empor auf die Berge drängt, oder wenn rosenbekränzt und lampionumschaukelt, „ein voller Becher unruhiger Lust", der Nachen in der dunkelblauen Sommernacht flußauf- und -abwärts schaukelt, während sich die Höhen in Johannisfeuern entzünden, — dann hebt sich wohl die Brust in der Sehnsucht nach all der süßen Trunkenheit der Jugend. Und wenn der stud. theol. von Sickingen da die Balance verliert und stammelt: „Hier will ich jung sein!", oder wenn Frau Ringelein sagt: „Wie lieb' ich diese Stadt!", so fühlt man, daß Else Torge beides heimlich mitspricht. Hier ist auch das mütterliche lyrische Erbteil unverkennbar, ob es sich auch in Prosa ausgibt. Es bricht weiter hervor in den heißen und ganz persönlich gefärbten Worten, mit denen die zarte Heldin von der Erzählerin manchmal apostrophiert wird. Spielhagen hätte über diese Verletzung der „Objektivität" die Hände gerungen. Ich freue mich ihrer und nehme den Rauch in den Kauf um des Feuers willen, das da brennt. Dieses innere Glühen ist doch das Wichtigste, was wir von einem Erstlingswerk verlangen müssen. Die Reife und Ruhe kommt später. „Ringeleins Insel" ist auch ästhetisch genommen nichts weniger als ein Meisterwerk. Weder ist bei aller Gewandtheit der Darstellung das Verhältnis der einzelnen Teile zum Ganzen genügend bedacht, noch sind die Charakterisierungskunst und menschenschöpferische Kraft schon besonders ausgebildet. Für die interessanteste Gestalt des Buches, den um seine Jugend betrogenen und deshalb wunderlich verbogenen Theologen Sickingen reichte das plastische Vermögen einfach noch nicht aus: er ist gut gedacht, aber nicht gut gemacht. Sein studentisches Gegenstück Schmidtgen rundet sich schon besser, stellte aber auch geringere Anforderungen. Über die Hauptpersonen kann man nur unter dem Gesichtswinkel des behandelten Problems reden, dessen kühne und seltsame Lösung den meisten Widerspruch erregen wird. Der geniale Architekt Ringelein, dessen stark betonte Sehnsucht nach Leibeserben und dessen überschäumende Sinnlichkeit von seiner zarten Frau nicht befriedigt werden können, erobert sich eine Majorstochter — ein merkwürdiges Geschöpf. Sinnt man ihr später nach, so scheint es, als spräche sie im ganzen Buche kein Wort, sondern läge nur da wie eine schöne Kuh: ganz strotzender Körper. Bei ihr kann sich der Baumeister austoben, aber es stellen sich Folgen ein. Die von ihrem Vater verstoßene Offizierstochter flüchtet in Ringeleins Haus, es hebt ein Kampf der beiden Frauen um den Mann an, in dem die werdende Mutter die Kinderlose besiegt. Die Scheidungsklage wird eingeleitet, die erste Frau verläßt die Stadt, aber ihr Mann selbst ruft sie zurück. Denn die andere wird von ihrem Gewissen so verklagt, daß sie ihrer schweren Stunde mit Angst und Grausen entgegensieht. „Das Leben meines Weibes und vielleicht meines Kindes liegt in deiner Hand — komm und nimm den Fluch von uns." Und die kleine zarte Frau folgt dem Ruf des noch immer Geliebten. Sie steht ihrer Nachfolgerin in ihren Nöten bei, und während sie den Mann heiße Zärtlichkeitsworte für die andre stammeln hört, hebt sie das Kind empor und küßt es: „Du bist mein Kind! Ich habe dich mit mehr Schmerzen geboren!" Sie geht auch nicht wieder fort, sie kann nicht leben ohne ihre Liebe, sie leidet, bleibt und hütet das Kind der andern ...

Aber hier, wo Else Torge schließt, könnte oder müßte doch auch wieder ein neuer Roman beginnen, der solche Ehe oder wenigstens solches Zusammenleben à trois behandelte. Immerhin spricht aus der Lösung, die keine Lösung ist, eine gewisse Kühnheit, die gleichfalls für die Nachkömmlinge dieses Erstlings mancherlei erhoffen läßt. —

Das bedeutsamste Memoirenwerk der letzten Zeit soll an dieser Stelle wenigstens kurze Erwähnung finden. Ich meine natürlich die Aufzeichnungen Richard Wagners, die unter dem Titel „Mein Leben" kürzlich bei F. Bruckmann in München erschienen. Sie sind in den Jahren 1865 bis 1870 auf Wunsch der damaligen Cosima von Bülow diktiert und in nur 15 Exemplaren für die zuverlässigsten Freunde gedruckt worden. Ihr Wert sollte, wie das Vorwort sagt, in der „schmucklosen Wahrhaftigkeit" beruhen, und wirklich fällt, wenn man sich in sie hineinliest, eine nüchterne Sachlichkeit angenehm auf. Ob das sachlich Erzählte allerdings auch immer objektiv richtig ist, das ist eine zweite Frage. Gerade so leidenschaftliche Kampf- und Theaternaturen wie Wagner haben selten die Fähigkeit, ruhig zu schauen und richtig zu werten. Man kennt ja Friedrich Nietzsches böses Wort, daß Wagner, der ewige „Schauspieler", niemals zu irgendeiner Wahrheit über sich selbst gekommen sei. Der Vorwurf ist, wie alles, was Nietzsche sagt, übertrieben, aber nicht grundlos, und manches in den Aufzeichnungen, besonders in den späteren Partien, scheint ihn zu bekräftigen. Wir wollen nicht vergessen, daß der Richard Wagner dieser Memoiren unter dem spürbaren Einfluß seiner Freundin Cosima stand und manche Episode der Vergangenheit halb unbewußt so geschildert haben mag, wie sie

sie zu sehen wünschte. Einen ungetrübten Genuß hat man vor allem an der Darstellung der Jugendjahre, und was Wagner da von der Theaternarrheit seines Vaters, von seinen — schließlich immer verhinderten — Duellaffären, von seiner leidenschaftlichen Spielwut erzählt, prägt sich für lange ein. Im zweiten Bande findet sich unter vielem andern ein sehr abfälliges Urteil über Hebbel. Der Dichter, erzählt Wagner, hätte bei einem Gegenbesuch eine Karte abgegeben, auf der die Worte standen: „Hebbel, chevalier de plusieurs ordres.“ Das könnte stimmen, denn es bleibt trotz aller modernen Verklärungsversuche bestehen, daß Hebbel der eitelste aller neueren Dichter war, — wenn mich auch wegen solcher Ketzerei die Herren Bartels und Genossen in effigie an den Schandpfahl heften.

Wollen wir uns zu guter Letzt noch in die Wunderwelt des Märchens wagen? Der Inselverlag in Leipzig hat ein paar der berühmtesten Märchenbücher in gleichmäßiger Ausstattung herausgegeben. Voran stehen die Märchen der Brüder Grimm ... das alte deutsche Volksgut der Kinder- und Hausmärchen. Goldglanz der Jugend liegt über ihnen; ein lieber Mund hat sie uns zuerst in Herddämmerung kundgetan; die ewig stoffhungrige Phantasie des Kindes nahm sie auf. Erst später erkennt man ganz, mit welcher schlichten und starken Kunst sie erzählt sind und was die Grimms hier geleistet haben. Das deutsche Märchen ist ein Dorfkind, der Bauer sein Held, Wald und Flur sein Reich, einfach sein Kleid. Ganz im Gegensatz dazu steht das orientalische Märchen, etwa aus Tausendundeiner Nacht. Es ist stets in der Großstadt lokalisiert, wählt am liebsten Kaufleute, vor allem Juweliere, zu Trägern der Handlung und schwelgt in phantasie-erregender Fabulierkunst. Aber wie wir das Rauschen unsres Waldes dem Brausen der Basare vorziehen, so preisen wir unser deutsches Volksmärchen gegenüber den üppigeren Reizen seiner morgenländischen Schwestern. Von den Stücken, die sie in treuer Liebe gesammelt und in immer von neuem gebesserter Form nacherzählt haben, sagten die Grimms das schöne Wort: „Es geht innerlich durch diese Dichtungen jene Reinheit, um derentwillen uns Kinder so wunderbar und selig erscheinen: sie haben gleichsam dieselben blaulich-weißen, makellosen, glänzenden Augen, die nicht mehr wachsen können, während die anderen Glieder noch zart, schwach und zum Dienste der Erde ungeschickt sind.“

Kein Kunstmärchen kann sich damit vergleichen. Selbst die weltberühmten von Hans Christian Andersen, die der Inselverlag gleichfalls in zwei Bänden herausgab, zeigen den Abstand von dem alten schlichten Volksgut. Wir haben gewiß in neuerer Zeit keinen größeren Märchenerzähler gehabt, als den einsamen dänischen Junggesellen. Aber er, der so wundersam alle Dinge zu beleben vermag, wirkt gegen die naive Einfalt des alten Volksmärchens doch schon etwas weichlich und sentimental. Das Kindlich-Unbeholfene der Darstellung trifft er herrlich, doch er mischt dem Trank schon etwas Milchzucker bei. Man weiß, daß er sein Leben das schönste Märchen genannt hat, daß seine Märchen wie jede echte Dichtung auf persönlichen Erlebnissen beruhten. Ihn, den Sohn eines Schusters und einer betrunknen Waschfrau, besuchte der König! Er, der linkisch unbeholfene Mensch aus allerkleinsten Verhältnissen, wurde weltberühmt! Er faßte es nicht, und seine vielbelächelte naive Eitelkeit und Ruhmsucht war nur die Folge der innern Unsicherheit. Er wollte es immer schwarz auf weiß haben, wollte jedem beweisen können, daß aus dem häßlichen Entlein seines Märchens zweifellos ein Schwan geworden sei ...

Wilhelm Hauffs Märchen, die einen weiteren Band des Inselverlages füllen, sind wieder von ganz anderer Art. Hier fehlt die Stärke und Naivität der Grimmschen Märchen ebenso wie die Kindlichkeit und tiefe symbolische Poesie der Andersenschen. Dafür entschädigt eine außerordentliche erzählerische Leichtigkeit und eine überraschende Beweglichkeit der Phantasie. Die Berührung mit dem orientalischen Unterhaltungsmärchen ist damit von selbst gegeben; schon der Titel der beiden ersten Zyklen (Die Karawane, Der Scheik von Alessandria) weist darauf hin. Und man braucht nur den Kalif Storch, den kleinen Muck, das Gespensterschiff und den Zwerg Nase zu nennen, um in jedem die Erinnerung an Stunden äußerster Spannung hervorzurufen. Seltsam: diese Geschichten hat uns die Mutter nicht erzählt. Wir selbst haben sie gelesen. Sie sind, wie Paul Heyse sagt, um so besser, je phantastischer sie sind.

„Gebt mir Märchen und Rittergeschichten,“ hat Schiller drei Tage vor seinem Tode geäußert, — „da liegt doch der Stoff zu allem Schönen und Großen.“ Vielleicht läßt sich auch heut gern dieser und jener in die phantastisch-heitre Welt ziehen.

Karneval. Gemälde von Francisco Goya in der Sammlung M. v. Nemes.

Illustrierte Rundschau.

Die Ausstellung der Sammlung des Kgl. Rates Marczell von Nemes in der Alten Pinakothek in München. — Steinzeugfiguren von Ernst Riegel. — Metallgerät von Eugen Ehrenböck in München. — Zu unsern Bildern.

Den Besuchern der Kunststadt München ist in den kommenden Monaten ein seltener Genuß vorbehalten. Einer der bedeutendsten europäischen Privatsammler, der Kgl. Rat Marczell von Nemes aus Budapest, hat die Meisterstücke seines Besitzes zu einer reizvollen Leihausstellung vereinigt und der von Hugo von Tschudi geleiteten Alten Pinakothek zur Verfügung gestellt, wo sie im Spaniersaal zu einer künstlerisch vollendeten geschlossenen Aufstellung kommt. Geheimrat von Tschudi hat für diese großartige Kollektion alter und neuerer Kunst einen eigenen Katalog herstellen lassen und diesen durch ein besonderes Vorwort ergänzt, das gewissermaßen als ein programmatisches Bekenntnis im Sinne des modernen Sammelwesens angesprochen werden darf. Er erblickt in Herrn von Nemes mit Recht einen neuen Sammlertyp, der sich ausgesprochen dem Sammler älteren Schlages gegenüberstellt. Denn während dieser seine Schätze vorwiegend nach historischen Gesichtspunkten zusammenbrachte und unter die Kunstentwicklung mit dem Jahre 1800 gewöhnlich einen dicken Schlußstrich setzte, sucht der durch Herrn von Nemes verkörperte Sammler aus den künstlerischen Tendenzen der Gegenwart den Weg zu den großen Offenbarungen alter Kunst — und nicht die Historie als solche, die oftmals künstlerisch nichtssagend ist, sondern die malerische Qualität, das künstlerische Moment im besten Sinne des Wortes sind der Ratgeber bei Erwerb der Schätze. Unter diesem Gesichtswinkel gesehen, ist die Sammlung M. von Nemes eine der interessantesten Darbietungen dieser Art; denn sie ist letzthin das persönliche Bekenntnis eines künstlerisch hervorragend begabten Menschen, der ausging, auch bei der alten Kunst Qualität in höchster Vollendung zu suchen, und der wie von selbst zu dem Wege hingeführt wurde, den der Impressionismus durch die Jahrhunderte hindurch gewandelt ist. Denn dies eine wissen wir längst — sagen unsere Modernen —, daß auch in der alten Malerei (die Italiener sind in der primitiven Kunst zum Teil ebenso wie die Altdeutschen völlig auszuschalten) die Qualität fast überall mit den impressionistischen Tendenzen gleichbedeutend ist. Jedenfalls erzählt die kleine Auswahl von Meisterwerken aus dem Besitz des ungarischen Sammlers, die übrigens den Bestand der Münchener Galerie

Christus am Ölberge.
Gemälde von El Greco in der Sammlung von M. v. Nemes.

Da Herr von Nemes acht Meisterwerke aus seinem Besitz ausgestellt hat (dem sich ein Gemälde der Alten Pinakothek und der berühmte „Laokoon" aus norddeutschem Privatbesitz beigesellen), so bietet sich zum erstenmal in Deutschland die Gelegenheit, das Thema „Greco" sine ira et studio abzuhandeln und den Künstler in all seinen Stilepochen kennen zu lernen. Und man müßte angesichts dieser Werke blind sein, wollte man dem Koloristen Theotocopuli noch länger seinen Rang streitig machen. Dieser geborene Kreter, der über Venedig, wo er vor allem Tintorettos Einfluß erfuhr, nach Toledo kam, entdeckte im Rahmen dieser Umgebung, die das Herz Spaniens bedeutet, zugleich sein eigentliches Ich, das ihn zum stärksten metaphysischen Interpreten spanischen Lebens machte. Aus dieser Landschaft hat er die Melodie seiner rhythmischen Farbenklänge herausgelesen. Die Menschen und die Zeit gaben ihm die ergreifende Gewalt seiner künstlerischen Beredsamkeit. Nur wer Greco so, als Ausdruck einer bestimmten Kultur versteht, wird sich seiner Größe restlos ergeben, und die Perlen des Nemesschen Besitzes machen es in der Tat nicht schwer, ihn zu verstehen und zu werten. Unsere Leser aber mögen sich dabei auch der neuesten Theorie erinnern, die nachzuweisen sucht, daß Greco von einem bestimmten Zeitpunkt seines künstlerischen Schöpfens an an einer Augenerkrankung (Astigmatismus) gelitten habe, die ihn alles, was er malte, in gewissen Verschiebungen, Verzerrungen sehen ließ.

Neben Greco steht Goya als ein zweiter vollwertiger Repräsentant spanischer Rasse, und von diesem Mittelpunkte aus lenkt die Sammlung einmal rückwärts nach Italien, wo Venedig vor allem mit Tintoretto, Tizian, Guardi und Tiepolo der markanteste Ausdruck des Impressionismus ist, ander-

nach mehr als einer Seite hin vortrefflich ergänzt und kunsthistorisch erweitert, nichts mehr und nichts weniger als die Geschichte der impressionistischen Kunstentwicklung.

Daß Herr von Nemes außerdem mit einem gewissen Clou aufzuwarten hat, der diese Ausstellung in mancher Hinsicht zu einem sensationellen Ereignis macht, wirkt besonders prickelnd. Die Sensation ist der viel erörterte, leidenschaftlich geliebte und nicht weniger leidenschaftlich verfolgte Grieche Domenico Theotocopuli genannt El Greco, der von seinen Bewunderern als eine der höchsten malerischen Offenbarungen angesprochen, von seinen Gegnern als Typ krankhaften Manierismus befehdet wird.

seits zu Holland, wo die Meisterwerke eines Rembrandt, Cuyp, Koninck, Thomas de Keyser, Hobbema u. a. in ihrer Art ähnlichen Tendenzen folgen.

Was die ungarische Privatsammlung an Werken dieser beiden Kunstschulen besitzt, gehört an sich zu dem Besten, was man überhaupt in europäischem Privatbesitz finden kann. Nur würde es zu weit führen, wollte man an dieser Stelle ins Detail gehen. Von der alten Kunst aber hat der glückliche Sammler mutig den Weg ins XIX. Jahrhundert gefunden. Die Bilder eines Constable, Corot, Courbet, Monet, Renoir, Degas u. a. schließen im Rahmen dieses Programms mit einer überraschenden Selbstverständlichkeit die Kette, deren einzelne Glieder wie wesensverwandte Ausdrucksmöglichkeiten eines über den Dingen stehenden höheren Kunstprinzips anmuten, und auch diese Werke folgen dem gleichen Gesetz, das über der Sammlung im

Magdalena. Gemälde von El Greco in der Sammlung M. v. Nemes.

Landschaft mit Kühen.
Gemälde von Albert Cuyp in der Sammlung von M. v. Nemes.

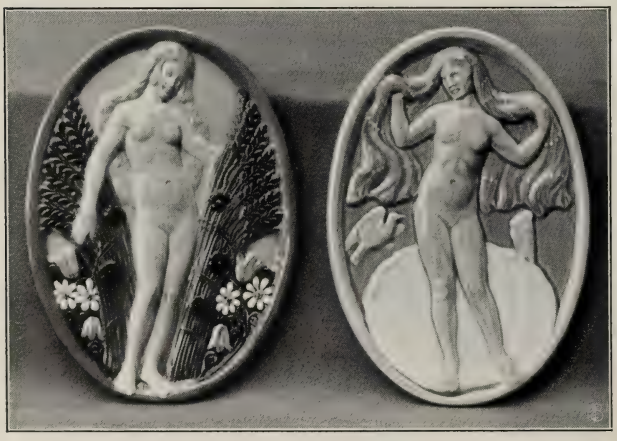
großen triumphiert: Nur an dem Besten, was Künstlerhand in den glücklichsten Stunden geschaffen, läßt sich vollendet die von allen Schlacken irdischer Unzulänglichkeit befreite Linie der großen kunsthistorischen Entwicklung aufzeichnen. Diese Erkenntnis tritt einem vielleicht nirgends so eindringlich ins Bewußtsein, wie im Genuß dieser schönen Privatgalerie, die ein Mäzen großen Stiles München für sechs Monate hergeliehen hat. —

Ernst Riegel, unsern Lesern kein Fremder, schmückte schon so manchen seiner Pokale mit

Landschaft.
Gemälde von Meindert Hobbema in der Sammlung M. v. Nemes.

Der Gegensatz ist lehrreich. Hier ist bewußt daran festgehalten: Steingut bleibt Steingut, darf kein Porzellan vortäuschen und soll nur durch sich selbst wirken. Auch auf die lebhaften Farben der Fayencen ist verzichtet, aber das matte Blau, das dunkle Rot und satte Grün in den Blumenkränzen und Sträußen heben sich warm von dem matten gelblichen Ton der Figuren ab. Sehr niedlich sind die beiden kleinen Schwälmerinnen in all der Unbeholfenheit schüchterner Gratulantinnen, und die kleine Putte auf dem Deckel der Konfektdose, die so recht deutlich zeigt, wie

graziösen, fein ziselierten Figürchen, oder ließ in dem Rankenwerk seiner Tafelaufsätze und Blumenschalen pausbackige Putten ihr munteres Wesen treiben. Neuerdings aber hat er sich auch der keramischen Plastik zugewandt und im Verein mit Chr. Neureuther, dem künstlerischen Leiter der Wächtersbacher Steingutfabrik, eine Reihe kleiner Plastiken geschaffen, die als Musterbeispiele einer gesunden keramischen Kunst gelten können. Sie lehnen es von vornherein ab, mit der Zierlichkeit feiner Porzellanfiguren zu wetteifern, verzichten auf jede subtile Durchbildung der Einzelformen und betonen in ihrer schlichten Derbheit ehrlich ihre geringere Herkunft. Gerade deshalb bringen wir diese allerliebsten Figürchen in diesem selben Heft, das die neuesten Porzellanarbeiten im Bilde vorführt.



Steinzeugreliefs. Von Ernst Riegel.
Ausführung: Wächtersbacher Steingutfabrik, G. m. b. H., Schlierbach bei Wächtersbach (H.-N.).

sich ein zu praktischer Benutzung bietender Gegenstand auch mit bescheidenem Aufwand zu einem kleinen Kunstwerk gestalten läßt.

In dem Metallgerät von Eugen Ehrenböck kommt das alte tüchtige Handwerk wieder zu Ehren, das seine Aufgabe darin sah, in gutem Material und solider Arbeit den Forderungen der Zweckmäßigkeit und Schönheit in gleicher Weise zu genügen. Es ist keine graziöse Luxuskunst, die mit raffinierten Farben- und Materialkombinationen den Augen zu schmeicheln sucht und durch originelle Formen und Techniken nach noch nie dagewesenen Effekten strebt, sondern schlichte Kunst für das Leben, die die Dinge des Alltags ohne eitle Ambitionen zu verschönern weiß. Alle Phrasen und Schnörkel sind Ehrenböck verhaßt. Er liebt klare, ruhige, im praktischen Gebrauch bewährte Formen und schmückt sie mit sparsamer, getriebener oder ziselierter Verzierung oder mit leuchtender Emaille in kräftigem Rot, Grün oder Blau. Ehrlich und ungeheuchelt ist die Verarbeitung, die darauf ausgeht, jedes Metall zur besten Wirkung kommen zu lassen. Es wird nichts vorgetäuscht oder kaschiert, jeder Hammerschlag bleibt stehen, und hier war es wirklich der Hammerschlag, der die Form gab; nicht aber Maschinen und Stanzen, die Formen pressen, die das Ansehen gehämmerten Metalls mehr oder weniger schlecht zu imitieren suchen und so unglaublich billige — und durch solchen Betrug

stets noch zu teuere — „Handarbeit“ massenweis produzieren. Aus solchen Erzeugnissen eines flinken und nur auf den Profit des Augenblicks bedachten Industrialismus heben sich Ehrenböcks Metallarbeiten heraus, wie vornehme Aristokraten aus einer gemischten Gesellschaft und wollen doch nichts anderes sein, als geschmackvoller und in allen Einzelheiten mit peinlicher Sorgfalt gearbeiteter Familienbesitz für den bürgerlichen Haushalt. —

Den Löwenanteil am bildlichen Schmuck dieses Heftes,

Konfektdose und Tintenfaß. Von Ernst Riegel. Ausführung: Wächtersbacher Steingutfabrik, G. m. b. H., Schlierbach bei Wächtersbach (H.-N.).

Steinzeugfigürchen. Von Ernst Riegel. Ausführung: Wächtersbacher Steingutfabrik, G. m. b. H., Schlierbach bei Wächtersbach (H.-N.).

der wieder einmal zeigen soll, „was wir können“, trägt Meister Albert von Keller. Da über ihn und sein Schaffen Hans Rosenhagen ausführlich berichtet, genügt es für diese Stelle, wenn wir auf die Vorzüglichkeit unserer Reproduktionen, zumal der farbigen Faksimiledrucke, hinweisen; gerade bei einem in seiner Palette so kapriziösen Künstler wie Keller treten an die moderne Reproduktionskunst äußerst schwierige Aufgaben heran. Wir möchten unsere Leser besonders auf die ausgezeichnete Wiedergabe des Titelbildes aufmerksam machen. Vortrefflich reproduziert sind außer den Kellerschen Bildern aber auch die weiteren farbigen Drucke: die duftigen, zarten Rosen von Prof. E. Albrecht, dem ausgezeichneten Königsberger Künstler, und die überraschende Auer-Dult von Prof. R. Schramm-Zittau; überraschend in der Tat wirkt dies Bild des großen Münchener Marktes mit seinen bunten und doch so harmonisch zusammenfließenden Farbflecken!

Unsere Tonbilder stammen ausnahmslos von den großen deutschen Ausstellungen dieses Sommers. Zumal die Münchener Sezession, die diesmal hervorragend gut ausgestellt hat, lieferte uns schöne Beiträge: die erstaunlich flott gemalte Mädchengestalt „Am Wasser“ (zw. S. 64 u. S. 65) von Julius Seyler, einem jungen, stark aufstrebenden Künstler; die kernige herbe Terrakottabüste von Prof.

Steinzeugfigürchen. Von Ernst Riegel. Ausführung: Wächtersbacher Steingutfabrik, G. m. b. H., Schlierbach bei Wächtersbach (H.-N.).

Bowlen aus gehämmertem patiniertem Messing, die rechte mit Opalen besetzt. Entwurf und Ausführung: Eugen Ehrenböck, München.

handelt (zw. S. 48 u. S. 49); Prof. E. Hoffmann-Fallersleben mit dem stimmungsvollen Gemälde „Aus alter Zeit" (zw. S. 88 u. S. 89), einem famosen Ausschnitt aus einem jener Gärten, die, hinter den kalten, öden Reihen der Großstadthäuser verborgen, gleich Oasen in der Wüste blühen. — Besonders aufmerksam möchte ich schließlich auf das Gemälde von Carl Reiser machen, dessen Reproduktion

Erwin Kurz (zw. S .32 u. S. 33), das Strandbild „Auf Ebbe wartend" von Prof. Carlos Grethe, dem Stuttgarter Meister (zw. S. 112 u. S. 113). Zwei Berliner mögen sich anreihen: Prof. Fr. Kallmorgen, der immer Frische, mit seinem prächtigen Hafenbilde — Wasser und Luft sind hier wieder einmal wundervoll be-

Bowle aus patiniertem Kupfer mit Emailfries und Halbedelsteinen: Beschläge aus Weißmetall. Entwurf und Ausführung: Eugen Ehrenböck, München.

Bronzespiegel mit blauem Email. Entwurf und Ausführung: Eugen Ehrenböck, München.

wir zw. S. 80 u. S. 81 einfügten. Das Bild hat nicht nur hervorragende malerische Qualitäten, es wird einst auch seine historische Bedeutung besitzen. Zurzeit ist nämlich der gewaltige Häuserblock vor der Münchener Frauenkirche abgebrochen; es soll hier ein großer Neubau für Polizeizwecke aufgeführt werden. Durch den Abbruch aber ist die Frauenkirche freigelegt und zeigt sich ganz in ihrer großen wuchtigen Schönheit. Die Münchener selbst lernen zum Teil erst jetzt erkennen, was sie an diesem eigenartigen gewaltigen Bau besitzen! Diese leider nur vorübergehende Situation hat der Maler mit Glück festgehalten — man wird ihm einst dafür Dank wissen.

H. v. Sp.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Unter dem Mimosenbaum.

Studie von A. Neven du Mont.

Aus Eduard Schulte's Kunsthandlung in Berlin.

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker

XXVI. Jahrgang 1911/1912. Heft 2. Oktober 1911.

Frau Utta und der Jäger.

Roman von Rudolf Hans Bartsch. (Fortsetzung.)

Frau Utta war Hanns einen Monat lang nicht vor Augen gekommen; er hatte lange nicht gemerkt, daß das Verlangen nach ihr in seinem Blute gebunden war gleich holder Wärme im Kalkgestein oder Kristall. Aber als nun der Frühling über alle Maßen lebensvoll aus allen Knospen brach, wie der Wald im Blütengerieſel und Blütenstaube wolkte und rauchte und alle kleinen Kehlen Liebe, Liebe riefen, da brach alles auf, da stürzte sich über ihn das Begehren aus und die unbändige Luſt, und er gehörte den Seufzern, ja den Tränen, deren vollgefülltes Gefäß er war. Widerwillig und doch oft bewußt willenlos. Hexe!

Warum sie nur nicht kam? Wo sie war? In Wien wußten die Menschen so geschmeidig zu leben und zu gefallen. Sie wußten so leichthin, so unmerklich, aber umweht von siegreicher Selbstverständlichkeit, an eine Frau heranzukommen, daß Frau Utta vielleicht schon einem Leibgardeoffizier, einem Botschaftssekretär, einem glänzenden Modemaler gehörte. Und er stapfte und schlich im Walde. Rehbock oder Frau Utta; zu dumm. War denn da eine Wahl? Warum war er ihr nicht sogleich nachgefahren; hatte sein Glück verstäuben lassen, verpaßt.

Ob es dennoch wahr sein mochte, daß sie kam? Die Mutter hatte einen Brief von ihr, und Hanns brachte es nicht zustande, sie um diesen Brief zu bitten. Nur obenhin hatte die Baronin davon gesprochen, daß Frau Utta nach Schloß Rankenstein hinsehen wolle. Hinsehen! Drei Tage? Drei Wochen? Es preßte ihm das Herz. Er war sonst wie ein zutunliches Kind zur gütigen Mutter. Warum nur war es ihm jetzt so ganz unmöglich zu fragen: Du, was ist mit der schönen Nachbarin? Ja, aber die Mutter hätte ganz fein gelächelt. Das fürchtete er. Das fürchtete er wirklich und schämte sich sehr.

Frau Dressel hatte nie gedacht, daß sie Schloß Rankenstein viel betreten würde. Ihr Mann, der klein und von bläulicher Magerkeit gewesen war, wie ein gerupftes Wasserhühnchen, fror beständig und hatte sehr nervös gelebt. Da hatte er von der ungeheuren Stille des Savetals gehört und von der vielen, vielen Sonne um Schloß Rankenstein. Das lag vor einsamen Bergwäldern auf einer südseitigen Rückfallskuppe hoch über der Save und hatte seinen Namen von dem dichten Gewirre der Rebenranken, welche Berg und Burgfelsstock und Mauern und Türme umnetzten. Im Herbste umhing sich der ganze Berg blau und goldgrün mit Trauben, und vor der Burg gaben fast nur die beiden großen Linden und die Rebenlauben Schatten her. Der Garten lag hinter dem Schlößlein, gegen Norden und Westen zu: schweigsam, hoch, dicht und kühl; voll Nuß- und Edelmaronenlaub, voll Fichten und Rüstern.

Dort saß er die letzten Herbste und Lenze seines Lebens pflanzenstill schauernd im

 Copyright 1911 by Velhagen & Klasing.

Sonnenscheine, sah die Save in den Orient fortziehen und horchte dem ewig wechselreichen Plaudern und Plänkeln der hölzernen Windklapperräder, oder an Sonntagabenden dem seltsamen Läutton der Glocken, die dort im Dreitakt mit Hämmern angeschlagen werden. Windischläuten oder Drischaken hieß das und klingt süß und lustig und weh, weil es wohllautvoll aber fremdbeseelt ist.

Herr Dressel war auch auf Schloß Rankenstein gestorben; an einem Lichtmeßtage im Freien vor dem Schlößchen, als um ihn die Zitronenfalter die blaue Luft neckten und die Leute schon die dampfende Erde der Weingärten aufzutun begannen. Da hatte dann gleich Frau Dressel das Schloß zu Verkauf geboten; sie war gar nie unten gewesen und empfing auch ihren Verstorbenen, sehr erschrocken, erst per Transport am Bahnhof in Wien. Sie hatte in München den Karneval ansehen wollen und geglaubt, ihr Mann hätte noch ein halb Schock Jahre zu leben. Nun machte sie sich Vorwürfe und wollte das alte feste Haus an der Save, wo sie ihren armen Angetrauten einsam hatte sterben lassen, gar nicht sehen.

Aber der Preis war zu hoch gewesen. Südsteirische Schlösser wollte man nur geschenkt nehmen, seit der slawische Haß zu knurren begann. Da sie von deutschen Schutzvereinen gebeten war, das Anwesen keinem Slowenen zu verschleudern, blieb es unverkauft.

Nun, Ende Mai, als es in Wien stille zu werden anfing, ward Frau Utta unfriedevoll und bedrängt. Mit keinem, mit keinem war sie zufrieden gewesen, diesen ganzen Winter. Und es ging ihr der Naturbursche aus den Uskoken nicht aus dem kaprizenvollen Kopf. Der Edelmann, der ihretwegen fast mit einem Stallknecht handgemein worden wäre!

Da ward sie doch neugierig, wie Schloß Rankenstein aussähe, das ihr Mann so lieb gehabt hatte. So einsam war er dort gewesen und dennoch glücklich, wie er beständig schrieb! Und eines Tages machte Frau Utta mit Koffern, Schachteln, Köchin und Zofe einen kurzen, energischen Ruck, bis Marburg vorderhand.

Dort saß eine kleine Freundin von ihr; die wollte sie sich mitholen. Ein interessantes, dunkles Geschöpf; so was wie eine Kreolin: Helene Ruard. Ihr Vater, aus altösterreichisch-römisch gemischtem Blut, hatte große Pflanzungen in Florida gehabt und war nach deren Verkauf nach Europa sterben gegangen. Die Mutter, immer noch schön und sehr vermögend, hatte nach zwei Jahren lässiger Trauer einen aussichtsreichen Major des Generalstabs geheiratet. Der saß nun auf einer der Zwischensprossen seiner hohen Leiter als Landwehrkommandant in Marburg. Er hieß nur Kramitzer, so daß sich seine Frau stets Ruard-Kramitzer nennen mußte. Man sagte auch, daß sein Vater ein Bandwarengeschäft in der Leopoldstadt gehabt hätte; auch war er rötlich von Haar. Aber all dies und selbst sein leise galizischer Timbre tat nichts; denn er war so unwiderstehlich liebenswürdig, so heiter, geistvoll und bescheiden, daß jener unmerkliche Jargon wie eine reizvolle Tugend angesehen wurde. Kein Mensch konnte dem ewig verbindlichen Herrn böse sein, der es sich niemals anmerken ließ, wie sehr es in ihm „nach höher hinauf" brannte. Immer im Dienst, immer alle Arbeit auch für seine jüngeren Herren selber besorgend, immer fleißig, zählte er heimlich jeden Tag seines Marburger Aufenthaltes, und Frau und Tochter zählten mit. Sein ganzes Hiersein war in allen Sehnen wie zum Sprunge gespannt: zum Sprunge nach aufwärts. Dazu lächelte er graziös wie ein Artist vor dem Saltomortale. Oberst und Brigadier in Wien! So wollte er's, so wünschten angstvoll und heiß Frau und Stieftochter. Wien! Wien!

Wenn der schönen Helene Ruard einer der Generalstabsoffiziere ihres Stiefvaters gefiel, so dachte sie daran, daß dieser gute Junge bald nach Banjaluka oder Krakau oder Miskolcs abgeschoben würde, und jede Neigung erstarb im Keime. Sie lebte hier nur ad interim. In Wien warteten die Ministerrouts und die Feste der Metternich einer kleinen Blumenkönigin aus Westindien. Sie wußte, wie apart sie war, und brannte nach der vergnüglichen Weltstadt, als ihrer würdigen Fassung.

Alle Jahre fuhr sie mit Mama vier-, fünfmal in der Saison dorthin, um alte und neue Verbindungen zu erhalten, und stets war um sie jenes Aufstaunen aller Augen, das sie so sehr brauchte. Dabei hatte sie

Frau Dressel kennen gelernt und ihr fast weinend ihr wildes Großeweltweh gestanden. Frau Dressel war mondän und gesellig durch und durch: sie freute sich, verstand und liebte das schöne, blaßbrünette Kind sogleich.

Wenn sie nun ein paar Wochen in die grauenflüsternde Stille von Rankenstein zog, Witwenbuße zu tun, da mußte sie diesen fernen Glockenklang von Sehnsucht, diesen Drang in die Welt der Lüster und Spitzen um sich haben. Helene ging gerne mit ihr. Papa war auf Manövern, Mama wollte in ein kleines Waldbad. — „Wir werden von Wien reden," sagten sich die Freundinnen. „Alle Morgen auf der Terrasse, alle Tage in Wald und Reben, alle Abend bei der Gartenlampe vom fernen, klingenden Wien."

Nun saßen sie wirklich auf der Terrasse. An den Linden waren schon lichte Pünktlein; in einer Woche war Blüte, denn dort im Lande, das der Hauch vom Mittelmeere streift, ist der Lindenduft schon drei Wochen vor Johanni entfesselt. Jenseits: ein fernhin überduftetes Land bunten Aberglaubens — die geheimnisreichen Krainer Berge.

Der Mai lag in letztem Atem und träumte und träumte sich in der eigenen Schönheit zu Tode, und die beiden Frauen saßen unter dem riesigen, rot und gelben Terrassenschirme, der mit dem Morgenwinde plauderte oder sich leise schlagend bewegte wie ein in Gedanken versunkenes Wesen.

„Jetzt ist es in ‚Venedig in Wien' ganz still. Die Serviermädchen fegen die Tische, die Gondolieri schlafen im Schatten der Silberpappeln, die letzten Kastanienblüten fallen immer von neuem rotweiß auf die leeren Stühle. In den Kanälen schlagen und gluckseln die Gondeln," sagte Frau Utta.

„Auf dem Sande wimmelt es von den kleinen runden, bunten Koriandoli von gestern," fuhr Helene Ruard mit ihrer dunklen Stimme fort. „Ganz wenige Feinschmecker kosten die wunderbare Stille. Der eine hat sich eine Dame heraus mitgenommen, im lichten, leichten Wagen. Sie sitzt wundervoll, schräge über ihren Sessel, einen Arm über die Lehne gestreckt. Ich sehe sie: graziös, schick, von feinstem Geschmack umduftet: erlesenstes — Halbwelt-Vollblut. Fein, was?"

„Und jenseits, der einsame Attaché von der deutschen Gesandtschaft hat zweimal vergeblich herübergesehen. Unglaublich, aber wahr," träumte Frau Utta weiter. „Er ist ein so hübscher Junge. Raucht Phönix, trägt kostbaren Panama, aufgestreifte Cremebeinkleider und über den gelben Schuhen, — du: das ist apart: weißseidene Spitzenstrümpfe."

„Aber einen Schnurrbart: es ist erreicht," lachte Helene.

„Mein Gott! 's ist eben ein Deutscher; da fehlt immer ein Körnchen zum Vollgewicht der Eleganz. Nun brütet er im Halbdusel des Frühsommervormittags vor sich hin, warum er erst im August Urlaub hat."

„Die spanischen Tänzerinnen stehen aber unfern in ihrer Tür und lachen zu ihm hinüber, daß sich ihre feinknochigen Glieder biegen."

„Ah," seufzte Frau Dressel lautlos, stand auf und trat an die Terrasse.

„Für wen hast du dich so apart angezogen, Utta?" fragte Helene Ruard. „Das hellblaue, geblümte Kleid sieht entzückend altväterisch aus und dazu der Guguhut mit den Bändern unterm Kinn!"

Frau Utta sah über den Strom in die Ferne.

„Der Hut umschließt dein ganzes Antlitz. Ich möchte wissen, ob du rot geworden bist. An wen denkst du? Sieh mich an!"

Aber Utta wandte der Freundin ein ruhiges, lächelndes Frauenantlitz zu, das durch den weitabgebogenen Hut und die beiden Bänder, die unter ihr Kinn griffen, noch runder und kindesunschuldiger wurde als sonst.

„Mein Gott, bist du schön," sagte Helene. „Und dein entzückender Gedanke, dich auf dem Lande stets gänzlich modelos zu kleiden. Einmal englischer Gainsborough, dann wieder Schubertzeit oder gar Mona Lisa . . ."

„Für wen nur?" sagte Frau Dressel gedankenvoll. Dann sah sie die Freundin an. „Und du siehst aus wie ein kreolischer Tropentraum. Dunkel, matt elfenbeinbraun, verschattete Augen, wunderbare Glieder und feine, feine Fesseln. Wer wird dich holen?"

„Nach Wien!" Helene lächelte und trat zu der Freundin an den Rand der

Terrasse, wo die Ranken von unten alle Leitern erstürmt hatten und nun jauchzend ihre grünen Fahnen luftwärts wehen ließen. Alles um sie schwankte von diesen Ranken, hinten und unten rauschten Wald und Strom, und unsägliches Fernegefühl zog durch das Tal wie wandernde Marienseide. Die beiden schönen Frauen sprachen nicht mehr und horchten bloß; lange und hoch atmend. Ihre Brust war voll; sie wußten kaum, wovon. Von sonnigem, einsamem Rauschen; vom Strömen ins Weite; von reifendem Rebendrange?

Wieder nach einer Weile sagte Frau Utta lächelnd: „Wir beide. Königstöchter der Sehnsucht. Von allen ersehnt. Ferne von dem, was wir lieben, in grünrankenden Einsamkeiten. Und selber so sehnlich. So in die Weite verschaut . . ."

Wieder schwiegen beide, bis die Frau fortfuhr: „Stehen und sagen uns Komplimente. Sagen uns, daß wir schön sind. Lene, Lene, bei allen lieben Heiligen! Ich dächte, das sollten uns doch andere sagen."

„Wer?" Helene lächelte und krauste die Lippen. „Hier! Oder in Marburg. Wer? Der Herr Postoffizial, der Jurisdoktor ist und zur Verwaltung kommt, hoch und stolz ob seiner Karriere! Glaubt sich berechtigt. Ach, ach. Alle glauben sich berechtigt, diese Menschen ohne Maßstab. Der Bezirkssekretär: O, er ist ja ‚Ritter von'! Die guten Landwehrleutnants! Obwohl schon zwei von ihnen in Wien garnisoniert haben. Unterscheiden sich auch sehr von den andern! Waren viel im Burgtheater, beim Blumenkorso, wissen von Weingartner und der Odilon . . . Aber, mein Gott, welche Selbsteinschätzung, welches Fehlen alles Bewußtseins ihrer armen Relativgröße! O diese Provinzler, diese Provinzler! So ein Bezirkshauptmann fröstelt schon in seiner einsamen Größe, und in Wien stoßen und drängen sich Exzellenzen mit Durchlauchten. Nur einen Kellner vom Sacher nach Marburg! Daß er sie standesgemäß behandelte. Die würden sich wundern!"

Frau Dressel lachte und lachte. „Recht hast du, Lene. Recht. Aber es ist lustig, sie in ihrem Dünkel zu lassen. Mein Gott, wie viele mögen jetzt sicher glauben, uns zu haben?"

„Gefischt zu haben?"

„Ja."

Und beide lachten.

„Es ist doch schön hier," sagte Frau Dressel nachdenklich. „Eigenartig schön. Betörend still. Hypnotisierend, dieses Stromrauschen; diese leise Lähmung. Und immer dieses dengelnde Anschlagen und Kichern und Klinken der Windräder. Immer, immer wieder."

„Die ganze Welt hier ist eine große, ewige Siesta," flüsterte Helene Ruard.

„Also, Kreolin, dort in dem Liegestuhl, streck' dich aus, du Meisterin des Nichtstuns im Sonnenschein."

Und die beiden Frauen dehnen sich in den Kissen der Stühle, blättern in Romanen, lächeln einander zu und schließen halb die Augen in diesem wohligen Lebenstraumgefühl. Über ihnen schwanken und duften glühend die ersten Rosen.

Eines Tages trat Besuch in diese goldgrüne Stille.

Der Bezirkschef vom Nachbarlande jenseits der Save war es, der nun freilich schon zum vierten Male da war, ohne den Damen viel Aufregung zu bedeuten. Sie ließen ihn ganz lässig zu sich heran, obwohl sie wußten, wie sehr er auf Macht, Mitgift und Schönheit lauerte. Er galt ihnen nicht viel; nicht weil er ein Slawe war. Die politisch unbekümmerten Wienerinnen beachteten es nicht, daß an die Regierungsämter, die ehedem in den Händen volksfremder aber reiner und ehrstolzer Edelleute gewesen waren, die Flut von unten schon Sendlinge des nationalen Parteikampfes heraufgeschoben hatte. Keine unbekümmert aber rechtlich herrschenden Kinder aus alten Geschlechtern mehr, sondern Männer, die noch Gier hatten; Männer, die schlau benutzter Haß hoch gebracht hatte, und denen der Hunger nach Macht und Stellung aus den scheuen Augen blickte. Parteigezeugte von dunkler Herkunft; stark, wenig ängstlich um ihren Namen und trotzig: immerhin, ein neues Geschlecht. Hart genug für die Zeit der Verleumdung, des Ämterkampfes und der Schlagworte, diesen verächtlichsten Wertmesser des Massengehirns.

Der neue Herr kam behutsam über den Kies. Diese Damen wußte er nicht zu beherrschen; da kam, ihm selber unmerklich, die schleichende slawische Demut heraus.

Er ging in etwas nervösem Unbehagen ein wenig schief; den Kopf gegen die hochgezogene eine Schulter geneigt, den Hut schon in der Hand wie ein bittstellender Bauer. Er war Laibacher Winkelgassenblut: sein Vater hatte noch für deutsch gegolten, die Mutter war eine slawische Schnapsbrennerstochter gewesen, eine reiche, herrische, ehrgeizige Frau. Nun erlebte sie noch den Hochstieg ihres Bogumil.

Frau Dressel hatte sich lächelnd halb aufgerichtet, streifte mit den Blicken den gelbgewordenen Girardihut in den Händen des Mannes und die etwas durchgebohrten Knie der Beinkleider und sah ihm dann erwartend ins Gesicht, das breit, vom Weine rotrostig aber kräftig und nicht ohne Regelmäßigkeit war. Der kurze, dicke Kopf; der drängte hin, wo er wollte! Willenskraft hatte der Mann sicherlich. Bloß das Auge war nicht klar. Obwohl nicht klein und gekniffen, wie so viele dieses Volkes blicken, sah es dennoch verwaschen und verschwommen in die Welt. Vom Trunk? Wegen mangelnder Klarbeseeltheit? Diese Augen waren nicht gefährlich dann, wenn sie einen antrotzten, nein; aber wenn sie ruhelos wandernd seitab von dem Gegner zu irren erschienen: dann entstand Übles hinter ihnen.

Frau Utta lächelte. „Ah! Die zukünftige Exzellenz!"

„O, spotten Sie wieder, gnädige Frau."

Helene Ruard war aufgestanden und ihm entgegengegangen. „Herr Regierungsrat, wo ist Ihr Bruder, den Sie uns versprochen haben?"

Bogumil Trojar lachte nun, und sein Antlitz wurde sogleich sympathisch. „Der steht dort hinter der Rebenlaube und getraut sich nicht weiter," sagte er und rief dann laut: „Velimir! Die Damen wissen nun schon, daß du da bist; es hilft kein Durchgehen. Komm hervor. Ein Doktor und ist wie ein Bubi!"

„Bogumil und Velimir! Das sind ja serbische Namen," staunte Helene Ruard, die schon länger im Lande lebte und von den Offizieren allerlei über die sich mehrenden Zeichen des großserbischen Reiches gehört hatte, das sich da unten zu bereiten anfangen wollte.

„Ja. Meine Mutter gab sie uns," sagte der Bezirksche kurz.

Inzwischen wand sich, sehr verlegen, Velimir Trojar heran. Aber der gefiel den beiden Frauen schnell. Er war wohl zehn Jahre jünger als der Regierungsbeamte und galt als junger Privatgelehrter viel. Er war Sprachforscher.

„Nun, das hat ja lange gedauert, bis Sie sich nach Schloß Rankenstein wagten," sagte Frau Dressel lachend und gab dem schlanken jungen Manne, dessen Befangenheit sich schnell löste, die Hand.

Er sah den Frauen offen ins Gesicht. Seine Augen waren grau, doch ohne die gelbe Mischung des Bruders; die Verschwommenheit, die auch sein Blick hatte, sah hier eher wie Weichheit und Verträumtheit aus.

„Nun, wo waren Sie denn so lange?" fragte Helene.

„Im Bachergebirge, bei Reifnig." Der junge Mensch wurde lebhafter. „Da ist ein Bauer, denken Sie sich: ein halb irrsinnig studierter Bauer, der ist der tiefgründigste Kenner altslawischer Sprachen, von dem je gehört worden ist. Der Bischof hat ihn auch besucht. Was ich von dem gelernt habe, ist gar nicht auszuerzählen! Eine ganz neue Deutung dunkler Stellen in einigen altehrwürdigen Denkmälern — — aber ich langweile Sie. Kurz, der Bauer ist einer von jenen Erwählten, ein Berufener Gottes — — —" Er brach ab und sagte dann: „Es ist seltsam, wie der Strahl des Geistes da und dort in das Volk zuckt. Hier, in der Universität, wo gutgezogene Neffen und Schwäger seine Flamme tragen sollen, geht er daneben und schlägt weit hinter den Fichten und aufgelassenen Glashütten eines entlegenen Gebirgstals in eine verschuldete Bauernkeusche."

„Verschuldet," sagte Frau Dressel teilnehmend.

Der Beamte lachte. „Na, wenn der Bauer Schriftgelahrtheit treibt."

Sein jüngerer Bruder sah ihn ernst an. „Er wird vom ganzen slawischen Volke unterstützt," sagte er. „Es kommen Beiträge aus Rußland und Bulgarien, aus Serbien und vom Schwarzen Meer, die ihn sorgenlos seinem Geiste folgen lassen."

„Unheimlich, dieser Zusammenschluß dieser Völker bei jeder Kleinigkeit," sagte Frau Utta.

„Ja." Der Regierungsbeamte lächelte freundlich. „Wir erwachen."

Die lustige Wienerin trat an die Brüstung der Terrasse und sah über Reben, Wald und Strom hinüber, streifte mit den Blicken die Berge Krains und das sich öffnende Tiefland des Ostens.

Ihr war doch ein wenig bang geworden.

Am letzten Bergvorsprung der jenseitigen Save blieb ihr Blick lange, lange und beinahe angstvoll zärtlich.

„Hören Sie nichts von den Leuten auf Schloß Straža?“ fragte sie dann so unbefangen als es gelingen wollte.

„Wenig Gutes. Der Pfarrer klagt, die Bauern murren. Die alten Damen, — alle Achtung. Aber der junge Herr treibt's arg. Für Herrenjunkergewaltigkeit ist die Zeit vorbei.“

„Was tut er denn, mein Gott!“ rief Frau Dressel erschrocken.

„Was? Bekennt sich laut als Heide und tut dem Pfarrer Dinge an, die hart an Religionsschändung streifen. Sein zügelloser Jagdtrieb versetzt das ganze Land in Unruhe. Er vergißt ganz, daß Menschen auf der Welt sind, und schießt um sich, als wär' er im Urwalde. Ich werd' ihn in Strafe nehmen müssen. Und daß kein Bauernhund lebend aus seinem Wald kommt, nehmen ihm die Leute fast noch krummer, als daß ihnen seine Kugeln um die eigenen Köpfe pfeifen.“

„Ist das nicht auch, weil er als der einzige Deutsche dort übrig blieb?“ fragte Frau Dressel zutunlich. „Er mag einen schweren Stand haben.“

„Ach, das.“ Herr Trojar lächelte. „Den einen schluckt man wohl noch hinab. Aber diese zügellose Selbstherrlichkeit, dieser lachende, freche Trotz. Kennen Sie ihn? Schon wie er mit einem redet: immer so auf dem Vorderbein, als hätte er eine Reitpeitsche in der Hand. Ich bin ja, weiß Gott, objektiv, aber der macht's einem schwer.“

„Und doch so ein Kind,“ sagte leise der jüngere Bruder. „Und nachdenklich, gut, weich; eine Dichterseele!“

Bogumil fuhr herum. „Du kennst ihn?“

„Ich bin viel auf Schloß Straža. Wir sprechen dort und im Walde tagelang und halbe Nächte von den Wundern der Volksseele. In diesem Menschen ist eine versteckte Liebe zum Slawenvolke, die du nur nicht begreifst. Ein Heide, sagst du. Weißt du, von wem ihm dieses Heidentum geworden ist? Von unsern Liedern und Sagen. Von den Rojenize und Gewitterriesen, die ihm ins Herz gefahren sind. Oben am Gorianz sitzt er bei den Bauern umher und fragt sie aus. Vor ihm schämt sich keiner, das abergläubische Zeug zu erzählen, denn er sagt ihnen: ‚Recht habt ihr! Die Geisterwelt ist nicht verschlossen. Es gibt Wesenheiten in Quelle, Baum, Bergnebel und alten Häusern. Tausendgestaltig lebt es in der Einsamkeit bei euch und tot und ausgerottet ist das Heimchenseelenwesen bloß, wo Fabriksschlote rauchen oder allzunahe Kirchenglocken läuten.‘ So ist er.“

„Ein Narr also obendrein. Leider ein gefährlicher,“ bemerkte der Bezirksgewaltige trocken.

Frau Utta stand immer noch an der Brüstung und schaute gegen Schloß Straža hin. „Weiter, erzählen Sie so weiter, lieber Doktor Velimir Trojar,“ bat sie, und ihre Stimme war wie ein leiser Gesang.

„Daß sein Herz gerecht ist, weiß ich. In der Dämmerung gingen wir vorigen Oktober an einem traurig feuchten Nebelabende über hochgelegene Felder, und aus dem Nebel kam der Gesang der Leute, die Kartoffelkraut häufelten und verbrannten. ‚Diese Schwermut; o, diese Schwermut!‘ sagte da Baron Hanns. ‚Mich trifft die Trostlosigkeit dieser slawischen Lieder wie ein persönlicher Vorwurf ins Herz. Mir ist offener Aufruhr und der Haß der Kerle unten in der Tiefe fast lieber als dieser endlos traurige Gesang hier oben. Da haben sie einst anders gesungen, als sie die „stara prauda“ verlangten, mit Morgenstern und Sense! „Leukup, leukup, leukup uboga gmaija!“ Und meine Ahnen haben dreingedroschen in diese graukittlige, gedrängte, tollgewordene Armut, daß Schädel und Knochen brachen. Still und aus war das wilde, erregte Lied. Nun singen sie so: — es ist nicht zum Aushalten!‘ So hat Baron Hanns gesagt.“

„Ein lichter Augenblick,“ brummte der ältere, Herr Rat Trojar.

„Was macht er denn jetzt?“ fragte die schöne, versonnene Frau.

„Er schleicht seit vierzehn Tagen einem starken Urbock nach,“ murrte der Bezirksbeamte. „Gerade an unserer Jagdgrenze.

Aber ich weiß besser, wo man ihn bekommen kann."

Frau Utta richtete sich stracks auf, ward munter, sah sich um und kam herbei. „Da haben Sie recht, Herr Regierungsrat; da tun Sie gut. Putzen Sie ihm den Bock vor der Nase weg. Das vermögen Sie doch; was?"

„Wohl möglich." Trojar lachte geschmeichelt.

„Es ist wahr," sagte auch Velimir. „Lange Zeiten, wenn ihn der Jagdteufel hat, ist er wie verhext. Es sind jetzt so köstliche, drollig weise Menschen auf Schloß Straža beisammen. Da ist der Religionsphilosoph Mückenbrünn und der Naturarzt Urban, dann der Musiker Himmelmayer — —"

„O, den kenn' ich," lachte die Frau.

„— und alle klagen, daß er sie ganz im Stiche ließe," fuhr Velimir fort. „Der kleine Kreis ist ganz verlassen und traurig."

„Besuchen wir das Kauzneſt!" rief Helene Ruard.

Frau Utta hatte einen frohen Ton in der Stimme. „Wie? Du wolltest hin? Lena!"

„Mein Gott, ja! Was habe ich von dem Himmelmayer nicht schon gehört. Und der Mückenbrünn soll gar zu possierlich sein. Das muß ich sehen."

„Gut," sagte Frau Dressel. „Morgen gehen wir."

Der Bezirksches sah sie vorsichtig von unten her an. „Gnädigste werden aber den jungen Herrn Baron nicht antreffen," meinte er, so nebenher. „Seine Gedanken sind immer noch auf den Rehbock."

Frau Utta zog leicht die rote Unterlippe unter ihren blanken Zähnen durch. „Um so besser," sagte sie dann. „Der Wildling ist mir gar nicht genehm."

Da empfahl sich Herr Rat Bogumil Trojar sichtlich erleichtert und nahm seinen Bruder mit, dem er Vorwürfe machte.

Helene Ruard ging, ihre Garderobe für die morgige Besuchsfahrt zu mustern. Frau Utta trat wieder an die Brüstung und sah, gespannt und leise singend, save-abwärts.

⌘ ⌘ ⌘

Aber als sie nach Schloß Straža kamen, war Hanns wirklich fort und wieder im Walde. Frau Utta hörte mit Staunen von der fressenden Leidenschaft des jungen Menschen, der Freunden und Obdach entsagte und ohne rechte Nahrung seine Tage und Nächte im wilden Hochforst für den Augenblick hinschenkte, da weit vor dem hochgestoßenen Lauf der losknallenden Büchse auf fernem Baumschlage der rote Bock emporfuhr, sich überschlug und schlagend und schnellend verendete.

Nun war sie da, und er fühlte es nicht, dort oben, und kehrte nicht von einem geheimen Drange gezogen heim?

Sie war nicht recht bei Stimmung, die verwöhnte Frau. Selbst Himmelmayer brachte sie nur zum Lachen, nicht zur Aufgeräumtheit. Da soviel Zeit bis zum Abende war, ging sie durch alle Räume des Schlosses und blieb zuletzt lange, lange Zeit in der Ahnengalerie, wo sie aus all den fremden, scheuerweckenden Gesichtern verschollener Tage die Züge des wohlbekannten Hanns zu finden strebte. Aber fast nur das Hellblau der Iris hatte sich vererbt und dann und wann das falkenrunde, scharfe und dennoch kindlich staunende Schauen dieser deutschen Augen. Sonst war sie schauerlich fremd, diese Versammlung aus einem Blute, das ihr lieb zu werden begonnen hatte; so fremd und ängstlich wie dieses Hörigsein des Letzten aus jenem Geschlechte an Höhen, Wild und Wald. Sie war gestört, unraſtvoll und eifersüchtig, und all diese Augen schienen sie anzudrohen: was willst du da? Was suchst du ihn abzuziehen von der einzigen Treue dieser Erde, der zur Heimat? Was greifst du fremd in unser freies, wildes, altes Weidmannsblut?

Frau Utta sah sich um. Längst schon war Himmelmayer, der sich zum Führer der beiden Frauen erboten hatte, mit Helene Ruard weitergewandelt; sie war allein. Da begann sie sich zu fürchten. Einmal noch flogen ihre hellen, goldbraunen Augen recht angstreich an all den blau-sprühenden Blicken entlang, und sie kam sich hier einstimmig verurteilt und verworfen vor. Dann flog sie wie ein geschrecktes Kind zur Tür hinaus.

Draußen lachte sie schon wieder. Der Sonnenfriede im Hof, der römische Altar inmitten, die gotische Zisterne, die Weinranken und Feigenbäume waren alle traulich. „Brrr. Gott sei Dank, daß die nicht

runter können, da drin. Das gäb' einen Familientag!"

Dann besann sie sich und lachte abermals. „Zu dumm, diese Zwangsvorstellungen: ich will ihn ja doch gar nicht heiraten, den armen Jungen, den dummen. Fiele mir ein, dahier Schloß Straža zu entschulden und zum Dank hier sitzen zu bleiben, und vor Trauer nach Wien neben so einem jungen Waldbengel frühe altern. Das wär' so was."

Sie ging weiter durch den langen Rundbogengang. ‚Bloß eins möchte ich,' dachte sie eifervoll und geärgert weiter. ‚Stärker sein als diese Erde; stärker als Bergwald und Wild. Ob ich mir den jungen Bären nach Wien führen und dort tüchtig trublieren könnte!'

Der Verwalter kam vorüber; sie hielt ihn an. „Das Zimmer des jungen Barons soll ja das interessanteste im Schlosse sein," sagte sie. „Kann man hineingucken?"

„Bitte," erwiderte der Mann und führte sie höflich zu einer kleinen Treppe, über der er eine breite Tür auftat. „Hier. Der Herr Baron ist ohnedies nicht da und aufgeräumt ist ja."

Der Verwalter ging, und Frau Utta trat in das mächtige, kreisrunde Turmzimmer ein, dessen Fenster beinahe nach allen Windrichtungen Ausschau hielten. Oben das sternförmige Holzgebälk sah wie ein riesiges Spinnennetz aus; fehlte bloß noch eine kolossale Arachne mittendrin, um das vorgeschichtlich Versponnene dieses Turmraumes zu erhöhen.

An den Wänden wenig von Kunst und Kunstwerk. ‚Natürlich; ein paar schöne Mädchengesichter; teils aus der Stadt, teils Bauerndirnen. Was eben so neben der Jagd als Liebe vorkam. — Und Gewehre, was denn sonst. Gewehre, nichts als dunkelblaue und graue Schießeisen von Großvaters Erbstück bis zur gestrigen Büchsenmacher-sendung, die noch halb ausgepackt auf dem Tische liegt. Patronen überall verstreut. An den Wänden Geweih an Geweih; große, braune, dichtperlige Rehkronen. Und mittendrunter ein Menschenschädel? Mit zwei Kugellöchern? Das sind doch Schußlöcher, Stirn ein, Hinterschädel aus! Das wird er sich doch nicht . . . nein; das wäre doch entsetzlich, wenn er sich das unter seine Jagdtrophäen gehängt hätte!'

Und während sie mit hellgoldbraunen Augen noch erschrocken nach dem seltsamen Wandgaste starrte, legte sich eine Hand in die ihre.

„Willkommen, Frau Utta."

Frau Utta wäre fast in Ohnmacht gesunken. Nur die strahlend freudvollen Augen des jungen Hanns Heydenreich hielten sie lebendig. „Baron Hanns! Wie sind denn Sie hierher? — — Das ist doch die Türe." Und sie stieß nach den immer noch offenstehenden Doppelflügeln vor sich.

„Dort auch." Er zeigte ihr einen geheimen Gang, der in eine der Fensterfüllungen mündete und sich in der dicken Turmmauer treppabwärts wand.

„Nein, haben Sie grauenvolle Späße da," sagte sie, immer noch ganz blaß. „Jetzt, wenn Abend wäre, hätt' ich Ihnen vor Schreck wahnsinnig werden können."

„Liebste gnädige Frau," bat Hanns und war ehrlich verblüfft. „Ich habe Sie nicht fürchten machen wollen. Sie sahen doch ganz lustig meine Rehkronen an."

„Ja, und das andere mittendrin," sagte sie mit einer tiefgewordenen Stimme.

„Ach so. Daran darf eine junge Frau nicht denken. Für unsereinen bloß ist so was gut, die wir im ränkevollen Walde an den Toren des Orients nie wissen, ob wir im selben Augenblick noch Jäger sind oder schon selber für Wild gelten."

„Ein gräßliches, trauriges Dasein," rief sie.

Der junge Heydenreich sah sie gedankenvoll an. „Ganz so denke ich über das Leben in Wien," sagte er.

„In Wien!" Sie lachte.

„In dieser Stadt, diesem brodelnden Geyser, der alle Sonntage vor Sehnsucht und Verzweiflung überquillt; ein pünktlicher old faithfull, der seine dunklen, erhitzten Volksmassen in alle Berge und Wälder auswirft und abends wieder zur Qual einsaugt. Niemals die tiefe Einigkeit mit dem Schöpfungsgeiste, nie gänzlich in sich, nie das Ohr auf das goldene Rauschen der Urquellen gerichtet. Verstehen Sie denn nicht, Sie, die vom Gotte gesegnet ist, ein lebender Wohllaut zu sein, daß der Tod auf diesen Höhen, in diesen Wäldern mir trauter, heimlicher und teurer ist, als jenes zweimillionenfach gestörte, fratzenspiegelnde, grinsende Leben, jenes

ewige Vorgeführtsein um eines leeren Spieles willen? Ein Krampfdasein, ein mir unbegreifliches. — O meine reinen Höhen! O meine stille Seele, o Büchsenknall und einsamer Schrei des Wildes und Waldschauern!"

In Frau Uttas Seele griffen seine Rufe prickelnd ein; das war, was sie eine neue Sensation nannte. So hatte sie Wald und Berge noch nicht gesehen.

„Sie singen ja beinahe von diesen Dingen," flüsterte sie.

„Die mir so teuer sind," fuhr er fort.

„Könnte ich das alles nur einmal auch für mich empfinden." Sie seufzte erregt. „Könnte ich mit Ihrer Seele den Widerhall dieser Bergwände auffangen; mit Ihren Augen sehen; mit Ihrem Herzen daran hängen. Es muß schön sein; angstvoll schön und aufwühlend."

„Eher ruhevoll," sagte er, „begütigend. Kommen Sie, liebste Frau; lassen Sie sich von mir durch diese Einsamkeiten führen und lernen Sie das Göttliche dieses Lebens."

„Wenn ich einmal da hinauf zu Ihnen ginge," sagte Frau Utta sehr ernst und mit klarer Stimme, „so ist es, weil ich weiß, daß Baron Hanns ein Ehrenmann ist. Verstehen Sie mich, Waldjäger?"

Hanns wurde ernst und feierlich wie sie. „Ich verstehe," sagte er. „Frau Utta wird mein Schutzkind und mein Heiligtum sein und gefeit gegen alles: gegen Unwetter, Tier und Mensch — und vor allem gegen mich."

Die schöne Frau lächelte ihn liebreich an und gab ihm die Hand. „Wann und wo also?" fragte sie.

„Am Johannistag! Da sind die Überirdischen alle frei; da ist es an Wundern reich im Walde."

„Also Johannistag," sagte sie ihm leise nach.

„Dort, wo die gefällten Eichenstämme an der Fahrstraße liegen; das wissen Sie?"

„O ja; wir mußten heute dort langsam fahren; sie waren etwas im Wege."

„Dort biegt ein Talgraben ein, tief in die Berge schneidend; an einer Quelle führt vom Fahrwege ein klarer Steig zur Höhe. Der Weg ist unfehlbar; einen andern gibt es in den undurchdringlichen Schonungen nicht. Oben ist eine Mulde: lauter, lauter Bergwiese weithin. Dort warte ich Ihrer den ganzen Tag. Ja?"

„Sie werden nicht lange warten," sagte Frau Utta und gab ihm wieder die Hand.

⁂ ⁂ ⁂

Johannistag! Seit Morgengrauen war Hanns im Walde und hoffte, den geheimnisreichen Bock zu erlangen, bevor die liebste Frau heraufkam. Er birschte und spähte. Da schreckte ein Reh im Dickicht und gleich darauf ein zweites, in rauhem, spottreichem Basse. Das war er! Sein Wechsel lief gegen den Grat. Umschlagen, abschneiden!

Und während der Wald vom Grollen des Bockes scholl und das tiefe böh, böh ihn bald da, bald dort in den bewachsenen Leiten verriet, durch die er in vielen Widergängen launenhaft umhertrollte, keuchte Hanns zur Höhe in großen Sprüngen, aber leise. Das Herz tobte ihm, als er oben angelangt war, der Atem ballte sich und versagte, aber er mußte vor dem Wilde angelangt sein. Während er sich mühsam beruhigte und nach Luft rang, spürte er nach dem Winde; der stand gegen ihn zu. Er richtete die Büchse zurecht, lauschte und bändigte in Willenskraft das Beben seiner Hände.

Im Busche streifte es, dann wieder ward es unheimlich still. So pflegte er zu schleichen, der gespenstige Bock des Urwalds. Wo mochte er jetzt innehalten. Horchauf: war das nicht ein Schnaufen? Und jetzt: ein Schütteln der Löser, um die Fliegen abzuschleudern. Da wird es hellrot hinter grünem Dickicht; ein handgroß Fleckchen nur. Wieder weg. Dort, zwischen den silbergrauen Tannenstämmen ist Ausschuß; nicht eines Rehes Länge breit. Wenn er kommt, muß es in derselben Drittelsekunde knallen; sonst ist alles umsonst gewesen. Und endlich, endlich: das Herz krampft zusammen; ein Gehörn strahlt mit hellen Spitzen hinter dem Stamme und fährt wieder zurück. Er fegt an einem Strauche. Nun rückt es vor, jetzt: das silberne Büchsenkorn saugt sich an den Blattknochen, Aug' und Mündung strahlt unfehlbar hin, der Finger zieht sich unmerklich in gefaßter Willenskraft an und — Rückstoß und Knall werfen den Büchsenlauf in die Höhe. Das ist er: Schnellend und schlagend hinter dem Baume. Hat ihn! In wilder, jubelnder Hast hinzu; hellrot streckt sich's vor dem Weidmann im Grase und verendet,

den Träger unter den Leib gebohrt. Ein wilder Griff nach dem hellgrauen Grind. — — Ach so. Ja. Eine gute, starke Krone; einer von den braven Uskokenböcken; nahe an fünfzig Pfund. Aber nicht er; nicht er.

Halb froh, halb enttäuscht, hat ihn Baron Hanns ausgeweidet und zur Jagdhütte getragen. Ein Weg von beinahe zwei Stunden. Frau Utta soll ein Jägermahl haben: Leber und Möhrbraten. Die Jagdhütte muß sie sehen; sie ist traut, aber war stets so einsam. Nun wird ihr holdester Duft dort gewesen sein, für immer! Die Erinnerung an sie wird alle Räume füllen, auch wenn der Bergwaldjäger wieder verlassen ist. O, werden das liebe, traurige Abende sein, voll süßer Müdigkeit und Sehnsucht!

Baron Hanns ordnete alles nett und mit sorglicher Liebe. Alles. Auf einmal fällt ihm noch etwas ein, und er wird dunkelrot vor Schreck. Er will lachen und kann nicht, und geht fort, ein Stück von der Jagdhütte ab in den Wald. Dann kommt er lächelnd mit einer blindgeladenen Patrone zurück und stellt sie sorgsam auf das Wandbrett. Nun ist alles in Ordnung, und was er hier zu retten hatte, wird erst im späteren Verlaufe herauskommen; denn hierher gehört es gar nicht, heute mußte alles fein zugehen, und er wollte gänzlich brav und sittig sein.

Ob Speck da war? Ja, da hatte er schon nachgesehen. Wein auch. Dann ein Bergstock für sie. Er wollte sie bis auf den Gorianz führen.

Ob aber noch Zeit war? Bis auf den höchsten fernen Uskokenberg wär eine weite Wanderung. Und dann: ob Frau Utta dort auch zu Nacht würde bleiben? Lächerlich, daß er davon auch nur träumte.

Nun ging er vor die Hütte und sah nach dem Sonnenstande. Aber da fuhr er doch vor Schreck zusammen, denn das Gestirn stand schon hoch, und es war spät am Vormittag geworden. Nun hastete er freilich durch den Wald, voll Sorge, sie zu versäumen. Endlich wurde es licht. Er blickte über die grüne Weite unter sich und sah die Wiese wie Wellen leise wogen, leer noch, ganz leer.

Nun schritt er ein Stück hinab und lagerte sich. Ja. Das war seine einsame, einsame Waldwelt, in die Unsterblichkeit ihre wechselreichen Träume raunte. Das war sein ewig zeitloses Glück, das für Jugend und Alter gleich groß ist. Hochauf stand der Wald hinter ihm, und vor ihm ging die verlassene Hochwiese in einer Welle bergab und wieder bergan und dort, jenseits, — türmte sich der andere Wald, und links am Boden der Mulde weiter unten der dritte, und alle drei Wände umstanden das helle Dreieck der geschwungenen Bergwiese jahraus, jahrein wie einen Altar der Sonne, mit dunkler Ehrfurcht.

Düstere Bäume hatten ihr Gebetbrausen beendet; es hielt große Stille über ihnen, und die Brunst gnadenreichen Entstehens drängte bis in all ihre Spitzen. Sie blühten und blühten, die ungezählten Edelkastanien. Der Wald war von den Milliarden Wedeln der stäubenden Blütenbürstchen lichtgrüner als je, und aller eckige Baumschlag verschwand unter der weichen Wonne dieser plüschpelzigen Blüten. Der Wald sah aus wie grüne Wolken, wie grüner Rauch, ganz verschwommen vor willenloser Verliebtheit.

Und der Kuckuck segnete die viele, viele Liebe der bebenden Einsamkeit. Von überall umher kam der Ruf dieses ewig Unsichtbaren, und das Nah und Ferne der glockenden Stimmen lag wie ein Netz von Geheimnissen über den beseligten Wäldern.

Die weißen Wolken aber gingen hoch oben wie schöne, stille Frauen in langen Schleppkleidern durch die Bildergalerie der Natur.

Da war seine Welt, da waren seine Träume. Die Wiese war noch pfingstreich von wehendem, nickendem, hochsprossigem Leben und von Farben, und er lag in Gräsern und Blumen, ohne an Jagd zu denken.

Im Walde gegenüber schreckte tiefstimmig ein Reh; er hob kaum den Kopf, ließ ihn müdewonnig sinken und hob ihn dann doch wieder.

Ob sie wohl Wort halten würde?

Heute wollte sie seine Welt ansehen. Und lieben lernen? Er ruckte sich empor und saß.

Noch war es einsam und nichts in dieser Welt als Kuckuckruf und stäubender Blütenüberfluß ob den Wäldern.

Dann knackte es im Dürrholz von jenseits ganz leise herüber, und aus dem

Walde trat etwas Lichteres auf die Wiese, schlank und hoch, aber noch im Schatten, aus dem es gar schnell in die Sonne schritt. Und in dem enormen Lichte wurde die Gestalt mit einem Schlage wunderbar hell, farbig und klar. Er sah eine blühfrische Frau; sie war hellblau wie der Himmel angetan und mit einem blaßgoldgelben Schirm, mit dem sie winkte und winkte, und der andere Arm schwang ein Tüchlein, zu allem Überfluß. Sie schritt hinab zur Mulde und winkte immerzu, und an der hohen, stolzen Biegsamkeit, wie sie die Arme erhoben hatte, sah er sogleich, daß die schöne Frau Utta aus dem Waldschatten in seine Sonne herausgekommen war.

Er lief in die Mulde hinunter und ihr entgegen, bis sie nahe an ihm war und stille stand, mit noch erhobenen Armen, als wolle sie ausgebreitet seinen Anlauf aushalten. Der schöne Körper war so aufrecht im Gefühle der eigenen Kraft und Jugend, als wisse sie, wie lustvoll es war, sie anzusehen.

Dicht vor ihr aber hielt er an, und wagte plötzlich nicht, sie zu nehmen, wie es ihn hingerissen hätte: kurzweg in die Arme.

Ihr aber blühten Antlitz und Augen, und das Hellblau ihrer Kleider blühte und auch die Blumen ihres schönen Hutes, vor dergleichen er stets viel Ehrfurcht hatte. Alles war durchsonnt und lustvoll farbig, und gar die goldbraunen Augen waren ganz wie vollgetrunken von Sonne.

„Frau Utta, Sie, o Sie!"

Sie lachte und lachte; leise und glücklich. Dann besann sie sich, daß sie keinen Atem mehr hätte, schwieg und zog die Luft kurz und hastig ein, so daß es ihr die Brust spannte. Endlich ward sie ruhiger, stand aber immer noch still und sagte nur mehr mit ganz wenig rascheren Atemstößen: „Da also . . . da ist er . . . Da ist der einsame Jäger. Und sein Reich. Sein Zauberreich."

Sie gingen dahin, wo er gelegen hatte, saßen stille beisammen und schauten auf den betäubenden und stäubenden grünen Rauch der Wälderblüten, lachten leise und glücklich, wenn der Kuckuck seinen Tonpfeifenruf losließ, und zählten die bald nimmermüden, bald neckisch verschweigenden oder anderwärtig in dem Wald sich umstellenden Rufe.

Sonst nichts. Als hätten sie aneinander nichts zu beeilen. Als wäre die Gunst und das Glück dieses heimlichen Beisammenseins zeitlos, das Leben endlos, die Jugend unermeßlich, und alles, was auf Erden zu wünschen stand, weit fort.

So lange saßen sie dort und waren wie Kinder, bis die Sonne ganz hoch stand und es mit ihrem Brutgeschäft gar zu innig meinte. Da schwangen aus den Menschenfernen ganz leise und überaus gesangvoll die Mittagsglocken herüber, und ihm fiel ein, daß er seinen schönen Besuch nicht Hunger leiden lassen dürfe.

„Ja, nun muß ich Ihnen was Gutes vorsetzen," sagte er.

„Wo und was?" fragte sie verwundert.

„Kommen Sie nur. Sie werden schauen und staunen. Ich werde Ihnen Koch vorspielen."

„Ah, da tue ich mit."

Und sie gingen zum Jagdhause; Hanns ganz toll vor Freude über solch einen Gast, Frau Utta sehr neugierig; aber als sie die urwaldgemäße Einfachheit dieses Hüttenlebens lachend angestaunt hatte, fiel ihr ein, daß Mittagszeit da war, aber noch kein Essen. Da sie auch im Walde ihre langen Handschuhe trug, mußte sie die jetzt herabstreifen, die Ringe weglegen und dann griff sie neben Hannsen, der Feuer gemacht hatte, frisch zu, wie eine Küchendirne. Der einsame Jäger kam sich ganz wunderbar vor, daß dieses schöne, schöne Weib neben ihm in all seiner vollen Schlankheit Speck schnitt und Brotschnitten röstete, als wäre es seine Hausfrau. Die bloßen Arme beunruhigten ihn bald so sehr, daß es schwer zu ertragen war. Auf diese flinken weißen Arme hätte er all seine Liebe herausstürzen mögen, in vielen Küssen, und wenn er den ganzen Vormittag bisher in einer Art feierlich friedvoller Heiterkeit neben ihr gebrannt hatte, so loderte ihm jetzt das Herz heiß und hoch.

Frau Utta war viel zu feinnervig, um nicht bald zu merken, daß er bei jeder Handlangung und jedem Dinge, das er nahm oder reichte, diese Arme zu streifen suchte und dabei zu zittern begann. Sie sah ihm kurzweg offen und ernst mit den hellbraunen Augen in die seinen und blickte die gequälte Bitte darin so klug an, daß sie sich fügsam wieder verkroch. Hanns

wurde ruhiger. Auch nahm ihn die Mahlbereitung in Anspruch; aufmerksam sah er der sich bräunenden Leber zu, und da ihn der leise Hyazinthenduft, der sich in diesem engen Raume wieder um sie geltend machte, verwirrte, so war es sehr gut, daß nun der Braten glorios zu duften begann. Das brachte ihn auf andere Gedanken, und Frau Utta, die schon wieder unbekümmert geworden war, schob ihm den Rest der Küchenarbeit zu, ging, suchte Geschirr und deckte, lustig singend, den Tisch. Die Wienerin sang einen Walzer, der ehedem herzerregende Sensation in seinem Leben gemacht hatte: denselben, bei dem er Rumreidl an die Wand gestoßen!

„Frau Utta!" bat er.

„Na?"

„Hören Sie damit auf!"

„Singe ich so falsch?"

„Nein, nein, singen sollen Sie. Aber nicht das. Es ist ja der Walzer aus dem Schwarzen Bären!"

„Wirklich?" lachte sie. Dann dachte sie nach und sagte noch einmal, mit ganz verändertem und gerührtem Tonfall: „Wirklich . . ."

Dann stellte sie sich am Tische auf, den sie sehr zierlich und blank fertig gedeckt hatte, übersah ihn, ging hinaus, brachte etwas Tannenreisig als Tafelschmuck und sang von neuem. Diesmal aber, ihm zu Ehren: „Im Wald und auf der Heide."

Und dem guten, dankbaren Jungen traten die Tränen in die Augen. Denn sie sang das Lied ganz durch, alle Strophen bis zum Schlusse, woraus die Hoffnung zu ziehen war, daß sie es vor gar nicht langem neu durchgelernt und auswendig mehrmals gesungen haben mußte. Und wem zu Gedenken??

Er kam leise herbei, beugte ein Knie, weil sie die Arme still herabhängen ließ und küßte all seine Innigkeit und Rührung auf ihre Hand. Nur einmal, aber so gründlich, daß es die heitere Frau unsäglich lieb durchschauerte.

Aber sie ließ nicht merken, daß diese große, heiße Erklärung so elektrisch war und wohltat. „Ich kann noch ein anderes Jägerlied," sagte sie. „Aber das singen wir nach Tische. Setzen Sie sich, Baron Hanns." Sie wies ihm seinen Platz an, ging zum Herde, richtete an und trug alles sorglich auf den Tisch, mit ihren feinen, spitzen Händen, über denen die Arme schlank und schön und weiß bis an die weggehaltenen Ellbogen glänzten.

Sie aßen wie Mann und Frau, stießen mit seinem Jagdwein auf das Wohl der alten Damen von Straža an und dann auf ihr eigenes. Der helle Tag leuchtete durch das Fenster auf Frau Uttas kindlich sorgloses Gesicht, in dem unter braunem Haar und weißer Stirn die goldbraunen Augen standen, an deren helles Dasein er Monate und Monate voll Verlangens gedacht hatte und die nun so nahe waren und so vertraut.

Nach aufgehobener Tafel machten sie sich bereit, über die Berge zu gehen; stets auf dem Rücken der Uskoken dahin bis gegen den Gorianz, den einsamen, höchsten, auf dem es wild und karstig wurde. Frau Utta zog vor der Tür des Waldhäuschens ihre Handschuhe wieder über, während Hanns das Schloß vorlegte und absperrte. Dann schritten sie durch den Wald. Als sie höher kamen, wurden die Bäume zausig oder hörten wohl gänzlich auf und ließen Brombeerstauden, Wacholder und Birkengestrüpp schalten.

„Hier sieht es brunfthirschig aus," sagte Hanns.

„Erzählen Sie von dieser Jagd," bat Frau Dressel, und Hanns, der im Oktober oft nach der kroatischen Seite des Waldgebirges gefahren war, um sich dort seine Zehner und Zwölfender zu erringen, berichtete in seiner frischen und plastischen Weise, wie diese rauhen Höhen aussähen, wenn die Nebel drüberschleppten und das gilbende Gras abends schwer war von Nässe und in der Frühe vor Reif knirschte. Dann war ein eintöniges Traumleben zu Tag in der Hütte am offenen Herde, wo der Rauch die Kleider mit herbem Dufte tränkte und die Augen zu Tränen biß. Zu Nacht aber, bei Mondschein, schrie es aus den Nebeln ringsumher in tiefen, zornigen Lauten.

„Wie?" fragte Frau Utta gespannt.

Da setzte Hanns die Hände an den Mund, ahmte erst das gereizte Trenzen nach und dann den vollen Grollruf: ou, ou, ou, ouääh.

„Das muß schrecklich sein," rief sie.

„Besonders am Johannitag um vier

Uhr," sagte er herzlich lachend. „Was sich die Bauern denken mögen, wenn im hellen Sommersonnenschein ein Hirsch röhrt. Da gibt's gewiß wieder eine neue Sage über den Kralj Matiaž."

„Kralj Matiaž?"

„Ja; König Mathias; ihr Sehnsuchtskönig. Ihr Barbarossa. Sie nennen einen sagenhaften Hirsch so, der stets zur Feistzeit in diesen Bergen spukt und im November zur Save hinabwechselt; ein wunderlicher Eingänger, der weder zur Birsch noch zur Brunftzeit zu bekommen ist. Weil er gegen das weibliche Geschlecht gefeit scheint, halten ihn die Jäger für wunderreich. Keine Kugel kann ihn erreichen. Ja."

Und Hanns versank in Gedanken. Der Hirsch! Es gab Jahre, wo er geschworen hatte, ihn zu erlangen; aber der Schwur war mürber gewesen als der Zauber des Kralj Matiaž. Nun packte ihn wieder die Leidenschaft nach dem Sieg über dies geheime Leben. Schon den Schreiern des Savelandes wollte er den vertrotzten, höhnischen Glauben an das verzauberte Königsdasein nehmen. Es war ihm, als schösse er mit diesem Hirsch ihre Reichshoffnung tot; ihre Hoffnung, sich abzureißen von deutscher Kraft und ein Adriareich slawischer Zunge zu gründen.

„Was haben Sie, was denken Sie?" fragte Frau Utta weich. Sie war besorgt, Hanns könnte von der Gefeitheit des leidenschaftfreien Wildes lernen und seinen Waldtrotz stärken, der ihr soviel innerlichen Unwillen erregte. Nun ging sie mit ihm über diese Höhen. Sie waren schön, einsam, rein. Die Weite war beruhigend; ach ja. Daß man aber sein Leben an diese sanften, weiten Waldschwünge hängen könne oder gar hier festzustarren vermöge, wo es karstig, graufelsig, moosbärtig, unerbittlich wurde, das begriff sie nicht so, wie er wollte.

„Rauh, rauh ist es hier schon," murmelte sie halb ehrfurchtsvoll, halb ängstlich.

Hanns schrak empor. Da ging er mit der schönsten Frau, die es vielleicht in Östreich gab, in sonnengoldener Einsamkeit über die Berge, hatte sie gänzlich an sich, bei sich und träumte schon wieder von Nebelmorgen und Hirschtod. Unerhört kam es ihm selber vor. Und da das Gefelse rissig wurde und tiefgefressene Spalten hatte, nahm er ihre Hand und führte sie fortab. Kam moosiger Grasboden, so schlenkerten sie mit den verschlungenen Händen lustig wie Schulkinder, und wenn wieder die Felsen mürrisch wurden, bekam sie Angst und hielt fest an ihm.

Endlich blieb sie stehen. „Wie weit ist es denn bis zum letzten, höchsten Gipfel?"

„Eine Stunde wohl; vielleicht; nicht viel mehr," tröstete er.

„Sagen Sie gleich: zwei Stunden."

„Das schon höchstens."

„Und wie soll ich zurück?"

„Sie bleiben oben über Nacht."

„Hanns, Baron Hanns," sagte sie erschrocken.

„Wir haben dort gegen Kroatien hinein eine kleine Hütte," sagte er verträumt. „Es ist ein wildes, rauhes Reich; wohl über sechshundert Joch Boden, aber wenig wertvoll. Oben Fels, dann Gestrüpp, dann Krüppelwald; bloß ganz gegen die Tiefe ist reicher Laubwald und endlose Dickungen, weil Großmutter dort viel Holz hat schlagen lassen. Wenn unser Schloß verloren geht, dann ist dieser wertlose Besitz alles, was dem verarmten Weidmann bleibt. Frau Utta sollte doch sehen, wie schwermütig Hanns von Heydenreich hausen wird, wenn er das Teuerste verloren hat. Heimat, Heimat — — ein Hauch davon weht selbst in jene Wildnisse, wenn sie auch schon jenseits der Grenze liegen, im beginnenden Orient."

„Hanns, sprechen Sie nicht so traurig," sagte Frau Utta. „Sie sehen ja Gespenster. Diese bodenlos schwermütigen grauen Kalkhöhen müssen ja solche Träume ausbrüten. Es sieht aus, als könnten Macbeths Hexen jede Minute vor uns aus der Erde prallen. Kehren wir um, Hanns. Denken Sie auch an mich. Wenn Sie mich in jenem verlorenen Blockhause noch so treu behüteten, mein Ruf würde doch krank nach diesen beiden Tagen, zwischen denen eine unerforschte Johannisnacht lag. Mein Leben ist sonst klar, lieber Hanns, und ich bitte, kehren wir um." Sie bat tief und herzlich; der junge Freund stand traurig und sah hinüber, wo es immer alpenhafter wurde und wo der ferne Gipfel der letzten Uskokenhöhe über alle Begriffe verlassen und ungastlich hinstrich, hochflächig, eben beinahe, aber so weltabgeschieden zu sehen,

daß man denken mußte: nie kann dort ein Mensch gewandelt sein.

„So sind diese Ödnisse für mich allein aufgespart," sagte er traurig. „Einmal nur wollte ich Ihren Glanz, Ihren Duft, Ihre liebe Wärme dort hinauf- und hineintragen. Es hätte gereicht für mein Leben. Nun bleibt alles moosgrau wie es war. Ja, wir kehren um, Frau Utta."

Lange Zeit ging sie stumm neben ihm und sah immer wieder zurück nach der nie betretenen fremden Höhe. Ihr war, als müsse sie diesen schwermütigen Weg dennoch einstens gehen. Sie sah Baum und Busch und Stein an; nach vorne und wieder hinter sich und merkte sich alles. Wußte nicht warum; aber das Herz war ihr schwer, daß sie seinen Wunsch nicht erfüllt hatte. Geschehen wäre ihr gewißlich nichts von ihm, der ihr das Futter von der Hand nahm wie ein zahmer Falk.

Recht still war der Rückweg.

Später sprachen sie von dem und jenem, und Hanns fiel ein, daß sie das andere Jägerlied, das versprochene, nicht gesungen hätte. Er bat darum; sie aber sagte: „Nein, ich bin nicht froh genug, um zu singen. Es liegt wie ein trauervoller Zauber in diesen Höhen. Wie bricht man ihn nur?"

Hanns lächelte. „Durch einen Büchsenschuß."

„Ei ja," rief sie eifrig. „Ich habe Sie noch niemals schießen sehen, und Sie tragen die ganze Zeit Ihre Büchse umsonst. Zeigen Sie mir, wie Sie's machen."

„Wir sind jetzt auf fremdem Revier," sagte er. „Später."

Und wieder gingen sie. Wälder kamen und nahmen sie auf, und die Welt wurde wieder reicher und strotzte bald vor Grün. Die Edelkastanien umstäubten sie und rochen beklemmend nach gierigem Lebensdrange. Wie erhitzte Menschenleiber fast! Das Johanniskraut blühte bergab so dicht wie ein einziger weißschäumender Wasserfall, und Farnkräuter drängten sich zu ganzen Wäldern. Immer üppiger, immer schwüler ward es, und der Tag begann sich zu neigen.

„Sonst brachte ich Sonnwend alle Jahre in der Hochhütte unterm Gorianz hin," sagte er leise. „Und auf ihm, dem einsamsten all dieser Gipfel, brannte mein heiliges Opferfeuer."

Frau Utta sah ihn, wie sie neben ihm ging, von der Seite an: „Möchten Sie wohl lieber allein oben sein?" fragte sie leise.

„Ach, allein! Allein bin ich genug im Leben. Aber jetzt mit Ihnen dort oben sein dürfen! Da, sehen Sie hin."

Frau Utta blieb mit ihm stehen. Sie sahen durch eine Leite von Waldtälern, die immer undeutlicher in blaugraue Abendschummerigkeit hinausgriffen nach dem wieder ferngerückten letzten Berge, der über jener weithin verlaufenden Talwelt stand. Alle Tiefen, selbst die mittelhohen Berge samt dem, auf dem sie jetzt standen, waren schon in schattiger Abendkühle, der alpenhafte Gorianz aber brannte rot und golden und feierte in überquellender Lichtschönheit seine einsame Königshöhe.

„Dort ist noch das Licht," sagte Hanns schwermütig. „Der genießt den längsten Tag des Jahres, der weise Berg, in Trunkenheit. Für uns ist die Sonne des Johannistages schon entrückt; ihn umflutet sie noch. O, wer dort oben stehen könnte und den Heidengöttern sein Herz entgegenhalten!"

Frau Utta als fromme Wienerin erschrak so sehr, daß sie in Dialekt verfiel: „Sö: sein's so gut! Aber Hanns!"

Er aber schaute wie vom Schwindel ergriffen in die Luft. Über ihnen kreiste ein Falk; ein weißbrüstiger Falke, und der stand noch oben im roten Lichte. Wie glühend zog der Vogel seine hochherrlichen Bogen ins matte Blau, gänzlich entzündet vom Abendbrande wie ein goldener Phönix.

„Du, du!" knirschte der Weidmann und hob die Büchse. Frau Utta lauerte: gab es das? Der kreisende Falk schien ihr unerreichbar. Aber der Büchsenlauf zog ihm nach und nach, bis der Räuber der Lüfte rüttelnd stille stand; da krachte der Schuß, und der Falk überschlug sich, faßte nochmals eine schräge Linie unter die gekrampften weiten Fittiche, sauste waldwärts, überkollerte sich abermals und schlug wie ein Klumpen Ton gegen die harte Bergwiese.

Lautaus schrie Frau Utta: „Wahrhaftig, Sie haben ihn!" Sie sah seine blauen, etwas runden Augen an, in denen noch die Schärfe des Zielens und der Triumph des Treffens lag. „Sie sind ein Schütz!"

Dann gingen sie zu dem Vogel hin, und Hanns riß ein paar Federn aus dem langen Stoß und gab sie ihr.

Nachdenklich sah die Frau den toten Raubfalken an und dann ihren immer noch stolzen Hanns. „Ein lebender Falk ist sehr viel schöner als ein toter," sagte sie, und ihre ernsten und klugen Augen prüften ihn. Deren Hellbraun brannte ihm ins Herz. „Warum schossen Sie ihn?"

„Ach, Frau Utta. Aus Neid; er stand angesonnt und triumphreich brennend in der Höhe, und ich ... Und dann wollte ich Ihnen zeigen, was man einen Büchsenschuß nennt." Er war schon wieder aus seiner Verlegenheit heraus. Denn das, das war ein Schuß gewesen!

„Nun ist der Falke nicht mehr oben, wo er glühte," sagte Frau Utta sinnend. „Und sehen Sie, auch Ihr Gorianz ist erloschen, kühl und grau. Die ganze Welt liegt in Gram, als trauerte sie um den Sonnenvogel. Und das ist Ihr Glück? Das geht so jahraus, jahrein: immer wieder an ein lebloses Wesen herantreten, halb Triumph im Herzen und halb schon ein reuevolles Weh, und das tote Tier ist gar nicht mehr schön und oft ganz nutzlos, so wie dieser Falk, der eine Herzensfreude war in seiner Räuberschönheit. Und immer wieder schießen. Das füllt die Tage und das Leben meines Baron Hanns." Sie seufzte und ging weiter.

Hanns schritt neben ihr; aber er war nicht so sehr von ihren Worten geschlagen, als sie wohl glaubte. Nach einer Weile sagte er sogar: „Und doch haben Sie aufgejubelt, als er mitten im Sieg seiner Höhenleichtigkeit die Kugel bekam und sich abwärts wandte, in sausendem Sturz."

„Ja," lächelte sie. „Das Fieber steckte mich einen Augenblick an."

„Soll nun ich Ihnen Ihr Leben schildern, in der erstickenden Stadt? Unter Menschen, die ihrer eigenen Seele unwert dahinleben, Betrogene der Eitelkeit und der Erwerbsgier; hier erraffen, dort gelangweilt und freudlos hinauswerfen, sich abendlang Leerheiten vorreden ... Lieber die leise Reue hier beim Ende des stolzen Raubtieres und die Nachdenklichkeit über mein sonderbares Muß. Lieber das tiefe Sausen der Kiefern und das Pfeifen des Krummholzes auf windiger Hochödnis, als dort Ihre Börsenwitze; beim Heidengott, der heute seinen heiligsten Tag hat ..." Hanns endete grollend, halblaut: „... den Tag, den ich mit einer Frau verplaudere, die für dieses seltsame Reich und seine geheimen Stimmen nicht Auge hat, noch Ohr."

„Doch, Hanns," sagte Frau Utta leise. „Doch. Ich verstehe dieses einsame Reich und weiß, was es für Sie bedeuten muß. Für mich aber, Hanns, mir darf es nicht teuer werden; ich muß mich wahren dagegen. Was wäre ich, wenn ich hier in Pflichten bliebe, für die jede häßliche Bauersfrau völlig ausreicht. Mir macht es Freude, glänzende Augen zu erwecken und die Wangen zu röten. Ich weiß, daß ich Glück um mich ausschwingen lasse. Soll ich diese Gabe an Fichten und Maronibäumen verwenden? Ja selbst wenn ich häßlich wäre und alt: Frau bliebe ich doch, genugsam Frau, rings um mich Frohsinn zu geben; stark und anziehend genug, einen Kreis um mich zu sammeln und ihm Licht und Leben zu verleihen. Ja, das könnte ich auch dann. Hanns! Ihre Wälder rauschen das Wort der Ewigkeit; es ist göttlich schön. Aber schöner ist das Rauschen und Flüstern und Atmen, das sich so sehr ähnlich anhört wie das Ihres Waldes und das mich aus einer gedrängten Menschenmenge umläuft und umwittert, wenn ich in ein Konzert eintrete. Sie leben im Allgefühl der Bäume, ich im Beleben der müden Herzen; in der Glücksahnung und der Sehnsucht, die ich ausstrahle."

Sie ging eine Zeitlang neben dem stillgewordenen Mann. Dann blieb sie stehen und sagte, halb lachend, halb beschämt: „Jetzt war ich aber schon sehr aufrichtig, Hanns." Und sie gab ihm die Hand.

Er sah zu Boden. „Sie haben recht, Frau Utta," sagte er leise. „So recht wie ein voll gewordener ganzer Mensch nur haben kann, weil er so ganz und gar was Rechtes ist. Aber o liebste, schönste, allerfernste Frau! Wie weit voneinander sind unsere Welten!"

Der leidvolle Losbruch dieser Worte ergriff sie mit traurigem Erkennen. „Ja, sehr weit," sagte sie bedrückt. „Sehr weit."

Wieder gingen sie eine Weile, dann kehrte sich Hanns um. „Da ... Nun brennen ringsum die Johannisfeuer, und wir sind im Tale angelangt."

Die schöne Frau, schon ganz im vergrauten Dunkel des Abends nahe an ihm, stand, und schwieg ergriffen von der vielfältigen Sprache all dieser Berge. Die roten Feuer zuckten auf jeder Kuppe ringsum, ferne slawische Lieder und Jubel schollen undeutlich ins Tal, und um die Feuer sahen sie Gestaltung und Leben bewegt. Da und dort donnerte ein Schuß die Waldhänge an, die ihn, zerstreut und auseinandergerissen, weiterrollten.

„Ein christliches Fest, eine heidnische Nacht," sagte Hanns andachtsvoll. Die schöne Frau aus der Stadt aber war nun mehr ergriffen, als ihr anzusehen war. Sie sagte zweimal leise: „Ist das schön, ist das schön!" Dann schwieg sie, und eine Reue glomm in ihr und brannte sich ins Herz: Wie schön, wie seltsam es gewesen wäre oben auf dem allerletzten Berge mit dem einsamen Jäger beim Heidenfeuer! Geheim, aber entfesselt und frei. Und wie auf den Höhen die Glutpunkte brannten, so brannte auch ein Stellchen in ihrem Herzen nach ihm, mit dem sie nimmer und nimmer zusammenkommen konnte.

Hanns ahnte nicht, daß sie schwach war wie ein verliebtes Mädchen; in dieser dunklen, mahnenden Stunde, da die verlassenen Hochfernen ihnen glutmahnend nachriefen. Er stand lange und sah die entfesselten Brände auf allen Höhen an, horchte den undeutlichen Flocken der alten Lieder nach, die der Nachthauch bis an sie heranwehte, und ließ sich den fernen Jubel ins Herz schneiden.

Als sie dann nach der Straße schritten, dachte Frau Utta schon wieder gefaßt und gespannt nach, ob nicht sie stärker sein möchte als diese Wälder und die machtlosen, gestürzten Götter. ‚All das sind ja nur Träume,' sagte sie sich. ‚Ich aber lebe, und Gott weiß, ob ich nicht am Ende auch liebe. Einen Hauch nur von Liebe? Freilich. Denn liebte ich ihn gänzlich, ich zöge ihn, wohin ich wollte. In die Save oder nach Wien; und wär's zur allerbösesten, zur Freitagsgesellschaft, an die Tafel, wo der Herr Kanitzer von der Börse, der Herr Medizinalrat Rampel mit seinen klinischen Witzen und dem gutgehenden Sanatorium und der unerträglichste Tenor unserer Oper sitzen. Wahrhaftig, das vermöchte ich!"

Hanns störte sie in ihrem trotzigen Planemachen. „Nun ist der Mückenbrünn sicherlich dort bei einem der Feuer und denkt sich: Mithras! Mithras! Und der alte Herr Urban steht dabei, lächelt wehmütig in die Flammen und sagt: ‚Flüchtiges Leben, heißes Leben, lichtes Leben.' Und Himmelmayer springt mit der Cenza über die Flammen und gibt ihr so lange Wein zu trinken, bis sie sich an ihn lehnt."

Frau Dressel horchte nach einem Gedanken, der in ihr aufstieß. „Wissen Sie was? Bringen Sie die ganze Hofhaltung auf vierzehn Tage zu mir nach Rankenstein. Ach, wenn dazu nur auch Ihre lieben alten Damen kämen. Vierzehn Tage nur. Einen Hauch bloß von dem trauten, wehmütig lebensvollen Geiste von Straža möchte ich bei mir haben. Sie sagten, mein Duft bliebe in Ihrer Jagdhütte für immer. Schenken Sie mir auch so köstliche Erinnerungen. Übernehmen Sie's, Ihre liebe kleine Welt ein wenig zu übersiedeln?"

Hanns blieb stehen. „Ja," sagte er. „Wenn dann Sie und die hübsche Kreolin, die Lene Ruard, auf ebensolange zu uns kommen."

Nachdenklich ging Frau Dressel eine Weile dahin. Das wäre doch Leben. Das wäre, um den allzustillen Sommer mit Gesang und Lachen und einer ganzen Atmosphäre von leiser Verliebtheit zu beleben. „Gut," sagte sie. „Wenn die vierzehn Tage ohne Mißton gelingen, dann kommen auch wir; denn dann sind wir ohnehin geworden wie eine große Familie."

Und sie gab Hannsen die Hand darauf, was ihn sehr glücklich machte. Schöne Tage standen bevor. Er sah gar nicht, daß Frau Drossel still in sich hineinlachte und daran dachte, daß sie ihn damit vier Wochen von allem Weidwerk abschied; was ihr Genugtuung machte. Sie schieden, beide bewegt, halb voll Trauer nach der einsamen Höhe des Uskokengipfels, auf die sie Verzicht getan hatten, halb in Glück, daß sie sich nun nahe kamen; auf so schöne, lange Zeit. Frau Utta fand auf der Straße ihren Wagen und fuhr allein nach Hause, über die Save und stromaufwärts, und sie blühte vor Glück und seltsamem Weh nach der eindringlich stillen Welt, in die sie heute geschaut. Hanns aber hatte seine Büchse lässig über den Rücken gehangen, und sein Blut brauste und machte ihn taumeln.

Prestissimo. Gemälde von Prof. Franz von Stuck.

Nun war der Tag vorbei, an dem er das schönste Weib für sich allein im Walde gehabt. O Kind, o Bub voll Scheu; war er nicht lächerlich gewesen, sie von sich zu lassen ohne anderes als einen Handkuß im Walde und einen Händedruck hier unten?

Er ging dahin wie ein Entwaffneter.

Und unter den Schüssen, die in werdender Dämmerung die Sonnwendfeier entfesselten, war einer gewesen, der einsam im Walde abgefeuert worden war und einen grimmig frohen Sieg bedeutete: in der Wolfsklamm, durch die heute der scheue, geheimnisvolle Urbock ahnungslos wie ein zahmes Schaf auf den Bezirkshauptmann losgetrollt war. — Hanns, der verliebte Jäger!

⁂ ⁂ ⁂

Wirklich traf Gesellschaft von Schloß Straža einige Wochen nach jenem von halber Andacht und halber Unschlüssigkeit seltsam gemischten Sonnwendabend ein. Es war schon im Juli, und da für Hanns nach dem Falle seines geheimnisreichen Bockes fürs erste die Lust am Weidwerken etwas bitterlich schmeckte, ging er gerne mit. Ja er wäre sogar gegen die Rehbrunst vergeßlich worden, wenn sie begonnen hätte. Frau Dressel ihrerseits, die immer noch im geheimen fürchtete, der alte Weidmannsrappel könnte ihr den interessantesten ihrer Gäste fortwirbeln, hatte mit dem Pächter der Rankenstein umgebenden Jagd ein Abkommen geschlossen, wonach ihren Gästen der Abschuß von Raubzeug und wilden Kaninchen zugesagt wurde. Letztere hatte Herr Dressel vor einigen Jahren spaßeshalber ausgesetzt, und nun fingen sie schon an, in den Rankensteiner Weingärten zur Plage zu werden.

Es hatten vorerst Himmelmayer, Urban, Mückenbrünn und Hanns der Einladung gehorcht; die Damen wollten einige Tage später kommen. Als die vier so verschiedenen Freunde zu unvermuteter Stunde in Rankenstein einlangten, glaubte sich Frau Utta nicht hübsch genug gekleidet und ließ das Quartett durch Helene Ruard empfangen. Das schöne Mädchen führte sie vors Schloß auf den Frühstücksplatz der Damen und sorgte sogleich für das gerundete Wohlbefinden aller. Doktor Urban bekam Fruchtsaft, Hanns und Himmelmayer ein vollkommenes Gabelfrühstück mit kaltem Fleisch, Eiern, Wein und Brot und Mückenbrünn einen Kaffee. Den dazu gehörigen Honig teilte er still und freundlich mit Urban, während Lene Ruard fast bloß mit Himmelmayer und Hannsen sprach. Himmelmayer war lustig wie immer. Helenens Schwäche hatte er längst herausbekommen und fragte sogleich: „Nun, schöne Kreolin? Mit dem Bezirkshauptmann ist nichts? Aber wenn er slowenischer Landsmannminister wird! Dann kommt er doch nach Wien."

Die Ruard lachte. „Ein Kabinett lang; das heißt von Vollmond bis Neumond. Sie haben gut foppen, und ich weiß auch, daß Sie mich berechnend und kalt nennen, weil ich mich hier in nichts einlasse. Haben Sie das nicht neulich dem Bezirkshauptmann gesagt?"

„Ich?" Himmelmayer staunte. „Der Bezirkshauptmann verkehrt gar nicht mit unsereinem. Aber — hallo, ja! Der windet aus dem unbeholfenen Kinde, seinem Bruder Velimir, alle Nachrichten kunterbunt heraus. Der arme Velimir steckt ganz versunken in seinen Forschungen und weiß gar nicht, daß ihn sein Bruder als Spion benutzt. Dem Velimir also, auf den Sie Eindruck gemacht zu haben scheinen, liebes Fräulein Ruard, dem habe ich gesagt: Lieber Doktor Trojar, geben Sie sich nur keinen Hoffnungen hin; die Kreolin ist schon verliebt; geheim, leidenschaftlich!"

„In wen?" rief das Mädchen und wurde dunkelrot.

„In die Weltstadt," sagte Himmelmayer einfach.

„Ach so," machte sie beruhigt und streifte mit den Augen die Gesichter der vier, ob eines Hintergedanken verriete. Aber Mückenbrünn und Urban priesen die goldene Lauterkeit der Sonnenspeise, wie sie den Honig nannten, und feuerten sich gegenseitig an, das vor ihnen stehende Töpfchen gänzlich zu leeren; es wäre eine der sichtbarsten Poesien der Natur, ein direktes Gnadengeschenk der Blumen, und so weiter.

Hanns schien noch weniger auf Helenen geachtet zu haben. Er war zerstreut, sah nach den Fenstern des Schlosses, rückte umher und versalzte dann sein Tunkei dermaßen, daß er es stehen lassen mußte.

„Aha," sagte Himmelmayer. „Dem fehlt die Hausfrau."

Helene Ruard flog davon, um die Freundin zu mahnen, und fand Frau Dressel in einem allerliebsten Kostüm, das an den Beginn des englischen Rokoko erinnerte, ausgeschnitten, mit kurzen Rüscheärmeln und großem Sommerhut mit Bändern. Diesen probierte sie eben, freute sich des helldämmrigen Reflexes, den er über ihr ganzes Gesicht warf, und fragte die Ruard: „Eigentlich sollte man sich das Haar pudern?"

„Nun bist du so schön, und ich mit meinem alten Tenniskostüm! — Nein, da geh' ich mich auch umkleiden!"

„Bleib und erzähl' mir von den vieren. Wie sehen sie dir denn aus?"

„Ach, über Himmelmayer sind wir uns ja einig."

„Na, und — —?"

„Und Urban schaltet doch aus."

„Weiter."

„Mückenbrünn! Nun, der ist kostbar. Schwarz und gelb wie ein Mongole, aber lang und schlottrig, und mit überlichten, transzendenten Augen. Das sieht aus, als sei sein Kopf mit Wasser gefüllt, habe Oberlicht, und die Augen wären zwei runde Fensterlinsen in diesem Gefäß, durch die das lichtblaugrüne Wasser unter schwarzen Wimpern herausgeistert. Er spricht kein normales Wort. Den Kaffee nannte er sogleich ‚den herzaufrüttelnden' und den Honig ‚Gottes zarte Anspielung auf den heiligen Ritus des Stoffwechsels'. Hände hat er, so lang wie ein König aus Byzanz, aber knöchern wie der Tod von Basel, und eine Nase, mit der er vielleicht seine Werke in die Luft schreibt; denn sie ist schlank, spitz und durchsichtig wie ein Gänsekiel."

„Und, endlich: Baron Hanns?"

„Ja, der war ungnädig."

„Was für einen Eindruck hat er aber verursacht, mein Kind?"

„Halb Minister, halb Stallmeister. Tritt auf wie Goethe in allergnädigster Audienz. Stolz, aber mit staunend großen Kinderaugen, die ganz rund wurden, als er mich allein sah. Und flegelt gleich danach auf seinem Sessel mit einem Bein übers andere, daß nur noch Stulpstiefel und Reitpeitsche fehlen, hutscht mit dem Stuhl und mustert die Rankensteiner Fassade."

„Mein Gott, hast du eine Zunge. Ich bin also fertig. Wenn du dich umkleiden willst, gehe ich allein zu den Herren hinunter."

„Nein, nein. Ich muß sehen, was Hanns für ein Gesicht macht."

Frau Dressel blieb stehen und sah über die Schulter nach der Freundin.

„Du, wirklich! Er ist mir ganz gleichgültig."

„Warum siehst du sonst stundenlang saveabwärts?"

„Seinetwegen nicht. Mich ärgert nur seine unhöfliche Art, uns zu bedeuten, daß ein Fuchsgraben interessanter ist als wir; dich hat's doch ebenso verletzt, gerade heut."

„Ja; man sollte ihn wohl herumkriegen."

„Also: da hast du mein ganzes Interesse an ihm." Frau Utta lachte. Und die Frauen nahmen sich um den Leib und gingen singend zu ihren Gästen.

⁂ ⁂ ⁂

Himmelmayer tat alles, um den Aufenthalt auf Rankenstein anregend zu gestalten. Selbst die Jagd nahm er arrangierend in seine Hände. Er hatte ein Frettchen aufgetrieben, das er in die Kaninchenbaue hineinließ. An den Ausgängen lauerten der Jagdpächter mit einem Freunde, Hanns und der Kapellmeister selber, schußbereit. Aber die flinken Kaninchen kamen so überraschend heraus- und davongeflitzt, daß fast nur Hanns sie traf, und auch der nicht zu oft. Himmelmayer hatte sogleich eine denkwürdige Idee. Er spannte wenige Schritte vor den Kaninchenschlurfen dunkle Bindfaden durchs Weinlaub, und wenn die kleinen Nager vor dem Frettchen hervorschossen wie Federbälle, so prallten sie gegen die Schnüre und schlugen die possierlichsten Purzelbäume. — Aber es wurden trotzdem sehr wenige erlegt, denn diesmal schossen alle Herren vorbei, auch Hanns: vor Lachen. Und als man's am andern Tage von neuem versuchen wollte, waren die kleinen Kerle schon so auf Überraschung eingedrillt, daß keiner mehr hinpurzelte.

Dann meldete der Gärtner, wie hinter Rankenstein im Talgraben ein Fuchsbau sei, dessen Hausherr samt Frau den Rankensteiner Hühnern übel zusetzten. Ob man die Familie, die gerade sehr zahlreich sei, nicht ausgraben könnte.

Der Jagdpächter ließ auch einen Dachshund einfahren; aber als man Spaten und Spitzhaue anwendete, erwies es sich, daß

der Bau im Felsgeklüfte angelegt und nicht zu ergraben sei.

Wieder kam der glorreiche Musikant auf einen Gedanken, den außer ihm keiner der Jäger zur Welt bringen hätte können. Er hatte bei Frau Dressel eine kleine elektrische Taschenlampe gesehen, deren sie sich zu kurzen Gängen in den nächtlichen Weingartenwegen bediente. Nun bat er sich eine neue Trockenbatterie aus, schob sie ein, fixierte den Drücker so, daß das Licht beständig strahlen mußte, und band das Ding dem Dachshunde vorne an Halsband und Brust.

Der Jagdbesitzer eiferte, der Hund bliebe ihm an den Wurzeln im Baue hängen, aber die Damen klatschten in die Hände, baten und sprangen vor Vergnügen, und so wurde denn Männe eingelassen.

Erwartungsreiches Schweigen. Bloß Himmelmayer dozierte.

„Wer vermag sich die Empfindungen eines Fuchses und einer ordnungsliebenden Fuchsfrau zu denken," sagte er andächtig, „wenn sie ihr ewig düsteres Malepart so auf einmal elektrisch beleuchtet sehen? Welch gesträubtes Entsetzen, welch rapides Bauchgrimmen — —"

„Da ist er, da ist er, da sind sie!" schrie der Pächter auch schon. Denn in einem Hui, Fuchsvater voraus und dann zwei Jungfüchse, die Fähe und abermals zwei Jungfüchse, schoß die ganze rote Bande aus ihrem untraut gewordenen Heim, eng hintereinander wie gekoppelte Eisenbahnwagen, jedes den Windfang am Hinterteil des Vorläufers, wie ein einziger gelbroter Lindwurm, nur rasend flink.

Alle schmetterten vor Gelächter, dazwischen knallten die Flinten; aber nur die Dame des Hauses und zwei Jungfüchse blieben verendet auf dem Plan. Vater Reinhard mit zwei Töchtern entkam und war dermaßen von der glühenden Erscheinung des Dackels verletzt, der jetzt ohne Laterne herauskam, daß er in sein Heim nie wieder zurückkehren wollte. Möglicherweise hatte er es einmal noch versucht, aber drinnen lag das Höllenlicht, das der Hund dort abgestreift hatte, und leuchtete vielleicht noch zwölf Stunden tückisch weiter.

Auch erzählte Himmelmayer an so anregsamen Jagdtagen Einzelfälle von einer fröhlichen Weidmannserfindung Hannsens, die in der Nähe des unteren Jagdhauses dem Gastkreise von Straža schon viel Herzerquickung bereitet hatten.

Am Johannistage hatte Hanns etwas erschrocken und verlegen eine blindgeladene Jagdpatrone aus der Nähe des Jagdhauses herbeigebracht.

Jenes kleine hölzerne Jagdhaus nahe an Straža war nämlich mehr den Gesellschaftstreiben im Herbst und Winter zuliebe, als für Hannsens Einsamkeitsdrang gebaut worden. Ein behagliches Wohlleben ließ sich drin führen, und damit nichts fehle, wurde, allerdings erst nach zahlreichen Bitten und Vorstellungen verwöhnter, feingesitteter und geschämiger Stadtgäste, fünfzig Schritte windabwärts von dem Jagdhäuschen mitten in Waldeinsamkeit noch ein kleines Rindenhüttlein errichtet, in dessen Tür ein sentimental herzförmiges Loch Fensterstelle vertrat.

Diese Jäger! Ein Volk voll derber Späße. Da hatten die verwöhnten Herren Stadtgäste so lange auf ihre Bequemlichkeit gedrungen, bis Hanns sie ihnen hinbauen ließ; ganz städtisch. Sogar der Wasserzug fehlte nicht. Aber die zierliche Nickelkette hakte sich oben in einen Alarmschuß ein, der eine derbe Lefaucheuxpatrone zum Loskrachen brachte, und jeder, unfehlbar jeder Neue von den dösigen Stadtbläßlingen fiel der Falle anheim und zeigte so stets der schon eingeweihten, schweigsam lauernden Jagdgesellschaft auf die wirkungsvollste Weise an, wann er fertig war. Der gedankenreiche und gefräßige Chef einer großen Bank vergaß sogar jedesmal aufs neue den diabolischen Signalzug und stand bereits mit drei Schüssen im Fremdenbuche verzeichnet.

Es war eine ganz rohe, derbe Junkerlustigkeit in der Erfindung, aber alle mußten lachen, ob sie wollten oder nicht; sogar die preziöse Helene Ruard schrie vor Lustigkeit, als Himmelmayer in seiner kummerlosen Art einen dieser Fälle schilderte.

Nach solcherlei etwas altdeutschen Humoren gab es dann wieder ganz feine Stimmungen; etwa mit Urban, oder mit Mückenbrünn, der freilich durch seine eminent heidnischen Religionsphilosophien die beiden schönen Katholikinnen dermaßen entsetzte, daß er selbst es bald vorzog, nach Schloß Straža rückzusiedeln, wo er die nächsten

Wochen in einsamer Heilandswehmut zubrachte.

Nach dem Essen schlug Hanns der kleinen Gesellschaft vor, man möge singen, und als einige Proben zeigten, daß sich die sechs recht hübsch in Stimmen zu teilen vermöchten, übernahm er es mit Himmelmayer, die drei Ungeübten, den gelehrten Doktor Trojar, der von deutschen Liedern keine Ahnung hatte, die Wienerin und Fräulein Helene, abzurichten.

Das füllte diesen Abend und fortab fast jeden anderen auf dem Schlosse.

Da Frau Utta die erste Sopranstimme hatte und weich und rein zu singen wußte, galt es Himmelmayern bloß, ihr die Liedertexte und Melodien beizubringen. Gänzlich veraltete Volkslieder, Burschenweisen — oft recht lustige, ja anrüchige — und wieder schwerblütige Kanons und Choräle —, alles kunterbunt nacheinander, so daß sich Frau Utta zwischen hellem Gelächter und ergriffener Rührsamkeit ziemlich flink hin- und hergezogen fühlte. Velimir Trojar war erschüttert von soviel Poesie, Lustigkeit, Tiefe, sinniger Einfachheit und Wucht. Jedes Lied riß an seinem Herzen: das, das sind die Deutschen! Das alles sind sie, das haben sie, das können sie. Welche Fülle des Seelischen, welche Kraft der Fröhlichkeit; welch hinreißende Innigkeit wieder. Kein Dozieren öffnete ihm so sehr die Ahnung dieser überreichen Rasse als der bunte Wechsel der einfachen Liederfibeln von Erk, die beim Klaviere lagen. Und was Hanns und Himmelmayer und Urban darüber hinaus noch auswendig wußten und nirgend geschrieben stand oder ganz verschollen war, das schien noch mehr, noch zwingender und beseligender!

Hanns hatte sich mit Helene Ruard abseits gemacht und lehrte sie ernst und freundlich eins ums andere von den übermütigen, wehmütigen, stolzen, kraftvollen, versunkenen und andächtigen Liedern, auf die er sich mit den beiden Freunden geeinigt. Sie hatte eine tiefe, gedämpfte Altstimme, die ihn entzückte und seine Mühe freudig machte, obwohl er anfangs lieber Lehrer der schönen Wienerin gewesen wäre. Nun gab ihm das Staunen der Offizierstochter herzliche Genugtuung, die jene reiche Welt bisher so wenig als Trojar gekannt hatte und mit all ihrem Talent gänzlich an einem Klavier verwildert war, das bloß von Walzern und Operettengeschmeiß belegt gewesen war. Jedes neue Lied war ihr eine neue Weihe, und da Hanns vorsichtiglich bei dem an oberflächlichste Geselligkeit gewohnten hübschen Kinde mit lustigen Schnurren begann, über die man lachen mußte, — etwa dem Regensburger Strudel, den Vinschgauern und dem Tod von Basel, so steuerte er ihr verwahrlostes Herz ohne Widerstand in immer dichtere Blütenfülle hinein, bis sie ganz überwältigt in den Rosenranken der Poesie zu lachen und zu weinen vermochte. Eine Wandlung war mit dem schönen Mädchen vorgegangen; wohl neckte sie sich mit Hanns und war ein wenig keck gegen ihn, wie sie das vom Tennisplatze her hatte. Aber sie folgte ihm überallhin, fragte fast nur ihn um alle Dinge und war unschlüssig und umhergetrieben wie ein steuerloses Boot, wenn er fortgegangen oder bei Frau Utta war.

Sangen sie dann sechsstimmig, so horchte sie mit quellendem Herzen auf seinen zweiten Tenor und fand seine harmonische Unterordnung beglückender als die führenden, frohen Stimmen Himmelmayers und der Frau Dressel. Sie war immer mit den Augen auf seinen Lippen oder seiner Stirn und suchte ihn aus dem Tongeflecht horchend loszulösen. Und wenn sie recht schön und korrekt sang und er ihr einen muntern Dankesblick und ein Nicken hinwarf, dann stieg verhaltener Jubel in ihr empor. Das hochnasige Ding war ein Kind geworden und wußte nicht wie.

„Warten Sie nur, bis wir drei erst in Straža die alten Sachen spielen! Orlandus Lassus, Palestrina oder die zierlichen Herren aus dem späten Barock, über denen die beiden Deutschen so wuchtig stehen: Händel und Bach. O, diese Perücken! Na, Sie werden Augen machen! Braune, große, südlich ferne!“

Da trieb sie, daß man den Rankensteiner Aufenthalt kürze. Die Damen in Straža hatten Kampf und Sorge mit der Reblaus und konnten nicht herüberkommen, und sie bat sehr bei Frau Utta, man möchte nach Straža übersiedeln, in Hannsens schaurig schönes Ahnenschloß.

Frau Utta sah die Lene Ruard still an, und von Tag zu Tag mehr staunte ihr Herz in bangem Begreifen, was hier geschah.

Helene Ruard fragte sie, als Hans einmal einen ganzen Tag lang nicht aus seinem Zimmer kam, eifrig nach dem jungen Baron aus. Ob es so unbedingt feststände, daß er gar nicht nach Wien übersiedeln wollte?

„Nein, der geht nicht von hier," sagte Frau Utta ernst.

„Aber er ist doch ganz zum Kavalier gemacht; seine Erscheinung, seine Talente würden ihn dort glänzend hervorheben."

„Er haßt alles Hervorgehobensein."

„Ja, er ist ein wunderlicher Mensch. Wie es sich wohl auf Straža leben mag?"

„Einsam, einsam: ohne Eitelkeit und recht schweigsam."

„Und darum ringt und kämpft er so sehr," seufzte Helene Ruard.

„Der? Ich dächte, er ließe die Sorge um Weingärten, Felder, Futter und Stall fast gänzlich seiner tapfern Mutter und träumt bloß und jagt."

„Ja, weißt du denn nicht, was er eben jetzt auf seinem Zimmer tut?"

„Nein."

„Er schreibt. Er beschreibt seine Jagderlebnisse; seine Erfahrungen und Taten und Gefahren. Die Offiziere haben mir erzählt, wie reizvoll, ja wie gewaltig er in den Fachschriften der Jagdwelt von diesen Dingen erzählt. Alle sagen, er wäre ein Homer des Weidwerks. Ganz anders als alle andern packt er's an; mit zwingender Urkraft einer Sprache redet er von seinem bittern Leben und Töten in dieser Einsamkeit, daß selbst Leute, die die Jagd bisher nicht kannten, ganz toll werden und mit dem Gewehr in die Wälder zu gehen anfangen. Man staunt über diese gänzlich neue Weise; es hat noch niemand solche Worte gefunden, und selbst die hohen Herren bei Hofe passen schon auf, ob nicht wieder eine seiner Schilderungen kommt. Du, ich hab' schon was gelesen. Schauerlich oft. Er hat auch schon auf Menschen geschossen. Du, — und mit den Mädchen in den Wäldern macht er's ganz kurz."

Frau Utta wurde rot. — Ihr hatte er dort oben bloß die Hand geküßt.

„Und weißt du, warum er schreibt?"

„Nein."

„Von dem Geld, das er dafür bekommt, zahlt er die Hypothekenzinsen für sein altes Schloß."

„Ach," rief Frau Utta laut. „Das ist schön! Das ist mir neu an ihm. Das... ach, das erhebt ihn sehr."

„Darum sagte ich doch: er ringt um sein altes Heim. Es ist doch rührend, daß der Edelmann um seines Vaterhauses willen sich soviel Gewalt antut, statt der Büchse die Feder in die Hand zu nehmen, und da schreibt er und schreibt oft die ganzen Nächte; auch hier. Wir merken am Tage nichts. Er ist munter und lieb, aber die Dienstboten wissen's. An den herabgebrannten Kerzen, an den zwanzig Zigarettenresten und den dicken Briefen, die sie auf die Post zu bringen haben, merken sie, wie er arbeitet, um sein geliebtes altes Schloß zu stützen."

Frau Utta war selbst bewegt. Was da alles durch ihr Blut summte! Er arbeitet! Leidet und kämpft und schweigt! Nein, nicht gegen alle. Helene weiß darum, und ich nicht!

„Könnte man ihm nur helfen," rief das Mädchen in einem Ton, der beinahe Qual verriet. „Ich kann dir nicht sagen, Utta, wie groß mein Mitleid ist!"

„Heirate ihn doch," sagte Frau Dressel sehr leicht und flüchtig hin, kehrte sich ab und ging fort, durch die Rebengänge, kreuz und quer ins Labyrinth der Weinlaubenterrassen hinein und war bald weder zu sehen, noch zu finden.

Helene Ruard war von dem Worte so sehr erschrocken, daß sie tödlich blaß wurde; sie stützte sich an die Bank und ließ sich dann nieder. Eine lange Zeit wußte sie von nichts anderem, als daß ihr Herz tobte und klopfte.

Frau Utta aber ging in gleichem Sturme. Sie wand sich mit dem biegsamen Leibe durch das verstrickende, üppige Gewächs der grünen Ranken und ging fort, fort, kreuz und quer über Terrassen, Stiegen, immer durch Reblaubgänge bis an den Fels über die Save, auf dem ein kleines Rundtempelchen stand, das im zärtlichen Rokoko der Venus geweiht gewesen war. Noch streckte sich das Marmorbild der Göttin im mollig koketten Geschmacke jener Zeit in der Wandnische hin und ließ sich

lächelnd von einem Liebesengelchen die letzte Hülle vom Leibe ziehen, ohne sich groß zu wehren.

Dort war man ganz versteckt. Oben Reben über Reben, unterm Felsen die Save. Die rauschte so tief, daß Frau Utta seufzen konnte, ohne gehört zu werden. Und die schöne Frau tat's, ja sie stöhnte beinahe.

Da war Feuer im Hause; neben ihr, und sie hatte bloß gespielt! Helene Ruard war den ganzen Tag an ihm, bei ihm, um ihn; sie aber glaubte bis heute, daß sie sich ihn unsichtbar hielte. Ja: Frau Utta tändelte mit einer leisen Neigung, stachelte sie, hielt sie zurück, an sich selber und bei ihm, wie sie wollte, und diese Lene Ruard liebte!

Mußte er da nicht entscheiden? Hier eine spottvoll leise Geneigtheit, dort ein gänzlich hingegebenes schönes Mädchen! Und Helene Ruard war in ihn verliebt!

Sie hatte sein tieferes Wesen kaum betrachtet; hielt ihn für einen Erben ohne Kraft; für einen Nachkommen und Träumer, indes er stritt und litt und blutete. Schreiben, Geld verdienen, um das wankende Straža zu stützen! Das hatte sie gar nicht gesehen. Der andern war es offenbar geworden, denn diese, Helene Ruard, liebte ihn!

Mußte man ihn denn nicht lieben? War denn Frau Utta aller Liebe schon erstorben oder konnte sie es überhaupt nicht? Nun brauste und brandete ihr Herz; nun wo Angst und Eifersucht kamen. Mußte man ihn denn nicht lieben? Den Einsamen, der so sehnlich an seinen Wäldern hing, der so genügsam war und so stark. Dem das Leben nichts gab als eine alte Mutter, ein verwittertes Schloß und ein geheimnisreiches Blut, beide raunend vor alten Erinnerungen, und der um Büchsenknall und Waldrauschen und das, was er die Ahnung der alten Götter nannte, Glanz und Pracht der großen Welt dahingab? Und derweilen sie ihn neckte, litt er; und litt wie!! Mußte man seine blauen Kinderaugen, seine hohe Gestalt, seinen Trotz, seine Frische, seine Kraft und den Mut nicht lieben?

Und aber: mußte man die dunkle, schlanke Helene Ruard nicht lieben, die so schön war und noch so jung!

Wenn dieses Mädchen ihn gewann, dann war ja Straža gerettet. Sie konnten die Rebenpflanzungen neu aufbauen und den Viehstand — — Sicherlich wurden beide unglücklich. Denn Helene kannte sich nicht. Aus Leidenschaft nahm sie sich den aparten Menschen, der so einsam und rührend stark war. Aber sie hielt es nicht aus auf Straža. In ihrer Langweile würde sie ihn quälen, schmähen. Er würde dann ganze Wochen allein im Walde sein, und einmal würde das Herrenblut aufflammen; dann gab's Hetzpeitschenhiebe. Sicherlich; danach sah er aus. Die hochmütige, hysterische Kreolin gezüchtigt. Damit wäre das laute, krasse Ende da.

Aber ob es so kam oder so: für Frau Utta war der junge Heydenreich verloren. Was nur schnell tun? Sie griff an ihren Hut, ordnete das Haar, knüpfte ein Band, streifte den Ärmel von ihrem Arm und ließ ihn wieder fallen und war gänzlich wirr und hilflos. Endlich raffte sie ihr Kleid und ging und stieg durch alle Rebengänge empor, rasch und ängstlich, mit den Händen, die stets in den langen, feinen Handschuhen steckten, ihr leichtes Sommerkleid vorne emporhaltend und gebückt; ganz in sich. Oben beim Schlosse durchschritt sie so den kühlen Hallengang ohne links oder rechts zu sehen und ging die Treppe empor bis zu Baron Heydenreichs Zimmer.

Dort fiel ihr in der Eile die dumme Tatsache ein, daß sie gerade gleich alt mit Hanns wäre. Das Herz rüttelte und klemmte sich ihr förmlich in der Brust von der Hast des Bergaufsteigens und der Angst. Dann fiel ihr ein, wie schön ihr Hanns die Hand geküßt habe, und wie sie den Kuß damals lieb und süß und prickelnd empfunden habe. Gleich zog sie den Handschuh von der rechten Hand. Dann für alle Fälle auch von der linken. Ihre weißen Arme gefielen ihr selber; sogar jetzt in Eile und Sorge. Dann klopfte sie an.

Drin sagte Hanns ruhig: „Herein."

Sie trat ein und blieb stehen. Er saß und schrieb. Schrieb weiter. Endlich legte er den Kopf etwas über die Schulter. „Nun?"

Das Herz sprang ihr beinahe, aber sie sagte nichts.

Jetzt sah er sich um, sprang auf: „Gnädige Frau! Gnädigste!" Und lief auf sie zu. Sie aber bot ihm weit hingestreckt beide Hände dar.

Wahrlich, er vergaß es nicht, beide zu ergreifen, in seinen ehrlichen braunen Waldmannstatzen zu drücken und dann seine Lippen daranzulegen. Wie das wohltat! Beruhigte, beruhigte: wegen ihr; wegen Helene Ruard; ja.

Da sie so stille hielt und gänzlich außer Atem war, ruhte sein Kuß lang, lang auf diesen herrlichen Händen; bei der einen mitten auf den blauen Adern, bei der andern schon nahe überm Handgelenk. Frau Utta biß sich auf die Lippen, daß die weißen Zähne das feuchte Rot einpreßten, und ihre Augen wurden schwimmend.

Endlich konnte sie reden, ließ ihm aber die Hände.

„Hanns," sagte sie. „Hanns! Ich habe etwas von Ihnen gehört, was mir ins Herz schneidet."

Er zog sie in einen Stuhl, schloß die Türe und setzte sich neben sie. Gleich wieder lag sein Mund auf ihrer Hand. Nur ganz schnell hatte er gefragt: „Was denn?"

„Sie sind in Sorge, ja in Not um Straža! Und Sie arbeiten, sogar bei Nacht, um das — — um ein Unheil zurückzuhalten. Hanns, warum haben Sie das mir nicht gesagt?"

„Ich hab's Ihnen doch gesagt, Frau Utta."

Ihre goldbraunen Augen öffneten sich weit: „Wo? Wann?"

„Oben nahe dem verlorenen Jagdhause, wo unsere kleine wilde Eigenjagd vom Gipfel des Gorianz nach Südosten hinabgeht, in die kroatische Tiefe. ‚Dort werde ich dereinst meinen letzten Rückhalt haben, wenn Schloß Straža dahin ist,' sagte ich doch."

„Mein Gott, das habe ich nicht verstanden," rief sie erschrocken. „Wie ich Sie nur so leichthin anhören konnte. Hanns, Sie müssen mir zulassen, Ihnen zu helfen."

Er stand auf, ganz kalt und steif und würdig. „Gnädige Frau werden davon, ich bitte darum, zum letztenmal gesprochen haben."

Nun war auch sie bestürzt, verletzt und stand auf. Sie rührte sich; ein Augenblick, und sie ging fort.

Da hielt er sie schon wieder an den Händen. „Frau Utta," sagte er, „ich weiß, Sie sind mir gut. In Ihrer Art, soweit Sie eben können. Freundschaft, nicht wahr?"

Frau Utta hätte laut rufen mögen: ‚Mehr, mehr!' Aber das Wort stockte ihr.

„Sehen Sie denn nicht, Frau Utta, daß ich selbst von der liebsten, wärmsten Freundin keine Hilfe nehmen darf? Von keiner Frau, selbst nicht — —"

„Selbst nicht — —?"

„Von einer Geliebten, wollte ich sagen. Da sogar am wenigsten. Das ist aber ja lächerlich und schaltet aus."

„Ja, bei uns ja. Aber Hanns, ich gäbe Ihnen, was ich kann und bin — —; ich möchte —"

„Utta!" rief er. „Meine Frau werden? Du! Du Traum, zu schön für meine wachen Tage! Zu schön für das reiche Wien. Nein, es ist nicht wahr. Quäle mich nicht, ich werde toll. Utta!"

„Hanns, ich — — es muß überlegt sein. Du überrumpelst mich."

Er hörte nicht weiter; er schrie laut vor Glück. „Du! Du hast also schon im Ernste daran gedacht? Du hältst es für möglich? Bloß warten soll ich? Ja? Ja?"

Nun schwoll ihr dennoch das Herz, und Sorge und Schreck wegen einer jähen Entscheidung waren fort. Sie sah ihn voll an. In Liebe und Lachen und Zärtlichkeit gingen die goldbraunen Augen über sein Antlitz. „Ja, Hanns," sagte sie. „Wir wollen uns prüfen. Beide. Sie wissen, wie sehr ich an jenes Leben dort in der großen Welt gefesselt bin, und der Wald, Ihnen so beredt, macht mir Angst. — Können nicht Sie sich in der Stadt versuchen? Versuchen nur!"

„Und wenn ich die Probe nicht aushalte?"

„Dann will ich versuchen, ob ich hier leben kann. Ach, Hanns," fügte sie sogleich kläglich hinzu. „Es wird nicht gehen!"

Er aber war zu erregt, um Zweifel in ihr zu dulden. „Und wenn wir teilen müßten, wie die Persephone, zwischen Unterwelt und sonniger Erde, wenn jedes ein Halbjahr in dem Lebenskreis des andern verbringen müßte, dich lasse ich nicht mehr los. Utta! Darf man's den andern sagen?"

„Nein, nein!" rief sie erschrocken.

„Aber hier? Wir wissen es?"

Sie nickte. Zärtlich sah sie zu ihm empor.

Da wagte er's und sagte: „Utta! Und keinen Kuß?"

Sie war aber glücklich und in ihrem Siegesgefühl übermütig. Jener Zug ihres Wesens kam heraus, den Hanns stets undeutlich gefühlt und stets mit dem Dufte der Hyazinthen verglichen hatte: das Treibhausartige, Unberechenbare. Ihr machte es nun Lust, sich und ihn ein wenig zu quälen; zu versagen. Und sie hielt ihm bloß die Hände hin. „Bis wir überwunden haben und miteinander gehen dürfen; — eher nicht," sagte sie ein wenig launisch, wenngleich in Fröhlichkeit.

Aber da hatte er schon ihre Hände zusammengefesselt und küßte nun ihre bloßen Arme, als wäre sie seine Geliebte. Sie erschrak sehr über den Ausweg und hielt nur so lange still, bis sie Angst vor sich selber bekam und sich von ihm losmachte.

Leise, als wäre was Geheimes geschehen, huschte sie zur Türe hinaus, und draußen, indes sie die Treppe hinabging und eine Schwäche in den Knien sie fast zusammenknicken machte, zog sie sogleich ihre langen schönen Handschuhe wieder über diese Arme, als könnte sie damit seine Küsse daran festhalten und zu sich sperren.

In ihrer Bangnis und fiebernden Lust verwand sie sich gleich wieder in das Labyrinth der Rebengänge und wollte zu dem kleinen Tempelchen hinab. Aber dort sah sie schon das gelbe Kleid des Mädchens blicken, dem sie den liebsten Mann so gründlich abgewendet hatte. Nun! Mochte Helene dort Herzklopfen haben; das ihre ging auch hochauf und ab; aber vor Jubel. Sie kehrte um und suchte ganz im grünen Schatten eine versteckte Bank, auf der sie blieb und träumte, mit Glückstränen in den Augen und bloß ein paar kleinen, aber süß aufregenden Zweifeln an sich und ihm in der Seele. Den ganzen Tag kam sie nicht mehr zum Vorschein, sondern ließ leben und nachhallen, was ihre empfänglichen Nerven nur immer vermochten.

(Schluß folgt.)

Herbst.

Ihr rauschenden Tage und leuchtenden Nächte!
Wer euch verlorne doch wiederbrächte!
Es jubeln und jauchzen Flöten und Geigen,
Schöne Frauen führen den Reigen.
Es klingen und locken feurige Lieder —
Tage der Jugend, gebt mir sie wieder!
Im Morgennebel die Felder dampfen,
Rosseshufe voll Ungeduld stampfen;
Witternd die flücht'ge, doch sichere Beute,
Zerrt an den Leinen zitternd die Meute.
Hei! Wie es stiebt über braunrote Haide —
Lachendes Leben bei frohem Gejaide.
Und ich — ein Müder am Wege, der bettelt,
Habe mein Leben verzecht und verzettelt:
Keine Früchte in meiner Scheuer ...
Nur die Vergangenheit dünkt mir teuer.
Herbstrosen schwanken auf blassen Stielen ...
Könnte ich sterben doch in den Sielen.
Im Schweiß der Arbeit die Stirn erkaltet,
Voll Narben die Hände, nun bleich gefaltet.
Könnt' auf mein Feld das Haupt ich legen
Unter den goldenen Erntesegen!
Über die Wangen rinnen mir Zähren,
Trag in den Händen bloß taube Ähren.
Und in der Seele täglich aufs neue:
Um ein verlorenes Leben die Reue!

Hedda von Schmid.

Oswald Achenbach.

Gemälde von Louis Des Coudres.

Im Besitz des Herrn Benno von Achenbach in Berlin.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Oswald Achenbach.

Erinnerungen an meinen Vater. Von Caecilie Achenbach.

Kindheit und Jugendjahre.

Mein Vater wurde am 2. Februar 1827 zu Düsseldorf geboren, wohin seine Eltern von Kassel mit ihrem ältesten Sohne Andreas übergesiedelt waren. Mein Großvater war ein phantastischer, nervöser Mann, der seine Familie in der Welt herumhetzte und nirgends Ruhe fand. Er war aber auch ein Mann von Geist und hatte einen offenen Blick und ein warmes Herz für Kunst und Natur und hat auf des jungen Oswald frühzeitige Entwicklung gewiß einen großen Einfluß ausgeübt. Sehr ungeschickt erwies er sich jedoch als Spekulant und Erfinder. Nachdem er in Rußland und Amerika durch seine unglücklichen Operationen das bedeutende Vermögen seiner Frau, der Tochter eines Großindustriellen Zülch aus Kassel, verbraucht hatte, versuchte er sich nach gänzlichem Niederbruch in allen möglichen Gewerben. In Düsseldorf hatte er sogar vorübergehend eine Essigfabrik und Bierbrauerei. Dort wurde mein Vater in „Pempelfort", in dem gleich neben dem königlichen Schlößchen „Jägerhof" gelegenen Hause (Rönz) geboren und als Sohn des Essigbrauers J. H. Achenbach unter den Namen Oswald Wilhelm Gustav in das Kirchenbuch eingetragen. — Die Essigfabrik und Bierbrauerei wurde aber bald wieder aufgegeben, und meine Großeltern zogen mit den jüngeren Kindern nach München. Andreas blieb in Düsseldorf. — An die schöne Isarstadt knüpften sich für meinen Vater die liebsten Jugenderinnerungen. Dort besuchte er die Schule, lief im Winter frühmorgens mit seinen Schwestern Schlittschuh auf dem Türkengraben und machte im Sommer gemeinsam mit seinem Vater Fußtouren ins bayrische Gebirge, in die Schweiz, über den St. Bernhard und St. Gotthardt. Die Vorliebe für die bayrische Hauptstadt ist ihm sein ganzes Leben geblieben; seinen einzigen Sohn hat er nach dem Schutzpatron von München Benno genannt.

Als mein Großvater einige Jahre später seine Familie nach Düsseldorf zurückführte, widmete er sich dort ausschließlich der schriftstellerischen Tätigkeit; er schrieb Reisebücher über Rußland und Amerika, setzte den Thomas a Kempis in Hexameter und gab einen Band Gedichte heraus, unter denen die Reiselieder für uns von besonderem Interesse waren. Zu der Zeit besuchte mein Vater — noch ein Knabe — die Akademie; sein Bruder Andreas, zwölf Jahre älter und schon ein Mann, führte ihn dort ein und übernahm seinen Unterricht, den teilweise auch Schirmer leitete. „Aber die Natur war meine beste Lehrerin," pflegte er zu sagen. Mit Schirm und Malkasten beladen, zog er mit den an Jahren weit überlegenen Akademikern in den Bilkerbusch, in die Wolfsschlucht und das Neandertal, und unternahm sogar schon kleine Studienreisen an den Rhein und an die Ahr. Er fühlte sich bald als Mann, schloß Freundschaften fürs Leben mit Hans Gude, Ludwig Knaus, Albert Flamm und anderen, und machte seine Studienreisen allein oder mit Freunden ins bayrische Gebirge, das ihm von seiner Kindheit her ans Herz gewachsen war, in die Schweiz, nach Tirol und Oberitalien. Er freute sich, daß sein Beruf (das geliebte Malen) ihn früh auf die Wanderschaft führte, er liebte das Wandern, wie sein Vater es geliebt und besungen hatte.

Im Jahre 1848 verlobte er sich mit einer Düsseldorferin, Julie Arnz, deren Vater eine Verlagsanstalt in einem großen Hause (einem ehemaligen Beguinenkloster) in der Ratingerstraße hatte, in dem Maler und Musiker, Schriftsteller und Buchhändler vielfach verkehrten. Dieser in stürmischer Zeit geschlossenen Verlobung folgte die friedlichste und glücklichste Ehe, die nur der Tod getrennt hat.

Im Frühling 1850 unternahm mein Vater mit Albert Flamm, seinem Jugendfreund und späteren Schwager, die erste große Reise nach Unteritalien. — Rom und seine Umgebung, die Campagna und das Albanergebirge, Neapel und sein Golf, Ischia, Capri boten immer neue Anregung und Ausbeute. „Nie," sagte er, „vergesse ich den Eindruck, den ich empfing, als ich zum erstenmal im Hafen von Neapel landete. Kein späteres Bild hat die Erinnerung an diese überwältigende Herrlichkeit erreichen können. Der Himmel, der Strand, das Meer, der Vesuv hatten eine Färbung, die ich nirgendwo anders gesehen! Dieser Eindruck war entscheidend für mein Leben und für meine Kunst."

Oft sprach er mir auch von Genua, das er sehr liebte, „Genova la superba," wie er gern sagte. Die heitersten Erinnerungen aber knüpften sich für ihn und seine Freunde an Venedig. „Wir waren ein richtiges Quartett, und in der Liedertafel prächtig eingeschult; wir sangen unsere Lieder, in den Gondeln fahrend, auf dem Lido und überall, auf dem Markusplatz verursachten wir einmal einen Volksauflauf, man brachte uns förmliche Ovationen." Auch von Nizza und Monte Carlo erzählte er

gern, sie hatten sich, scheint's, dort recht ausgetobt. Doch trotz Jugendübermut und Frohsinn nahm er seine Arbeit sehr ernst. Wir besitzen eine große Anzahl Studien, die in der glühenden italienischen Sonne unter seinem großen, leinenen Malschirm entstanden sind, alle sehr sorgfältig in Ölfarbe ausgeführt; auch viele Mappen und Skizzenbücher wurden mit Zeichnungen gefüllt.

Mein Vater war ein passionierter Raucher. „Die Zigarre angesteckt, und weg ist alle Müdigkeit; dank meiner Zigarre," sagte er, „habe ich manche Studie fertig gemacht, die sonst unvollendet geblieben wäre! Wie oft habe ich durch Staub und Sonnenbrand den Schirm und Malkasten selbst getragen, denn wenn ich abends vorher leichtsinnig und begeistert ins Theater gelaufen war, was einem angehenden Familienvater nicht passieren durfte, so mußte das wieder herausgespart werden!" (Der angehende Ehemann zählte damals 23 Jahre.) „Einmal hatte ich bei Rom in der Sonnenglut so stramm gearbeitet, daß ich beinahe zusammenbrach. Da ich für den Abend ein Billett für das Theater hatte, wo die berühmte Fanny Elsler auftrat, warf ich mich, in meiner Wohnung angekommen, einen Augenblick aufs Bett und schlief sofort ein. Als ich frisch und munter erwachte, stand die Sonne hoch am Himmel — ich hatte gründlich ausgeschlafen, aber zu meinem Kummer hatte die Elsler auch längst ausgetanzt!" —

J. H. Achenbach,
der Vater des Künstlers.
Nach einer bunten Emaillemalerei.

Schmerzliche Erinnerungen knüpften sich an Torbole, wo er und Albert Flamm drei Wochen Bœuf à la mode essen mußten! Das Geld, das aus Deutschland erwartet wurde, war durch ein Versehen der Post wieder zurückgegangen, und man hielt sie als Geiseln fest, bis das Geld kam und sie ihre Zeche bezahlen konnten. Mein Vater machte aber zeitlebens eine Grimasse, wenn er von Bœuf à la mode hörte!

Aus jener Zeit stammt das schöne Porträt von Des Coudres (Louis Des Coudres, Professor in Karlsruhe). „Oswald" im großen, weißen Strohhut mit schwarz-rot-goldenem Halstuch und einer roten Blüte im Knopfloch. Das Bild zeigt eine große Ähnlichkeit mit Andreas' ältestem Sohne Max Alvary, der ja auch in seiner Liebe und Begabung für Musik und Theater so viel Verwandtes mit seinem Oheim hatte.

Sehr gern gedachte mein Vater verschiedener Schweizerreisen, die er in Begleitung eines Düsseldorfer Malers de Leuw unternommen. Sie hatten einen besonderen Sport, schossen die Fische in den Gebirgsbächen oder töteten sie durch Steinwürfe; dann wurden die Fische auf einem Reisigfeuer gebraten. „Sie schmeckten aber herzlich schlecht," sagte er. „Später waren wir klüger, nahmen sie mit ins Gasthaus und gaben sie der freundlichen Wirtin, die sie herrlich zubereitete und sich nachher zu uns setzte. Oft war sie jung und hübsch, dann schmeckte es noch besonders gut!" — Von jeher war es seine größte Freude, sich mit diesen einfachen Leuten zu unterhalten, er lernte auch gleich jeden Dialekt und sprach ihn mit Vorliebe; oft fragten ihn die Leute, ob er denn aus der Gegend sei?

Am 3. Mai 1851 verheirateten sich meine Eltern, die Reisen nach Italien unterblieben aber nicht. Im Jahre 1857 unternahm mein Vater mit seinem lebenslustigen Freunde und Schwager Albert Arnz und zwei anderen Malern, dem Amerikaner Irving und Herrn Jobst Meyer „im Grund" aus Luzern (dem sogenannten Schweizer Meyer), eine Reise nach Rom und Neapel. Italien hatte noch keine Eisenbahnen, und so fuhren sie zu vieren im offenen Vetturino. „Eine herrliche Fahrt! Wir haben uns von Florenz nach Rom durchgesungen," pflegte mein Vater zu sagen. —

In diese Zeit fallen auch verschiedene Reisen nach der Normandie, nach Belgien und Holland in Begleitung meiner Mutter. Im Herbst ging's auch öfters nach Bodendorf a. d. Ahr, wo die Schwiegereltern von Andreas eine Besitzung hatten, an die sich viele heitere Erinnerungen knüpften, bis Mißverständnisse das gute Einvernehmen der Familien für viele Jahre trübten. — Eine besondere Anziehungskraft aber übte Paris aus.

Es geschah vor alten Zeiten,
Daß der Kaiser von Paris
Sich von nahem und von weitem
Viele Bilder schicken hieß.
(Aus der Malkasten-Chronik.)

Im Jahre 1855 war in Paris die große Internationale Industrie- und Kunstausstellung. Andreas und Oswald hatten natürlich ausgestellt und waren mit vielen anderen Düsseldorfer Künstlern und Freunden in Paris anwesend.

Mein Vater betonte stets die eigenartige Schönheit der Kaiserin Eugenie. Der Kaiser und die Kaiserin hatten der Schlußfeier der Ausstellung beigewohnt, der vierzigjährige, schon dekorierte Andreas erhielt die große goldene Medaille, der achtundzwanzigjährige Oswald erwarb sich in Gestalt der mention honorable die Ritterspuren zur Ehrenlegion (1863 ernannte ihn Napoleon III. zum chevalier de la Légion d'honneur).

In der Malkasten-Chronik steht zu lesen:
Andreas Achenbach, der Erste,
Steht darin ganz oben an,
Darum soll er auch die schwerste,
Dickste der Medaillen ha'n!

Oswald Achenbach, aimable
Find' sein Bild ich und très beau,
Gebt mention ihm honorable,
Die Familie kriegt sonst trop!

Die Franzosen liebten die sonnigen, heiteren Bilder meines Vaters. Bis 1870 stand er mit Paris in steter Verbindung, über die Hälfte seiner Bilder gingen an den Kunsthändler Goupil & Co. Napoleon und Prinzeß Matilde kauften persönlich Bilder von ihm, und Graf Nieuwerkerke war ihm besonders gewogen; von diesem, der damals „sénateur surintendant des musées impériaux" war, traf noch im Jahre 1870 eine Einladung in Düsseldorf ein: „de lui faire l'honneur, de venir passer la soirée au Louvre le vendredi 4 Mars et les vendredis suivants". Mit der Kriegserklärung am 18. Juli hörten aber fürs erste alle Beziehungen zu Frankreich auf. —

Am Dreikönigsabend 1863 (wohl aus Anlaß der Ernennung meines Vaters zum ordentlichen Professor für Landschaftsmalerei an der Königlichen Akademie zu Düsseldorf) hatte man im Malkasten unter dem Christbaum das hübsche Lied „Vom kleinen Oswald" gesungen, das sein Kollege, der geistreiche Schlachtenmaler Wilhelm Camphausen, eigens zu diesem Feste gedichtet hatte:

Düsseldorf
Malkasten am Dreikönigsabend 1863

Lied
vom kleinen Oswald
gedichtet von
Prof. Wilhelm Camphausen

Mel.: „Als Noah aus dem Kasten war ..."

Als Oswald in Italien war,
Da trat der Papst einst zu ihm dar,
Er schaut' des Malers Studien fein
Und sprach: „Ich will Dir gnädig sein,
Dieweil Du solch geschicktes Haus,
So bitt' Dir eine Gnade aus."

Da sprach der Oswald: „Lieber Herr,
Die Ölfarb' taugt jetzt gar nichts mehr,
Doch weil danach begierig sind
Viel sündhaft reiche Menschenkind',
So möcht' ich armer kleiner Mann
'ne rechte Sonnenfarb' wohl ha'n!"

Da ging der Papst zum Vatikan
Und fleht den heiligen Lukas an.
Dem sagt er alles so und so,
Der Lukas lächelt still und froh,
Griff dann aus seinem Kästelein
'ne dicke Blas' mit Sonnenschein.

Der Oswald war ein flinker Mann,
Er stach die Blas' gar fröhlich an
Und malt damit zu Gottes Ehr',
Das macht ihm eben kein Beschwer',
Viel Klöster, Paters, fromme Frau'n
Und Pilgrim, Mönchlein weiß und braun.

In der Campagna auf Straß' und Plätzen
Läßt er im Sonnenschein sich letzen,
Und wenn er's gar zu üppig treibt,
Auf der Palett' manch Rest verbleibt,
So knallt er ihn mit Mondenschein
Als Feuerwerk zur Welt hinein.

Doch was der Sache bestes Gut,
Die Blas' ihm nie versiegen tut,
Ob noch so dick sein Auftrag sei,

Christine Achenbach, geb. Zülch, Mutter des Künstlers.
Nach einer Photographie.

Die Heil'gen füllen stets aufs neu';
Und ist Sankt Lukas nicht zu Haus,
So hilft der heil'ge Stanislaus.

Ein frommer Christ daraus ersicht:
Der Maler kann verderben nicht,
Der sich erwirbt mit weiser Kraft
So heil'ger Männer Gönnerschaft,
Und der, wenn ihm die Farbe fehlt,
Stets nur die richt'ge Firma wählt.

Damals lebte Fürst Carl Anton von Hohenzollern in Düsseldorf, er bewohnte mit seiner Familie das Schloß Jägerhof und schuf einen Hof um sich, an den er die Künstler mit Vorliebe heranzog. Meinem Vater war er besonders gewogen, und er verbrachte manche Stunde im Atelier. Aber auch für seine Lehrtätigkeit an der Akademie hatte der Fürst ein lebhaftes Interesse, und „Oswald", wie wir Kinder ihn auch gern nannten, erzählte uns, wie oft er das große Portemonnaie des Fürsten Carl Anton im Interesse junger, strebsamer Künstler zu erleichtern versucht habe, und stets mit Erfolg, es habe dann immer geheißen: „Da muß der Fürst mal wieder der rettende Engel sein." Auch mit dem Malkasten, dessen Ehrenmitglied er war, und der Liedertafel ist der Name des Fürsten Carl Anton eng verknüpft.

Malkasten und Liedertafel.

Die Zeit der Aufführungen im Malkasten und in der Liedertafel war wohl die amüsanteste Zeit im Leben meines Vaters. Theaterstücke schreiben und aufführen war seine größte Freude!

„Ich war fürs Theater geschaffen," erzählte er, „schon als dreijähriger Bub hatte mich Derossi (Direktor des Stadttheaters in Düsseldorf), der mit meinen Eltern befreundet war, auf die Bretter gebracht, und ich kann wohl sagen, daß es ein Erfolg war, denn die Meinigen waren noch lange begeistert davon; mit Flügeln, Pfeil und Bogen habe ich als Amor auf den Stufen der Leiter der Fortuna gestanden. Dieser Leiter der Fortuna verdanke ich sicher das Glück, das mich mein ganzes Leben begünstigt hat, aber diese Leiter hat auch wohl meine Vorliebe und Begeisterung für alles, was Theater ist, verschuldet! Zum Oberregisseur oder Theaterdirektor hätte ich sicher am besten gepaßt, aber so recht aus dem vollen heraus, wie Goethe und Carl August. Wir machten es wie sie, wir schrieben die Stücke, wir spielten sie, (ich gab meistens den Liebhaber), natürlich malten wir auch die Dekorationen, Goethe hat das auch getan."

Ich erinnere mich lebhaft der riesigen Dekorationen, die für den ‚Paulus' gemalt wurden. Meines Bruders größtes Interesse war das bewegliche Pferd, von Emil Hünten gemalt, und von Otto Windscheid (einer im Malkasten sehr populären Persönlichkeit) konstruiert, von dem Saulus, vom Blitz geblendet, herunterfinkt. Sehr unterhaltend war das Probieren des Blitzens, oft trennte sich Saulus aber auch ohne Blitz vom Pferd. Unser alter Hausfreund Salentin (Hubert Salentin, bekannter Genremaler, geb. in Zülpich 1822, gest. in Düsseldorf 1910), der sehr kritisch veranlagt war, kühlte dann abends sein Mütchen an Blitz, Pferd und Paulus und sagte lachend zu meiner Mutter: „Wenn der Windscheid noch so wütend ruft: ‚Piter, jank Blitze!' der Blitz bleibt aus, aber der ‚Paulus' kommt herunter, und wenn ausnahmsweise der Blitz funktioniert, dann versagt die Mechanik vom Pferd, und der ‚Saulus' bleibt oben!" — Lieber, alter, kritischer Freund, wie oft hat uns Dein Humor erheitert!

Diese „Paulus"-Aufführungen sind für uns die schönsten Kindheitserinnerungen. Otto Erdmann als Saulus konnte nicht schöner gedacht werden. Dazu kam noch seine herrliche Stimme!

„Es war im Jahre 61," schrieb mir Eduard von Gebhardt, der genau, wie alle, die mir nahestehen, weiß, daß mich nichts so sehr erfreut, als über meines Vaters Leben zu hören, „damals wiederholte Ihr Vater im Malkasten die zauberhaften Szenen vom ‚Sommernachtstraum'. Ich wirkte als ehrsamer Frosch mit: mit sprühender Lebendigkeit leitete er die Sachen, hier sang er, dort ordnete er an, dort machte er einem etwas vor. Es war ja überhaupt eine interessante Periode in der Geschichte des Malkastens (Ihr Vater war die Seele vom Ganzen), wo die drei Männer: Ihr Vater, Max Heß und Julius Tausch alle möglichen Dinge in Szene setzten: ‚Die drei Blinden' von Hans Sachs mit Mozartscher Musik, Shakespeares ‚Was Ihr wollt', ‚Wallensteins Lager', ‚Paulus', vor allem die ‚Pastoral-Symphonie' wurden in originellster Weise vorgeführt. Die Wandeldekoration zur ‚Pastorale' halte ich mit für das Reizendste, was Ihr Vater gemacht hat, und ich bin überzeugt, die glänzende Technik und famose Sicherheit verdankt er zum Teil diesen dekorativen Arbeiten — — —"

Das Malen dieser Dekorationen, die eigentlich große Bilder waren, machte meinem Vater die größte Freude; sein ganzes Leben und noch in den letzten Jahren träumte und schwärmte er davon, Bilder von ganz großen Dimensionen zu malen, und es war ihm sehr schmerzlich, daß sich weder meine Mutter, die fürchtete, er werde sich dabei zu sehr ermüden, noch seine Kunsthändler, die andere Bedenken hatten, dafür erwärmen konnten. Noch letzthin erzählte mir Herr Max Schulte: wieviel Mühe mein Vater sich gegeben, ihn von der besonderen Schönheit und Zweckmäßigkeit ganz großer Bilder zu überzeugen. —

Über die musikalischen Aufführungen im Malkasten, von denen mir Eduard von Gebhardt in seinem Briefe erzählt, hat ein Schüler meines Vaters, Albert Lüdeke, einen hübschen Aufsatz in der Düsseldorfer Zeitung gebracht, dem ich folgendes entnehme: „Die-

Abendfest vor dem Jägerhof in Düsseldorf vom Jahre 1858. (Rechts unter dem Kreuzchen Oswald Achenbachs Geburtshaus.)
Gemälde von Max Heß und Oswald Achenbach im Besitz des Fürsten Carl Anton von Hohenzollern auf Schloß Sigmaringen.

jenige Korporation, für die Oswald Achenbach seinerzeit in vorerwähnter Weise sich betätigte, war der Düsseldorfer Künstlerverein ‚Malkasten'. Billig erscheint es hier, vorweg zweier Männer zu gedenken, die Meister Oswald bei seinen Bühnendarstellungen wesentlich unterstützten. Es waren dies der von München aus früh nach Düsseldorf übergesiedelte Maler Max Heß und der damals an der Spitze jeder Musikbetätigung stehende Königliche Musikdirektor und hochbegabte geniale Komponist Professor Julius Tausch. Der bei weitem Genialste bei diesen Unternehmungen war aber Oswald Achenbach selbst, auch in musikalischer Beziehung.

Im Jahre 1850 wurde auf der kleinen Malkasten-Bühne die Burleske „Pannemanns Traum" aufgeführt:

„Pannemanns Traum",
ein Opernragout
von Oswald Achenbach

mit ihm selber in der Rolle als Pannemann.

Im April 1856 gelangten „Eulenspiegel" und „Die drei Blinden" von Hans Sachs zur Aufführung:

„Eulenspiegel" und „Die drei Blinden",
unter Benutzung Mozartscher Opern
in Musik gesetzt
von Oswald Achenbach.

Am 31. Januar 1861 (als Aufführung):

„Die Pastoralsymphonie"
von Ludwig van Beethoven,

mit begleitender landschaftlicher und pantomimischer Darstellung, letztere erfunden und in Szene gesetzt von Oswald Achenbach.

Die Dekorationen gemalt von Oswald Achenbach. Die Symphonie dirigiert von Julius Tausch.

Am 2. April 1870 im Geißlerschen Saal:

„Paulus",
dramatische Darstellung unter freier Benutzung des Oratoriums
von Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Erfunden und in Szene gesetzt von Oswald Achenbach. Regie: Oswald Achenbach. Dirigiert von Julius Tausch.

Die drei zuerst namhaft gemachten Aufführungen wurden vollständig opernartig (ohne gesprochenen Dialog) von musikalischen Malern, teilweise Verwandten von Meister Oswald und etlichen Schülern von ihm, zur Aufführung gebracht und ragten entschieden weit über das Niveau der üblichen Dilettantenaufführungen hinaus. Oswald Achenbach selber war eben nicht bloß ein vorzüglicher Schauspieler, sondern vor allen Dingen ein großartiger Regisseur, der mit einer unbeschreiblichen Lebendigkeit und Agilität seinen Darstellern ihre Rollen in jeder Hinsicht, in

Farbskizze zu dem Gemälde „Gespensterschiff" im Besitz des Herrn Benno von Achenbach.

Das Gespensterschiff. Gemälde im Besitz des Herrn Geh. Kommerzienrats M. Leiffmann in Düsseldorf.

jedem Gestus, in jeder kleinsten Bewegung zu charakterisieren und vorzudemonstrieren verstand. — Mit Entzücken denke ich noch heute an jene Regieführung.

Dieses Unternehmen Meister Oswalds hatte beiläufig unter den Musikern viel Staub aufgewirbelt, ja stellenweise Stürme der Entrüstung entfesselt. Man sagte, es hieße die Grenzen der verschiedenen Künste verwischen usw. Der damalige Musikreferent und Kritiker der Kölnischen Zeitung, Bischof, hatte, als er nur erst davon erfahren, ohne noch etwas davon gesehen zu haben, einen geharnischten Artikel in obigem Sinne geschrieben. Nachdem er jedoch die nächste Aufführung besucht hatte und ihr mit vielem Interesse gefolgt war, brachte er ein sehr ausführliches Referat darüber und schrieb zum Schluß: ‚Man mag sagen, was man wolle, schön war's doch!'

—— Ein endloses Disputieren gab es im Herbst 1888 zwischen meinem Vater und Joachim (dem Geigerkönig) über die Aufführung des Paulus. Wir waren damals in Marienbad, und meine Mutter, Ludwig Passini, mit dem wir dort täglich zusammen waren, und ich hatten unser größtes Vergnügen, wenn die beiden, nachdem sie sich kaum begrüßt, gleich wieder im allererbittertsten Kampfe über den Paulus lagen. Der geistvolle Baron Ferdinand von Liliencron (in Florenz) hingegen konnte meinem Vater vollständig in seinen Anschauungen folgen. Er war ein großer Verehrer seiner Bilder und sagte mir: „Ihr Vater ist der Schubert der Malerei."

Was Rubinstein anbelangt, so zitiere ich hier Lüdeke: „— Rubinstein war in den siebziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts auf einem der großen niederrheinischen Musikfeste, bei welchem sein Oratorium ‚Der Turmbau zu Babel' zur Aufführung gelangte, als Dirigent tätig. Aus diesem Anlaß hatte ich Gelegenheit, den hochbedeutenden Mann kennen zu lernen und in jenen Tagen viel mit ihm zusammen zu sein. So machte es sich zufällig, daß auf Oswald Achenbachs Paulus-Aufführungen die Rede kam und ich ihm manches davon erzählen konnte. Rubinstein griff die Sache mit wahrhaft feuriger Anteilnahme auf und sagte: ‚Das ist ja meine Idee der ‚Geistlichen Oper', mit der ich mich seit Jahren schon trage.' (Er hatte dabei, beiläufig, an den Stoff des Paulus nicht gedacht.) Nun sprach er sich dahin aus, daß ich ihn außerordentlich verbinden würde, wenn ich ihm Gelegenheit verschaffen wolle, Oswald Achenbach kennen zu lernen, damit er sich mit ihm selber über die Sache unterhalten und sicher dankenswerte Winke für seine eigenen Ideen erhalten könne. Ich erwiderte, daß ich ihm die obige Gelegenheit sehr bald verschaffen zu können hoffte. Ich würde ihm nach Rücksprache mit Meister Oswald Achenbach Bescheid sagen, wann etwa wir diesen in seinem Atelier sicher antreffen könnten. Freudig begab ich mich noch selbigen Tages

zu meinem gleich einem älteren Bruder geliebten Freund und Meister, hatte dort indes eine herbe Enttäuschung zu erleben. Denn dieser war nichts weniger als erfreut über den angekündigten Besuch. Es war ihm in seiner innerlichst wahren und echten Bescheidenheit (die ich als ein ihm freundschaftlich Nahestehender allerdings besser hätte kennen sollen) im höchsten Grade penibel, sich mit einem in seinem Fache so hochstehenden Mann wie Rubinstein über eine Sache zu unterhalten, die, wie er, Oswald, meinte, innerhalb jenes Faches von ihm ja doch als ein ‚Gelegenheitsversuch' unternommen worden sei, und die er nun vor dem großen Musiker als etwas Besonderes, ja wohl gar ‚Epochemachendes' aufgebauscht sehen müßte. Ich war außer mir, ganz niedergedonnert, suchte mich bittend zu rechtfertigen und erreichte schließlich, daß ich am nächsten Tage mit Rubinstein kommen durfte. — Und nun lernte Oswald in diesem einen so hinreißend interessanten, geistvollen und vielseitigen Menschen kennen, daß er mir später doch noch dankbar war und seine helle Freude über den Besuch aussprach. Rubinstein aber meinte, er habe in dieser Stunde einen durchaus neuen Antrieb, neue Aufmunterung für seine Idee der ‚Geistlichen Oper' erfahren — — —"

Man kann wohl sagen, daß diese Aufführungen eine der liebsten Erinnerungen meines Vaters waren. Wie oft haben wir, besonders in den letzten Jahren, ihrer gedacht! Immer fiel dann auch der Name Max Heß.

Der größte Wunsch meines Vaters wäre gewesen, Max Heß' und Julius Tausch einen Namen unter den Unsterblichen zu sichern. Er hoffte Tausch dazu treiben zu können, eine Oper zu komponieren, die ihn mit einem Schlage in der musikalischen Welt berühmt gemacht hätte. Eduard von Gebhardt schrieb mir darüber: „Die schönste Idee, die Ihr Vater gehabt hat, ist leider nicht zur Tat geworden, seine Schuld war es nicht: er hatte die Absicht, den guten Tausch aus seiner Tatenlosigkeit heraus zu reißen. Er sammelte von allen Malkastenmitgliedern Skizzen ein, die sollten verlost werden, und der Erlös sollte das Honorar werden für eine Oper, die der Malkasten dem Tausch bestellte, so daß sie von Malkastenmitgliedern aufgeführt werden könnte. Zur Verlosung kam es der ungünstigen Zeitverhältnisse wegen nicht. Tausch bekam die Skizzen, aber der Malkasten bekam keine Oper —"

Max Heß stand meinem Vater sehr nahe. Mein Vater liebte ihn wie einen Bruder und hätte gern alles getan, um seine herrlichen Gaben zu einem ernsten Wollen und Streben zu führen so daß er den berühmten Namen Heß würdig vertreten hätte: „Er war ein Sonntagskind, ein Sonnenkind, aber auch unser Sorgenkind," pflegte er zu sagen, wenn er mit mir von Heß sprach. „Die Musen hatten ihn mit Gaben überschüttet, aber es war zu viel, zu mannigfaltig, dem war sein Schaffenstrieb, seine Energie, wohl auch sein Körper nicht gewachsen, und er starb ja so früh — — —"

Ich lasse meinen Vater weiter erzählen, denn es ist mir, als höre ich ihn sprechen.

„Ich war überzeugt, daß eine große, schöne Aufgabe, die Heß begeistern würde, ihm seinen Dilettantismus, den er in allen Gebieten beinah bis zur künstlerischen Vollendung trieb, verleiden würde. Aber woher diesen großen Auftrag nehmen, der ihn fesseln und begeistern würde?

Der Fürst von Hohenzollern mußte wieder Rat schaffen.

Damals hatte sich Prinzeß Stephanie, die ältere Schwester der Gräfin von Flandern (die durch ihre Liebenswürdigkeit und Anmut in Düsseldorf berühmten Töchter des Fürsten Carl Anton) mit Pedro V. von Portugal verlobt.

Die große Feier vor dem Jägerhof, die bengalische Beleuchtung in den Anlagen des Hofgartens, das illuminierte Schloß, die hellen Toiletten der Damen, die strahlenden Zivil- und Militäruniformen, die Sterne und Ordensbänder gaben im Zusammenklang ein Bild von zauberischer Pracht, das wohl würdig war, von der Hand eines Meisters für die Nachwelt festgehalten zu werden. Ich sagte dies dem Fürsten, der sich gleich dafür begeisterte und mich bat, ihm dieses Bild zu malen. — Ich erklärte, ich wolle die Sache überlegen, da ich dem liebenswürdigen Herrn den Wunsch nicht rundweg abschlagen wollte — auch lag mir ja anderes am Herzen, wie eine Erleuchtung war es über mich gekommen: ‚Das ist der Auftrag für Heß!' Ich suchte Heß, fand ihn bald, nahm ihn unter den Arm und besprach die Sache mit ihm. Er war von der herrlichen Nacht so begeistert wie ich. — Am andern Morgen ging ich zum Fürsten, und wie immer einigten wir uns in kürzester Zeit. Der Fürst beauftragte Heß, ihm das Bild zu malen. Mit Feuereifer ging dieser an seine Aufgabe, und bald war die Untermalung, die uns alle entzückte, fertig; Heß begann die Details in geistreicher Weise auszuführen. Aber es kam doch anders," schloß mein Vater, „trotzdem das Bild, kulant — wie Fürst Carl Anton immer handelte — schon längst in seinen Besitz übergegangen war, konnte Heß sich nicht entschließen, es fertig zu machen. Als er starb, stand das Bild in seinem Atelier. Ich habe es dann später vollendet und dem Fürsten zu Weihnachten geschickt. Es war mir eine große Genugtuung, die Sache zu einem wenigstens für den Fürsten befriedigenden Ende zu führen. Mein armer Heß würde es ja doch schließlich fertig gemacht haben, wenn er am Leben geblieben wäre!"

Wie sehr Fürst Carl Anton über die Fertigstellung seines Heßschen Bildes durch meinen Vater und dessen Zustellung am Christabend erfreut war, ersah ich aus sei-

Bittgang durch den Lärchenwald (Graubünden). Gemälde von Oswald Achenbach.
Im Besitz des Herrn Professors Georges Oeder in Düsseldorf.

Der Golf von Neapel. Gemälde.

nem Dankesbriefe, den ich später unter anderen Dokumenten fand:

Sigmaringen, den 28. Dezember 1872.

„Es war die schönste Weihnachtsüberraschung, welche mir durch Übersendung des von Maler Heß begonnenen — und von Ihnen vollendeten — Bildes, das unvergeßliche Abendfest von 1858 in Düsseldorf darstellend, zuteil geworden. Neben dem Akte hoher Pietät einem verstorbenen strebsamen Freunde gegenüber, haben Sie es verstanden, mich und mein ganzes Haus in einem hohen Grade zu erfreuen.

Das Gemälde selber bleibt für uns ein historisches Denkmal und eine liebe Erinnerung an vergangene schöne Zeiten und gewinnt noch dadurch einen ungemein hohen Wert, daß Ihre künstlerische Hand dasselbe der langersehnten Vollendung entgegengebracht hat — — —"

Auch mit dem damaligen Erbprinzen, dem späteren Fürsten Leopold und seiner schönen Gemahlin, der Schwester Pedros V., standen meine Eltern in lebhaftesten Beziehungen. Sie interessierten sich in derselben fördernden Weise wie Fürst Carl Anton für Malkasten und Liedertafel, aber die Zeiten änderten sich, und der „Paulus" blieb der Schlußakt der „epochemachenden" Aufführungen.

Das Interesse an der Liedertafel verschwand mehr und mehr aus dem Leben meines Vaters, aber dem Malkasten blieb er bis zum Tode getreu. Er war einer seiner Begründer und hat dort viele heitere Stunden unter seinen Freunden verbracht.

Im Atelier.

Das Atelier war meines Vaters liebster Aufenthalt, das Malen seine größte Freude, sein Lebensnerv! Nie ging er schlafen, ohne seinem Bilde „Gute Nacht" gesagt zu haben, nie zum Frühstück, ehe er im Atelier war! Er hatte sich das Haus in der Goldsteinstraße selbst gebaut, und zwar ganz nach seinen Ideen und Sympathien. Das große Atelier auf der ersten Etage, als Festraum gedacht, hatte einen kleinen, ganz hell gehaltenen Salon, der eigentlich nur ein Empfangszimmer war, vor sich; das Boudoir meiner Mutter lang dahinter, dieses hieß: das antike Zimmer. Es wirkte tief dunkel, die Möbel und Schränke waren alteichen, die Sessel und Stühle mit tiefviolettem Sammet bezogen, an den mit einer goldbraunen Ledertapete bespannten Wänden hingen dämmrig wirkende Bilder. Als eine Ecke zu hell wirkte, malte mein Vater das nach seiner Ansicht dahin gehörige Bild selbst; ein Zimmer-Interieur: eine Lampe mit grünem Schirm steht auf dem runden Tische, um den sich die Familie versammelt hat, das einzig Hervortretende sind die beleuch-

teten Gesichter und der runde Lichtkreis, den die Lampe an die Decke wirft; merkwürdigerweise erinnert das Bild aber in nichts an die alten Holländer. Es ist in meinem Besitz und erregt stets großes Interesse. Mein Vater verbrachte manche Stunde im antiken Zimmer, denn dort standen die großen Schränke, in denen die Mappen und Zeichnungen lagen, und in denen auch ein Teil seiner Skizzen und Studien aufbewahrt wurde.

Auch im Atelier befanden sich kostbare Schränke und Teppiche, und die tiefrote, sammetartige, aber nicht sehr dunkle Tapete war mit schöngerahmten Bildern bedeckt. Die Decke des Ateliers war weiß und mit reicher Goldverzierung, sie bildete in der Mitte ein Oval, in dem ein heiterer, blauer Himmel lachte, unterbrochen von leichten Wölkchen, Schmetterlingen und Blumengirlanden; von letzteren schienen vier, gleich Ketten, hinunter zu hängen und den Kronleuchter zu tragen. Die Deckenfreske hatte mein Vater seinerzeit selbst gemalt. Im Vordergrund gab das Oberlicht der Balkontür die beste Beleuchtung, das Atelier lag nach Norden, die Tiefe des Raumes war dunkel gehalten, die Fenster waren verhangen.

Das Balkonfenster und der Balkon übten stets die größte Anziehung auf meinen Vater; besonders im Sommer trat er, mit der Palette in der Hand, jeden Augenblick hinaus, kontrollierte Wolken und Hofgarten und ließ sich von den von der Heide heimkehrenden Regimentern ein Lieblingsstück blasen. Noch kurz vor seinem Tode beklagte er sich bitter bei der liebenswürdigen Frau von Engelbrecht aus Bonn, daß man ihm das Balkonfenster verhangen habe, denn nun könne er die eleganten Damen in den vorliegenden Anlagen nicht mehr spazierengehen sehen, von deren Grün sich die schönen Toiletten so wirkungsvoll abhöben, „ein hübsches Bild, an dem er sich gern erfreut hätte." Das war „so echt Oswald", denn diese Vorhänge hatte meine Mutter auf seinen besonderen Wunsch anbringen lassen, und wenn jemand sagte, es sei doch schade, daß durch sie der hübsche Ausblick gehindert sei, antwortete er mit einem komischen Seufzer: „Diese Gardinen sind für mich die Stricke, mit denen sich Odysseus an den Mast binden ließ, um den Sirenen nicht zu verfallen. Muß ich ein Bild fertig machen, was mir sehr sauer wird, so war ich stets in Versuchung, ihm den Rücken zu kehren und mich am hübschen Anblick, den mir mein Balkonfenster bietet, zu erfreuen, und auf diese Weise würde das Bild kaum fertig geworden sein." Er wurde nämlich ganz melancholisch, wenn er ein Bild ausführen sollte, und machte es auch nur unter der Bedingung fertig, daß meine Mutter ihm dabei vorlas; nach ihrem Tode hat er kein Bild mehr in seiner früheren Weise ausgeführt, er hatte es immer nur ihr zuliebe getan! „Ich skizziere es fertig —" sagte er in späteren Jahren pfiffig lächelnd.

Natürlich war ein zweites Atelier vorhanden — hoch oben in der dritten Etage war der ursprünglich als Atelier gedachte Raum — aber da meine Mutter schon im Jahre 64, als das Haus in der Goldsteinstraße gebaut wurde, viel kränkelte, so hatte mein Vater sich gleich auf der ersten Etage installiert, um näher bei ihr zu sein. In das obere Atelier wurde er aber jedesmal verbannt, wenn große Feste in Aussicht standen und die Vorbereitungen begannen. Diese großen Feste waren seine größte Freude; besonders wenn er sie in Kostümen arrangieren konnte, war er unermüdlich im Erfinden von bedeutungsvollen Masken, Scherzen und drolligen Situationen; trotz des dritten Stockwerkes war er dann jeden Augenblick unten, um das Ausschmücken der Festräume zu kontrollieren.

In seinem Atelier ging's natürlich stets aus und ein, vom jüngsten Leutnant bis zum höchsten Potentaten kamen ihm alle recht, nur durften nicht

Studie. Im Besitz von Fräulein Caecilie Achenbach.

gerade Kopf, Herz und Hände zu tief in einer Untermalung stecken! Lernte er jemand kennen, der ihm gefiel, so sagte er ihm: „Besuchen Sie mich doch!“ Aus solchen Atelierbesuchen entspann sich manchmal eine Freundschaft fürs Leben. Sein Atelier auswärts zu haben, wäre meinem Vater unmöglich gewesen, denn wie oft sprang er, selbst in den letzten Jahren noch, vom Teetisch auf, um „eben“ etwas an einem Bilde zu ändern. Oft fragte ich ihn: „Kannst Du das nicht morgen machen? Du könntest es Dir ja notieren, ich schenke Dir ein Notizbuch!“ — „Ach was,“ sagte er dann, „so schnell hab' ich es auch gemacht,“ und hinauf war er, ich hinterdrein, und waren gerade Freunde zum Tee, so folgten diese mit meiner Mutter und fanden ihn, einen Farbenklecks hinsetzend oder einen wegwischend, den er kurz vor dem Tee noch rasch aufgesetzt hatte.

Aquarellstudie aus Beules (1859).
Im Besitz von Fräulein Caecilie Achenbach.

Unsere Freunde kannten jedes Bild, jede Aufzeichnung, und dem Entstehen der Bilder zuzusehen, war die größte Freude aller. Mein Vater ließ sich beim Malen gar nicht stören; kam ein neuer Gast, so streckte er ihm den reinsten Finger entgegen oder auch nur den Ellbogen, denn seine Hände waren gewöhnlich ganz unter Farbe. Auch die Skizzenbücher fanden ihre Freunde, für einige waren sie sogar die Hauptsache, so auch für die Kaiserin Friedrich, die öfters unangemeldet kam und dann zuerst danach verlangte. Die Skizzenbücher lagen im Atelier auf dem kleinen Tischchen, das neben seinem Sessel stand. Dort nahm er sie oft zur Hand, dort las er auch und nahm sein zweites Frühstück — von dort betrachtete er sein Bild in Ruhe aus der richtigen Entfernung. Diese Entfernung legte er oft hunderte Male am Tage zurück! Einmal hatte er sich seinen Karlsbader Pedometer im Atelier angezogen und behauptete, als er am Abend spazieren gehen sollte: es sei nicht nötig, er sei schon weiter als zum Grafenberg (der größten Anhöhe bei Düsseldorf) gegangen.

Gewöhnlich standen drei Bilder auf drei Staffeleien im Atelier. Auf der mittleren Staffelei stand das Bild, das die letzte Ausführung erhalten sollte; aber nachdem er ihm seinen Ehrenplatz eingeräumt, umging er es meistens in weitem Bogen! —

Geschäfte wurden im Atelier kaum erledigt, da mein Vater selten Privataufträge annahm.

Die Inhaber der Firma Eduard Schulte, die Herren Hermann und Max Schulte, kamen freilich sehr häufig unangemeldet ins Atelier. Wenn sie nicht gerade den Wunsch aussprachen, daß ein Bild doch etwas mehr ausgeführt sein möchte oder daß ein zu einem bestimmten Termin versprochenes Bild fertig gestellt werden sollte, freute er sich stets über ihren Besuch. Manchmal hatte er dann allerdings ein böses Gewissen: wenn er sie auf der Treppe hörte, so stellte er eigenhändig das betreffende Bild schleunigst auf die Staffelei. Herr Max Schulte erzählte mir, daß mein Vater einmal, als er auch wirklich ankam, um an das Versprechen zu erinnern, daß ein Bild (ein Geburtstagsgeschenk) notwendig fertig gemacht werden müsse, ihm gesagt habe: „Ja, sehen Sie, da steht das Bild auf der Staffelei, Sie denken wohl, ich habe nicht daran gemalt, aber sehen Sie mal da, da, da, da und da,“ dabei habe er mit allen fünf Fingern an verschiedenen Stellen in das nasse Bild hineingetupft und Herrn Schulte dann lachend diese Hand entgegengestreckt.

Anlaß zu Ärger boten die angeblichen „Oswald Achenbachs", die nur zu oft ins Atelier gebracht wurden. Ein Bild (Motiv vom Goldenen Horn) wurde meinem Vater kurz vor seinem Tode als „echter Oswald" vorgestellt, und er wurde gebeten, seinen vollen Namen darunter zu setzen, denn es war nur mit einem kunstvoll verschlungenen O. A. gezeichnet. Großes Entsetzen, als mein Vater erklärte, das Goldene Horn sei nicht von ihm. Mein Vater aber sagte mir: „Das ist ja, als wenn man ein Kamel und einen Kakadu vergleichen wollte, und was würde der gute Prokesch wohl sagen, wenn er noch lebte und erführe, ich male Bilder vom Goldenen Horn, wohin er mich so oft vergeblich eingeladen!" —

Seine Gutmütigkeit, die niemand gern etwas abschlug, machte sich auch im Atelier bemerkbar. So änderte er meiner Mutter zuliebe die Farbe eines Kopftuches oder verkleinerte die Augen einer Römerin; es machte ihm nämlich besonderen Spaß, die Augen der Römerinnen recht groß und schwarz zu machen, wobei er dann lachend sagte: „Das Bild muß schnell aus dem Haus! Es wäre zu schade um die schönen schwarzen Augen!" — Dabei fällt mir eine Geschichte ein, die der verstorbene schwedische Konsul und Maler Victor Helander dem Grafen von Rosen erzählte, von dem ich sie habe. Helander und ein Freund kamen ins Atelier. Auf der Staffelei stand ein Bild aus den Volskerbergen: links auf einer Höhe ein Kloster, im Vordergrund auf dem holprigen, steilen Wege ein mit leeren Körben behangener Esel, den ein Mönch antreibt. Die Herren trafen meinen Vater in der schlechtesten Stimmung, und auf die freundliche Anfrage: „Wie geht's, Herr Professor?" antwortete er: „Schlecht, miserabel! Sehen Sie sich diesen Esel an! Er war gestern schwarz und gefiel mir nicht übel. Da kommt nun heute mein Freund Salentin, und der Unglücksmensch persuadiert mich, den Esel weiß zu machen — — — und jetzt muß ich Esel dem Esel zuliebe das ganze Bild umstimmen."

— Mein Vater verspottete sich gern selbst, unsere Freunde kannten seine Art, aber Fernerstehende waren doch oft im Zweifel, über wen er sich eigentlich lustig machte.

Lehrtätigkeit.

Schon Anfang der fünfziger Jahre hatte mein Vater eine ganze Anzahl Schüler, und als er im Jahre 1863 seine Lehrtätigkeit an der Königlichen Akademie der Künste in Düsseldorf übernahm, widmete er sich ihr mit vielem Eifer. An dem Streben der Jugend teilzunehmen, war ja stets sein größter Genuß. Er war der jüngste unter den Jungen, voll überschäumender Lebenslust.

Sein Interesse für das eigene Schaffen trat dadurch sogar zeitweise so sehr in den Hintergrund, daß die von ihm übernommenen Aufträge darunter litten. Goupil (Paris), Schouten (Amsterdam), Eduard Schulte (Düsseldorf), Lepke (Berlin) und die vielen Gönner und Freunde aus Amerika jammerten, ihre längst versprochenen Bilder nicht erhalten zu können. Dazu kamen die Bilder, die für die großen Ausstellungen zu ganz bestimmten Terminen fertiggestellt werden mußten, und das waren nicht nur seine eigenen Bilder, sondern auch die Bilder seiner Schüler.

„Meine Schüler haben mir alle viele Freude gemacht," pflegte er zu sagen, „weniger ehrgeizige Eltern, die oft mit ihren ganz talentlosen Söhnen ankamen, und die man nicht von der Torheit ihrer Pläne überzeugen konnte. Einer sagte mir sogar, als ich nach Einsicht der mitgebrachten Zeichnungen dringend vom Besuche der Akademie abriet, begütigend: ‚Sie müssen immer bedenken, Herr Professor, daß mein Sohn doch nicht so hohe Preise fordern würde, wie Sie!' Solchen Leuten verständlich machen zu wollen, was ein Künstler von Gottes Gnaden ist," meinte mein Vater lachend, „das ist verlorene Liebesmüh'!"

Seine Schüler behaupteten, er sei ein zu vorzüglicher Lehrer gewesen. Er selbst erzählte mir, daß er den jungen Leuten, wenn sie mit einem höchst mangelhaften Bilde recht zufrieden gewesen seien, wohl gesagt habe: „Nun denken Sie mal, Ihr Feind hätte das Bild gemalt!" Wenn sich dieser nun sein Bild eine Zeitlang schweigend betrachtet habe, sei ihm doch oft die Erkenntnis gekommen: es gefiele ihm selbst nicht mehr so recht!

Eines Morgens kam ein guter Freund zu mir und bat mich, doch nach unserem täglichen Spaziergang mit meinem Vater einen Augenblick in sein Atelier kommen zu wollen, er quäle sich so sehr an einem Bilde, und je mehr er daran arbeite, desto weniger gefiele es ihm. Wir gingen hin, und mein Vater rief gleich: „Aber wie kannst Du denn so wüschte Weiber malen! Wenn das junge Mädchen sein sollen, und das sollen doch junge Mädchen sein, so müssen sie schlank sein, kleine Köpfchen und feine Hälschen haben; die in der Ecke da, die kann schließlich eine Alte bleiben, aber sie hat trotzdem zu kurze Beine." Dann lobte mein Vater die Stimmung des Bildes, aber auf einmal hieß es: „Ich weiß nicht, aber ich mag den Kirchturm nicht." — „Ich finde ihn sogar scheußlich," sagte unser Freund halb lachend, halb wütend, „müßte ich das Bild nicht Ende der Woche abliefern, so hätte ich schon lange mit dem Fuß hindurch getreten." — „Ach was," sagte mein Vater, „hier helfen halbe Maßregeln, wir lassen ein paar Fahnen um den Kirchturm wehen, und über die häßlichen Balustern hängen wir einen schönen großen Teppich, und die Mädchen — — da sieh mal her — —", und schnell hatte er die Spachtel zur Hand und schwipp, schwapp, schwupp bekam jedes Mädel provisorisch von derselben Farbe eine Bordüre an den Rock und wurde dadurch nun gleich um „einen Kopf" größer, und vom Kirchturm

Die Engelsburg. Gemälde von Oswald Achenbach.
Im Besitz des Herrn Geh. Kommerzienrates Georg Fromberg in Berlin.

Motiv aus dem Park der Villa Borghese. Gemälde der Städtischen Gemäldegalerie in Düsseldorf.

wehten bald ein paar lange Fahnen und verdeckten gnädig die Mängel der Architektur. Unser Freund war strahlend! Aber Oswald sagte ihm lachend zum Abschied: „Freund, laß Dich beraten, ob Mädel, ob Kirchturm, nimm Dir nie ein häßliches Modell."

Folgendes erzählte mir ein lieber Freund, der auch in seiner Jugend unter meines Vaters Leitung an der Akademie in Düsseldorf studierte: „Wir holten Ihren Vater stets, wenn ein Bild fertig war und zur Ausstellung sollte. Immer kam er gern und freundlich, aber beim Anblick des Bildes kniff er dann oft das eine Auge zu, machte ein eigentümliches Gesicht, setzte sich und steckte sich umständlich eine Zigarre an, sprach und erzählte, anscheinend ohne Interesse für das Bild. Auf einmal sprang er auf, griff nach meiner Palette, öfters auch nur nach einer Tüte Zinnober, Kadmium oder Kremserweiß und setzte mit der Spachtel oder dem Daumen einen leuchtenden Klecks ins Bild hinein. Dann atmete er erleichtert auf. ‚Ja, das fehlte,' sagte er, und wir sahen mit Staunen, das vordem leblose Bild war erwacht, da schien ja auf einmal die Sonne!!! Aber wenn wir dann versuchten, aus dem Kremserweiß ein Kopftuch oder aus dem Kadmium ein sonnenbeleuchtetes Fenster zu malen, wie er geraten, dann war der Sonnenschein wieder verschwunden und wir suchten zu ergründen, wie es kam, daß in seinen Bildern die Wirkung blieb, wenn sie auch noch so fein ausgeführt waren."

Zwischen meinem Vater und seinen Schülern bestanden die freundschaftlichsten Beziehungen. Mit vielen blieb er sein ganzes Leben in regem Verkehr, waren aber die Beziehungen jahrelang unterbrochen, so brachte oft ein unverhofftes Wiedersehen doppelte Freude. Ich erinnere mich noch stets mit Vergnügen, wie in Wildungen unter Donner und Blitz, enggedrängt unter dem schmalen Dache des Kurbrunnens, einige mit einem ebenfalls bedrängten Nachbar ausgetauschte Worte ein solches Wiedersehen herbeiführten.

Der Betreffende war Graf August Pourtalès aus Genf, ein Schüler aus den sechziger Jahren. Das war eine Freude, ein Fragen und Schwatzen; wir waren dann täglich zusammen; Graf Pourtalès erzählte mir begeistert, wie die Schüler meinen Vater geliebt und verehrt hätten, und hin und her flogen die Erinnerungen aus alter Zeit.

Ein paar Jahre später (schon nach meines Vaters Tode) traf ich einen anderen Schüler, der mir folgendes erzählte: „Ja," sagte er mir, „ich male Waldbilder, aber Ihr seliger Herr Papa mochte gar keine Waldbilder leiden. ‚So eine Waldlandschaft,' sagte er, ‚ist wie ein Diner mit einem ganz verunglückten Menü.

Bäume! Bäume! Bäume!
Braten! Braten! Braten!

Da sehen Sie sich mal so ein gutes Menü an! Wie die Franzosen das verstehen! Was man da alles essen kann! Immer kommt eine Abwechslung, das heiße Gebratene, das Kalte, das Sauere, das Süße, von einem freut man sich zum andern!'" —

Ich muß hinzufügen, daß es sich hier wohl nur um eine „besondere Art Waldbilder" handeln kann, denn mein Vater hat verschiedentlich selbst Waldbilder gemalt, aus der Schweiz und vom Rhein, z. B. ein Bittgang durch den Lärchenwald von Graubünden (im Besitz von Professor Oeder in Düsseldorf) und ein deutsches Waldbild, in welchem ein Quartett singt (wie er behauptete: „Wer hat dich, du schöner Wald!"), die er mit zu seinen besten zählte.

Alles, was mein Vater mir von seiner Lehrtätigkeit und seinen Schülern erzählte, ist eng verbunden mit den theatralischen Aufführungen, die er im Verein mit Julius Tausch und Max Heß im Malkasten und in der Liedertafel arrangierte. Seine Schüler waren ja seine Sänger und Schauspieler, das Malen der Dekorationen brachte Meister und Schüler in heiterste und zwangloseste Beziehungen. Abends vereinigte eine Mai-, Pfirsich- oder Erdbeerbowle und ein solides Abendessen in meinem Elternhause Lehrer, Schüler und alle, die bei den Aufführungen beteiligt waren oder ihnen Interesse entgegenbrachten. Dann wurde scharf disputiert, oft auch noch Musik gemacht. Otto Erdmann mußte meinem Vater immer wieder sein Lieblingslied, die Ballade von Löwe: „Herr Heinrich saß am Vogelherd" vorsingen. Schließlich intonierte Albert Flamm eine Polonaise oder einen Walzer und alles, was jung und rüstig war, drehte sich im Reigen.

Aber auch später, als mein Vater nicht mehr an der Akademie tätig war und auch keine Privatschüler mehr hatte, blieb er seinen früheren Schülern ein Freund und Berater, und im geselligen Verkehr fehlten sie niemals. Der Umgang mit Künstlern war ihm der liebste. Mit besonderem Vergnügen zog er noch in den letzten Jahren junge Künstler in sein Haus und seinen geselligen Kreis. Der Erfolg der Jugend, ihr Schaffen und Streben begeisterten ihn bis zu seinem Tode.

Im Frühjahr 1871 nahm er einen großen Urlaub. Er wollte bis zum Winter nach Rom und Neapel. Nach seiner Rückkehr aus Italien legte mein Vater sein Amt als Lehrer an der Akademie nieder. Es war ihm klar geworden, daß öfterer und längerer Aufenthalt in der ewigen Stadt und am Strand von Neapel zu seinen Lebensbedingungen gehörte, aus diesem Grunde lehnte er auch später eine Berufung nach Berlin ab.

Folgender Brief des Direktors der Kunstakademie in Cassel, Professor Ludwig Kolitz, an eine meiner Schwestern, gibt interessante Details aus der Zeit seiner Lehrtätigkeit.

„Cassel.

Sehr verehrte Frau von Borries! — Sie

Isola bella. Farbenstudie im Besitz des Herrn Hugo Ungewitter in Berlin.

wünschen, verehrte Frau, daß ich über die Tätigkeit Ihres Vaters, des Professors Oswald Achenbach, als Lehrer berichten soll, ich will es versuchen mit dem Gefühl größter Dankbarkeit und Verehrung gegen den Mann, der meine Jugend zu wahrer Kunstanschauung geleitet hat und mich seiner Freundschaft würdigte. Seitdem ich sein Schüler war, habe ich keine Arbeit begonnen und durchgeführt, ohne seiner Lehre bewußt zu sein. Das Hauptgewicht in seiner Lehrtätigkeit legte Oswald Achenbach auf die Komposition in dem Sinne, daß das Motiv, die Gegenstände eines Bildes, sich der effektvollen Verteilung von Helligkeit und Dunkelheit, der geschmackvollen Wirkung der Farbentöne unterordnen müßten. Seine unerschöpfliche Kenntnis der Belichtungsbedingungen, der darzustellenden Gegenstände im Freien, seine Studien und sein Wissen von der Darstellung des Sonnenlichts zu jeder Tageszeit, auch des Mondlichts, die Belichtung der einzelnen Gegenstände, besonders auch des Figürlichen, der Menschen und Tiere, durch den darüberliegenden Himmel, ob Blau und Luft, oder beleuchtete Wolken, gab ihm Gelegenheit und Fähigkeit, jedem Schüler die Farbe der Gegenstände des Bildes anzugeben, um sie zu natürlicher plastischer Wirkung zu bringen und die Schüler anzuregen, auf den Studienreisen diese Dinge selbst zu beobachten. Um sich verständlich zu machen, griff er manchmal zur Palette des Schülers und malte mit breiten Pinselstrichen, indem er den Lichteffekt des ganzen Bildes änderte, worüber der Schüler zunächst sehr unglücklich war, ein andermal suchte er eine Einzelheit im Bilde zu größerer Vollendung zu bringen, um dem Schüler weiterzuhelfen, das letztere geschah besonders selten, niemals aber bei den talentvolleren und selbständigeren Schülern, er wußte der Selbständigkeit, der besonderen Begabung eines Schülers aufs äußerste zu folgen. Nebenbei verwies er auf die Bilder seines Bruders Andreas, auch auf die Kompositionen Turners. Ein besonderes Fest war es für uns Schüler, wenn wir bei seinen großen Dekorationen, in Leimfarbe gemalt, zu den großen Musikwerken, z. B. der Pastorale, dem Oratorium Paulus usw., mitarbeiten durften. Wir sahen staunend die Leichtigkeit der Komposition, sein Wissen und seine Geschicklichkeit, staunend nahmen wir wahr, wie Komposition und Farbengebung sich der musikalischen Idee anschlossen, sie offenbarten, selbst zu Musik in Farbentönen wurden.

Baumstudie aus den Anlagen der Villa d'Este bei Tivoli. Original im Besitz des Herrn Benno von Achenbach.

Die Namen derer, die mit mir zu gleicher Zeit Oswald Achenbachs Schüler waren, sind: Theodor Hagen, Seibels, Hertel, Wilberg, Calame (Sohn), Johannes Hermes, Wragge, Schneider, Harrer, von Bochmann.

Mit herzlichem Gruß

Ihr ergebenster L. Kolitz."

Ein Lieblingsschüler meines Vaters war Themistokles von Eckenbrecher.

Seine Art zu arbeiten.

Wie oft bin ich seit meines Vaters Tod gebeten worden: „Erzählen Sie doch einmal, wie Ihr Vater eigentlich malte." So baten Verehrer und Verehrerinnen der Bilder meines Vaters, die ihn nicht persönlich kannten und sein Atelier nicht gesehen hatten; die Intimen, die im Atelier aus und ein gingen, wußten darüber ganz genau Bescheid. Jedenfalls weiß ich, daß viele,

viele Blendrahmen herumstanden, teils im Atelier, teils in den Dependancen. Wenn mein Vater eine frische Leinwand auf seine Staffelei stellte, war dies sein bester Tag.

Ich habe bei anderen Künstlern gesehen, daß in ihrem Atelier das große Bild mit Kohle oder auch mit Bleistift aufgezeichnet war, daneben stand die ausgeführte Skizze, und das Bild wurde genau nach dieser Skizze stückweise fertig gemacht; so arbeitete mein Vater nicht, er machte wohl oft Skizzen zu seinen großen Bildern, aber er benutzte sie selten. Den Entwurf und das ganze Bild hatte er fertig im Kopf, so daß dieses in allerkürzester Zeit in seiner ganzen Form und Farbenwirkung entstand. Diese Untermalungen waren seine größte Freude. Mit Spachtel, Daumen, manchmal mit der Handfläche ging's dann in den Farben herum, und er selbst, seine Haare und besonders sein Malrock waren wenig von der Palette und von der nun schon sehr farbigen Leinwand zu unterscheiden. Sein Drang, das Bild bald vor sich zu sehen, wie er es sich ausgedacht hatte, ließen ihn Hunger und Durst und seine Umgebung vergessen. Ich erinnere mich, daß sogar zu der Zeit, als wir noch Kinder und mein Vater noch ganz jung war, er nach einem solchen Untermalungstag am Abend, wenn auch strahlend und seelenvergnügt, doch so überanstrengt war, daß er alles andere mit Ausnahme seines Weines und seiner geliebten Zigarre nervös ablehnte. Damit hatte er nun bei meiner Mutter kein Glück. Aber nach kurzer Zeit belebten ihn auch Wein und Zigarre, er wurde normal und sprach seinem Abendbrot herzhaft zu. Nun malte er oft zum Entsetzen meiner Mutter wochenlang nur an großen Untermalungen herum. Er wurde ungeduldig und konnte es nicht erwarten, daß die Farben auf den neuen Untermalungen trocken wurden, so daß er frisch darüber malen könnte. Meine Mutter sagte dann oft: „Ich möchte wohl wissen, wieviel Pfund Farbe auf einem solchen Bilde sind." Für seine geliebten Untermalungen hatte er sich ja das besondere Stockwerk auf das Hinterhaus setzen lassen; das war aber nun der Verbannungsort der in Ungnade gefallenen Bilder. Mein Vater hatte die Eigentümlichkeit, Bilder vom Kunsthändler wieder zurückzunehmen und ihm andere dafür zu geben, da er aber seine Untermalungen am liebsten über fertige Bilder malte, so waren diese Bilder fortwährend in Gefahr und meine Mutter manchmal ganz unglücklich. Sie sorgte nun wenigstens, daß sie so hoch wie möglich hingen, damit er sie nicht ohne Hilfe erreichen könnte. Das Schicksal traf natürlich zuerst die Bilder, mit welchen er nicht voll zufrieden war. Das ging dann mit ihm herum und wurmte ihn. Ich lasse Walter Petersen erzählen: „— — Einst bewunderte ich im Atelier Ihres Vater eine Landschaft vom Siebengebirge. Das Siebengebirge als Hauptsache, von der anderen Rheinseite aus gesehen, war fertig und wunderbar schön in der Gewitterstimmung mit dem Regenbogen. Aber der Vordergrund machte Ihrem Vater noch zu schaffen, er suchte nach einem neuen Problem der malerischen Lichtverteilung, durch die er im Vordergrund auf den malerischen Eindruck des Hintergrundes, also das Siebengebirge, wirken wollte. Als ich das Porträt Ihres Vaters für die Kunsthalle malte, stand das Bild auf einer Staffelei in seinem Atelier mit völlig verändertem Vordergrund! Für die Augen des großen Meisters war die Aufgabe aber noch immer nicht gelöst. Schließlich erfuhr ich, daß er die Lösung, die ihn selbst befriedigte, nicht fand, und darum das ganze schöne Bild vernichtet hatte! Gewiß, so sollte ja jeder handeln, aber mir hat es doch imponiert, daß ein anerkannt großer Meister noch im hohen Alter nach der Lösung eines Problems so intensiv strebt, daß er den Mut hat, ein Werk, das ihn nicht ganz befriedigt, zu vernichten — —."

Über diesen Drachenfels hat mein Vater, an einem Tage, der mit goldenen Lettern bei ihm angeschrieben war, eine Schweizer-Landschaft (Julierpaß) gemalt! — Unser lieber Freund, Exellenz von Schreckenstein, sagte kopfschüttelnd zu meinem Vater: „Alter Freund, das ist ja wirklich ein schönes Bild geworden, aber leid tut es mir doch um den Drachenfels, und ich verstehe nicht, daß er es sich hat gefallen lassen, und," zu mir gewandt, „noch weniger, daß Sie das zugelassen haben! Das ist ja der reine Barbarismus!" Aber was hätte ich machen sollen? Mein Vater war zufrieden, und das war die Hauptsache.

Die großen Bilder, die mein Vater so liebte, hatten meiner Mutter stets viel Kopfzerbrechen gemacht, „da sie in ihren Dimensionen ja gar nicht richtig auszuführen seien", klagte sie mir oft. Da entschloß ich mich eines Tages, meinen Vater darüber zu „interpellieren".

Es war in Genua 1895 an einem wunderbaren Herbsttage. Wir hatten ein Auswandererschiff abfahren sehen und bummelten am Strand. Da sagte ich ihm: Meine Mutter mache sich Sorgen, daß er sich so ausschließlich den Untermalungen widme, und sie fürchte, er werde das Ausführen dieser großen Bilder gar nicht bewältigen können. — Ich vergesse nie das verschmitzte Gesicht, das er machte, als er mir antwortete: „Die will ich auch gar nicht ausführen, die sind fertig, die müssen so sein, wer ein Bild haben will, wo er so nah daran gehen kann, daß er die Farbe riecht (ich erzähle, wie er es sagte), der muß nicht zu mir kommen." Ich sagte ihm, daß er doch viele Bilder ausgeführt habe, und die alten Holländer, die so ausgeführt seien, seien seine Lieblinge. — Da sagte er: „Das stimmt auch, trotzdem müssen diese großen Bilder bleiben, wie sie sind." — Daß die Untermalungen so bleiben mußten, daß jeder Pinselstrich ihnen nur

Vigna Barbarina. Gemälde von Oswald Achenbach.
Im Besitz des Herrn Julius Delius auf Morrn bei Schwerin-Warthe.

schaden konnte, das hatte ich, ohne daß er es mir sagte, gefühlt, auch mich interessierten sie am meisten, ich fand sie viel schöner als ausgeführte Bilder wegen ihrer Farbenpracht: alles war so breit und kräftig, von weitem sah man das Leben, die Bewegung in den einzelnen Gruppen, man glaubte die Frauen lachen, die Männer streiten (oder wer will umgekehrt) zu sehen. Trat man näher heran, so war's schließlich oft ein ganzes Durcheinander, aber wenn man zurücktrat, sah man die beabsichtigte Wirkung.

Eine lustige Geschichte erzählte mir mein Vater damals in Genua, ich erinnere mich dessen wie heute; in meinem Reisetagebuch steht lakonisch „Wasserköpp". Ein Herr Sch. hatte von Eduard Schulte ein Bild meines Vaters gekauft. Eine Landschaft „avec beaucoup de figures" (wie Goupil, der Pariser Kunsthändler, ihm immer besonders ans Herz legte).

Eines Morgens erschien der Käufer des Bildes und brachte unter vielen Komplimenten vor: Er sei ja so entzückt von dem gekauften Bilde, besonders von den hübschen Italienerinnen, die darauf seien, aber als sie das Bild nun in der Wohnung gehabt hätten, wäre seiner Frau und ihm schmerzlich aufgefallen, daß die Italienerinnen weder Augen, Nase noch Mund hätten, nur von weitem wären es Gesichter. Ob mein Vater ihm wohl erlauben wolle, sich die Köpfe von seinem Freunde, dem Genremaler Salentin, ein ganz klein wenig ausführen zu lassen? Sein Freund habe auch schon zugesagt. Mein Vater sagte, er sei im ersten Moment der Überraschung merkwürdigerweise einverstanden gewesen. Ein paar Tage später kam der gute Salentin ganz verstört ins Atelier gelaufen: „Sage mal, Oswald! Das ist ja eine schreckliche Geschichte! Ich habe den Mädchens nur ganz kleine Augelchen und Mündchen gemacht (gar keine Nasen), und nun haben sie alle ‚Wasserköpp'." Er war sehr unglücklich und behauptete, das ganze Bild sei verdorben. Mein Vater beruhigte ihn und meinte, dem sei ja bald wieder abgeholfen, wenn es aber dem Herrn Sch. mit „Wasserköpp" besser gefiele, so sei's ihm in diesem Spezialfall auch recht. „Da sieht man mal wieder, daß das Malen nicht so einfach ist," sagte er lachend.

Es war ein Genuß, meinen Vater malen zu sehen, besonders auf Reisen; die schöne Natur regte ihn so sehr an, daß er nicht lassen konnte, sofort an Ort und Stelle zu malen, oder, wenn das nicht ging, doch zu zeichnen; zeichnend stand er im Wagen, zeichnend in den Straßen; ich mußte seinen Stock, oft die Zigarre halten, die sollte dann auch nicht ausgehen: „Blas' doch mal dran," animierte er mich wohl, wenn die Gefahr des Ausgehens groß war. Einmal, als ich gerade blies, kam ein Herr vorbei und lachte. „Der hat mich ausgelacht!" sagte ich ärgerlich. „Ach was," sagte mein Vater, „der hat Dich angelacht, ich hab's gesehen." —

Trotz der Farbe des heiligen Lukas war er nicht immer mit ihr zufrieden. „Das ist alles Stückwerk," sagte er dann ärgerlich. „Wenn ich die Sonne malen könnte oder den Duft! Immer muß die Phantasie und der gute Wille des Beschauers aushelfen!" Zu entmutigen war er aber nicht; er suchte nun die Farben, wie sie in der Sonne aussahen, auch im Schatten herzustellen. Dann wanderten wir in die Läden und suchten nach roten, gelben, violetten und tiefgrünen Stoffen; von diesen klebte er kleine Stücke wie leuchtende Kleckse in die Skizze hinein, bis er die gewünschte Wirkung gefunden hatte; dann stellte er sich aus seinem Malkasten die Farben zusammen, die den Effekt hervorbrachten, den er draußen in der Natur so sehr bewundert hatte. Es ist wenig Positives auf diesen Blättchen, eigentlich nur Papier und Kleckse, aber die Farbenstimmung ist gelöst, und tritt man etwas zurück, so erscheinen sie wie ein fertiges Bild. — Wenn mein Vater und ich auf Reisen waren und auf Beute zogen, ausgerüstet mit Malkasten und Leinwand, da mußte meine arme Mutter oft stundenlang im Wagen sitzen und auf uns warten, bis wir, vorsichtig jeder an einer Ecke ein dick bemaltes Papier haltend, ankamen. Dann hatte meine Mutter allerdings die größte Freude, und das langweilige Warten war verschmerzt.

Ich lasse einen Brief folgen, den der geistvolle Kunstkenner und Sammler, der bekannte Landschaftsmaler Professor Georges Oeder aus Düsseldorf an mich richtete, nachdem ich ihn um einen Beitrag für meine Erinnerungen gebeten hatte.

Düsseldorf 15, Jacobistraße 10.
24. 6. 11.

„— Ich kann mir denken, daß es Ihnen Freude gemacht hat, in gutem, treuen Andenken an Ihren Vater an diese Arbeit heranzugehen. Aus Ihrem Schreiben ersehe ich, daß es Ihr Wunsch ist, von mir, der ich stets ein so großer Bewunderer der Kunst Ihres unvergeßlichen, mir so lange Jahre in treuer Freundschaft zugetanen Vaters war, einiges bezüglich seines Kunstschaffens zu erfahren, welche Werke in künstlerischer Beziehung als besonders hochstehend mir in Erinnerung geblieben sind. Daß Oswald Achenbach zu seiner Zeit als Landschafter neben seinem Bruder Andreas in Deutschland die interessanteste Erscheinung war, ist allseits genügend bekannt.

Was mich persönlich betrifft, schätzte ich stets seine Kunst deshalb so hoch, weil sie ganz und gar eigenartig war, niemand vor ihm eine ähnliche, leichte, geistvolle Technik in der Landschaftsmalerei angewandt hat. Er stand in dieser Beziehung ganz einzig da, während fast alle übrigen Kollegen, sein Bruder Andreas nicht ausgenommen, sich mehr oder weniger an ältere Vorbilder, wie

z. B. die Düsseldorfer hauptsächlich an die alten Niederländer anlehnten.

Bei Oswald hat zu dem Charakteristischen seiner Malweise meines Erachtens kaum ein Vorgänger ihm den Weg gewiesen.

Wie lebendig und sprudelnd ist diese Technik, mit wie wenigem erzielt er die reichsten Effekte, sei es im grellsten Sonnenlicht, sei es in Abenddämmerung und Mondschein, wo, ohne deutlich zu sehen, die Phantasie des Beschauers alles mögliche tut und die Ideen des Künstlers weiter zu spinnen vermag.

Es ist in diesen Bildern nicht nur ein Moment wiedergegeben, sondern man meint im Bilde weiter mitleben zu können, vom Morgen zum Abend, vom Abend zum Morgen. Darin liegt wohl der Hauptreiz, den die Oswald Achenbachsche Kunst auf das Publikum ausübt. Vieles wird ja die moderne Anschauung an dieser Kunst auszusetzen haben, und manches sogar streng verurteilen. Dieses wird aber dem späteren Andenken des Meisters keinen Schaden tun, und die Kunstgeschichte wird in Zukunft den Namen Oswald Achenbach in goldenen Lettern stets festhalten.

Nun zu Ihrer Frage, welche Bilder Ihres Vaters in künstlerischer Beziehung als die höchststehenden mir in Erinnerung geblieben seien. Dies ist nicht allzu leicht zu beantworten, wenn ich auch wohl die meisten Arbeiten aus der reichsten Schaffenszeit gesehen habe. Es ist aber eine so gewaltige Anzahl wunderbarer Schöpfungen in die Welt hinausgegangen, daß hieraus nicht leicht die Wahl zu treffen ist.

Um aber in etwas Ihrem Wunsche nachzukommen, so will ich zweier Werke Erwähnung tun, die die Eigenart Ihres Vaters in eminenter Weise bekunden, und dies ist in erster Reihe das wunderbar sonnige Bild der Villa Borghese in unserer hiesigen Galerie.

Wie ist hier die Abendsonne wiedergegeben!

Diesem Bilde anzureihen wäre meines Erachtens „Der Lärchenwald mit der Prozession", ein kleines Werk, jedenfalls sehr schnell entstanden, aber von einer Stimmung, die der Meister kaum in anderen Arbeiten übertroffen hat. Wie wirkt auch hier wieder die Sonne, die durch das frische Lärchengrün auf die Prozession und besonders auf den kleinen Tragaltar fällt. Wie Sie sagen, soll ja gerade dieses Bildchen in farbiger Reproduktion ihrer Schrift beigefügt werden. Hoffentlich gerät die Wiedergabe einigermaßen, jedenfalls aber eine schwierige Aufgabe. — —"

(Schluß folgt.)

Hospiz des St. Bernhard. Gemälde vom Jahre 1895.
Zwei Bilder vom „St. Bernhard im Schnee" befinden sich in Düsseldorf im Besitz des Herrn Paul Capito und Emil von Gahlen.

Die Welt in Gold.

Erzählung von Rudolf Herzog.

(Schluß.)

Im Wald war ein Frühlingsrauschen. Vater und Sohn gingen ihm nach, bis die Schwedenschanze sich vor ihnen hob, und bunte Mützen, weiße Mädchenkleider auftauchten und schwanden und auftauchten und verharrten. Und ein junges Lachen war um sie her. Und da unten lag Marburg, die alte, liebe Stadt, streckte die Elisabethenkirche ihre Türme zu ihnen auf, winkte vom Schloßberg der Landgrafenbau und dicht im Grün des Hanges das Haus seiner alten Verbindung, die jung blieb durch den unerschöpflichen Menschenfrühling.

„Und da lachten sie beid',
Zur Sommerzeit,
Wenn am Walde, am Walde,
Die Heckenrosen blühn —"

sang und jubelte es über die Heide, kraftvolle Jungmännerstimmen und helle, süßklingende Mädchenstimmen darüber hinaus. Und die beiden Menschen am Waldrande nahmen das Lied auf, und sie spürten den wilden Rosenduft noch auf ihren Lippen, als sie lange schon im lauten, frühlingsbewegten Kreise saßen, den Rosenduft, der aus der braunen Dornenhecke bricht, wenn die Natur befiehlt.

Da war auch Walter Kreuzer, der jüngste Fuchs, und Mütze und Band waren mit Anemonen dicht besteckt, und an jedem Arme führte er ein lachendes Mädchen dem Vater zu. „Papa, du sollst entscheiden. Sie wollen beide von mir wissen, wer die Schönste sei. Ich finde sie beide entzückend."

„Das genügt uns nicht," riefen die übermütigen Mädchen, „wir sind in Deutschland und nicht in der Türkei!"

„Wollt ihr euch einem salomonischen Urteil unterwerfen, ihr fröhlichen Frühlingskinder?"

„Ja, ja, Herr Professor!" Und sie knieten ihm zu beiden Seiten und machten ihre lieblichsten Augen.

„Das Schönste an der Frau," sagte Klaus Kreuzer, „ist das Unsichtbare, die Seele. Und die Gelehrten streiten sich, wo der Sitz der Seele sei. Ich streite mich nicht, denn ich weiß, sie liegt auf den Lippen. Dort in euren rosigen Mundwinkeln kauert sie und wartet darauf, Gutes zu tun. Wer die wohltätigste Seele hat, ist die Allerschönste auf der Welt! Vorwärts, ihr Mädchen, jetzt will ich entscheiden!"

Da flatterten sie auf wie erschreckte Singvögel, und die weißen Röcke stoben um sie her wie der Flaum des Nestrandes, und sie jagten mit purpurnen Gesichtern ins junge Volk hinein, das die Arme nach ihnen ausbreitete und durcheinander schrie: „Seelenkunde! Seelenkunde! Fort mit allen Fakultäten! Wir wollen nur noch Seelenkunde treiben!"

„Nun hast du ihnen den Himmel aufgestoßen, Klaus! Ist das nicht die fröhlichste Wissenschaft?"

„Traud, sie kommt von dir. Aufgeschlossen hast du!"

„Ich bin nur der Torhüter."

„Und wenn der Torhüter Feierabend macht?"

„Ach, Klaus, ein Torhüter ist doch auch nur ein Mensch und muß Stunden haben, in denen er sich mal gründlich um das Wohl der lieben Seinen bekümmert."

„Traud, ich glaube — diese Stunde ist jetzt da."

Sie saß unbeweglich und blickte, als wäre kein Wort an ihr Ohr gedrungen, über den Kreis der Menschen hin. Aber in ihren Mundwinkeln zuckte es ganz leise, wie ein verhaltenes Lachen, und sie drängte es zurück, daß es ihr zum Herzen strömte und die Brust sich heimlich hob.

„Siehst du," sagte er, „du kannst mir nichts verheimlichen."

Da sprang sie auf und lief zu den Frauen und Mädchen und riß sie mit zu tausend Neckereien und Spielen und Scherzen und ließ keinen ihrer Blicke mehr zu ihm hinüber. —

Im purpurnen Abendschein lag Marburg. Und die Luft war so voll vom Jubilieren der Vögel, daß die Menschen in ihrer lauten Lustigkeit innehielten, stiller wurden

und endlich schweigsam. Die purpurne Glut aber griff nach der dunkelblauen Decke, die der Himmel ihr hinhielt, und verbarg ihr letztes Sonnenglück vor den Augen der Menschen.

Ein tiefer Atemzug von der Erde zitterte hinter ihr her.

„Wo bist du, Klaus?"

„Neben dir!"

„Fackeln an! Antreten zum Zuge! Es wird der Harmonie wegen und lediglich der Harmonie wegen gebeten, daß nur harmonisch gestimmte Paare — Wie? Seelenkunde bei Fackelbeleuchtung? — Ich habe hier die Mamas zu vertreten und bitt' mir aus: Mäulchen werden nur gespitzt zum schönen Lied. Silentium! Schönes Lied steigt! ‚Wenn wir durch die Straßen ziehen! . . .'"

Und der flotte Chargierte, eine weißhaarige Professorengattin am Arm, setzte sich, kräftig intonierend, an die Spitze des Zuges.

Wenn wir durch die Straßen ziehen, recht wie Bursch' in Saus und Braus,
Schauen Augen, blau und graue, schwarz und braun aus manchem Haus.
Und ich lass' die Blicke schweifen, nach den Fenstern hin und her,
Fast, als wollt' ich eine suchen, die mir die Allerliebste wär'.

Die Fackeln blitzten durch den Wald, und die Augen blitzten hinüber und herüber, und junge Schultern suchten aneinander Halt beim Abstieg zur Stadt, als könnten sie so noch einen Herzschlag lang den Zauber bannen, der sie alle befallen hatte im Frühlingswald.

Durch die Straßen der Stadt ging es fackelschwingend und liedersingend, und Klaus Kreuzer und Traud Werder schritten inmitten der großen Schar und waren still und ganz allein mit sich und freuten sich, als sie es fühlten und einer es dem anderen immer wieder mit einem Druck des Armes sagen mußte. Die Fenster der Häuser waren voll von nickenden und lachenden Mädchenköpfen, und vor den Haustüren erhoben sich die Philister von den Bänken und zogen die Mützen und setzten sie ärgerlich wieder auf, wenn ihnen ein Spitzname auf die würdige Glatze geflogen kam im Überschwang des Jugendübermutes.

Und Traud Werder trat an einer Seitenstraße unbemerkt aus der Reihe heraus, und Klaus Kreuzer mit ihr, und sie ließen den brausenden Schwarm an sich vorbei und atmeten tief auf. Dann standen sie vor Traud Werders Haus, und sie schloß auf, wandte sich in der offenen Türe nach ihm um und reichte ihm die Hand.

„Gute Nacht, Klaus. Nun habe ich mir soviel Schönes mitgebracht, daß ich nicht mehr allein bin."

Er trat zu ihr in den Hausflur. „Du willst mich fortschicken?"

„Nein," sagte sie, „ich will mich selber nur fortschicken, Klaus, damit wir nicht ins Verschwenden geraten."

„Traud — wir sind ja so reich — —"

Sie nahm sein Gesicht zwischen ihre Hände und schüttelte den Kopf. „Nichts, nichts haben wir auf Vorrat gesammelt. Verstehst du das, Klaus? Nichts miteinander an Sehnsucht, die Zinsen bringen soll, an diesem steten und immer stärker werdenden Zusammenbegehren, das die kleinste Erfüllung zu einem Sonntag macht, nichts als diesen einen allerersten Frühlingstag, der alles zum Blühen gebracht hat. Klaus, ein rechter Gärtner, der seinen Garten lieb hat, nimmt nicht die Blüten. Klaus, der freut sich täglich an dem Früchtereifen und auf die reiche Ernte. Willst du mich nicht verstehen? Sieh, du lieber Mann, ich möchte dir mehr sein als eine Episode, ich möchte dein Garten sein."

Er blickte an ihr vorüber. Irgendwohin in den dunkeln Gang. „Also ich soll warten und werben. Das ist es."

Und neben ihm sagte sie in die Dunkelheit hinein mit ruhiger Stimme: „Ich gehöre dir."

Da beugte er sich hastig nieder, ergriff ihre Hände und küßte sie und küßte jede einzelne. „Gute Nacht, Traud. Ich danke dir. Gute Nacht, und auf morgen und all die Tage." Und er wollte schnell an ihr vorbei.

Da kehrte ihr mit einem Schlage all ihre Fröhlichkeit zurück, und sie ergriff ihn bei den Schultern, rüttelte ihn ein wenig und lachte ihm in die Augen. „Was, das ist alles? Und nun soll ich hier sitzen und meine geküßten Hände besehen, während du dort oben in eurem Hause Lieder singst und den Becher schwingst und mit deinen Kumpanen in alten Abenteuern schwelgst? O nein, Herr Professor, das ist mir zu

wenig, und wenn ich für den Handkuß aus besonderen Gründen auch sehr dankbar bin, Bevorzugungen dulde ich nun einmal nicht, und hier, hier der Mund, will auch sein Privatissimum haben."

„Genug? Du —! Bevorzugungen dulde ich nicht. Diese lieben Augen — dieser liebe Hals —"

Sie knickste so tief, daß sie unter seinem Arm entschlüpfte. „Gute Nacht — alter Pirat!" Und er hörte ihre Stiefelchen die Treppe hinaufklappern. Und draußen umfing ihn die Frühlingsnacht, daß er sie mit Händen hätte greifen mögen, und in ihm läuteten Glocken und sangen jubilierende Chöre Auferstehungslieder: „Wieder jung geworden — wieder so jung geworden!"

Und bis in die späte Nacht hinein saß er zwischen den Freunden von einst und den Gedanken von heut, und kein Neid kam mehr an sein Herz heran, weil es voll war vom Köstlichsten der Erde, voll von Erwartungen. Mit dem Sohn ging er heim und hörte lächelnd seinen Schwärmereien zu, die er nie in dem streng erzogenen Jungen zu finden geglaubt hätte, und unterbrach ihn nicht ein einziges Mal.

„Aber das Schönste war, Papa, daß du gekommen bist."

„Weshalb denn, Walter?"

„Weißt du, weil ich dich so jung gesehen habe, und das hat mich dir soviel näher gebracht. Ich könnte dir jetzt immer alles sagen und würde mich nur noch vor dir schämen, aber mich nicht mehr vor dir fürchten. Wir — zwei Männer."

An diesem Abend küßte Klaus Kreuzer seinen Jungen zur Guten Nacht: „Wir — zwei Männer ..."

⁂ ⁂ ⁂

Er hatte seinen Stuhl neben Trauds Klavierbank gerückt und sah zu, wie das Morgenlicht über die Tasten rieselte und sich unter dem leisen Anschlag ihrer Finger streicheln ließ. Und wenn sie seinen Blick fühlte, wandte sie den Kopf nach ihm, sah ihn lange an und nickte ihm zu.

„In einer Stunde, Traud, kommt der Mittagsschnellzug und holt mich nach Berlin. Wirst du mit zum Bahnhof gehen?"

„Nein, Klaus. Wir trennen uns ja gar nicht."

„Ich hätte gern als Letztes einen Blick von dir mit mir genommen. Aber du hast recht, und es muß auch ohne das Symbol gehen!"

Und sie sah ihn lange an und ließ die Finger im leisen Anschlag durch die Sonne gleiten und nickte ihm zu.

„Ich laß' dir den Walter, Traud. Laß ihn zuweilen zuhören, wenn du spielst, und zusehen, wenn soviel Sonne im Zimmer ist."

„Ja, Klaus."

„Marianne hat ihm nicht viel Heiterkeit mitgegeben, und ich saß wie ein rechter Streber zwischen den Büchern und wurde abends von Marianne in den Gesellschaften — vorgezeigt. Da blieb nicht viel übrig für den Jungen. Und doch ist soviel Ungehobenes in ihm und soviel Quellenreichtum, der übersprudeln möchte, wie in jedem jungen Menschen."

„Er ist ja dein Sohn, Klaus."

„Er ist es wohl noch nicht, aber ich möchte, daß er es wird. Mein Sohn."

„Ich werde ihm häufig aus der Zeit erzählen, in der sein Vater jung war und" — sie lächelte — „in der er es wieder wurde."

Er beugte sich über sie und küßte sie aufs Haar.

„Da ich es doch durch dich wurde, so so mußt du schon seine Mutter sein."

„Ja, Klaus, das will ich." Und es wurde still und feierlich in ihnen und um sie her.

Klaus Kreuzer saß und hielt die Hände zwischen den Knien. Und begann noch einmal, leise und beschämt: „Es war ja nicht recht von uns, so einfach den Zufall, daß du deiner Mutter Haus geerbt hattest, wahrzunehmen und den Jungen bei dir einzuquartieren. Aber Marianne meinte, pekuniär machte es dir nichts aus, und du ergriffst auf diese Weise gewiß gern die Gelegenheit, den verlorenen Anschluß an die Familie zurückzugewinnen. Ich sagte Ja und Amen. Traud, ich kannte dich ja gar nicht."

Sie war blaß geworden und ließ die Hände in den Schoß sinken.

„Den verlorenen Anschluß an die Familie ..." murmelte sie. Und plötzlich erhob sie sich mit einer jähen Bewegung und warf ihm die Arme um den Hals. „Mir gehörst du, mir, und dein Junge gehört mir auch. Schon als Kind habe ich dich lieb gehabt, dich und deine Freude, und

die andere hat dich mir genommen und dir hat sie deine Freude genommen."

„Nicht so, Traud —"

„Nein, nicht so. Und nun wollen wir nie wieder davon sprechen. Aber geben wollen wir uns aus vollem Herzen, alles das, was die anderen nicht wollen und was uns so nötig ist, wie das Atmen: unsere Freude, Klaus."

Er hielt sie ganz fest, und in ihre Augen hinein sagte er: „Daß wir noch so jung sind, Traud."

„Daß wir noch eine so lange, lange Wegstrecke vor uns haben, Klaus."

„Leb' wohl, Traud. Das ist kein Abschied. Das ist ein Dank aufs Wiedersehen."

„Auf Wiedersehen, du — —"

Ein paar Schritte tat er und kehrte um, nahm ihr Gesicht in seine Hände und blickte tief in ihre Augen.

„Ich mußte noch einen Blick in meinen Garten werfen."

Dann ging er.

Sie hörte seinen Schritt die Treppe hinaufgehen und wieder herabkommen. Band um, Mütze auf, sah sie ihn elastischen Ganges über die Straße schreiten, den Sohn neben sich, der seine Farben trug. Und Klaus Kreuzer schritt zum Bahnhof und fand die Couleur vollzählig versammelt und die alten Herren, die vom Feste noch übriggeblieben waren, und er ging von einem zum anderen und schüttelte allen die Hand.

„Wiederkommen! Wiederkommen!"

„Ihr könnt euch darauf verlassen."

Und der Zug lief ein, der Abschied vom Jungen war vorbei, und er stand am offenen Gangfenster und hielt die Mütze vor der Brust.

„Abfahren!" Und der Zug zog an.

„Stoßt an! Marburg soll leben! hurra hoch!
Die Philister sind uns gewogen meist,
Sie ahnen im Burschen, was Freiheit heißt.
Frei ist der Bursch — frei ist der Bursch!"

Das klang wie Schwerterklang und Becherfang aus einem halben Hundert Jungmännerkehlen zu ihm auf und schwang sich hinter dem Zuge her und rief zu Lebenskämpfen und Lebensfesten, daß ihm das Wasser in die Augen treten wollte. Noch immer lehnte er im Fenster und hielt die Mütze zum Gruß fest vor der Brust. Dann war der Bahnhof zu Ende, und er tat einen Ruck und stand hochaufgerichtet und starrte geradeaus.

Da stand am Ende des Bahnsteigs eine Frau und sah ihn an mit weitgeöffneten, hellen Augen.

Da grüßte ihn seine Jugend, die wiedergeborene. —

Ernst legte er Mütze und Band ab ... Und auf der ganzen langen Fahrt dachte er an ihre Augen, diese Augen, die ihn wieder sehend gemacht hatten. — —

Spät abends kam er an und fand Marianne im Wagen vor dem Bahnhof halten.

„Der Minister hat zweimal heute nach dir fragen lassen."

Er wollte eine Entschuldigung sagen, aber ein klingendes Wort lief ihm durch den Kopf, und er mußte hinterher und es greifen und es nochmals zum Klingen bringen.

„Der Minister? Und Marburger Frühling? Das reimt sich schlecht zusammen."

„Lieber Freund, rede, bitte, keine Torheiten. Der Minister will dich in sein Ministerium ziehen, und es müßte doch seltsam zugehen, wenn bei einem Wechsel Majestät —"

„Ich pfeife auf den ganzen bureaukratischen Quark. Ich will zwischen meiner Jugend sitzen, zu der ich gehöre, und die zerquälten Burschen zu frischen Männern erziehen."

„Lieber Freund, mäßige dich, bitte, ein wenig. Ich glaube wahrhaftig, dir spukt der Maitrank noch im Kopf."

„Der Maitrank." Er lachte: „Ja, ja, da magst du wohl recht haben, Marianne. Übrigens läßt dich der Junge grüßen."

„Danke. Sieht er gut aus?"

„Äußerlich oder innerlich?"

„Ach, laß uns doch lieber morgen miteinander reden, wenn deine Marburger Stimmung verflogen ist." —

Dann hatte ihn das tägliche Leben wieder, aber die Stimmung hielt an und wuchs insgeheim wie ein Garten voll blühender Bäume, die der Reife entgegenharren. Und seine Studenten merkten es am hinreißenden Ton, der Quellen erschloß und sie hinströmen ließ über lauter sonniges Land, als er sein neues Kolleg begann: „Über die Lebensbejahung in der deutschen Literatur." Donnerndes Getrampel begrüßte ihn beim Aufstieg zum Katheder, und don-

nerndes Getrampel gab ihm beim Abstieg das Geleit. Da wußte er, daß er den rechten Weg beschritten hatte, und fuhr kraftvoll fort, seinen Studenten die fremde Schminke quälerischer Lebensbetrachtungen aus dem Gesicht zu wischen und ihnen die Frische und Kraft zur Lebensfreude in die aufhorchenden Seelen zu tragen. „Nur eins ist not. Nur dies eine. Und Tod ist Wahn, wenn wir für die Nachfolgenden goldene Spuren hinterlassen. Auf, ins Leben!“

Und eines Abends, als Marianne ohne ihn zu einer ihr wichtig scheinenden Gesellschaft gefahren war und er sich mit dringenden Kollegarbeiten entschuldigt hatte, saß er vor seinen Kollegheften und schrieb. Und als er fertig geschrieben hatte, sah er, daß es ein Gedicht geworden war. Und er nahm es und schickte es ihr, der es gehörte.

Die Sonne.

Es lief das Herz dir über schier
Und war voll Sonne nur.
Da stieg sie bis ins Auge dir
Und ließ die goldne Spur.

Ein Weilchen standst du wie gebannt,
Als ob's dich blenden wollt' ...
Und wie du senktest scheu die Hand,
Da lag die Welt in Gold.

Da lag die Welt im Sonnenschein,
Die gestern alt und kalt,
In Flammen stand der Blumenrain,
In Flammen stand der Wald.

Ich kam des Wegs, du sahst mich an,
Dein Blick rief mich zurück.
War nur ein friedeloser Mann
Und ward ein Mann im Glück,

Und ward ein Ritter hoch zu Roß
Und ward des Lachens kund.
Das tat dein Herz, das überfloß,
Das tat dein Aug' und Mund.

Und wenn im Feld die Raben schrein,
Im Zorn der Donner grollt:
Ich schau' mit deinen Augen drein —
Da liegt die Welt in Gold.

Traud las das Blatt, faltete es zusammen und ging durch das Haus. Überall öffnete sie die Fensterläden und ließ an Licht und Luft in die Räume, was hineinwollte, und im Gärtchen schnitt sie einen Fliederstrauß und stellte ihn auf den Tisch in Walters Zimmer. In froher Geschäftigkeit verbrachte sie den Tag, und als am Nachmittag die Hausarbeit geschehen war, kleidete sie sich hübsch und festlich an und setzte sich vor ihr Klavier. „Jetzt mach' ich meinen Ausflug,“ sagte sie, und die Töne zogen wie eine Schar Wandervögel zum Fenster hinaus, und ihre Seele war mitten darunter und schwang sich an die Spitze und zeigte den Weg. Und es wurde Abend und Nacht. Und sie erwachte in ihrem Stübchen, dachte, noch halb im Traume, angestrengt hin und her, ermunterte sich und machte Licht. Auf bloßen Füßen huschte sie zu ihren Kleidern, suchte ein zusammengefaltetes Blatt hervor und huschte in ihre Kissen zurück. Das Licht blieb brennen, bis es tagte, und sie hatte alle die Zeit offenen Auges hineingeblickt. Und doch war sie frischer und gesunder denn je, als sie sich zum neuen Tagewerk erhob und schnell ein Frühstück für Walter rüstete, der in die Fechtstunde mußte.

„Heraus, Langschläfer, das Leben läuft dir weg!“

„Ach, Tante Werder — es ist so mollig im Bett.“

„Draußen steht ein bildhübsch Mädchen und schaut sich nach deinem Fenster die Augen aus.“ Sie horchte und lachte: „Wie er plötzlich herauskann und sich sputet. Man muß nur an die Stelle der Gewohnheit die Erwartung setzen.“

„Guten Morgen, Walter. Jetzt ist das Mädel weg. Dafür hast du aber den ganzen Gottesmorgen gewonnen.“

„Ach — Tante!“

„Tröste dich, Walter, es gibt mehr hübsche Mädel als schöne Morgen.“

„Danke, Tante. Aber ich sammele mir doch gern meine eigenen Erfahrungen.“ Und fort war er.

„So hab' ich's gemeint,“ lachte sie vor sich hin, streckte die gesunden Glieder und ging an ihr Tagewerk. — —

Das kurze Sommersemester neigte sich dem Ende zu. Und während die Früchte zu schwellen begannen, waren die Rosen aufgesprungen, hüllten sich die Akazien in blütenweiße Brautgewänder, prangten die Bauerngärten im schweren Duft der Sommerblumen, blühte unablässig die Heide. Nie war es Klaus Kreuzer, wenn er durch die Landschaft schritt, so aufgefallen wie in diesem Jahr, dies Früchtereifen inmitten unaufhörlichen Blühens.

‚Jahr für Jahr gibt uns die Natur dies Zeichen,‘ dachte er und ließ den Blick auf der wechselreichen Landschaft ruhen, ‚und

nur wir Menschen haben verlernt, es zu sehen und zu begreifen.'

Und er las sein letztes Kolleg vor den Ferien, und es klang wie ein Hymnus auf den Menschheitsfrühling, und die Hörer gingen still hinaus und sammelten sich erst draußen auf dem langen, grauen Korridor und brachten ihrem Lehrer und Glücksweiser, als er durch ihre Reihen schritt, in stürmischen Zurufen das Echo seiner Rede wieder.

So kam er zu Marianne und fand sie mit den strengen Zügen der Frau, der die Jugend verronnen war unter dem einen Wunsche, über sie hinauszugelangen.

„Lieber Freund, ich habe heute morgen auf der Ausfahrt die Frau des Ministers getroffen. Ich will gestehen, es geschah nicht unabsichtlich, und wir machten unsere Spazierfahrt miteinander. Es ist eine Frau, die Ziele hat."

„Es wäre besser, der Mann hätte sie."

„Mann und Frau sind eins, sollen es überall sein und sind es auch hier. Exzellenz sagte mir, daß der Minister einen starken und berechtigten Mißmut über dein Zaudern nicht unterdrücken könne, da er sich von dir als dem ersehnten Mitarbeiter, von deiner eindringlichen Kenntnis der gesamten Materie und deiner überzeugenden Beredsamkeit eine beschleunigte Annahme seiner Schul- und Universitätsvorlage versprächte. Exzellenz war überdies so liebenswürdig, mich für die Ferien auf ihr ostpreußisches Gut einzuladen."

„Da gratuliere ich. Denn das war wohl längst dein Wunsch. Im übrigen kann von Zaudern gar keine Rede sein."

„Es freut mich, daß die Vernunft einmal wieder in dir gesiegt hat."

„Ob es in deinen Augen vernünftig ist, weiß ich nicht, denn es ist Gefühlssache, und dies Gebiet ist von dir immer etwas stiefmütterlich behandelt worden. Mir aber sagt mein Gefühl, daß es viel wichtiger ist, als immer neue Schulvorlagen zu entwerfen: Männer zu haben, die den Geist ihrer Lehrermission richtig erfassen, die sich nicht an das alleinseligmachende Schema und die Bewältigung des Unterrichtsgegenstandes klammern, sondern die der Jugend geben, was der Jugend ist, die Freude am Leben und damit die Freude an der Arbeit, die ihnen die Schönheiten des Lebens erschließt. Diese Männer sind rar geworden im lieben Vaterland, das heute unter alt und jung so viele Streber züchtet, und diesen Rargewordenen möchte ich helfen, sich wieder zu ergänzen und die Mehrheit zu gewinnen, damit es wieder eine Lust ist zu leben."

Marianne saß am Fenster und zog die Sticknadel durch ein Stück bunten Seidenzeugs. Kaum, daß sie von der schillernden Arbeit aufschaute.

„Du widersprichst dir selbst," sagte sie kühl, „und ich nehme es nur als eine schöne Rednergeste. Wer mit fünfundvierzig Jahren durch sein Streben und nur durch sein Streben —"

„O bitte, verkleinere deinen Wert nicht. Durch dein Streben wohl zumeist."

„— wer durch sein Streben so schnell zu einer so hohen Stellung kam, der hat wohl keinen Grund, den Frondeur zu spielen. Was im übrigen meine Mitarbeit angeht," und nun legte sie ihre Stickerei zur Seite, „so darf ich wohl auf etwas mehr Dankbarkeit Anspruch erheben, denn ich habe dir durch die Festigkeit meines Charakters dein Glück geschaffen, das du in blauen Nebeln hättest verschwimmen lassen, wenn ich nicht mein ganzes Leben dafür eingesetzt hätte."

Und er schüttelte den Kopf und sagte langsam: „Ich weiß heute oft nicht, ob du ein Recht dazu hattest, mein Leben nach deinem zu modeln, ob überhaupt ein Mensch ein solches Recht auf seinen Mitmenschen hat. Wer kann voraussagen, wie sich der andere in freier Luft auswächst? Ich wäre vielleicht ein Dichter geworden, und bin ein Professor geworden. Mein Glück? Menschenglück sieht doch ein klein wenig anders aus, als dir es vorschwebt."

„Ach —," machte sie gedehnt und erhob sich, „dann bist du wohl auch mit der Lebensführung deines Sohnes Walter einverstanden?"

„Walters? — Wie kommst du auf Walter?"

„Also du weißt nichts, bekümmerst dich um nichts; und das stellt deiner Pädogogik, die du soeben so schön vortrugst, das beste Zeugnis aus. Nun, ich habe es anders gemacht und in beständigem Briefwechsel mit meiner Freundin in Marburg, der

Frau des derzeitigen Dekans gestanden und seit kurzem erbauliche Dinge gehört. In den Kollegs sieht man den Jungen schon längst nicht mehr, aber seine erste Mensur geschlagen hat er schon, bevor das erste Semester zu Ende war, und mit jungen Mädchen unternimmt er weite Fahrten ins Lahntal und in die Wälder, macht Schulden und läßt sich wohl gar von seiner geliebten Tante Traud in seinem Lebenswandel bestärken."

„Das ist nicht wahr!"

„Bitte, brause hier nicht auf. Wenn es anders wäre, hätte Traud Werder uns Mitteilung über den Jungen gemacht. Nichts davon ist erfolgt. Lobesbriefe sind gekommen. Das ist eine Moral, die ich nicht billige."

„Traud Werder würde uns nichts verschweigen. Sie weiß, daß ich an dem Jungen hänge."

„Fahr' hin. Es wird dir gut tun, wieder einmal festzustellen, daß der Blick deiner Frau weiter reicht, als deine schönen Phantasien. Da ich in den nächsten Tagen reise, so würde ich es für angebracht halten, du nähmst den Jungen mit dir in den Sommerurlaub und in strenge Zucht. Das Leben ist kein Rosenpflücken."

Und Klaus Kreuzer dachte nur: ‚Traud — das kann nicht wahr sein . . .'

Am anderen Morgen trat er die Fahrt nach Marburg an. „Ich werde dem Minister mitteilen," sagte Marianne beim Abschied, „daß du deinen Entschluß von deiner Erholung abhängig machtest." Und er nickte und war mit seinen Gedanken bei dem Jungen.

Am Abend traf er in Marburg ein. Der Bahnhof lag öde und still, und er beeilte sich, ihn zu verlassen. Geradenwegs ging er zu Traud Werders Haus.

„Klaus," rief sie und stand im weißen Rahmen der Stubentür, mädchenhaft rot und erregt vor Freude und fand nichts als seinen Namen.

„Guten Abend, Traud," sagte Klaus Kreuzer, beugte sich über ihre Hand und küßte sie. „Ist Walter zu Hause?"

„Walter?" fragte sie verwundert. „Ist etwas passiert? Aber so komm doch herein und trag mir die Ruhe nicht heraus."

Er trat ein, ließ sich Hut und Mantel aus den Händen nehmen und setzte sich.

„Traud, du fragst mich, ob etwas passiert sei, und ich komme hierher, um es dich zu fragen."

„Der Walter ist gesund wie ein Fisch im Wasser und vergnügt wie ein Vogel in der Luft. Das Beste, was man für ein junges Gemüt nur wünschen kann."

„Traud," sagte er nach einer Pause, „Traud, du versprachst mir, auf den Jungen zu achten, so — als ob du seine Mutter wärst. Meinetwegen und seinetwegen. Sonst — sonst wäre das, was uns zusammenführte, unser Frühlingsglaube, doch nur ein — ein mit hübschen Unwahrheiten aufgeputzter Egoismus. Sag' selber, Traud."

Die mädchenhafte Röte war längst aus ihrem Gesicht geschwunden. Sie sah ihn an und fand sich nicht zurecht in ihm und in seinen Worten. Aber sie sah, daß er litt, und das genügte ihr, um über ihre Enttäuschung hinwegzukommen.

„Klaus," und es war der alte, lustige Ton, mit dem sie zu ihm sprach, „Klaus, meinst du, weil sich der Walter geschlagen hat? Ja, du hast recht, es war eine törichte Geschichte, aber gerade deshalb war sie so lieb. Bedenke doch selbst, ein Füchslein, das sich für seine Tanzdame schlägt. Ein Erlanger Student war ihr unhöflich begegnet. Der Walter gab ihm Lebensregeln, der Junge, und die Couleur stellte ihn auf seine Bitten vorzeitig heraus, weil er sich in der Fechtstunde als firmer Schläger erwiesen hatte. Da stach der Walter zur höheren Ehre seiner Dame den Erlanger auf ein paar fürchterliche Gesichtsquarten ab."

„Würdest du," sagte Klaus Kreuzer, „würdest du, ohne mir böse zu sein, wohl etwas weniger studentisch sprechen?"

Sie hob den Kopf. Ihr frohes Lachen war zerflattert. Ihre Augen blickten mit einem Male ernst und fest.

„Nein," erwiderte sie ruhig. „Nein, das werde ich nicht, bevor du nicht offen erklärt hast, was dich hergeführt hat."

„Es ist ein Brief eingetroffen, von der Frau des Dekans. Marianne erhielt ihn, und mich hattest du nicht vorbereitet. In dem Briefe stand, daß Walter im Kolleg nicht zu sehen sei. Ist das wahr?"

„Angenommen, daß es wahr sei."

„Daß Walter statt dessen schon seine

erste Mensur geschlagen hat, weiß ich nun. Ich billige es gerade nicht, mache ihm aber auch keine Vorwürfe. Aber daß er, der unreife Junge, mit Mädchen in Wäldern und Feldern herumschwärmt —"

„Das ist wahr."

„— seinen Wechsel übersteigt und Schulden macht —"

„Ich hab' sie ihm gestrichen."

„Also das ist auch wahr, und wahr, wahr, daß du ihn in seinem Tun bestärkt hast."

Er erhob sich und ging mit hastigen Schritten zum Fenster.

Sie stand mit blassen Lippen im Zimmer, wartete eine Weile und sagte laut: „Dummer Klaus!"

„O bitte, mache dich nur lustig."

„Und ich bitte, daß du mir nicht den Rücken kehrst. Ich will deine Augen sehen. So — ich danke dir. Und nun sieh mich nochmal an, und dann frage dich selber, ob ich — ich imstande bin, dem Menschen, den ich am liebsten habe, sein Fleisch und Blut zu verderben. Ob du mich so einer Tempelschändung für fähig hältst."

„Traud, weshalb hast du es getan?"

„Ach du," sagte sie, „jetzt merke ich doch, wie weit, weit du schon von der Jugend fort warst, da deine Gedanken zur eigenen Jugend so schwer zurückfinden können. Und willst doch ein Menschenbildner sein, der die Form verstehen muß, wie den Inhalt. Soll ich dich fragen, wie es mit dir stand in deinen ersten Semestern? Ob du dir ein Fünkchen Sonne hast wegfangen lassen, das dir vor den Augen blinzelte? Ob du einem Mädchenzopf aus dem Wege gegangen bist oder gar einem Mädchenmund? Und deine paar Dukaten dir immer hübsch eingeteilt hast nach Wochen und Tagen, und nicht ein einziges Mal nach der Stunde, die gerade so köstlich war, als könnte keine köstlichere im Leben mehr kommen? Nein, Klaus, ich spreche hier nicht, um der gedankenlosen Leichtlebigkeit eine Verteidigungsrede zu halten, aber um die Jungen vor der Selbstgerechtigkeit der Älteren zu schützen, die ihre einst so süßen, törichten Streiche vergessen haben wollen oder sie nachträglich gern als Taten mit einem wackern Untergrund und bewußten Idealen hinstellen."

„Traud, ich —?"

„Nein, jetzt bin ich an der Reihe, das heißt: eigentlich ist Walter an der Reihe, aber da ich dir versprach, seine Mutter zu sein, so kann ich ebensogut für ihn reden. Und das sage ich dir, die ich den Jungen so herzlich lieb gewann, und überdies, weil es der deine ist: Erst war es ein Kind und spielte mit Puppen. Und dann kam die Schule, und es spielte nicht mehr mit Puppen. Und jetzt kommt das Lebensstudium, das Berufsstudium und das Studium der Menschen, die ihm darin freundlich und feindlich begegnen. Da laß dem jungen Herzen eine Zwischenspanne, eine kurze, sonnige, in der es noch einmal und zum letztenmal träumen darf, er spiele und dürfe kinderselig spielen, bevor es wieder zur Schule geht. Der Verlust eines Semesters kann nachgeholt und eingeholt werden. Dieser Spielverlust aber nie, oder doch nur auf weniger unschuldige Weise. Laß ihn ruhig ein Mädchen küssen und noch mal eins. Daran ist noch kein Mensch gestorben, oder unsere besten Männer und Frauen lebten längst nicht mehr. Aber geworden ist mancher daran und zum Leben erwacht und hat sich gesagt: Donnerwetter, das ist doch der Mühe wert, und hat sich extra zu diesem Zweck die Bücher vor die Nase genommen. Du ja auch. Und —"

„Traud — hör' mich mal an!"

„Und wenn der Sohn dann herangewachsen ist und lebt wie sein Vater in Amt und Würden und sitzt mit diesem Vater abends hinterm Familientisch oder in der Studierstube, dann langweilen sich diese Menschen nicht gegenseitig und gähnen sich an und reden höchstens von ledernen Berufsgeschichten und den ewigen Avancementsfragen, die bis zum Tode kein Ende finden. Sondern sie reden von — nun, von was wohl? Von Sonnentagen und Burschenfahrten, von Becherklang und Liedersang und von so vielen, vielen lieben Mädels und schönen Frauen, daß es so warm zwischen ihnen wird, als könnten sie nie und nimmer aus der Jugend heraus; daß sie spüren: es war doch der Mühe wert, trotz Berufs- und Familiensorgen, und der Vater sagt: Junge, das laß' ich mich eine Flasche kosten. Und der Junge: Prosit, Vater, auf deine Jugend."

„Traud! Traud!"

„Hörst du, Klaus, so möchte ich, daß

dein Junge einmal wird, und deshalb und deinetwegen habe ich ihn so — so mütterlich behandelt. Nun schimpfe. Ich habe ein köstlich reines Gewissen."

Er aber hatte sich ihrer Hände bemächtigt und seinen Mund darauf gedrückt ...

Ganz laut schlugen ihre Herzen.

Und dann sagte sie nach einer langen Weile: „Du hast sie mir schon vorhin geküßt, Klaus, und ich muß wohl sehr schöne Hände haben, daß du mich schon wieder damit stehen lassen willst und gar nichts anderes an mir findest."

„Du!" stieß er hervor und lachte ihr in die Augen. Und dann schloß sie die Augen und spürte seinen Mund ...

„So — nun ruf' mir mal den Walter."

„Er ist fort."

„Fort? Wohin?"

„Ins goldne Ferienland hinein. Studenten und Studentinnen miteinander."

„Und du hast es ihm erlaubt?"

„Ja, Klaus, es ist wohltuend und erzieherisch zugleich. Heut abend wollt' ich dir's schreiben."

Und Klaus Kreuzer tat einen tiefen Atemzug. „Der glückliche Junge." Und wandte sich Traud Werder zu. „Da habe ich nun meinen Wandereranzug im Koffer und den Rucksack dazu und drei — drei goldene Ferienmonate. Wie sagtest du doch, was dem jungen Herzen not täte vor neuer Arbeit? Ein Traum von seliger Jugendzeit. Traud — und mir tut er not. Heute — oft ..."

„Du willst mich fragen, ob ich mit dir wandern will, Klaus?"

„Ja, Traud."

„Um Walter einzuholen und seine Kameraden und Kameradinnen?"

„Nur so nahe, um die Fühlung mit der Jugend nicht zu verlieren."

Sie legte ihm den Arm um den Hals und sah ihn an. „Ich bin ja schon immer mit dir gewandert. Weshalb sollte ich jetzt zurückbleiben wollen, wo du mich brauchst ..."

Und sie wanderten in früher Morgensonne durch die goldenen Ährenfelder des Lahntales, die der Ernte entgegendufteten, um neuem Blühen den Platz zu bereiten, durch die Wälder mit ihren goldenen Lichtern, durch die Sommerwelt, weiter und weiter. — — —

Das Neue.

Es gähnt das Prinzeßlein auf goldenem Thron: —
„Ihr Mädchen und Pagen, ihr langweilt mich schon,
Ihr singt ja aus ein und demselbigen Ton,
— Ich möchte einmal etwas Neues!

Ich möcht' etwas sehen, was keine noch sah,
Und möcht' etwas hören, was nirgend geschah,
Was niemand erwartet, — und plötzlich ist's da —
O, wäre es, wär's nur was Neues!"

Da lachte der Page, der blutjunge Fant:
„Prinzeßlein, ich führ' Euch ins Märchenland,
Steigt nieder vom Throne und gebt mir die Hand,
So zeige ich Euch etwas Neues."

Er trägt ihr die Schleppe, sie gehen zum Wald,
Wo Vogelgezwitscher rings jubelnd erschallt;
Prinzeßlein gähnt wieder. — „Das ist ja so alt!
Das wahrlich, das ist doch nichts Neues?"

„Schließ," flüstert er, „deine zwei Blauaugen zu,
Still, still, ich bin bei dir. Wir schweigen in Ruh'...
Nun horche, — wer hörte mein Herz so wie du?
Es sagt dir, es klagt dir ganz Neues!"

Da hat sie sich ihm an die Schulter gelehnt,
Das stolze Prinzeßlein, — und nicht mehr gegähnt,
Und meint nun, das wär', was sie immer ersehnt,
Und meint nun — das wäre was Neues!...

Adalbert Meinhardt.

Franz Liszt. Von Otto Leßmann.

Zu seinem 100. Geburtstage: 22. Oktober 1911.

Franz Liszt! 100 Jahre! Es dürften nicht mehr viel Menschen leben, deren Erinnerung zurückreicht in jene Zeit, in der der Name des Klaviervirtuosen Liszt in Ausdrücken der Bewunderung und Begeisterung durch die Welt hallte, wie nie zuvor der Name eines Musikers.

Wie ein Triumphator durchzog in den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der jugendliche Meister Europa von West zu Ost, von Nord zu Süd, überall die Herzen und Sinne seiner Zuhörer bezwingend — nicht nur durch seine alles Dagewesene überragende, völlig eigenartige Kunst des Klavierspiels, sondern auch durch seine Persönlichkeit, von der ein Zauber ausstrahlte, der nur durch eine seltene Vereinigung ganz ungewöhnlicher geistiger, seelischer und auch äußerlicher Eigenschaften zu erklären ist. Bildeten die Musiker jener Zeit, die schaffenden wie die ausübenden, doch noch immer sozusagen eine Kaste für sich, die, mit wenigen Ausnahmen, von dem höheren Bürgerstande, von der Geburtsaristokratie und den höfischen Kreisen gesellschaftlich als nicht ganz gleichberechtigt angesehen wurde, Liszt aber erzwang sich durch sein weltmännisches Wesen, seine umfassende Bildung und seinen sprühenden schlagfertigen Geist eine das soziale Niveau selbst der damals gefeiertsten Virtuosen weit überragende Stellung, und es ist nicht der kleinste seiner Ruhmestitel, daß er jederzeit und in jeder Lebenslage die Würde der Kunst und des Künstlers durch sein Tun und Lassen vertrat und durch sein Beispiel eine weitklaffende Bresche in das Vorurteil legte, nach dem der Künstler eigentlich als minderwertiges Glied am Gesellschaftskörper einzuschätzen sei. Bezeichnend für den Mut, den er in dieser Beziehung betätigte, ist ein wenig bekanntes, aber verbürgtes (mir von einem Augenzeugen, dem Staatsrat Exzellenz von Grimm, dem Erzieher Alexanders II., mündlich mitgeteiltes) Vorkommnis in Petersburg, wo Liszt eines Abends bei der musikliebenden Großfürstin Helene in einer Gesellschaft spielte, in der auch Kaiser Nikolaus I. gegenwärtig war. Während Lisźts Spiel sprach der Kaiser fortgesetzt laut zu seiner Nachbarin, so daß Liszt, der diese Störung als eine Mißachtung empfand, plötzlich aufhörte. Auf des Kaisers barsche Frage, was das bedeuten solle, antwortete Liszt mit größter Unbefangenheit: „Wenn Se. Majestät der Kaiser von Rußland spricht, hat jeder andere zu schweigen."

Diese Geistesgegenwart imponierte selbst dem stolzen Zaren, und das Konzert verlief von da ab ungestört.

In seinen schon 1835 in Paris mit warmherzigem Grimm und scharf ironisierender Bitterkeit geschriebenen sechs Artikeln „Zur Stellung der Künstler" weist Liszt auf die Tatsache hin, daß noch viele unter den Pariser Künstlern jener Zeit „von der kirchlichen Exkommunikation heimgesucht werden", und zugleich auf die „Bediententreppen, die Künstler und Künstlerinnen ersten Ranges, wie Moscheles, Rubini, Lafont, Pasta, Malibran u. a., in aristokratischen Häusern Londons benutzen mußten".

Die lebende Generation mag über den Komponisten und Virtuosen Liszt je nach der Quelle, aus der sie ihr Wissen schöpft, in freundlichem oder feindlichem Sinne unterrichtet sein, sie hat sich aber gewöhnt, gerade die menschliche Persönlichkeit des großen Künstlers in teils schiefer, teils einseitiger Beleuchtung zu sehen und zu beurteilen.

Es ist nicht unmöglich, sogar wahrscheinlich, daß das ungünstige, z. T. bis jetzt fortwirkende Urteil der Zeitgenossen durch zwei Schritte Lisźts mit hervorgerufen worden ist, von denen jeder eine wichtige Epoche im Leben und in der Entwicklung des Künstlers abschloß bzw. eröffnete. Der erste war Lisźts, des vergötterten Virtuosen, plötzlicher Rücktritt von der Öffentlichkeit als ausübender Künstler, der andere Lisźts Eintritt in den Franziskanerorden. Wie ehemals der beispiellose Siegeszug des Klavierspielers das Staunen der Zeitgenossen erregt hatte, so auch der scheinbar unerklärbare Verzicht des im Zenit seiner Triumphe stehenden, noch nicht vierzigjährigen Künstlers auf die ihm allenthalben in den Konzertsälen bereiteten Ehrungen, um dies blendende, mit Ruhm, Geld und Auszeichnungen allerart überreich gesegnete öffentliche Wirken mit einer höfischen Kapellmeisterstellung in dem traulich stillen Weimar zu vertauschen.

So überraschend dieser Schritt der Welt auch kam und von Neidern als Sensationsmache glossiert wurde, so wohlbegründet erweist er sich in der Individualität Lisźts, der viele Jahre später einmal vertraulich zu dem Schreiber dieser Zeilen über jenen frühzeitigen Entschluß äußerte: „Ich habe in meinem Leben manchen dummen Streich gemacht, gleichgültig, ob ich sie bedauere oder nicht, aber auf einen gescheiten bilde ich mir etwas ein: daß ich nämlich rechtzeitig von der Öffentlichkeit als Klavierspieler zurückgetreten bin." Das Gescheite dieses Schrittes ist erst ganz zu verstehen, wenn man sich vergegenwärtigt, wie so viele bedeutende ausübende Künstler im Alter sich um den früher errungenen Ruhm bringen, weil sie nicht zu

rechter Zeit zu erkennen vermögen, wann ihre Uhr abgelaufen ist.

In einem Briefe, den er schon im Frühjahr 1838 aus Venedig an seinen Freund Lambert Massard (s. Ges. Schr. Bd. 2 bei Breitkopf & Härtel) richtete, bezeichnet er als „den wahren Tod des Künstlers, wenn ihm die Jahre — trotz gleicher Kraft der Empfindung — die Fähigkeit geraubt haben, das Empfinden so wiederzugeben, wie er es fühlt; wenn sein Talent wohl Glanz, aber seine Strahlen nicht mehr besitzt; wenn andere Talente nur durch den Reiz der Jugendfrische mehr Sympathie erwecken als alternde Vollkommenheit!“

Nun, was der Siebenundzwanzigjährige so lebendig empfand, setzte der Vierzigjährige in die Tat um, da er fühlte, daß er als Virtuose seine höchsten Trümpfe bereits ausgespielt hatte. Was konnte ihm auch auf diesem Gebiete noch erblühen, das er nicht schon gegeben und genossen hatte? Sein Streben ging höher hinauf, ein strahlenderes Ziel lag vor ihm. Hatte er bis dahin einzig mit seinen zehn Fingern am Klavier seiner Kunst gedient, so trieb es ihn nun, seine künstlerische Mission in größerem Rahmen, an der Spitze eines Orchesters, eines Operntheaters, und selbstschöpferisch zu erfüllen.

Die Möglichkeit dazu wurde ihm in Weimar geboten. Dahin zu übersiedeln, hatte ihn die kunstsinnige Großherzogin Marie Pawlowna, eine russische Großfürstin, veranlaßt. Sehr bald entwickelte sich zwischen ihm und dem jungen Erbprinzen Karl Alexander ein wahrhaft rührendes Freundschaftsverhältnis, das bis zu Liszts Tode in gleicher Herzlichkeit anhielt, obschon es an Reibungspunkten auf künstlerischem Gebiete zwischen beiden Teilen nicht fehlte.

Mit der Übersiedlung nach Weimar beginnt die zweite Periode in Liszts Künstlerleben, und hier wuchs Liszt auch innerlich zu jener unvergleichlichen menschlichen Größe empor, die ihn zu einer verehrungswürdigen Persönlichkeit für alle Zeit gestempelt hat. War ihm selbst als schaffendem Künstler für Jahrzehnte das Erbteil aller Genies, die Dornenkrone, beschert, so widmete er sein ganzes Dichten und Trachten mit allen Machtmitteln, die ihm seine künstlerische Autorität und die Weimarer Verhältnisse zur Verfügung stellten, der Förderung der nachstrebenden Jugend, und während ihn selbst ein Mißerfolg nach dem andern bei der damals maßgebenden zünftigen Kritik und den tonangebenden Musikern in Amt und Würden verfolgte — ein wahrhaftes „Kreuzige ihn“ für den *Komponisten* nach dem „Hosianna“, das einst den *Virtuosen* umbrauste — war er bestrebt, durch sein Wirken *andern* Erfolge zu sichern.

Nur ein wahrhaft großer Mensch konnte so handeln, statt sich durch die gegen sein eigenes Schaffen anstürmenden dunkeln Mächte verbittern zu lassen. Nur jemand, den der unerschütterliche Glaube an die Wahrhaftigkeit seiner Kunstideale durchglühte, konnte in der langen Zeit der eigenen Bedrängnis den mitringenden jüngeren Kunstgenossen hilfreich seine starke Hand reichen.

Dieser hohe sittliche Standpunkt war fest fundiert nicht nur in einer überaus reichen Lebenserfahrung, sondern in der tiefen Religiosität, die von frühester Kindheit an einen Grundzug in Liszts Wesen bildete und die ihn in seinem reiferen Alter zu dem zweiten Schritt veranlaßte, der die Verwunderung und die — Spottlust der Welt erregte und das öffentliche Urteil zu seinen Ungunsten beeinflußte: die Annahme der niedern Weihen als Mitglied des Franziskanerordens. Keine Handlung Liszts ist so sehr der Mißdeutung unterzogen worden wie diese. Aber wer jemals Gelegenheit gehabt hat, einen Blick in das grundgütige Herz dieses seltenen Menschen werfen zu können, wem das Glück beschieden war, im Verkehr mit ihm zu erfahren, wie sein ganzes Wesen aus Demut vor Gott und einer auf berechtigtem Selbstbewußtsein begründeten Bescheidenheit vor den Menschen, aus Milde und Toleranz, aus hochsinniger Nächstenliebe und großherzigem Drange zum Wohltun bestand, und wie sich mit diesen Eigenschaften eine wahrhaft edle Begeisterung für seine Kunst nicht nur, sondern für das gesamte Geistesleben der Zeit verband, der mußte zu der Überzeugung gelangen, daß nicht Sensationslust, wie seine Gegner ihm andichteten, ihn zu seinem Schritt gedrängt hat, sondern daß er ihn reinen Herzens getan, erfüllt von dem Glauben an eine neue hohe Mission im Dienste seiner Kunst.

Nichts törichter, als Liszt einer unaufrichtigen Frömmelei zu beschuldigen. Sein Verhältnis zum Christentum war tief ernst, er selbst verlangte, es als ein noli me tangere respektiert zu sehen, und seine Toleranz gegen jedes andere Bekenntnis gab ihm ein Recht dazu. „Mir ist es gleich,“ pflegte er zu sagen, wenn ihm irgend jemand, zumal unter seinen Schülern, seines Glaubens oder Unglaubens wegen verdächtigt werden sollte, „ob Christ, Jude, Muhammedaner oder Heide, jeder anständige und talentvolle Mensch soll mir willkommen sein.“

Daß Liszts Beziehungen zur Religion das strikte Gegenteil von heuchlerischer Frömmelei war, läßt sich überdies aus vielen Stellen seiner Schriften nachweisen, in denen er nicht ansteht, sich gegen den damals herrschenden Zustand innerhalb der katholischen Kirche mit höchstem Freimut aufzulehnen, daß er also streng unterschied zwischen Religion und Kirche.

Meine Frage, warum er Rom als ständigen Wohnsitz wieder aufgegeben habe, beantwortete Liszt einmal mit dem Geständnis: „Der Heilige Vater (Pius IX.) beehrte mich zwar mit seiner besondern Zuneigung, und ich habe ihm oft privatim vorspielen dürfen. Aber in seiner Umgebung verzieh man es mir nicht, daß ich mit den hervorragenden Persönlichkeiten liberaler Richtung verkehrte, unter

denen ich doch allein die geistreichen Menschen fand, und deshalb zog ich es vor, meinen Aufenthalt in Rom auf wenige Monate zu beschränken." In der Tat verteilte er vom Ende der sechziger Jahre an die zwölf Monate des Jahres auf Weimar (Frühjahr und Sommer), Budapest (Herbst) und Rom (Winter).

Nein und abermals nein, Liszts Religiosität war keineswegs nur mystische Träumerei oder gar Pose, sondern die Triebfeder für ein „praktisches Christentum", das wirkungsvoll eingreifen sollte auch in soziale Verhältnisse der Menschheit; das bewies er auch s. B. durch den Anschluß an die Gemeinschaft der St. Simonisten, deren Bestrebungen anfänglich einen durchaus idealen, ausgleichenden und menschheitsbeglückenden Zug aufwiesen. Als indessen ihre Lehren ausarteten zu ungefähr dem Gegenteil ihrer ursprünglichen Idee, sagte sich Liszt von ihnen los.

Fanny Lewald, die Gattin des Literarhistorikers Ad. Stahr, berichtet in ihren „Zwölf Bildern nach dem Leben" (1888) über ein Gespräch, das sie im Jahre 1848 mit Liszt über Christentum und Revolution geführt hat. In dessen Verlauf gab sie ihrer Begeisterung und Ergriffenheit Ausdruck, in die die französische Tragödin Rachel sie versetzt hatte, als jene in antiker Tracht auf der Bühne die Marseillaise gesungen hatte, um die zweite französische Revolution von 1830 damit zu feiern. Liszt fuhr plötzlich heftig auf und rief in leidenschaftlichem Tone: „Wie ist das möglich, wie hat Sie das erschüttern können? Wie haben Sie das zu bewundern vermocht? Es ist ja Torheit, Verbrechen, es ist eine Sünde, jetzt die Marseillaise zu singen. Was hatte die jetzige Revolution mit jener im vorigen Jahrhundert gemein? Was soll uns der blutdürstende Hymnus bei einer sozialen Umwälzung, deren Grundprinzip die Liebe, deren einzige Lösung nur durch die Liebe möglich ist? Wo sind jetzt die Bildern nach dem Leben" (1888) über ein Gespräch, das sie im Jahre 1848 mit Liszt über Christentum und Revolution geführt hat. In dessen Verlauf gab sie ihrer Begeisterung und Ergriffenheit Ausdruck, in die die französische Tragödin Rachel sie versetzt hatte, als jene in antiker Tracht auf der Bühne die Marseillaise gesungen hatte, um die zweite französische Revolution von 1830 damit zu feiern. Liszt fuhr plötzlich heftig auf und rief in leidenschaftlichem Tone: „Wie ist das möglich, wie hat Sie das erschüttern können? Wie haben Sie das zu bewundern vermocht? Es ist ja Torheit, Verbrechen, es ist eine Sünde, jetzt die Marseillaise zu singen. Was hatte die jetzige Revolution mit jener im vorigen Jahrhundert gemein? Was soll uns der blutdürstende Hymnus bei einer sozialen Umwälzung, deren Grundprinzip die Liebe, deren einzige Lösung nur durch die Liebe möglich ist? Wo sind jetzt die féroces soldats? Wo ist le sang impur? Nie hätte man es dulden dürfen, daß in dieser Revolution die Worte: qu'un sang impur abreuve nos sillons! gesungen worden sind! Ich weiß und ermesse, was ich sage. Ich würde einer der ersten sein, zu den Waffen zu rufen, mein Blut hinzugeben und nicht zu zittern vor dem Beil der Guillotine, wenn es die Guillotine wäre, die der Welt den Frieden und der Menschheit das Glück geben könnte. Aber wer denkt daran? Es handelt sich darum, den Frieden in die Welt zu bringen, indem man gerecht wird gegen die einzelnen in der Gesamtheit! Es handelt sich darum, die Ideen triumphieren zu machen, deren einstiger Sieg als sicher vorauszusehen ist! Es handelt sich dabei ebenso um nationalökonomische Dinge, als darum, daß man endlich ernst macht mit der Liebeslehre des Christentums. Und bei einem solchen durchaus friedlichen Werke zu den Waffen zu rufen, die wilden Leidenschaften des Volkes zu erregen, die gaîté de cœur zum Blutvergießen aufzufordern, und schließlich auch noch die Bühne, die Kunst zu entweihen zu dem schrecklichen Zweck, das ist eine Gräßlichkeit! Das ist ein Verbrechen und nichts weiter." Im weiteren Verlauf des Gesprächs fügte Liszt noch hinzu: „Sehen Sie, das Christentum hat sie vor nahezu zweitausend Jahren gepredigt, diese höchsten und tiefsinnigsten Lehren von der Brüderlichkeit und von der Gleichheit der Menschen, aber wer hat sie verstanden und was hat man aus ihnen gemacht?" Man wird begreiflich finden, was Fanny Lewald über den Eindruck dieser Äußerungen berichtet: „Der Ausbruch seiner Empfindung, die Reihenfolge seiner Gedanken hatten uns völlig überrascht. Eine ganz andre Seite seiner Natur kam bei dem jähen Wechsel des Gesprächs plötzlich zur Erscheinung: sein Glaube an eine bessere Zukunft für die Menschheit durch Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse, sein Wurzeln im Christentum und jenes Streben nach Erkenntnis und nach Wahrheit, das ihn dereinst dem St. Simonismus zugewendet."

Über den Eindruck, den Liszts äußere Erscheinung zur Zeit seiner Übersiedelung nach Weimar (1849) machte, gibt Frau Lewald einige interessante Andeutungen. Er sei noch schlank und leicht in allen seinen Bewegungen gewesen, immer noch habe das fröhliche Leuchten seiner Augen, ihr großer Aufschlag und eine eigentümliche Hoheit, die sein ganzes Antlitz überstrahlte, sie überrascht. „Sein bräunliches, lang herabwallendes Haar, das in der Mitte der Stirn mit hohem Schwunge ansetzte, seine Farbe und Gesichtsbildung waren durchaus nicht germanisch; und doch konnte man sie ebensowenig als slawisch oder sarmatisch bezeichnen, denn im Profil erinnerte sie, bis er im Alter stark geworden war, entschieden an Dante. Er sah, wenn er um sich blickte, wie ein Mensch aus, dem die Welt gehört und dem dieser Besitz angeboren war, so daß er ihn natürlich dünkte."

Es ist übrigens ein weitverbreiteter Irrtum, daß Liszt Messe gelesen habe; er war nur Weltgeistlicher, dem keinerlei kirchliche Funktionen zustanden und der jederzeit, wenn er gewollt hätte, die Soutane ablegen konnte. Bekanntlich starb Liszt 1886 in Bayreuth, wo er auch auf dem gemeinsamen Friedhof bestattet ist. Seine zahlreichen Freunde hatten gewünscht und gehofft, daß er in Weimar, dem Ort seiner intensivsten und einflußreichsten künstlerischen Wirksamkeit, seine letzte Ruhestätte finden möge, aber diesem an sich berechtigten Wunsche stand die Ordensregel im Wege, nach welcher die Mitglieder prunklos unter einem einfachen Holzkreuz dort bestattet werden müssen, wo sie den letzten Atemzug getan haben. Über Liszts Grab erhebt sich nun freilich ein kleines Kapellchen, aber innen ist doch über der Steinplatte, die die eigentliche Gruft bedeckt, der Ordensvorschrift entsprechend, ein hölzernes Kreuz aufgerichtet.

Überblicken wir Liszts Wirken, soweit sich in ihm der Künstler und der Mensch zu gemeinsamem Tun die Hände reichten, so darf man kühnlich behaupten, daß unter den führenden Tonkünstlern des XIX. Jahrhunderts nur verschwindend wenige zu nennen sein werden, denen seine Herzensgüte, sein Gerechtigkeitsgefühl, seine neidlose Hilfsbereitschaft nicht zur Seite gestanden hätten, um die breite Öffentlichkeit auf den Wert ihrer Werke aufmerksam zu machen, und daß all die künstlerischen und sozialen Errungenschaften, die im Verlaufe des XIX. Jahrhunderts bis auf unsre Tage im Reich der Tonkunst und der Tonkünstler verzeichnet werden dürfen, von Liszt schon in den dreißiger Jahren während der Pariser Zeit mit einer unerhörten Unerschrockenheit nach oben und unten hin, und in einer leidenschaftlich glühenden Sprache gefordert worden sind. Aber neben den Bestrebungen für die allgemeinen Interessen von Kunst und Künstlern leuchtet das Tun des Schriftstellers, des Komponisten, des Dirigenten und des Lehrers Liszt für bedeutende Einzelpersönlichkeiten in besonderem Glanze. Seine Schriften über Berlioz, Robert und Klara Schumann, Chopin, Rob. Franz und Richard Wagner, die durch eine fast unübersehbare Fülle von (veröffentlichten) Briefen ergänzt werden, beweisen nicht nur die hohe Intelligenz, die Liszt besser und früher als andere in das künstlerische Wesen der Genannten hat eindringen lassen, sondern auch die Begeisterung, mit der er der Kunstwelt verkündete, wie und worin diese Künstler bahnbrechend oder doch fördernd in die fortschrittliche Entwicklung der Kunst eingegriffen haben. Zugleich aber enthalten diese Schriften das künstlerische Glaubensbekenntnis des Komponisten Liszt, das seinem eigenen Schaffen zugrunde lag.

In der schöpferischen Betätigung Liszts wird die Zeit seines Virtuosentums streng zu scheiden sein von der Periode, die mit seiner dauernden Übersiedelung nach Weimar einsetzt. Zwar erhielt Liszt schon 1842 die Berufung als „Kapellmeister in außerordentlichen Diensten" von seiten des Großherzogs, allein er verpflichtete sich zunächst nur für den Februar jedes Jahres, um in Weimar Festaufführungen im Theater und bei Hofe zu leiten und als Pianist mitzuwirken. Den übrigen Teil des Jahres hatte er sich für seine Konzertreisen freigehalten, und erst 1848 gab er das Wanderleben, wie er es bis dahin geführt, auf, um von nun an in der kleinen thüringischen Residenz eine geregelte Tätigkeit als Komponist, Dirigent und Lehrer aufzunehmen, in ersterer Eigenschaft bahnbrechend Wegweiser in die Zukunft der Kunst aufrichtend, lehrend eine Fülle von Segen um sich verbreitend.

Schon in Paris hatte Liszt durch Berlioz' „Phantastische Sinfonie" (Episode de la vie d'un artiste) die Vorstellung gewonnen, daß eine Entwicklung der Musik nicht nur durch Erweiterung der Harmonik und der überlieferten Formen zu erreichen sei, sondern durch Verbindung poetischer Ideen mit der musikalischen Erfindung. Dieser Gedanke hat ihn sehr früh beschäftigt. In einem Briefe an George Sand aus dem Januar 1837 schreibt er: „Gewissen Künstlern ist ihr Schaffen der Ausdruck ihres Lebens. — — Insbesondere der Musiker, der sich an der Natur begeistert, ohne sie zu kopieren, haucht in Tönen die zartesten Geheimnisse seiner Bestimmung aus. Er denkt, er fühlt, er spricht durch sie. Da aber seine Sprache willkürlicher und unbestimmter ist als jede andere, und, gleich den schönen goldenen Wolken beim Sonnenuntergange, jede Form annimmt, welche die Phantasie des einsamen Wanderers ihnen zuerteilt, nur zu leicht sich den verschiedensten Auslegungen leiht, so ist es nicht unnütz und vor allem nicht ‚lächerlich', wie man so häufig zu sagen beliebt, wenn der Komponist in einigen Zeilen die geistige Skizze seines Werkes angibt und, ohne in kleinliche Auseinandersetzung und ängstlich gewahrte Details zu verfallen, die Idee ausspricht, welche seiner Komposition zur Grundlage gedient hat. Sie wird dann fehlerhafte Erklärungen, gewagte Folgerungen, müßige Auseinandersetzungen der Intentionen, welche der Komponist nie gehabt, sowie endlose Kommentare, die alle auf nichts fußen, vermeiden."

Ausführlich beschäftigt sich Liszt mit dieser Frage der Programmusik in seinen bedeutenden Aufsätzen über die „Harold-Sinfonie von Berlioz" (Ges. Schr. Bd. 4, Br. & H.) und über „Robert Schumann" (ebenda, deutsch von L. Ramann), die 1855 zuerst in der „Gazette musicale" in Paris erschienen. Mit Behagen weist er darauf hin, daß es in allen Epochen Komponisten gegeben hat, die den Inhalt ihrer Musikstücke durch charakterisierende Überschriften angedeutet und damit der Phantasie des Ausführenden wie des Zuhörenden eine Weisung gegeben haben, nach welcher Richtung hin sie sich bewegen möge, um zu einem vollen Verständnis der Musik nach dem Sinne des Komponisten zu gelangen. — Liszt bezieht sich auf Bach, auf die älteren Franzosen (Couperin), auf Joh. Kuhnau, Froberger, Händel und Haydn, um schließlich auch Mendelssohn mit seinen betitelten Konzert-Ouvertüren und den Liedern ohne Worte, Spohr mit symphonischen Werken, Beethoven mit der Eroica- und der Pastoral-Sinfonie, verschiedenen Sonaten und den letzten Quartetten, endlich Henselt und Schumann mit einer großen Anzahl von Klavierkompositionen, den Charakterbildern, den Phantasiestücken, den „Carnaval" benannten „Scènes mignonnes", den Kinderszenen usw., für seine Theorie als Zeugen anzusprechen. Er verkennt nicht, daß auch schlechter Geschmack sich herausgenommen habe, nach den „Liedern ohne Worte" „Lieder ohne Gedanken" als Schmarotzerpflanzen emporwuchern zu lassen, daß aber jene denkenden und verständnisvollen Künstler mit der Autorität

ihres Beispiels für die Idee eingetreten sind, durch erklärende Überschriften, Gedichte, Mottos u. dgl. die Vorstellung des ausführenden Künstlers zu beschäftigen und ihr durch ein bezeichnendes Bild die Richtung zu geben, wo sie mit der des Komponisten zusammentrifft, und „die Gefühle erkennt, die das Tonwerk in sich birgt und hervorzurufen bestimmt ist".

Gegen den Mißbrauch, der mit dem Programm in der Instrumentalmusik getrieben werden kann, wendet sich Liszt ganz energisch; nur wenn es eine „poetische Notwendigkeit, ein unablösbarer Teil des Ganzen und zu seinem Verständnis unentbehrlich ist", will er es gelten lassen. Dem Vorwurf, daß er mit seiner Idee sich gegen die überlieferten klassischen Formen wende, setzt er das Bekenntnis entgegen: „Mag der Himmel verhüten, daß jemand im Eifer des Dozierens über Nutzen, Berechtigung und Vorteil des Programms den alten Glauben abschwören sollte mit dem Vorgeben, die himmlische Kunst sei nicht um ihrer selbst willen da, sie finde kein Genüge in sich, entzünde sich nicht am eigenen Gottesfunken und habe nur Wert als Repräsentantin eines Gedankens, als Verstärkung des Wortes! Wenn zwischen einer solchen Versündigung an der Kunst und der gänzlichen Ablehnung des Programms gewählt werden müßte, dann wäre unbedingt vorzuziehen, eine ihrer reichsten Quellen eher versiegen zu lassen, als durch Verleugnung ihres Bestehens durch eigene Kraft ihren Lebensnerv zerschneiden zu wollen."

Daß Liszts Idee, trotz aller Anfechtung, die sie erfahren hat und heute vielleicht noch stärker erfährt als früher, doch einen durchaus lebensfähigen Keim in sich birgt, beweist nicht nur der endliche Sieg der dieser Idee entsprossenen Orchesterwerke Liszts, sondern noch mehr die Tatsache, daß die Programmmusik von den führenden Musikern auch unsrer Zeit mit heißem Bemühen gepflegt wird, ungeachtet ihnen von der zünftigen Kritik unter Hinweis auf Brahms und Bruckner unentwegt das angeblich Falsche ihres Beginnens zu Gemüt geführt wird. Nun läßt sich gewiß nicht leugnen, daß zahlreiche Schöpfungen jüngerer Programmusiker die von Haus aus gesunde und triebkräftige Idee in grotesker Verzerrung erkennen lassen, wie anderseits nicht bestritten werden kann, daß Meister wie Brahms und Bruckner in ihren Sinfonien auch ohne poetisches Programm Werke von höchster Bedeutung geschaffen haben; beide Tatsachen aber schmälern nicht das große Verdienst Liszts, der Instrumentalmusik einen Gärstoff zugeführt zu haben, der, die Gegner mögen sagen was sie wollen, doch wunderherrliche Gebilde hervorgebracht hat.

Gewiß hat sich Liszts Bestreben um die Weiterbildung der musikalischen Formen und Erweiterung der Ausdrucksmöglichkeiten auf allen Gebieten — mit Ausnahme des dramatischen, denn die von dem vierzehnjährigen Knaben in Paris zur Aufführung gebrachte Operette „Don Sancho" zählt ernstlich nicht mit — bemerkbar gemacht. Das moderne Lied wurzelt in Liszts Liedern, die sich bei Wahrung des rein gesangsmelodischen Elementes durch eine volle rhythmische Freiheit der musikalischen Deklamation und sein charakterisierende Harmonik der im Klaviersatz überaus subtil behandelten Begleitung als Stimmungsbilder von ungewöhnlicher Schärfe und Tiefe des Ausdrucks geben. Als Kirchenmusiker steht Liszt auf spezifisch katholischem Standpunkt; neben einer oft starren, asketischen Melodik und altertümelnden Harmonik bietet er Sätze von hinreißendem Glanz und Schwung, entsprechend dem leuchtenden bestechenden Prunk kirchenfestlicher Veranstaltungen. Aber echt, aus tiefstem Herzen gequollen mutet diese Musik trotz mannigfach zu beobachtender, scheinbar theatralischer Züge doch an.

Liszt steht als Musiker der Religion und dem Kultus zuerst mit dem Herzen und nur mit dem Herzen gegenüber, seine Seele spricht dort in hingebendster Naivität, losgelöst von aller bewußten Verstandesarbeit, eine Sprache, die nur ihm eigentümlich und von seiner menschlichen Persönlichkeit unzertrennlich ist. Wie er selbst bekannte, hat er seine zur Einweihung der Kathedrale in Gran (31. August 1856) komponierte große Messe mehr gebetet, als komponiert. Von dieser tiefinnerlichen Seite her, aus der sich die Zwiesprache mit seinem Gott emporringt und zum Ton wird, ist Liszts geistliche Musik zu erfassen, wenn sie ihre Wirkung auf empfängliche Gemüter in vollem Umfange ausüben soll.

Liszts Einfluß als Komponist auf den künstlerischen Nachwuchs geht aber weniger von seiner geistlichen Musik aus, obwohl er gehofft hatte, reformierend auf die katholische Kirchenmusik einwirken zu können, als vielmehr von jenen großen Orchesterwerken, die er selbst mit dem Namen „Sinfonische Dichtungen" belegt hat und in denen er, nach Berlioz' Vorgang, poetische Ideen und Empfindungen, die durch äußere Eindrücke in seiner Phantasie ausgelöst wurden, in charakteristisch beredter Tonsprache wiederzugeben sich befleißigte.

Von den zwölf ersten dieser im Verlaufe eines Jahrzehnts in der jetzt vorliegenden Gestalt entstandenen sinfonischen Werke erfreuen sich einige bereits einer gewissen Popularität, wie „Tassos Klage und Triumph", die „Préludes", „Orpheus", „Mazeppa"; aber auch die übrigen, vornehmlich die „Festklänge", „Prometheus" (mit Chören), „Die Ideale", „Hungaria" und „Die Hunnenschlacht" (nach Kaulbach), würden sich, da jetzt endlich der Bann gebrochen ist, der einst auf Lisztschen Kompositionen lastete, ihren Platz an der Sonne der Öffentlichkeit erringen.

Diese Werke enthalten Liszts Vermächtnis im Sinne einer Weiterentwicklung der Instrumentalmusik, indem in ihnen statt

Franz Liszt

Gemälde von Franz von Lenbach.

(Verlag F. Bruckmann A.-G., München.)

der Anwendung der überlieferten Formen der klassischen Sinfonie der Entwicklung eines poetischen Gedankens die Kraft zur Zeugung neuer, freierer Ausdrucksformen beigelegt wird. Es ist dasselbe Prinzip, das Wagner vom „Tristan“ ab in seinen Werken mit den charaktervollen Umbildungen und Beugungen seiner Leitmotive anwendet und das auch in einigen der bedeutendsten und bekanntesten Klavierwerke Liszts, wie der H-moll-Sonate, dem Es-dur- und dem A-dur-Konzert usw. zu beobachten ist.

Unter den zahllosen Klavierkompositionen Liszts, in denen eine völlig neue technische Behandlung des Instrumentes und eine gegen früher außerordentlich gesteigerte Ausnützung der Klangmöglichkeiten des Klaviers zu erkennen ist, treten vornehmlich die ungarischen Rhapsodien als eine seinem Vaterlande dargebrachte Huldigung hervor; sie bieten im wesentlichen geistreich gestaltete virtuose Aufgaben, während in anderen Werken, wie der Phantasie und Fuge über den Namen Bach, und der Phantasie über einen Basso continuo aus einer Bachschen Kantate u. a. der mit dem ganzen Rüstzeug der gelehrten Satzkunst arbeitende Musiker zu Wort kommt. Überhaupt sollten die Gegner der Lisztschen Muse sich doch ja hüten, gegen Liszt den Vorwurf zu erheben — der bekanntlich s. Z. auch Wagner von seiten der zünftigen Musikanten nicht erspart geblieben ist —, daß es ihm an einer gründlichen schulmäßigen Durchbildung, zumal an der Beherrschung der kontrapunktischen Formen gefehlt habe; nichts törichter als dies Urteil. Liszts umfangreichste und musikalisch bedeutendsten Meisterwerke für Orchester, die Faust- und die Dante-Sinfonie, widerlegen diese leichtfertig ausgesprochene Meinung aufs gründlichste.

Die sämtlichen Original-, Orchester-, Chor-, Gesang- und Klavierkompositionen Liszts aufzuzählen würde Seiten füllen, nicht minder die fast unübersehbare Reihe von Übertragungen und Paraphrasierungen von Sinfonien, Ouvertüren, Liedern und Opernsätzen; indes sei das große Verdienst betont, das Liszt sich gerade mit diesen Arbeiten erworben hat. Seine meisterhaften Umdichtungen der Beethovenschen Sinfonien, der Phantastischen Sinfonie, einzelner Sätze der Harold-Sinfonie und aus „Fausts Verdammnis“, sowie der „Femrichter“- und der „König Lear-Ouvertüre“ von Berlioz, vor allem aber die Transkriptionen Schubertscher Lieder und Tänze haben in einer Zeit, in der das große Publikum kaum Bekanntschaft mit diesen Werken hatte machen können, ungemein zu ihrer Popularisierung beigetragen. Über seine Übertragungen der sinfonischen Werke Beethovens in „Klavierpartituren“, sagt Liszt in einem Briefe an seinen Freund Adolphe Pictet: „Das ernste Studium seiner (Beethovens) Werke, mein tiefes Empfinden ihrer fast unendlichen Schönheiten, anderseits die Hilfsmittel, mit denen mich ein beständiges Studium des Klavierspiels vertraut gemacht haben, machen mich vielleicht weniger unfähig, eher als mancher andere die schwierige Aufgabe zu bewältigen.“ Beethoven war zweifellos die Leuchte in Liszts Künstlerleben. Der Kuß, den der Meister einst auf die Stirn des Knaben gedrückt hatte, hat Empfindungen in dessen Seele geweckt, die den Jüngling, den Mann und den Greis nicht mehr losgelassen haben. Einen erhebenden Ausdruck erhielt Liszts Verehrung für Beethoven in jener Tat, über die er 1839 an Berlioz schreibt: „Ist es möglich, die Sammlung für das Denkmal des größten Musikers unseres Jahrhunderts hat in Frankreich das Ergebnis von 442 Fr. 90 Cent. getragen! Welche Schmach für alle! Welch ein Schmerz für uns! Ein so mühsam zusammengetrommeltes, filziges Almosen darf unseres Beethovens Denkmal nicht bauen helfen.“ An diesen Aufschrei des Grimmes knüpft er die Mitteilung, daß er sich vom Denkmalkomitee ausgebeten habe, den ganzen noch fehlenden Rest der erforderlichen Summe für das Denkmal übernehmen zu dürfen. Die öffentlichen Sammlungen wurden daraufhin geschlossen, und Liszt fügte dem Ertrage eines in Paris für diesen Zweck gegebenen Konzertes von einigen tausend Franken aus seinen Ersparnissen soviel hinzu, daß er die fehlenden 20 000 Franken dem Komitee übersenden konnte.

So groß und edel diese Tat auch ist, Liszt hat noch Größeres für Beethoven durch sein Klavierspiel und seine Lehre getan. War er doch der erste der großen Pianisten seiner Zeit, der den Mut hatte, mit den schwerer verständlichen Beethovenschen Klavierwerken vors Publikum zu treten, und wer je — auch noch in Liszts letzten Jahren — z. B. das Adagio der großen B-dur-Sonate Op. 106 von ihm hat spielen hören, dem drängte sich der Eindruck auf, daß nur eine kongeniale Natur so tief in die Empfindungssphäre des Gewaltigen eindringen konnte, und daß, was ihm da zu hören vergönnt war, der überzeugende Widerhall dessen sein mußte, was einst die große Seele des Schöpfers dieser erhabenen Musik bewegt hatte. Liszts Klavierspiel war eben einzig, keiner seiner Nachfolger hat einen so unbegreiflichen Zauber mit seinen zehn Fingern ausgeübt, wie er, und wenn ein ebenfalls ganz Großer wie Tausig sagen konnte: „Neben ihm sind wir anderen alle dumme Jungen“ und „Wer Liszt nicht hat spielen hören, weiß gar nicht, was Klavierspielen heißt,“ so mag das ein übertreibendes Urteil übergroßer Bescheidenheit des Jungen sein, das aber doch eine Empfindung ausdrückt, wie sie nur ein Wissender haben konnte.

Freunde hatten Liszt schon in früheren Jahren bestimmen wollen, sich der dramatischen und sinfonischen Komposition hinzugeben, allein er wehrte damals in richtiger Erkenntnis seiner künstlerischen Mission bescheiden ab. In dem schon erwähnten Brief

an Alph. Pictet schreibt er: „Sie wissen nicht, daß mir vom Verlassen des Klaviers sprechen so viel ist, als mir einen Tag der Trauer zeigen, mir das Licht rauben, das einen ganzen ersten Teil meines Lebens erhellt hat und untrennbar mit ihm verwachsen ist — — es war ja bis jetzt mein Ich, meine Sprache, mein Leben! Es ist der Bewahrer alles dessen, was mein Innerstes in den heißen Tagen meiner Jugend bewegt hat; ihm hinterlasse ich alle meine Wünsche, meine Träume, meine Freuden und Leiden. Seine Saiten erbebten unter meinen Leidenschaften, und seine gefügigen Tasten haben jeder Laune gehorcht! — — Es bleibt mein fester Entschluß, das Studium und die Entwicklung des Klavierspiels erst aufzugeben, wenn ich alles getan haben werde, was mir zu erreichen möglich ist." Unter Hinweis auf die Klavierwerke Mozarts, Beethovens und Webers, als „die nicht geringsten Urkunden des Ruhmes dieser Meister, die selbst ihrer Zeit bedeutende Klavierspieler waren", sagte er dann später: „Wundern Sie sich demnach nicht, daß ich, der demütige Jünger dieser Meister, danach strebe — wenn auch nur in weitem Abstande — ihnen zu folgen, daß mein erster Wunsch, mein größter Ehrgeiz darin besteht, nach mir einige nützliche Unterweisungen, die Spur einiger errungener Fortschritte, ein Werk zu hinterlassen, das einstmals in würdiger Weise von der Arbeit und dem Studium meiner Jugend Zeugnis ablegt."

Liszt hat Wort gehalten, nicht sowohl durch eine Klaviermethode, von der ein Teil nach seinem Tod veröffentlicht worden ist, als vielmehr durch seine persönliche Lehre, die einen unermeßlichen Segen über Hunderte und Aberhunderte von Schülern ergoß und sich freilich nicht aufs Klavierspiel allein beschränkte, sondern auch Komponisten, Dirigenten und ausübenden Künstlern auf anderen Instrumenten zugute kam. Gleich nach seiner Übersiedelung nach Weimar Ende der vierziger Jahre bildete sich um ihn ein Kreis geistvoller und talentierter Jünger, die mit Begeisterung die fortschrittlichen Ideen des Meisters aufnahmen und an ihrer Durchführung sich eifrig beteiligten. Damals entstand wie von selbst die sogenannte „Neudeutsche Schule", die in Wort, Ton und Schrift die Weiterentwicklung der Tonkunst erstrebte und gegen das von Hochmut und Selbstgefälligkeit verteidigte schematische Festhalten am Hergebrachten energisch zu Felde zog. Männer wie Hans von Bülow, Joachim Raff, Peter Cornelius, Hans von Bronsart, Felix Draeseke, Karl Klindworth, Rich. Pohl, Anton Rubinstein, Joseph Joachim, Ed. Singer, Aug. Kömpel, Bernh. Coßmann, die beiden Grützmacher, Karl Tausig u. a. umgaben als Generalstab den genialen Feldherrn in dem Feldzuge gegen das Philistertum und den Schlendrian in der Kunst und im Kunstleben und trugen gleich Aposteln die im Verkehr mit Liszt gewonnenen Anregungen hinaus in die weite Welt, jeder in den Wirkungskreis, den das Schicksal ihm beschieden. Fiel auch einer oder der andere später ab von dem Meister, so ergänzte sich aus der nachwachsenden und heranreifenden Jugend der Kreis der Treuen unaufhörlich. Künstler wie Eugen d'Albert, Alfred Reisenauer, Felix Weingartner, Emil Sauer, Konrad Ansorge, Moritz Rosenthal, Arthur Friedheim, Bernhard Stavenhagen, Alex. von Siloti, Ferruccio Busoni, Sofie Menter, Pauline Fichtner-Erdmannsdörfer und zahllose andere aus allen Ländern der Erde verdanken Liszt aus den letzten drei Jahrzehnten seines Lebens und Wirkens nicht nur ihre letzte Ausbildung, sondern den Aufbau ihres ganzen künstlerischen Wesens.

Lisżts Unterweisung war frei von aller Schulmeisterei. Hatte er in der Jugend in Paris Unterricht erteilt, um den Lebensunterhalt für sich und die Mutter zu gewinnen, so war späterhin jede pekuniäre Entschädigung seitens der Schüler und Schülerinnen ausgeschlossen. Als Grandseigneur spendete er von seinem künstlerischen Reichtum mit vollen Händen jedem, den er für würdig hielt. Daß namentlich in späteren Jahren seine unerschöpfliche Güte nicht mehr streng die Spreu vom Weizen sonderte und sich Leute an ihn herandrängen konnten, die seiner Lehre nicht wert waren, ist leider nicht zu bestreiten, und aus der Tatsache, daß viel Unberufene und Unberechtigte als angebliche Schüler oder gar „Lieblingsschüler" mit dem Namen Lisżts Unfug trieben, erklärt sich zur Genüge, daß auch der wunderbare Lehrer Liszt von vielen Seiten hämische Angriffe hat erfahren müssen. Von hoher ästhetischer Warte herab erteilte Liszt seine Unterweisungen, Winke für die Technik gab er nur ganz nebenbei, aber Auffassung und Vortrag eines Musikstückes charakterisierte er mit bewundernswerter Anschaulichkeit, oft nur durch wenige kurze Worte oder durch sein eigenes Spiel. Wer ihn nicht verstand, hatte allerdings zu gewärtigen, in mehr oder weniger sarkastischer Weise, aber immer mit verbindlichster Eleganz, vom Klavier fortgewiesen zu werden. Auch als Dirigent war ihm das geistige und seelische Erfassen eines Kunstwerkes die Hauptsache, pedantisches Taktschlagen um nur Korrektheit zu erzielen haßte er. Den Kapellmeistern hat er in einer Vorbemerkung zu seinen sinfonischen Dichtungen beherzigenswerte Winke gegeben, wie seine Werke einstudiert werden sollten, und dieser Hinweis ist für die jüngeren Musiker, die sich der Dirigentenlaufbahn gewidmet haben, der Ansporn geworden, auch bei der Aufführung klassischer Werke das poetische Moment mehr in den Vordergrund treten zu lassen, als es den braven taktschlagenden Handwerkern früherer Zeit gegeben war. Und für jene Dirigenten, die es für unerläßlich halten, durch aufdringliche Bewegungen nicht nur der Arme, sondern des ganzen Körpers, die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu lenken und zu erkennen

zu geben, mit welcher Anstrengung das ihnen unterstellte Orchester zu einer bestimmten Leistungsfähigkeit anzuregen ist, hat er das schöne Mahnwort geprägt: „Wir sind nicht Ruderknechte, sondern sollen Steuerleute sein."

Prophezeien erweist sich als ein undankbares Geschäft, wenn äußere oder innere Umstände sich dem Vorhergesagten hindernd oder gar vernichtend in den Weg stellen. Liszt hatte in dieser Beziehung ein besonderes Glück. Was er schon in jüngeren Jahren in bezug auf die Gestaltung der sozialen, wirtschaftlichen und künstlerischen Verhältnisse im Bereiche des musikalischen Lebens als notwendig vorausgeschaut und angeregt hat, ist zur Tatsache geworden, am wunderbarsten aber hat sich sein Seherblick bewährt gegenüber der Erscheinung Richard Wagners. In Paris knüpften sich im Jahre 1839 die ersten Beziehungen Wagners zu Liszt an, nicht eben vielversprechend für die Zukunft, wie Wagner selbst berichtet, da ihm Liszt als der von der Gesellschaft verhätschelte glänzende Virtuose innerlich zu fern zu stehen schien. Allein sehr bald erkannte Wagner den wahrhaft vornehmen Charakter Liszts, und es entspann sich nun ein Freundschaftsverhältnis seltenster Art, von dem ein zweibändiger Briefwechsel und zahlreiche schriftliche und mündliche Äußerungen beider Meister beredtes Zeugnis ablegen. Beide waren zu gleichen Teilen Gebende und Empfangende in künstlerischer Beziehung, Liszt aber dazu ein wahrhaft großherziger Helfer in allerlei Nöten, und Wagner hatte wohl Ursache, in einem der bedeutungsvollsten Momente seines Lebens, bei der Eröffnung der Festspiele in Bayreuth im Jahre 1876, der um ihn versammelten, verhältnismäßig noch sehr kleinen Gemeinde dankbarst zu verkünden, wie tief Liszt in sein Leben und Wirken eingegriffen hatte. „Ich war ein vollkommen aufgegebener Musjö," sagte er in seiner gelegentlich des großen Banketts auf dem Festspielhügel an die Patrone gerichteten Begrüßungsrede, „und Sie hätten keine Note von mir gehört, wir hätten nie das Ereignis, das uns hier zusammengeführt hat, erlebt, wenn nicht von Anfang an ein Mann an mich geglaubt hätte und mir stets helfend zur Seite gestanden wäre. Dieser Mann war mein lieber Freund Franz Liszt." Ein stürmisches Hoch durchbrauste den Saal, und Liszt, der neben Wagner saß, sprang auf und rief mit tiefbewegter Stimme durch den Saal: „Ja, wie frühere Jahrhunderte bewundernd aufgesehen haben zu ihrem Dante Alighieri, ihrem Shakespeare, so sehe ich auf zu meinem großen Freunde Richard Wagner!" Und damit fielen die beiden Großen sich um den Hals. Von dem ergreifenden Eindruck dieser Szene kann sich niemand eine Vorstellung machen, der sie nicht miterlebt hat.

Wenn wir uns das Jahrhundert Musikgeschichte vergegenwärtigen, das seit Liszts Eintritt in die Welt verflossen ist, so werden wir zu jeder Zeit die leuchtenden Spuren des Denkens, Empfindens und Handelns dieser wahrhaft gottbegnadeten Persönlichkeit erkennen. Unwiderstehlicher Fortschrittstrieb, unerschöpfliche Arbeitskraft, ein durch keine Widerwärtigkeit, durch keinen Mißerfolg herabzustimmender Idealismus, vereinigten sich in Liszt und machten ihn zu einem echten Hohenpriester der Kunst und der Humanität. Mögen die Verkleinerer seines Ruhmes sich an seine menschlichen Schwächen klammern, die auch ihm anhafteten, seiner künstlerischen und menschlichen Größe geschieht dadurch gewiß kein Abbruch. Die Richtschnur seines Lebens, der er getreu gefolgt ist, findet in einem Worte Ausdruck, das er dem auf den Tod Paganinis 1840 geschriebenen Nekrolog anvertraut hat: „Die Kunst nicht als bequemes Mittel für egoistische Vorteile und unfruchtbare Berühmtheit aufzufassen, sondern als eine sympathische Macht, die die Menschen vereint und einander verbindet; das eigene Leben zu jener hohen Würde auszubilden, die dem Talent als Ideal vorschwebt; den Künstlern das Verständnis zu öffnen für das, was sie sollen und was sie können; die öffentliche Meinung zu beherrschen durch das edle Übergewicht eines hochsinnigen Lebens; und in den Gemütern die dem Guten so nahe verwandte Begeisterung für das Schöne zu entzünden und zu nähren —: das ist eine schwere, doch nicht unlösbare Aufgabe. — Breite Bahnen sind jedem Streben offen, und jedem ist ein sympathisches Verständnis sicher, der seine Kunst dem Gottesdienst einer Überzeugung weiht. Wir alle ahnen eine Umgestaltung unserer sozialen Zustände. Ohne ihnen gegenüber die Bedeutung des Künstlers übertreiben zu wollen, dürfen wir doch die feste Überzeugung haben, daß auch ihm eine Bestimmung im Plane der Vorsehung eingeräumt und auch er berufen ist zum Mitarbeiten an dem neuen edlen Werke."

Einem Künstler, der so groß von der Würde und der Bedeutung seiner Kunst dachte, der bahnbrechend Wege in ein künstlerisches Neuland wies, das zu gewinnen und zu kultivieren noch heute schaffende Geister am Werk sind, einem Künstler, der nicht nur selbst für die heimische Kunst neue Werte schuf, sondern unbefangen Umschau hielt unter den zeitgenössischen Meistern auch anderer Nationen, aus deren Werken er neidlos der deutschen Kunstwelt neuen befruchtenden Nährstoff zuführte, einem Künstler endlich, der auch als Mensch getreu dem von ihm aufgestellten Grundsatz: Génie oblige gelebt und zum Nutzen der Allgemeinheit gewirkt hat, darf auch die heute lebende und schaffende Künstlergeneration zu seinem hundertsten Geburtstage in Dankbarkeit huldigend das Gelöbnis nachrufen, in seinem Geist die Kunst pflegen und vorwärts streben zu wollen. Möge das Beispiel dieses „Herrlichsten von allen" allezeit begeisterte Nachfolge erwecken! — —

Der Widerschein des Paradieses.

Mit leisem Schritt durchwandelst du das Zimmer,
Rückst hier ein Bild, füllst eine Vase wieder
Mit duft'gen Blumen! Unter deinen Händen
Wie wird dies Zimmer traut und lieb und heimlich!
Ach, und ich selbst wie werd' an deiner Seite
Ich froh und friedlich! Trübe Laune scheucht mir
Dein anmutvoller Scherz, mit süßer Stimme,
Wohllautend wie das Vogellied im Busche
Und doch so klar und sicher gibst du allen,
Was ihnen obliegt, kund, gebor'ne Herrin,
Und rings folgt dir Vertrau'n und folgt dir Liebe,
Du Gottbegnadete, ich seh's mit Staunen,
Und eine alte Sage schleicht ins Herz mir.
Als einst der Engel aus dem Paradiese
Die ersten Menschen scheuchte, schuldbeladen,
Da ging der Mann mit raschem, jähen Schritte,
Fast wankend, stieren Auges, müden Hauptes,
Trostlos die Schuld und den Verlust bedenkend!
Als ob des Rächers Geißel ihn noch träfe.
Nur vorwärts hastend, unbewußt des Weges!
— Doch Eva neben ihm fühlt heiße Sehnsucht
Ihr schuldig Herz noch einmal jäh durchwallen
Und trotz des Engels Flammenblick noch einmal
Dreht sie ihr Haupt zurück zum Paradiese
Und sieht den letzten Schimmer noch verschwinden
Des sel'gen Lands, der wundersamen Heimat;
Doch so gewaltig war der helle Schimmer,
Daß er ihr Antlitz völlig überstrahlte.
— Und als sie nun zum neuen Wohnort kamen,
Trostlose Einsamkeit, rings düstre Wälder,
Da warf der Mann verzweifelnd sich zu Boden:
„Hier," stöhnte er, „soll uns der Fluch verderben!"
„Nein," sprach sie, „hier ist unser Heim und Eigen!
Komm laß uns Hütten bau'n auf unserm Lande!"
Und staunend sah er da ihr klares Antlitz!
Der Abglanz von des Paradieses Schönheit
Lag noch dem Weibe auf der weißen Stirne,
Umstrahlte sie, beseelte ihre Stimme,
Als sie den Gatten tröstend nun beraten!
— Nicht allen ihren Töchtern hat dies Erbteil,
Des Paradieses Glanz auf klarer Stirne,
Des Paradieses Frieden in dem Herzen,
Sie hinterlassen, wen'gen ward die Gabe,
Doch huld'gend grüßt die Welt, wer sie empfangen.
Ich grüße dich, dir ward dies schöne Erbteil!

Georg von Kries.

Die Camelots du Roi.

Von Karl Eugen Schmidt.

Neulich zankten sich die Deputierten im Palais Bourbon über die Änderung des Wahlsystems, und Camille Pelletan, einer der getreuesten Paladine der französischen Republik, trat auf und hielt eine Rede gegen die von jüngeren Republikanern vorgeschlagene Reform. Er sagte, das gegenwärtig geltende System sei zwar nicht unparteiisch, und die beabsichtigte Abänderung werde eine richtigere, bessere und gerechtere Volksvertretung schaffen, aber darüber könnte die Republik selbst in Gefahr kommen.

Diese Warnung eines der Väter der gegenwärtigen Republik hat nicht die Beachtung gefunden, die sie eigentlich wohl verdient. Denn wenn vierzig Jahre nach ihrer Gründung die französische Republik noch auf so schwachen Füßen steht, daß ihre ältesten und treuesten Anhänger von einer gerechten Verteilung der Sitze im Parlament nichts weniger als den Sturz der Republik und die Wiedereinrichtung der Monarchie befürchten, dann muß es doch wirklich recht schlimm stehen.

Wahrscheinlich übertreibt Herr Pelletan sich selber und seinen Zuhörern die Gefahr. Die sozialistischen Radikalen, die trotz ihres gefährlich klingenden Namens eine gut bürgerliche Partei sind, und deren Führer Pelletan ist, sind noch nicht die Republik, und wenn sie wirklich durch eine Änderung des Wahlsystems ein paar Dutzend Sitze verlieren würden, so wäre damit die Republik noch lange nicht zu Fall gebracht.

So etwas wird nämlich niemals und nirgends durch Wahlzettel und mit Papier, sondern mit einem Säbel und mit Kanonen gemacht. Der Säbel und die Kanonen genügen obendrein nicht, denn um einen Staatsstreich auszuführen, muß man ein Staatsstreichler sein. Es ist nicht gerade nötig, daß man ein Cesare Borgia oder ein Napoleon Bonaparte sei, aber zum mindesten muß man doch ein Napoleon III. oder ein Ludwig Philipp sein. Sobald eine der monarchischen Parteien etwas Ähnliches an ihrer Spitze hat, mögen die Besorgnisse Pelletans bessern Grund haben, solange man es nur mit Victor Bonaparte und mit Philipp von Orleans zu tun hat, liegt wirklich keine Ursache zu Befürchtungen oder Hoffnungen vor.

Trotzdem ist eine zunehmende Schwächung der republikanischen Überzeugungen im französischen Volke nicht zu leugnen, und selbstverständlich nehmen im gleichen Maße die Sympathien für die Monarchie zu. Die Ursache ist nicht in der Stärke der monarchischen Idee oder in der Tüchtigkeit der Thronprätendenten zu suchen, sondern in der durchaus nicht idealen republikanischen Wirtschaft und in der Jämmerlichkeit und Nichtsnutzigkeit der republikanischen sogenannten Staatsmänner. Daß auch unter Ludwig Philipp und Napoleon III. die Politiker nicht alle Muster von staatsmännischer Weisheit und unbestechlicher Redlichkeit gewesen sind, hat man jetzt vergessen, daß aber unter den Leuten, die seit zwanzig Jahren mit den ministeriellen Portefeuilles der Republik sozusagen Fangball spielen, leider sehr viele sind, die des höhern Verstandes oder des delikaten Gewissens oder beider löblicher Eigenschaften zugleich entbehren, das weiß in Frankreich jedes Kind. Und diese Übelstände, die vermutlich weniger mit der Staatsform als mit dem Nationalcharakter zu tun haben, sind die eigentliche Ursache, warum das Prestige der Republik bei dem französischen Volke mehr und mehr zurückgeht, während die Monarchie langsam und allmählich das verlassene Gebiet besetzt.

Die jugendlichen Draufgänger, die früher den republikanischen Kampf führten, also Camille Pelletan und seine Genossen vor vierzig und fünfzig Jahren, stehen nicht mehr bei den Republikanern, sondern bei den Monarchisten. Und zwar sind sie nicht Bonapartisten, sondern Royalisten. Vermutlich kann man sich auch diesen letztern Umstand psychologisch unschwer erklären: das Königreich liegt eben schon mehr als sechzig Jahre hinter uns, das Kaiserreich erst vierzig, und somit gehört es noch mehr dem Lande des Traumes und der Sehnsucht an als jenes. Es gibt eigentlich keinen lebenden Franzosen mehr, der dem Königreiche noch etwas vorzuwerfen hätte, aber die Leute, die sich noch an Sedan erinnern, sind zahlreich, also daß es nicht so leicht ist, das Kaiserreich als das politische Schlaraffenland hinzustellen. Aus dem royalistischen Paradiese dagegen sind die Franzosen schon so lange vertrieben, daß keiner mehr aus eigner Erfahrung von der darin verborgenen Schlange zu erzählen weiß. Die eine politische Veränderung ersehnende Jugend ist also leichter für das Königtum als für das Kaiserreich zu haben, und demgemäß sind die Royalisten in den letzten fünfzehn Jahren den Bonapartisten ein wenig vorausgekommen.

Seit fünf oder sechs Jahren gibt es sogar überhaupt keine politische Partei, die soviel von sich hätte reden machen wie die Royalisten. Das verdanken sie den Camelots du Roi, einer Gründung, die von den älteren Royalisten durchaus nicht mit Wohlgefallen

angesehen wird, und die sich sogar den wiederholten Tadel des „Königs“ selbst zugezogen hat, ohne daß das einen sichtlichen Eindruck auf die jugendlichen Heißsporne gemacht hätte. Die Camelots sind eine Schöpfung des ehemaligen Professors Henry Vaugeois und seines Kollegen Charles Maurras, denen sich der Sohn Alphonse Daudets zugesellt hatte. Während die alte royalistische Partei sich beinahe ausschließlich aus den Kreisen des alten Adels und ihres Anhanges rekrutiert, sind die Camelots, wie schon aus den Namen ihrer Führer ersichtlich, in der Hauptsache bürgerlich. Am besten kann man sie vielleicht mit den Muscadins vom Ende des XVIII. und vom Anfange des XIX. Jahrhunderts vergleichen, die damals, mit tüchtigen Knüppeln bewaffnet, durch die Straßen von Paris zogen und den Revolutionären das Pflaster streitig machten. In ganz ähnlicher Weise haben die royalistischen Camelots unserer Tage den politischen Kampf auf die Straße getragen, und man kann sagen, daß sie seit drei oder vier Jahren das Pflaster beherrschen.

Den alten Royalisten ist dieses Treiben selbstverständlich zuwider. Das sind würdige alte Herren, die in den vornehmen Salons einen platonischen Royalismus predigen, und denen alles verhaßt ist, was sozusagen plebejisch anmutet. Was aber kann plebejischer sein, als das Raufen und Prügeln auf offener Straße, das Zerzausen des Bartes Seiner Exzellenz des Präsidenten der Republik oder das Ohrfeigen Seiner Exzellenz des Präsidenten des Ministeriums? Und zeugt es von aristokratischer Gesinnung, wenn man die Denkmäler der politischen Gegner mit Tinte oder Kot beschmutzt oder gar mit Vitriol oder Beilen verstümmelt? „Fi donc!“ sagten die royalistischen Damen und Herren der Salons und rümpften die Nase. „Fi donc!“ sagte zuletzt sogar der Herzog von Orleans und sandte den Camelots gestrenge Weisung, daß sie sich in Zukunft manierlicher benehmen sollten.

Die Folge davon war, daß die Camelots noch ein paar Saiten gröber und plebejischer wurden und hinfort nicht nur die Republikaner und ihre Minister, sondern auch die alten Royalisten bekämpften. Ihre heftigsten Angriffe waren und sind gegen das führende Organ der Royalisten gerichtet, gegen den von Arthur Meyer geleiteten „Gaulois“. Die jungen Royalisten suchen nämlich, um möglichst viele Anhänger zu erwerben, alle möglichen Volksströmungen auszubeuten. Sie sind vor allen Dingen die patriotischsten Franzosen und die lautesten Schreier, wenn es gilt, den „Barbaren“ jenseits des Wasgenwaldes die Zähne zu zeigen. Wie es sich eigentlich von selbst versteht, sind sie auch Antisemiten, denn die Juden sind in Frankreich noch weit mehr als in anderen Ländern Fremdlinge, sintemalen es so gut wie gar keine Juden mit französischen Namen gibt. Alle in Frankreich wohnenden Juden stammen aus Spanien oder in der weitaus größten Zahl aus Deutschland. Nun hat es der getaufte Jude Arthur Meyer verstanden, sich gewissermaßen zum Sprecher der alten Royalisten zu machen, und die Heftigkeit der Angriffe der Camelots gegen die Royalisten der Salons und ihr Organ, den „Gaulois“, erklärt sich also teilweise auch aus ihrem Antisemitismus.

Das Organ der Camelots ist die „Action française“, und wer durch das Unglück seines Berufes, wie der Schreiber dieser Zeilen, zum regelmäßigen Lesen aller oder der meisten Pariser Zeitungen verurteilt ist, der muß gestehen, daß kein anderes Blatt der französischen Hauptstadt sich so amüsant und lebendig liest wie dieses. Die Attacke ist ja ganz selbstverständlich immer amüsanter und pittoresker als die Abwehr; der kämpfende und stürmende Eroberer interessiert uns mehr als der untätig oder rein defensiv hinter seinen Mauern Sitzende. Darum hören alle Romane mit der Hochzeit auf, darum lesen wir lieber von Alexander und Napoleon als von Augustus und dem Kaiser Franz.

Die „Action française“ wird von den nämlichen Leuten geschrieben, die mit dicken Knüppeln in das Théâtre français ziehen und so lange toben, schreien, prügeln, bis das ihnen mißliebige Stück vom Spielplane abgesetzt wird; die nämlichen, die ihre Mannschaften aufbieten, um den Anarchisten offene Feldschlachten zu liefern, die mit ihrem Beifalle nicht hinter dem Berge halten, wenn man den Bart des Präsidenten gerupft oder die Backe eines Ministers geschrammt hat. Da kann man sich denken, daß auch ihre Artikel nicht nach der Ofenbank oder nach dem Bakel des Schulmeisters schmecken, — obgleich die Hauptähne in der Redaktion wirklich Schulmeister gewesen sind, ehe sie sich der Politik ergaben.

Der grimmigste Kämpe ist Léon Daudet, der zwar als Schriftsteller nicht mit seinem großen Vater verglichen werden kann, als Polemiker aber einen der ersten Plätze verdient. Im Anfang kämpften die Camelots selbstverständlich nur gegen die Republikaner und die Herren des heutigen Frankreichs, dabei ihre patriotische und antisemitische Saite stark betonend. Dann aber banden sie, wie schon gesagt, mit der eigenen Partei und der bisherigen schläfrigen Führung der royalistischen Politik an: sie schimpfen und prügeln nicht nur auf die Herren der Republik, sondern auch auf die Salon-Royalisten und auf die Anhänger Victor Bonapartes, den Daudet Victor-Sedan zu nennen pflegt. Und die Bonapartisten verhalten sich dabei rein leidend, indem ihr Hauptorgan, die jetzt von der dritten Generation des journalistischen Adelsgeschlechtes Cassagnac geleitete „Autorité“, die sonst auch kein Blatt vor den Mund nimmt, jeden Angriff der Camelots mit der größten Höflichkeit abzuhalten sucht, ohne jemals selber an einen Angriff zu denken. Vielleicht kann man

daraus folgern, daß die Bonapartisten keine so großen Hoffnungen auf Erfolge haben wie die Royalisten, und das stimmt freilich mit den Ereignissen und Beobachtungen der letzten zehn oder fünfzehn Jahre überein. Wenn auch die größere Distanz das Königtum herrlicher und idealer erscheinen läßt als das Kaiserreich, dessen für Frankreich so verhängnisvolles Ende ja immer noch die französischen Gemüter und die französische Politik beeinflußt, so ist doch auch die Persönlichkeit der beiden Prätendenten an der verschiedenen Lage beider monarchistischen Parteien wenigstens teilweise schuld. Im Grunde genommen sind ja beide Prätendenten keine großen Helden, und der eine hat so wenig wie der andere das Zeug zum ersten oder dritten Napoleon oder auch nur zum Bürgerkönig Ludwig Philipp.

Aber der Herzog von Orleans hat sich doch etwas rühriger und eifriger gezeigt als sein Nebenbuhler. Erstens erschien er vor zwanzig Jahren auf französischem Boden, um seiner militärischen Dienstpflicht zu genügen, und seine Anhänger machten daraus eine große Heldentat, obgleich die Sache im Grunde nur lächerlich war. Dann heiratete er eine österreichische Prinzessin, und da seiner Gattin der französische Boden nicht verschlossen war, machte sie alsbald eine Reise nach Paris, empfing die Spitzen der royalistischen Gesellschaft und redete zu einer Deputation der Damen der Hallen wie ihre legitime Königin. Aber was hat das alles zu bedeuten? Napoleon III. arbeitete ganz anders, und so lächerlich uns seine abgerichteten Adler auch vorkommen, der Erfolg hat gezeigt, daß Frankreich das Land ist, worin die Lächerlichkeit nicht tötet. Außerdem machte er Verschwörungen und zögerte nicht, selbst seine Haut zu Markte zu tragen, wenn es galt. An so etwas denkt der Herzog von Orleans nicht, so kühn seine Manifeste auch lauten. Kann man glauben, daß ein Mann von der Art Napoleons III. eine so herrliche Gelegenheit wie den Dreyfusrummel ungenutzt hätte verstreichen lassen? Der Herzog von Orleans dagegen ist trotz seiner verwegenen Proklamationen, trotz seiner Heldenbücher von Bärenjagden und Walfischharpunaden ein sehr bequemer Herr, so einer, wie Julius Cäsar sie um sich zu sehen wünschte: „Laßt fette Männer um mich sein, die nachts gut schlafen!"

Leider wird der sterbliche Mensch immer fetter, wenn er einmal die Vierzig erreicht hat, und mit dem Fette nimmt auch das Ruhebedürfnis zu. Was also die Persönlichkeit der Prätendenten anlangt, so wird die von ihnen der Republik drohende Gefahr mit jedem Jahre geringer, und von dem Herzog von Orleans haben wir keine aufregenden Abenteuer mehr zu erwarten.

Sein Nebenbuhler Victor Napoleon aber ist auch in den Jünglingsjahren, wo das Blut rascher und heißer durch die Adern strömt, ein merkwürdig ruhiger und bequemer Herr gewesen. So ruhig und bequem, daß seine eignen Anhänger sich von ihm lossagen wollten und ihn teilweise tatsächlich verließen. Der Vater der beiden Cassagnacs, die jetzt die „Autorité" leiten, schrieb damals in dem nämlichen Blatte, er wolle nichts mehr mit Victor Bonaparte zu tun haben, er kämpfe von jetzt an nicht mehr für eine bestimmte Person oder Familie, sondern für den ersten besten, der imstande sei, der Republik den Garaus zu machen und eine neue oder alte Monarchie einzurichten. Besonders die Haltung Victor Napoleons im Dreyfusrummel wurde ihm von seinen Anhängern sehr verdacht. Während damals der Herzog von Orleans die nationalistische Note anschlug und seine Leute ermahnte, sich in den Kampf gegen die Dreyfusards zu stürzen, enthielt sich Victor Napoleon jeder Äußerung und erst recht jeder Handlung. Wahrscheinlich war er im Grunde seines Herzens selbst Dreyfusard, sah aber ein, daß seine Parteinahme für den als Verräter verurteilten Juden ihm in der Armee schaden müsse, und die Armee ist selbstverständlich das, worauf der Bonapartismus auch heute noch am meisten zählt. Kurz, wenn vor zehn Jahren dieser Prinz Victor nur ein wenig von dem Geiste gehabt hätte, den seine „Vorgänger" auf dem kaiserlichen Throne in verschiedenem Maße besessen haben, dann wäre für die Republik die allergrößte Gefahr entstanden, die ihr in den vierzig Jahren seit ihrer Gründung gedroht hat. Ein rühriger und unternehmungslustiger Bonaparte hätte die damals höchst aufgeregte und gegen die Regierung erbitterte Armee sehr wahrscheinlich zu einem Staatsstreiche benutzen können. Daß aber der General Roget oder irgendein anderer General nicht seine Haut zu Markte trug, nur um sich einen schönen Dank von einem Herrn zu verdienen, der ihn durch nichts zu einem solchen Schritte ermutigte, ist sehr natürlich.

Nachdem Victor Bonaparte seine Jugendzeit sehr schläfrig und faul in Brüssel verbracht und die schönste Gelegenheit zu einem Staatsstreiche, die man sich nur wünschen konnte, unbenutzt gelassen hat, reckt er seit etwa einem Jahre die kaiserlichen Glieder und fängt an, dem Herzog von Orleans, der bislang das Prätendentenfeld allein behauptete, ein wenig Konkurrenz zu machen. Die Ursache dieses so spät erwachten Ehrgeizes ist ohne Zweifel in seiner Verheiratung mit der Tochter des Königs Leopold von Belgien zu suchen. Die Töchter dieses Königs zeichnen sich alle durch einen unruhigen und, wenn man will, abenteuerlichen Geist aus, und auch der Prinzessin Clementine scheint es nicht an Lust zu fehlen, eine möglichst laute, öffentliche Rolle zu spielen. Sie ist jetzt der Mann im Hause und leitet die bonapartistische Politik. Dem Beispiele der Herzogin von Orleans folgend, ist auch sie nach Paris gekommen, um die Getreuen zusammenzurufen und mit ihnen zu beraten.

Der unerwartete Tod ihrer Schwiegermutter machte diesen Beratungen ein Ende, ehe sie ganz zum Schlusse gediehen waren, indessen ist aufgeschoben nicht aufgehoben, und jedenfalls scheinen ihre Bemühungen nicht ganz ohne Resultat geblieben zu sein, denn die Wut der Camelots du Roi gegen den Bonapartismus ist erst durch diesen Besuch der Prinzessin Bonaparte in Paris aufgestachelt worden.

Auf der andern Seite ist nicht zu verkennen, daß die Idee der Republik bei der Masse des französischen Volkes bei weitem nicht mehr so viele und eifrige Freunde hat wie vor vierzig, dreißig, zwanzig und sogar zehn Jahren. Als im Dreyfusrummel die nationalistischen Banden über die Boulevards zogen, nahm die Republik zur äußersten Linken ihre Zuflucht. Die vor- und nachher so eifrig verfolgte rote Fahne wurde gewissermaßen offiziell und zeigte sich in den republikanischen Festlichkeiten, die im Beisein des Präsidenten der Republik und der Minister gefeiert wurden. Die Fäuste und Knüppel der Sozialdemokraten und sogar der Anarchisten verjagten schließlich unter dem beifälligen Lächeln der Obrigkeiten die Nationalisten von der Straße, und die revolutionäre Linke in der Kammer verschaffte der Regierung die nötige Mehrheit. Man kann also sagen, von der Unzulänglichkeit der Prätendenten abgesehen, daß der reaktionäre und monarchische Ansturm während des Dreyfusrummels an dem Widerstande der roten und rötesten Parteien gescheitert ist.

Ob diese Parteien einem erneuten Ansturme der Monarchisten den gleichen Widerstand leisten würden, ist mehr als fraglich, ist sogar unwahrscheinlich. Und hier liegt vermutlich eine größere Gefahr für das Bestehen der französischen Republik als in den Intrigen der Prätendenten. Die Sozialdemokraten sind wenigstens auf ihrem äußersten linken Flügel heute bei weitem nicht mehr so republikanisch wie vor zehn Jahren. Das heißt: sie sind wohl noch immer Republikaner, aber ihr Ideal ist nicht im mindesten die heute in Frankreich bestehende Republik. Zwischen dieser kapitalistischen Republik und der kapitalistischen Monarchie machen sie nicht mehr den geringsten Unterschied, und in irgendeiner Versammlung der organisierten Arbeiter in der Pariser Arbeitsbörse kann man unter dem Schweigen oder gar dem Beifalle der Zuhörer bald den und bald jenen Führer erklären hören, daß Monarchie und Republik weiter nichts als Etiketten sind, für deren Sturz oder Erhaltung der vierte Stand nicht den kleinen Finger rühren solle. Der Wall, an dem vor zehn Jahren der monarchische Angriff zurückprallte, besteht also heute nicht mehr oder wenigstens nicht in seiner damaligen Stärke, und wenn sich heute eine Gelegenheit böte wie der Dreyfusrummel, dann käme die Republik in weit größere Gefahr als vor zehn Jahren.

Die Sachlage dürfte also schließlich ungefähr folgende sein: die Republik, wie sie heute in Frankreich besteht, hat bei einem Teile der organisierten Arbeiterschaft, also gerade bei den Leuten, die bisher ihre stärkste Stütze waren, ihren Kredit großenteils verloren, und wenn sie einem neuen gefährlichen Anstoße ausgesetzt würde wie vor zehn Jahren, so wäre ihr Sturz nicht gerade unwahrscheinlich. Auf der andern Seite ist die Gefahr der eigentlich monarchischen Bewegungen nicht gerade größer als vor zehn Jahren, obgleich die sehr rührigen Camelots du Roi mit ihrem Geschrei die Welt erfüllen. Sehr viel mehr als Geschrei ist das nicht. Jedenfalls aber sind die Royalisten jetzt ernster zu nehmen als die Bonapartisten, und wenn denn einmal die Aussichten beider monarchischen Lager abzuwägen sind, so wird man sich wohl ohne viel Zaudern für Philipp VIII. entscheiden dürfen. Aber im Grunde sind die Aussichten beider nur sehr gering: die Prätendenten sind nicht von dem Teig gebacken, aus dem man Eroberer von Thronen und Kronen fertigt, und vermutlich werden wir noch ein halbes Dutzend Auflagen Loubet und Fallières erleben, ehe ein Mann mit einer Ziffer hinter dem Vornamen als Oberhaupt Frankreichs erscheinen wird.

Das Herbstblatt.

Als ich von deinem Hause zögernd ging,
Hab' ich ein rotes Herbstblatt mir gebrochen.
Dies ist ein Bild, hab' ich zu mir gesprochen,
Daß ich den Herbst aus ihrer Hand empfing.

Denn deine Hand, als bang ich sie umfing,
War kühl wie Herbstlaub, das der Frost gebrochen.
Nichts weiß es mehr von heißen Sommerwochen,
Da Tag und Nacht in schwülem Duft es hing.

Daß ich den Sommer nicht vergessen kann!
Und daß er kommt in traumbewegten Nächten,
Mit heißer Hand den Kranz der Lust zu flechten!

Du Herbstblatt: so faßt ihre Hand sich an.
Dich leg' ich auf mein Herz, das fieberheiße.
Vielleicht dann lernt es deine kühle Weise.

Albert Geiger.

Wappen am Otto Heinrichsbau.

Erinnerungen des Heidelberger Schlosses.

Von Prof. Dr. Ed. Heyck.

Mit Abbildungen nach Blättern des Verlags Edm. von König, Hofkunsthandlung in Heidelberg.

Wie ein Alb liegt der Gedanke an den Ottheinrichsbau auf allen, die mit Heidelberg verbunden sind. Am unmittelbarsten war ja die Sorge vor den tatbereiten Neuaufbauern. Gewiß, man kann ihnen zu einem Teil recht geben in dem, was sie wollen. Eine gute Kopie für die Nachwelt sichern, das kann nur erwünscht sein. Sofern man dieses Talmialtertum dann in den Hof eines Polytechnikums stellt oder in ein allerneuestes Nationalmuseum einbaut. Aber undenkbar ist, daß es an die Stelle der geschichtlichen Ruine kommt. Sollte wirklich das möglich sein, daß jemand nicht begreift, wie diese uns so unendlich mehr und anderes ist, als alles, was man durch eine Kopie erhalten, durch sie zurückverwandeln könnte? Ja, daß sie Größeres ist, als mit Dach und pedantischen Giebeln der ganze Wirklichkeitsbau von einst! Den ein Traum der Schönheit erschaut hatte — ein undurchführbarer, bis ihn die halbe Zerstörung nachträglich noch erfüllte!

Aber wir retten sie bestenfalls vor euch, ihr unternehmenden Restauratoren, ihr Würdenträger der in sich selbst befangenen Sachverständigkeit. Es streckt eine andere Hand sich aus, leiser zwar als ihr, unheimlicher, um mit kaum weniger Gewißheit die Vernichtung nicht mehr lange zu verschieben. Die dem Bau Otto Heinrichs das von den Menschen Unerfindbare erst verlieh, die Schicksalsnorne, die stellt nun auch nicht die unerbittlich abwindende Spule, wo man es so heiß erflehen möchte, still. Sie war schon seltsam barmherzig mit dieser Fassadenwand, die von Anfang ein einzigherrlicher Dilettantenstreich des Genies war, jenseits von Gut und Böse der soliden Bauverständigkeit. Ein Ruck der Vergänglichkeit hat die beiden Giebel, hat die starken Gewölbe niedergerissen, aber frei in den spielenden Lüften ließ sie die Wunderwand bestehen. Versteht sie, was sie uns noch bieten wollte, anderthalb Jahrhunderte gnädig wartend, und zu was sie diese Frist gesetzt! Ersinne, ersinne, du der Zauberkünste so gewaltige, technisch tausendgestaltige Zeit! Den Trank, um den morschenden Stein zu versteinern, die Klammer, die stark und sanft wie stützende Liebe den wankend ausbiegenden Flächen ins müde Rückgrat greift! — —

„Altheidelberg" — —. Scheffel hat mit dem einfachsten Worte die Unzuläng-

lichkeit der Umschreibungen erspart. „Der Vaterlandsstädte ländlich schönste" nannte sie Hölderlin in dem weitaus poetischsten Gedicht von allen, die Heidelberg gewidmet sind. Aber es fehlt in diesem Ausdruck eines, das Entscheidende — obwohl Hölderlin daran gedacht hatte, der von der schicksalskundigen Burg sprach —: das, was „Altheidelberg" ausdrückt, die unmittelbare Zweieinheit der landschaftlichen Anmut mit lebendigster Geschichtlichkeit. Darin liegt es. Es gibt Gegenden, die an sich schöner sind als diese etwas engen Kompositionen von Fluß und Brücke und Schloß und Bergen und Ebene und Ferne. Und solche, deren geschichtliches Gedenken älter und sehr viel weiter ist, gibt es auch. Aber das ist das Einzigartige und deshalb kommt Altheidelberg „kein andre gleich": Gegenwart, Natur, Vergangenheit sind hier vollkommen dasselbe, so wie alles aus dem gleichen roten Sandstein ist, Geschichte und Straßenpflaster und lebendige alte Brunnen, Brücke und Kirchen und die Mauern im Weinberg, die der entschleiernde Morgen in seinen zarten Duft hüllt oder um die die warme Abendsonne glüht. Eine Geschlossenheit von Sein und Überlieferung, die zwar stark lokalisierend, aber dann auch alles verbindend ist. Dem Studentenalter engt sie noch nichts zu, ihm gibt sie nur; leicht empfundene Schönheit und gesteigertes Gegenwartsgefühl, durch heitere Phantasien verbunden mit schönheitsfroher und fröhlicher, wagend übermütiger Vergangenheit. Es wäre nicht ganz so, regierte das alte Kurfürstenhaus in diesen Gegenden auch heute noch. Desto reiner, als es nur noch Geschichte ist, die in den sandsteinernen Ruinen und Nischenfiguren romantisch erinnerungsvoll dasteht, gehört es dieser lebendigen jugendfröhlichen Gegenwart. Und war nicht in den alten Kurfürsten selbst so mancherlei, ja oft so allzusehr Studentisches? Ist es nicht ungemein der Studentenbestimmung verwandt, wie auch Liselotte aus früh zugeschlossener, aber im Herzen unvergänglicher Heidelberger Jugend von dannen in die Lebenswirklichkeiten zog?

Freilich hat auch das erst entdeckt werden müssen, diese den Inhalt Heidelbergs so reich vertiefende Geschichtlichkeit. Das spätere XVIII. Jahrhundert empfand sie so noch nicht. Da schwebte die alte Pfalz unglücklich zwischen Sein und Vergehen, da war ihre Geschichte noch nicht gestorben, damit sie dann erst wieder lebend werde. Wer nach Heidelberg kam, war in „einer" sich als verlassene Residenz hinfristenden, halb alten und halb neuen Stadt. Matthisson nannte in der Überschrift den Genfer See, als er ihn, von seiner zauberischen sommerlichen Füllhornschönheit hingerissen, besang, aber er dichtete seine Heidelberger Elegie „in den Ruinen eines alten Bergschlosses" und fand nur gestaltlos anonyme, idyllische Vergessenheit. Goethe ist in allen Lebensperioden in Heidelberg gewesen. Er hat die heftigsten Bewegungen hier durchlebt — die Tage, da er sich von Lili scheiden mußte und dies noch durchzukämpfen hatte, und da dann in der Nacht der Postillon mit der Aufforderung nach Weimar kommt — im Hause der Freundin, der für Heidelberg, für einen pfälzischen

Friedrich der Siegreiche. Gemälde.

Der Schloßhof vor der Zerstörung. Nach einem Kupferstich.

Dienst Goethes und mit allem noch für Lili werbenden Dorothea Delph. Man erinnert sich an die Szene aus dem Abschluß von Dichtung und Wahrheit, an die Erregung, womit er, die liebevollen Einreden der Gastfreundin abschneidend, die Worte aus dem jüngst entworfenen Egmont ruft.

Das war 1775. Vier Jahre später kam er mit Karl August durch Heidelberg, besuchte Demoiselle Delph und hat Zeit und Eifer gehabt, die Kuriosität des gesprengten Turms zu skizzieren, so wie man heute eine Photographie mitnimmt. Aber erst 1797 finden wir Goethe in einer ausführlich objektivierenden Betrachtung der Schönheit Heidelbergs. Und er beschreibt sie sorgfältig wie ein seltsam für ihn ganz Neues; genau so berichtet er brieflich an Karl August: „mit Verwunderung, und ich darf wohl sagen, mit Erstaunen" mache er sich diese Landschaft klar, die sich von mehreren Seiten dem Ideal vollendeter phantasievoller Gemälde nähere. — Und wieder als ein anderer ist er 1814 und 1815 in Heidelberg. Da drängt es in ihm von „Kunst und Altertum", von Nahes und Fernes verbindender poetischer Romantik, als deren junges Gleichnis zu dem Fünfundsechzigjährigen Marianne von Willemer tritt.

Daten schauender, aufnehmender Entwicklung in Goethe. Aber auch und mehr noch sind es die der Zeit. Heidelbergs rechte Entdeckerin ist diese junge Romantik, die ihre wahrhafte Residenz hier am Neckar findet. Durch Arnim, Görres, Brentano und den Studenten Eichendorff; durch die norddeutschen und schwäbischen Romantiker, die Heidelberg gerne besuchen; daneben durch die in Heidelberg ansässigen Maler, die verschiedenen Fries und Fohr, Rottmann dem Vater usw. Und immer, wenn sich deutsche Romantik regte, bis zu Roquette und Scheffel, oder wenn im Ausland es ihr zu sehnend und kahl ward, in Turner dem Maler, in Bulwer, Longfellow, in Victor Hugo, so kam sie, versteckt im Pilgerschwarm der Reisenden, nach Heidelberg.

Die Romantik zählt ihre Geschichte älter, als nach den Daten der Literarhistorik, sie war schon immer das einwirkungsvollste Ingredienz der linden Heidelberger Lebensluft. Bis hinauf zum Kurfürstenthron. Es ist eigen und doch verträgt es sich miteinander, wie so leicht ihr feiner starker Zaubertrunk den Sinn für die harten Realitäten einschläfert, und wieder, wie er das verantwortende Ich nur freier, unverzagter, selbstbewußter macht.

Da ist der „Pfälzer Fritz", Friedrich

der Siegreiche. Das ist der Pfälzer des rechten sympathischen Typus und volkstümlich bis auf den heutigen Tag geblieben: tapfer und keck bei einer inneren ruhigen Gelassenheit, wo es um Entscheidungen sich handelt, gescheit und einfach, ehrlich und ohne Künstelei. Er ist nur der Oheim und Vormund des zur Nachfolge als Kurfürst (1449) berufenen Philipp, der erst ein einjähriges Kind ist. Das taugt übel in einer Zeit, da der beständige Landunfriede im Reiche schaltet, jeder Reichsstand gegen alle seine Nachbarn Philipps Recht nicht verwirrt, und damit man später das Land nicht wieder an zu viele Erben teilt. So hat er denn bis an seinen Tod 1476 als Landesherr regiert. Und in der großen Mainzer Stiftsfehde 1462 hat er sich als der berühmte Sieger von Seckenheim behauptet, der von der Walstatt, dem „Friedrichsfeld", wie es seitdem hieß, seine geschlagenen Gegner, Karl von Baden, dessen Bruder den Bischof von Metz, und den Württemberger Ulrich, nebst vierhundert gefangenen Rittern heim nach Heidelberg führt. Man

Das Heidelberger Schloß vor der Umbauung mit vielen modernen Villen.

politisiert und Friedrich, der Kaiser, ablauernd untätig zu Wien sitzt: es komme schon noch alles, wie es soll. Da ist es besser, wenn der, der das Kurland verwalten soll, kein unvollständiger stellvertretender Verweser ist, der wichtige Gerechtsame im Reich und Lande ruhen lassen muß. Mit bündigem Verstand zieht Friedrich diese Folgerung, die zwar juristisch unmöglich, aber in der die gesunde Logik ist. Mit seinen Landständen bringt er's zum Entschluß: er, der Vormund, wird den Kurhut nehmen. Aber er will keine standesgemäße Ehe eingehen, damit er kennt nun das Gedicht von Gustav Schwab, wie er vom Heidelberger Schlosse — nach dem Mahle, bei dem das Brot fehlt — den tiefbeschämten Gästen die von ihnen verwüsteten Fluren und brennenden Dörfer zeigt. Das ist freilich eine Sage, die die Geschehnisse symbolisierend nah zusammendrängt. Die Gefangenen, die die Kornfelder der Pfälzer Bauern durch Pferde mit schleifenden Baumästen hatten zerstampfen lassen und sich gerühmt, sie wollten die Weinreben ums Heidelberger Schloß ausreißen, die lagen fein still in den gewölbten festen Stuben, und

Der Otto-Heinrichsbau.

ihre Ritter hatte man fürsichtig in den Stock geschlossen, soviel man davon hatte, wo man nicht Beine und Arme rühren kann. Beim Mahle an fürstlicher Tafel aufgewartet bekamen sie alle nicht, außer daß pfälzische Edelleute und Knechte, je nach Rang, für die Gefangenen bestellt waren; die warteten ihnen auf, machten aber wohl nicht große Höflichkeiten, wenn sie ihnen „ir Unsuberkeit ußtrugend". Erst 1463 kamen die drei Fürsten, auf Grund von sichernden Verhandlungen und Lösungen, nacheinander frei. Da gab dann dem Abziehenden der Pfälzer ein wohlausgerüstetes Mahl, damit kein übeles Gedenken bleibe, beschenkte ihn mit einem schönen Hengst und ließ die Pfeifer vom Turm blasen, wenn der Gast den Sattel wieder

fühlte und hinunter den Schloßberg ledig von dannen ritt.

Das Schloß war damals nur ein Teil von dem, das bis zum Dreißigjährigen Kriege entstanden ist. Eine rechte spätmittelalterliche feste Burg, um den Schloßhof herum, wo die damals neueren Wohn- und Palastbauten westlich lagen.

Ihre Gotik erinnert uns, daß wir auch noch kulturgeschichtlich im erlöschenden Mittelalter sind. Obwohl sich die Vorboten des aus Italien angeregten Humanismus und der Renaissance auch in Heidelberg schon zeigen, gibt den Grundeinschlag am Hofe Friedrichs noch die alte Zeit. Bei aller guten Freundschaft, die der Kurfürst politisch mit Burgund pflegt, wehrt er das gar zu modisch moderne Wesen ab, das von dort aufkommt. Verständlich deutlich heißt er seinen diensttuenden Hofnarrn in die neue burgundische Pracht kleiden und hält mit Bewußtheit den Ausklang des deutsch-mittelalterlichen Wesens fest, ohne darum dem Humanismus sich gänzlich zu verschließen. Was er persönlich aber am liebsten hat, das ist feine und gute Musik. Und nicht zum wenigsten um ihr schönes Singen hat ihm die Augsburgerin Klara Tott so anmutig gefallen, die auf dem Heidelberger Schloß, wir wissen nicht recht, in welcher Stellung, war, die Töttin, also „Dettin", wie das dann auf pfälzisch lauten muß. „Die bracht er zu Fall", drückt es der historiographische Spielmannsepigone des Kurfürsten, noch unberührt von Hofberichtstilistik, aus. Und dann handelte er an ihr als der anständig unbekümmerte Mensch und Fürst, der er in allem war. Klara muß übrigens schon selbst ihre Persönlichkeit recht gut zu wahren gewußt haben, und sie wird beeiferungsvoll von allen sich deutsch oder humanistisch betätigenden Federn gepriesen — die „Süße", die „Gutgesinnte", die „Fromme", „Zierreiche", vor den Frauen Ausgezeichnete. Sie wurde vom Kurfürsten zum Fräulein von Dettingen erhoben, wobei Fräulein weniger einen Mädchenstand, als eine

Friedrich V. von der Pfalz und seine Gemahlin Elisabeth auf der Jagd.
Gemälde von Adriaen van de Venne im Reichsmuseum zu Amsterdam.

Der von Friedrich V. angelegte Schloßgarten. Nach einem Kupferstich.

jüngere Edelfrau bezeichnen will, und Friedrich hat mit ihr seit 1472 als Gatte gelebt. Von ihren zwei Söhnen Friedrich und Ludwig, die nach dem kurfürstlichen Vater und Großvater hießen, ist der jüngere der Stammvater der Grafen und Fürsten von Löwenstein geworden. Diese Grafschaft, in der Neckargegend unweit Weinsberg, hatte Friedrich von einer unehelichen Habsburgerlinie freihändig gekauft und konnte über sie ohne Verkleinerung Philipps oder der Pfalz zugunsten von Klaras Nachkommen verfügen.

Das ist dieses berühmt gewordene pfälzisch-kurfürstliche morganatische Bündnis. Aber noch ein zweites, dessen Geschichte sehr viel deutlicher in gehäuften Akten und Briefen vor uns ausgebreitet liegt, haben die Mauern und Erker des Schlosses von Heidelberg gesehen. —

Damals war es nun das Schloß des XVII. Jahrhunderts, mit den Prachtfassaden des Hofes, mit dem Altan, den mächtigen Wehrtürmen, dem achteckigen Glockenturm, mit dem hohen „englischen Bau", den Friedrich V. für seine Gemahlin Elisabeth Stuart hinzugefügt hatte, und mit dem gleichfalls von Friedrich V. zur Weltberühmtheit bestimmten Hortus Palatinus. In ihm, dem „Winterkönig" Friedrich, hat die Heidelberger Kurfürstenromantik ihre phantasievoll unbesinnlichste Verkörperung erlebt.

Sie ist zwar auf diesem Schlosse, wie gesagt, kein bloßer Gast. Seit früh her taucht sie, ihr Anrecht verlangend, in dem pfälzischen Zweige des Wittelsbacherhauses auf. Im Jahre 1400, als die drei kurfürstlichen Erzbischöfe ihr Spiel mit König Wenzel trieben, da stürzt sich mit rosiger Zuversicht ihr Freund, der pfälzische Ruprecht, in eine deutsche Königsregierung, die nur zur Kette von Vergeblichkeiten und peinlich nachträglichen Einsichten wird. Ein gutes Jahrhundert später kennen, mit einem Gemisch von Gefallen und Mißachtung, die Höfe ganz Europas jenen Pfälzer Friedrich, der es später als Kurfürst (Friedrich II., 1544 — 1556) noch zu dem Namen eines Weisen gebracht hat. Der Lande hat er freilich viel gesehen und Erfahrung der Menschen und des Lebens genug auch hinter sich gebracht. Keiner sitzt im Sattel wie er, der schöne, unstet umfahrtende Bruder des Kurfürsten Ludwig V.; von ihm sind die Redewendungen reiten wie ein Pfalzgraf und Schulden haben wie ein Pfalzgraf bis auf

diesen Tag im Volke hängen geblieben. Keiner ist Turnierheld und Gentilhomme wie er, keiner ein liebenswürdigerer Freund und unbequemerer Plagegeist der Könige von Frankreich und Spanien-Burgund. Niemand ist gleich bewunderungsvoll von auflodernden Prinzessinnenherzen geliebt worden — von allen diesen stets très-honnestes grandes dames, unter welcher Stereotype der höfliche Brantôme mit detaillierter Ruchlosigkeit den ganzen Hofklatsch über sie erzählt. Aber niemand ist auch dutzendfältiger mit schnöden Körben entdankt worden, als Friedrich, sobald er, ein sorglos naiver Romantiker auch darin, die heiße Gunst, die er bereits so süß erduldet, in eine ehrsame Mitgiftheirat umzuwandeln das Begehren zeigt.

Kurfürstin Elisabeth, Gemahlin Friedrichs V. Nach einem Gemälde.

Den einen narrt Fortuna oft Jahrzehnte als Bettelmann durch die Welt umher und setzt ihn schließlich eines Tages auf einen Kurfürstenthron; dem andern häuft sie ihre Geschenke von der Wiege an, und niemals möchte sie dem fünften Friedrich ein Wörtlein davon verraten, daß es Enttäuschungen und Hindernisse gibt. Das ist der junge glänzende Herr der Kurpfalz, der als sechzehnjähriger Gemahl die ebenso alte Tochter König Jakobs, die umschwärmte Elisabeth, gewinnt und prachtvoll ihre Ankunft in Empfangsfesten und Heidelberger Freudenfeuerwerken feiert. Friedrich V. ist der kurfürstliche Gebieter, der aus den Taltobeln und Basteien um sein Schloß flach terrassierte Gärten herzustellen fertig bringt: die ländliche Ebene, deren die geometrische Gartenkunst um diese Zeit nun zu bedürfen anfängt; der die Natur im großen und kleinen in galante Spielereien verwandelt und der oben hinauf auf den mächtigsten der Türme seiner Schloßburg — den „dicken" der Ruine — noch einen wundervollen kreisrunden Festsaal, der Höhe des englischen Baues entsprechend, in die Lüfte stellt. Wehrturm und Mauern und Basteien, — unter seinen Händen werden sie zur Pracht und Fröhlichkeit. Wie kann der Politiker Friedrich zögern, als man im Jahre 1618 an den, der bereit ist, in Böhmen ein Königreich verschenkt? Ist es nicht viel zu selbstverständlich, um erst zu fragen, daß die schwiegerväterliche Macht von England freudig helfen wird?

Hört ihr die Trompeten blasen?
Hört ihr die Kartaunen krachen?
Dort bei Prag am Weißen Berge
Wird um Böhmens Kron' gewürfelt,
Pfalzgraf — 's war ein kurzer Winter,
Pfalzgraf hast die Schlacht verloren,
Sporn' den Gaul und such' das Weite!

Die Schlacht und die Krone und obendrein noch die Kurpfalz.

Als ein Heimatloser ist Friedrich V. während des großen Krieges mit sechsunddreißig Jahren gestorben; in der Gastfreundschaft der Oranier und der Generalstaaten hat seine englische Gattin und Witwe die langen Jahre gelebt. Mit den zehn Kindern, die ihr von dreizehn übrig blieben; von manchem und mancher davon wäre zu erzählen. Zehn junge Pfalzgrafenkinder, alle voll Leben, Feuer, Verstand und von jener inneren Freiheit, die das früh zu duldende Mißgeschick erzieht. Alles schöne adlige Menschen, die einen mehr die Kopien des brünetten Vaters, die andern mit den gestreckten Zügen, den hohen Brauenbogen und den leuchtenden Augen deutlicher die Kinder des englisch-schottischen Geschlechts.

Drei sind die meistgenannten. Karl

Heidelberg im Mondschein, von jenseits der alten Brücke aus gesehen. Gemälde von G. M. Eckert.

Ludwig, von dem hier zu erzählen ist. Prinz Ruprecht, der als „Rupert der Kavalier" ein Stück englische Geschichte geworden ist, nachdem er im Dreißigjährigen Kriege mitgefochten; im englischen Bürgerkriege der begeisternde Führer der Kavallerie Karls I. gegen die Puritanerheere, später Englands Admiral in den großen Seeschlachten gegen Hollands ältere Flottenherrschaft; vielseitig auch genannt als Begründer der Hudsonbay-Companie, als Chemiker, Techniker, Erfinder, radierender Künstler der neuen Schabblattmanier. Und als dritte Sofie, die spätere Kurfürstin von Hannover. Das zwölfte Kind, „in die Welt gekommen als ein Gegenstand der Verlegenheit", wie sie selber sagt, aber dazu bestimmt, die geistvollste und dennoch klügste Fürstin der Zeit zu werden, dazu die genealogische Erbin der Stuarts, wodurch sie das Welfenhaus auf den Thron von Großbritannien und Irland bringt, und als Mutter der ersten Königin von Preußen eine vielgenannte Ahnfrau auch im Hohenzollernhause.

Nischenfigur Friedrichs V. am Friedrichs-Bau. Ältere Aufnahme.

1649 zog Karl Ludwig ein in Heidelberg. Ein Fremder im zurückgeschenkten Lande, in ein Schloß, das, vielzerschossen und verfallen, erst wieder wohnbar herzurichten war. Aufgegeben hatte er die Pfalz nicht, sondern zweimal während des Krieges sie von England aus in abenteuerlicher Planung wieder zu erobern versucht. Nun nach dem Friedensschlusse, durch den die Pfalz wieder zum Staat wird, zeigt er sich als den bewundernswerten Wiederhersteller, der sein verwüstetes und entvölkertes Heimatland zu neuer Blüte bringt. Sparsam und dabei opferwillig, geschickt in wirkungsvollen und doch gesunden, klugen Mitteln, die Bewohner erzieherisch anspornend, die Einwanderung vielseitig in sein Land lenkend, die modernsten Gedanken umsetzend in aussichtsreiche Praxis, so hat er dieses Werk vollbracht. In diesen Dingen gleicht er seinem hohenzollerischen Zeitgenossen, dem Großen Kurfürsten, und wie den Begründer der brandenburgischen Kolonien und Seefahrt, so hat auch den Schöpfer der Handelsbedeutung von Mannheim die in den Niederlanden verbrachte Jugendzeit gelehrt.

Es ist in Karl Ludwig nicht alles ebenso erfreulich. Strenge des Schicksals und kluge Beobachtung haben ihn früh gelehrt, aber zwei Naturen streiten sich in ihm und wogen auf und ab, mit dem tüchtigen und ehrenempfindlichen Fürsten im Wechsel das leichtere Pfälzer- und das gefährliche Stuartblut. Von gelegentlicher Zweideutigkeit ist er sein Leben lang nicht gänzlich freigekommen. Noch in der Art, wie er sein Kind Liselotte zum Bekenntniswechsel trieb, der französischen Heirat wegen, und dann nach außen den entrüsteten evangelischen Vater spielte, hat er eine rechte Komödie durchgeführt. Das sind Einzelspuren auf einem sonst so hellen Bilde. Es bleibt aber höchst bezeichnend, daß der ritterliche, hochgebildete und allgemein sehr geachtete Fürst niemals bei der eine echte Autorität erlangt hat, auf die er am intimsten wirkte, bei seiner Frau.

Charlotte Elisabeth, die Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen, ist von Hause aus keineswegs die unliebenswerte, „kalte", „strenge" und phantasielose Frau, als die sie oft geschildert worden ist. Ihr wär' es nur recht gewesen, ein Hof wie

vor der Schlacht am Weißen Berge. Und so hatte sie sich ihr Heidelberger Leben auch gedacht: blendende Feste, glänzend ausreitende Jagden, rauschende Gastereien und Tanz, ein Hofhalt der Freuden und der Pracht, gruppiert um die Kurfürstin und ihren Reiz als Frau, die um so mehr, als dieser Reiz und überhaupt ihre Natur etwas verstanden werden müssen, voll wartender Begierde hiernach brennt. Und Karl Ludwig, Maria Stuarts Urenkel, hätte sich schon auch mit diesem verkapselten Feuerbrand verstanden. Aber unglücklicherweise ist sie seine Frau. Was er sie an werbend bemühter Liebe, an Eingehen auf sie vermissen macht, das läßt er ihr desto reichlicher an Einengung und bequemer Eifersucht zukommen. An eheherrlichem Hohn, daß sie überhaupt gefallen möchte, an nörgelndem Ärger über Ausgaben und Toilettenstunden, an Aufgebrachtheit, wenn sie dann doch einmal durch seine Zäune bricht und bei der günstigen Gelegenheit einer gemeinschaftlichen Reise, wo sie dem voraus heimeilenden Gatten folgen soll, fortbleibt und fortbleibt und sechs Wochen nicht nach Hause kommt. Karl Ludwigs persönliche Sparsamkeit ist niemals so abwehrend verständig, als in der unwillkürlichen Anwendung gegen sie. Sein ganzes Verhalten ist jene nicht-interessierte Gedankenlosigkeit, wodurch die Galanterien, die es hier und da gutmachen wollen, die Zärtlichkeiten des Mannes, die mit der Aufwallung auch vorüber sind, auf die Dauer noch peinlicher werden, als die zänkischen Szenen, die aus jeder Kleinigkeit entstehen. Und endlich prallen diese beiden Lebensnachen, der Zusammenstöße müde, dann für immer auseinander. Angestaute Erbitterung hält das Gemach der Gattin fest verriegelt, und die ausgesperrte Kurfürstlichkeit wildert bei den Zofen. Aber für diesen sich selbst beleidigenden Trotz ist ein Karl Ludwig sich auch wieder bald zu gut. Ein gut Teil Schuld liegt ja gerade darin, daß das Temperament Charlotte Elisabeths seiner Romantik des schönen Ungewöhnlichen nichts zu erfüllen hat.

Pfalzgraf Rupprecht als Knabe. Gemälde.

Am Hofe ist das Fräulein Luise von Degenfeld. „Gar jung", mit süßen blauen Augen, groß und fein gewachsen, ihre Haltung korrekte, dienende Bescheidenheit. Ein Bildnis im Museum auf dem Schlosse zeigt sie in der anmutig getragenen Mode der Zeit, die blonden Locken um das Gesichtlein niederwallend, um die weißen Schultern und den Busen zieht sich das schmale Schleiertuch, das ungefähr von 1650 an den gebügelten Kragen mit der Spitze verdrängt und ihn ersetzt. Des Fräuleins Vater, den Freiherrn Christoph von Degenfeld, nennt die Geschichte als Obersten Gustav Adolfs und des Weimarers, dann Generaloberst Ludwigs XIII., endlich als den verdienten Oberbefehlshaber Venedigs gegen die Türken in Dalmatien und Albanien. Er starb 1653, als Luise schon ein Jahr in Heidelberg war. Die meisten der Söhne waren in seinen Schlachten gefallen; blind von einer Türkenkugel,

Kurfürst Friedrich V. und seine Familie im Exil in Holland. Stich von Frans Brun nach dem Bilde von F. Hoeius.

die ihm beide Augen quer durchschossen, wohnt auf dem schwäbischen Stammsitz unter dem Hohenstaufen der überlebende Ferdinand, ein echter, ehrenstolzer Edelmann.

Die Dienste des Vaters hatten Luise als Kind nach Paris und Italien geführt. So sind nun die zwei Menschen auf dem Heidelberger Schloß, die dadurch zu gewissem Grade verbunden sind, daß sie noch anderes gesehen und kennen gelernt haben, als die Perspektive, die von Heidelberg bis Kassel und an etliche andere Höfe reicht. Der Kurfürst und das Fräulein seiner Gemahlin. Es braucht die Vorstellung nicht weiter ausgemalt zu werden, wenn nun Karl Ludwig dieses wirklich feine und gebildete junge Wesen von seiner Frau mißhandelt und angefahren weiß. Denn Charlotte Elisabeth ist jetzt bereits die typische nutzlose Frau geworden, der jegliches zur Last und gar nichts recht ist und der man nichts richtig machen kann. Dazu aber ist sie die Herrin, und man lebt im XVII. Jahrhundert. Als sie tot war und die Schwägerin Sophie in Hannover es mitgeteilt erhielt, schrieb sie: „Nun wird sie einmal sich ankleiden lassen müssen, ohne daß sie schimpfen und die Leute schlagen kann."

Kurfürst Karl Ludwig. Gemälde.

Luise versteht italienisch. Das ist seit der Spätrenaissance das vornehmste Idiom in Deutschland, bevor dann der König von Versailles dem Französischen die Ausbreitung verschafft und sich ein ähnlicher modischer Übergang vollzieht, wie ihn unsere Generation vom Französischen zum Englischen erlebt. Entzückt hat Karl Ludwig von den Sprachkenntnissen des Hoffräuleins gehört, welches so viele Vollkommenheiten in sich vereint. Und so erspäht er heimlich nun schon seinen Weg. Wie ein Dichter wandert der verliebte Kurfürst durch seine Zimmer, gewundene italienische Briefchen sinnt er aus, der Ritter Montecelso sendet sie der gentilissima graziosissima Signorina Rosalinda. Ein italienisierter Amadisroman mit vielen Leseſpuren, — geschnörkeltes junges Barock, durchwoben von spätepischer Romantik und von den goldenen starken Fäden der wirklichen Empfindung. So spinnt es sich an, und das ungeduldige Geschick rollt an das züngelnde Feuer auch schon das explosive Pulverfaß. Prinz Ruprecht langt auf dem Schloß seiner Väter an. Er hat nach Karls I. Hinrichtung noch eine Weile seinen Kaperkrieg auf eigene Faust gegen die englische Republik geführt, ehe er nach Frankreich geht, wohin noch mehrere Kinder des Winterkönigs, zum Teil als eigenartige Äbtissinnen und andere katholische Konvertiten, ihre Existenz geflüchtet haben. Von Frankreich aus besucht er die pfälzische Heimat. Und ein zweiter Briefsteller wandert durchs Zimmer auf dem Heidelberger Schloß und überlegt sich, wie er es der schönen Luise gestehen soll. Rosalinda und Ruprecht, der ledige Kavalier! Das schöne Hoffräulein, die Tochter des ruhmvollen schwäbischen Kondottieren, und er, der Reiterheld und Seeheld der englischen Kriege, der schöne, geniale Prinz im derben, von Saft und Kühnheit strotzenden Rubensstil.

Es kommt nicht dazu. Prinz Ruprechts Epistel wird zwar ausgerichtet, aber aus Mißverständnis an Charlotte Elisabeth. Und die versehentliche Empfängerin antwortet — möglichst liebenswürdig. Eine Situation, für die es der ars amatoria des redlichen Schwagers doch nicht von weitem reicht. Bestürzte Verlegenheit, Entschuldigung bei der Frau Schwägerin unter vier Augen, sie ist selbstverständlich nicht gemeint gewesen . . . Unmittelbar danach

fordert das schöne Kammerfräulein der Kurfürstin ihre Entlassung, sie will unbedingt vom Hofe fort. Karl Ludwig ist außer sich, und das ganze Mißverständnis mit Vor- und Nachspiel kommt ans Licht. Bei einer Rückkehr findet Ruprecht die Zugbrücke im südlichen Torturm hochgezogen, nach kurfürstlichem Befehl darf man sie für ihn nicht herunterlassen. Da kehrt er um und reitet auf Niemals-Wiedersehen davon. Auf der anderen Seite verharrt Luise, sie will fort; wie ist es aber noch möglich, daß Karl Ludwig sie verlieren soll?

So kommt es denn Schritt für Schritt zu dieser pfälzischen Doppelehe. Und zwar im Grunde verblüffend einfach und erregungslos. Im XVI. Jahrhundert, als Landgraf Philipp der Mann zweier Frauen ward, hat es das ungeheuerste Aufsehen gemacht, das ganze Werk der Reformation in Stillstand gebracht und ihre verantwortlichen Männer in die schwerste Gewissensnot gestürzt; immer bleibt hier die Geschichte als bei einer verhängnisvollen Wendung innehaltend stehen. Von der Wiederholung im XVII. Jahrhundert nimmt die ernstere Geschichte nicht soviel Notiz mehr, als von irgendeiner normalen Fürstenheirat. So ist denn immer wieder alles auf der Welt höchst relativ und hat nur das Gesicht, das man ihm gibt. Die Religionserregungen befinden sich seit 1648 in abgespannter, müder Depression. Und damit gutenteils auch die Fragen der formellen und objektiven Moral, die noch nicht davon emanzipiert sind, an den Höhenstand der Frömmigkeit geknüpft zu sein. Karl Ludwigs Roman vollzieht sich als ein privates weltliches Entschließen der fürstlichen Souveränität, und zunächst noch als Intrige. Der Kurfürst selber richtet es ein, daß seine im Zimmer des Fräuleins arg-

Kurfürstin Charlotte Elisabeth von Hessen, Gemahlin Karl Ludwigs. Gemälde.

wöhnisch vigilierende Gemahlin das Nötige entdeckt, „ein ganz Cassett Brief" nebst Ringen und Diamantverehrungen, dazu die gegenseitige Verschreibung, wonach er sie lebenszeit getreulich lieben und halten will — Charlotte Elisabeth versteht es so und soll verstehen: „vor ein Ehfrau". So sind die Fragen nun offen genug gestellt, die Auswege absichtsvoll verlegt. Aber von Scheidung, also Abdankung als Kurfürstin, will Charlotte Elisabeth schlechthin nichts wissen. Dabei verharrt sie, während es nun Ausdrücke regnet wie kahle Landgräfin und Landverderberin und der von seiner Spannung gefolterte Ritter Montecelso aus dem üblichen Ehezank an offener Hoftafel sich zu Tätlichkeiten erregt, daß der Gehorfeigten das Blut

Burggräfin Luise (von Degenfeld). Gemälde.

aus der Nase rinnt. Dazwischen schreitet Luisens blinder Bruder in zorniger Sorge ein: seine Schwester soll die Frau Kurfürstin um Verzeihung bitten und machen, daß sie nach Hause kommt.

Damit spitzt es sich aufs letzte zu. Es bleibt nur das Durchhauen des gordischen Knotens, die Doppelehe, womit das Hoffräulein einverstanden ist. Die flaue Rechtsbegründung wird in einer langen Pergament-Urkunde niedergelegt, die in einem Amtsstil, wie wir ihn nicht mehr kennen, alle Vorwürfe gegen die „halsstarrige" Kurfürstin zusammenträgt. Die Urkunde beruft sich dann darauf, daß eine sichere Ordnung und Instanz für diesen Fall nicht bestehe, Kaiserliche Majestät in Ehesachen zu richten sich nicht einlassen und auch „darin nicht angenommen würden". Nach solcher Lage und zur Vermeidung größerer Scandalorum habe Seine Kurfürstliche Gnaden sich die wohlgeborene Freiin von Degenfeld „erwehlet, adjungiret und beygelegt" . . .

In Frankenthal wurde gemäß Luisens Bekenntnis die lutherische Vermählung vollzogen. Das war 1657. Zehn Jahre später hat der Kurfürst seiner geliebten linken Gattin den Titel und Rang der ausgestorbenen Raugrafen zugeteilt, deren Gut im Nahegau vor alters an Kurpfalz gekommen war.

Im Dorfe Schwetzingen, wo sich ein kurfürstliches Schloß, jedoch noch nicht der berühmte spätere Garten befand, hat Luise ihren Wohnsitz erhalten. Noch immer zu entfernt für die liebende Sehnsucht des Kurfürsten; es wird erzählt, er habe Luise durch schwenkende Fahnenzeichen vom Heidelberger Schloß gegrüßt, die sie dann allerdings um die Ecke (des Geisbergs) hätte sehen müssen. Als 1662 endlich die müde und mürbe gewordene Charlotte Elisabeth nach ihrer Heimat Kassel zurückging, wohnte Luise von Degenfeld seitdem im Winter mit in Heidelberg. — Wie man über das Zustandekommen dieses Ehebundes denken mag, es ist ein ungetrübtes, andauernd schönes und inniges Glück daraus hervorgegangen. Ganz leicht hat es auch Luise nicht gehabt, namentlich anfänglich nicht; sie haben sich so lieb gehabt, daß unter den mancherlei obwaltenden Umständen die beiderseitige Eifersucht ihr gutes Teil Reibung und Qualen auch dazu gegeben hat. Allmählich dann sprüht sie scherzender und doch noch immer bezeichnend mit in den unzähligen ehelichen Liebesbriefen, die die beiden sich geschrieben haben. So sendet der Gatte einen Boten mit eiligster Nachricht an seine süßeste Dame, daß ihm plötzlich eingefallen sei: sie soll doch immer nachts das Feuer im Kamin brennen lassen, damit auch ja nicht ein spazzocamino, den etwan die bösen unteren Mächte aufstiften, durch den Rauchfang zu seinem Engelchen steigen kann. Ein wenig schnippisch klingt dann die Antwort: Luise schlafe ohnehin schlecht wegen der wandernden Schildwache; sie habe sich jetzt, so daß sie gewiß kein Beelzebub durch den Kamin besuchen könne, nach oben „bei die Engelligen reteriert".

Pfalzgraf Rupprecht, „der Kavalier". Nach einem Kupferstich.

Die eine Treppe höher schlafenden Engelligen sind natürlich die

Kinder. Vierzehn hat sie zur Welt gebracht, und bei der Geburt des vierzehnten ist sie ums Leben gekommen. Der Mann, den das traf, der war der Liebende, der er vor zwanzig Jahren gewesen war; nur war er es schöner noch geworden durch ein befestigendes zwanzigjähriges Glück, und es hat ihn arm und einsam auf der Welt gemacht, daß sie vor ihm gegangen. Es ist viel Versöhnendes in dieser glückseligen Ehe und um sie her. Selbst Charlotte Elisabeth, die Luise überlebt hat und ebenso den drei Jahre später, 1680, gestorbenen Kurfürsten, hat sich über das Erlebte noch hinwegsetzen können, und sie hat als alte Dame einige Briefe mit zweien der Kinder Luisens gewechselt, die ganz herzlich und anteilnehmend sind.

Wappen am gläsernen Saalbau.

Hätten nur die jungen Raugrafen auch erbberechtigt sein können! Oder hätte einer von Karl Ludwigs Brüdern für pfalzgräflich erbberechtigte Nachkommenschaft gesorgt. So aber hat die Linie Karl Ludwigs nur zwei ebenbürtige Kinder von ihm und Elisabeth Charlotte hinterlassen, den gar zu ängstlich als einzigen Erben verzärtelten Karl und die desto prachtvollere, kernhafte Liselotte. Karl Ludwigs Regierungszeit war noch wieder eine gesegnete, ja eine der allerbesten und glücklichsten für die Kurpfalz gewesen. Aber dennoch liegen in ihr — in seiner verhängnisvollen Ehegeschichte und in der nicht minder verhängnisvollen Verheiratung Liselottens an den Orléans — die Keime zu allem Unglück des Landes, das durch die fürchterlichen Mordbrennerdaten 1689 und 1693, durch die Nachfolge der Pfalz-Neuburger in der Kur und schließlich durch das Verschwinden der altberühmten und schönen Kurpfalz aus der Reihe der deutschen Staaten bezeichnet wird.

Herbstsegen.

Von

Karl Freiherr von Berlepsch.

Nun horch! Es will sich still vollenden
Und regt die nimmermüde Hand, —
Sieh, an des Buchwalds Blätterwänden
Hat's braune Netze ausgespannt!

Bald sind die matten Bronzetöne
Zerschmolzen ganz in roter Glut. —
Des herben Herbstes reifste Schöne,
Sie stimmt zu unsrer Liebe gut!

O komm, du reiche, segenvolle,
Du erntesatte Ruhezeit!
Mir dampft aus deiner Ackerscholle
Der Odem der Unsterblichkeit!

Viel besser als im Frühlingswehen
Seh ich in deiner wilden Kraft
Den jugendlichen Geist erstehen,
Der Neues stets und Schönres schafft!

— O komm und schlinge deine Arme
Um meinen fahrtenmüden Leib,
Daß er an deiner Brust erwarme,
Mein heißgeliebtes junges Weib!

Wir woll'n aus diesen Erntetagen
Die ungebeugte Kraft uns leihn,
Den reifen Ernst im Herzen tragen
Und jung wie sel'ge Kinder sein! —

Von den Schulden und vom Pumpen.

Von Hanns von Spielberg.

Im Herrenhause, in dem die weisesten Greise Preußens zu Rate sitzen, fiel jüngst ein seltsames Wort. Herr von Gwinner, noch nicht lange geadelt und noch nicht lange in das hohe Haus berufen, sprach sich entschieden dafür aus, daß Preußen „mehr pumpen" müßte. Und wenn er auch bei den sparsam gesinnten Hütern der Wohlfahrt wenig Anklang fand, bemerkenswert ist es doch, daß gerade er für ein flotteres Schuldenmachen eintrat; er, der an der Spitze des gewaltigsten Finanzinstituts des Reiches, der Deutschen Bank, steht. Also von der Sache doch etwas verstehen muß.

Wie sich wohl mein, nun längst, längst im kühlen Grabe ruhender Freund Georg Belly, der lustige Theatermann, der Dichter von „Monsieur Herkules", vergnügt die Hände gerieben haben würde, wenn er dies goldene Wort des großen Bankdirektors gehört hätte! Denn er — Georg Belly — war das glänzendste Pumpgenie des Berlins der sechziger und siebziger Jahre. Er brachte das Unglaublichste, das Unerhörteste fertig. Kommt da eines Tages der Exekutor, der damalige Gerichtsvollzieher, in das Hotel Janson, in dem Belly hauste und wahrscheinlich auch nie, nie bezahlte. Der Mann des Gesetzes klopft beim Portier an, fragt, ob der Herr Doktor zu Hause; steigt auf die bejahende Antwort kopfschüttelnd und stöhnend die drei Treppen hinauf, kehrt nach zehn Minuten mit noch stärkerem Kopfschütteln und Stöhnen wieder herab. „Nun?" meint der Zerberus und lächelt Hohn. „Der Herr Doktor hat doch bezahlt?" Worauf das Stöhnen zu einem lauten Seufzer wurde: „Nee — wo wird er denn?! Aber angepumpt hat er mich ... ich bin um zehn Taler ärmer!"

Mit solchen Lappalien würde sich freilich Herr von Gwinner nicht abgeben. Er hatte selbstverständlich das Pumpen großen, größten Stils im Auge: die Staatsschulden. Die hätten nun wieder Georg Belly ganz gleichgültig gelassen. Denn er gehörte sicher nicht zu denen, welche sie drücken. Wir anderen ordentlichen Staatsbürger müssen schließlich ihre Verzinsung irgendwie aufbringen; er hat gewiß nie Steuern bezahlt, und zu seiner glücklichen Zeit lag nicht einmal auf dem Produkt, an dem er den größten Verbrauch hatte, ein schwerer Zoll: auf dem Rum nämlich, den er in der Umformung zu Grog behufs Belebung seiner Dichterphantasie nimmer entbehren konnte.

Mir haben die Staatsschulden stets einen heillosen Respekt eingeflößt. Mehr noch — ich habe immer eine besondere Vorliebe für die (passive) Beschäftigung mit ihnen gehabt. Das Spiel mit den ungeheuren Zahlen, den Milliarden, erscheint mir geradezu berauschend. Es ist fast wie in einem ganz, ganz modernen, symbolistischen Theaterstück: man kann sich so unendlich viel dabei denken — oder gar nichts. Und beides ist schön, je nach der Stimmung, in der man sich gerade befindet. Auch für die Schulden der andern großen öffentlichen Verbände, der Provinzen, der Städte, für ihr gedeihliches Wachsen hab' ich viel übrig, wenn es sich hier auch nur um lumpige Millionen handelt. Ich habe immer das angenehme Gefühl: es muß doch nicht so schlecht um Staat und Stadt bestellt sein, wie die Sozis behaupten, wenn Staat und Stadt noch soviel gepumpt bekommen. Daß unsere Reichsanleihen und die Anleihen der Einzelstaaten so schlecht im Kurse stehen, ist freilich verdrießlich. Aber ich kann ja nichts dafür. Die Schuld an diesem schlechten Stand unserer schönen Schulden überlasse ich neidlos denen, die lieber hochverzinsliche exotische Werte kaufen oder Industriepapierchen, die hohe Dividenden tragen. Wie sagte doch der alte weise Rothschild: „Wollen Sie lieber gut essen oder gut schlafen? Wenn Sie gut essen wollen, kaufen Sie Papierchen, die hohe Zinsen bringen. Wenn Sie gut schlafen wollen, kaufen Sie preußische Konsols." Der weise Rothschild hat recht. Ich lege meine Gedanken-Ersparnisse stets in preußischen Konsols an und schlafe gut. Für das gute Essen muß anderswie Rat werden.

Wenn ich es mir recht überlege, hat der sehr verehrte Herr von Gwinner sich aber in der Wortwahl vergriffen. Er sprach vom Pumpen! Pumpen ist, will mir scheinen, nicht der rechte Ausdruck für das Schuldenmachen allergrößten Stils, für das Schuldenmachen mit einem ganz reellen, bestimmten, greifbaren Hintergrund. Wer Schulden macht, mit der Gewißheit, in absehbarer Zeit das Geliehene zurückzahlen zu können, ist gar kein richtiger Pumpier. Ich kann mir freilich vorstellen, daß auch ein Staat pumpt. Etwa irgendein zentralamerikanisches Republikchen. Aber der preußische Staat „begibt 100 Millionen Mark Anleihe" — das klingt doch viel schöner. Man fühlt förmlich heraus, daß allein die preußischen Staatseisenbahnen die gesamten Anleihen des Staats decken; man fühlt heraus, daß die Sache todsicher ist. Ich habe auch noch das gleiche, höchst angenehme Gefühl, wenn ich in meinem Leiborgan lese: Der Stadt Ritzebüttel ist die Genehmigung zu einer 4% Anleihe von einer Million erteilt worden, und selbst, wenn ich lese, daß

Fischerboote von Nieuport. Gemälde von Julius Seyler.

die Generalversammlung der A. E. G., der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft, die Ausgabe von zehn Millionen neuer Obligationen beschlossen hat, empfinde ich ein wohltuendes Kribbeln. Aber Pumpen! Pumpen ist ganz etwas anderes. Wenn ich einen Wechsel mit der Unterschrift des Herrn von Gwinner in Händen hielte — es wird gewiß nie vorkommen — würde ich mir auch nicht erlauben, an Pumpen zu denken. Je höher der Betrag wäre, desto größer würde nur der Respekt sein, der mich für die Ausbildung „modernen Kreditwesens" erfüllte. Das klingt doch auch viel besser als Pumpen ... obwohl manche Formen dieses modernen Kreditwesens, wie etwa die Beleihung von Buchforderungen, fachmännisch gebildeteren Leuten, als ich bin, schon manches Kopfschütteln abgenötigt haben.

Es sei aber ferne von mir, das schöne Wort Pumpen verunglimpfen zu wollen. Und deshalb lege ich feierlichst Verwahrung dagegen ein, daß man es etwa mit dem Begriff irgendeiner Schwindelei in einen Topf werfen dürfte. Der Bauunternehmer, der seinem Handwerker für dessen Forderung eine pikfeine Hypothek auf den Schornstein seines neuesten Prachtbaus Berlin WWW. aufschwatzt, ist kein Pumpgenie, sondern ein Schwindler; gerad so gut, wie der Hochstapler und der Zechpreller Schwindler sind.

Sie wissen nämlich, daß sie nicht bezahlen werden. Wer aber „pumpt", weiß zwar meist nicht, wie, wann und wovon er bezahlen kann, aber er hofft bestimmt, daß er bezahlen wird, was er schuldig ist. Es kann früher sein, es kann später werden: er wird bezahlen. Die Absicht, zu betrügen, hat er nie. Er glaubt immer an sich selbst. Er glaubt an glückliche Zufälle, im Notfall an das Große Los, an den Onkel aus Amerika. Es kann ein Wahn sein, aber dann ist es ein holder Wahn, der nicht nur ihn erfüllt, sondern auch seine Gläubiger; sonst würden sie ihm ja nichts pumpen. Das berühmte Große Los kann übrigens auch tragisch wirken, fällt mir in der Erinnerung an Georg Belly ein. Der hatte unzählige spaßhafte Freunde, und einer der besten machte sich eines Tages den schlechten Scherz, in den lokalen Teil der Tante Voß eine Notiz zu lancieren: „Der bekannte Dichter Georg Belly ist in der soeben abgeschlossenen Ziehung der vierten Klasse der preußischen Klassenlotterie mit einem Viertel des Großen Loses herausgekommen." Der Erfolg war erschütternd: Alle, alle Gläubiger fielen sofort über den Unglücksraben her, vor dem Hotel Janson stauten sich die Scharen, es regnete Mahnbriefe allerart. Belly war in heller Verzweiflung, bis er sich endlich aufraffte und wieder in der guten alten Tante Voß eine geharnischte Erklärung vom Stapel ließ über die gemeine Verleumdung, deren unschuldiges Opfer er geworden wäre.

Das Pumpgenie findet sich wohl in allen Ständen, in allen Berufsklassen. Sicher geschützt — vor sich selber — ist vielleicht nur der, der ein Philister oder im Besitz eines ausreichenden Bankkontos ist. Aber der beneidenswerte Besitzer eines solchen hat vielleicht einst, früher, auch alle Minen springen lassen, um nun, mit den verschlungenen Daumen über dem Bäuchlein, verachtungsvoll auf die hinabzuschauen, die um fünfzig Emmchen an zehn Türen anklopfen und bei ihren Spaziergängen gewisse Straßenzüge auf das sorgsamste vermeiden müssen. Vielleicht aber lächelt er und denkt: ‚Es war doch schön, damals ... in der Jugend!' Muß ich doch lächeln, wenn die eine oder andere Episode aus vergangenen Zeiten wieder vor mir auftaucht. Die Erinnerung etwa an jenen Morgen, wo ich als blutjunger Fähnrich im Kasernenbett lag, plötzlich etwas merkwürdig Fremdes, Nasses am Kinn fühlte und erwachend ein Männchen vor mir sah, das mit dem Rasierpinsel auf meinem jungfräulich glatten Gesicht herumhantierte. Ich war entrüstet: „Ich brauche Sie nicht!" — Worauf der Brave unentwegt weiter pinselte. „Sie werden mich schon noch brauchen," sagte er gelassen. Und er hatte ja so recht — ich habe ihn wirklich gebraucht. Er war nämlich nur im Nebenamt Barbier, im Hauptamt der allgemeiner Regimentspumpier. Ein Biedermann aber, der nur 20% Zinsen nahm, nie mehr als 25 Taler in maximo pumpte, dafür aber nie „trat" und durch den niemand ins Unglück kam. Zwanzig Prozent Zinsen pro anno ... Damals zahlte man den größeren Menschenfreunden unweigerlich 25% im Quartal, und durch allerlei Schiebungen verstanden sie den Satz noch dreimal höher zu schieben. Sage mir keiner etwas gegen den braven Reckling, den immer Hilfsbereiten! Er verdiente es, daß eines Tages, als er zum zweitenmal in den Stand der heiligen Ehe treten wollte, der Regimentsadjutant bei Tisch die Sammlung zu einem Hochzeitsgeschenk für ihn eröffnete. Zwei prachtvolle Lampen erhielt er, und jede trug die Aufschrift: „Seinem unbezahlbaren Reckling das dankbare Offizierkorps." — —

Borgen macht Sorgen! Ohne allen Zweifel. Wer hätte nicht die Wahrheit dieser Binsenweisheit erfahren! Wir alle wissen ja heut auch das, daß das Borgsystem in den Geschäften geradezu ein volkswirtschaftlicher Übelstand ist, für den Borgenden nicht minder als für den Pumpenden. Etwas besser ist es wohl neuerdings darum bestellt, und gerade die vielgeschmähten Warenhäuser mit ihrem Prinzip der Barzahlung haben die Bahn zum Wandel geöffnet, haben erzieherisch gewirkt. Noch vor ein paar Jahrzehnten war's ganz arg. Ich lebte einige Jahre in Holstein, und in diesem fetten Lande gehörte es während des ganzen Jahres geradezu zu den Unmöglichkeiten, in einem Geschäft etwas bar zu bezahlen oder auch nur eine Rechnung zu erhalten. Erst im Januar, am „Kieler Umschlag", wurde reguliert. Nicht viel anders war es in Berlin. Man erzählte

sich allgemein, daß die Frauen der Ärzte, die ja auch erst zu Neujahr ihre Liquidationen schickten, mit Vorliebe bei Gerson kauften, weil dies Weltgeschäft nur einmal, im Januar, Rechnungen versandte. In Wien pfeifen's heut noch die Spatzen von den Dächern der Kärnterstraße, daß man ein Jahr lang mit Glanz auf Kredit leben kann, wenn man nur fesch aufzutreten versteht. Ein Keil schiebt dabei selbstverständlich den andern. Die faulen Kunden bringen zahlreiche Ausfälle mit sich, und die guten Kunden müssen diese decken helfen, mit anderen Worten: sie müssen die Waren teurer bezahlen.

Borgen macht Sorgen. Aber in den Tagen der goldenen Jugend nimmt man diese Sorgen erstaunlich leicht auf die Achseln. Der göttliche Leichtsinn regiert, und an den dritten Morgen denkt man nicht. Es wird ja der Jugend auch so bequem gemacht, das Borgen; es fängt immer so klein, so bescheiden an, und selbst wenn die Sorgen kommen, verbrämt sie der Humor.

Es fängt an mit dem Schuldigbleiben. Der flotte Studiosus bleibt die Miete schuldig, der junge Leutnant sammelt sich einen „Tischrest" im Kasino auf; Gevatter Schuster und Handschuhmacher wird nicht bezahlt. Warum auch? „Aber ich bitt' Sie, Herr Baron ... das hat doch Zeit." Und die Zeit rinnt, erstaunlich schnell. Frau Wirtin mahnt, der Herr Oberst erinnert stirnrunzelnd an die Tischreste, die Rechnungen sammeln sich auf; dieser und jener Handwerker wird „unangenehm". Es wäre an der Zeit, dem alten Herrn zu beichten. Aber das ist eine peinliche Geschichte. So wird der erste Geldpump angelegt — und von nun an rollt's nur allzuoft lawinenartig weiter. Mancher geht noch zur rechten Stunde in sich, das echte Pumpgenie aber entwickelt sich nun erst zur vollen Höhe. Zum Finanzkünstler wird er in dem System, immer neue Quellen zu entdecken, immer neue Löcher aufzureißen, um die alten zuzudecken. Der alte Witz von dem Einjährigen bei der Artillerie, der dem Onkel schrieb, er wäre in der fürchterlichsten Verlegenheit: er müßte endlich seine Kanone bezahlen, mag erfunden sein, aber er charakterisiert treffend die Erfindungsgabe des richtigen Pumpgenies. Ein Künstler wird er in der Behandlung seiner Gläubiger und ein Menschenkenner, der an der richtigen Stelle aufzutrotzen, an der richtigen Stelle zu schmeicheln versteht, und schließlich für alle Manichäer nur ein fröhliches Lachen hat. Den Maßstab der Moral darf man freilich nicht anlegen. Und doch habe auch ich gelacht, als ich folgenden Brief las: „Mein Herr! Sie sind so unvorsichtig, mich an die Bezahlung meiner Rechnung zu erinnern. Zur Aufklärung teile ich Ihnen mit: ich sammle alle bei mir einlaufenden Rechnungen bis zum Jahresschluß. Dann beauftrage ich meinen Diener, aus dem ansehnlichen Paket mit geschlossenen Augen drei Papiere herauszuziehen, und diese bezahle ich. Daß das Los Sie diesmal nicht traf, ist nicht meine Schuld. Sollten Sie mich aber weiter drangsalieren, so haben Sie es sich selbst zuzuschreiben, wenn ich Sie in Zukunft an dieser Lotterie nicht mehr beteiligen kann. In besonderer, schuldiger Hochachtung Ihr...." Und wer hat nicht einmal über den alten schönen Studentenvers gelacht: „Zittre nicht und zage nicht! Sei nicht ungeduldig! Was du nicht bezahlen kannst, das bleib' den Leuten schuldig!"

Nun — moralisch ist das alles wahrhaftig nicht. Debtors are liars — Schuldenmacher sind Lügner —, heißt's in England. Aber die Mehrzahl der Gläubiger ist auch nicht besonders hoch zu bewerten. Den einen muß man leichtsinniges Kreditgewähren vorwerfen, vielfach das Aufdrängen von Waren auf Pump, den anderen, schlimmeren, wucherische Absichten. Und beide Kategorien rechnen immer damit, daß schließlich doch bezahlt wird; und daß, wenn wirklich der eine „Klient" flöten geht, der nächste den Schaden wieder einzubringen helfen muß. So oder so: sie verstehen es, ihre Schäflein zu scheren.

Übrigens handelt es sich bei den liebenswürdigen Pumpgenies meist nicht um ganz hohe Summen. Die großen Schulden bringt fast immer erst das Spiel — und damit hören auch Humor und Liebenswürdigkeit auf; ebenso wie man ihm gegenüber aufhören muß, ein Auge oder beide zuzudrücken. Das Spiel ist es, das dem wirklichen Wucherer die Opfer in die Arme treibt. Gegen beide hat man allenthalben immer wieder die berühmte Klinke der Gesetzgebung in Bewegung zu setzen versucht, und allenthalben blieb der Erfolg hinter den Erwartungen zurück. Ab und zu wird eine Eiterbeule aufgestochen, ein Spielklub aufgehoben, wie etwa jüngst das wunderschöne Institut des Herrn Matiske in Berlin, aber der Hydra wachsen für jeden abgeschlagenen Kopf zwei neue. Und der Wucherer findet immer neue Schlupfwege, auf denen er das Gesetz zu umgehen sucht. In meiner Jugend besaß einer der bekanntesten Berliner Wucherer einen grünen Papagei, den der Schuldner stets „in Zahlung" nehmen mußte; wenn das ruppige, struppige Biest in seinem Messingkäfig an dem Fenster einer Leutnantswohnung auftauchte, wußte der Eingeweihte ganz genau, was die Glocke geschlagen hatte — bei der ersten Prolongation des Wechselchens nahm der Hundertprozent-Mann den Papagei zurück, und acht Tage später war er wieder in anderen Händen. Heut geben die Herren sich nicht mehr mit zweibeinigen Tierchen ab, sondern arbeiten mit niedergebrochenen wertlosen Vollblütern oder mit klapprigen Autos. Der Fortschritt ist unverkennbar. Damit aber beginnt die Tragödie — die fröhliche Komödie des Pumpens ist zu Ende. Jene fröhliche Komödie, die Kußmaul in seinem erhabenen Lied

vom „Verlorenen Sohn“ so wundervoll besingt: „Sich zu machen zahlungsfähiger, kam er an die Manichäiger. Dies hat ihn so weit gebracht, daß er aus dem Staub sich macht —“. Bis er dann vor das Vaterhaus kommt: „Balthasar warf sich aufs Estrich. ‚Hau' nur zu, denn ich trieb's lästerlich‘,“ worauf der alte Herr auf die Schwelle tritt: „Komm herein und tanz den Schottischen mit des Jakobs rotem Lottichen. Zwanzigtausend bringt sie mit, wirb um sie, weil ich dich bitt'. — Geb' dir gleichfalls soviel Baria, aber laß die Larifaria. Geb' das halbe Gut dir gleich, aber dann herein und schweig —“

Welch tiefe, tiefe Wahrheit liegt in diesen Scherzversen. Um sie recht zu verstehen, muß man freilich wohl schon graue Haare haben, aber ein junges Herz dazu, in dem die frohe verzeihende Erinnerung an den göttlichen Leichtsinn der Jugend fortlebt.

Als ich Georg Belly einmal fragte (es war beim Grog zwischen drei und vier Uhr vormittags, also um die Zeit, wo er sentimentale Gespräche liebte): „Georg, drücken dich deine Schulden nicht?“ — da schüttelte er den Kopf und sagte tiefernst: „Wie sollten sie? Ich weiß ja, wie meine Gläubiger mich lieben!“ Es gibt das in der Tat. Zwischen dem richtigen Pumpgenie und dem Manichäer entwickelt sich oft ein seltsam vertrauensvolles, seltsam intimes, auf Hoffen und Harren aufgebautes Verhältnis. Sie stehen sich nicht mehr als Feinde gegenüber, sie klammern sich aneinander, fest und fester. Es kommt gar nicht so selten vor, daß der Gläubiger die erstaunlichste Geduld entwickelte, immer wieder nachschießt, daß das alte drollige Wort fast wahr wird: „Er lebt von den Zinsen seiner Schulden.“ Ich kenne mehrere Fälle, wo die Gläubiger ein Konsortium bildeten, um solch echtes Pumpgenie über Wasser zu halten, wo sie den Schuldner ausstatteten, ihn auf Reisen schickten, damit auch er „den Schottischen“ tanzen konnte „mit des Jakobs rotem Lottichen“. Sie wußten wohl, was sie taten — aber sie taten's und kamen zum Ziel. „Durchgeschleppte“ Jugendschulden sind freilich sonst die bedenklichsten. Man sagt leichthin: „Er hat Schulden wie ein Major“, aber dem Majorsalter verzeiht man die Schulden weniger leicht, wie den Leutnantsjahren. Wenn in einer Gesellschaft eine plötzliche, unfreiwillige Pause in der Unterhaltung eintritt, sagt man in Norddeutschland entweder: „Es fliegt ein Engel durchs Zimmer“ oder man sagt: „Ein Leutnant bezahlt seine Schulden!“ — wie um auszudrücken, daß dies seltsame Ereignis ein Schweigen des Staunens hervorgerufen hätte. Und man lächelt dazu verzeihend. Ebenso wie der „alte Herr“ lächelt, wenn er wieder einmal den Stürmer aufsetzt, mit dem Filius in der Kneipe sitzt und mit ihm um die Wette singt: „Und kommt der Wechsel heute, so sind wir reiche Leute und haben Geld wie Heu; doch morgen ist's vorbei. — Dann kommen die Philister mit ihrem Pumpregister, belagert ist die Schwell' von Schuster und Pedell . . .“

Das Pumpregister! Schließlich muß es doch aufgestellt werden, je früher, desto besser. Es ist keine leichte Arbeit, denn die Jugend führt kein Staatsschuldbuch. Es ist sogar eine bitterböse Arbeit, so schmerzhaft wie die Beichte beim alten Herrn selbst. Und je „besser“, je nachsichtiger dieser alte Herr ist, desto schmerzhafter ist sie wohl. Darum wird solch „Pumpregister“ auch leider so selten vollständig aufgemacht, darum wird die „Beichte“ nicht immer vollständig. Nur allzuoft diktiert sie nur die Heinesche Notwendigkeit: „Mensch, bezahle deine Schulden, Lang ist ja die Lebensbahn — Und du mußt noch manchmal borgen, Wie du es so oft getan —“

Dann freilich berührt sich wieder das gefährliche System des Pumpgenies mit dem der höchst respektablen Staatsschulden. Das Pumpgenie macht Abschlagszahlungen, beim Staat klingt's viel schöner: da spricht man von der „Amortisation“. Im Grunde kommt's auf dasselbe hinaus. Der Racker Staat und das Pumpgenie werfen sich in die Brust: „Seht mal, bin ich nicht ein nobler Kerl? Zu mir müßt ihr doch Vertrauen haben . . . nur pumpt mir gefälligst weiter!“ Und sie tun es! Sie tun es! Es gibt neuen Kredit . . . „und mehr Kredit als Geld — so kommt man durch die Welt.“ Das Wort stammt von einem gewissen Goethe. Er war freilich, als er es schrieb, 1774 oder 1775 in der Claudine von Villa Bella, noch nicht Geheimrat und noch nicht Staatsminister.

Ostseeabend.

Wie seltsamfremde Vögel gleiten Schatten
Von Fischerbooten fern im Dämmerschein
Und legen vor dem Wind, dem müden, matten,
Zum Schlaf die großen braunen Flügel ein.

Die Netze hängen schwer in dunklen Tiefen.
Vom ersten Boot kommt sacht ein leiser Klang
Von Liedern, die schon längst im Volke schliefen,
Und geht die Schiffe wie ein Freund entlang,

Um erst in fernem Abendgold zu enden. —
Die Sonne steht in heilig hoher Glut —
Und zieht dann still mit unsichtbaren Händen
Ihr Strahlennetz aus dunkelblauer Flut . . .

Hans Herbert Ulrich.

Hochgebirgsjagd. Von Hans v. Hoffensthal.

In der Halle eines bekannten Südtiroler Alpenhotels steht je ein ausgestopftes Exemplar der drei Wildsorten, von denen ich heute erzählen will. In der rechten Nische auf einem verwitterten Felsklotz ein starker, schwergehörnter Alpensteinbock (Capra Ibex), in der Nische zur Linken unsere einheimische Antilope (Capella Rupicapra), die Gemse, und auf einem kleinen Bord über dem Treppenbeginn aufrecht hockend, Männchen machend, der interessanteste Vertreter der Nagetiere, Artomys Marmota, das Murmeltier.

Das drollige, gedrungen gebaute, kaum fußhohe Vieh mag nicht sehr weit von dem Platze, von dem es jetzt aus dummen, kleinen Glasäuglein auf die Hotelbesucher herabblickt, sein merkwürdiges, armes Leben gelassen haben. Nahe drüben im Laaser Tal habe ich seine schlauen Brüder und Schwestern oft und oft bei ihren Spielen beschlichen, belauscht und in der Freude am Beobachten mitunter lange gezögert, manchmal den Augenblick wohl auch ganz versäumt, ehe ich einem dieser vergnügten, harmlosen Burschen das Korn auf die Brust setzte.

Es war wohl immer mühsam, an diese scheuen Hochlandsbewohner heranzukommen. Weit und beschwerlich sind ja schon die Wege in die Bergeinsamkeit, in der sie hausen. Erst hoch über den letzten Bäumen oder den letzten krüppligen Legföhren in den Halden und Schuttkaren auf kümmerlichen Alpenwiesböden fanden wir da und dort ihre ersten Baue, kleine, im Schutze eines Felsens, einer Steinplatte schräg in den Boden führende Löcher, Türen zu ihren Winterwohnungen, die jetzt zur Sommerzeit alle verlassen waren, während vor den in einer Höhe von 2500 m und darüber angelegten Löchern immer wieder frisch aufgewühlte Erde, frische Losung und ein paar Büschchen abgescheuerte Wolle Kunde von ihrem furchtsamen Leben gaben. Gruben wir einmal aus Neugierde einen leeren Winterbau aus, so gab es nicht besonders lange Arbeit, bis die kleinen Röhren und bald darauf ein geräumiger, mit Heu ausgepolsterter Kessel frei lag, in dem eine ganze Familie bis zu fünfzehn Stück, eins dicht an das andere gebettet, gut zwei Drittel des Jahres verschlief. Erst dann, als die Sonne — in diesen Höhen oft erst im August — den Schnee vollends wegschmolz, erwachte die Gesellschaft, kam fett wie im Herbst, plump, aber wie erstarrt aus dem Loche, knabberte an den jungen, würzigen Sprossen der bitteren, herben Alpengräser und war nun in wenigen Tagen eine stark abgemagerte, schwächliche, invalide Truppe, bis Magen und Darm, von neuem an Essen und Kost gewöhnt, wieder erlaubten, Fett und Polster anzusetzen. Nun ist es ein vergnügtes, fröhliches Leben in den Sommerfrischen, in den höchsten Halden nahe den ewigen Gletschern, in der klaren, reinen Luft, den Pelz von der milden Sonne bescheinen zu lassen, nach Herzenslust zu fressen, ein Spielchen zu versuchen, sich zu balgen, Männchen zu machen, ein Leben voll Lust — — und doch nie ohne Sorge, nie ohne Vorsicht, nie ohne Angst vor Feind und Gefahr.

Ruhende Murmeltiere, durch das Glas gesehen.

Wir sind in einer Höhe von etwa

Der Jäger beim Beobachten der Murmeltiere unterhalb der Geislerspitzen.
Nach einer Photographie von Würthle & Sohn in Salzburg.

2800 m vorsichtig an einem Hang emporgeklettert, lugen nun spähend über die Schneide und sehen etwa 80 Schritte unter uns ein paar ganz frische Erdlöcher. Die Sonne ist noch immer hinter den hohen Gletschern geborgen, kein Tier ist darum zu sehen. Dann aber, als das große Gestirn über die Eisfelder in das kleine Hochtal scheint und seine Strahlen die Halden warm überfluten, regt es sich. Ein altes Männchen steckt den Kopf aus einem Loche, äugt, schlüpft zur Hälfte, — nun, da nichts Feindseliges zu sehen ist, vollends hervor, richtet sich auf, späht argwöhnisch umher und beginnt erst dann, da wirklich alles sicher scheint, zu äsen. Ein zweites „Murmentel" kommt zum Vorschein, ein drittes, dann zwei Junge. Aber keins entfernt sich weit vom rettenden Schlupfwinkel, keins wagt länger als eine ganz kurze Frist mit den scharfen, gelben Zähnen das kurze, duftende Gras zu mähen, keins getraut sich, ein längeres Spiel zu unternehmen, ohne immer wieder innezuhalten, sich aufzurichten, zu äugen und zu lauschen. Da löst sich unter dem Nagelschuh meines Jägers ein kleiner Stein und kollert hinab. Es gab keinen lauten Ton, aber der Aufmerksamkeit der rastlos verfolgten, ängstlichen Tiere ist auch dieses kleine Geräusch nicht entgangen. Ein durchdringend schriller Pfiff, den alle anderen wiederholen, dem alle spielenden, äsenden und in der Sonne hockenden Artgenossen rings im kleinen Hochtal antworten, und die ganze muntere Gesellschaft ist in den vielen Erdlöchern verschwunden. Wollte nun jetzt ein Unkundiger in einer dieser Sommerwohnungen den Versteckten nachgraben, er käme selbst mit den besten Spitzhauen unter dem fröh-

lichsten Gespött eines Einheimischen nie an ein Ziel. Seine Haue stumpfte sich an den harten Felsplatten des Urgesteines ab, wühlte leere Gänge auf, die 12 Fuß und länger kreuz und quer durch den Boden ziehen, und gelangte schließlich nach Anstrengungen von Tagen zu neuen Gängen, durch die die Verfolgten in andere Nachbarbaue entwischten. Nein, das hälfe nichts, und keiner wird sich darum auch an eine so zwecklose Arbeit wagen. Aber vielleicht nützt es, ruhig auf dem Grat auszuharren und drei und vier und mehr Stunden zu warten, bis einer der scheuen Kerle von neuem — diesmal freilich noch ängstlicher sichernd — wieder seinen Kopf aus einem ganz anderen Loche streckte als dem, in das er Zuflucht gesucht, und wenn er diesmal keine Gefahr mehr wittert, auszutreten.

Aber es ist mir und gewiß jedem Murmeltjäger wiederholte Male begegnet, daß auch die beste Geduld zuschanden wurde und daß einen ganzen Tag kein einziges mehr kam.

Ende Oktober zeigen sich die braunen Dickwänste nur mehr für Stunden an sehr warmen und milden Tagen, fressen aber nicht mehr, sondern besuchen nur die kleinen Wasserrinnen, die von den Gletschern herabziehen, um viel und ausgiebig zu trinken. Für den Jäger ein Zeichen, daß es nicht mehr lange währt, ehe sie die Sommerfrischen beenden und weiter abwärts wandern, um ihre Winterlager zu beziehen. Lange Tage hatten sie nun nicht nur unbändig gefressen, auch Gras gemäht, trocknen lassen und bringen nun das weiche Heu — nicht wie die Sage erzählt, in der Art, daß es auf eins der Tierchen aufgeladen wird, das dann die anderen wie einen Erntewagen in die Höhle ziehen —, sondern mit ihren Zähnen, in die Scheunen, nicht als Futter für den Winter, sondern als Polster und wärmendes Lager. Und wenn die ersten starken Fröste das Alpengras bräunen, sind unten in den Winterlagern die Löcher mit Steinen, Erde und Heu luft- und schneedicht versperrt, und von den lieben, possierlichen Tierchen ist keins mehr bis zum nächsten warmen August zu sehen.

In so manchem Quartier zeigen sich in den Reihen der friedlichen, faulen Schläfer betrübliche Lücken. Ein Junges, das sich ein wenig zu keck vom Loche fortwagte, hatte ein Fuchs beschlichen und gerissen. Ein anderes holte sich ein Adler, gerade als es einen kleinen, vergnügten Sprung hinter einem Gespielen machte. Ein altes Männchen traf die Kugel des Weidmanns, des Jägers, zum Glück so sicher, so augen-

Murmeltiere vor ihren Höhlen im Zoologischen Garten zu Berlin.

Murmeltiere vom Steinernen Meer am Königssee. Momentaufnahme „Aus freier Wildbahn" von F. Grainer, Königl. Hofphot. in Bad-Reichenhall.

blicklich tötend, daß es nicht mehr Zeit fand, in sein Loch zurückzuflüchten, wie jenes Weibchen, das aus einem „Schirm" (einem Steinmäuerchen, das sich der Bauernschießer zwanzig Schritte vor dem Loche errichtete) einen Hagelschuß gegen seinen Wanst bekam und — obwohl schwerwund — noch blitzschnell im Bau verschwand, um dort zu verenden. Und doch sind weder der Jäger, der die Kugelbüchse führt, noch diese traurigen Schießer des Murmeltieres gefährlichste Feinde. Denn so lange es wach ist, beschützen es seine Vorsicht, seine Schlauheit und nie ruhende Wachsamkeit. Was aber dann, wenn der gewissenlose Bauernjäger im Frühsommer emporsteigt, die verräterischen Stellen, an denen der Schnee durch die Erwärmung der kaum zwei bis drei Fuß tiefen Familienwohnung zuerst geschmolzen ist, entdeckt und das ganze schlafende Lager, junge und alte Tiere, aushebt? Dieser leider so vielfach geübten Raubjägerei ist es zuzuschreiben, wenn die lieben, munteren Tiere in manchen Gegenden fast ausgerottet sind. Sicher nicht des Wildbrets wegen, das wenig schmackhaft und insbesondere bei älteren Tieren zäh und hart ist, kaum des Pelzes wegen, der graubraun, struppig, ungleich und darum nicht kostbar ist, nein, nur wegen des hohen Preises, den Aberglauben und Dummheit für das „Murmeltelschmalz" (Fett) in allen öffentlichen und in jeder Bauernhausapotheke der Alpenländer bezahlen.

Einen noch schwererwiegenden Anteil haben Aberglauben, Dummheit und Pfuscherei, die ihrerseits wohl nie auszurotten sind, an dem fast vollständigen Vertilgen des vornehmsten Hochgebirgstieres, der Capra Ibex, des stolzen, schönen Alpensteinbockes.

In alten Tagen waren unsere Berge an diesem Edelwilde reich. Zur Zeit der Römer geschah es nicht selten, daß einige Hunderte dieser prächtigen Tiere zu den Kampfspielen in die Arenen gebracht wurden. Aber bereits im XV. Jahrhundert wurde der Steinbock in der Schweiz und in Tirol seltener. Und als dann im XVII. Jahrhundert der katholische Klerus in dem schönen Wild den Träger wundertätiger und heilkräftiger Mittel — des Schweißes und des „Bezoar" — sah, begann ein Vernichtungskrieg gegen dieses Tier, eine Massenvertilgung durch Büchsen und Schlingen, die ganze Gebirgsketten von diesem edlen Wild entvölkerte und ohne Zweifel in allen Alpen zur vollkommenen Ausrottung geführt hätte, wenn nicht zur letzten Stunde die letzten Überlebenden durch ein paar einflußreiche Weidmänner vor diesem unsinnigen Morde beschützt worden wären. Die Namen des Herzogs Ferdinand von Genua, der Könige Viktor Emanuel II. und III. können schon um der Verdienste, die sie sich um die Erhaltung dieser seltenen Tiergattung erworben haben, nie vergessen werden.

In Tirol und in der Schweiz lebte kein Stück mehr. Nur in Norditalien, in die Monte Paradisogruppe, in die Täler von Valsavaranche, Cogne und Camporcher Rhême rettete sich ein Rest von wenigen Hunderten, aber auch hier nimmermüde gehetzt von Beutejägern, Wilddieben, so daß nur wenige Jahre später gewiß auch der letzte stolze Bock gefallen wäre. Da galt es einzugreifen, mit strengen Gesetzen, Landesgesetzen, zu schützen, was noch zu

schützen war, zu hegen, zu schonen. Und durch diese Fürsorge ist nun in der Gegend wieder ein Bestand von mehr als 2000 Stück, der sich zudem alljährlich so reichlich und hoffnungversprechend vermehrt, daß jetzt Rudel von 20 und 30 Stück gesehen werden, die auch die benachbarten Täler und Berge bevölkern und selbst gegen Südosten auch französisches Gebiet wieder zu besiedeln beginnen.

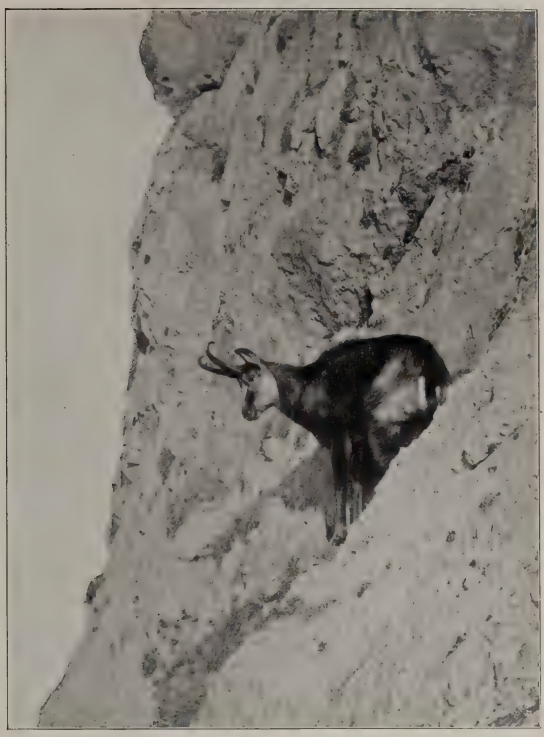
Auch in einem kleinen Teile unserer österreichischen Alpen fand später der Steinbock wieder sein Heim. Ende der achtziger Jahre gelang es Julius Freiherrn von Born in St. Anna am Loiblpaß in Krain, echtes Steinwild aus den königlich italienischen Revieren von Aosta zu erhalten und damit eine Kolonie zu gründen, die unter seinem Sohne Friedrich von Born zurzeit einen Stand von mehreren Dutzend „Fahlwild" aufweist.

Der Untergang dieses Edelwildes, den manche pessimistischen Jagdschriftsteller noch immer prophezeien, ist nun gewiß nicht mehr zu befürchten.

Wer jetzt, als Jäger ohne Büchse, als Beobachter nur unter kundiger Führung eines der wildzerklüfteten Hochtäler in der Nähe von Aosta hinansteigt und wieder und wieder unermüdlich sein Glas benützt, sieht nach einigem nutzlosen „Wandabsuchen" vielleicht schon am ersten, vielleicht auch erst am dritten Tage bei einem kleinen Felsgipfel, der in einer senkrechten Steinplatte jäh über ein steiles, höckeriges Schneefeld ansteigt, ein Rudel Fahlwild. Es ist im Monat August. Die drei Kitze, die an den oberen Stellen am Fuße der Wand mit ihren Müttern äsen, sind seit ihrem Geburtstage im Juni schon recht kräftig gediehen und wagen Sprünge von Felsblock zu Felsblock, um die sie ein Akrobat beneiden könnte. Hart an den Felsen angeschmiegt, sitzt ein Bock. Er ist satt und sitzt, um den Kopf von dem massigen Gewicht des bis zu 15 Kilogramm schweren Gehörns ein wenig zu entlasten, so, daß das Gehörn auf einem Stein ruht. Über ihm, auf dem Gipfel der steilen Wand, steht ein alter, vielleicht fünfzehnjähriger Bock mit beinahe einen Meter langen Hörnern, regt sich nicht, äst nicht, sondern blickt nur hinab auf die Geißen und Kitze, die sich unter ihm tummeln. König-

Anspringende Gemsen im Tennengebirge in Österreich, dem Jagdgebiet des Fürsten von Pleß.
Momentaufnahme „Aus freier Wildbahn" von F. Grainer, Königl. Hofphot. in Bad Reichenhall.

lich steht er da, ein Urbild von Kraft und trotziger Stärke. Zurzeit ist er in diesem Rudel der Mächtigste. Denn dem ruhenden Bock und schon gar den zwei geringeren, die unten neben den Geißen äsen, ist er gewachsen. Aber ob er dann, wenn im November die Brunft über ihn kommt, ob er dann noch besteht? Ob nicht in diesen kalten, für ihn so heißen Tagen, mächtigere, ältere, kräftigere Rivalen, die den ganzen Sommer als Einsiedler verborgen, in einer unzugänglichen Stille gewohnt, von der Brunft beunruhigt, aus ihrer Einsamkeit gestört, sein Rudel aufsuchen und, mit ihm kämpfend, ihn besiegen und verjagen? Noch ist die Zeit fern, noch ist er der Älteste, der Stärkste, der Gewandteste, der, der am vorsichtigsten, am klügsten, jede Gefahr mit Augen, Nase und Ohr erfaßt, der am behendesten fliehen kann, scheinbar unersteigbare Wände emporklettert, enge Kamine übersetzend, Schnee und Eisrinnen, glatt, schlüpfrig, mit seinen starken Hufen querend, Halden in wahnsinniger Flucht übersetzt und dann nach einem kühnen Sprung auf einem Felsblock, der kaum ein Fußbreit Fläche bot, wieder stehen bleibt, sichert. Es ist nichts, keine Gefahr, Geißen und Kitze folgen alle, ein Kleines, das alle Sorgsamkeit den Führern überläßt, hat sich schon ganz beruhigt und fängt wieder an zu äsen.



Gefahr witternde Gemse.
Aus dem Jagdgebiet des Fürsten von Pleß.
Momentaufnahme „Aus freier Wildbahn" von F. Grainer,
Königl. Hofphot. in Bad Reichenhall.

Nach der Brunft, die bis in den Dezember hineinwährt, zur Zeit der zunehmenden Kälte, wechselt alles Fahlwild aus den Nordhängen in die der Sonne zugekehrte Bergseite, zieht aus einer Höhe von 3—4000 m herab und kommt im strengen Winter wohl auch zu den Futterplätzen. Da ist dann besser Gelegenheit, das so scheue, schwer beschleichbare Wild aus geringer Entfernung zu beobachten, das Alter der Böcke, je nach der Anzahl der Knoten auf ihren Hörnern, annähernd bis zu 25 Jahren und, darüber hinaus, unter vielen Stücken, vielleicht auch eins auf 30 oder 40 Jahre zu schätzen. Das Gehörn selbst der stattlichsten Geißen nimmt sich gegen solchen Schmuck ärmlich aus und ähnelt mit seinen fast drehrunden, kaum 15 Zentimeter langen, rückwärts gekrümmten Stangen mehr dem einer Hausziege als dem des stolzen Männchens. Die einjährigen Kitze haben gar nur kurze Stummel, denen niemand zutrauen würde, daß daraus Hörner würden, unter deren Last die Träger oft müde werden. Die Kitze haben auch noch nicht die Farbe der Erwachsenen, die erst nach vollendetem zweiten Jahre zugleich mit der Fortpflanzungsmöglichkeit auftritt, das sonderbar fahle Grau des „Fahlwildes". Da und dort, besonders in älteren Jagdbüchern, sind die Böcke mit langen Kinnbärten ausgestattet, was nur dann stimmt, wenn es den Steinbock des Himalaja (Capra Tubericornis) betrifft, ein phantastischer Irrtum aber dann, wenn es sich um unseren Alpensteinbock handelt, der unter dem Kinn wohl ein kleines Haarbüschel, niemals aber einen Bart hat.

Recht lange währt manchmal die kalte

Zeit, in der das Steinwild in den tiefer gelegenen Tälern sich aufhält. Aber sobald nur ein paar Hänge die Täler hinan grünen, flüchten alle Rudel wieder in die Einsamkeit ihrer Urwildnis zurück, in Höhen, in denen sie wieder die Gefahren der Steinschläge und Lawinen (eine einzige Lawine kostete im Jahre 1883 achtzehn Stück das Leben) erwarten, und in dessen Gefahren ihnen nur die

Gemsen im Tennengebirge im Jagdgebiet des Fürsten von Pleß. Momentaufnahme „Aus freier Wildbahn" von F. Grainer, Königl. Hofphot. in Bad Reichenhall.

Rekordpreis des Barons Donald Schönberg für Gamskrickel vom Achensee. Aus der Wiener Trophäen-Ausstellung vom Jahre 1910.

Jäger nachschleichen.

Die Jagd auf den Steinbock. — Nein. Ich will erst von dem Wild erzählen, das der Steinbock meidet, obwohl es keiner seiner Feinde ist. Und während ich von diesem Wild plaudere, aus Erinnerungen, die mir lieb, unvergeßlich und unersetzlich sind, mag sich der Leser dann und wann auf 2000 auf 3000 m Höhe denken, sich vorstellen, wir seien statt im Tiroler Urgebirge, im Ortlerstock etwa, oder — wo ich noch viel lieber jage — in der Geislergruppe oder am Rosengarten, — sich vorstellen, wir seien statt in den Dolomiten in den Tälern von Aosta, und jeder, der selbst Hochwildjäger ist, wird mir gern zugeben, daß die Jagdart dieselbe bleibt, ob es nun dem Alpensteinbock gilt oder unserer Alpenantilope, der Gemse.

Blinde Schießwut, törichtes, rücksichtsloses Draufloskallen hat auch in die Reihen dieses schmucken Wildes Lücken gerissen, die erst die vernünftige Hege der letzten Jahrzehnte wieder allmählich, freilich noch immer nicht ganz, ausgebessert haben. In den österreichischen und bay-

rischen Alpen sind nun — gottlob! — fast nur mehr Weidmänner die Besitzer der Gamsgebiete, unter denen unser alter Kaiser wohl die schönsten sein eigen nennen kann. In der Schweiz sorgt der Staat für die Erhaltung und Vermehrung dieses Edelwildes, indem er sogenannte „Freiberge" bestimmte, Gebirgsgebiete, in denen keine Gemse getötet werden darf. Waren vor 50 und 60 Jahren noch die Bestände seren relativ gemsenarmen Südtiroler Bergen schon gesehen, und derjenige, der in einem der kaiserlichen oder fürstlichen oder Geldmagnaten-Revieren in Niederösterreich, Salzburg oder in der Steiermark jagen darf, wird auch noch Rudel von über 100 Stück bewundern können.

Ich hatte Gelegenheit, einen älteren Besitzer eines solchen Gemsdorados auf seinem Jagdschloß zu besuchen und seine

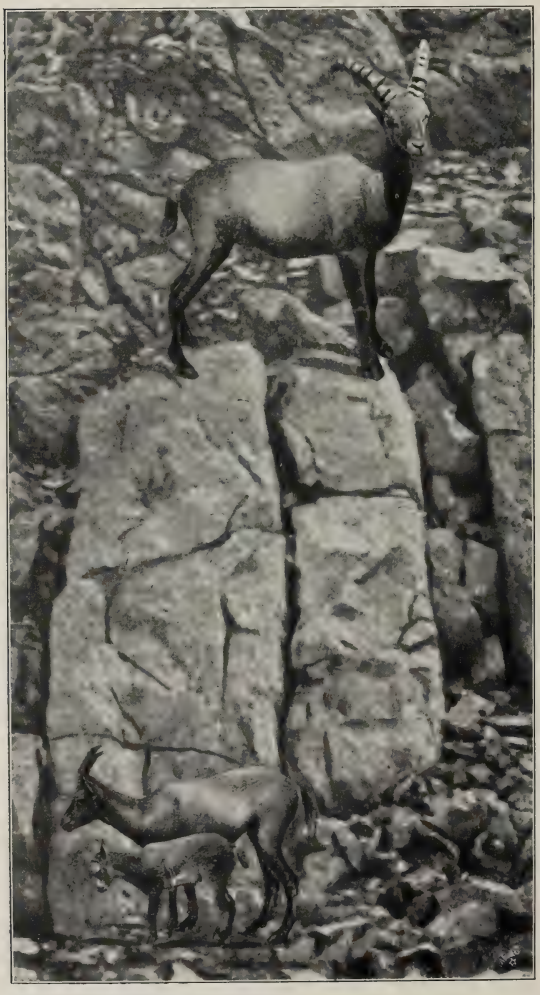
Steinböcke im Tennengebirge im Jagdgebiet des Fürsten von Pleß.
Nach einer Photographie von Würthle & Sohn in Salzburg.

an Krickelwild in manchen Gebirgsketten fast ausgeschossen, so ist nun beinahe überall eine Zunahme dieser schmucken Grattiere zu bemerken. Der alte Brehm erzählt in seinem „Tierleben" (Auflage v. J. 1865), daß Trupps von 10 bis 20 Stück nur mehr in den kaiserlichen Jagdgebieten zu beobachten seien, während alte Leute sich erinnern, in ihrer Jugend 80 bis 100 Stück in einem Rudel gesehen zu haben. Das ist bedeutend besser geworden. Rudel von 20 bis 40 Stück habe ich selbst in un-

Krickelsammlung anzusehen. In einem Jagdzimmer hingen, wenn ich mich recht erinnere, 645 Krickel. Der glückliche Schütze, der mich voll Freude auf einige besonders schöne Exemplare aufmerksam machte, war zart und schwächlich gebaut, hatte von Jugend an ein krummes Bein, das ihm das Gehen unendlich erschwerte, litt zudem an starker Kurzatmigkeit, eine Folge einer etwas verkümmerten Brust. Er hüstelte auch ein wenig, während er erzählte: „Diese 22 Stück rechts von der braunen

Leiste habe ich voriges Jahr an einem Vormittag geschossen."

Wie? Ist nun dieser kränkliche alte Herr wirklich ein Gemsenjäger? Nein, ich brauche ihn nur anzusehen, und weiß genau, wie er zu diesen Trophäen kam. Der Wagen bringt ihn vom Jagdschloß bis zu einem Jagdhaus, in das mit Gemsen bestbesetzte Tal, wo er in einem Federbette nicht anders wie daheim schläft. Am Morgen trägt ihn ein sicher steigendes, kleines Bergpferd, das ein Wärter führt, über bequeme, wenn auch steile Wege in eine Höhe von vielleicht 1800 m. Der Wärter hilft ihm vom Pferde, der Jäger geleitet ihn über einen kaum viertelstundenlangen, gut gebahnten Steig, breitet eine Decke über einen Stein und setzt sich, die Ersatzrepetierbüchse auf den Knien, neben seinen Herrn. In der Sohle des Hochtales, in dem die Gemsen das ganze Jahr hindurch gehegt wurden, wartet eine Schar der Treiber nur auf den Augenblick, bis ihr Herr seinen Posten oben an der „Gemsenklemme" besetzt hat. Das Zeichen wird gegeben — nun rücken die Leute vor, lärmen, sprengen die Rudel aus den Karen, scheuchen sie auf, bis die geängstigten Tiere alle, alle dem engen Paß zustürmen, wo sie der erste scharfe Schuß empfängt. Ein Bock fällt, die Büchse wird repetiert, ein zweiter stürzt, das Rudel macht in Todesangst kehrt, jagt in tollen Fluchten unter die Wand zur Rechten, will die Felsen hinan, kann nicht, stürmt weiter, wird aber von Treibern, die vorn stehen, zurückgescheucht und muß nun nochmals in die enge Gasse, aus der wieder ein paar Schüsse die nächsten und stärksten Stücke niederreißen. Sechs Böcke liegen schon. So vergeht eine Viertelstunde, da kommt von links her ein mobilgemachtes Rudel, das auf dieselbe Art drei seiner besten Stücke verliert, und es kommt, durch den Lärm der Treiber endlich aufgescheucht, ein Kapitaler, ein Einsiedler, muß auch auf die „Gemsenklemme" zu, und auch er fällt durch das mörderische Stahlgeschoß. Strecke: 10 Stück in dieser Klemme, 7 Stück auf der anderen Seite, wo der Jagdgast knallte. 17 Stück, es war nichts Besonderes. Um Ein Uhr ist unten im Jagdschloß das Frühstück.



Steinbock, Geiß und Kitz im Zoologischen Garten zu Berlin. Aufnahme von Ludwig Bab in Berlin.

Nein, das war ein Treiben auf Gemsen, aber keine Gemsjagd. — Die einzige der Schönheit und Würde des Wildes angemessene Jagdart auf Gemsen ebenso wie auf Steinböcke ist die Pirsch.

Es ist Ende November, knapp vor Beginn der Schonzeit. Das Gamswild, das den Sommer über rötlich-bräunlich gekleidet war, hat sich verfärbt, ist dunkelbraun, fast schwarz. Die alten Böcke, die sich

Steinböcke im Tiergarten von Schönbrunn bei Wien.
Nach einer Photographie von Würthle & Sohn in Salzburg.

bisher als Einsiedler abseits von Rudeln gehalten hatten, suchen diese nun auf, verjagen die schwächeren und treiben — es ist Brunftzeit — die Geißen. Die Rudel haben die schon stark beschneiten und verharschten Hänge verlassen und siedeln sich in den wärmeren Südlagen an. Mein Jäger und ich — es wäre Torheit, eine Gemsjagd zu dieser Zeit ohne Gefährten zu unternehmen — haben eine zweistündige Bahnfahrt, einen Talmarsch von drei Stunden, eine kurze Nacht in einer kalten Unterkunftshütte und einen Morgenmarsch von zwei Stunden hinter uns. Nun ist es knapp Tag geworden, als wir unter dem steilen, vielfach geschrundeten Kofel stehen, auf dem wir Gemsen vermuten. Unsere Ausrüstung: dicke, wollene Kleider, Nagelschuhe, Schneegamaschen, Schneeschuhe, Steigeisen, eisenbeschlagener Stock, zwei Rucksäcke mit Mänteln und ein wenig Proviant und — neben der Kugelbüchse das Wichtigste — zwei gute Ferngläser, mit denen wir nun die Runsen, Rasenplätze, Felsen, Kamine, Wände, Schluchten, Tälchen hoch über uns nach Krickelwild absuchen. Nach einiger Zeit entdeckt der Jäger drei Stück halbverdeckt hinter einer Felsnase; wir beobachten sie, sehen, wie sie verschwinden, sie „ziehen", weiter drüben ganz frei hervortreten — nichts — zwei Geißen und ein Kitz. Und während der Jäger diese drei unermüdlich durch das Glas verfolgt, in der Hoffnung, daß sich vielleicht ein Bock zu ihnen gesellen könnte, suche ich indessen andere Stellen des Kofels nach Gemsen ab. Da: Gut 2500 Schritt vor mir sehe ich eine Gams. Es ist zu weit, als daß ich gleich entscheiden könnte, ob Bock oder Geiß. Aber da uns das Stück sehr stark, sehr schwarz gefärbt vorkommt und allein bleibt, sagt alle Wahrscheinlichkeit: Das ist ein alter Bock! Nun entwerfen wir den Plan: Bis zu dem Felsen oberhalb des Äsenden, den wir erreichen wollen, sind es bei den Schneeverhältnissen gut drei Stunden. Ist der Einsame um zwölf Uhr noch dort oben? Wie leicht gerade jetzt zur Brunftzeit, in der die Böcke weite und unstete Wege machen, daß er in der nächsten Stunde schon wieder weiter wandert? Dann: Kommen wir gedeckt um jene Rippe, auf die er hersehen kann, und an der wir vorübermüssen, wenn wir nicht einen Umweg von weiteren zwei Stunden machen

wollen? Ferner: Ist der Kamin, durch den wir nach des Jägers genauer Ortskenntnis klettern müssen, jetzt vereist? Kommen wir hinauf? Weiter: Hält das Wetter? Gestern und in der Nacht war Nebel. Wenn der wieder kommt und uns überrascht, sehen wir unser Wild nicht mehr, und wenn wir noch so nahe heranschlichen. Und dann: Begegnen wir auf unserem mühsamen Wege hinauf vielleicht anderen Stücken, die hinter einem Felsvorsprung äsen und dann bei unserem Anblick plötzlich mit durchdringendem Warnungspfiff auffahren, fliehen und in ihrer Flucht die steilen Hänge bergan auch den Einsamen versprengen? Noch ein halbes Dutzend banger Fragen, die ein jeder von uns durchdenkt, ohne aber ein Bedenken zum anderen zu äußern. Denn wir haben Eile und stapfen schon durch den Schnee bergan.

Der vierzehnjährige Steinbock Wucki (Capra ibex) nimmt in freier Wildbahn des Jagdinhabers Friedrich Baron Born Kukuruz aus seiner Futterschüssel. Am 1. November 1908 wurde er von Wilderern erschossen. Sein Gehörn gewann den 1. Preis, die goldene Medaille, auf der Internationalen Jagdausstellung in Wien 1910.

Zweimonatliche Alpensteinkitze als Turnkünstler auf dem Rücken des Jagdinhabers Friedrich Baron Born in St. Anna in Oberkrain.

Der Schnee wurde schlechter, als wir gedacht hatten, der Kamin eisiger, nach fünf Stunden waren wir erst oben. Krochen bis zur Hüfte durch angewehten Schnee, verschnauften und schoben uns nun über kalte Felsplatten empor. Dann reckt der Jäger zuerst den Kopf über den kleinen Grat, von dem man auf die Mulde mit dem Bock hinabsieht. Ich folge nach, zittere vor Aufregung. Die Mulde ist leer. Ist der Bock fort oder hat er sich in einer Schrunde niedergetan, in die wir nicht sehen können? Wir liegen, spähen, klettern vorsichtig die schlüpfrigen Felsen hinab, spähen wieder — nichts. Wir queren die Mulde, klettern drüben die nächste Rippe hinan, finden im weicheren Schnee eine frische

Spur — es ist ein ganz alter Bock — unser Stück — folgen der über zwei Stunden, schleichend, immerzu spähend, wieder und wieder den Wind prüfend, vorsichtig von jeder Felskante, die neuen Ausblick gewährt, vorlugend, und endlich, endlich — es ist knapp vier Uhr —, etwa 250 Schritte schräg vor uns unten, in einem kleinen Tälchen, in das wir gedeckt blicken können, das ersehnte Bild. Ein Rudel Gemswild, zwei Geißen mit je einem Kitz (seit Ende Mai), ein einjähriger Kitzbock, eine ältere Geiß, ein schwächerer Bock, vielleicht ein dreijähriger. Aber unser Alter? Keine Spur zieht jenseits der Schneefläche hinauf. Er steckt also zwischen uns und dem Rudel. Nun wäre jedes Vorgehen verfehlt. Wir müssen ruhig liegen und zusehen und warten. Die ältere Geiß steht äugend auf einem kleinen Felsen, der mitten aus dem Schnee ragt, die übrigen äsen, kratzen aus dem Schnee Halme und Kräuter, machen unvermittelt ein paar Sprünge, zwei jagen mit einemmal die Felsen hinauf, nein, es ist keine Flucht, es war nur ein Spiel. Aber nun springt mit einem Male der Dreijährige auf — jetzt, das ist kein Spiel mehr, er hat den alten Bock gesehen, der nun aus dem Felsen unter uns auf das Rudel zukommt. Der Jäger, der über mir liegt, sieht ihn schon, stößt mich mit dem Fuße an, für mich ist er noch gedeckt. Aber da! 200 Schritte — meine Hände sind fast erstarrt, doch für ein paar Augenblicke kommt wieder Leben in sie, die Beweglichkeit und Ruhe, die ich notwendig brauche. Ich ziele scharf — und nun kracht es. Er macht einen Satz, bleibt wie verdutzt stehen, beginnt eine atemlose Flucht, möchte bergan, wendet sich aber im Sprung, stürzt zusammen und kollert.

Erst eine Stunde später kommen wir nach schwerer Kletterei und mühsamem, atemraubenden Schneewaten dahin, wo er liegt. Ein alter Bock, gut 35 Kilogramm schwer, mit starken, hohen Krickeln und langen, schwarzen Rückenhaaren, die einen schmucken „Gamsbart" abgeben werden.

Um acht Uhr erst sind wir wieder in der Hütte.

Glück hatten wir heute, und Glück haben wir — gewiß — noch andere Male. Es war heute nicht einmal eine schwere Jagd, und doch führte der Weg an mancherlei Gefahren vorüber. Da ist ein Felsgriff irgendwo auf einem steilen Rand morsch, oder ein Tritt bricht aus. Da kann es sein, daß in einer Rinne unter uns eine Lawine sich löst, und der Boden, dem wir uns anvertrauten, sinkt mit in die Tiefe. Da kann es über uns herabkommen, ein Wall von Schnee, Steinen und Geröll. Ein Fehltritt im Eifer der Verfolgung — und alles ist vorbei. Nebel, daß wir uns versteigen und eine Nacht da oben verbringen müssen — dann Gnade Gott!

Genug, genug. Wir gehen doch ein andermal wieder. Wir verachten nicht die Gefahr, nein, wir denken an sie. Und wenden alle Vorsicht und alle Gewandtheit und Kraft daran, ihr zu entgehen. Und wenn doch einmal alle Klugheit und alle Vorsicht umsonst sein sollte — eine solche stolze Beute ist es wert und darf es verlangen, daß man auch alles dafür wagt.

Steinbock-Doublette. Abbildung aus „Tian schan", Jagd- und Reisebriefe von O. Freiherrn von Dungern, Oberau. Verlag von Dietrich Reimer, Ernst Vohsen, Berlin.

Deutsche Baumwolle. Von Moritz Schanz.

Unter den verschiedenen großen wirtschaftlichen Fragen, welche die Welt zurzeit beschäftigen, nimmt infolge ungenügender Ernten und eines überaus hohen Preisstandes die „Baumwollfrage“ eine der ersten Stellen ein. Bildet doch Baumwolle, neben dem Brotgetreide, das wichtigste aller Rohprodukte und auch im deutschen Wirtschaftsleben die Grundlage für die bedeutendste unter allen unseren großen Industrien. Rohbaumwolle steht mit rund einer halben Milliarde Mark im Jahre in unserer deutschen Einfuhr dem Werte nach an erster Stelle, und zwar dient sie nicht nur dem heimischen Bedarf, dem sie eine billige und reichliche Kleidung sichert, sondern sie bietet auch als Grundstoff für unsere wichtigste Ausfuhrindustrie einem großen Teil unserer Bevölkerung Arbeitsgelegenheit und damit das tägliche Brot, da Baumwollwaren mit rund 400 Millionen Mark im Jahre an der Spitze unserer Ausfuhr stehen.

Der Gesamtproduktionswert der Baumwollindustrie in Deutschland beläuft sich jährlich auf etwa eine Milliarde Mark, und die Zahl der in ihr und ihren Nebenbetrieben direkt und indirekt beschäftigten Arbeiter auf nahe an eine Million.

Schon diese wenigen Angaben zeigen deutlich, wie überaus wichtig es für unsere Volkswirtschaft ist, jederzeit Rohbaumwolle in genügender Menge und zu hinreichend billigen Preisen beziehen zu können.

Leider ist ganz Europa, da Klima und andere Produktionsbedingungen die Erzeugung von Baumwolle im eigenen Lande versagen, gänzlich auf die Einfuhr von anderen Erdteilen angewiesen, und zwar kommen, nachdem alte Produktionsgebiete, wie Westindien, Südamerika und die Levante, relativ mehr und mehr in den Hintergrund traten, für den Welthandel heute überwiegend die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Ostindien und Ägypten in Frage.

Ägypten liefert zwar eine vorzügliche Qualität Baumwolle, doch ist deren Anbau in dem regenarmen Lande, der dort überall nötigen künstlichen Bewässerung wegen, an die Nähe des Nils gebunden und das Areal dadurch an und für sich recht beschränkt.

Das nächstgroße Produktionsgebiet, Ostindien, verarbeitet etwa 60 % seiner Baumwolle im Lande selbst und erzeugt infolge seiner sehr primitiven und rückständigen Bodenbestellung ganz überwiegend eine so niedrige Qualität, daß sie nur für geringere Stoffe verwendbar ist und außerhalb Indiens meist nur in China und Japan Aufnahme findet.

Ausschlaggebend für Europa sind also die Vereinigten Staaten von Nordamerika, für deren Baumwolle die europäische Baumwollindustrie in erster Linie eingerichtet ist und die mit einer Lieferungsbeteiligung von etwa 75 % eine Art Monopolstellung einnehmen.

Nun ist aber seit einiger Zeit in Nordamerika ein Stillstand oder eine Stockung in der Baumwollerzeugung eingetreten, zeitweilig sogar ein Rückgang, und der dadurch eingetretene Mangel an Rohstoff wurde für Europa weiter verschärft einerseits durch eine starke Entwicklung der Baumwollindustrie in Nordamerika selbst, welches heute schon ungefähr die Hälfte seiner Baumwollernte im eigenen Lande verarbeitet, anderseits durch eine übertrieben schnelle Ausdehnung der Zahl von Baumwollspindeln in verschiedenen europäischen Ländern, besonders in England, wo die Baumwollindustrie in noch weit höherem Maße als bei uns die ausschlaggebende Rolle spielt.

Während somit die Baumwollfabrikation in ihren Einrichtungen dem Bedarf der Welt vorauseilte, blieb die Rohstoffversorgung hinter diesem Bedarf zurück, und die daraus folgende natürliche Preisbeeinflussung wurde von einer skrupellosen Spekulation in Nordamerika in den letzten Jahren wiederholt dazu benutzt, die Preise für das wichtige Rohmaterial ins Ungemessene zu treiben und so wilde Schwankungen herbeizuführen, wie sie die Welt seit dem amerikanischen Bürgerkrieg nicht mehr erlebte.

Man stellte sich in Amerika rücksichtslos auf den Standpunkt, daß die Welt seine Baumwolle haben müsse, daß nirgendwo anders Ersatz dafür sei, und verlangte entsprechende Monopolpreise, die einen berechtigten Nutzen der Pflanzer weit überschritten.

Ist es nun immer, aus allgemein wirtschaftlichen, wie aus handelspolitischen Gründen, sehr bedenklich, im Bezuge eines wichtigen Rohstoffes überwiegend auf ein einziges Land angewiesen und von dessen zufälligen Witterungs- und Ernteverhältnissen abhängig zu sein, so drängen die überspannten Forderungen Nordamerikas und die Gesamtverhältnisse dort geradezu auf eine Emanzipation von den Vereinigten Staaten hin.

Nur durch die Ausbreitung der Baumwollkultur über Neuländer kann die Deckung des Bedarfs auf eine größere und sicherere Basis gestellt, damit das amerikanische Monopol gebrochen und der übermäßigen Spekulation der Boden entzogen werden; je höher aber die amerikanischen Preise sind, um so leichter und lohnender kann sich auch die Einführung, beziehungsweise Ausdehnung von Baumwollbau in Gebieten außerhalb Nordamerikas gestalten.

Für Deutschland kommen dabei zwei Wege in Betracht. Der eine ist die Beteiligung deutschen Kapitals an Baumwollpflanzungen in verschiedenen nichtdeutschen Teilen der Welt, womit die Deutsch-Levantinische Baumwollgesellschaft bereits einen erfolgreichen Anfang in Kleinasien unternahm, wofür aber auch weiterhin Gebiete an der Bagdadbahn, Brasilien, Peru und andere Länder aussichtsreiche Möglichkeiten bieten. Der zweite und wohl wichtigere Weg aber deutete auf die deutschen Kolonien, und zwar in erster Linie auf diejenigen in Afrika, das man von manchen Seiten bereits als „das Baumwoll-Land der Zukunft" bezeichnet.

Schüchterne Versuche zur Einführung der Baumwollkultur in unseren Kolonien wurden bereits seit dem Jahre 1886 in Deutsch-Ostafrika unternommen, aber da es zunächst an einem systematischen Vorgehen und einer planmäßigen Sichtung und Zusammenfassung der Resultate fehlte, so waren die Ergebnisse unbefriedigend.

Im Jahre 1889 veranlaßte Fürst Bismarck, dem der Anbau von Baumwolle als eins der wichtigsten Mittel zur Förderung überseeischer Gebiete erschien, den Gouverneur von Soden zu einer gutachtlichen Äußerung über Einführung der Baumwollkultur in Kamerun, setzte sich betreffs Neu-Guineas mit Herrn von Hansemann in Verbindung und entsandte 1890 einen Pflanzer mit Südseeerfahrungen nach Westafrika, nachdem der Versuch mißlungen war, für diesen Posten durch Vermittlung der Reichsvertretung in Nordamerika einen amerikanischen Baumwollsachverständigen, womöglich deutschen Ursprungs, zu gewinnen. Es wurden nun in Togo und Kamerun kleine Versuchspflanzungen angelegt, aber offenbar ohne System und ohne die nötigen Vorarbeiten, so daß die Ergebnisse nicht befriedigten; auch Versuche, die Eingeborenen zur Baumwollkultur heranzuziehen, scheiterten.

Ein 1892 erneuter Anlauf der Regierung, den Zentralverband Deutscher Industrieller und den Verein Süddeutscher Baumwollindustrieller zu einem Vorgehen auf dem Gebiet kolonialen Baumwollbaues zu gewinnen, blieb gleichfalls erfolglos.

Solange die Vereinigten Staaten von Nordamerika der europäischen Industrie die benötigte Rohbaumwolle in reichlicher Menge und zu fortwährend weichenden Preisen lieferten, dachten die Industriellen in keinem europäischen Staate daran, sich unter Opfern neben Nordamerika andere Bezugsquellen zu erhalten oder neue aufzuschließen. Niemand sah damals voraus, wie bald an Stelle von Überflutung des Marktes und Preisrückgang Sorge um Beschaffung des nötigen Rohmaterials und ungemessene Preissteigerungen treten würden, wie sie zunächst in den Jahren 1903/04 infolge knapper Ernten, in Verbindung mit einer zügellosen Spekulation in Nordamerika, in Erscheinung traten, Verhältnisse, die seitdem zu ständigen geworden sind.

Ehe nun aber diese „Baumwollnot" in ihrer ganzen Schärfe erkennbar wurde, erließ der verdiente Vorsitzende des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees in Berlin, Karl Supf, im April des Jahres 1900 einen Mahnruf zum Baumwollbau auf eigener Scholle, und dem Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee gebührt das Verdienst, die praktische Bearbeitung des Problems in die Hand genommen und planmäßig und mit zäher Ausdauer durchgeführt zu haben.

Schon die Tatsache, daß die Baumwollpflanze in sämtlichen deutschafrikanischen Kolonien vorkommt, stellenweise auch in Eingeborenenkulturen gezogen wird, gab Grund zu der Erwartung, daß größere Anbauversuche Erfolg haben würden, und zwar zunächst in Westafrika. Sind doch Baumwollbau und Webstuhl, wenn auch überall nur in Kleinbetrieben, dort seit alten Zeiten wohlbekannte und weitverbreitete Kulturförderer gewesen, und einheimische Baumwollgewebe bildeten sogar einen Handelsartikel zwischen verschiedenen west- und zentralafrikanischen Ländern. Mit dem siegreichen Vordringen der billigen europäischen Fabrikware war dieser Hausindustrie der Eingeborenen allerdings meist ein Ende bereitet worden und als Folge davon die vernachlässigte Baumwollpflanze vielerorts gänzlich verwildert. Aber die Kultur war den Eingeborenen noch vielfach bekannt, und so stand der Wiederaufnahme und Ausbreitung des Baumwollbaues als Exportkultur an und für sich kein Hindernis im Wege.

Das Komitee begann seine Baumwollunternehmungen im Jahre 1900 in unserer westafrikanischen Kolonie Togo, wo die Verhältnisse besonders günstig zu liegen schienen, da einesteils das dortige Klima mit seinen ziemlich scharf abgegrenzten Perioden einer Regen- und einer Trockenzeit dem Gedeihen der Baumwolle im allgemeinen sehr zuträglich, anderseits die friedliche, fleißige und verhältnismäßig dichte Bevölkerung Togos von Jugend auf in beiden Geschlechtern an Feldarbeit gewöhnt ist. Im übrigen ist ja der westafrikanische Neger der nächste Verwandte desjenigen, der in Nordamerika der Hauptträger der dortigen großartigen Baumwollkultur ist.

Aus dem klassischen Lande der Baumwollerzeugung, aus den Südstaaten der Vereinigten Staaten, bezog auch das Komitee im Baumwollbau theoretisch und praktisch vorgebildete Lehrmeister für Togo, und zwar waren dies frühere Schüler des von Booker Washington, dem berühmten Vorkämpfer für Negererziehung, gegründeten Tuskegee-Instituts in Alabama. Diese farbigen Sachverständigen, die sich mit den Eingeborenen vorzüglich zu stellen wußten, suchten zunächst geeignete Ländereien aus und gingen dann daran, den Baumwollbau auf einer rationellen Basis als Volkskultur einzuführen.

Zu diesem Zwecke wurden, seit 1903 auch mit Hilfe einer Reihe von dem Komitee

engagierter amerikanischer Baumwollfarmer deutscher Abstammung, Versuchs- und Lehranstalten eingerichtet, geeignete Varietäten von Baumwolle ausprobiert und gezüchtet, ausgewähltes Saatmaterial in den verschiedenen Distrikten unentgeltlich verteilt und Baumwollaufkaufsmärkte und Entkörnungsanstalten inmitten der einzelnen Produktionsgebiete geschaffen; auch richtige Packung, Versand und Verkauf der gewonnenen Baumwolle in Europa vermittelte das Komitee.

Vor allem galt es, den Eingeborenen klar zu machen, daß der Baumwollbau auch in ihrem Interesse liege und nicht nur, wie sie im allgemeinen leicht geneigt sind anzunehmen, wie alles, was der Europäer tue, für dessen alleinigen Nutzen und auf Kosten der Neger gehe. Zu diesem Zwecke, d. h. um die Eingeborenen zum Anbau von Baumwolle anzuspornen und sie vor den abschreckenden Schwankungen und Preisstürzen des Weltmarkts zu bewahren, wird ihnen bis heute seitens des Komitees ein bestimmter fester und für sie lohnender Mindestpreis garantiert. Außerdem bezahlt das Komitee durch Vermittlung der Regierungsstationen den Eingeborenen Geldprämien für besondere Qualitätsleistungen, um dadurch die Güte des erzeugten Produkts allmählich heben zu helfen.

Es muß zugestanden werden, daß die anfangs an die Ausdehnungsfähigkeit des Baumwollbaus in Togo geknüpften überschwenglichen Erwartungen heute einer wesentlich bescheideneren Einschätzung Platz gemacht haben. Immerhin nahmen bei erheblicher Vergrößerung der Anbaufläche die Baumwollernten in Togo von Jahr zu Jahr fast ununterbrochen zu, das letzte Erntejahr 1910/11 brachte 2500 Ballen zu 500 Pfund und angesichts der systematischen Propaganda und der Erschließung neuer Produktionsgebiete durch den vorrückenden Eisenbahn- und Wegebau ist eine nennenswerte Vergrößerung des dortigen Baumwollerträgnisses zu erwarten.

Weit größere Hoffnungen setzt man heute freilich auf Deutsch-Ostafrika.

Auch hier ist eine gewisse Baumwollkultur schon recht alt und wohl bereits vor dem XIV. Jahrhundert durch persische Kolonisten ins Küstenland gebracht worden, von wo aus sie sich, mit der Kunst primitiven Webens zusammen, nach dem Innern zu ausbreitete; in einigen Gegenden des abgelegenen Binnenlandes, z. B. am Rikwa-See, wird Baumwolle auch heute noch von den Eingeborenen angebaut, gesponnen und zu derben, aber dauerhaften Kleiderstoffen verarbeitet. Im allgemeinen freilich hat die Einfuhr billiger europäischer Fabrikware seit einigen Jahrzehnten auch in Ostafrika diese Hausindustrie und damit den Baumwollanbau meist verdrängt, so daß es auch hier galt, eine Exportkultur ganz aufs neue anzubahnen.

Nachdem darauf zielende, von deutscher Seite zunächst 1886 bis 1888 unternommene Versuche seit 1894 vollständig geruht hatten, wurde die planmäßige Wiederaufnahme eines größeren Baumwollbaus in Deutsch-Ostafrika in einer Konferenz in der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts im März 1902 beschlossen und damit unter staatlicher Unterstützung das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee betraut.

Da man zunächst auch für Ostafrika das amerikanische Beispiel für maßgebend hielt, besetzte das Komitee seine 1903 in Daressalam gegründete Baumwollinspektion mit deutschamerikanischen Farmern aus Texas; bei Anbauversuchen mit fremden Sorten stellte sich aber bald heraus, daß die hochklassige ägyptische Baumwolle die besten Resultate ergab, und so legte man sich jahrelang ausschließlich auf Anbau und Pflege dieser Sorten, bis man letzthin, angeregt durch die vorzüglichen Erfolge, welche die benachbarten englischen Kolonien Uganda und Nyassaland mit amerikanischer Upland-Baumwolle erzielten, auch dieser bei uns Beachtung zu schenken beginnt.

Als das größte Hindernis für den Baumwollbau in Deutsch-Ostafrika hat sich die Unsicherheit der meteorologischen Verhältnisse erwiesen, und zwar handelt es sich dabei teils um Regenmangel, teils um Regen zur unrechten Zeit. Ersterer wäre, wie in anderen Baumwoll-Ländern, z. B. Ägypten und Ostindien, durch künstliche Bewässerung auszugleichen, wofür seitens des Komitees Vorstudien bereits unternommen sind. Weit bedenklicher noch und nicht auszugleichen ist aber der unzeitgemäß, d. h. während der Kapselreife einsetzende Regen, der nur zu leicht das Verderben der Faser herbeiführen und damit die ganze Ernte gefährden kann.

Auch die Kräuselkrankheit und Insektenfraß haben in den Baumwollpflanzungen Deutsch-Ostafrikas stellenweise große Schäden angerichtet, deren Bekämpfung zurzeit durch von der Regierung entsandte Sachverständige studiert wird.

Im Gegensatz zu Togo, wo das Land ganz überwiegend im Besitz der Eingeborenen ist und daher auch der Baumwollbau Volks- oder Kleinkultur bleiben wird, kommen dabei in Deutsch-Ostafrika verschiedene Betriebsformen in Betracht: Wir finden dort Baumwolle teils in Eingeborenenkulturen, teils als Zwischenkultur in kleinen und mittleren europäischen Betrieben und endlich als Reinkulturen in großen europäischen Baumwollplantagen.

Setzten die ersten Versuche zur Einführung der Baumwollkultur, die überwiegend auf die Heranziehung der Eingeborenen hinzielten, in Regierungs- und Militärstationen, bei den Kommunen, Missionen und einigen Pflanzungsgesellschaften ein, so folgten bald plantagenmäßig von Europäern betriebene selbständige Baumwollpflanzungen, zunächst seitens einiger Alexandriner Firmen und in Deutsch-Ostafrika ansässiger Griechen, sodann

von seiten einiger großer deutscher Baumwollspinnereien, welche in weitsichtiger und großzügiger Weise, von dem Gouvernement leider nicht genügend unterstützt, zur Anlage eigener Baumwollplantagen in Deutsch-Ostafrika schritten, um einen Teil ihres Bedarfs dort zu decken. Auch die Zahl kleiner und mittlerer weißer Pflanzer, die Baumwolle, ebenso wie einige Pflanzungsgesellschaften, in Zwischenkultur mit Sisalagaven und Kautschukbäumen pflanzen, nimmt ständig zu.

So finden wir Baumwollbau heute bereits in sämtlichen Küstenbezirken und im Innern besonders an der Zentralbahn, südlich vom Victoria Nansa und vom Tanganjika-See.

Um die Eingeborenen zu ermutigen, leistet das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee, das in Deutsch-Ostafrika nach demselben System wie in Togo arbeitet, auch hier die Garantie für einen festgesetzten, lohnenden Minimalpreis und verteilt außerdem Prämien für besondere Qualitäts- und Quantitätsleistungen.

Die 1906 vom Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee für die Erziehung der Eingeborenen angelegte Baumwollschule Mpanganja ist nach einem grundlegenden Übereinkommen 1910 von seiten der Regierung als landwirtschaftliche Station zur Förderung der Baumwollkultur übernommen worden, und eine zweite ähnliche Station wurde von ihr in Kilossa eingerichtet. Außerdem stellte die Regierung zur landwirtschaftlichen Unterweisung der Eingeborenen in Ostafrika letzthin fünf besondere europäische Beamte, sogenannte „Bezirkslandwirte" für die Bezirke Muansa, Kilwa, Lindi, Morogoro und Bagamojo an, so daß zurzeit im ganzen sieben Aktionszentren in dieser Beziehung geschaffen sind. Neben den europäischen Beamten sollen nach dem Beispiel Ugandas auch Farbige angelernt werden, die ihre Tätigkeit zur Förderung des Baumwollbaus in den einzelnen Ortschaften und kleineren Bezirken entfalten. Könnte eine große Baumwollproduktion in den dazu geeigneten Teilen unserer Kolonien doch das Rückgrat der ganzen dortigen Wirtschaft werden, da der Absatz dieser Produktion nach Deutschland ein stets gesicherter und nach menschlicher Voraussicht auch lohnender sein wird. Die Interessen von Mutterland und Kolonie fallen hier also vollständig zusammen.

Als Gradmesser für die Zunahme des Baumwollanbaues in Deutsch-Ostafrika, namentlich durch mittlere und kleine Siedler und durch die eingeborene Bevölkerung, kann die vermehrte Nachfrage nach Saatgut gelten, welches von seiten des Komitees durch die Regierungsstellen unentgeltlich an Eingeborene und an bedürftige Kleinsiedler abgegeben wird, während die großen Pflanzungen ihren Bedarf an Saat direkt aus Ägypten decken. Im Erntejahr 1910/11 wurden in den 30 Entkörnungsanlagen Deutsch-Ostafrikas 3800 Ballen von je 500 Pfund aufbereitet, und nach den Angaben von 55 Baumwollpflanzern war für das Jahr 1911/12 die Bepflanzung von etwa 5600 Hektar in Reinkultur und 2700 Hektar in Zwischenkultur in Aussicht genommen. Der Durchschnittsertrag eines Hektars bei Reinkultur betrug im Jahre 1910 etwa 320 Pfund entkörnter Baumwolle.

Im ganzen sind die Aussichten für eine gedeihliche Entwicklung des Baumwollbaues in Deutsch-Ostafrika ermutigend, und auch in Teilen von Kamerun und Südwest-Afrika wird man Baumwolle mit Erfolg anpflanzen können.

Daß es dabei freilich der Schwierigkeiten, die auf den verschiedensten Gebieten liegen, noch viele zu überwinden gilt, ist sicher. Wer könnte übersehen, daß die Einführung einer neuen Exportkultur in dem spröden tropischen Afrika Lehrgeld und Lehrzeit erfordern wird! Die Förderer des deutsch-kolonialen Baumwollbaues sind denn auch keineswegs Phantasten und weit davon entfernt zu glauben, daß wir in absehbarer Zeit wirklich große, den Weltmarkt beeinflussende Mengen erzeugen könnten. Die 6300 Ballen, die unsere Kolonien im letzten Jahre lieferten, gleichen im Verhältnis zu den 1800000 Ballen, die unsere deutsche Baumwollindustrie jährlich braucht, gewiß erst einem Tropfen auf einen heißen Stein. Wenn man aber bedenkt, daß unsere Kolonien im Jahre 1901 überhaupt noch nicht ein einziges Pfund Baumwolle ausführten, so berechtigen die bisherigen Versuche — denn nur um solche hat es sich bisher erst gehandelt — durchaus zu guten Hoffnungen für die weitere Ausdehnung des Baumwollbaues in unseren Kolonien.

Alle an dieser besonderen Aufgabe unserer Zeit interessierten Kreise sollten deshalb die nötigen Opfer gern, andauernd und so reichlich, als nur möglich bringen, da die als erreichbar anzusehende glückliche Lösung der Frage: Deutschland im Bezuge seiner Rohbaumwolle allmählich wenigstens teilweise unabhängig vom Ausland zu machen, mit ausschlaggebend ist für unsere zukünftige Stellung auf dem Weltmarkt.

Gedenken.

Von Hedwig Dan.

Sieh, ich begehre, dein zu gedenken,
Ohne doch dein zu begehren.
Sieh, ich begehre, wie Sonne im Senken,
Dich zu verklären.

Sieh, ich begehre, Rosen zu treiben,
Ohne doch mir sie zu wahren.
Sieh, ich begehre, als Kranz nur zu bleiben
In deinen Haaren!

Der Weinberg des Herrn.

Eine Geschichte aus der guten alten Zeit. Von Albert Geiger.

Erstes Kapitel.

„Schneider, Schneider bock bock bock,
Mach' mir einen Rock, Rock, Rock,
Bis ich zähle eins zwei drei,
Muß das Röcklein fertig sein.

Noch nit fertig, noch nit fertig.
Bis am Sonntag abend,
Wenn die Mutter Küchlein backt,
Sag' ich: guten Abend.

Guten Abend, Lisabeth,
Sag' mir, wo dein Bettle steht.
Hinterm Ofen, hinterm Eck,
Wo die Katz den Schwanz rausstreckt"

Also sang eine sehr hohe, helle, dünne Kinderstimme in einen lustigen Herbstsonntagmorgen hinein. Diese Stimme, oder besser dieses Stimmlein, hatte etwas von einem hüpfenden Zeisig, der keinen Augenblick Ruhe hat, und von einer Grille, die überlaut es allen andern zuvortun will. Sie gehörte einem kleinen Mädchen von acht Jahren, das, seine Puppe im Arm, in der Bodenluke des Heuspeichers seines väterlichen Hauses saß und die Füßlein leichtsinnig herunterbaumeln ließ. Dieses Mägdlein hatte ein blasses Gesichtlein mit apfelroten Bäcklein. Ein Mündlein so klein wie ein Vogelschnabel, aber rot wie frisches Kirschenblut. Große, braune, unruhige, erstaunte und mutwillige Augen. Unter niedriger Stirn ein kleines eigensinniges Näslein, das der liebe Gott beim Fertigmachen nach innen gedrückt hatte, so daß es unter der Nasenwurzel jählings zu verschwinden schien, um erst am Ende mit einer vorwitzigen Nasenspitze wieder zum Vorschein zu kommen. Das tiefbraune gescheitelte Haar verlief in zwei kecken, niedlichen Zöpflein, die noch um ihre Daseinsberechtigung zu kämpfen schienen. Zierlich wie ein Däumlinchen, hatte das Mägdlein winzige Hände und Füße. Auch sie hatten etwas Vorwitziges und Ruheloses. Das ganze Persönlein konnte ein rechter Mann leicht auf die flache Hand stellen. Weil das Kind so winzig war und so gebrechlich schien, so nannte es der Vater, ein mächtig starker, biderber Handwerksmann, nur das „Vögele" oder das „Würmle". Ihr Bruder aber, der schon die Lyzeistenkappe trug, hatte ihr den Namen „Erdfloh" verliehen. Die Mutter rief sie das „Meisle". Und unter diesem Namen war das Kind im Städtlein bekannt als des Schlosser-Burkarts Meisle.

Man wäre aber irre gegangen, wenn man hätte glauben wollen, daß in diesem schmächtigen Körperlein eine schüchterne oder zimperliche Seele gelebt hätte. Nein, das Meisle hatte den Heldenmut einer Spartanerjungfrau in sich und befand sich im Gefolge der wildesten und von den braven Bürgern des Städtchens am besten gehaßten Buben des Ortes: nämlich ihres Bruders und seiner Kameraden. Das Meisle war eine ausbündige Kundschafterin und ein unübertrefflicher Wachtposten. Dazu schweigsam wie das Grab und weder durch Hunger noch durch Schläge zu dem Geständnis irgendeiner der Bubentaten zu bringen, an denen sie beteiligt war. Dabei war sie bescheiden und begnügte sich mit dem geringsten Anteil an allem, was erbeutet wurde. Schon das Hochgefühl, alle diese herrlichen Dinge miterleben zu dürfen, belohnte sie reichlich für alles Ungemach, das sie oft genug zu erleiden hatte.

Das Meisle hatte schon allerlei erlebt und vollbracht an diesem Morgen. Zunächst war es von der Mutter in den allerneuesten Sonntagsstaat gekleidet worden, mit einer Reihe eindringlicher Verwarnungen, nichts zu beschmutzen, zu zerreißen oder zu verlieren. Es herrschte damals das karierte schottische Muster für reich und arm, alt und jung, und so trug denn auch das Meisle das Zeichen seiner Herrschaft an sich: ein Wollkleid mit schottischen Karos. Ein feines rotes Schürzlein, ein sauberes weißes Kräglein mit ge-

stickten Zacken waren das weitere Zubehör. Ein dünnes goldenes Kreuz zierte die Brust. Unter dem schottischen Kleid sahen weiße, gleichfalls mit Zacken bestickte Höslein hervor, und die mit gestreiften Strümpfen bekleideten dünnen Waden verschwanden in grauen Zeugknopfstiefeln, so klein, daß man den ganzen Laden nach einem solchen Paar hatte aussuchen müssen. Die liebe Herbstsonne beschien lächelnd diesen Staat und seine zierliche Trägerin, die freilich zufolge des ihr nun einmal eigentümlichen Temperaments sich seiner ungetrübten Herrlichkeit nicht allzu lang erfreuen sollte.

Das Meisle machte sich nicht viel aus den Ermahnungen, die ihm die Mutter, das Gebetbuch in der Hand und den achteckigen gefransten Kaschmirschal um die hageren Schultern, vor ihrem Kirchgang gegeben hatte. Sie gingen ihm beim einen Ohr hinein und beim andern hinaus. Ihr ganzes kleines Köpflein war wirr und voll von den Wunderdingen, die dieser Sonntag bringen sollte. Sie wartete mit klopfendem Herzen auf ihren Bruder Lukas und seine beiden Kumpane: den rothaarigen, sommersprossigen, langen Theophil und den dicklichen, flachshaarigen Kaspar. Die drei Freunde waren schon in der Frühe aufgebrochen. Der Lukas bewaffnet mit einer Spatzenflinte, einem ehrwürdigen Gewaffen, dessen Feuersteinschloß meistens dann schnappte, wenn der Schuß nicht losgehen sollte; der Theophil hatte denn auch an der linken Backe in Gestalt einer tüchtigen roten Narbe ein Denkzeichen einer solchen unzeitigen Entladung. Der Kaspar hatte einen Dachshund mitgebracht, ein seltsames Zwitterding verschiedener Hunderassen, das besonders mit seinem Posthörnleschwanz und dem hühnerhundartigen Behäng nebst der Rattenfängerschnauze einen ungemein fröhlichen Eindruck machte. Der Theophil hatte sich beim Gemischtwarenhändler Hollenweg eine tüchtige Portion Schwefelstangen zu besorgen gewußt, in einem Augenblick, als niemand einen Käufer im Laden vermutete. So waren die dreie ausgezogen, um den Dachs auszuräuchern, der hinter der alten Stadtmauer seinen Bau hatte. Daneben wollten sie auch ihrer Höhle einen Besuch abstatten, die verborgen in einer Schlucht des städtischen Bannwaldes lag und ganz in der Art des damals noch weitberühmten bayrischen Hiesel eingerichtet war. Auf dem Heimweg konnte man Nüsse bengeln; es hatte ja deren, Gott sei Dank, genug, und es kam auf einige mehr oder weniger nicht an. So waren sie ausgezogen, die Herzen voller Tatendrang. Und das Meisle, noch im geblümten Nachthemd, hatte die vorwitzige Nasenspitze so lange an die noch reifkalten Scheiben gedrückt, als auch nur ein Rockzipfel der drei zu sehen war. Dann war es wieder in sein Bettlein gehopst, dieweil Mutter und Vater in der Zipfelkappe ihr Morgenessen: eine Biersuppe mit Bibbeleskäs, eingenommen hatten. Das Meisle war noch einmal eingeschlafen und hatte richtig von dem alten Dachs geträumt: er habe einen Bauch so groß wie der narret Beck und einen Schnauzbart zweimal so lang als der Nachtwächter und Stadtpolizist Aberle; dazu Augen aus fünf verschiedenfarbigen feurigen Rädlein.

Als dann die Mutter zur Kirche gegangen war, hatte das Meisle eine Zeitlang ungeduldig zum Fenster hinausgeschaut, ob die drei den Dachs noch nicht brächten. Dann hatte es sich aus dem Spind eine große goldgelbe Laugenbrezel geholt. Dann nach Verzehrung dieses kräftigenden Backwerks für alles gestärkt, was irgend der Tag bringen konnte, war sie leise in die Arbeitsstube des Vaters getreten, die einige Stufen tiefer gegen den Markt hinaus lag. Der arbeitete gerade an dem Entwurfe eines köstlichen Wirtshausschildes, das er für den Schlüsselwirt zu fertigen hatte. Er hatte Tusche und Gold in seinen Schalen neben dem Reißbrett liegen und hantierte bedächtig, aber arbeitsbeflissen mit Feder und Pinsel, um den Entwurf zum Elfuhrschoppen dem Schlüsselwirt überbringen zu können. In solchem Arbeitseifer bemerkte er gar nicht, daß das Meisle neben ihn getreten war und ihm zusah, wie er säuberlich den goldenen Schlüssel mit erhöhten Lichtern ausmalte. Endlich, da das Meislein hustete, hatte er aufgeschaut mit dem gefurchten Haupt und den guten und schelmischen, grauen Augen: „Na, Vögele!" Das Meisle aber, das in der Weile, da es unbemerkt beim Vater stand, eine Muschel mit Goldfarbe und ein zierliches Pinselein wegstibitzt hatte, war mit flinken Füßen davongehüpft, etwa wie ein ver-

scheuchter Vogel von einem Traubenspalier wegfurrt.

Droben im Wohngemach stand eine alte, geschnitzte, eichene Truhe, in der das Meisle seine Bilderbücher und Spielsachen barg. Daraus hatte es nach einigem Durcheinanderwerfen eine vom Vater geschnitzte hölzerne Puppe geholt. Diese Puppe hatte schon einige Weihnachtsfeste mit immer neuen Verjüngungen erlebt, war aber nun durch die anstrengenden Erlebnisse des zu Ende gehenden Jahres so mitgenommen, daß sie dringend der Auffrischung bedurfte. Das mochte auch das Meisle denken. Denn es begann alsbald in die Goldschale zu spucken, den Pinsel aus zarten Dachshaaren darin herumzureiben und der Pimpernella, so hieß die Puppe, die hochroten, verkratzten Wangen und die halb weggeschlagene Stumpfnase, die verblaßten Vergißmeinnichtaugen und die vergilbten Haare zu übermalen, daß sie langsam aufstrahlte wie eine Osterkerze. Daß dem Meisle dabei auf dem roten Schürzlein, an dem schneeweißen Kräglein, an dem schottischkarierten funkelnagelneuen Sonntagsgewand, sowie an den Händen und im Gesichtchen Goldspuren haften blieben, konnte es in seinem löblichen Geschäft nicht stören. Nach vollbrachter Tat warf es Schale und Pinsel über ein Bilderbuch, das mit aufgeschlagenen Eselsohren friedsam dalag, schlug den Ladendeckel klappend zu, nahm die goldbemalte Puppe in den Arm und stieg in der vor kurzem noch makellosen, jetzt aber schon recht getrübten Sonntagsherrlichkeit die braune, gebohnte Treppe hinauf. Nun saß es zuhöchst im Speicher, in der Bodenluke, wiegte zärtlich die neubemalte Puppe und wartete des Bruders und seiner Freunde. Dabei sang das Meisle unermüdlich, um sich das Warten zu verkürzen, das im Städtlein vielgesungene Kinderlied:

„Schneider, Schneider bock bock bock,
Mach' mir einen Rock, Rock, Rock ..."

Eben hatte das Kind die einförmige Weise vielleicht zum zwölften Male wiederholt, dieweil es die Puppe Pimpernella splitternackt ausgezogen hatte und sie nun wieder anzuziehen begann, als drunten drei rauhe Bubenstimmen nachäfften:

„Schneider, Schneider bock bock bock ..."

Es waren die drei Helden, die, von ihrem Jagdzug heimgekehrt, unten im Hofe standen.

Daß er nicht siegreich und beuteschwer verlaufen war, offenbarte sich dem Meisle beim ersten Blick. Denn von dem erbeuteten Dachs war nichts zu sehen. Wohl aber hatte des Kaspars Dachshund eine blutende, zerbissene Schnauze. Der dürre Theophil trug ein rot und blau gewürfeltes Nastuch um die linke Backe. Und Lukas, der Rädelsführer, hatte die rechte Hand verbunden, da der Dachs, als er einen Augenblick sichtbar geworden war, in seiner Wut blitzschnell zugebissen hatte. Nein, das mit dem Dachs war schlecht verlaufen. Und beinahe hätte Kaspars Musterdackel das Leben lassen müssen. Zu geschweigen davon, daß die Buben von dem Schwefelrauch fast erstickt wären. Das Mißgeschick hatte sich noch fortgesetzt, als sie ein Wespennest an der Stadtmauer hatten ausräuchern wollen. Der ganze Schwarm war jählings mit wildem Zorn hervorgebrochen und hatte die drei in unrühmliche Flucht zerstreut. Dabei war der dürre Theophil zu Fall gekommen und ein Opfer der aufgestörten Wespen geworden. Obendrein war der dicke Kaspar beim Nüssebengeln dem Zwetschgen-Toni, einem der gröbsten Bauern der Umgegend, in die Hände geraten und hatte von ihm einige saftige Dachteln zum Andenken bekommen. So waren die frühen Morgenstunden immerhin recht ereignisreich, wenn auch nicht gerade erfolgreich verlaufen. Aber wer mißt den Wert der Handlungen nach ihrem Erfolg? Die Ungebrochenheit des Willens auch im Mißgeschick macht den Helden aus. Und diese Ungebrochenheit des Willens war bei jedem der drei noch durchaus ungeschwächt vorhanden, bei dem schwarzen Lukas, dem dürren, rothaarigen Theophil, dem Küstersohn, und dem dicken, flachshaarigen Kaspar, dem Buben des Ratsschreibers.

„Habt ihr ihn?" rief das Meisle mit seinem Grasmückenstimmchen hinab.

„Wen?" erwiderte der Theophil nachlässig.

„Den Grimmbart! Den Eierschlecker! Den Traubenfresser!"

„Wir haben ihn gehabt," sagte Lukas, mit seiner Flinte nach einem Spatzen zielend, der auf der Dachrinne saß. „Wir haben

ihm den Pelz verbrannt. Aber wir haben ihn wieder laufen lassen."

„Er ist so alt, zum Gotterbarmen!" fügte Kaspar listig hinzu und rieb seine noch immer schmerzende rote Backe. „Er sieht auch fast nix mehr, und laufen kann er auch nimmer tapfer. Da hat er uns gedauert."

„Wie schade," sagte das Meisle und verzog die roten Lippen. „Ich hätte ihn blitzgern gesehen. Hat er wirklich einen Schnauzbart?"

„So lang wie dem Seehund seiner vom vorigen Jahrmarkt."

„Nein: dreimal so lang!" rief eifrig der Theophil. „Zehnmal so lang wie dem Aberle sein Schnauzbart!"

„Und was macht ihr jetzt?" fragt das Meisle neugierig.

„Den Schnecken auf die Schwänz' schlagen, daß sie tanzen!" erwiderte Lukas. „Laß das unnütze Gefrag. Da! Jetzt ist der Spatz fort. Verdammter alter Schießprügel. Nie geht er los, wenn er soll!"

Die drei sahen einander fragend an.

Was nun? Was ins Werk setzen? Der Tag hatte kaum begonnen. Und der Taten waren noch lange nicht genug geschehen.

„Ei was!" sagte Lukas endlich. „Kommt Zeit, kommt Rat! Es wird uns schon irgendeine Dummheit um den Weg laufen! Wir gehen einfach einmal zum Tor hinaus. Das Weitere wird sich finden."

„Gut!" riefen die andern.

„Ich tät gerne Kegel schieben, wenn ich nur ein Geld hätte!" meinte der dicke Kaspar. „Dazu ein Glas Bier. Und dann ein Pfeifchen!"

Und er hub an zu singen:

„Tobak, du bist mein Vergnügen.
Wenn dein Rauch so lustig blaut,
Auf der faulen Haut zu liegen,
Auf der faulen Hi — ha — Haut."

„Meisle, hast du kein Geld?" rief Lukas hinauf. „Der Vater schenkt dir doch hie und da Sonntags einen Sechser."

„Er hat mir heute nix geben. Er schafft an dem Schild für den Schlüsselwirt. Aber wart: ich hol' meine Sparkasse."

„Nein, das laß lieber bleiben!" mahnte der Bruder, weniger aus Edelmut als aus Angst vor den Prügeln, die es setzen würde, wenn die irdene Sparkasse zerbrochen und das Sparkassengeld vertan wäre.

„Wenn wir nur dem narreten Beck begegnen würden!" sagte Theophil sehnsüchtig. „Der gäb' uns schon ein Geld."

Der narrete Beck war der eine der beiden Bäcker in der Stadt Breitlingen. Man hieß ihn auch den oberen Beck. Er hatte ein kleines Geschäft, das ihm eine Verwandte und zwei Gesellen leidlich führten. So ließ er Gott einen guten Mann sein. Jeden Tag war er betrunken; eine lächelnde, selige Trunkenheit. Kam er aus seinem Stammlokal, der Blauen Katz in der Dreifaltigkeitsgasse, und die drei waren um den Weg, so legte er sich auf des Florian, des Hausknechts, Stoßkarren und ließ sich von ihnen so lange auf- und abstoßen, bis er wieder halb nüchtern war. Dann bekam jeder einen Batzen, und er selbst kehrte in die Blaue Katz zurück. Die Geschichten, die man diesem Wackeren zuschrieb, gingen weit über Breitlingen hinaus von Mund zu Mund. Einmal hatte er einen Karpfen in einen Käfig gesperrt und ihm vorgeorgelt: er solle tanzen lernen, was der arme Fisch auch getreulich befolgte. Ein andermal kaufte er auf dem Saumarkt ein Spanferkel, sperrte es in den Taubenschlag und fütterte es dort. Zu guter Letzt war das Ferkel so groß geworden, daß es nicht mehr aus dem Taubenschlag heraus konnte. Man mußte also den Taubenschlag absägen und es gewaltsam aus diesem seltsamen Schweinestall befreien. Dieser edle Bürger der guten Stadt Breitlingen konnte aber leider den Buben nicht helfen, da er eben erst beim zweiten Schoppen angelangt, mithin noch nicht in der nötigen Verfassung war.

„Was stehen wir da herum wie die Ölgötzen!" entschied der energische Lukas. „Die Hosen in die Stiefel und die Füße gelüpft! Vorwärts! Heut soll es ein Haupttag sein! Erst recht!"

Die drei wollten gehen.

„Nehmt mich mit!" klagte das Meisle flehentlich vom Heuboden herab.

Lukas sah seine Kumpane fragend an.

„Was tun wir mit dem Maidle?" sprach der rauhe Theophil. „Aller End' passiert ihr was oder sie verplappert uns: Dann haben wir den Käs'!"

Es war eine Weile schweigender Kriegsrat.

„Nehmt mich doch mit!“ tönte das Stimmlein von oben. „Ihr nehmt mich sonst doch auch mit!“

„So lasset sie in Gottes Namen mitgehen!“ sagte der gutmütige Kaspar. „Sie ist ja doch so ein halber Bub.“

Der schwarze Lukas zog die Brauen hoch und schwieg. Es war eine bedenkliche Sache. Endlich siegte das brüderliche Herz.

„Wir wollen sie mitlassen. Aber erst muß sie den Schwur leisten.“

„Komm!“ rief er herablassend hinauf.

„Ich darf? Hurra!“ schrie das Meisle in seinen hellsten Tönen.

Die Puppe flog mit einem kühnen Bogen in den Hof hinab, wo sie aufklatschend in das Regenfaß an der Werkstatt fiel. Eins — zwei — drei war das Meisle unten.

„Knie nieder!“ sagte Lukas.

Zitternd kniete das Meisle auf die spitzen Kiesel.

„Sag' nach, was ich dir sage!

„Ich schwöre — —“

„Ich schwöre! — —“

„Niemals nix zu verplappern und zu verraten — —“

„Niemals nix zu verplappern und zu verraten — —“

„So wahr mir Gott helfe — —“

„So wahr mir Gott helfe — —“

„Amen! Jetzt steh auf!“

„Amen! Jetzt steh auf!“ wiederholte das durchschauerte Meisle unter lautem Gelächter der drei Buben.

„So hops denn mit, Erdfloh!“ sprach Lukas.

„Prinz Eugen, der edle Ritter — —“ sangen die drei. Das Meisle wagte nicht, mitzusingen. So zogen sie aus.

Der Kaspar aber führte seinen weidwunden Dachs vorher heim. Der konnte nicht mit von der Fahrt sein.

Der Hof lag stille. Das Wasser gluckste noch immer um die Puppe, und das Gold der Bemalung, das sich langsam löste, floß schimmernd in die den blauen Himmel spiegelnden Wellchen des Regenwasserfasses. Der Spatz, dessen Dasein vor einer kurzen Weile noch ernsthaft gefährdet war, flog vom Dachfirst herab und setzte sich auf den Rand der Tonne. Er besah mit schiefem Kopf das Gebilde da im Wasser. Es war nichts für seinen Schnabel. Da flog er unter hellem Gezwitscher wieder fort.

Die Glocken riefen das erstemal zum Hauptgottesdienst. Dem Meisle, das tapfer neben den Buben her durch das enge Bohnengäßle zum Tor hinabmarschierte, schlug das Gewissen. Denn es hätte ja mit dem Bruder in den Hauptgottesdienst und nicht neben die Kirche gehen sollen.

Aber — —

Der Himmel, Gottes lieber, sonnengoldiger Herbsthimmel, blaute so lockend über der rötlichen Backsteinringmauer der Stadt.

Es ward dem Meisle leicht ums Herz und es verdoppelte seine Schritte.

Zweites Kapitel.

„In einer grünen Lind
Da schlägt ein junger Fink.
Ich weiß ein schönes Kind,
Der all mein Herzgedanken sind.
Fink — Fink — Fink
Wohl in der grünen Li—a—ind —“

so sang des ewig betrunkenen Oberbecks erfreuliches Gegenstück, der Unterbeck, der lustige Bäckermeister und Ratsherr Melchior Kringel. Das Frühbrot war von den Lehrjungen ausgetragen. Die Hauptarbeit getan. Bald nahte die Zeit, da er sich in den Sonntagsfrack stecken konnte. Der Schneidermeister Scheerle hatte ihn in der Frühe des Sonntagsmorgens gebracht. Auf dem Junggesellenlager des Bäckermeisters war der ganze Sonntagsstaat ausgebreitet. Erstlich der kaffeebraune Leibrock mit langen Schößen nach der neuesten Mode; der Schneidermeister Scheerle hatte die Kupfer der elegantesten Schnitte extra aus der nächsten größeren Stadt kommen lassen und war beim Anprobieren vor Wonne fast erstorben: „Das gibt ein Röckchen! Ein Röckchen à la bonne heure!“ Natürlich hatte dieser Leibrock aus dem feinsten Krefelder Tuch auch mächtige, freiheitlich-burschenhafte Revers und große silberne Knöpfe. Die Weste war feines, blaues, englisches Tuch, doppelreihig mit kleineren silbernen Knöpfen. Die Hose, die Inexpressibles, kariertes Nankingtuch mit Stegen, wiewohl der gute Bäckermeister nie einen Gaul bestieg. Dazu ein großer, feinstgebügelter, grauer Kastor, glänzend von Würde, breitkrempig und nach

Im Grünen (Rita Sacchetto).

Nach einer Photographie von Franz Grainer in München.

oben aus einer anfänglich bescheidenen Röhre zum fast doppelten Umfang anwachsend. Endlich ein blendend weißer Vatermörder und ein modisch karierter blauer Schlips.

Herr Melchior Kringel konnte sich diesen Aufwand gestatten. Die Familie war eine alteingesessene wie die allermeisten in dem Städtchen. Seit Menschengedenken waren die Kringels Bäcker und fertigten mit der gleichen Sorgfalt das derbe Kornbrot und die Wasserwecken wie die feinen Brezeln und Hörnle, die Groschenstückle und die Merinken, die Dambedei und die Hutzellaible, die Kuchen und Torten. Ihr Käskuchen war eine Spezialität, und am Montag und Donnerstag, wenn es des Morgens Zwiebelkuchen gab, glänzte ganz Breitlingen wie der heidnische Olymp von satter Befriedigung. Eine goldene Wolke des Zwiebelduftgenusses schien dann über dem Städtchen zu schweben. Da die Gesellen immer gut und freundlich behandelt wurden, so gab es da kein neumodisches „Guten Tag" und „Lebwohl", und die Leute gaben nicht wie in manchen andern Geschäften, einer dem andern die Falle in die Hand, sondern sie waren seßhaft und gewissermaßen der Familie angegliedert. So war der Schießer, dieser wichtige Mann im Bäckereibetrieb, noch vom Vater her da, und Herr Melchior Kringel hütete sich wohl, ihn in Ruhestand zu setzen, wiewohl besagter Schießer, Berthold genannt, seine Raupen hatte. Wie das Geschäft, so war auch das Haus. Man sah ihm an, daß ein behagliches, arbeits- und freuderüstiges Geschlecht darin hauste. Wohlstand überall. In den eichenen, eisenbeschlagenen Truhen, in den blitzblanken Mahagonikommoden mit den Messingbeschlägen, in den alten geschnitzten Kästen mit den wuchtigen Pfeilern ruhte köstliche Leinwand, Tischzeug, Decken, Bettwäsche, vererbt von Ahne zu Ahne. Da war Porzellan, Steinzeug, Glasgeräte, Silber, Zinn, um eine Patriziertafel zu decken, so gut man es sich nur wünschte. Im Keller lagen die besten Jahrgänge edler Sorten, und auf der Speicherbühne bogen sich die Gerüste von herrlichem, auserlesenen Obst. Die Madlene, die alte Köchin, barsch, daß selbst Herr Melchior Kringel zuweilen den Rückzug antrat, wenn sie in der Küche herumfuhrwerkte — er nannte die Küche nur die Drachenhöhle — aber bis in die kleinste Faser erfüllt vom Interesse an ihres Herrn Gut und Wohlsein, diese scheinbar ungute Person wußte so süße und wohlschmeckende Konfitüren und Früchteliköre herzustellen, daß man mit den Göttern zu speisen glaubte, wenn man diese Leckereien kostete. Lebkuchen, Springerle und einen gewissen mürben Blätterteig, der einem beim geringsten Hauch auf der Zunge zu zergehen drohte, wußte sie so kunstreich zu backen, daß sowohl Herr Melchior Kringel als Berthold der Schießer zuweilen in Verzweiflung gerieten, weil sie solche Sachen nicht ebensogut zuwege richten konnten. Allein die alte Madlene bewahrte ihr Geheimnis oder sie richtete alles rezeptgemäß hin und sagte dann, die dicken Arme in die Seiten stemmend: „So, jetzt macht es, wenn ihr könnt." — Von solcher Leibesbehaglichkeit abgesehen, die durch eine solide, wohltemperierte Küche noch erhöht wurde, barg das Haus der Kringels auch eine Fülle alter Ehrenstücke feinster Art: Zunftbecher, Schützenstücke, Kegelpreise, vererbte Fahrhabe allerart in Krügen, Zinngläsern, Tafelaufsätzen. Für Ölgemälde hatte die Familie Kringel an sich schon gesorgt. Denn es war Sitte in dem Haus, daß der jeweilige Hofmaler aus der Hauptstadt von Zeit zu Zeit herüberkam, bei der Familie etliche Wochen gutbewirtet im Hause lag und von den Kringels alt und jung beiderlei Geschlechts Einzelbilder und Familienstücke malte; recht und schlecht; ohne hohen Flug, aber tüchtig die Leute in ihrer Munterkeit und Werksamkeit erkennend und darstellend. Derzeit war es der Hofmaler Käsperlein, ein mal- und trinkfester Herr, der Herrn Melchior Kringels Eltern und ihn selbst porträtiert hatte, auch bei Melchior Pate gestanden war, aber auch sonst ab und zu mit der Schnellpost herüberrutschte, um sich „von seiner vielen Arbeit" auszuruhen bei einem Glase goldhellen oder funkelndroten Edelherbst. Daneben gab es in dem Kringelschen Hause auch andere tüchtige Bilder: Die Schlacht von Magenta, Napoleon, den stolz daherreitenden petit caporal mit dem Gefolge glänzender Marschälle, Hochzeitbilder, heitere Szenen, Landschaften und anderes mehr. Ein zierliches Klavizimbalum stand gar artig in

der Ecke der guten Stube und glänzte mit seinen schönen Perlmuttereinlagen verlockend entgegen. Ein ganzer Schrank voll Zithern allerart und Größe zeigte, daß dieses edle Instrument sich in dem Kringelschen Hause lebhafter Pflege erfreute. Herr Melchior Kringel war selbst ein ausgezeichneter und gefühlvoller Zitherspieler und Vorstand des Zithervereins Breitlingen. Wenn er das Säuseln und Stürmen und Schmachten und Beben der fünfundzwanzig Breitlinger Zithern anführte wie ein Feldherr seine Truppen zur Schlacht, wie blitzten dann seine runden schwarzen Augen vom Vollgefühl dieser Führerschaft. Er spielte aber auch die Gitarre, das sogenannte Wimmerholz, meisterlich, unterhielt sich gerne gefühlvoll mit der Ziehharmonika, deren er auch wohl ein halbes Dutzend besaß, und wußte auf feingeschliffenen Kristallgläsern die Lorelei oder Arien aus dem „Troubadour" mit erstaunlichem Schmelz vorzutragen. Er sang mit einem leichten Tenor und halbgeschlossenen Augen Liebeslieder und mit kräftiger Stimme lustige Schnurrenlieder und originelle Bänkelgesänge, und die am liebsten. Da er einen Teil seiner Lehrzeit in Nancy und Dijon verbracht hatte, um besser hinter die Geheimnisse des Franzosenbrotes zu kommen, so sang er auch französisch, eine Tatsache, die ihm in Breitlingen einen nicht geringen Nimbus errungen hatte; es war dann sein größter Spaß, mit recht sentimentalem Vortrag einige kräftige Pariser Chansons zum Besten zu geben, deren Pointen Gott sei Dank besonders in der Breitlinger Damenwelt niemand verstehen konnte, zumal es Pariser Dialekt war. — Auch an Büchern war in dem Kringelschen Hause kein Mangel. Es gab kunstreich und vielfarbig verzierte alte Bibeln in Schweinsleder, schmachtsame Liebes- und Freundschaftsbücher in Saffian- und Seideneinbänden, Klassiker in Pergament. Melchior Kringel aber hielt sich am liebsten an alte und neue lustige Bücher, die er von dem besten Buchbinder des Ortes nach seiner Angabe in allerlei bunte, schnurrige Pappbände binden ließ. Denn Melchior wollte fröhlich sein. Arbeiten und genießen. Ohne darüber zum satten Philister zu werden. Er gedachte in Bälde das Bäckergeschäft zu vergrößern, und sein Sinnen stand ihm nach einer feinen Konditorei in der Residenz.

Zu diesem wohlbestellten Hause gehörten Felder in bester Lage und eine erkleckliche Anzahl guter Rebstücke. Das beste dieser Rebstücke trug von dem feinsten Edelherbst Gewürztraminer Ausbruch in Nähe und Ferne und war Herrn Melchior Kringel als Vermächtnis seines Onkels, eines reichen Junggesellen, während seiner Lehrzeit zugefallen. Es lag etwa dreiviertel Stunden von der Stadt entfernt, mitten in andern Rebbergen, auf einer schönen Anhöhe und war ein richtiger lustiger Rebberg aus der guten alten Zeit mit einem allerliebsten Weinberghäuschen, das mit den weißgetünchten Mauern, den grünen Läden und der vergoldeten Wetterfahne weit hinaus leuchtete. Dieser Weinberg war von einem Freund und Zechkumpan des Herrn Melchior an einem fröhlichen Nachmittag im Übermut der Erdenlust „Der Weinberg des Herrn" getauft worden. Und dieser Name war ihm verblieben in ganz Breitlingen und Umgegend. Zum Verdruß der geistlichen Herren, die als die einzigen Besitzer der Schlüssel zum Weinberg des Herrn angesehen werden wollten. —

Im Besitz aller dieser bürgerlichen Herrlichkeiten entbehrte Herr Melchior Kringel, der schon nahe an den Dreißigen war, nur noch einer lieblichen Lebensgefährtin, um das Maß des Glückes vollgestrichen zu besitzen. Aber hier gab das sonst so wohlgestimmte Instrument dieses Lebens einen Mißklang. Zwar waren in Breitlingen der blonden und braunen Jungfrauen genug, die mit beiden Füßen in diesen herrlich ausstaffierten Ehehimmel gesprungen wären. Allein keines dieser Mägdlein, so hübsch und fröhlich und lebenstüchtig sie auch immer waren, vermochte es, die Gedanken Melchior Kringels nachhaltiger zu beschäftigen. Denn seine beiden Herzkammern waren seit langem bereitet und geschmückt für ein Wesen ganz anderer Art, als gemeinhin die Breitlinger Töchter waren. Der Gedanke an dieses Wesen, der Traum, es besitzen zu können, war für Melchior Kringel der Goldsaum für das Alltagsgewand seines Daseins. Er war die Romantik seines Lebens, eine Romantik, die süß und bitter zugleich schmeckte. Wie jede echte Romantik.

In der Galerie der Kringelschen Familienbilder befand sich auch ein kleines Pastellporträt in einem ovalen Messingrahmen. Der Hofmaler Käsperlein hatte es gemalt, und man sah: mit sichtlicher Liebe an dem Gegenstand. Das Pastellbildnis stellte ein kleines, etwa achtjähriges Mägdlein dar. Ein schmales, blasses, übermütiges Gesichtchen, zwei große, blaue, lichtsprühende und doch leicht versonnene Augen darin, ein halb spöttischer, halb ernsthafter Mund mit trotzig geschürzten Lippen, um das Ganze des Gesichts wie eine Gloriole eine unbezähmbare Fülle von goldbraunen Haaren mit dem köstlichsten Kupferschimmer darüber. Das war ein Bäschen Herrn Melchior Kringels, das nach dem frühen Tod der Eltern als Waise ins Bäckerhaus gekommen war; der alte Balthasar Kringel, Melchiors Vater, war ihr Vormund gewesen. Emmerentia war ihr Taufname, aber das Merenzle wurde sie gerufen. Dieses Merenzle, einst die Jugendgespielin Melchiors, war längst eine stille, blasse, schöne Jungfrau geworden. Die Sehnsucht Melchiors. Sein Denken beim Aufstehen und sein Denken beim Schlafenlegen. Sein stummer Gast beim Essen, wo er fast bei jedem guten Bissen dachte: ‚Ach, warum kann nur das Merenzle das nicht mitessen‘; seine stille Genossin bei jedem Schluck edel perlenden Weines, den Melchior so gerne ihr und wieder ihr gegönnt hätte. Sogar vor dem mächtig getürmten Backofen, dem stattlichen Werk eines Eßlinger Backofenbauers, schwebte das schöne Merenzle wie ein lockender, mahnender Geist über den Wecken, Hörnlein, Brezeln, Bierstenglein und allem dem andern Gebäck, das Berthold der Schießer mit unnachahmlicher Geschicklichkeit in den Ofen hinein und wieder herauszudirigieren wußte. Selbst in den manchmal etwas ausgelassenen Kreis der Freunde verfolgte Herrn Melchior Kringel das schöne, blasse Merenzle. Dann summte er wohl zur Beschwichtigung sein Lieblingslied vor sich hin:

„In einer grünen Lind
Da schlägt ein junger Fink.
Ich weiß ein schönes Kind,
Der all meine Herzgedanken sind —
Fink, Fink, Fink
Wohl in der grünen Li—a—ind —“

Der Fink brauchte eine Frau Finkin. Und hatte er die und konnte er mit ihr selbander hausen „wohl in der grünen Li—a—ind“, dann war alle Not zu Ende und er der glücklichste Mann innerhalb und außerhalb Breitlingen.

Aber warum nahm der wackere Schwabe nicht sein liebepochendes Herz fest in seine braven Hände und legte es dieser Jungfrau mit der ihm eigenen gemütvollen Herzhaftigkeit vor die Füße?

Ja, das wäre ganz schön gewesen — Aber —

Dieses Aber zog sich durch die Liebe und Sehnsucht Herrn Melchior Kringels wie ein dünner Faden durch einen sonst wasserhellen, tadellosen Edelstein.

Auch an diesem Sonntagmorgen, da der wackere Bäckermeister in seinem schneeweißen, appetitlichen Bäckerhabit vor der Türe seines wohlassortierten, tadellos sauberen Ladens stand und mit dem fröhlichen Gesicht und den munter blitzenden, schwarzen Augen die Vorübergehenden grüßte, bald dahin, bald dorthin ein Scherzwort werfend — auch jetzt beschäftigte ihn das Merenzle, und er wußte kaum selber, wie es kam, daß er in eine schon ferne und doch noch so nahe, so quälend nahe Vergangenheit zurückdenken mußte. So stand denn nur der äußere Anschein des Bäckermeisters in der Türe. Sein seelisches Wesen weilte in anderen Regionen.

Von allen wilden Kindern war das Merenzle das wildeste gewesen. Sie durfte noch weit über das spatzenhafte Meisle, den Erdfloh, gestellt werden, von dem uns der Beginn dieser Geschichte berichtet hat. Wenn man zwei Buben zusammennahm, so kam dieses Mädchen heraus. Melchior Kringel vergegenwärtigte sich im Geiste alle die Heldentaten, die sie in frühester Jugend selbander vollbracht hatten, und fand, daß selbst in den schwierigsten Lagen das Merenzle noch immer tapfer und guter Dinge und vor allem ein guter Kamerad geblieben sei. Sie teilten ihre Beute brüderlich, sie konnten fast dieselben Schrammen und Püffe aufweisen, und wenn Melchior Ohrfeigen bekam, was im allgemeinen selten geschah, dann weinte sie, weil sie nur Schelte bekam; machte dann aber Küche und Speisekammer unsicher, um dem gekränkten Freunde Gutes zuzutragen, was sie nur ausfindig machen konnte. Und wie lieb, wie aufrichtig kindlich lieb hatten sie ein-

ander gehabt! Als er zur Schule hatte gehen müssen, da hatte sie ihn begleitet und abgeholt und in der Pause war sie immer am hölzernen Gitter des Schulhofes gestanden und hatte ihr Näslein platt gedrückt, um nach dem geliebten Kameraden zu spähen; und sobald sie ihn entdeckt hatte, dann hatte sie ihn mit ihrem hellen Stimmchen herbeigerufen; einem Stimmlein, durchdringend wie eine Batzenpfeife. Dann hatte sie ihm jedesmal etwas Gutes in die Taschen zu stecken gewußt. Einmal — Melchior Kringel erinnerte sich daran stets mit einem leisen süßen Schauer — waren sie im Elsaß zusammen bei einer Hochzeit gewesen. Des Abends hatten sie als Kinder zu ihrem Leidwesen früh von der Hochzeit fort müssen, noch ehe der süße Makronencrême und die Schokoladetorte herumgereicht waren. Doch hatte man jedem ein Stück Torte in die Hand gegeben und hatte sie so unter halb geweinten, halb verschluckten Tränen zu Bette gebracht; in ein mächtig breites, großes, altväterisches Himmelbett, in dem die Kinder sich unsäglich verlassen und unglücklich dünkten. Sie hatte die Ärmchen um ihn geschlungen, und er fühlte das Pochen des kleinen unruhigen Herzchens und die schmiegsame Wärme des Körperchens. So hatten sie ihren beträuten Kuchen verzehrt, das Merenzle noch immer unter leisen Herzstößen, und so waren sie in der dämmerigen Dunkelheit des alten Bettes und des fremden Gemaches eingeschlafen.

Dann war eine Zeit gekommen, in der die Wege der beiden Kinder auseinanderführten. Melchior mußte sich gestehen, daß er die Schuld daran hatte. „Mädlesschmecker" hatten ihm die Buben schon lange leiser, lauter zugerufen, wenn das Merenzle mit seinen Leckereien an das Schulhofgitter gekommen war, den schmachtenden Freund zu erlaben. Melchior hatte in seinem Bubengewissen lange hin und her gesonnen, wie er dem Merenzle begreiflich machen solle, daß alles das nun nicht mehr ginge, daß es sich nicht schicke und daß sie ihn ins Gelächter bringe. Endlich verfiel er auf einen echten Bubengedanken. Er wurde grob gegen sie, wiewohl es ihm das erstemal schier das Herz abdrückte, als er die merkwürdig groß werdenden Augen des Merenzle so seltsam erstaunt und schmerzvoll ungläubig gesehen hatte. Aber bald hatte er sich in diese kindische Komödie hineingefunden, bestärkt von einigen rauheren Kameraden. Das Mittel wirkte. Das Merenzle zeigte einige Wochen deutliche Spuren heimlich geweinter Tränen. Aber dann wölbten sich die blaßroten Lippen trotziger, und mit dem Ende des Jahres hatte auch sie sich in die neue Lage zu finden gewußt. Nur ab und zu hätte ein heimlicher schneller Blick nach dem künstlich entfremdeten Kameraden diesem sagen können, daß im Tiefsten des getreuen Herzchens zwar verschüchtert, aber lieblebendig die alte Treue sitze und in ihrem Trauer- und Schmollwinkel nur harre, vielleicht wieder einmal hervorzubrechen in einem neuen, lieblich jauchzenden Frühling.

Indessen war das Merenzle in die Mädchenschule gekommen, eine Schule, die den Kindern wenig von Kenntnissen, dafür um so mehr von Demut, Angst vor dem lieben Gott, Zimperlichkeit und sklavischem Gehorsam beibrachte. Hier lernte das Merenzle nach einigen derben Strafen widerwillig und unter Tränen die Hände vor sich auf die Schulbank zu legen, die Augen niederzuschlagen, ihre Stimme, das einstmals so fröhlich helle „Batzenpfeiflein", zu dämpfen, fromm zu tun, ohne fromm zu sein, weil es zurzeit von Frömmigkeit noch gar nichts wissen konnte noch wollte: kurzum, aus einem munteren, saftvollen, kraftfreudigen Geschöpflein Gottes eines jener Wesen zu werden, wie sie Klosterschulen gemeinhin heranzuziehen suchen. Verschlossenheit ward für die nächsten Jahre der Grundzug des Merenzle. Hinter der Demut in der Schule lauerte eine stumme Herbheit, die nur zuweilen aus den großen Augen wie eine schwere Klage und Anklage hervorbrach. Seinen Gespielen hatte es verloren. Seine frohe Welt hatte man ihm genommen. Nun blieb es denn ganz für sich allein und wollte selbst von Melchior nichts mehr wissen.

Darüber war das Merenzlein zwölf Jahre alt geworden, und weder Melchiors Vater noch die Mutter wußten so recht, was sie mit dem seltsamen Kind beginnen sollten. Sie beriefen denn in ihrer Unklarheit eine schon bejahrte Tante des Merenzlein. Diese Tante hatte schon des öfteren

den Wunsch geäußert, nach Breitlingen zu ziehen und ihre alten Tage da zu verbringen. Sie war zwar nach des alten Balthasars Ansicht eine „meschuggene" Person, im Kloster großgewachsen, nach einer unglücklichen Liebe sentimental geworden, voller Weltunkenntnis, Verkehrtheiten und manchmal überlächerlicher Schrullen. Eine im ganzen gute, hilfsbereite, aber in diesem nüchternen Weltlauf unmögliche Person. Zu ihren unangenehmen Eigenschaften gehörte besonders die, daß sie den Abwesenden, wenn er auch noch so gerecht getadelt wurde, unter allen Umständen aus Prinzip verteidigte; wo sie denn im Kampfe der Meinungen Dinge behauptete, die den alten Balthasar Kringel in jenen beneidenswerten Zustand brachten, wo man gern „an der glatten Wand hinaufmöchte", oder auch „jemanden ungespitzt in den Boden schlagen könnte". Gleichwohl: das Merenzle schien bei der Tante gut aufgehoben, und so siedelte denn die Tante nach Breitlingen über, und das Merenzle wanderte mit Sack und Pack von der warmen, freundlichen Stätte seiner Kindheit in ein fremdes, ödes Haus.

Das Merenzle hatte mit einem seltsamen Gesichtchen, in dem sich allerlei frühreife Erkenntnis des Lebens widerspiegelte, halb traurig, halb bitter von dem Bäckerhaus Abschied genommen. Die Eltern Melchiors hatten das hochaufgeschossene blasse Mädchen herzlich dringend aufgefordert, doch ja alle freie Zeit im alten Heim zuzubringen. Melchior aber, der Fünfzehnjährige, hatte oben am Fenster gestanden und dem davonschreitenden Merenzle und der dürren, lächerlich zurechtgestutzten Tante nachgesehen, als wandle dort seine eigene schöne Kindheit an der Hand einer bösen Fee von dannen. Es ward ihm einen Augenblick wehe um sein Buben-Jünglingsherz, und es dünkte ihn: er sei es, der das Merenzle vertrieben habe. Aber dann fand er doch: es sei besser so. Und da er auch Vater und Mutter, Naturen, die sich nicht gern unnötige Lasten aufluden und den Gleichtakt des Lebens über alles liebten, mit dieser Wandlung der Dinge zufrieden sah, so gab auch er sich ruhiger hinein, zumal nun bald die Ferne und die Freiheit in Gestalt seiner französischen Lehrzeit lockend in sein Leben traten. Auch tröstete er sich: Das Merenzle werde ja oft wiederkommen, und er könne sie auch einmal im Haus der Tante besuchen. Aber das Merenzle kam sehr, sehr selten, und wenn Melchior einmal hinaufging nach dem höher in der Stadt gelegenen Haus der Tante, das Bäslein zu besuchen, fand er eine so einsilbige und kalte Aufnahme, daß er zuletzt ganz wegblieb.

Dann geschah es, daß Melchior sein Bündel schnüren und hinausziehen mußte in die Ferne. Es war zwar kein „Muß" für ihn, und dennoch ward es ihm weich ums Herz. An einem schönen Sonntag im Juli waren die Tante und das Merenzle auf Einladung der Bäckersleute heruntergekommen in die Bäckerei, Melchiors Abschied zu feiern. Es gab den besten Kaffee Breitlingens mit einem geschlagenen Rahm wie Ambrosia, eine Biskuittorte delikatesten Geschmackes, auch so eine Art Götterspeise, zum Schluß selbstgezogenen Johannisbeerwein, funkensprühend wie ein Rubin, und Makronen, lecker wie ein Kuß. Das Merenzle saß da und aß pflichtschuldig, denn es hatte nicht viel Appetit auf die guten Sachen. Inmittelst mußte sie doch ab und zu nach dem großgewachsenen, muntern Vetter hinüberschauen, der gewichtig mit einer goldenen Uhrkette und Petschaft spielte, die er zu diesem Tage erhalten hatte. Dabei sah aber auch er zu der blassen Gespielin hinüber, die in dem schmalen Gesicht schon die Ahnung leise nahender Jungfrauenlieblichkeit trug. Es begegneten sich die Blicke der beiden, einmal, zweimal, mehrere Male. Und da die Eltern und die Tante in ein lebhaftes Gespräch miteinander geraten waren, winkte Melchior dem Merenzle hinaus. Sie zögerte, dann folgte sie ihm. Sie gingen durch den kühlen Gang dem Garten zu. Sie sahen einander abermals an. Dann fiel die Türe zu, und sie traten allein in den Garten hinein, den früchteschweren Garten, der von aller Herrlichkeit und Köstlichkeit des Sommers duftete. In der rotblühenden Bohnenlaube stand ein Steintisch, und eine kühle, da und dort von Sonnenlichtern überspielte steinerne Bank lud zum Sitzen. Sie setzten sich denn und sagten eine Weile gar nichts. Melchior sah auf und in das von Blattgrün und Sonnenflimmern überhuschte Gesichtchen des Merenzle. Das Mädchen hatte den

seinen Kopf tief über das dünne, weiße Halskrägelchen gesenkt und die zarten, schmalen Hände im Schoße gefaltet. Wie eine lichte und schüchterne Blüte leuchteten Gesicht und Hände aus dem schwarzen Kleidchen. Die langen Wimpern waren schattend auf die durchsichtigen Wangen gefallen. „Merenzle!“ sagte endlich Melchior, und dabei faßte er behutsam, fast ängstlich, ihre rechte Hand, die sie ihm auch mit einem leisen Widerstreben ließ. „Merenzle, ich bin manchmal grob gegen dich gewesen. Aber ich war halt ein Bub. Bist du mir bös deswegen?“ Da hatte sie langsam mit tiefen, spiegelnden und schweren Augen aufgeschaut. „Nein! Meli — —“ so nannte sie ihn „— — bös bin ich dir nicht. Aber — —“ sie schluckte wie in Erregung „— — es ist eben nicht mehr das, wie es war — — Doch nun müssen wir wieder hinein. Tante Phemie wartet.“ Und damit hatte das Merenzle rasch ihre Hand aus der seinen gezogen und war mit flüchtigen Schritten dem Haus zugegangen. An der Tür aber war sie noch einmal stehen geblieben und hatte einen kurzen Blick zurückgeworfen nach der Laube und dem Gespielen, der dort mit gestütztem Kopfe und roten Wangen dasaß. Wie einen letzten Scheideblick in das für immer verblassende und verdämmernde Reich der Kinderzeit. Denn dort auf jener Bank, an jenem Tisch hatten sie Kränze von Wiesen- und Gartenblumen geflochten. Dort hatten sie Sandbauten aufgeführt und Sandkuchen geformt. Dort hatten sie die gefallenen und auch die gemausten Äpfel und Birnen miteinander verzehrt. Und dort hatten sie sich auch manchmal geküßt — — Die Glocke der Haustür tönte. Die Tür fiel ins Schloß. Melchior erwachte aus seinem Brüten und sah verwirrt um sich. Es war ihm, als sei ein Märchen in der Luft zerflossen und die Luft flirre noch von seinem Zauber.

Danach hörte er wenig mehr vom Merenzle. Bunte Fluten der fremden Welt strömten ihm fast vergessenmachend über das verblaßte Idyll der Kindertage. Es wurde ihm von der Mutter geschrieben: Das Merenzle sei zur weiteren Erziehung in das Kloster Zum guten Hirten in Weilamberg gekommen. Dasselbe Kloster, in dem ihre Tante die Weihen hatte nehmen wollen, dann aber doch vor dieser letzten Schlußfolgerung ihrer unglücklichen Liebe zurückgeschreckt war. Da hatte er einen Brief an sie gerichtet, einen so langen, wie er nie einen geschrieben, und ihr in fröhlicher Weise von seiner Lehrzeit, von Frankreich und seinem Leben, von der Stadt, in der er weilte, von seinen Zukunftsplänen erzählt und ihr sogar ein artiges kleines französisches Gedichtbändchen mit hübschen Illustrationen gesandt. Es währte eine Weile, bis er einen französisch geschriebenen Brief von ihr erhielt. Gleichzeitig sandte sie ihm auch das Gedichtbüchlein zurück. In dem Brief, der eine zierliche, etwas gezwungen steife Schrift zeigte, stand viel von der révérende mère und der mère préfète, der chère sœur Angélique und derlei Dingen klösterlichen Lebens und klösterlich inbrünstiger Personenverehrung. Auch waren zwei große Heiligenbilder beigelegt; und endlich war die Bitte darin zu lesen: Melchior möge doch ja recht fromm bleiben, und die Versicherung: das Merenzle, das im Kloster übrigens den Namen Patientia erhalten hatte, werde jeden Abend drei Ave für sein Seelenheil beten. Als Melchior diesen Brief erhalten hatte, nach einem lustigen Ausflug in eines der Weindörfer in der Nähe der französischen Stadt, war es ihm, als ob er Galle und Konfekt durcheinander geschluckt hätte. So süß-sauer war ihm zumute. Er hatte einen instinktiven Widerwillen gegen diese „Klostersprüche“, wie er sie nannte, und daß sie ihm das Büchlein so trocken und von oben herab zurückgeschickt hatte, das ärgerte ihn erst recht. Dabei war doch wieder aus den drei Ave das ganze treue Wesen des Merenzle herauszufühlen. Und abermals mahnte es ihn: Trug er nicht eigentlich die Schuld daran, daß dies alles so war? Wäre er dem Merenzle gut geblieben, so hätten weder Vater noch Mutter auf den Gedanken kommen können, sie in die Pflege dieser verschrobenen Tante zu geben, und sie wäre auch niemals in ein Klosterpensionat, sondern in ein richtiges Erziehungsinstitut, vielleicht nach Lausanne oder Genf oder nach Nancy oder sonst wohin gekommen, wo es Menschen und Leben gab. Er ging eine Woche wie ein wahrer Heulpeter herum, verdarb etliche Kuchen, Blätterteige und Pastetenfarcen, erhielt dafür

einen starken Tadel seines Lehrherrn und warf endlich das Liederbüchlein samt den Heiligenbildern unter seine Wäsche zu tiefst in die Tiefe seiner Reisetruhe. Es war eben nun geschehen. Und nichts zu ändern. Das Beste war: Die Sache vergessen. Freilich, den Brief wickelte er säuberlich in das feinste Seidenpapier und versiegelte das Kuvert, in welchem er ihn aufbewahrte. Dann legte er ihn in sein Allerheiligstes zu einigen welken Bohnenblüten und -blättern, die er zur Erinnerung an die wenigen Minuten des Scheidens in der Bohnenlaube in Uhlands Gedichten gepreßt hatte.

Jahre waren dahingegangen. Melchior war schon lange wieder im Geschäft des alternden Vaters tätig. Da starb die Tante. Und eines Tages erschien auch das Merenzle wieder in Breitlingen. Sie zog in das einsame düstere Haus ein, übernahm von der Verstorbenen als Liebespflicht die Pflege eines schwindsüchtigen Kanarienvogels, sowie eines dicken, hypochondrischen Mopses und ertrug die Tyrannei einer dürren, unangenehmen Haushälterin. Ganz Breitlingen staunte über sie. Denn sie war in Wesen und Kleidung eine fremdartige Erscheinung geworden, so daß die guten Breitlinger lächelten und die Schuljungen lachten.

Bis des Merenzles Gleichgültigkeit gegen derlei Aufmerksamkeiten die Breitlinger selbst gleichgültig werden ließ und man das Merenzle als eine eigenartige Beigabe des Stadtlebens hinnahm. Auch war in aller ihrer Seltsamkeit eine beinahe rührende Feinheit und Schönheit, also daß mancher Breitlinger dachte und auch wohl sagte: Schade, daß dieses ziere Weibsbild so vom Grund aus verschroben ist; man müßte ihr einmal den Kopf zurechtsetzen.

Der dieses als seine Lebensaufgabe betrachtete, war Melchior Kringel. Und heute an diesem herrlichen, goldblaubeglänzten Herbstmorgen war es ihm beinahe, als webe ein Schicksal, drängend, versprechend und fordernd zugleich, über ihm und dem Merenzle. Darum waren auch alle seine Gedanken so kreisend und unruhig bei dem Mädchen. Und darum kleidete er sich unter mehreren nachdenklichen Seufzern nur langsam und öfters stockend an.

Drittes Kapitel.

Das Bäckerhaus in der Unterstadt war so eine rechte Stätte deutschen bürgerlichen Erwerbsfleißes und Wohlbehagens. Das liebe Gottesbrot durchduftete dieses Haus mit seiner Frische und Würze und ließ keinerlei kopfhängerische Gedanken aufkommen.

Das Haus in der Oberstadt, das nach dem Tod der Tante Merenzles Eigentum geworden war, roch nach dem richtigen, alten Tantengeruch: nach Lavendel. Ein leiser Duft nur, aber doch die Sphäre für seufzerschwere Stunden, grillige Anwandlungen, märchenhafte Träumereien.

Wir betrachten es nicht in allen Einzelheiten, sondern beschränken uns auf die Räume, die dem Merenzle zum Aufenthalt dienten. Ein Alkoven mit einem altväterischen Himmelbett, das in seiner zopfigen Schnitzerei jedem Museum Ehre gemacht hätte, daneben ein vergoldeter Heiland und sonst einige Marien- und Heiligenbilder. Dieses ziemlich nüchterne Gelaß lag etwas tiefer als die Wohnstube und war durch einen alten Gobelin mit verblaßten Schäferszenen von dem eigentlichen Wohnraum getrennt. Bei Tage war dieser Gobelin immer geschlossen.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß das Merenzle des Nachts sehr viel las und das Licht manchmal bis in den grauenden Morgen hinein brennen hatte. Nach dem Tod der Tante hatte sie es zuerst aus Furcht getan. Dann war ihr die Nachtzeit so ganz für sich und ihre Phantasie willkommen und zuletzt unentbehrlich geworden. Über dieses späte Licht, das die Nacht durch gleich der ewigen Leuchte des Altars über dem dunklen Breitlingen dämmerte, ward allerlei gesprochen. Einige Neunmalgescheite wußten gar davon zu berichten: das Merenzle zaubere nächtlicherweile. Die anderen lachten darüber, und ein Spaßvogel meinte: das Merenzle suche den Stein der Weisen. Davon behielt das alte Haus in der Rosmaringasse den Übernamen: der Stein der Weisen. Auch sagten die jungen Männer: man solle sie verheiraten. Wenn sie erst unter der Haube sei, so werde der Gemahl schon dafür sorgen, daß das Licht beizeiten gelöscht werde.

Über derlei schnöden Bezichtigungen und Bezweiflungen schwebte das gute

Merenzle wie in einer artigen Mongolfière turmhoch; ganz eingehüllt in die märchenfarbene Wolke ihres seltsamen Gefühls- und Traumlebens, in die sie sich gesponnen hatte wie ein Seidenwurm in seinen schützenden Kokon. Sie hatte sich ihre eigene Welt zurechtgemacht, in der sie kaum gestört wurde durch das Gassengeräusch des Alltags. War Merenzlein glücklich in dieser Welt? Sie hätte es kaum zu sagen gewußt. Aber sie war zufrieden, daß sie hier Raum fand für ihre Natur uud ihr Schicksal, während sie im tatsächlichen Leben mit ihrer immer stärker hervorgetretenen Schüchternheit, Hilflosigkeit und Empfindsamkeit recht unglücklich gewesen wäre. Aus dem wilden Kinde war eine weltscheue, menschenfremde Jungfrau geworden.

In der vergangenen Nacht war sie über einem Buche des damals besonders beliebten de la Motte Fouqué lange wach gewesen, und die ganze Atmosphäre ihres engen Alkovens hatte sich mit Geistern, Drachen, Helden, minniglichen Jungfrauen, mit dem Himmel- und Höllenzauber dieses und andrer derartiger Bücher farbig wogend erfüllt, lockend und dräuend zugleich. Schon die Tante hatte eine Bibliothek katholisch-mystischer Legendenbücher gesammelt; das Merenzle hatte das Bücherbrett um einige der phantastisch-schillernden Romantiker-Nachtschmetterlinge und schwülstig-krächzenden Schicksalsuhus bereichert. Sie lebte mitten im deutschen gesunden Kernland umwoben von einer Treibhausluft, die noch stärkere Köpfe wie den ihrigen in jener Zeit verwirrte. Als es gen Morgen gegangen war, hatte sie die Kerze gelöscht. Aber ihre Augen hatten sich nicht zu erquickendem Schlummer zu schließen vermocht. Ein betäubendes Chaos von Spukgestalten zog sie in seinen Reigen immer toller, immer banger, immer qualvoller, bis sie endlich mit einem Schrei erwachte und sich mit wogender Brust aufrecht setzte. Da quoll ein lichter, klarer, blauer Tag aus der Wohnstube herein, und die liebe, goldne Herbstsonne lachte in den Alkoven. Sie lehnte sich im Bette zurück, und es war ihr bei diesem Zurücklehnen, als sei sie noch ein kleines Kind und höre draußen die längst verstorbene Mutter ihres einstigen Jugendgespielen, des Meli, hantieren, und nun müsse sie gleich aufstehen und ihren Kinderbrei essen, weil der Meli schon wache und im Garten herumlärme. So war sie aufgewacht, und da die Gardine des Betthimmels von ihrer hastigen Bewegung vorgefallen war, lag sie im halben Schatten, nur durch einen Spalt stahl sich das Sonnengold herein, dergestalt, daß das Sonnengold gerade in der ausgestreckten Hand des Merenzle und den entsagungsbleichen Fingern zu ruhen schien. Das Merenzle sah es und lächelte, noch halb im Schlaf. Und dann war sie mit einem Satz aus dem Bett, so wie sie nur als Kind getan hatte. Sie gähnte, warf einen halben Blick auf Fouqués Zauberring, schauderte noch von den geheimen Schrecken der Nacht und empfand doch ein bang-angenehmes Nachgefühl. Dann besann sie sich darauf, die von der alten Haushälterin und Kammerfrau sorgsam gerichtete Wäsche und Kleidung zu betrachten. Dann gähnte sie wieder ein wenig mit zierlich halboffenem Munde. Und dann begann sie, die weißen durchbrochenen Seidenstrümpfe anzuziehen.

Eine Weile später, da die Sonne schon etwas schräger und etwas herausfordernder in die Breitlinger Kammern und Stuben schien, stand sie im Unterkleid am Fenster ihrer Wohnstube, das sie ganz gegen ihre sonstige Gepflogenheit weit geöffnet hatte, und sah hinab in die lebhaft gewordene Stadt. Über der feinen, weißen Mädchenbrust hielt sie schämig die Morgenjacke zusammen; mit der anderen Hand stützte sie sich auf das Fensterbrett. Sie konnte in dieser notdürftigen Morgengewandung unbesorgt hinaussehen, denn sie hatte kein Gegenüber. Die Straße war nur auf einer Seite bebaut, die andere Seite fiel schräg gegen die Unterstadt hinab; mit Reben bepflanzt, die hier mitten in der Stadt sich sehr wohl fühlten, prächtig gediehen und unter dem Namen: Breitlinger Rosmarinweg manch edles Zecherherz mit ihrer Duftsonne erquickten. Das Merenzle atmete die frische, etwas reifbittere Herbstluft mit langen Zügen ein, und sah zwischen früchtereifen, von der Herbstsonne grüngoldblau durchspielten, morgenhauchumwebten, herrlichen alten Nußbäumen hinunter in die Stadt. Eine echte, süddeutsche, behagliche Kleinstadt, mit dem Wirrwarr größerer und kleinerer spitzgiebeliger Häuser, Erker,

Jagdreiter. Gemälde von Prof. Angelo Jank.

Türme, den krummen, von fröhlichem Leben tönenden Gassen, den freundlichen Gärten voller Fruchtbäume, Astern, späten Rosen, hochstengeligen, buntfarbigen Dahlien und prangenden Sonnenblumen. Diesen Gärten und Gärtchen, geschmiegt zwischen den Häusern und den Festungsmauern, die gar nicht drohend, sondern sehr friedlich in der Sonne lagen; die Zinnen, Gänge, Nischen mit ihrem satten Backsteinrot im Herbstlicht behaglich sonnend und keineswegs unzufrieden, daß die schöne Ferne mit freudiger Himmelsbläue zu den Schießscharten hereinquoll als anmutige Besiegerin.

Darüber hinaus das weite Land. Seinem schwellenden Schoß waren des Sommers Früchte längst entwachsen. Die geräumige Scheuer barg die braungoldenen Halme des Getreides, das duftende, trokkene Heu und was sonst an Feldfrüchten den Bauern sommerlang gewachsen war. Noch aber lag der nachzitternde Duft des bräutlichen Sommers auf der Herbstflur. Die schwarzblauen Wälder träumten, schon voll kühler Schauer, noch in sich versunken von seiner brünstigen Herrlichkeit. Das leise gilbende Unterholz, die verfärbten Beerensträucher, die in der hellen Sonne wie flammendes Kupfer leuchteten, sie lispelten im leise kosenden Wind von den Tagen und Nächten, da hier die heilige Hochzeit gehalten worden war. Da lagen im blaugoldenen Scheine die lieben, traubenschweren, grüngelben Rebenhügel mit manchem traulich aufblitzenden Weinberghäuschen, so lustig alles des Guten, was des Sommers Sonne in ihnen gekocht, schwüle Wetternächte geweiht und reifkühle Morgen sorglich zurückgehalten hatten bis zur wahrhaften Stunde der Reife. Da stickten die Apfelbäume und die Birnbäume ihre satten, behaglichen, lockenden Farben in den Untergrund der Landschaft; Nußbäume und Kastanien mahnten der Fülle ihrer Früchte, die zum Gebrochenwerden bereit waren. Da und dort blitzten farbig spiegelnde Hanfweiher auf. Einsam lagen, den Hügeln geschmiegt oder in dem Schoß einer Waldwiese mütterlich behütet, weißleuchtende Bauernhöfe. Schlanke Kirchen, rotsandsteinfarben lachend von Fülle des Lichtes, standen da und dort herausgehoben aus der niederen Landschaft auf Hügeln oder trotzigen Bergvorsprüngen. Voll bescheidenen Bauernstolzes und voll biderber Bauerntüchtigkeit ruhten sonntagsfriedlich um den durchfließenden Bach in Obsthainen, Pappeln- und Birkenwäldchen Dörfer und Dörflein. Die Städtlein aber mit ihrer bunten Mannigfaltigkeit schauten fröhlich und trutzig zugleich darein als Stätten wohlhabender, ihres Rechtes bewußter und ihrer Arbeitsfrüchte gerne genießender Bürger. Manch Räuchlein, das blaugrau kerzengerade in den lichten Herbsthimmel hinaufzog, kündete von Freuden kommenden Mittagsmahles. Glockentöne schwammen näher, ferner, lauter, leiser, traut und feierlich über das beglänzte Land. Und über aller der Herbstherrlichkeit schwang Gott selber das seidene Festbanner, den lindblauen Himmel weit und breit; freudigen Herzens hielt er dies Weltpanier, im Tiefsten zufrieden alles des Guten, das er den launischen Menschlein geschenkt hatte aus der Fülle der unerschöpflichen Macht und Güte. Ein Schwarm weißer Tauben flog wie eine stille Friedensbotschaft quer über das Land hinein.

Ach!

Das Merenzle schaute und staunte mit widerglänzenden, goldblau leuchtenden Augen.

Sie wußte nicht, wie ihr geschah. Es kam ihr alles heute so wunderlich und wunderbar vor. Es webte etwas so Geheimnisvolles in der Luft. Es war ihr so, als spiele dort draußen etwas viel Seltsameres, Rätselhafteres, Bannenderes als in allen ihren Rittergeschichten und Zaubermärchen. Es war ihr zugleich leicht und froh, und es drückte ihr das Herz mit süßer Wehmut und Schwermut. Sollte sich ihr dort draußen ein Wunder entwirken, das liebliche und gefährliche Wunder der Welt? Des Lebens? Des ihr unbekannt gebliebenen Lebens mit Rosen und Dornen?

Ihre trunkenen Augen schweiften. Und indem sie Hügel hin und Hügel her glitten, blieben sie eine kurze Weile an einem der fernsten Rebhügel haften, hinter dem das mit besonders edlen Weinsorten gesegnete kleine Städtchen Bollersbach lag. Dort glänzte unter einem mächtigen, blätterschweren Nußbaum ein Weinberghäuslein, schöner und größer denn alle andern rings umher. Das Merenzle dachte: Dort

müsse es jetzt schön sein, zu sitzen, hinauszusehen in den goldenen Herbstvormittag oder in dem Weinberg sich zu ergehen und da und dort eine süße Beere von glashellen oder rötlichen oder tiefblauen Trauben zu naschen. Dieser Weinberg, der solcherlei Gelüste in dem Merenzle erweckte, gehörte Melchior Kringel und war der weitbekannte „Weinberg des Herrn". Daß er Melchior Kringels Eigentum war, wußte freilich das weltabgeschlossene Merenzle nicht. Denn sonst hätten sicherlich ihre Blicke nicht so wohlgefällig dort verweilt.

Unwillig fast über solche Anwandlungen von eitler Weltlust wandte das Merenzle die leuchtenden Blicke wieder dem Stadtinneren zu.

Aber hier mußten ihre Augen wieder verweilen, und zwar am Garten des Kringelschen Hauses: an der Laube, in der Melchior vor Jahren von dem Merenzle Abschied genommen hatte. Ein bitterwehes Gefühl schnürte ihre junge Brust zusammen, wenn sie alles des Vergangenen zwischen ihr und Meli gedachte. Sonst sah sie fast hochmütig über Haus und Garten und Laube hinweg. Und damit auch über die Vergangenheit. Heute aber konnte sie ihre Blicke nicht so leicht von der schicksalsschweren Laube hinwegwenden. Schicksalsschwer. Denn damals, in ihren kurzen Worten, hatte sich ja für sie und wohl auch für ihn alles entschieden. Sie hatte ihm nicht vergessen können, daß er sie so jäh im ersten Frühling des Kinderglücks verlassen hatte; sie weggeworfen hatte wie ein Spielzeug; und daß sie dann in dieser schrecklichen Einsamkeit groß werden und endlich das liebe Haus ihrer Kindheit hatte verlassen müssen als armselige Waise. Und wie sie damals endgültig dem Jugendgespielen abgesagt hatte, so war es denn auch gekommen, daß sie dem Leben abhold und feind geworden war und sich in eine Kloster- und Traumwelt eingesponnen hatte, der sie kaum mehr entrinnen konnte. Aber mit der langjährigen Bitterkeit quoll zugleich auch ein scheues, heimlich süßes Weh empor und blickte sie mit blauen, tränenden Kinderaugen vorwurfsvoll an. Also, daß ihr einige Tränlein kamen, die sie nicht einmal wegwischte, sondern widerstandslos rinnen ließ. Und durch den gleichen seltsamen Zauber geschah es, daß sie Melis schwarze, treuherzige, kluge, lebenfunkelnde Augen vor sich sah, seine frische, muntere und doch weiche Stimme wieder so bittend vor sich hörte wie damals beim Abschied in der Laube des Kringelschen Hauses, wo sie ihn so kurz seines Weges gewiesen hatte; daß sie in sein hübsches, braunes Gesicht schaute wie in das eines aufrichtig und liebevoll ergebenen Freundes. Solche Erinnerungen pflegte sie mit der hochmütig-romantischen Einrede abzutun: Er ist ja nur ein Bäcker. Heute nützte auch dieser Spruch nichts. Denn Melchior war eben kein Bäcker wie es tausend andere gibt. Diese Beklemmung währte eine ganze Zeitlang. Endlich aber riß sich das Merenzle mit Gewalt aus diesem befremdenden, ängstigenden, bittersüßen Gemütszustand und wollte schon das Fenster mit den blanken Spiegelscheiben rasch und heftig zuschlagen, um so auch äußerlich gegen dieses törichte Sichverlieren zu protestieren, als ein neuer Anblick, ein Bild, fröhlich wie die Seele dieses heiteren Herbstmorgens, sie doch noch einmal an das Fenster festbannte, dieses Fenster, das sie in seinen Zauber zwang wie einer jener Weltwunderspiegel, von denen die arabischen Märchen uns zu erzählen wissen.

Die Glocken des kleinen aber schönen Münsters zu Breitlingen und einige Augenblicke später, eilfertig, als wolle sie nicht nachhinken, die dünnere Glocke des Jesuitenkirchleins läuteten eben zum dritten- und letztenmal zum Hauptgottesdienst, tief und hell den Glockenschwingungen da außen im Lande Antwort sagend, da bewegte sich ein uns wohlbekanntes Trüpplein dem Schwabentor zu. Der Torwächter saß auf der Torbank im Schatten einer großen Akazie und rauchte eine Pfeife Radetzkytabak; er war ein gebürtiger Österreicher und durch allerlei Konnexionen zu diesem Plätzlein gekommen. Er musterte mit seinen grauen Augen unter den weißbuschigen Brauen die Knaben und das Meisle scharfen Blickes und hatte nicht übel Lust, ein Verhör mit ihnen anzustellen: Wohin? Warum nicht in die Kirche? Und warum das Meisle dabei sei, das etwas scheu um sich blickende Meisle? Aber er erinnerte sich zur rechten Zeit, daß er mit ähnlichen pädagogischen Maßregeln bei den frei-

heitsliebenden Breitlinger Bürgern schon übel gefahren sei und ließ sie unbehelligt vorbei zum Tor hinaus. Mit einem hellen Jauchzer verschwanden die drei Buben und das Meisle in dem dunklen Torgang, um wie mutwillige, befreite Schmetterlinge jenseits des Wallgrabens auf der Heerstraße wieder aufzutauchen. So zogen sie, mit den hellen Stimmen ein Wanderlied singend, in das lachende Gefilde hinaus. Der Torwart aber wackelte bedenklich mit dem grauen Franz Joseph-Bart und murrte vor sich hin: „Die schaug'n nöt aus, als ob's was Guts im Schild hätten."

Das Merenzle sah die Kinder hinausziehen. So lustig, so unbekümmert, so welt- und freudemutig. Sie hörte die hellen Stimmen. Sie sah sie taktmäßig dahinmarschieren; und das Maidle dabei, das kleine, verwegene Meisle, der hüpfende, flinke Erdfloh gefiel ihr ganz besonders und ausnehmend gut. Sie sah wie in einem lieblich kecken Gesicht sich selbst dahinziehen, wie sie selbst einst gewesen war, vor langer langer Zeit. ‚Ach du mein liebes, dummes Herz!' dachte sie froh und traurig lächelnd, ‚du mein liebes, dummes Herz, weißt du denn davon noch etwas? Das ist ja alles, alles versunken.' Aber mit einemmal, da sie noch so wehmütig lächelte, zuckte ihr etwas in den Füßen, als ob sie hopsen und tanzen und die steife, romantische Klosterdame in irgendeine staubige Ecke werfen müsse samt den himmelblauen Saffian-Almanachen, den frommen gereimten Goldschnitt-Rosenkranzballaden, den schweinsledernen Abenteurerromanzen und den dickleibigen, blutrünstigen, prachtprahlenden, sinnig-minniglichen Ritterromanen. Zagend und zweifelnd stand das Merenzle. Zwischen den beiden Welten des Märchens und der Wirklichkeit. Endlich aber siegte das ungestüme Ziehen und Zerren der aus dem langen Schlaf erwachten Kindheit. Und wenn sie die Dinge richtig betrachtete und erwog, so ließ sich das eine mit dem andern wohl vereinigen. Mit wohlgesetzten Trostgründen sang sie ihre kämpfende Seele in Ruhe und Harmonie. Alle diese Ritterbücher sprachen ja von wundersamem Leben und Erleben. Aber was hatte sie bis heute erlebt? Immer und immer war sie elend hinter Mauern allerart gesessen. Kam da nicht zur rechten Zeit das anfeuernde Beispiel der Kinderschar, die so unbekümmert in die Weite zog, was auch daraus werden mochte? So stark war der Drang nach Erleben in diesen zarten Herzen. Und was lehrte sie ihr Lieblingsbuch: Fouqués „Zauberring"? „Ist denn nicht auch," so sprach sie vor sich hin, „ist denn nicht auch in diesem einzigen Buche der junge Otto von Trautwangen ausgerissen aus der Väter Burg in die schöne Welt? Und sind nicht die schöne Gabriele und die herrliche Portamour und die liebenswürdige Hilldiridur und die demütig fröhliche Berta sogar in Not und Kampf hinausgezogen, ihren Helden hilfreich zu sein? Habe ich nicht eben da unten auf der Landstraße ein zartes Mägdlein mit kecken Buben fortwandern sehen? Alles, alles fordert mich auf, fast mit Gewalt, einmal wieder zu wallen vor das Tor dieser Stadt, und diesem düstern Haus auf einige Stunden Valet zu sagen! Wohlan denn: es sei! Und du, mein teurer Freund: Mein Zauberring — — du sollst mir Gefährte sein! Symbol der innigsten Verschmelzung meiner beiden Welten!"

Damit verschwand sie eiligst im Alkoven, sich mit dem Sonntagsstaat zu kleiden für den schönen Herbstgang. Sie wußte selbst nicht, wie ihr zumute war. Immer flirrte es ihr vor den Augen, als schwinge eine magische Hand ihr ein köstlich funkelndes Kleinod vor den trunkenen Blicken. Und immerzu erklang eine leise, süße, lockende Melodie. Und immer unruhiger wurden die vor kurzem noch so schweren, nun so leichten, törichten Kinderfüße, kaum, daß das Merenzle sie zeitig genug in die niedlichen Schuhe bringen konnte.

Das Wohngemach draußen schien von einem stummen Staunen erfaßt zu sein. Die vielfarbigen Teppiche, nach Art der Zeit aus grellroten und blitzgelben, schreiend grünen und schlagend blauen Läpplein zusammengesetzt, wie etwa die Maskenkleider der Fastnachtsnarren, schienen sich überrascht wohlzufühlen und freudig aufzuleuchten in der Herbstsonne, die durch die offenen Fenster mit ungeschwächter Kraft hereinströmte. Die dreifach gerafften, peinlich weißen Mullvorhänge bauschten sich fröhlich im leichten, ungewohnten Herbstwind; sie bauschten sich wie die Mullkleidchen übermütiger Backfische und tuschelten

allerlei Heimlichkeit miteinander. Auch das Liebespaar unter dem Glassturz lächelte in seiner Vergoldung zwar überrascht, aber verständnisinnig unter den Blicken der hochaufstrebenden Herbstsonne. Die alte Mahagonikommode aber, breit und ehrsam wie eine strenge Matrone, schaute unbehaglich und unzufrieden darein. So auch der dicke, oft von Podagra knarrende Pfeilerschrank, der mit seinen vergoldeten, reichgestalteten Beschlägen etwas von einem mürrischen Zeremonienmeister hatte. Nun sah die helle Sonne gerade auf das große ovale Bild der Tante des Merenzle: ein echtes Altjungferngesicht, durch keine Sonne der Welt zu erwärmen und froh zu machen. Die selige Tante sah noch unzufriedener darein, und es war, als bewegten sich ihre Lippen, um ein herbes Wort des Tadels zu formen.

Viertes Kapitel.

Die Glocken hatten noch nicht allzulange ausgeklungen, da stieg das Merenzle die mit Gras bewachsene Treppe seiner Behausung herab zur grobgepflasterten Straße, auf der behaglich der warme Sonnenschein träumte. Fast wurde ihr einige Augenblicke angst, als sie so ins Leben der Stadt hinaustrat. Sie fühlte, daß man sie aus den Fenstern der Nebenhäuser begucke. Sie errötete über die feine, weiße Haut bis in die Wurzeln der herrlichen, altgold rotbraunen Haare. Denn sie wußte, ohne den Blick zu heben, daß man Glossen über sie mache. Aber sie warf das Köpfchen trotzig höher, nahm den dicken Mops Brambilla mit den wasserblauen Augen, das Erbe der verstorbenen Tante, fester und entschlossener an die himmelblaue, etwas verschossene Seidenkordel und schritt verachtungsvoll wie ein Ritter ihrer geliebten Romane durch die gaffende Umwelt.

Der Mops Brambilla folgte ihr fast widerwillig und mit einer noch größeren Scheu vor der lange nicht erblickten Außenwelt. Denn es mochte wohl ein Vierteljahr sein, daß Merenzle und mit ihr auch der edle Hund nicht mehr aus dem alten Hause gekommen waren. Das war seit einem Sonntag im Juli. Sie war zum Nachmittagsgottesdienst gegangen. Brambilla, der die Gepflogenheit hatte, seine Herrin zur Kirche zu begleiten, war vor der breiten Aufgangstreppe zum Münster sanft entschlummert. Da hatten etliche böse Buben, die auch am heiligen Sonntag der Teufel plagte — man vermutet nicht mit Unrecht das uns schon bekannt gewordene Kleeblatt darunter — diesen Schlaf benützt, um Brambilla drei lange Pfauenfedern an das dürftige Ringelschwänzchen zu binden. So staffiert fand ihn das Merenzle, und da sie es unter ihrer Würde hielt, den bunten Schmuck von dem ängstlich mit dem Schwänzlein hin- und herwedelnden Brambilla zu lösen, war sie so von ihm geleitet unter lauter und stiller Fröhlichkeit der Breitlinger nach Hause gegangen. Seit diesem Affront hatte sie sich zu Hause vergraben und ihre Andachten jeweils im stillen abgehalten. Brambilla hatte im übrigen — wie ja Tiere gern in ständiger Gemeinschaft mit Menschen von diesen annehmen — von seiner ersten Besitzerin, Merenzles Tante, ihr gottseliges Wesen in einer feierlich-merkwürdigen Weise abgeguckt. Besonders ein schwärmerisches Drehen seiner wasserblauen Augen nach der rechten Kopfseite hin nahm sich heiter genug aus. Er trug ein himmelblausamtnes Halsband und eine ebensolche Decke, die beide freilich schon ziemlich verschossen waren. Mit der graugelben Altersfarbe Brambillas bildete dieser Putz eine wehmütige Harmonie.

Herr Melchior Kringel hatte sich mittlerweile seinen Sonntagsstaat umgetan. Gar unternehmend stand er in der Ladentür der Bäckerei: im Glanze des hellgrauen, seidenweichen Kastor, umleuchtet von dem Farbakkord des kaffeebraunen Leibrocks, der blauen englischen Weste, der karierten gelben Nankinghose; geschmückt mit dem mächtigen, blendend weißen, burschikosen Vatermörder und der von einem großen, brillantenbesetzten Opal zusammengehaltenen blauen Krawatte; nachlässig auf das rötlichbraune Pfefferrohr mit dem großen, goldenen Knauf gestützt, eine hochfeine, blaue Wölkchen versendende Virginia keck im rechten Mundwinkel; die schwarzen, lebhaften Augen und das ganze frische, schalkhafte Gesicht blitzend von Lebenslust. Er war bereit, seinen Sonntagsgang in die Natur zu tun und dort im Walde und auf den Rebenhügeln den lieben Gott predigen zu hören, statt in dumpfen Kirchengewölben bezahlte Pfarrer, wie er sich frei-

geistig angehaucht auszudrücken pflegte. Hinter dem Ladentisch sah mit schmachtenden Blicken das Ladenmädchen nach dem stattlichen Prinzipal; die schüchterne, blonde, aber flinke Ev, eine Nichte der Köchin.

Ja, da stand Herr Melchior Kringel und sah die Straße hinab und hinauf. Auf was wartete er denn? Er hätte selbst nicht zu sagen gewußt, was ihn noch an seine Ladentüre bannte. Aber mit einemmal sprach ein auf seinen Wangen bis zur Stirne aufsteigendes Rot deutlich genug aus, welche feine Ahnung ihn hatte säumen lassen. Dort kam die Hauptstraße das Merenzle herabgeschritten. Nicht mit den kokett-schämigen Trippelschritten der Mädchen Breitlingens, sondern eine halb gewollte, halb unbewußte graziöse Grandezza lag in Merenzles Gang. Und wie sie näher und näher kam, mit gesenkten Wimpern, den Mops an der Seite, erkannte Herr Melchior Kringel aufs neue wieder, wieviel Lieblichkeit in aller Verschrobenheit hier wie ein neues Aschenputtel der Erlösung harrte.

Wenn Herr Melchior Kringel in seinem ganzen Habitus das freie, kecke, lebensstarke, farbenfreudige Wesen des selbstvertrauenden Bürgers zeigte, so erschien hingegen das Merenzle in einer Wolke mattfarbener, in sich gekehrter, abweisender Jüngferlichkeit, die ihr mit dem leisen Stich ins Altjüngferliche etwas ungemein Reizvolles gab, da sie noch frische, aufquellende Jugend genug unter diesem künstlich drapierten Altersschleier verbarg. Altmodisch war der ganze Zuschnitt der Kleidung. Den über der Brust gerafften, unten plissierten, lavendelfarbigen Rock mit der langen Schneppentaille trug man schon nicht mehr selbst in Breitlingen. Aber er kleidete das fast überschlanke Merenzle gut. Gar anmutig mit einem weichen Hauch von Melancholie und schwärmerischer Trauer stieg einer nachdenklichen Blüte gleich aus der lavendelfarbenen Wolke das feine Köpfchen auf, gekrönt von der Wucht braunrotgoldigen Haares. Der gleichfarbige Hut mit den dunkeln Samtrosen, den unterm Kinn verschlungenen Bändern, trug einen langwallenden, kardinalvioletten Schleier, während die zarten Schultern sich wie in Scheu über ihren lockenden Reiz unter einem herbstrotfarbigen Überwurf halb verhüllten; dieser Überwurf, an leise verschwebende welkende Buchenblätter erinnernd, vollendete die Melancholie der Gewandung. Die licht aus den gepufften Ärmeln hervorbrechenden, zartgeformten Arme waren in sprechendem Gegensatz zu dieser Melancholie rosig frühlingshaft angehaucht. Die weißen, spitzig schlanken Hände trugen die eine ein violettes Schirmchen mit zierlich geschnitztem Elfenbeingriff, die andere einen schwarzsamtenen Ridicule mit Silber- und Goldstickerei, aus dem ein Band des „Zauberrings" und ein batistenes Taschentüchlein hervorsahen. Die nur selten von ihr getragenen schwarzen, glänzenden Schuhe mit den stählernen Agraffen gaben bei jedem Schritt ein gurrendes Geräusch; einen Ton, der mehr an heitere Weltlust übermütiger Tanzsäle als an das fromme Dunkel säulengetragener Münsterschiffe gemahnte. Dagegen predigte die große, eiförmige Brosche über der Brust mit ihrer Miniaturmalerei: Maria mit dem Jesuskind eindringlich von Himmelsfrieden, und das schwarze Samtband um den blütenweißen Hals trug einen kleinen, goldenen Heiland.

So sah Melchior Kringel das Merenzle näher und näher schreitend sich seinen Augen entwirken gleich einem Bildchen, das, mehr und mehr Licht und Leben gewinnend, allmählich aus dem Rahmen herauszutreten scheint. ‚Ach wenn das Bildchen doch mein wäre!' klopfte sein ehrliches Junggesellenherz mit lebhaftem Takt. ‚In die gute Stube meines Lebens wollt' ich es hängen als mein höchstes Kleinod!'

Sie war nun ganz dicht bei dem Bäckerhause, und es hatte den Anschein, als wolle sie stolz und ohne Gruß vorübergehen. Sie empfand mehr als daß sie sah, die Nähe des Jugendgespielen. Da sie ihm aber auf wenige Schritte nahe gekommen war, war es ihr, als schiebe ihr eine unwiderstehliche Gewalt sanft das Kinn und das Köpfchen in die Höhe. Also daß sie Herrn Melchior Kringel in seiner frischen Männlichkeit und seinem fröhlichen Sonntagsstaat vor sich stehen sah. Da faßte sie ein leises Zittern. Ein lichtes, feines Erröten floß über ihr Antlitz gleich einer warmen Lebenswelle. Nicht anders, als sei der Widerschein eines reichblühenden Rosenbeetes in dem zarten Gesichtchen festgebannt haften

geblieben. Melchior, der gute Meli aus der Kinderzeit, ward von dieser Verlegenheit gerührt und erregt zugleich und fand, selbst verlegen, kein Wort des Grußes auf den Lippen. So standen die beiden eine kurze Weile. Inmittelst aber war Melchiors Pinscher, Zwick genannt, hinter ihm erschienen und sprang mit einer geschickten Bewegung an seinem Herrn vorbei auf den Mops Brambilla zu. Der glotzte den Pinscher halb argwöhnisch, halb furchtsam an. Denn in den hellen, etwas frechen Augen Zwicks funkelte es wie Raubluft; er war ein echter Pinscher; jungenhaft verwegen, ohne Scheu vor dem Alter und durch und durch autoritätslos; ausgenommen seinen Herrn, der ihn bei mancher Freiheit scharf unter der Fuchtel hatte. Auch jetzt genügte ein leiser Pfiff Herrn Melchior Kringels, um den Pinscher alsogleich anders zu stimmen. Er wedelte lustig und ermunternd mit dem Stumpenschwänzchen und blickte den Mops mit freundlich spöttischen Blicken an; spöttisch, weil dessen alternde Kläglichkeit und frommergebenes Wesen ein geringschätziges Mitleid bei ihm erweckten. Das Merenzle hatte dieweil in ihrer Verwirrung die seidene Kordel fallen lassen. Und als nun der lustige Rattenfänger mit allerlei auffordernden Gebärden den steifen Mops einlud, sich ihm zuzugesellen, da fuhr mit einemmal das Gefühl des Vereinsamtseins blitzartig anspornend in seine Hundeseele, wie es eine Stunde vorher die Füßlein seiner Herrin mit taumelnder Eilfertigkeit durchpulst hatte. Brambilla sah halb scheu, halb begehrlich nach dem Verführer Zwick; dann wendete er das biedere Haupt mit einer schiefen Bewegung zu seiner Herrin empor und in den wasserblauen, frommen Augen war eine ängstliche, verzeihungflehende Bitte zu lesen. Da das Merenzle in ihrer Verwirrung des Hundes nicht in acht nahm, so drehte der die runden Augen wieder in ihre natürliche Stellung zurück und folgte langsam, die Seidenkordel auf dem Straßenpflaster nachschleifend, dem Pinscher Zwick. Noch einmal drehte sich Brambilla um. Dann verschwand er mit Zwick in der stattlichen Einfahrt des Kringelschen Hauses.

Melchior Kringel brach zuerst das Schweigen.

„Ei sieh da!“ sagte er lustig, aber nicht ohne eine leise mitzitternde Beklommenheit — „sieh da, mein liebes Mühmchen! Lange nicht gesehen, lange nicht! Das Mühmchen war doch nicht krank, will ich hoffen! Das wäre ja barbarisch vom Schicksal. Aber wohin des Wegs in solchem Staat? Die Augen vergehen einem, wenn man derlei sieht! In die Kirche wohl nicht mehr! Die hat ja schon begonnen. Wenn freilich dort aus dem artigen Täschlein ein Buch hervorguckt wie ein Gebetbuch. Man wird doch nicht um die Kirche herumgehen?“ Hier drohte Herr Melchior zur mehreren Belebung des Gesprächs mit dem Finger. „Freilich: ein schöner Umgang in Gottes Natur stärkt Kopf und Herz manchmal besser als zehn magere Predigten. Aber vor allem: willkommen, schönes Mühmchen, da man sich wieder einmal sieht in dieser gespaßigen Welt!“

Nach dieser etwas langen Begrüßungsrede — mit der Herr Melchior nicht völlig zufrieden war, die aber immerhin gewann durch die Art, mit der sie der Schelm vorzubringen wußte — reichte er dem Merenzle die wohlgepflegte Hand und verneigte sich dabei mit jener Ungezwungenheit, wie er sie in seiner französischen Tanzstunde gelernt hatte und wie sie ihm auch ohnehin im Wesen lag. Das Merenzle sah ihn einen Augenblick an. Dann senkte sie das Haupt und erwiderte seinen legèren Diener mit einer ängstlich-steifen Verbeugung zum Gegengruß. Er faßte ihre leicht zitternde Hand; aber nur kurz, da sie ihm die schlanken, weißen, spitzen Finger sogleich wieder entzog.

„Guten Tag also ohne lange Worte!“ sagte er leichthin. Er wollte keinen Klosterton und keinerlei „Fadessen“ aufkommen lassen.

„Wo ist mein Hund? Wo ist Brambilla?“ fragte sie besorgt statt aller Antwort.

„Laß ihn das Bäschen nur!“ erwiderte Melchior beruhigend. „Mein Zwick wird ihn etwas lustig machen — und das wird ihm gut tun, mein' ich!“

„Wenn er sich nur nicht verläuft! Er ist so ungewohnt. Quel embarras! Es wäre schrecklich!“

Und ihre schönen, großen, blauen Augen

suchten eifrig an dem Torweg des Melchiorschen Hauses.

Melchior ärgerte sich ein ganz klein wenig. Einmal über die klösterliche Französelei, die so gar nichts mit dem rechten lustigen Franzosentum zu tun hatte. Und zum zweiten schien ihr der dicke, genudelte Mops weit mehr am Herzen zu liegen als diese Begegnung nach langer Zeit. Das kränkte sein Selbstgefühl. Dennoch ging er auf ihren Ton ein, da er sie durch nichts verstimmen oder gar verscheuchen wollte. Freilich klang seine Stimme etwas pikiert.

„Es wird keinerlei embarras arrivieren, chère cousine! Excepté: Die kleinen Kanaillen jagen einen Maulwurf auf und zerwühlen mir ein paar Rabatten. Dabei allerdings könnten sie sich die Nasen schmutzig machen."

„Die Nasen schmutzig! Mon Dieu!" rief das Merenzle aus.

Aber Melchior ließ ihr keine weitere Zeit, über das Schicksal Brambillas nachzusinnen. Er hob sein Pfefferrohr und deutete mit dem goldenen Knauf nach dem Buch in Merenzles Ridicule.

„Scheint mir kein Gebetbuch zu sein, das Buch da," sagte er lächelnd. „Doch sicherlich ein Poesiewerk unsrer allerneusten Sänger, wie ich das bei meiner schönen Muhme nicht anders erwarten kann. Darf ein poetisch Unbelehrter wie ich nach dem Titel fragen? Vielleicht weiß ich doch dieses und jenes von den Sachen, da allerlei davon im Schwange ist."

Diese Worte gaben dem Merenzle mit einemmal Haltung. Sie wuchs aus ihrem scheuen Verlegensein jählings in die Höhe. Denn es kamen ihr all die stolzen Helden und die minniglich-kühnen Heldinnen des Zauberrings ins Bewußtsein, und mit der Grandezza, mit der sie noch eben die Straße herabgekommen war, sprach sie mit aufblitzenden Augen und einem leichten Erröten: „Ein Buch: O kein Buch! Das ist zu wenig gesagt! Ein Sang des Himmels! Donnernde Kraft der eichenhainbebrausten Felsströme und liebliche, liebreich letzende Labe honigsüßen Friedensmannas!"

„Ventre saint gris!" fuhr es Herrn Melchior Kringel heraus. Es war das der Leib- und Magenfluch seines französischen Lehrherrn in Dijon gewesen. „Das muß ja ein ausbündig schönes Werk sein!" fügte er eiligst hinzu, um den übeln Eindruck seines Fluchs zu verwischen. „Es wird dem Mühmchen nichts verschlagen, wenn ich darum bitte, das kuriöse und hochpoetische Werk etwas näher zu beschauen? Denn auch mich drängt es aus innerstem Gefühl heraus, solch hoher Genüsse teilhaftig zu werden!"

Dabei sah er sie treuherzig bittend an. Seine schwarzen, lebhaften Augen umränderten sich mit einem goldenen Saum.

Dem Merenzle ward es warm um das Herz. Stand da nicht Meli, der gute, liebe, ehrliche Meli der Kindertage, vor ihr? Sie lächelte ein wenig und betrachtete Melchior nun lange und nachdrücklich. Es ward ihm fast unbehaglich unter diesen forschenden Blicken Merenzles.

Das währte eine bange Weile. Dann fühlte Melchior, daß er das Gespräch nicht an diesem Punkt stehen lassen dürfe, und mit dem gleichen einschmeichelnden Lächeln und den gleichen lachenden, goldumränderten Augen fuhr er fort: „Wenn das Bäslein kurze Zeit bei mir eintreten will, so können wir des mehreren über diese interessanten Dinge plaudern. Und das Merenzle" — er wagte nicht, sie zu duzen, aber diesen ihren altgewohnten traulichen Namen konnte er sich nicht versagen — „das Merenzle wird leichtlich gewahr werden, was sie für einen gelehrigen Schüler an mir haben kann. Denn, du lieber Gott: man ist nicht so stumpfsinnig und Knecht seines Handwerks, daß man nicht den Drang nach etwas Höherem hätte!"

„Merenzle", so hatte sie einst der liebe kleine Meli genannt. Aber — wer hatte sich dann lange Jahre um dieses Merenzle nicht mehr gekümmert? Wer hatte es nicht besser geachtet denn einem verlorenen Span auf der Straße? Eben dieser Melchior, der jetzt so zutunlich mit ihrem Namen war. Ihr Mund verschärfte sich, und sie erwiderte hochmütig und bitter: „Ich heiße nicht Merenzle. Das Merenzle ist tot. Ich heiße Patientia nach meinem Klosternamen. Auch lasse ich mich daheim Griseldis rufen."

Herr Melchior Kringel machte auf diese verstiegenen Worte hin ein erstaunteres Gesicht, als er zeigen wollte. Er besah das ziere Geschöpf da vor ihm mit forschend-

ungläubigen Blicken. Etwa wie man eine unliebsame Maskerade beschaut, die einem am hellen Tag entgegentritt, wenn Fastnacht längst verrauscht und die ganze Welt wieder gescheit geworden ist. Er wußte wahrhaftig nicht: solle er über diese Phantasterei lachen oder weinen.

Aber er faßte sich und fuhr mit seiner Einladung dringlicher und warmherziger fort, als habe er das Kränkende in Merenzles Wesen und Worten völlig übersehen und überhört. Sicher: wenn er vom Garten hinter dem Bäckerhause und gar erst von der Laube sprach, da sie so oft als Kinder gespielt hatten, da mußte das Merenzle ihr Kinderherz entdecken.

Das Bäschen — so begann er zuerst stockend, aber dann immer überzeugungsvoller — würde gewiß nicht so kalt und gleichgültig an seinem Hause vorübergehn können. Denn da sei doch manches, das gar traulich und beredt zu ihr sprechen werde. Zum Exemplo nur der schöne Garten, der im vollen ersten Herbstflor prange und dufte. Just so, als sei es noch Sommer darin. Sie müsse nur die vielfarbigen Georginen und Astern sehen, die Fuchsienbäumchen in üppiger Blüte. Die hochstengeligen, zarten, weißen Anemonen. Den stolzen, blauen Ritterspern und den prahlend roten, lustigen Salbei. Ernst blicke die spätblühende, blaue Klematis drein, aber artig und bescheiden blühe das gelbe Löwenmaul. Dann der süße, schwere Duft von all den Heliotrops und Reseden, und der bitter würzige von den Buchshecken. Die melancholischen einzelnen Rosen da und dort. Alles überflammend aber der wilde rote Wein! Ja, es sei wohl eine Pracht, wert, sie zu schauen. Der reifen, goldklaren und tiefblauen Weintrauben am Spalier dürfe auch nicht vergessen werden; es sei heuer eine wahre Ungüte, wie süß und schmackhaft sie seien. Dann die herrlichen Spalierbirnen, so zart, daß einem der Bissen auf der Zunge zergehe. Und die saftigen Butterbirnen. Und erst die Laube inmitten aller der Herrlichkeiten. Er habe sie seit Jahren mit Efeu bepflanzt. Das wachse und ranke, daß es eine Lust sei. Man sitze darin wie unter der unsichtbar machenden Tarnkappe. So heimelig. Man könne da so recht von alten Zeiten schwätzen und vielleicht auch ein Seitenblickchen auf die Zukunft tun.

Solchergestalt schmierte der listige Melchior dem Bäschen den süßesten Honig um das niedliche, aber jetzt so abweisend verzogene Mäulchen. Und es schien sich wiederum ein Sonnenscheinchen auf ihrem feinen Gesichtchen niederzulassen. Denn was er da sagte, hatte mindestens einen poetischen Anhauch und zeigte ihn nicht als Barbaren; und es stimmte auch wieder ganz und gar zu dem, was sie selbst heute morgen gefühlt und gedacht hatte: daß es auch eine Romantik außerhalb der Bücher gäbe und daß die schöne seltsame Erde, das zauberstarke, wirrgewaltige Leben, selbst der Schoß der größten Wunder sei. Auch schien aufrichtige, ungekünstelte Reue aus Meli zu sprechen, stärker und bezwingender, als damals, da sie ihn in der Laube des Kringelschen Gartens so kurz und kalt verabschiedet hatte. Sie fühlte ihr trotziges Herzlein weich werden. Und dennoch — sie mußte fest bleiben. Wären die Helden und Heldinnen des „Zauberrings“ auch so wie Butter in der Sonne zerschmolzen bei einigen poetischen Redensarten? Niemals! Die vergaßen nicht so leicht! An die mußte sie sich halten, zum mindesten in diesem gefährlichen Augenblick, um stark zu sein. Vor allem aber würde sie gut daran tun, dem Herrn Vetter auf den Zahn zu fühlen, ob seine poetischen Anwandlungen nicht etwa nur Spiegelfechtereien bedeuteten, ersonnen, um sie so leichter und unvermerkter zu betören, oder ob er wirklich einigermaßen Wissenschaft von diesen Dingen habe, wie er hatte durchblicken lassen.

Ihr schmales, feines Gesicht wurde daher noch um einige Züge heldisch-erhabener. Sie maß den bittenden Melchior noch eindringlicher mit den etwas hochmütigen Augen und sprach mit tiefgesenkter Stimme und unversehens in das mittelalterliche „Ihr“ geratend, als ob ein König zu seinem Lehnsherrn spräche!

„Kennt Ihr den ‚Zauberring‘, dieses Buch der Bücher?“ Dabei erhob sie die Spitze ihres kardinalblauen Sonnenschirmchens gegen ihn wie eine Walküre ihre Lanze — „kennt Ihr Regner Lodbrog von Fenrisland, genannt der Feuerflammende? Kennt Ihr die wellenlockige Thoramunda von Is-

Junger Faun.

Bronze von Karl von Lilien.

land? Kennt Ihr das holdschüchterne Norwegfräulein Krakakuna? Standet Ihr im Geist auf der nadelscharfen Skafurklippe und schautet träumenden Auges nach Westen gen das nachtschwarze Northumbria? Wisset Ihr, welcherlei Gewalt der Inhaber des furchtbaren Zauberrings genießet? Habt Ihr die schauervolle gespenstbleiche Ritterwache mit Otto von Trautwangen gehalten? Fochtet Ihr mit dem ränkevollen Tebaldo von Sizilien und dem listig mächtigen Folko von Monfarlate und dem eisenstarken Heerdegen und dem meeresbrandungumzischten Seekönig Arinbiörn? Laset Ihr von dem mohrenhaft ritterlich prächtigen König Muza, um den die Jungfrauen von Marokko und Byzantium weinen? Von der strahlenwerfenden Hilldiridur, der Königin des eisgepanzerten Wikingerstrandes? Ach, und vernahmet Ihr von der rosigen Gottesblume Berta, vor der die Tiere der Wildnis im Staube kriechen? Von der zaubergrimmen, dennoch aber jungfrauzüchtig schamvollen Gerdala? Von der silberhändigen Frau Minnetrost und der zederschlanken Portamour, der die Vögel des Waldes erschweigen? Und von der Riesin Mampatra, die Löwen zu Schoßhunden hat und mit dem kleinen Finger klafterdicke Mauern zu rücken vermag? Wisset Ihr davon? So sprecht!"

Damit setzte sie ihr Sonnenschirmchen festen Stoßes auf den Boden wie eine Hellebarde.

„Himmel und Erde!" rief Herr Melchior Kringel aus, ganz bestürzt von dem Schwulst und der Wucht dieser Namen und Beiwörter. „Himmel und Erde! Was sind das für Mondkälber?"

Es war ihm diese respektlose Bezeichnung nur so von der Zunge gerutscht, und er bereute sie sogleich als eine schwere Torheit. Denn Merenzles Wangen flammten auf, und in den Augen blitzte ein gefährliches Leuchten.

„Mond — kälber?" sprach sie langsam mit tiefstem Abscheu. „Mondkälber! Gerechter Gott!" Und sie hob die entsetzten großen, blauen Augen beschwörend zum lächelnden Herbsthimmel auf.

Dann sagte sie hastig, mühesam atmend: „Er ist und bleibt ein gewöhnlicher Mensch."

Mit diesem starken Wort wollte sie sich von dem ewig für sie Verlorenen abkehren.

Aber nun flammte auch der bisher so sanfte Melchior auf.

„Halt!" rief er. „Das ist zu viel selbst für meinen Geduldsfaden! Das geht über die Hutschnur! So behandelt man nicht einmal die Schuhputzer in Paris. Ich habe dem Bäschen nur Gutes gesagt. Aber das Bäschen hat mich zuerst ge-Ihrzt wie einen Postboten oder Hausknecht und jetzt redet es mich obendrein an wie ein Feldwebel als ‚Er'. Das möchte ich sonst niemandem raten. Aber —" er trat ihr näher, also daß sie einen Schritt zurückwich, und seine Stimme bebte in verhaltener Bewegung — „diese häßlichen Worte können nicht des Bäslein Ernst sein; so wenig als ich mit meinen Mondkälbern" — hier wandte sich das Merenzle abwehrend zur Seite — „etwas Böses habe sagen wollen. — Geh doch, Bäsle!" sagte er mit seinen weichsten Tönen, „sei gescheit! Lasse ab von dem törichten, unnatürlichen Zeug, das unsinnig macht wie Tollkirschen! Sei wieder mein liebes, gutes, prächtiges Merenzle —!"

„Je vous défends de me nommer comme ça!" sagte das Merenzle, hochrot, auf den Boden stampfend. „Er soll mich nicht duzen und Er soll mich mit diesem Namen verschonen! Versteht Er mich?"

Herr Melchior erblaßte.

„Pas de quoi! Pas de quoi!" erwiderte er, mit einem unglücklichen Versuch, ironisch zu sein. „Ich weiß mich zu menagieren. Aber ich wiederhole es: Ich bin kein Ihr und kein Er und kein Hausknecht! Comprenez-vous?"

Sie faßte ihr lavendelfarbiges Seidenkleid mit einer heroischen Bewegung zusammen und wollte mit stahlblau funkelnden Augen vorbeirauschen.

Da, mitten in diesem bewegten Abgang, blieb sie regungslos stehen, erstarrt wie Lots Weib beim Anblick des brennenden Gomorrha.

Dort, wo ihre entsetzten Augen haften blieben, dort vor der Einfahrt des Kringelschen Hauses erschien der Mops Brambilla. Großer Gott: wie sah er aus! Die Nase und Schnauze, sonst nur mit Leckerbissen vertraut, von der Köchin oder Merenzle selbst sorglich zugerichtet, sie waren

über und über beschmiert mit Grund. Das Sammetdeckchen schleifte er bestaubt und zerrissen auf dem Boden nach. Auch schien er sich in Staub und Grund gewälzt zu haben. Eine große Ameise war ihm in die Nase gekrochen und davon und von dem Grund und Schmutz nieste er unablässig. Dazwischen warf er flehende Blicke aus den schief emporgestellten wasserblauen Augen nach seiner bewegungslosen Herrin und wedelte schwach mit dem Schwänzlein. Zwick aber, der böse Rattenfänger, stand diabolisch hinter dem Opfer seiner Verführungskünste. Ja, das war eine tolle Jagd auf den Maulwurf gewesen.

Endlich fuhr das Merenzle aus seiner Starrheit auf. Eilig schritt sie auf den Mops zu, riß die schmutzige Kordel an sich, schleuderte dem unglücklichen Melchior einen vernichtenden Blick zu, rief ein halblautes: „Pfui!" zu ihm hinüber und ging in größter Eile.

„Mademoiselle! Fräulein Bäschen! Es ist — verzeihen Sie doch —!"

Aber das Merenzle wandte sich nicht. Und Melchior konnte ihr doch nicht nacheilen, ohne Aufsehen zu erregen. Schon wurde da und dort in den Nachbarhäusern ein Fenster geöffnet.

Er bezwang sich und zuckte die Achseln.

„Fahr' hin denn!" sprach er. „Wenn dir dein Mops und deine Ritter und Hexenmeister und Minnekönigin samt der ganzen andern Schweinslederssippschaft lieber sind als ein ehrlicher Mann der Arbeit und des Frohsinns —"

Er brach ab. Denn ihm war trotz seines rechtschaffenen Ingrimmes ob der Verkehrtheiten und des Aberwitzes seiner Jugendgespielin doch recht schmerzlich zumute.

„Jetzt ist es wohl aus und gar mit Base und Vetter!" murmelte er vor sich hin. „Von weiteren kühnen Luftschlössern vollends zu geschweigen. Ade, Madrid! Du warst ein schöner Traum!"

‚Und wie lieblich, wie begehrenswert, wie wehmütig schlank und schön sie doch ausgesehen hat!' philosophierte er weiter. ‚Wenn ich nur etwas wüßte — wenn ich etwas wüßte — was dieses Dickköpfchen zur Raison bringen könnte! Ach ja! Da scheint man fast in den Windeln füreinander bestimmt — und aller Ende läuft das eine seinen Lebensweg dahin — das andere dorthin — Ventre saint gris! Wenn ich — Es müßte ihr etwas Außerordentliches widerfahren! Dann käme sie am ersten wieder zu sich selbst!'

Mißmutig und hoffnungslos wandte er sich der Ladenschwelle zu. Es war zuerst seine Absicht gewesen, seinen Reben einen Besuch zu machen. Besonders dem „Weinberg des Herrn" und seinem Rebhäuslein. Der Herbstanfang war für den morgenden Tag verkündigt worden. Aber Melchior wollte seine edeln Sorten erst in vierzehn Tagen herbsten. Es war besser, sie noch etwas hängen zu lassen. Der Reif und der Nebel des Morgens und die Sonne den Tag über mochten doch noch mehr der Würze und Süßigkeit in die Trauben brauen und kochen. Nach genommenem Augenschein hatte Melchior zu einem Freunde über den Hügel pilgern wollen, dem ehrenfesten und lustigen Herrn Becherle, Bürgermeister von Bollersbach, der schon mit einem prächtigen rötlichen Sauser oder Brüseler aufwarten konnte, da die Bollersbacher früher geherbstet hatten. Allda hätte Herr Melchior Kringel einen guten Frühschluck genommen, um den lieben Freund auf den Nachmittag zu Wein und Musik in das Rebhäuslein seines Weinbergs einzuladen. Und dann wäre er heimwärts gewandert, den Gott des Behagens im Herzen, zum wohlgerüsteten Mahle der Köchin Madlene. Nun aber war ihm dieser Gedanke verleidet. Dem „Weinberg des Herrn" durfte man sich nur mit fröhlichen, festbereiten Sinnen nahen. Und auch dem Freund hatte er ein lustiges Gesicht ins Haus bringen wollen. Zu beidem aber wäre er nun nicht mehr imstande gewesen. Der Speck und anderes Rauchwerk, das noch vom letzten Freudengelage am vergangenen Samstag im Rebhäuslein lagerte, würde nicht so rasch umkommen. Man mußte einen froheren Tag abwarten, um sich diesen Genüssen wieder mit jener Behaglichkeit zuwenden zu können, die sie verdienten.

⁂ ⁂ ⁂

Der launige, verschmitzte, an Wirrnissen frohe Geist dieses Tages, dieser behende Puck, geboren aus dem Genius einer Jahreszeit, über der das berauschende Duften von hundert und aber hundert Keltern schwebte — dieser mutwillige Geist des Tages hatte

schon in der frühesten Frühe an unsern jungen Freunden, dem verwogenen Bubentrifolium und dem kecken Meisle, dem Erdfloh, sein weidliches Vergnügen gehabt. Er begleitete sie weit draußen auf der Landstraße und ließ die kleine abenteuerlustige Schar mit begierigen Blicken bald dahin, bald dorthin spähen nach neuen Streichen. Aber es gab noch mehr Fäden für die neckische Gottheit zu ziehen. Auch das Merenzle sollte die Kraft dieser Gottheit noch stark genug erfahren, nachdem es soeben einen Vorgeschmack gehabt hatte; stark genug, um selbst an das Walten eines Zauberringes zu glauben. Nicht minder Melchior Kringel, nur daß ihm der Spukgeist des Tages die ausführende entscheidende Rolle zugedacht hatte. Noch mehr der Personen sollten in das irre Gewebe verstrickt werden. Alle diese Fäden sollten durcheinanderschießen unter der lose spielenden Hand des fröhlichen Geistes und endlich doch ein goldenes und wohlgeordnetes Gespinst abgeben.

Zunächst aber hatte er dem geknickten Herrn Melchior Kringel einen guten Trost zugedacht und zugleich einen Freund zum Sonntagsmahl, das am Sonntag zur Weinlesezeit besonders trefflich bereitet wurde. Denn eben, da Melchior wieder in die Ladentüre zurücktrat, fuhr die gelbe Postkalesche die Straße herauf. Lustig schmetterte das Horn des Postillons. Vor dem Bäckerhause hielt das Gefährt. Und ihm entstieg lächelnd als unverhoffter, aber doppelt willkommener Gast ein uraltes, freundlich-aufrechtes Männlein in schwarzem Habit und mit altmodischem Dreispitz:

Melchiors Pate, der Hofmaler Käsperlein.

Fünftes Kapitel.

Der „Weinberg des Herrn" träumte in seliger Stille von der Honigernte seiner goldenen und rötlich blauen Früchte. Gegen Mittag war aus dem schönen Herbstmorgen ein weicher, weißer, seidiger Nebel hervorgewachsen, der sich lind und schützend wie die Hand einer Mutter auch auf den „Weinberg des Herrn" legte. Unter dieser Nebelhülle gewann alles ein verhaltenes, sehnsüchtiges, lautlos in sich und seiner Fülle ruhendes Wesen. Es war, als ob die Natur sich noch einmal tief und geheimnisvoll auf ihre holde Kraft besinnen wolle, bevor sie die Unerschöpflichkeit ihres Lebens bis aufs letzte herausströmen ließ in schäumende Keltern, brausende Fässer, lastseufzende Speicher und dunkel harrende Kellergewölbe.

Der „Weinberg des Herrn" ruhte auf diesem seidig-silbernen Nebelgrund wie ein Wandgemälde in leuchtenden und doch geheimnisvoll gedämpften Farben. Zuhöchst in dem langhingestreckten, breiten Weinberg lag das lustige Sommerhäuslein, die weißen Mauern und die grünen Läden berankt von früchteschweren Edelreben. Verschwiegen und schalkhaft gleich lustigen und doch sorglich sich behütenden Mädchenaugen lachten die blauen Trauben. So verschwiegen grüßten auch die grünen, geschlossenen Schiebeläden aus dem Rebenlaub. Die vergoldete Wetterfahne, die bei näherem Zusehen einen ringelschwänzigen, von Traubengewinden gefesselten Drachen darstellte, ein sinniges Symbol des Herbstes, schien eingeschlummert von einem frischen Herbstwind zu träumen, der sie knarrend hin- und herdrehen sollte. Um das Weinberghäuschen lief säuberlich angelegt ein Ringbeet von Astern buntester Farbe. Da sah man Astern von einem fleckenlosen Weiß wie das leuchtende Weiß einer Himmelswolke oder eines Brautschleiers, daneben ein tiefes, sattes, behagliches Blau wie das Gewand eines Apostels, ein feuriges Rot wie der Scharlach an einem Krönungsmantel und ein feines, lichtes Weinrot wie die Farbe eines sonnedurchspielten Burgunders, ein weiches, versonnenes Grau und ein heimliches, verschämtes Gelb. In üppigen Büscheln standen die schönen, fröhlich-traurigen Verkünderinnen des Herbstes. Vor einer weißen Doppeltüre mit herabgelassenen Rolläden machten die bunten Blumen halt und begleiteten dann den Abstieg von dem erhöhten Platze des Weinberghäuschens auf knirschendem weißen Sand und zierlichen Sandsteinstufen den Weg weiter durch das Rebstück bis zu der Gartentüre als leuchtende Verzierung. Zwischen den aufs peinlichste gehaltenen Reben, an denen manche besonders schöne Trauben mit weißen Säcklein zum Schutze vor Wespen und anderem Getier bekleidet waren, wuchsen hohe Apfelbäume. Aufglänzende Kalviläpfel, große, gewichtige, sattrote Kaiser Alexander, hell-

rötliche Borsdorfer mit kleinen Schönheitsfleckchen, einladend wie die Wangen eines Backfisches, graugelbe, rauhschalige Renetten streuten ihre Farben über den Weinberg hin. Die Krönung aber des Weinbergs gab ein mächtiger, breitwipfeliger Nußbaum, der mit reifen Früchten, gleich dem Weinberghaus weithin sichtbar, herabschaute wie ein segnender Großvater auf lebensstarke Kinder und Kindeskinder. Trauben, Äpfel, Nüsse und ein bunter Asternstrauß auf dem Tisch: das war der rechte, volle, fröhliche Herbst. Alles in diesem Weinberg schien nur des Augenblicks zu harren, bis sein Herr eintrete, den schützenden Nebelsilberschleier hinwegnähme und sich mit seinen Freunden zur Tafel setze, zu genießen von aller der Herbstfülle. Alles, von dem schlafversunkenen Weinberghäuschen und den winkenden Apfelbäumen bis zu dem geringsten Weinstock herab, schien wie verzaubert im Märchen dem Erlöser und Befreier entgegenzuschlummern.

Freilich, heute mochte der „Weinberg des Herrn" umsonst warten. Denn die Gäste, die da kamen, waren andere, als er gewohnt war und zu sehen gehofft hatte.

Von Breitlingen herauf führte in vielen Windungen halber Höhe über die Rebhügel ein Saumweg nach Bollersbach. Daneben leitete oberhalb des langgestreckten Weinbergs höher noch ein enges, sehr steiniges Rebbergweglein kurz und steil ebenfalls nach Bollerbach hinunter. Zu diesem Weglein konnte man von dem Hauptweg auf einer Reihe bemooster, brüchiger, steinerner Staffeln, den Weg kürzend, hinaufgelangen. Die Staffeln führten längs des Kringelschen Weinbergs hin und verliefen auf der Höhe des Hügels in einem kleinen freien Platz mit einem Muttergottesbild unter einer alten Linde. Man sah von dort weit in die Lande, und der Platz führte daher den Namen: die Vogelschau.

Vor diesen Staffeln stand keuchend ein Etwas, das ein sonderbares Gegenbild zu dem friedlichen Segensgemälde der Weinberge darbot. Etwa wie wenn mitten in ein liebliches Adagio von der Straße herauf ein greller Gassenhauer schreit. Dieses Etwas zählte nicht zu den fleißigen Tagelöhnern, die sechs Tage lang im Weinberg des Herrn arbeiten, um den siebenten, den Sonntag, seine Früchte heiter und gelassen zu genießen. Die Gestalt hatte etwas wahrhaft Sansculottenhaftes und Jakobinermäßiges an sich. Ein roter Leibrock, eine grellblaue Weste, weiße enge Hosen, in gelbe Stulpenstiefel gesteckt, ein mächtiger Tschako mit hochmütig nickenden Hühnerfedern, ein martialischer Säbel und ein Feuersteinschloßgewehr ältesten Datums, in alledem ein rotgedunsenes, gutmütiges, von der Erregung des Trunkes zugleich schlaffes und gespanntes Gesicht mit unruhigen Schweinsäuglein und einem Schopf borstiger grauer Haare — mit einem Wort: es war der narret Beck, der da des Weges kam. Die Familienchronik der einzelnen Kleidungsstücke und Gewaffen, die er trug, ins einzelne zu verfolgen, würde zu weit führen. Sie fing bei der Feuersteinflinte an und ging herab bis zu den weißen Inexpressibles und den Stulpenstiefeln. Nicht vergessen dürfen wir, daß der narret Beck in seinem Feuereifer sich eine blaurote Schärpe umgetan hatte, aus der ein altes Reiterpistol mehr friedsam als drohend herausah. Die Rechte schwang eine Schnapsbouteille, und die Linke fuchtelte zu ihrem eigenen Vergnügen in der Luft herum.

Dieser edle, aber nicht überaus geachtete Genosse der Bäckerzunft Breitlingens stand also auf der Höhe des Weges gerade vor dem „Weinberg des Herrn". Er schnaufte wie ein harpunierter Walfisch. Denn der Weg herauf hatte ihm zu schaffen gemacht. Zweifelnd betrachtete er die Staffeln und erwog in seinem Herzen, ob es besser sei, nunmehr sich den abkürzenden Weg hinaufzuschleppen oder den längeren in vielen Windungen gemächlich nach Bollersbach hinunterzutrotteln. Nach einer Weile nahm er einen tiefen Schluck aus der Schnapsflasche und begann nach der Weise der Trunkenen ein Selbstgespräch, wobei er mißbilligend das gedunsene Haupt schüttelte.

„Blitz noi ond älle Hoilige, isch des ä Weg, bis mer z'Bollersbach ischd. D' roinscht Rois nach China. Was ischd doch so e Bäckersma e geplogts Kalb! Blitz noi ond älle Hoilige! 's ischd e Spegdakel! Der do mit soim Woiberg des Herrn, Schternsapperment, der ischd besser dra.

So e Muetterſöhnle, des ſich grad nor ſo noiſetze derf in d'r Wecklade. Aber i — — i — — was hab denn i armer alder Ma! Lieber der ewig Jud ſoi mit'm Schnappſack uff'm Buckel, als e chriſtlicher rechtſchaffener Bäcker in ſo ene ſchwere Zoit! Du Spegdakel in d'r Welt! 's wird koi Tugend nach Verdienſcht belohnt, ſonſcht wär i ſcho lang Burgemoiſchter oder mindeſtens Miniſchder. Du Spegdakel nit! E Ma mit moine Gabe und ſo z'rückg'ſetzd no hender der Beddelvogd!"

Er ſeufzte, wiſchte ſich eine Träne aus dem rechten Augenwinkel und nahm wiederum einen Schluck. Dann ſtimmte er mit ſeiner heiſeren Stimme in gebrochenem Falſett eine Handwerksweiſe an, die er nach Kräften hochdeutſch zu ſingen bemüht war:

Ihr G'ſellen, ſagt mir allemal,
Wer in der Chriſtenheit
Iſt der geplagtſte Handwerksſtand
Für Zeit und Ewigkeit?
Das iſt der Beck! Der Beck!
Das iſt kein Schleck! Kein Schleck!

Wenn ander Leute ſchlafen tun,
Darf er die ganze Nacht nit ruhn,
Darf nit gaffen, muß Teig ſchaffen,
Hudeln, nudeln hin und her.
Schwingt dann bis zum frühen Morgen
In der Hand das Schußbrett ſchwer.
Der Beck! Der Beck!
Das iſt kein Schleck!

„Ja, des iſchd au koi Schleck!" rief er nochmals zur Bekräftigung, daß es weit hinausſchallte in die ſtille Nebellandſchaft.

„Hurra! Der Beck!" ertönte es als Echo vom Fuß der Rebberge her. Es waren drei jugendfriſche oder eigentlich freche Knabenſtimmen, in die ſich eine Mädchenſtimme hell und hoch einmiſchte.

Der narret Beck ſchrak auflauſchend zuſammen. Dann ging ein Grinſen über ſeine Züge. Er ſpähte in den Nebel hinein. Dort tauchten in raſchem Lauf den Weg empor der ſchwarze Lukas, der rothaarige Theophil und der flachshaarige Kaſpar auf; hinter ihnen das kleine braune Meisle, glühend vor Erregung und die Himmelfahrtsnaſenſpitze hoch in die Herbſtluft geſtreckt.

„Ha mer's doch gloi denkt: da kommt das lauſig Kleeblatt!" ſagte der Beck, als die kleine Schar in ſeine Nähe gekommen war. „Ond's Maidli hant'r als Zetterle dran. So ſo!" fügte er in väterlich ſtrafendem Tone hinzu: „Iſch des jetzt au e Art, am hoilige Sundig ſo om d'Kirche 'rom z'goh? Schämet ihr euch jetzt gar koi bitzle, ihr onchriſtliche Knabe! Ond's Maidli au no dr'zu verloite, zu euerm Onfug? Ei du Spegdakel in d'Weld noi! Wia ſoll das werde, wenn ihr groß ſeid? Gegen euch ſen ja d'r Hieſel ond der Schenderhannes ond der Karl Moor d'roinſchte Waiſeknabe! Ei du Spegdakel in d'r Weld! Des ſend mir jetzt emol ſcheene Mores! Schämet euch nomma!"

„Hurra, der Beck!" ſchrie der ſchwarze Lukas noch einmal! „Und Hurra, der Beck!" wiederholten die andern. Dann kommandierte der Lukas: „Achtung, präſentiert das Gewehr, Marſch!"

Und die vier, das Meisle zuletzt, erwieſen in militäriſchem Vorbeimarſch dem narret Beck die ſeiner Würde geziemende Ehre.

„Halt!" rief der narret Beck, ſeine Schnapsbouteille eiligſt einſteckend. Er riß ſeinen Säbel raſſelnd aus der Scheide und kommandierte weiter: „Augen rechts!"

Und dann befahl er in kurzem Ton: „Rührt euch, ihr Hemmelhond, ihr ſchlechte!"

„Du haſt aber eine feine Armierung!" ſagte gleißneriſch der Lukas. „Ein Oberſt iſt dagegen ein Mausdreck. Ja, der Beck!"

„Ja, der Beck!" fielen die andern im Chorus ein, und das Meisle tanzte vor Vergnügen und klatſchte in die Händlein.

„Der Säbel iſt alleweg ſeine fünfzig Gulden wert!" ließ ſich nun der liſtige Theophil vernehmen.

„Und die Flinte! Und der Karabiner!" fügte Lukas heuchelnd hinzu. „Das ſind freilich andere Waffen als mein alter Schießprügel. Mit denen trifft man auf eine halbe Stunde ins Schwarze und putzt noch ſo nebenher einem das Lebenslicht aus! Du biſt doch der glücklichſte Mann vom ganze Schwobeland!"

„Und gar der Waffenrock!" ſagte der Kaſpar, der hinter den andern nicht zurückbleiben wollte. „Der ſtammt vom Napolium her, das iſt mir gewiß!"

Der narret Beck dankte für dieſe Huldigungen mit einem herablaſſenden, halb geſchmeichelten Lächeln.

„Ja, was wahr iſchd, das mueß wahr bleibe!" ſprach er ſelbſtzufrieden. „Aber

daß du's woischt, Kaspar: Net vom Napolium, sondern viel, viel älter: vom Paschal Paoli ischd der Rock. Ond der hat in der Schlacht bei Corsica den Rock ausgezoge ond ihn meim Großvater omdohn ond g'sagt: Becke-Christoph, du bischt e Hauptkerl, du haschd mer's Läbe g'rettet! So ischd die Sach' g'wä ond koi Härle anderscht!"

Er blickte sich stolz im Kreise um. Und da insbesondere das Meisle ihn mit großer Bewunderung betrachtete, fuhr er zuversichtlich weiter: „Ond die Flent do, der Kapitalstutze! Mit dem gottige G'wehr hat der Hofer dem General Macdonald vom Berg Isel mitten in's Herz noi pfeffert..."

Die drei Buben kannten die Historien der einzelnen Waffenstücke des narreten Beck zu genau, um großes Interesse daran zu haben. Daher sagte der Lukas schmeichlerisch und untertänig zugleich: „Du bist ein ganzer Mann, da ist nichts zu streiten, Beck! Du hast dir sicher heut auch einen guten Batzen in den Beutel tan, denn ein Kerl wie du muß Geld haben!"

„Du willst sicherlich Herbst feiern!" fügte der Theophil mit dem schlauesten Ausdruck seines dürren Gesichts hinzu. „Da wird's hoch hergehn z'Bollersche mit Küchle und Käskuchen und Zwiebelkuchen und Suser."

„Und mir — mir haben gar nix!" vollendete der kurzgestauchte Kaspar.

„Mir sind arm wie die Kirchenmäus."

„Uns wachst 's Gras im Sack."

„Mir sind die ärmsten Tröpf weit und breit."

„Mir haben kein roten Heller!"

„Nit einmal einen Hosenknopf!" so klang es im Chorus durcheinander.

Und als Chorführerin ließ sich mit etwas zaghafter Stimme das Meisle vernehmen: „Schenk uns was, narreter Beck!"

Der narret Beck hatte schon die Hand in der Hosentasche gehabt, um einige Münzen hervorzuziehen. Da er sich aber als „narreter Beck" angeredet hörte, ließ er sie schnell wieder herunterklappern.

„So, so! Ei, ei!" sagte er mit einem sauern Lächeln, „erscht war i d'r foinscht Kerl im Schwobeland, un en General war en Katzedreck gege mi, ond jetzt bin i auf oimal ‚der narret Beck'! Gehet nor hoim, ihr onchristliche Kender, in eure Kirche noi ond höret em Pfarrer zue, auf daß ihr lernet, wie mer mit foine Leut omzugehn hat! Gehet nor hoim zu eurer Muetter; die soll euch Küchle backe! Aber sagt nur, daß se de Küchle au foi rösch macht ond's Schmalz net vergißt! I ka mei Geld selber verzehre! I brauchet koi so heimtückische Schmarotzer!"

Und damit machte der narret Beck kehrt, und da die Kinder ihm nachgehen wollten, um ihn zu beschwichtigen, riß er die Flinte von der Schulter und schrie: „Achtong, oder i schieß!"

Und jählings feuerte er einen Schuß in den Nebel hinein, daß es weithin in den Hügeln rollte und rollend widerdonnerte, und schrie: „Holdrio, heut isch das Erntedankfescht! So steht's im Kalender.

Heut muß alles versoffe soi
Bis auf d'r letzschte Heller.
Ond kommt mer net zur Türe noi,
Steigt mer glei in d'r Keller!"

— Die Kinder sahen ihm nach, wie er den längeren Weg nach Bollersbach hinab im Nebel verschwand. Die Knaben mit langen ärgerlichen Gesichtern. Das Meisle mit einem unklar beklemmenden Gefühl, daß sie die Schuld an dem fatalen Ausgang der so eifrig unternommenen Beschwörungsversuche trage.

„Da stehen wir mit den abgesägten Hosen!" murmelte der schwarze Lukas grimmig. „Pfui Teufel!" fügte er hinzu und spuckte noch ingrimmiger aus.

„Jetzt haben wir den Dreck!" fuhr der dürre Theophil fort.

„Ja, den Mausdreck und den Katzendreck!" ergänzte der gelassene Kaspar schicksalsergeben.

„Du hast mir die ganze Sach verhagelt!" fuhr nun der schwarze Lukas das Meisle an. „Du dummer Erdfloh! Wär' g'scheiter: tätst wieder heimhüpfen! Hast dein vorwitziges Schwabenmaul nicht halten können! Wie kannst zu dem alten Gackel ‚narreter Beck' sagen? Dich muß man mitnehmen! Adieu Partie! Und alles war so schön eingefädelt!"

Und er verrupfte mit großem Zorn einen Grashalm zwischen den Zähnen.

„Man könnte vor Wut verknellen! — Was jetzt machen?"

Das Meisle, im erdrückenden Gefühl seines Schuldbewußtseins, setzte sich auf

den Wegrain und begann gotteserbärmlich zu flennen.

Aber der schwarze Lukas war viel zu viel Philosoph, um von diesem Mißgeschick mehr als eine Minute lang entmutigt zu werden.

„So, narreter Beck," sagte er mit Würde, strafenden Gesichtes nach der Richtung hinschauend, wo der narrete Beck im Herbstnebel verschwunden war, „so, narreter Beck, zur Strafe wirst du eine Woche lang nicht mehr auf dem Karren herumgeschlendert, wenn du aus der Blauen Katz kommst und wir dir deinen Rausch durch solche Leibesübung verschönern helfen sollen."

Dann sah er sich um. Gerade vor ihm lag in stillem, gesegnetem Frieden der „Weinberg des Herrn".

„Hilft der eine Beck nicht," philosophierte der schwarze Lukas, „so tut's vielleicht der andere. Helf, was helfen mag!"

„Das ist also das weit und breit berühmte Anwesen des begüterten Herrn Melchior Kringel, genannt auch der Unterbeck!" sprach er weiter mit dozierender Stimme. „Ein trefflicher Fleck Erde; fürwahr! Und da stehen wir armen dummen Kinder vor diesem Paradiesgärtlein voller Trauben und Äpfel und wohl noch einigen anderen guten und gesegneten Sachen und sollen uns das Wasser im Maul zusammenlaufen lassen und so wässerigen Maules ungespeiset und ungetränket wieder von dannen ziehen. Und doch steht es in der Bibel geschrieben, daß der reiche Mann seinen Rock ausgezogen hat und ihn dem armen Wanderer am Wege gespendet hat. An diesem schönen Orte ungelabt zu bleiben, wäre eine Minderung des Seelenheils für den Melchior Kringel. Denn so ihr die Hungrigen labet und die Durstenden tränket, wird euer das Himmelreich werden, heißt es in der Bibel. Wenn man es also genau betrachtet, so wäre es ein schreiendes, niemals wieder gut zu machendes Unrecht von uns, dem Herrn Melchior Kringel nicht zum Himmelreich zu verhelfen. Sechstens, siebentens und achtens: es ist weit und breit niemand um den Weg, und so bin ich dafür, diesem ‚Weinberg des Herrn' einen kurzen Erquickungsbesuch abzustatten. Wer meiner Meinung ist, lasse es vernehmen!"

„Hurra!" schrien die andern beifällig. Aber der dicke Kaspar machte bei näherer Überlegung doch ein bedenkliches Gesicht: „Eine gefährliche Sach'. Wenn es auskommt, daß wir in der Weinlesezeit in einen fremden Weinberg gestiegen sind, autsch mein Backen! Da kämen wir schön in die Stinkgass'."

Der schwarze Lukas sah seinen Kumpan verachtungsvoll an. „Geh heim, du altes Weib du!" sagte er höhnisch. „Geh heim zum Mammele, leg' dich ins Bett und trink Kamillentee! Außerdem ist der Kringel mein Verwandter!"

„So!" fragte der dürre Theophil gedehnt. „Das ist das Neueste vom Allerneuesten. Davon hab' ich nichts gewußt."

„Er ist meinem Vater seinem Brudersohn Nachgeschwisterkind im fünften Grad!" log der schwarze Lukas mit überlegener Frechheit.

„Etwas weitläufig, die Verwandtschaft!" murmelte der dicke Kaspar.

„Also: ich lade euch ein!" entschied der schwarze Lukas. „Es ist, als ob ihr bei mir zu Hause wäret. ‚Wer nicht für mich ist, der ist wider mich!' steht es geschrieben. Sind wir Kerle oder sind wir keine?"

Darauf gab es nichts mehr zu erwidern. Man ging also ans Werk.

Der „Weinberg des Herrn" war von einem grüngestrichenen ziemlich hohen Staketenzaun umgeben, der auf einer breiten Steinmauer ruhte.

Die Doppeltüre zum vorderen Eingang war verschlossen. Eine kleinere Tür auf der Hinterseite des Weinbergs, da wo der enge, steile Weg nach Bollersbach führte, wurde fast niemals benutzt, und die Knaben nahmen sich nicht erst die Mühe, die Staffeln hinaufzuspringen und nachzusehen, ob man dort leichter eindringen könne wie hier.

Über den Zaun mußte man klettern auf jeden Fall. Und das am hellen Sonntagvormittag. Das sah recht bedenklich nach Einbruch und nachfolgender Plünderung aus. Allein — da man nun einmal beschlossen hatte, dem „Weinberg des Herrn" einen Besuch abzustatten, so hätte schon ein Cherub mit flammendem Schwerte an der Pforte stehen müssen, um die dreifach mit Mut gegürteten jungen Abenteurer fernzuhalten.

„Hätte Herr Kringel den Schlüssel stecken lassen, so brauchten wir nicht diese Un-

bequemlichkeit," murrte der schwarze Lukas der heulenden Bestie Gewissen zu. „Meisle, du gehst ein wenig den Berg hinunter gegen die Stadt und guckst, ob wer kommt. Siehst du was Verdächtiges, so kennst du unser Zeichen. Das gib und dann: springst du nicht, so gilt's nicht! Du, Kaspar, wegen deiner Leibesbeschaffenheit zum Klettern wenig geeignet, gehst gegen Bollersche zu und machst dasselbe, wie das Meisle. Wir zwei aber: Drauf und hinauf wie die Katzen!"

Es geschah, wie der schwarze Lukas befohlen hatte. Der Nebel war unterdessen so dicht geworden, daß man ihn hätte in Scheiben schneiden können wie einen Schweizerkäse. Das Meisle stand mit pochendem Herzen und glühenden Bäcklein: Ach, das war ja unbeschreiblich schön, was sie heute erleben durfte. Daran würde sie noch als alte Großmutter denken.

Nach kurzer Zeit ertönte ein kurzer, heller, scharfer Schrei, wie der eines Raubvogels, und rief die Wachen zurück. Der Erdfloh sprang mit flinken Sprüngen den Weg hinauf. Der dicke Kaspar trottete um so langsamer dem Garten zu. Ihm war gar nicht so recht geheuer bei der Sache. Er dachte an seinen Vater, den Ratsschreiber. Wenn sie erwischt wurden, so war das doch noch eine andere Sache als Quetschen stehlen oder Nüsse bengeln. Am Ende konnte der Vater noch Schaden an seinem Amte leiden.

Indessen hatten der schwarze Lukas und der dürre Theophil, in das Innere des Gartens hinabgestiegen, mit Sperberaugen alles nach dem Schlüssel zum Weinberghäuschen abgesucht, ohne ihn finden zu können. Die Türe zum Weinberghäuschen war verschlossen und damit die Türe zum allerinnersten Schatzkästlein der Herrlichkeit des Kringelschen Weinbergs. Nicht zu Unrecht vermutete der scharfsinnige schwarze Lukas dort gute Flaschen und reichliche Leibesatzung. Denn noch vor acht Tagen hatte er schöne Speckseiten und geräucherte Würste verschiedener Art aus Herrn Kringels Haus zur Stadt hinabtragen sehen. Wenn ihnen nun dieses Tabernakulum der Genüsse versagt blieb, so dünkte es den schwarzen Lukas zwecklos, sein und der Freunde Gewissen so schwer zu belasten. Trauben und Äpfel, selbst aus dem „Weinberg des Herrn", waren dafür zu gering.

„Ich hab' so eine Witterung," sagte der schwarze Lukas endlich, „als sei der Schlüssel zum Gartenhäusle hier irgendwie versteckt aufbewahrt. — Meisle!" rief er mit halblauter Stimme. „Erdfloh, du mußt helfen suchen! Wenn du den Schlüssel nicht findest, dann findet ihn der Teufel selber nicht."

Das Meisle hatte, den Nasengipfel an dem Staketenzaun platt drückend, mit höchstem Eifer den fruchtlosen Bemühungen zugesehen.

„Ich find' ihn!" rief sie hell mit zuversichtlichem Ton. „Wenn ich nur erst im Garten wär'! Hinauf könnt' ich schon; aber hinunter? Und ich soll mich doch nicht dreckig machen, sonst setzt's Dachteln, hat die Mutter gesagt."

„Mach' nur! Zum Raufsteigen kannst du auf den Kaspar stehen. Und wenn du oben bist, helfen wir dir schon herunter."

Das Meisle durfte sich wohl zutrauen, den Schlüssel zu finden. Schon als ganz kleines, zimmerbodenrutschendes Kind hatte es einen unglaublich scharfen Blick für die kleinsten Gegenstände: Nadeln in den Bodenfugen, winzige Glasperlchen, Haften und dergleichen Dinge, und brachte sie der Mutter mit leuchtenden Blicken. Man brauchte nur zu sagen: „Erdfloh, such'!" so rutschte sie mit dem Eifer eines Polizeihundes auf der Fährte des verlorenen Gegenstandes von der Schlafstube in die Wohnstube, von der Wohnstube in die gute Stube, von da auf den Gang, zur Küche, in die Speisekammer und zu noch anderen unsagbaren Orten, um das Gesuchte zu erspähen. Und sie fand es fast immer.

Sobald das Meisle sich im Innern des Gartens befand, mit zerrissener Schürze und beschmutztem Kleid, begab es sich auf die Suche.

Das währte eine ganze Weile, während der schwarze Lukas unablässig sein anfeuerndes: „Erdfloh, such'!" ertönen ließ. Mit einemmal stieß das Meisle einen hellen Schrei aus und stürzte sich auf das verstaubte und halb mit Schmutz bedeckte Scharreisen, das an der Türe zum Weinberghäuschen die Eintretenden aufforderte, den Staub und Dreck des Alltags vor dieser Stätte idyllischer Genüsse von ihren

Bildnis.

Gemälde von Dr. Arthur Grunenberg.

Füßen zu kratzen. Mit leuchtenden Blicken hob sie triumphierend einen Schlüssel in die Höhe. Der schwarze Lukas riß ihr den Schlüssel zitternd vor Begierde aus dem braunen Händlein. Ein Knirschen, ein Drehen, ein Ruck, ein Krachen in der Flügeltüre. Die Türe sprang auf. Es war der richtige Schlüssel gewesen. Ein gedämpfter Freudenschrei schallte durch die weiche Herbstluft.

„Meisle," sagte der schwarze Lukas gönnerhaft wohlgefällig, „aus dir kann noch was werden. Halt dich nur fest zu uns! Wenn wir den Räuberbund gründen drüben im Schwarzwald, kannst du Marketenderin werden. Und später heiratet dich vielleicht ein tüchtiger Räuber oder gar einer von den Räuberhauptmännern und du kriegst eine gute Versorgung!"

Er tätschelte ihr die hochroten Backen. Dem Meisle wogte ein Regenbogen flimmernd vor den trunkenen Augen.

„So, so!" murmelte der schwarze Lukas, indem er das Scharreisen betrachtete. „Hier also verwahrt der Herr Bäcker Kringel den Schlüssel zu seinen Schätzen. Wenn man so leichtsinnig mit Schlüsseln umgeht, darf man sich nicht darüber beklagen, wenn einmal ein anderer als der Hausherr damit aufmacht."

„Treten Sie näher, meine Herrschaften! Betrachten Sie alles als das Ihrige!"

Es webte ein geheimnisschweres Halbdunkel in dem Innern des Weinberghäusleins. Das Schweigen dieser, dem Unberufenen verbotenen Räume, schien mahnend auf der Schwelle zu stehen, den Finger am Munde und mit drohenden Augen die kecken Eindringlinge fortzuscheuchen. Dem Meisle, das neugierig und ängstlich zugleich hineinlugte, klopfte das kleine Herzlein. Etwas wie der kategorische Imperativ regte sich in seinem Innern: Das sollst du nicht! Und auch den Buben; selbst dem schwarzen Lukas, war es nicht recht geheuer.

Der schwarze Lukas aber verdeckte seine eigentliche Bänglichkeit unter dem ihm eigenen superklug-frechen, lausbubenhaft-überlegenen Wesen.

„Was steht ihr denn da wie die Ölgötzen? Als ob euch die Hinkel das Brot gefressen hätten! Herein!"

Da traten sie ein, das Meisle zuletzt. Lukas hatte unterdessen einen Feuerstein hervorgeholt und bei seinem Aufsprühen einen dreiarmigen altertümlichen Leuchter entdeckt, dessen halb herabgebrannte Kerzen er entzündete. Ein warmes gelbliches Licht quoll in den dunkeln schweigenden Raum. Der Leuchter stand mitten unter den Resten einer wackeren Abendmahlzeit: Flaschen und Gläser mit Neigen Weines, Teller mit halbverzehrtem Essen, angeschnittener Kuchen und Früchte sprachen eindringlich von einem lustigen Freundesabend, der hier vor kurzem gefeiert worden war. Eine Gitarre lag quer über einen Stuhl. Ein Eckschrank war aufgeschlossen, und Flaschen, Gläser, Teller blinkten dort in mattem Scheine aus dem obersten Fach, während unten Schinken, Speckseiten, Würste, Äpfel, mit verführerischer Lockung immer deutlicher werdend, herübersahen. Über dem Ganzen aber schwebte ein Gerüchlein Rauchtabak. Der schwarze Lukas hielt den Leuchter hoch, und die begierig herzudrängenden Knaben und das Meisle betrachteten nicht ohne Erstaunen den Leuchter: er stellte einen sehr häßlichen alten Mann in altväterischer Tracht dar, mit einer ungeheuern Weinnase, großen, wässerig blauen Augen, einem unförmlichen Maul mit herabhängender Unterlippe, einem mächtigen Glas in der einen und einer Narrenpritsche in der andern Hand. Ein gewaltiger Bauch und kurze Beine in Schnallenschuhen vervollständigten das seltsame Bild.

„Ein schöner Kerl!" sagte mit breitem Lachen der dürre Theophil.

„Ja, das ist der schönst', den ich je gesehen hab'. Dagegen ist der narret Beck eine Venus!" lachte der dicke Kaspar.

„Halt, da steht was auf seinem Bauch!" fuhr der dürre Theophil fort. Und er buchstabierte mit Mühe den alten Text:

„Wiewohl ich hab' ein Fratzang'sicht,
Du, lieber Zecher, lache nicht!
Der Weinschlauch, wiss', bin ich genannt.
Gar nah mit deiner Zunft verwandt.
Zum Saufen halt' ich dir das Licht.
Darumb hab' acht, zerschlag mich nicht!"

Das Meisle war indessen an den Wänden herumgeschlichen, allwo sich der lustige Hofmaler Käsperlein mit ausgelassenen Bildern historischer Zecher verewigt hatte: da war Noah mit einer Riesentraube neben einem Weinfaß, alle Zeichen höchster Seligkeit auf dem lächelnden Antlitz; dann der

Kaiser Octavianus mit den Zechern Mäcenas und Horatius beim Falernerwein, wobei es sich wenig zu der kaiserlichen Würde schicken wollte, daß Octavianus ein rosenwangiges Mägdlein auf den Knien hielt, während seine Kumpane, Efeukränze tief in die weinroten Gesichter geschoben, grinsend Beifall klatschten; dann war der trinkfeste Erzpoet, des Kaisers Friedrich Hofnarr und Lustigmacher, zu sehen; weiterhin der Schloßzwerg Perkeo bei dem großen Heidelberger Faß; des Königs Artus fröhliche Tafelrunde saß in allerlei verzerrten Gestalten dem unerschrockenen Bürgermeister von Rothenburg, dem fränkischen Meistertrinker, und dem gestrengen General Tilly gegenüber. Durch Girlanden von Trauben und Fruchtgewinden schlichen Affen und Kater in seltsamen Verrenkungen. Das Meisle betrachtete diese Weinfratzen mit scheuen Blicken. Der schwarze Lukas aber setzte, nachdem er und die Genossen auch die Wandbilder mit verständnisvollem Grinsen sattsam gemustert hatten, den Leuchter wieder auf den Tisch und sagte mit erhobener Stimme: „Da treffen wir's ja fein! Da können wir gerade weiteressen und -trinken, wo der Herr Bäcker Kringel mit seinen Spezeln das letztemal aufgehört hat! Man kann nicht einmal sagen, daß wir was Unrechts tun. Wär' ja gotzig schad' um das schöne Essen, was die das letztemal in ihrer Überlust haben liegen lassen; die Prasser!

„Holla, Meisle, Erdfloh, hops dort an den Schrank! Frische Teller, frische Gläser! Du, Theophil, schneidest Brot; wird zwar so ausgetrocknet sein wie eine Fastnachtsbrezel vom vorigen Jahr; du, dicker Kaspar, holst frische Flaschen. Ich will diesem Schinken meine Aufmerksamkeit widmen und zeigen, daß ich noch mehr kann als Brot essen! Die Würste her! Was ist das? Landjäger? Pah!" Er schnippte verächtlich mit den Lippen. „Die kann der Aberle essen. Leberwurst — Lebenswurst!" Er kostete. „Hm — nicht übel. Ulmer Würste! Hurra! Hippen und Brenten! Zuckerzeugs! Das ist für dich, Erdfloh! Paßt nicht für Männer! Also an die Gewehre, meine Herren!"

„Lasset die feurigen Bomben erschallen,
piff, paff!"

sang der dicke Kaspar halblaut, dieweil ihm der Mund bald naß, bald trocken vor Erwartung wurde.

„Bruder, deine Liebste heißt?" krächzte der lange Theophil, ein Stück Schinken zwischen den Zähnen, das ungefähr die Länge seines Mundwerks hatte und dennoch mit unheimlicher Schnelligkeit zwischen diesem gierigen Gehege verschwand, wie wenn ein feistes Schaf zwischen zwei Rudeln heißhungriger Wölfe untertaucht.

Das Meisle saß bescheiden etwas abseits und biß an einer Wurst herunter, dazwischen hinein aß sie die Brenten und Hippen, welche Herrn Melchior Kringels dicke Köchin Madlene gewißlich nicht für den Erdfloh gebacken hatte.

Die verbotenen Früchte! Sie schmeckten auch dieses Mal wieder so süß. Ihr Genuß lullte wie die Lotosfrucht in so liebliche Berauschung ein, daß unser überkeckes Trifolium Welt und Zeit vergaß und ein neues Wandbild zu den fröhlichen Szenen an den Wänden des Weinberghäusleins gefügt hätte, wenn der Hofmaler Käsperlein es hätte verewigen können. Selbst das Meisle, dem man mit einiger Mühe ein Gläslein des köstlichen Muskatellers aufgenötigt hatte, begann, sein Gewissen und seinen bereits recht unsonntäglich gewordenen karierten Staat zu vergessen und schwamm im vollsten Behagen dieser märchenhaften Stunde.

(Fortsetzung folgt.)

Meinem Bruder.

Wenn wir jetzt die Heimat wieder sehen,
Gehen wir bezaubert durch die Stuben,
Bleiben lang im alten Garten stehen,
Wo wir einst gespielt als wilde Buben.

Und von jenen Herrlichkeiten allen,
Die wir draußen in der Welt erbeutet,
Will uns keine freu'n mehr und gefallen,
Wenn daheim die Kirchenglocke läutet.

Stille gehen wir die alten Wege
Durch das grüne Land der Kindertage,
Und sie werden uns im Herzen rege
Fremd und groß wie eine schöne Sage.

Ach, und alles, was auf uns mag warten,
Wird den reinen Glanz doch nimmer haben,
Wie vorzeiten, da wir noch als Knaben
Falter fingen, jeder Tag im Garten.

Hermann Hesse.

Generalmusikdirektor von Schuch dirigiert den „Rosenkavalier" bei der Première im Königl. Hoftheater zu Dresden. Gemälde von Prof. R. Sterl.

Die Macht des Dirigenten.

Von Dr. Wilhelm Kleefeld.

Wohl niemals hat es in der Musik soviel verschiedene Meinungen und Auffassungen gegeben wie heute. Und nicht nur im Reiche der schaffenden Künstler, die ihre Individualität durch Eigenwerte trennend und scheidend zu erkennen geben; auch in der Reproduktion der altüberkommenen Werke gehen die Richtungen weit auseinander. Wenn wir eine Beethovensche Symphonie von mehreren Dirigenten interpretiert hören, so nimmt dasselbe Werk unter der Leitung dieser verschiedenen Orchesterführer wechselnde Gestalt an. Die Kunst des Dirigenten ist heute zu einer selbstherrlichen Betätigung vorgeschritten, sie schafft eine Art Neuschöpfung und gibt in der Prägung dieser höchsten Tonwerte dem Werk und dem dirigierenden Interpreten erst den Nimbus einer großen, in sich geschlossenen Individualitätsäußerung.

Blicken wir uns einmal um im Reiche des Taktstocks. Welch ein Stab von erprobten Führern marschiert an der Spitze der Orchesterheere, die sich über alle größeren Städte des Reiches zusammenschließen! Und wie die großen Heerführer sind auch diese Lenker der Tonschlachten berufen, durch ihre Machtstellung der großen Kunst die Siege zu gewinnen, die Bedeutung der ihnen anvertrauten Werte zu verfechten. Ein hohes Amt, das freilich zugleich eine große Verantwortung auflädt. — Was wird nicht alles von einem solchen Orchesterführer gefordert, der seinen exponierten Platz behaupten soll! Die Beherrschung des musikalischen Apparats ist eine fast nebensächlich gewordene Voraussetzung. Uns überzeugen und bezwingen kann nur die Macht der Persönlichkeit. Persönlichkeiten sind es, die an der Spitze der Orchester stehen, Persönlichkeiten, deren

Individualität die Suggestivkraft ausstrahlt, die die Massen beherrscht. Daneben werden gewaltige Anforderungen an geistige und psychische Begabung gestellt. Für die Interpretation unserer zeitgenössischen Werke genügt ja nicht mehr die rein musikalische Beherrschung von Mittel und Ausdruck, es werden auch hohe Ansprüche an die allgemeine Auffassung, an das allgemeine Verständnis rein intellektueller Probleme gestellt. Unsere jüngsten Romantiker wollen mit musikalischen Mitteln nicht nur musizieren, sie wollen malen, dichten, philosophieren. Und der Dirigent ist gezwungen, ihnen auf diesen verschlungenen Pfaden programmatischer Musik zu folgen.

So schließen sich in dem großen Dirigenten die verschiedensten Qualitäten zu einer Persönlichkeit zusammen, die das anvertraute Werk wie eine eigene Neuschöpfung nachfühlen, nachschaffen muß.

Auf diesem Boden ist der neue Dirigent erstanden, der Dirigent, der als führende Persönlichkeit für das interpretierte Werk einsteht, der auf dem Orchester zu spielen weiß, wie ein Virtuos auf seinem Instrument, aber wie dieser Virtuos auch die technischen Mittel nur verwenden soll, um durch ihre Hilfe den hohen, hehren Musikgeist zu verkünden, der letztes Ziel des Kunststrebens sein und bleiben muß. Daß die Aufgabe eines mit solchen Maßen gemessenen Musikers keine leichte sein kann, erkennen wir schon daran, daß die Zahl dieser Meisterdirigenten recht klein geblieben ist.

Felix Weingartner. Gemälde von Eugen Urban.
(Aus dem „Corpus imaginum" der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Die geistige Leistung eines hervorragenden Orchesterleiters gliedert sich gleichsam in zwei Phasen, in die erzieherische Arbeit, die in den Vorproben den Klangkörper nach den Intentionen des Dirigenten schult, und in die suggestive Hilfe, die in dem Augenblick der Aufführung das Orchester und über diesem Wege auch das Publikum in den Willen des Führers bannt. Der eine neigt stärker zu dieser impulsiven, strategischen Machtäußerung, der andere zu jener doktrinären, literarischen Arbeit. Aber erst die Verbindung beider Fähigkeiten macht den Meister. Und jede Fähigkeit an sich ist das Resultat langer Arbeit, ernster Selbstzucht. Die Einführung des Orchesters in die besonderen Intentionen des Dirigenten verlangt neben der überlegenen Beherrschung des Stoffes auch sozusagen die Beherrschung der in Betracht kommenden Personen. Natürlich ist die Herrschertugend da von dem Ansehen der Persönlichkeit und der Diplomatie des Ratgebers beeinflußt. Aber selbst die bedeutsamste Persönlichkeit darf nie vergessen, ihre schlagende Beweiskraft durch fein abgewogene Schachzüge in der Übermittlung zu stützen. Es muß ja immer bedacht werden, daß es eine

Vereinigung von Künstlern, von begeisterungsfähigen, temperamentbeflügelten und empfindsamen Künstlern ist, denen hier ein Kommandowort übermittelt wird. Und dementsprechend muß das Kommandowort der Natur dieser Künstler jeweilig angepaßt werden. Von großem Interesse sind da die Äußerungen, die Arthur Nikisch seiner Zeit als Resümee seiner langjährigen, erfolggekrönten Praxis übermittelte. „Da jeder Künstler eine Individualität repräsentiert — wie stimmt man da untereinander differierende und mit den Intentionen des Dirigenten widersprechende Anschauungen im Laufe der Proben zusammen? Das ist das eigentliche Geheimnis des Dirigentenerfolges. Hier muß unendlich viel zusammenwirken: Magnetismus, Suggestion, Lebenserfahrung, die Kunst, sich zu den Ausführenden zu stellen, Überredungskunst, selbst Humor." Man muß eben die Orchestermitglieder zu nehmen wissen. So schwierig dies erscheint, so gibt es für einen erfahrenen

Bronzebüste von Dr. Richard Strauß.
Von Prof. Dr. Hugo Lederer.

Karl Muck.
Nach einer Photographie des Ateliers C. Mader in Görlitz.

Dirigenten doch einen sicheren Weg dafür. Jede Instrumentengruppe will anders behandelt werden. Es ist aber gar nicht nötig, die Künstler persönlich zu kennen, um den richtigen Ton zu treffen; denn wie der Beruf, so formt innerhalb des Musikerberufs das Instrument den Mann. „Am heikelsten sind z. B. die Oboisten und Fagottisten; und das ist leicht erklärlich. Die Herren haben ein dünnes Rohr in der Weise zu blasen, daß sie die Brust mit Luft vollpumpen und dann den Atem langsam vorsichtig ausgeben. Das veranlaßt Blutandrang zum Gehirn und macht so nervös, daß man diese Herren förmlich streicheln muß. Den Gegensatz zu ihnen bilden die Herren, welche die Bässe und die großen Blasinstrumente spielen. Diesen geben ihre Instrumente gesunde Kraft, Ruhe, Gemütlichkeit — die vertragen schon etwas vom Dirigenten. Der Klarinettenspieler wiederum neigt zur Sentimentalität; ihn muß man

zärtlich ansprechen, oder, um seine Grundstimmung auszugleichen, mit Humor. Wenn man für derartige Studien Sinn hat, so erkennt man, wie das ganze Wesen der einzelnen Musiker in letzter Linie auf mechanische Ursachen zurückzuführen ist, deren Wirkung so gleichmäßig und unvermeidlich ist, daß man sich in der Behandlung der Künstler kaum je vergreift. Der Dirigent muß selbst gewissermaßen ein ganzes Orchester auf der Zungenspitze haben, jedem Künstler gegenüber ein anderes Instrument spielen — dann erreicht er sein Ziel. Seine Taktik

Hofkapellmeister Michael Balling.
Originalaufnahme von A. Pieperhoff in Leipzig. Verlag von Carl Gießel jr. in Bayreuth.

gipfelt darin, jeden Künstler glauben zu machen, daß er bei seiner ursprünglichen Intention bleibe, während er sich in Wirklichkeit der Auffassung des Dirigenten untergeordnet hat."

Zu dieser pädagogisch-diplomatischen Leistung, wie sie die Proben verlangen, tritt nun im Augenblick des Konzerts noch die große, weitspannende Suggestivkraft, die die Beteiligten zwingt, nach dem Willen des Dirigenten ihr Bestes und Letztes zu geben und zugleich die Hörer befähigt, mittelbar bei der eben werdenden Neuschöpfung gleichsam tätige Mitarbeit zu leisten. In der Resonanz und Gegenresonanz zwischen Orchester und Publikum spielt sich ein geheimnisvoller Akt übersinnlicher Art ab, der zuletzt wieder auf den Führer zurückstrahlt und ihn auf den durch ihn selbst gelenkten Ätherwellen psychischer Erhebung emporträgt. Ein gegenseitiges Stärken und Befeuern, ein wechselndes Tragen und Getragenwerden kennzeichnet den Kern dieses einzigartigen Vorgangs. Ein außerordentliches Beispiel dieser suggestiven Gewalt in ihrer Wirkung und Rückwirkung ist Felix Weingartner. Man gewinnt bei ihm oft die Auffassung, als ob das alles eben im Augenblick erst entstünde, als ob es eben erst aus dem Erdboden erwüchse. Im Grunde ist es eine glückliche Täuschung. Die wohlvorbereitete Leistung wird nur durch den Impuls des Augenblicks neu hervorgezaubert. Ein Zauber ist es, den solche Suggestivkraft erzeugt, ein Zauber, der selbst die alterfahrenen, man möchte beinahe sagen abgebrühten Musiker des Orchesters beschleicht, der die

Siegfried Ochs.
Mit Genehmigung von E. Bieber, Hofphotograph in Berlin.

Hörer aber, denen ja das Technische des Vorgangs unbekannt ist, wie mit höheren Gewalten bannt und in atemloser Spannung dem Meister zu Füßen zwingt. Tritt nun noch das Ästhetisch-Wohltuende der äußeren Erscheinung und Bewegung, wie bei Weingartner, hinzu, so kann der Leiter schalten und walten, wie sein Wille ihn treibt.

Kapellmeister Weidler.
Originalaufnahme von A. Pieperhoff in Leipzig. Verlag von Carl Gießel jr. in Bayreuth.

Wagner mit seiner neuen tonlichen Welt, Liszt mit seiner Umwälzung der Kapellmeisterstrategie sind die Väter der heutigen Dirigierkunst. Sie bedeutet nicht mehr Taktschlagen, mechanisches Zeitmessen, sondern Musikgeist verkünden, individuelle Auffassung um sich breiten. Und so steht heute der Dirigent in voller geistiger Verantwortung auf seinem erhabenen Posten, ein Vollkünstler und ein ganzer Mann zugleich, dessen Wirken neben musikalischer Unfehlbarkeit höchste Energie und Schlagfertigkeit erheischt. Unsere großen Dirigenten umspannen mit ihrem Geiste die weite Welt der Tonkunst, sie begnügen sich nicht damit, an dem Orte ihres Wirkens die Kraft ihrer Persönlichkeit zu beweisen, sie ziehen hinaus, auf Gastreisen, um in der Gegenüberstellung der Auffassungen den Gesichtskreis zu weiten, die Tonkultur zu heben.

Richard Strauß, der heute den größeren Teil seiner Zeit der Komposition widmet, findet immer noch Gelegenheit, in allen Kulturländern seine individuelle Prägung eigener und fremder, insbesonderer Beethovenscher Tonwerke zu vermitteln. In Berlin erscheint er nur noch als Gast am Opernpult, das Gewicht seiner Dirigententätigkeit ruht im Konzertsaal. Und hier im Konzertsaal hat er es verstanden, in zäher Energie Traditionen umzuformen, modernen Geist in alte Meisterschöpfungen zu gießen. Wer z. B. die neunte Symphonie unter seiner hingebenden Führung gehört, die sich nicht genug tun kann in der Verklärung und Bereicherung des Beethovenschen Geistes, wird völlig neue Eindrücke mit nach Hause nehmen. Die gemessene Verhaltenheit des ersten

Felix Mottl †.
(Kunstverlag Emil Schwalb in Berlin-Charlottenburg.)

Satzes, das phantastisch Unheimliche, fast Grausige dieser aus dem Chaos unsicher emportastenden Motive wird unsagbar zwingend dargetan. Die Beweglichkeit des Zeitmaßes kommt dem Scherzo ganz ausnehmend zugute. Aus der starren übersinnlichen Kunst ist hier neues, fühlbar pulsierendes Leben geworden. Die neue Wertung des Adagios dürfte die Priester Beethovenschen Geistes nicht so schnell gewinnen. Da fehlte das liebevolle Ausspinnen und Hinüberspinnen der zarteren Fäden, da fehlte sogar manchmal die sternenhohe Großstiligkeit, die gerade dieses ureinzige Adagio auszeichnet. Das Andante con moto in seiner hüpfenden Eilfertigkeit klang den „Verbrieften" beinahe wie eine Entweihung. Auch im Schlußsatz fiel bei dem $^6/_4$-Takt die Beschleunigung des Tempos auf. Mit diesen vereinzelten „Enttäuschungen" söhnte aber der geniale Schwung, die dithyrambische Überzeugungsgewalt des Schlußsatzes aus, die über jede kleine Auffassungsdifferenz hinweg die Kunst, die Menschheit in den ergreifenden Hoheitstempel einführte. Dies Beispiel der neunten Symphonie als des höchsten Ausflusses menschlichen Musikgeistes mag den Stil Straußscher Orchesterführung dartun, wie er, befruchtet durch die Tatkraft des schöpferischen Bildners, entzündet an der hehren Flamme der Schaffensgenialität, bei alten und neuen Werken in ungeahnter Neuprägung der Werte und hohen Symbole durch ihn erstand.

In gewissem Gegensatz zu Strauß steht Karl Muck. Muck ist das verkörperte Kunstgewissen. Über seine eigene Persönlichkeit hinweg strebt er zur hohen abgeklärten Objektivität. Er hat auf seinem ehrenvollen Berliner Posten Oper und Konzert nebeneinander gepflegt, hat auf zahlreichen Gastreisen in Bayreuth Bühnenkunst, in Görlitz Musikfeste, in Wien, Paris, ja selbst zwei Jahre lang in Boston, dem großen amerikanischen Musikzentrum, Konzerte geleitet. Er ist ein Mann der ruhigen vornehmen Sachlichkeit, der durch seine wunderbar virtuose Beherrschung des ausgedehntesten Apparates immer Herr der Situation bleibt, über äußere Zufälligkeiten und kleine, bei Sängern zumal unvermeidliche Ungenauigkeiten wie ein immer siegreicher Feldherr stolz überlegen hinwegschreitet. Eine wichtige Frage ist die kritische Stellung des Dirigenten zu dem interpretierten Werk. Soll er in fest abgegrenztem musikalischen Glaubensbekenntnis nur die Werke seiner Überzeugung wie ein Evangelium künden oder soll er ohne eigene Kritik immer nur aus den Werken aller Zeiten und aller Welten heraus in des jeweiligen Autors Meinung zu uns reden? Soll er in strengster Objektivität die Schätze der Weltliteratur beherrschen oder als selbstherrlicher Individualist nur immer den Tenor seiner politischen Musiküberzeugung kundgeben? Soll er den Internationalismus der Welttonkunst lehren wie Muck, oder nach sozialen Heimatsgesetzen die vaterländischen Schöpfungen schutzzöllnerisch befestigen? Wieviel Fragen dieser und ähnlicher Art drängen nicht zur Entscheidung, wenn sie so kurz entschieden werden, wenn sie überhaupt je zu endgültiger Lösung geführt werden könnten! Hier in dem Königreich der Töne kann wie in der Welt draußen eine theoretisch-grundsätzliche Entscheidung als einzig-gültige Richtschnur unmöglich den Nutzen bringen, den man erwartet. Es läßt sich über alle diese Fragen nur von Fall zu Fall urteilen, es läßt sich bei jedem Einzelgeschehnis eine gute und schlimme Schlußfolgerung ziehen, je nach der Art, je nach dem Grad der speziellen Äußerung. Der Dirigent, der Meisterdirigent muß es eben verstehen, uns im Augenblick für seine eben durchgeführte Auffassung zu gewinnen, unsere Meinung in der seinigen wiederfinden zu lassen.

Diese Kraft der Überzeugungskunst besaß keiner stärker als Gustav Mahler. Wenn auf einen unserer Taktmeister, so paßte auf ihn der hohe, umfassende Ehrentitel: Genial. Mahler war der Typus des faustisch unersättlich hochstrebenden Streiters. Er stellte fast unerfüllbare Anforderungen an alle Mitwirkenden. Er machte es seinen Musikern schwer, sich selbst aber am schwersten. Bei Mahler war gewaltiger Intellekt am Werke, und doch blieb das Klanglich-Sinnliche als treibende Kraft herrschend. In Wien hatte er seinerzeit Hans Richter verdrängt. Man versteht, daß zwei solche Persönlichkeiten nicht nebeneinander wirken konnten. Richter ist Vertreter des Konservativismus nach heutigem Begriff. Freilich war auch

Arthur Nikisch am Dirigentenpult des Gewandhausorchesters.
Gemälde von Prof. Robert Sterl.

Gustav Mahler †. Gemälde von Prof. Fritz Erler.

er einst revolutionär. Half er doch Bayreuth gründen und festigen. Erkämpfte er doch der neuen Richtung damals den Boden. Und er blieb diesem Boden treu, bis in die letzte Zeit hat er noch als stolzer Pionier die Wagnerwarte geschützt. In England, wo er seit etwa zehn Jahren ansässig ist, galt er gewissermaßen als Musikpapst. Man war daher doppelt erstaunt, unlängst von einer Bewegung zu erfahren, die selbst seine Position dorten erschüttern konnte. Das zeugt nicht von dem Dank, den man dem Erzieher einer Nation schuldet. In Bayreuth hat Siegfried Wagner nach dem Zepter Richters gegriffen. Mit ihm hat die Herrschaft der neuen Generation begonnen. Leider nicht allzeit zum Vorteil der vorbildlichen Kunstpflege, wie sie dorten heimisch ist. Um Siegfried scharten sich der frühere Karlsruher Hofkapellmeister Balling und der Schwager Siegfrieds, Beidler.

Auch Mottl hatte einst Bayreuth Glanz verliehen, wie er seinerzeit Karlsruhe und zuletzt München Glanz verlieh. Er war ein Vertreter der psychischen Darstellung. Intellektuelle Motive traten bei seiner Stabführung in den Hintergrund. So ließ es sich verstehen, daß er gerade in Süddeutschland, wo die Unmittelbarkeit stärkerer Wirkung sicher ist, seine größten Triumphe feierte. Er hatte auch gute Beziehungen zu Frankreich, dessen Musik er liebte und nach ganzer Kraft zur Geltung brachte. Vielleicht hatte bei der Interpretation französischer Werke sein Stil etwas

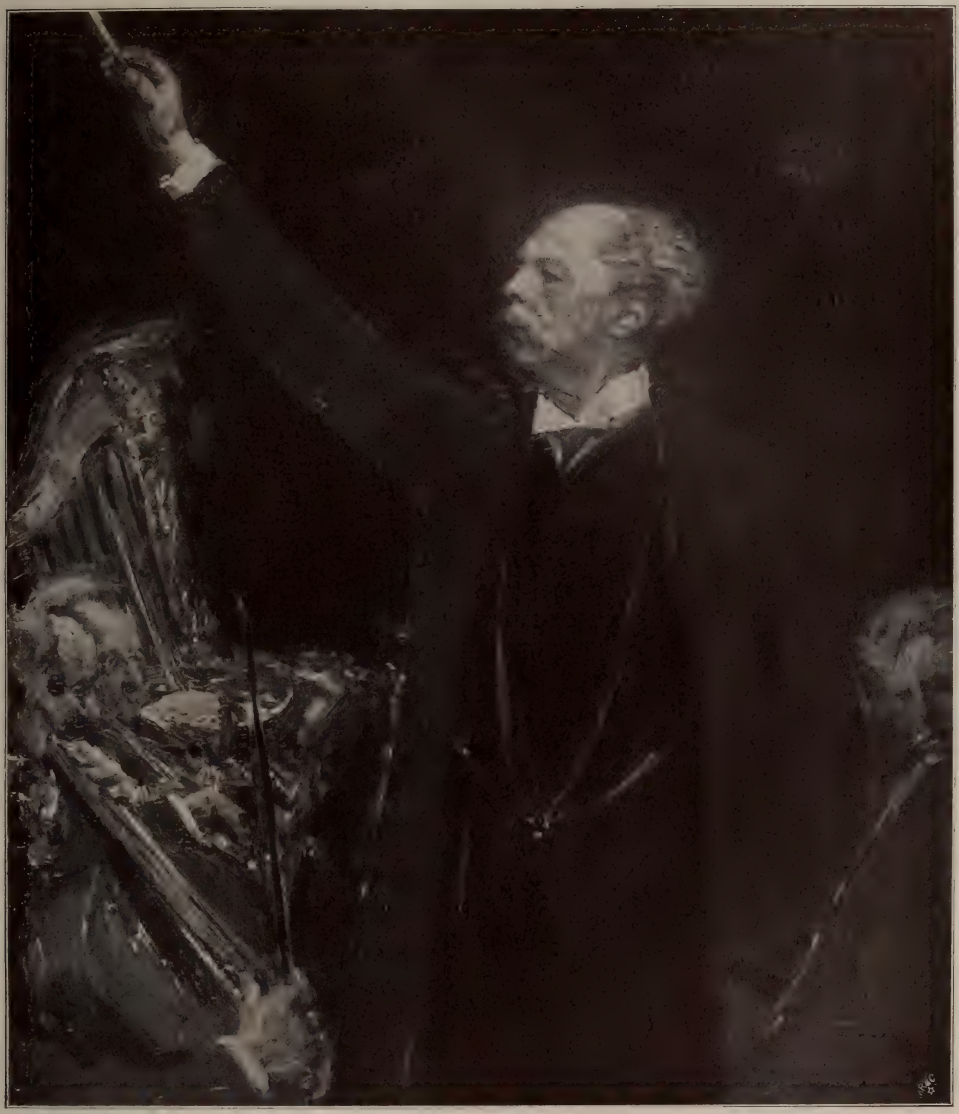
Verwandtes mit den Colonne, Lamoureux, Chevillard — den großen französischen Stabführern, die in der Verschmelzung altfranzösischer Tradition mit neuzeitlichem Impressionismus ihr Heil erblicken. Aus diesem Streben heraus ist der Stil zu verstehen, den die Jungfranzosen anstreben. Die vornehme Glätte, die ausgleichende Eleganz des Klanges, kann da nicht mehr genügen, man steigt über diese überkommene Tradition zu individueller Gestaltung empor.

Der Dresdener Generalmusikdirektor von Schuch unterzieht sich mit Vorliebe der schweren Aufgabe, die Schöpfungen der modernen und modernsten Pfadsucher aus der Taufe zu heben. Und es ist bezeichnend, daß diese keinem das Amt lieber übertragen als Schuch. Ein Beweis, wieviel Vertrauen man zu seiner Gestaltungskunst hat, wie sicher man auf sein Vermögen, die stumme Partitur reden zu manche,

Leo Blech.
Nach einer Photographie von J. Massak in Prag.

Fritz Steinbach. Gemälde von Carl Westenburger. Nach einer Photographie von B. Blum (W. Höffert) in Köln a. Rh.

rechnet. Und wer besonders die Richard Strauß-Premieren dort miterlebt, wird das überschwengliche Lob verstehen, das ihm selbst von den sonst nie zu befriedigenden Autoren gezollt wird. Schuch ist ein Generalissimus, der seine Truppen stets zum Siege führt, der ein Zurückweichen nicht kennt. Er wußte sogar einmal einst bei den Bungert-Aufführungen mit erstaunlichem Geschick über alle Untiefen hinwegzutäuschen. Kein Wunder, daß Dresden alles daran setzt, diesen feinen Stabzauberer zu behalten. Leo Blech, der seit einigen Jahren auf dem bevorzugten Platze am Berliner Opernhause sitzt, hat in Prag bei dem verstorbenen Angelo Neumann seine Sporen verdient. Und er wußte das dort erworbene Ansehen auch in Berlin zu behaupten. Sein Temperament befähigt ihn, der italienischen Oper ganz besonderen



Generalmusikdirektor E. von Schuch dirigiert eine Symphonie-Konzertprobe in der Kgl. Hofoper zu Dresden. Gemälde von R. Sterl.

Schwung zu geben. Man braucht sich nur eines der köstlichsten Abende zu erinnern, da Emmy Destinn mit Caruso in Aida wetteiferte. Als ebenbürtiger Dritter gesellte sich diesen Blech am Dirigentenpult hinzu. Sein weiterer Kollege Edmund von Strauß ist ein erfahrener, in allen Sätteln gewiegter Praktiker, der dem Opernhaus gute Dienste leistet. Auch Dr. Besl, der bislang als Korrepetitor fungierte, sei erwähnt.

In naher Beziehung zu den spezifischen Orchesterdirigenten stehen die Leiter der großen Chorvereine. Für sie ist das Orchester nur ein Glied des Riesenapparats, den sie meistern. Der Chor, die Solisten verlangen in erster Linie ihre Aufmerksamkeit. Ein glänzender Chorerzieher ist Siegfried Ochs. Er hat den Philharmonischen Chor im Lauf der Jahre zu einer musikalischen Macht entwickelt. Seine Aufführungen der Bachschen H-moll-Messe, der Bachschen Kantaten, des Brahmsschen Requiems sind in jeder Beziehung vorbildlich

geworden. Auf einem durch große Namen geweihten Platze steht Georg Schumann, der Direktor der Singakademie. In verhältnismäßig jungen Jahren hat er sich die Stellung errungen und die hehre Tradition des Hauses in anerkennenswerter Weise weitergeführt. Auch Oskar Fried, der jüngste unter den zu Berühmtheit gelangten Dirigenten, hat sich als Chorleiter eingeführt. In neuerer Zeit hat er sich mehr der absoluten Orchestermusik zugewandt und hier besonders in der Verfechtung der zeitgenössischen Literatur seine Begabung und sein Verständnis bewährt.

Von München kam Siegmund von Hausegger. Er hat dort schon manches Jahr gewirkt, ohne daß das übrige Deutschland von ihm viel hörte. Jetzt ist er als Nachfolger Fiedlers nach Hamburg berufen worden und erfreut auch in regelmäßigen Abonnementskonzerten Berlin mit seinen Darbietungen. Seine Hingabe an das Werk gewinnt die Musiker, hat aber leider das große Publikum der Musikfreunde durch seine fast aszetische Auffassung noch nicht recht erwärmen können. Der Leiter der Kölner Gürzenich-Konzerte, Fritz Steinbach, der von Meiningen her, von dem Platze, den Hans von Bülow geweiht, sich die Kunstwelt eroberte, erscheint im In- und Auslande viel als Gastdirigent. Insbesondere sind es zwei Heilige, die er sich erkor: Bach und Brahms. Ein Brandenburgisches Konzert, in der straffen, fast militärischen Rhythmik, eine Symphonie oder ein Variationenwerk von Brahms, in dem Stil, den er noch aus des Meisters Gunst erworben, bedeutet eine in ihrer Art einzige Leistung. Es ist nicht ohne Reiz, bei Verteilung der Rollen unter den Stabmeistern die Spezialgebiete der ihnen nach Neigung und besonderer Veranlagung zukommenden Kunstrichtungen abzugrenzen. Wenn Steinbach zu Bach und Brahms neigt, so gebührt Nikisch der Vorrang für Tschaikowsky, Bruckner und die Impressionisten. Weingartner ist der geistige Repräsentant Haydns, Mozarts und des jungen Beethoven, Richard Strauß mehr des späteren Beethoven und der eigenen Werke. Muck, Blech sind zunächst als Wagner-Dirigenten zu nennen, daneben aber müßte Blech noch die italienische, Muck die neudeutsche Oper übergeben werden. Natürlich sind diese Zitate, wie alle Zitate, falsch, weil einseitig. Und doch spricht eine helle und bedeutende Wahrheit daraus. Wir sind heute in allen Gebieten von solch übertriebenen Ansprüchen geleitet, daß die bedrängten Vertreter meist auf ein enges Spezialgebiet getrieben werden, um den letzten Rest auszuschöpfen. So hat auch die Kunst des Dirigenten solche Spezialaufgaben ausgebildet.

Siegmund von Hausegger.
Nach einer Photographie von Rudolf Dührkoop in Hamburg.

Urfeld am Walchensee. (Nach einer Photographie von Würthle & Sohn in Salzburg.)

Das Walchenseeprojekt.

Von Walter Freiherrn von Rummel.

Ein tiefer See, ganz oben in den Bergen. Der schimmert bald blau, bald grün. Oft ist er glatt und eben, gleich einem aus Silber getriebenen Spiegel, liegt ruhig da, reglos fast, wie an seinem Ufer die kurzhalmige Weidewiese, die mit blauem Blumenauge den Hüterbuben grüßt. Das ist dann, wenn dem See die Sonne lächelt und nur ein ganz leichter Luftzug mit leiser Hand ihm schmeichelnd über sein krauses Wellenhaar fährt. So hat er's gern — so ist er still und gut. —

Aber, wenn dann der lose Bruder Wind von irgendwo dahergefahren kommt und ihn neckt, oder gar Ohm Sturm, der Wilde und Ungestüme, ganz toll dareinfaucht, beginnt auch der stille See zu schäumen und aufzubäumen. Zornig wandelt er sein weiches Blau in tiefes Schwarz, furcht Tieftäler und Berge, ganz wie der graue Fels zu seinen Häupten, stürmt das Ufer, rüttelt rasend an Strand und Stein. Wer jetzt sich ihm naht, ist ihm für immer verfallen. Nichts, was er hinabgezogen, gibt er jemals zurück. Wenn der Föhn die Fichten von steilem Abfall hinabgeschmettert hat, sieht der Wandrer vom Weg aus die toten, erschlagenen Waldrecken noch viele Jahre starr und schwarz in ihrem kristallklaren, tiefen Sarge schlafen. —

Rings rauschen die Nadelwälder in diesem stillen Lande der Bergeinsamkeit. Gegen Norden zu aber, wo in der Ebene die große Stadt mit ihrem Lärm und lauten Alltagstreiben liegt, breitet sich ein Schutzgürtel von weiten Mooren und Moosen und wiederum viel anderen Seen — der heiligen Göttin Ostara war einer von ihnen in grauer Vorzeit geweiht. Lang und beschwerlich ist der Weg da herauf für die Menschen des Flachlandes. —

Nur der Jäger, der Hirte, auch der Fischer, dessen Einbaum langsam über den Abgrund der Tiefe dahinzieht, sind hier zu Hause, haben ihre kleinen Hütten und schlichten Heimstätten an den Uferrand gestellt. So war es von jeher und immer. Und an den langen Winterabenden, am Herdfeuer und unter dem Kienspan erzählte

der Fischer gern die alte Sage vom See: Tief unten im Grunde, so weiß er's vom Urahn, viel Klafter tief unter dem glitzernden Wasserspiegel, lebt und haust ein riesenhafter Waller. Viel Jahrhunderte ward er schon alt und schläft von Moos und Moder bedeckt, schläft in schwarzem Schlamme vergraben. Wehe, wenn er nächtens einmal erwacht! Dann ist das Ende genaht für die Leute am See und für viele andere. Sein mächtiger Schweif peitscht mit schwerem Schlage wütend die Flut, Wogenkämme erheben sich. Zum

nahe an ihre Stadt gerückt. In nur drei Stunden bringt sie Dampfroß und Wagen dahin. Und den Sommer über kommen sie auch in hellen Scharen und dichten Rudeln, in bunten Gewändern und Trachten, jubeln und jodeln, patschen mit den Rudern ins Wasser, daß die sich sonnenden Fischlein eilig und erschrocken über die Maßen zum Grunde hinabstieben. — Nicht allzulange währt dies Treiben. Wenn die Buche ihr Blatt rotfärbt, wenn die Luft sich himmelsrein klärt, wenn die Bergwelt so schön und still, friedlich und

Am Kochelsee. (Nach einer Photographie von Würthle & Sohn in Salzburg.)

tobenden Urmeer hat sich jetzt der See gewandelt, zur wiedergekommenen Sintflut, die finster anschwillt, über Kamm und Sattel des Berges hinwegsetzt, verheerend in die Ebene einbricht, Hütten, Weiler und Dörfer mit sich reißt und des Landes Hauptstadt für immer unter sich begräbt. —

Eine neue Zeit ist gekommen. Ungeheuer klug sind die Menschen geworden. Für alte Sagen und Kindertorheiten haben sie nur mehr ein hartes, spöttisches Lächeln. Den geheimnisvollen See, den früher ihrer kaum einer kannte, haben sie ganz nüchtern

feierlich daliegt, wie nie sonst im Jahr, dann sind sie fast alle schon fortgezogen. Wenn der Rauhreif die Wiese versilbert, der Schnee schwer in den Fichten hängt, ist keines von den Leutchen mehr da.

Aber die neue Zeit ist doch gekommen. Zum Halbgott will der Mensch sich wandeln. Er fängt den Blitz aus schwarzem Sturmgewölk, spürt geheimsten Urkräften nach und treibt die tiefsten Schachte in den Schoß der Erde. Über Wasser und Feuer ward er gebietender Herr. Wie der Aar beginnt er die Luft zu durchkreisen. —

Längst geschwunden sind alle Schrecken,

die früher Wald und Berg hatten. Wo Wolf, Bär und Auerochs hausten, kann ein Kind ungefährdet gehen. Gipfel und Klippen, welche die Gemse nicht nimmt, bezwingt des Menschen Fuß. Wo der Jäger im Schnee versank, gleitet der Ski windschnell dahin. Keinen Schrecken und kein Geheimnis gibt es bald mehr. Alles wird daliegen wie ein aufgeschlagenes, ein für jeden zu lesendes Buch. Vor der Natur und ihren heiligen Kräften lag die Menschheit auf dem Knie und betete — jahrtausendelang. Die Staubgeborenen von heute haben den Mantel der Gottheit ihr abgestreift und sie unters Joch gespannt. Dem Willen des Menschen muß sie nun untertänige Magd sein.

Und auch der See, von dem ich eben gesprochen, der Walchensee („Wälsche" saßen hier früher, daher der Name), wird den Menschen dienstbar gemacht werden. In tiefem Falle soll sein Wasser zu Tale stürzen, Kraft zu erzeugen; Kraft, die Bahnen, Werke und Maschinen treibt, Kraft, die den Pflug und die Egge bewegt, Kraft, die Licht spendet. Aber vorher muß rings erst eine gewaltige Umwälzung vor sich gehen. Da müssen Flüsse vertrocknen und neue erstehen, da müssen Berge durchbohrt, da muß alles ganz anders werden.

Im Anfange, als der Plan zum erstenmal auftauchte, als im Jahre 1904 der hessische geheime Oberbaurat Schmick und der Schweizer Ingenieur Jeanjaquel um die Genehmigung

Lageplan zum Walchenseeprojekt.

zur Ausnützung der Wasserkräfte des Walchensees nachsuchten, als ferner der wegen seiner scharfen Angriffe gegen die bayrische Staatsbauverwaltung damals in München vielgenannte preußische Major a. D. von Donat ebenfalls mit äußerst weitgehenden Vorschlägen an die Öffentlichkeit trat, im Anfange da lächelten die meisten nur ungläubig, viele waren aber auch empört, daß man das Unheil an die Wand male und überhaupt an eine solche Sache rühre, die, wenn sie wirklich, was ja nicht gut möglich, Form und Gestalt annehmen würde, einen unserer allerschönsten Seen in seinem gesamten Landschaftsbild gänzlich und gewaltsam zerstören würde. —

Aber dann, als es mit dem Walchenseeprojekte wider alles Erwarten ernst zu werden schien, als die Regierung die Sache selbst in die Hand nahm und daran ging, Zeichnungen, Berechnungen und Kostenvoranschläge fertigen zu lassen, als sie gar im Sommer 1910 einen Ausführungsplan dem Landtage vorlegte, da begann es in vielen Köpfen sehr heiß zu werden, und man wollte sich auch noch nicht beruhigen, als der Landtag die erste Rate zur Erbauung des Kraftwerkes glatt bewilligt hatte. —

Begreiflich! Der Münchner hängt sehr an der schönen Umgebung seiner Stadt, besonders an seinen Bergen, und unsere Zeit der industriellen Wasserkraftausnützung hat auch in Bayern durch Fabriken und Elektrizitätswerke schon so manchen schönen Punkt, manches stille, idyllische Tal dem Naturfreund für immer verdorben und verleidet. — Nun befürchtete man, es würde dem Walchensee ebenso ergehen. —

Wasserfälle. Wahrscheinlich unterirdischer Abfluß des Walchensees. (Nach einer Photographie von Würthle & Sohn in Salzburg.)

Kam noch dazu, daß die bayrische Staatsbauverwaltung früher durch Flußregulierungen gewaltige Eingriffe in die bestehenden Verhältnisse vorgenommen hatte, daß sie wilde Gebirgsflüsse wie Lech und Iller zu geradlinigen Kanälen, die nur für das Flachland sich eignen, zurecht zu schneiden versucht, daß sie ihnen jede Wilde und Reibe genommen hatte. Immer rascher und reißender, mit Zugsgeschwindigkeit und kochenden Tiefstrudeln tollten so die Wasser daher, wühlten und gruben sich auch beständig tiefer. Auf der einen Seite blieben die Erfolge, die man prophezeit, zu einem großen Teile aus, auf der andern Seite wurden so manche Anlieger schwer benachteiligt, beispielsweise die Fischerei-

rechtsinhaber, besonders dort, wo Huchenbestände vorhanden gewesen waren. Und diese erhielten zudem unter der Herrschaft des alten Wassergesetzes nicht einen Pfennig Entschädigung.

Man stand daher auch den verschiedenen neuen, wasserbaulichen Arbeiten, die das Projekt verlangte, in weiten Kreisen der Bevölkerung recht wenig freundlich gegenüber.

Besonders aber schlugen, wie ja selbstverständlich, die in irgendwelcher Hinsicht persönlich Betroffenen oder die, welche in ihren Rechten sich bedroht glaubten, lauten Lärm. So namentlich die Bewohner des oberen Isartales, die befürchteten, daß die Wassermenge der Isar allzusehr verringert würde. Vor allem aber sahen sich die Flößer benachteiligt, die eine Beschränkung ihrer Fahrten zu erwarten hatten, ferner die im Sommer viel besuchten Isarorte Lenggries und vor allem Tölz, das mit heftiger Fehde einsetzte. Mit den Tölzern in einer Reihe und an ihrer Spitze focht der getreue Eckart und Hüter der landschaftlichen Schönheiten unseres Isartales, Professor Gabriel von Seidl, dem sich so mancher Naturfreund als Mitkämpfer oder in stiller Billigung anschloß. — Von dieser Seite wurde, abgesehen von der Wasserverminderung der Isar, gegen die man Front machte, auch betont, daß der Walchensee selbst durch die Senkung seines Seespiegels, welche sich aus der Anzapfung notwendig ergebe, in seinem Gesamtbild verdorben werde, und daß durch die Einleitung des im Sommer oft trüben Isarwassers die berühmt schöne Farbe des Sees für immer dahin sein werde. Überhaupt warnte man dringend vor einem so tiefen und gewaltigen Eingriff in die von der Natur gegebenen und vorgezeichneten Abflußverhältnisse, dessen Folgen man noch gar nicht ganz übersehen und beurteilen könne. —

Auch in der Kammer der bayrischen Reichsräte, die mit ungefähr vierzig gegen nur sechs Stimmen die Regierungsvorlage annahm, sprachen sich einige Herren gegen das Projekt aus, so der greise Reichsrat von Auer wie auch Freiherr von Cramer-Klett, die, abgesehen von den bereits angeführten Gegenvorstellungen, auch noch beide auf die derzeitige schlechte Finanzlage Bayerns hinwiesen und auch die Rentabilität der Anlage insofern bezweifelten, als sie meinten, die Regierung werde nicht genügend Abnahme für die zu gewinnende Kraft finden. —

Man sieht aus all diesen Stimmen und Urteilen, daß das Walchenseeprojekt nicht überall mit Begeisterung begrüßt und aufgenommen wurde.

Bevor ich jedoch auf all diese Bedenken, Zweifel und Einwendungen des näheren eingehe, möchte ich versuchen, ein Bild von der Sache, wie sie nun werden soll, in ihren Hauptlinien zu geben: Der so heiß umstrittene Walchensee befindet sich gerade in der Mitte zwischen Isar- und Loisachtal in einer Meereshöhe von 802 Metern, ist 7 Kilometer lang, 5 Kilometer breit und bis 196 Meter tief. Nördlich davon, nur durch den 864 Meter hohen Kesselberg von ihm getrennt, liegt der von der Loisach durchströmte Kochelsee in einer Höhe von 600 Metern. Er ist 6 Kilometer lang und 4 Kilometer breit. Der Höhenunterschied zwischen den beiden Seen beträgt also 202 Meter — eine bei ihrer so nahen Nachbarschaft ganz verblüffend hohe Differenzziffer. —

Solch große Gefällstufen haben nun den Vorteil, daß schon ganz geringe Wassermengen genügen, um gewaltige Kraftleistungen zu erzielen. So liefert z. B. $^1/_2$ Kubikmeter Wasser bei einem Gefälle von 200 Metern bereits eine Leistung von 1000 Pferdekräften. Das ist schon mehr, als die oberste Anlage der Isarwerke bei Höllriegelskreuth in der Nähe Münchens im ganzen leistet. Denn dort beträgt das Gefälle nur 2,5 Meter, und es müssen zur Erzielung des Erfolges schon 34 Sekundenkubikmeter der Isar entnommen werden.

3 Sekundenkubikmeter auf der Walchenseestufe liefern bereits 6000 Pferdekräfte, eine Leistung, die das große Uppenbornkraftwerk bei Moosburg mit 70 Sekundenkubikmetern, freilich bei einem Gefälle von nur 8,5 Metern, erreicht. Würde dieses Uppenbornwerk weitere 4 Sekundenkubikmeter aus der Isar ableiten, so würde es nur 340 Pferdekräfte mehr erzeugen, während die Hinzunahme derselben 4 Kubikmeter dem Walchenseekraftwerk ein Mehrergebnis von 8000 Pferdekräften zuführen würde. —

Die große technische und wirtschaftliche Bedeutung dieser gewaltigen Gefällstufe kann daher nicht bestritten werden. —

Als zweiter wichtiger Punkt, der die Blicke der Ingenieure gerade auf den Walchensee gelenkt hat, kommt dieser See selbst in Betracht, und zwar in seiner Eigenschaft als natürliches Staubecken.

Die bayrischen Gebirgsflüsse, die Isar, der Lech, die Iller, haben den für die Industrie äußerst schwer ins Gewicht fallenden Nachteil, daß sie mit ihren Wassermengen großen Schwankungen unterworfen sind. Im Frühjahr schwellen sie an und wälzen schwere Fluten zu Tal, bleiben auch im Sommer meist wasserreich, um dann im Herbst langsam zurückzugehen. Im Winter aber, wenn Frost und Kälte einsetzt, wird ihr Lauf, verglichen mit ihrem breiten Sommerbett, ein dunkelgrünes, immer schwächer dahinrauschendes Rinnsal. Nur der wilde Inn im Osten strömt auch jetzt noch, zwar geklärt und geläutert, aber doch stolz und mächtig daher. Diese wechselnde Wasserstärke — einmal Nieder- und dann wieder Mittel- und Hochwasser — schließt eine stets verschiedene Kraftleistung in sich. Und hier kann nun der Walchensee helfend und verbessernd eingreifen — ähnlich wie schon bis zu einem gewissen Grade von Natur aus zum Beispiel der bayrische Ammersee ausgleichend auf seinen Abfluß, die Amper, wirkt, so daß diese einen ganz anderen Charakter als ihre Schwesterflüsse Iller oder Isar hat. —

Diese eben erwähnte, ausgleichende Wirkung kann nun beim Walchensee durch künstliche Eingriffe wesentlich erhöht werden. Seine Oberfläche ist groß genug dazu, sie beträgt $16^1/_2$ Quadratkilometer. — In den niederschlagsarmen Monaten, von Oktober bis April, wird dem See das im Sommer aufgespeicherte Ergänzungswasser entnommen werden können. Wenn da der Seespiegel nur um einen Meter gesenkt wird, so bedeutet das schon eine Reserve von $16^1/_2$ Millionen Kubikmetern. So wird es möglich sein, eine während des ganzen Jahres ziemlich gleichmäßige Kraftleistung zu erzielen. — Außerdem ergibt sich der weitere Vorteil, daß in der Nachtzeit und in den Tagesstunden, die einen geringeren Kraftbedarf erfordern, das überschüssige Wasser nicht unausgenützt wegzufließen braucht, sondern aufgespeichert werden kann, um dann während der Hauptbetriebsstunden als entsprechend höhere Leistung eingesetzt zu werden. —

Der Walchensee hat aber — das ist die Schwierigkeit — nur einen einzigen kleinen und unbedeutenden Zufluß, die Obernach, die in seiner südwestlichen Ausbuchtung mündet. Im übrigen wird sein Wasserstand — abgesehen von vielleicht einigen unterseeischen Quellen — nur durch Niederschläge ergänzt, die teils auf den Seespiegel einfallen, teils von den umliegenden Höhen kommend sich im See sammeln. Ihr Einzugsgebiet beträgt 74 Quadratkilometer.

Diesen Wasser bringenden und zuführenden Faktoren steht die Jachen gegenüber, durch welche der See im Südosten seinen Abfluß der Isar zuleitet. Ein anderer, ein unterirdischer Ablauf ist wohl der in lustigen Sprüngen mutwillig den Kesselberg herabtollende Bergbach.

Aber selbst, wenn man nun die Jachen gänzlich verbauen und absperren würde — den munteren Berggesellen, der heimlich in der Tiefe entwischt, wird man überhaupt wohl nicht packen und fassen können — wenn also der See gar keinen oberirdischen Ablauf mehr haben würde, so ließe sich im Walchensee durch die Obernach und die einfallenden Niederschläge doch nur eine Wassermenge sammeln, die eine Jahresdurchschnittskraft von lediglich 2 Sekundenkubikmeter bedeuten würde und für eine Kraftleistung von annähernd 4000 Pferdekräften hinreichend wäre. Für dieses verhältnismäßig geringe Resultat würde sich aber der Bau des Walchenseewerkes wirtschaftlich nicht lohnen.

So muß man sich denn um irgendwelches Ergänzungswasser umsehen. Die einzige örtliche Möglichkeit ist nun die, es aus der Isar zu holen, die nur wenige Kilometer südlich des Sees von Wallgau der Vorderriß zueilt.

Über das „Wie" wurden vielerlei Vorschläge gemacht. Die Regierung aber hat sich nunmehr entschlossen, bei dem in die Isar mündenden Bach Hochgraben, ungefähr 4 Kilometer oberhalb der Einmündung der Riß in die Isar, ein Stauwerk einzubauen und das Wasser von dort in einem 3250 Meter langen Stollen zum

Walchensee zu führen. Dieser Stollen, an Größe fast einem Eisenbahntunnel gleich, wird durch das Dolomitgestein des Höhenrückens getrieben werden, der Isar und Walchensee trennt. Es werden somit dem Walchensee noch durchschnittlich 10 Kubikmeter Wasser in der Sekunde aus der Isar zugeleitet werden, so daß im ganzen 12 Sekundenkubikmeter mit einer durchschnittlichen Kraftleistung von 24000 Pferdekräften ausgenutzt werden können.

Was die weiteren Anlagen betrifft, so ist geplant, am Ausfluß der schon erwähnten Jachen eine Regulierungsschleuse anzubringen. Wird diese geschlossen, so wird die Jachen nicht mehr aus dem See treten können. Sie wird in den wasserarmen Monaten des Jahres gänzlich zu fließen aufhören. Irgendwelche erheblichere Nachteile für das Tal, die Jachenau — um das gleich hier zu streifen — werden nicht erwartet und um so weniger, als schon bei dem Dorfe Jachenau zwei andere Bäche, die Große und die Kleine Laine, wieder Wasser bringen. —

Der Fischbestand freilich in den oberen fünf Kilometern der Jachen wird vernichtet werden. Ein großer Schaden erwächst aber auch hierdurch nicht, da die Jachen schon jetzt immer als Triftfluß benutzt wurde, und bekanntlich ist überall, wo getriftet wird, die ganze Fischerei nicht mehr viel wert. —

Am Nordende des Walchensees, bei dem Dörflein Urfeld, wird das Einlaufbauwerk sich erheben. An dieses wird sich ein 1070 Meter langer Stollen anschließen, der den Kesselberg durchbohrt und am Nordhang des Berges in ein künstlich angelegtes Becken mündet. Von diesem Becken (Wasserschloß) aus wird das Wasser in fünf eisernen Druckröhren die 200 Meter hohe Gefällstufe hinab in das eigentliche Krafthaus bei Kochel geleitet werden. Hier werden Peltonturbinen mit wagerechter Welle von je 10000 Pferdekräften aufgestellt; ein Teil von ihnen wird mit Wechselstrommaschinen, ein Teil mit Drehstrommaschinen unmittelbar gekuppelt. Die Wechselstrommaschinen erzeugen die elektrische Kraft für den Bahnbetrieb, die Drehstrommaschinen aber sollen die überschüssige Kraft zur Abgabe an Dritte in Drehstrom umsetzen. —

Vom Kraftwerk weg wird ein Unterwasserkanal von etwa 500 Metern Länge abzweigen und in den Kochelsee münden.

Selbstverständlich würde nun der Wasserspiegel dieses Sees durch das unerwartete neue Mehrwasser beträchtlich steigen. Auch hier werden sich daher bauliche Maßnahmen als notwendig erweisen. Wie aber schließlich die Lösung dieser Aufgabe getroffen werden wird, steht, während ich diese Zeilen schreibe, noch nicht fest. — Entweder wird der Einlauf des Kochelsees künstlich so verringert werden, daß die neuen 12 Sekundenkubikmeter sich ruhig in ihn ergießen können, oder sein Auslauf wird bedeutend verbreitert werden müssen. Die erste Möglichkeit, den Zufluß des Kochelsees entsprechend zu beschränken, ist leicht in die Tat umzusetzen. Die Loisach, die im Nordwesten des Sees in diesen eintritt, müßte ungefähr in der Höhe von Groß-Weil, dort, wo heute schon der Floßkanal abzweigt, teilweise abgeleitet und in das Loisachbett, das den Abfluß aus dem See darstellt, geführt werden. Denn eigenartigerweise tritt die Loisach von Norden aus in den See und verläßt ihn — nur wenige Kilometer ostwärts — wieder in nördlicher Richtung. —

Der zweite und andere Plan aber besteht darin, den alten Loisacheinfluß weiter fortbestehen zu lassen und nur den Ausfluß unter Herstellung einer Regulierungsschleuse stark zu verbreitern. —

Sehr große Neuarbeiten wird auch der weitere Lauf der nunmehr bedeutend mehr Wasser führenden Loisach erfordern. — Sie werden sich viele, viele Kilometer bis oberhalb Beuerberg hinziehen. Denn vom Kochelsee bis Fletzen wird die gesamte Flutrinne der Loisach stark erweitert und zum Teil auch korrigiert werden müssen. Von Beuerberg an aber, wo der Fluß der Isar sich schon sehr genähert hat, soll sein überschüssiges Mehrwasser in einem besonderen Kanale oberhalb Puppling in die Isar geleitet werden. —

Das gesamte Walchenseeprojekt stellt sich also, wenn wir es noch einmal als Ganzes überblicken, als ein Werk von einer ganz ungeheuren Ausdehnung dar. —

Wird sich nun all diese viele Mühe, diese Riesenunternehmung, die etwa vier

Jahre bis zu ihrer Fertigstellung beanspruchen wird, auch wirklich lohnen?

Was geschieht mit den 24000 Pferdekräften, die da erzeugt werden sollen? Werden sie nicht vielleicht, wie die Gegner des Projektes vielfach behauptet und ausgeführt haben, überhaupt keinen Abnehmer finden? . . .

In erster Linie wird das künftige Walchenseekraftwerk den Bedarf an elektrischer Arbeit für verschiedene Bahnlinien zu decken haben, für die Strecke München-Garmisch-Partenkirchen mit den Nebenlinien sowie die in Garmisch anschließenden Bahnen, ferner für den Gautinger Vorortverkehr. Hierzu werden später noch die Linien München-Tölz, München-Schliersee und München-Rosenheim treten.

Auf all diesen Geleisen werden die vortrefflichen Wirkungen des elektrischen Betriebes voll zur Geltung kommen. Es handelt sich hier um die Bewältigung von ganz erheblichen Steigungen, um die Beförderung nicht nur von Personen- und Schnellzügen, sondern auch um die Erledigung eines sehr umfangreichen Güterverkehrs. Auch der Nah- und Vorortverkehr, der sich hier teilweise abwickelt, ist sehr dicht und belebt. —

Ein beträchtlicher Teil der Walchenseekraft aber wird im Interesse der Rentabilität des Unternehmens und namentlich auch aus volkswirtschaftlichen Gründen zur Versorgung eines ausgedehnten Gebietes mit elektrischer Kraft dienen. — Es ist beabsichtigt, elektrische Arbeit aus dem Walchenseekraftwerk auf eine Entfernung von mehr als 250 Kilometern mit einer Hochspannungsleitung von 100000 Volt bis nach Mittelfranken zu übertragen und dort außer den größeren Städten sowie industriellen Werken etwa 2000 Ortschaften Mittelfrankens und der angrenzenden Kreise mit Licht und Kraft zu versehen.

Auch andere im Versorgungsgebiete des Walchenseekraftwerkes liegende Wasserkraftanlagen, bei denen die Möglichkeit einer ähnlichen Wasseranspeicherung nicht gegeben ist, werden in den Wintermonaten mit Nutzen vom Walchensee Kraft beziehen können, um zur Zeit des Wasserrückganges und bei Störungen durch Eis die Heranziehung von Wärmekraftmaschinen möglichst einzuschränken. —

Die Staatsregierung steht auf dem Standpunkt — und sie hat volles Vertrauen zu dieser ihrer Anschauung —, daß sich, entgegen der Ansicht so mancher, für die vollständige Verwertung der Walchenseekraft die genügende Zahl von Abnehmern bald finden wird.

Trotzdem könnte ja die Gesamtanlage bei den hohen Herstellungskosten des Werkes immer noch unrentabel sein. Es soll daher im nachfolgenden auch dieser Punkt einer kurzen Würdigung unterzogen werden.

Die Kosten des Walchenseewerkes einschließlich des maschinen- und elektrotechnischen Teils sind auf $17^1/_2$ Millionen veranschlagt. Bezieht man die Fernleitungen um die für den Bahnbetrieb notwendigen Bauten ein, so werden sie etwa 31 Millionen betragen.

Die jährlichen Ausgaben sind mit $1^1/_2$ Millionen gerechnet. Hiervon treffen 830000 Mark auf die Verzinsung des Anlagekapitals und dessen Amortisation, die in 50 Jahren vollendet sein soll.

Gerechnet wird von der Regierung mit einer jährlichen Erzeugung von mindestens 120 Millionen Kilowattstunden. Nimmt man nun den Durchschnittspreis der Kilowattstunde zu 2 Pfennig an, so dürfte ein Jahresertrag von 2400000 Mark herauskommen, der nach Abzug der jährlichen Ausgaben sich als Reinertrag von rund 900000 Mark darstellen wird. — In späterer Zeit, wo eventuell noch eine Mehrerzeugung von Kraft eintreten dürfte, würden sich die Erträge dann dementsprechend steigern. —

Ich komme nun nochmals auf die schon angeführten Bedenken zurück, die von verschiedenen Seiten gegen das Walchenseeprojekt geltend gemacht worden sind.

Richtig bleibt, daß der Trift- und Floßbetrieb auf der Isar durch die immerhin erhebliche Wasserentziehung auf bestimmte Monate und Tage des Jahres beschränkt bleiben wird. Er wird noch mehr zurückgehen, wenn die von den Regierungen geplanten zwei Waldbahnen — eine im Isartal, die andere in der Jachenau — fertiggestellt sind. Schade darum. Wieder ein Stück alter Poesie, das zugrunde geht. Schade um unsere braungebrannten, breitbrüstigen Flößer, die auf

ihren schwanken Holzstämmen lustig bis „hinten weit in die Türkei" hinabfahren konnten. Hoffentlich bleiben sie wenigstens ihrem Tale treu und tauchen nicht in der Fabrik unter. Möge die Regierung es sich angelegen sein lassen und ihnen in der Heimat zu Beschäftigung und Erwerb, vielleicht als Wald- und Holzarbeitern, verhelfen. —

Im übrigen ist die Regierung vollkommen der Meinung, daß das Landschaftsbild des schönen Isartales nicht zerstört werden wird. Der Fluß wird wie früher im Sommer erhebliche Wassermengen führen, nur im Winter dürfte ein Rückgang wahrgenommen werden, zu dieser Zeit aber wegen der Schneedecke und Eisbildung auch wenig ins Auge fallen. —

Die Senkung des Walchenseespiegels, die so vielfach bedauert wurde, wird auch nur in den Wintermonaten vorgenommen werden. Außerdem wird durch bauliche Maßnahmen dafür Sorge getragen werden, daß der Seespiegel überhaupt nicht tiefer als 4,60 Meter unter seinen gewöhnlichen Stand beim Betriebe des Kraftwerkes abgesenkt werden kann. Wenn die Reisezeit wieder beginnt, wird das Becken rechtzeitig gefüllt werden und den ganzen Sommer über seinen vollen Wasserstand beibehalten.

Auch eine Trübung des Sees durch das zugeleitete Isarwasser ist wohl kaum zu befürchten. Einmal haben sehr viele Alpenseen starke Zuflüsse, die im Sommer bei Gewitter und Regen gelb und grau daherkommen, ohne jedoch der Hauptfarbe und Klarheit des Sees wesentlich schaden zu können. Sodann wird das Isarwasser ja in der Südostecke des Sees eingeleitet werden, während der Hauptstrom der Fremden stets am westlichen Ufer vorbeiflutet. So wird für diese Besucher der einmündende Isarfluß sich wohl überhaupt nicht bemerkbar machen. —

Die Bauten und Gebäude, welche das Kraftwerk erfordert, werden unter Beiziehung von Künstlern dem Landschaftsbilde angepaßt, wie denn überhaupt das ganze Bestreben der Regierung dahin gehen wird, dieses möglichst wenig zu beeinträchtigen. —

Die Regierung hat ferner seinerzeit schon im Landtag durch den Minister erklärt, daß sie allen, die durch das Projekt und dessen Ausführung irgendwie geschädigt werden sollten, das größte Entgegenkommen beweisen werde. Mit der Oberleitung über die Durchführung der wasserbaulichen Arbeiten des Walchenseewerkes wurde der Vorstand der Wasserkraftabteilung im Staatsministerium des Innern Oberregierungsrat Dr. Cassimir betraut, der alle Bestrebungen zur Erhaltung der Naturschönheiten in seinem Machtbereich nach bestem Können fördern und bemüht sein wird, das Landschaftsbild der Isar und des Walchensees in seiner Eigenart so gut als irgendwie möglich zu erhalten. —

Ich gebe gern zu, daß ich persönlich und mit mir vielleicht noch manche andere das Walchenseegebiet lieber in einen Naturschutzpark umgewandelt gesehen hätten. — Das ist leider nicht mehr möglich. Und, da das Walchenseekraftwerk in der oder jener Form doch mit der Zeit Gestalt bekommen haben würde, begrüße ich es aufs wärmste, daß der Staat selbst die Sache in die Hand genommen hat. — Denn ganz abgesehen davon, daß er mehr als ein privater Unternehmer Rücksicht auf Leute und Landschaft nehmen wird, hat er so den Nutzen dieser gewaltigen Wasserkräfte sich selbst und damit der Allgemeinheit gesichert, hat auch allen Spekulationen und sonstigen wenig wünschenswerten Begleiterscheinungen solch großer Unternehmungen von vornherein die Spitze abgebrochen. —

Im Jahre 1912 soll mit den Arbeiten energisch begonnen, im Jahre 1916 das Werk in Betrieb gesetzt werden. —

Möge es dem Bayernlande Nutzen, Segen und Freude bringen! — — —

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse.

Ernst Decsey, Du liebes Wien (Berlin 1911, Schuster & Loeffler). — Helene von Mühlau, Nach dem dritten Kinde (Berlin 1911, E. Fleischel & Co.). — Karl von Perfall, Denn das Geld (ebenda). — Katarina Botsky, Der Trinker (München 1911, Albert Langen). — Wilhelm Schussen, Gildegarn (Heilbronn 1911, E. Salzer). — Carl Busse, Die Schüler von Polajewo (Stuttgart 1911, J. G. Cotta). — Neu-Ausgaben: Schillers sämtliche Werke, herausgegeben von Otto Güntter und Georg Witkowski (Leipzig, Max Hesse).

Ein Spätblüher, von dem niemand etwas wußte, ist aufgestanden und hat in aller Stille eine schöne Blüte getrieben. Ein Mann, der das Schwabenalter schon überschritten hat, entpuppt sich mit einemmal als Dichter, und in frohem Staunen dürfen wir seinen ersten Roman loben und preisen. Vor seinem Buche wird niemand fragen, was die Kunst soll oder nicht soll, aber es wird jeder spüren, daß es ihre schönste Eigenschaft ist, das Lebensgefühl in uns zu erhöhn und die Herzen froh und stark zu machen. Mit Freude und Jubel wurden die alten Sänger in den Burgen der Großen empfangen, denn Freudenbringer waren sie selber. Und immer noch, wenn einer kommt, der uns das mühselige graue Leben heller macht, öffnen wir weit die Tore: Tritt ein, du echter Wundertäter, erlöse uns von Dumpfheit und Sorge, nimm uns die schwere Last von den Schultern, daß wir einen Augenblick aufatmen und sie dann neugestärkt weiter tragen!

Aber die echten Freudenbringer sind in der modernen Literatur selten, das Problematische und Quälende drängt sich in den Vordergrund, und nicht umsonst regiert ein Friedrich Hebbel die Stunde — das heißt: der schlimmste Gefühlsverdreher unter allen unsern Poeten, der belastete Heiland der Schiefgewachsenen, der die Geraden auch nicht erlösen kann und dessen Maulwurfsaugen nicht sonnenhaft sind. Doch mit Heinrich Heine erkennen wir gerade unsern Größten, unsern heimlichen Kaiser Wolfgang, an seinen sonnenhaften, heiter-klaren Augen, und in seinem Sinne wollen wir uns jedes Dichters freuen, der die Welt mit Liebe umfaßt und uns Mut des reinen Lebens trinken läßt — mag seine Flügelspannung nun weiter oder geringer sein.

Solch ein Poet, ein Freudenbringer und Sorgenlöser, ist Ernst Decsey. Er ist 1870 in Hamburg geboren, er war oder ist Musikschriftsteller in Graz, und er hat dabei einen der schönsten Wiener Romane geschrieben, die ich kenne. Vielleicht mußte dazu einer von draußen kommen, dem die Kaiserstadt nicht Heimat war, sondern erst wurde, einer, der vergleichen konnte und der von Wien nicht redet wie ein Kind von der Mutter, sondern wie der Bräutigam von der erwählten Braut. Aber wie dem auch sei — genug, der Roman „Du liebes Wien" (Berlin 1911, Schuster & Loeffler) ist ein herzliebes und prächtiges, inniges und echtdeutsches Buch, das ich ohne Einschränkung jedem auf die Seele binden möchte. Mit welcher Behaglichkeit und liebevollen Umständlichkeit ist es erzählt! In welcher Fülle schwimmt die Sprache, die sich im Jungbrunnen der volkstümlichen Ausdrucksweise bereicherte und erfrischte! Wie vortreffliche Gestalten ziehn da an uns vorüber und werden uns Freunde — Gestalten, die von ihrem Schöpfer Liebe empfingen und Liebe ausstrahlen! Wie ist hier der genius loci getroffen, die ganze Atmosphäre von Wien, die sich heimatlich-vertraut auch um uns Fremdlinge legt und uns in ihren Zauber zieht! Wie klingt und singt es hier von „Geige, Baß und Viola", von allen Instrumenten, daß die Musik- und Phäakenstadt gleichsam umrauscht ist von tönenden Wellen! Und mit welcher Herzstärkung wird man entlassen, daß selbst der Traurige neue Hoffnung schöpft und es noch einmal mit dem Leben versucht!

Das ist viel Lob auf einmal, aber ich hoffe, es ist nicht zu viel. Flecken und Fleckchen gibt es natürlich wie überall auch in dem „lieben Wien" Ernst Decseys, doch wie gerne läßt man sie beiseite, wenn man vom Ganzen so schön getragen und vom Geist des Dichters so warm angehaucht wird! Von Anfang an zieht uns ein Poet in heimliche Stimmung: der Mond, der am Beginn durchs Fenster sieht und auf den schlummernden Knaben schaut, er scheint viele Jahre später am guten Ende wieder durchs Fenster, wenn aus dem Knaben ein glücklicher Mann geworden ist. Und die Uhren, die vielen Uhren des Ambros Schwerengang gehn unermüdlich durch die Stille und messen die Stunden — Stunden voll schwerer Sorgen und Stunden voll stillen Glückes. Mühe und Arbeit ist das Leben auch hier, aber in jeder Tiefe ist noch immer ein Flügel da, der nach oben reißt, und hinter Not und Angst steht geheimes Vertrauen. Der Name Schwerengang, den der schlichte Uhrendoktor trägt, ist symbolisch: einen leichten Weg hat er nicht, und mit seiner prachtvollen Christel, der „Löwin", muß er sich schwer ins Geschirr legen, daß sein Karren nicht im Dreck versinkt. Auch sein „Bub", der von allen musikalischen Kräften der Musikstadt gesegnete Grazian, macht es nicht billig und muß durch viele Schulen, ehe er ausgelernt hat. Jedoch man ahnt, daß diese Menschen einst

noch ihr Plätzchen an der Sonne erringen werden — nicht nur, weil sie einen guten Kern haben, sondern auch weil ihr Schöpfer sie von ganzem Herzen lieb hat. Es würde ihm selber zu weh tun, sie versinken zu lassen, und so macht auch er am Ende „seine Dichtung wie ein guter alter Dichter immer schöner". Die Schlechten müssen sterben und verderben, doch die Guten dürfen die Hände aufhalten: da leert Frau Fortuna ihr Füllhorn, und Bräute, Lotteriegewinne und andere schöne Dinge, wie sie jeder eben brauchen kann, fallen ihnen zu, so daß sie Freudentränen in den Augen haben und mit dem silberlockigen Pfarrherrn dankbar sprechen: „Sit Deo soli laus et gloria. Gott allein sei Lob und Ruhm!" Aber auch wir selber haben soviel Freude daran, daß wir nicht in kluger und ironischer Überlegenheit, sondern mit leiser Rührung lächeln, wenn sich alles zum Besten wendet und das ein wenig in Verruf gekommene „goldene Wiener Herz" selbst in Herrn Maxintsack mächtig wird. Man fühlt, es durfte gar nicht anders sein.

So möchte man den Roman am liebsten ein schönes Volksbuch nennen. Das heißt ja nicht, daß das Volk ihn nun mit Wonne lesen wird. Es heißt nur, daß er die besten und reinsten Kräfte des Volkes auffängt. In einer Dichterseele haben sie sich geklärt und abgesetzt, und was Ernst Decsey empfing, gibt er wieder. Deshalb haben wir sofort ein warmes und natürliches Verhältnis zu seinen Menschen und ihrem Erleben, deshalb kann sich alles in uns selbst entfalten, und deshalb vergißt man hier wieder einmal die eigne Welt mit Sorgen und Ketten über einer andern. Für ein paar Stunden lebt man nur mit dem Uhrmacher Brosi und der Christel, mit dem prächtigen alten Köckeis und dem Onkel Wahnfriedrich, mit Grazian und dem feinen Jüdchen Orion Feuerschein. Und ob man aus dem höchsten Norden stammt, ob man so unmusikalisch wie möglich ist — die strahlende Liebe zu Wien teilt sich uns mit, wir begreifen, weshalb diese Stadt so geliebt wird, wir fühlen den ewigen Melodienstrom, der um das „Capua der Geister" schwebt, und wir erkennen, daß es kein bloßer Zufall ist, wenn dieser erste Wiener Roman mit Haydn und Mozart, Beethoven und Wagner, Bruckner und Lanner, ja sogar mit den populären „Schrammeln" wie mit stärksten Lebensmächten operiert. Jeder typische Wiener Roman muß mehr oder minder auch ein Musikroman sein, und wir wollen uns freuen, wenn nicht nur die billigen Walzerengel hindurchfliegen. In Wien sind ja sogar — siehe Grillparzer — die Dichter musikalisch, was sonst in der deutschen Literatur gemeinhin nicht vorzukommen pflegt.

Aber nicht nur das alte, behagliche, musikdurchrauschte Wien steigt hier aus den Fluten — auch das neue, das kämpfen muß, ragt in das Buch hinein. In der Familie Wlk zeichnet Decsey das Tschechentum, das zäh, mit allen Mitteln vordringt, das sich als Fremdkörper in die Stadt, in die alte deutsche Kultur hineinschiebt. Und hier kommt in das schöne Buch der Liebe ein Zug der Härte und des Hasses. Mit einer solchen Erbitterung und Verachtung sind die konsonantenreichen Wlks als Diebe, Heuchler, Betrüger, kurz, als ausgekochte Schufte geschildert, daß man an den Nationalitätenkampf in Österreich denken muß, um den Schlüssel dafür zu finden. Sollen wir deshalb mit Decsey rechten? Gewiß nicht! Sein Zorn gehört zu seiner Liebe, und er beweist doch auch damit, daß er nicht als hochmütiger Eigenbrödler kühle Kunstpfade wandelt, sondern in Freud und Leid, in Spiel und Kampf, in Liebe und Haß mit seinen Volksgenossen untrennbar verbunden ist. Wenn das an einer Stelle seine künstlerische Schwäche ist, so ist es an hundert andern seine Stärke.

Ob der Spätblüher Ernst Decsey noch eine zweite gleich schöne, aus allen Säften und Kräften genährte Blüte treiben wird, das soll heute unsre Sorge nicht sein. Wir nehmen sein Buch und danken ihm, daß er uns das Leben nicht verdüstert, daß wir mit ihm lachen und weinen können, daß er uns, behaglich ins Weite und Breite schweifend, mit seinem „lieben Wien" ein rechtes Fest bereitet hat. —

Keiner der folgenden Romane ist auch nur annähernd so erquicklich. Unter dem Titel: „Nach dem dritten Kinde" erzählt Helene von Mühlau „aus dem Tagebuch einer Offiziersfrau" die traurige Geschichte einer Ehe (Berlin 1911, E. Fleischel & Co.). Es ist die alte Klage und Anklage, daß „so ein armer junger Offizier, der aus Liebe und ohne Berechnung geheiratet hat, im deutschen Vaterlande nun einmal nicht in der Lage ist, eine immer zahlreicher werdende Familie zu ernähren, daß ein jedes Kind, das nach dem Erstgeborenen zur Welt kommt, ein Unglück, ein Verhängnis bedeutet". Das ganze Leben wird zu einem kleinlichen Rechnen, jede Freude, die Geld kostet, muß man sich versagen, die Bemühungen des Mannes, in der Industrie eine einträgliche Stellung zu erhalten, scheitern, mit Unlust tut er seinen Dienst, mit Grauen denkt er an die Zukunft seiner Kinder, und der Aschenhaufe der täglichen Sorge verschüttet immer mehr die leuchtende Flamme der Liebe. Die Frau leidet darunter Qualen, die sie ihrem Tagebuche anvertraut, und man versteht ihr Entsetzen, als sie sich zum viertenmal Mutter fühlt. Segen wird unter den obwaltenden Umständen Fluch, und in einer grenzenlosen Verzweiflung wendet sie sich an dunkle Helfer, um die Not des Mannes durch den unerwünschten Familienzuwachs nicht noch zu steigern. Dabei fällt sie Erpressern in die Hände, und die Tragödie scheint fertig zu sein, als sich im letzten Augenblick noch alles zurecht zieht und durch tätige Freunde dem Manne im außereuropäischen Ausland die Möglichkeit geschaffen wird, seine Kraft zu beweisen und seinen Kindern eine Zukunft zu schaffen.

Der Wert des Romans liegt in der Eindringlichkeit und Wärme des Vortrags, in der Gefühlskraft, mit der Helene von Mühlau den einzelnen Stadien der geschilderten Entwicklung folgt. Hier ist mehr als eine geschickte Milieuschilderung, hier zittert, wie man glauben möchte, eignes blutiges Erleben nach, und die Ich-Form verstärkt naturgemäß den Bekenntnischarakter. So gewinnt das Buch eine starke subjektive Wahrheit, und besonders Frauen dürften von der Widerspieglung eines Schicksals ergriffen werden, das bei unsern sozialen Verhältnissen zweifellos über Tausende hereinbricht und deshalb typischen Wert hat. Das Graue und Quälende des Vorwurfs, das Kleinliche und Zermürbende dieser Alltags- und Geldnot-Tragik wird klugerweise durch dazwischengesetzte „Lichter" ab und zu unterbrochen, aber es liegt wohl in der Natur der Erzählerin, daß sie das reichere realistische und psychologische Detail doch eben dann aufbringt, wenn sie der Leidensgeschichte nachgeht. Da glaubt man ihr sofort, während man hinter die helleren Zukunftshoffnungen des Schlusses in Gedanken ein paar Fragezeichen malt. Nach der ganzen Art des unbefriedigten jungen Offiziers erscheint es nicht wahrscheinlich, daß er als Farmer glücklicher sein wird denn als Soldat, und das aufgeworfene, ja nicht nur für militärische Kreise gültige Problem wird am Ende nicht zu lösen versucht, sondern von außen her beiseite geschoben. Ohne den deus ex machina, der sich hier als menschenfreundlicher Großindustrieller verkleidet, würde der Schluß etwas anders ausfallen. Aber wie gesagt, nicht in der Handlung, nicht in der Schürzung und Lösung des Knotens, sondern in der leidenschaftlichen Innerlichkeit, mit der tragische Konflikte des Frauenlebens angeschnitten werden, besteht der Vorzug des lesenswerten Buches.

„Ich verstehe plötzlich, daß das Kapital die Grundbedingung zu einer verfeinerten Kultur ist," läßt Helene von Mühlau ihre arme Offiziersfrau in ihr Tagebuch schreiben. Sie hätte ihren Roman schließlich nennen können, wie Karl von Perfall nicht ganz geschmackvoll, aber deutlich sein neuestes Opus genannt hat: „Denn das Geld" (Berlin 1911, E. Fleischel & Co.). Auch er predigt einen ähnlichen Text. Armut, sagt er, ist und bleibt ein Hindernis der Entwicklung. Nur sehr unverständige Menschen, denen es an Tatkraft fehlt, die den Sinn des Lebens gar nicht verstehen, achten den Wert des Geldes gering. Geld ist fruchtbare Kraft, die Waffe des Strebsamen, das große Werkzeug der Kultur. Und an einer Fülle sich kreuzender Schicksale wird die große zwingende Macht des Geldes versinnbildlicht. Da blicken wir in eine Ehe hinein, die ohne metallnes Fundament geschlossen ist und in der die Liebe langsam verhungert. Da sehen wir heiße Jugend, die zusammengehört, die sich ihr bißchen Glück stiehlt, aber schon nicht mehr den Mut hat, Armut zu Armut zu tun: das Mädchen verkauft sich an einen reichen und halbverblödeten Wüstling, der Mann an ein altes, auf Geldsäcken sitzendes Weib. Da finden wir weiter eine Reihe anderer Menschen auf der wilden Jagd nach dem Mammon, Adlige, die ihr Vermögen verschwendet haben, und sonstige Gesellen, über ihnen allen aber thront, nicht gerade ein Backfischideal, doch das Gefäß aller Perfallscher Sympathien, ein klarblickender und vortrefflicher Kommerzienrat, der seinen Geldstolz zwar nicht ganz verleugnet, aber Herr und nicht Sklave des Geldes zu sein trachtet. Der reichste Mann, predigt er, muß seine Ehre darin sehen, daß eigene Arbeit an dem hängt, was er genießt. Und er wettert gegen die Söhne reicher Eltern, die den Beruf des Vaters, die den „Schlosser, Weber, Gerber usw. mit einem Mäntelchen zudecken" wollen, die da verheimlichen, was ihr Stolz sein sollte. Denn diese Schlosser und Gerber sind allmählich die mächtigsten Säulen des nationalen Lebens geworden, nicht weil sie reich, sondern weil sie die Führer und Erwecker der Arbeitskraft des Volkes sind. Es kränkt besagten Kommerzienrat ebensosehr, daß sein Sohn „Verse" macht (Blödsinn, sagt er), wie es ihn ärgert, daß ein tüchtiger und trotziger junger Mensch die guten Karten, die ihm das Schicksal in die Hand gedrückt hat, beiseite wirft, um als Selfmademan sich sein Leben ganz allein zu zimmern. Auch dieser junge Idealist kommt übrigens bald zu der Erkenntnis, daß Geld Erlösung und Freiheit bedeutet. Er nimmt es von der Schwester, die sich an den Wüstling verkauft hat. Womit wir glücklich bei dem alten „Non olet" angelangt wären.

Es ist ja zweifellos viel Vernünftiges, was Perfall hier verkündet. Aber es ist ihm bei der eifrigen Verteidigung seiner These manches wohl wider Willen schief geraten. Gewiß wird nur ein weltfremder Narr Macht und Möglichkeiten, die der Besitz verleiht, unterschätzen. Doch wir wollen uns ebenso vor jener Überschätzung hüten, die ein harmloses Gemüt leicht aus dem Perfallschen Geldroman ablesen könnte. Wir wollen nicht vergessen, daß die Not, die Kräfte zertritt, auch Kräfte entbindet; daß der Acker der Menschheit sich aus den Tiefen erfrischt; daß ein Volk, welches den materiellen Mächten zu großen Einfluß auf seine Entschließungen einräumt, allmählich ein ängstliches Volk wird und das Gericht selber auf sich herabzieht. Es gibt ja gottlob! noch immer Jünglinge mit kräftigen Herzen und Armen, die voll Mut und Selbstvertrauen auch Mädchen ohne Vergoldung heiraten und im schweren Kampf um die Zukunft nicht zermürben. Es sitzen auch heute noch überall Männer, die andere und höhere Ziele haben, als die, sich ein Vermögen zu erwerben. Das alles aber hat Perfall vergessen; er hat vergessen, zum Bild das Gegenbild zu zeigen; vergessen, daß das Geld an sich eine ganz neutrale Macht ist, die ihren Wert, ihre höhere oder geringere Bedeutung, erst durch den einzelnen Menschen

empfängt. Was bei ihm den Tanz ums goldene Kalb vollführt, das ist ja im Grunde auch dürftiges Volk, an dem sowieso nicht viel verloren ist: gescheiterte Existenzen, Schwächlinge, genußgierige Männlein und Weiblein. Wie gesagt: Das Bild mag ohne Absicht schief geraten sein.

Damit ist gleichzeitig gesagt, daß sich kein reiner künstlerischer Eindruck ergibt. Das Problem ist, von seiner einseitigen Auffassung ganz abgesehen, auch nur flüchtig und feuilletonistisch gestreift, nicht ernsthaft poetisch aufgenommen. Da notgedrungen die verschiedensten Menschen und Verhältnisse herangezogen werden mußten, an denen das Geld seine Macht zu erproben hatte, so konnten die einzelnen Gestalten und Konflikte bloß im Vorübergehen behandelt werden, und es bleibt bei genauerer Betrachtung doch nur ein Unterhaltungsroman zurück, der durch die aufgeklebte Etikette mehr scheinen will, als er ist. Im übrigen brauche ich nicht erst zu erwähnen, daß Karl von Perfall natürlich auch hier bei illegitimen Verhältnissen und recht körperlicher Liebe landet. Man kann ihn werfen, wie man will: er würde selbst von der Kantschen Philosophie oder der deutschen Marokkopolitik den Weg zu jenem ewig Weiblichen finden, das nicht nackt, sondern ausgezogen, nicht hüllen-, sondern hemdenlos ist.

Schwerer wird man mit einem Roman von Katarina Botsky fertig. Man liest ihn mit steigender Verwunderung. Er heißt „Der Trinker" (München 1911, Albert Langen), und das für eine Frau gewiß merkwürdige Thema ist im Titel genau umschrieben. Der junge John Zarnosky ist dem Trunke verfallen, und obwohl er mit aufflackernder Energie hin und wieder gegen sein Laster anzukämpfen sucht, säuft er sich allmählich doch zu Tode. Also ein wenig erquicklicher Vorwurf. Hat man das Buch noch nicht gelesen, so taxiert man wohl, daß hier ein junges und unreifes Talent in seinem Erstling mit der Keckheit des Anfängers nach einem krassen Stoffe greift und mit krassen Mitteln die Aufmerksamkeit erzwingen will. Auch das wäre heute, wo der Naturalismus längst eingesargt und begraben ist, ungewöhnlich genug. Aber es ist geradezu erstaunlich, mit welcher Ruhe und künstlerischer Kraft das Thema geformt ist. Jede Roheit, die sich der naturalistische Anfänger nicht hätte entgehen lassen, ist vermieden. Ebenso aber auch jede Sentimentalität, wie sie sich gerade der Frau hier leicht aufdrängen könnte. Johnche der Säufer wird weder angeklagt noch entschuldigt. Er trinkt nicht aus Herzenskummer oder aus einem ähnlichen Grunde, der seine Schwäche vergolden könnte. Er trinkt rein aus natürlicher Anlage, gegen die kein Erziehungsversuch, kein Wille etwas auszurichten vermag. Wenn er im ersten Kapitel vor uns hintritt, ist jede Hoffnung auf Besserung schon verschwunden. Nur dem letzten Akt des Dramas wohnen wir noch bei. Keine Erwartung also spannt uns mehr, keine Möglichkeit der Entwicklung reizt unser Interesse, auf allen Seiten umgeben uns Degenerationserscheinungen, neben dem Trunkenbold, dem der Tod sicher ist, stehen phantastische Lügner und harmlose Idioten — man sollte meinen, daß man in Ekel oder wenigstens in Beklemmung das Buch fortschieben, daß man es abschütteln müßte wie eine bedrückende Last.

Aber diese Wirkung tritt durchaus nicht ein. Teils wird durch die strenge, für eine Frau überraschend feste und energische Kunstform die Peinlichkeit des Stoffes verzehrt, teils müssen freundliche Episoden die Wage im Gleichgewicht halten. Wie nahe kommt uns der arme Säufer, wenn er für sein „Kind" sorgt, für Peter, den Ziegenbock, oder wenn er den toten Sperling Mimi beklagt oder auch, wenn er mit „Pfarrer", dem Idioten, einen Ausflug macht! Es wird kein sentimentaler Zug in diese Szenen hineingetragen, aber sie rühren uns, und der Trunkenbold ist mit einem Male unser Bruder, ein armer Kranker, ein Gezeichneter, ein schwaches, gutmütiges Menschenkind. Gerade der erwartete Eindruck des Verstimmenden, Grauen, Quälenden wird meisterhaft unterbunden. Wir leiden nicht unter dem Trinker, weil auch seine Umgebung verhältnismäßig wenig oder gar nicht unter ihm leidet. Die ganze Familie Zarnosky sieht die Sache halb scherzhaft, halb fatalistisch an und läßt sich die Stimmung nicht allzu lange verderben. In dieser Getreide verkaufenden dumpfen Kaufmannsfamilie, die sich durch ein ungewöhnliches Maß von Phantasie auszeichnet, gibt es übrigens ebenso wie unter den sonstigen Nebenfiguren ein paar prachtvolle ostpreußische Typen.

Als der alte Heinrich Laube noch das Hofburgtheater leitete, sagte er einst zu Hebbel: „Sie würden alle übrigen Dramatiker werfen, wenn Sie bei der Wahl Ihrer Stoffe nicht immer erst zwei Drittel Ihrer Kräfte aufbieten müßten, um dem Publikum den Gegenstand appetitlich zu machen." Vielleicht wäre einer versucht, auch auf Katarina Botsky eine ähnliche Bemerkung anzuwenden. Aber die Stoffwahl ist ja nichts Zufälliges; sie hängt innig mit allen Anlagen des Dichters zusammen. Vielleicht ist es dieser Erzählerin nur gegeben, Abstieg und Fall darzustellen; vielleicht versagt sie, wenn sie andres angreift. Aber mag dem sein, wie ihm wolle — ich gestehe, daß mir „Der Trinker" einen nicht geringen Respekt abgenötigt hat, wie ich überhaupt einen ehrlichen und künstlerischen Naturalismus bei weitem höher respektiere, als die verblasene Neuromantik, die augenblicklich in der Mode ist.

Gegen die reine und starke, ganz männlich wirkende Darstellungskraft, die in diesem Roman einer Frau lebt, kann sich das neue Buch von Wilhelm Schussen: „Gildegarn" (Heilbronn 1911, E. Salzer) nicht behaupten. Wir hatten gehofft, daß uns in dem beweglichen Schwaben allmählich ein

Humorist heranwachsen könnte. Aber nun kommt er uns bitter und gereizt, und wir haben Mühe, unsre Enttäuschung zu verbergen. Ein hübsch geformtes Motto soll vorbereiten und entschuldigen: „So herzlieb mir die Not ist, so zuwider ist mir die Tendenz, sagte die Kunst. Nur gibt es keine Not ohne Tendenz, sagte die Not.“ Das klingt wie eine Wahrheit und ist doch ein Spiel mit Worten. Man braucht sich den Roman nur anzusehn, um das deutlich zu spüren. Er ist gewiß aus „Not“ geboren, aber diese „Not“ war noch nicht rein, sie hatte noch nicht allerlei Bestandteile von verletzter Eitelkeit, von Berufsärger, von persönlicher Gereiztheit ausgeschieden. Und dieser Erdenrest ist das Verstimmende; diese noch unrein durchsetzte Not konnte die Kunst nicht emportreiben, sondern mußte sie tendenziös herabziehn. Es ist ein Schulroman, den Wilhelm Schussen geschrieben hat. Er selbst ist Lehrer. Er hat gewiß allerlei bittre Erfahrungen gemacht, allerlei unberechtigte Widerstände gefunden, daß ihm Leid und Groll schließlich das Herz abdrückten. Man versteht es ja, daß er da zur treuen Feder griff, um sich alles von der Seele zu schaffen. Aber in solchen Fällen gibt es künstlerisch immer ein Unglück. Mit dem Sachlichen verquickt sich zu viel Persönliches, und neben der Liebe für die Jugend lebt in der Brust auch die geheime Wut gegen verkalkte Vorgesetzte oder Kollegen. Ans Reformgymnasium von Plüderbeuren versetzt uns der Erzähler, und wenn er mit allem, was er zu berichten hatte, fertig ist, dann schwört er sicher darauf, daß wir uns mit ihm gegen das streberhafte Scheusal empören, das da als Direktor waltet, daß wir in Ingrimm und Mitleid dem armen Doktor Weizsäcker eine Träne weihn, diesem idealen Lehrer, der von dem Scheusal in den Tod getrieben wird. Doch wir verweigern dem Schwaben diesmal glatt die Gefolgschaft. Wir finden, daß der Held, der Doktor Weizsäcker, noch mehr an seinen Nerven, als an seinem Herzen Not leidet; wir finden, daß er ein lebensuntüchtiger Mensch ist, der sich allzu schnell unterkriegen läßt; wir begreifen nicht recht, was er eigentlich will, und zucken über seinen Tod nur die Achseln. Wer sich so schnell wund scheuert, darf nicht Reibeisen spielen wollen, und wer die Fahne so rasch wegwirft und sich aus der Welt stiehlt, hat keinen Rechtstitel mehr, die Welt zu verklagen. Ich zweifle nicht, daß Wilhelm Schussen über kurz oder lang selber zu dieser Ansicht kommen und daß er lernen wird, nicht voll Bitterkeit in den Verhältnissen stecken zu bleiben, sondern sich mit freiem Lachen darüber zu erheben.

Da wir gerade bei einer Schulgeschichte stehen, mag es mir erlaubt sein, auf ein eignes, stofflich verwandtes Buch hinzuweisen, das soeben in durchweg verjüngter Gestalt erschienen ist: „Die Schüler von Polajewo“ (Stuttgart 1911, J. G. Cotta).

Unter den verschiedenen Neu-Ausgaben, die uns die letzten Monate brachten, interessiert vor allem der „große Schiller“, d. h. die historisch-kritische, in 20 Bänden geordnete Ausgabe von „Schillers sämtlichen Werken“, die unter Mitwirkung verschiedener Gelehrter von Otto Güntter und Georg Witkowski in Max Hesses Neuen Leipziger Klassiker-Ausgaben veröffentlicht ward. Sie teilt mit anderen guten, aber entsprechend teureren Schiller-Ausgaben die Korrektheit des Wortlautes, die historische Anordnung innerhalb der einzelnen Schaffensgebiete, die Beigabe ausführlicher Einleitungen und Erläuterungen. Das alles verlangen wir ja heut als selbstverständlich, und wir richten unser Augenmerk gleich auf die unterscheidenden Kennzeichen, durch die der neueste „Schiller“ Charakter erhält. Da erfreut, wenn man die einzelnen Bände durchgeht, eine Vollständigkeit, die bisher nicht erreicht war. So finden wir im achten Bande den wenig bekannten „Dramatischen Geburtstagsscherz für Körner“, im neunten eine nichts mehr zu wünschen übrig lassende Zusammenstellung alles dessen, was Schiller auf seinem Wege als Bruchstück oder Plan zurückließ, im zehnten Bühnenbearbeitungen, darunter eine des „Don Karlos“, für die zum erstenmal eine in Riga befindliche, von Schiller selbst durchkorrigierte Handschrift benutzt werden konnte, und im neunzehnten „Die Avanturen des neuen Telemachs“, jene parodistischen Zeichnungen in Bierzeitungsmanier, die Schiller anno 1786 zum Geburtstag Körners verfertigte. Man braucht das Einzelne gewiß nicht zu überschätzen, aber es ist erfreulich, daß man nun alles handlich beisammen hat.

Noch dankbarer wird man den Herausgebern für den letzten, den zwanzigsten Band sein. Er bringt in seiner ersten Abteilung alle wichtigeren Lesarten, d. h. alle diejenigen, die auf einem bewußten Willensakt des Dichters beruhen und Merkmale seiner Entwicklung, seiner wechselnden Ansichten sind. Hier ist eher zu viel denn zu wenig aufgenommen. Und er bringt in seiner zweiten Abteilung — Preis und Segen dafür! — ein vierfaches General-Register. Eins, das alle Werke, eins, das alle vorkommenden Personennamen, eins, das alle erwähnten Bücher und Aufsätze, eins endlich, das alle häufiger zitierten Stellen aus Schillers Werken zusammenstellt. Meine Freude darüber wird jeder begreifen, der schon einmal durch das ewige Nachschlagen kostbare Stunden verlor. So verbinden sich hier praktische und wissenschaftliche Ziele, und wer für die nächsten Jahre einen guten, auf der Höhe der literarischen Forschung stehenden und doch wohlfeilen „Schiller“ braucht, kann sich getrost an diese Hessesche Ausgabe halten. Der „heilige Mann“ kommt hier in jeder Beziehung zu seinem Recht.

Gartenseite des Landhauses von Robert Hoffmann. Von Architekt Albert Rieder.

Illustrierte Rundschau.

Landhäuser des Architekten Albert Rieder. — Der heilige Kelch des Gral. — Reinhold Begas †. — Josef Israels †. — Zu unsern Bildern.

Das große Interesse, das allenthalben der Aufsatz über die neuen süddeutschen Villen des Münchener Architekten Zell im ersten Heft des laufenden Jahrgangs gefunden hat, veranlaßt uns, hier auch ein paar norddeutsche Landhäuser im Bilde vorzuführen. Es handelt sich um neue Schöpfungen des Architekten Albert Rieder für die Künstler Hoffmann und Burger, Landhäuser, die in dem malerischen Klein-Machnow bei Berlin stehen. Ob ein Landhaus gut ist oder nicht, kommt lediglich darauf an, ob es sich in die Landschaft einpaßt und mit der Natur verwachsen ist. Auf der obigen Aufnahme lugt das Häuschen Hoffmann wie verträumt aus den Bäumen hervor. Das Haus liegt von der Mauer zurück, den baupolizeilichen Verordnungen entsprechend, jedoch ist es mit der Mauer beim Eingang durch einen überdeckten Gang verbunden und auf diese Weise das Haus in Zusammenhang mit der Einfriedigungsmauer gebracht. Dadurch wird man nie das Gefühl haben, daß das Haus ebensogut an einer anderen Stelle stehen könnte. Das sind die Mittel des Architekten, auch eine kleine Hausanlage in die Natur einzufügen. — Auf ganz andere Weise ist es beim Haus Burger versucht, es in die Landschaft einzuschließen. Ein großer Eichbaum war für die Aufstellung des Hauses maßgebend, und zwar ist das Haus so dicht an die Eiche gerückt, daß sie sich leicht die Tagesneuigkeiten zuflüstern können. Der Garten ist zum größten Teil die ursprüngliche Wiese geblieben; nur unmittelbar vor dem Haus ward eine streng eingeteilte Blumenbeetterrasse angelegt. So streng und ernst das Haus aussieht, so hat der Eingang, erkerartig auf eine mit Stufen rings umzogene Terrasse vorgebaut, etwas Einladendes, das durch die um den Vorbau angebrachte Bank noch wesentlich erhöht wird. Das Landhaus Burger ist im Äußern mit einfachen Mitteln hergestellt, im Innern etwas reicher. —

Die nächsten Seiten unserer Rundschau sind einem Stoffe gewidmet, dem die Bayreuther Aufführungen des „Parsifal" allsommerlich den Reiz einer gewissen Aktualität verleihen. Es handelt sich um den heiligen Kelch des Gral und Monserrat. Der heilige Gral — der santo calix! Wahrheit und Dichtung sind da eng miteinander verbunden. Wo fängt die geschichtliche Forschung an — wo hört die schöne Legende auf? Der Kelch, dessen Bild wir auf S. 318 wiedergeben und der sich in der Sakristei des Domes zu Valencia befindet, ist der

Landhaus Robert Hoffmann in Klein-Machnow. Von Architekt Albert Rieder.

einzig authentische. Über seinen historisch-romantischen Ursprung berichtet die alte Chronik aus dem Archivo de la Catedral de Valencia: Da Ausländern sonst keine Einblicke gestattet sind, so ist man über den einzig echten Kelch vielfach gar nicht unterrichtet, — diese Photographie ist in der sacristia aufgenommen, da das heilige Gefäß nicht aus dem geweihten Raum der Kirche darf. — Die Spanier sind caballeros, ritterlich und poesieliebend; so ward bei der Übergabe dieser Aufnahme geäußert: „So gehe nun hin, o Kelch, und zeige dich im deutschen Land, dort, wo der große Ricardo Wagner durch dich zu so herrlichen Klängen begeistert wurde, wir gestatten diese Ausnahme, zumal nun, wo die Memoiren des großen Mannes erschienen, uns zu belehren über den deutschen Genius, der in Spanien an unserer göttlichen relique und auf unserm Monserrat sich begeisterte!“ — Der Text der Chronik lautet in deutscher Übersetzung: „Wie ersichtlich, ist das heilige Gefäß aus einem einzigen großen Sardonix gefertigt, der in Regenbogenfarben opalisiert. Der heiligste aller Kelche wurde durch das Blut Jesu Christi und mit den in ihm vergossenen Tränen geweiht! Der innere Durchmesser beträgt eine mittlere Hand, etwas ausgespannt, die Höhe des Steines beträgt 6 dedos (nebeneinanderliegende Finger). Reiche Silberarbeit ziert den calix, diese ist in Toledo gemacht. Die knienden vier Engelein, die den heiligen Kelch anbeten, stammen aus der Hand eines gottesfürchtigen Bildners, der im Heiligen Lande zu Gethsemane die fromme Stimmung sich holte. Die von Jesu geweinten heiligen Tränen sind kostbare Perlen geworden, mit denen der Fuß reich geschmückt ist, hingegen die heiligen Blutstropfen Christi symbolisch gedeutet durch Rubinen. Drinnen aber, verborgen unter dem Kelch in goldener Kapsel, ist das

Eingang zum Landhaus Robert Hoffmann. Von Architekt Albert Rieder.

heilige geronnene Blut, das alle Zeiten überdauert zur ewigen Erlösung. Nicht immer befand sich der Kelch hier zu Valencia, sondern er war vordem im alten Konvent von San Juan de la Peña, der Grabstätte der ältesten aragonischen Herrscher, bis zur Zerstörung des Klosters in den Maurenkriegen. Der hl. Gral aber stand in Gottes Schutz, indem er der Heiden Augen wie ein Blitz traf, durch sein helles Aufleuchten sie blendend. Der Cid, el Campeador, soll den santo calix nach Valencia gebracht haben. — Der Ursprung des Sardonix-Kelches ist natürlich das Gelobte Land; er hat dem Welterlöser beim heiligen Abendmahl gedient. Spanien stiftete die Silberfassung, als 1099 vom ersten Kreuzzuge der Kelch nach Hispanien kam; von frommen Gottesstreitern nach dem Kloster San Juan de la Peña gebracht. Es wird angenommen, daß der Sardonix, zum Kelch gearbeitet, unter den Gaben der drei Könige aus dem Morgenland sich befand, zumal ja im fernen Osten in allerältesten Zeiten die Kunst der Bearbeitung von allerlei Edelgestein gekannt und geübt wurde. — In Valencia ruht nun das Heiligtum in seinem Schrein, doch einmal im Jahre, am 31. August, wird im Dom feierlich Messe gehalten zur Ehre des heiligen Kelches, und die Gläubigen dürfen ihn sehen und verehren. Aber seine Bedeutung lebt fort — und zwar durch Richard Wagner: im Parsifal — in seinem Karfreitagszauber!

Eingang zum Landhaus Fritz Burger in Klein-Machnow. Von Architekt Albert Rieder.

Eine Verbindung zwischen dem santo calix und Monserrat betont die spanische Geschichte

Landhaus Fritz Burger (Atelierwand). Von Architekt Albert Rieder.

nicht, Richard Wagner hat in schöner poetischer Freiheit den Gral mit dem Monserrat vereint! Monserrat, auf deutsch: der gesägte Berg — bei den Catalanen Montsalvatsch. Der Montsalvat, der heilige Berg des deutschen Mittelalters, das freilich die Burg des Gral sich hier dachte, und woran Wagner festhielt. Die Gebirgsformation ist hier auch so phantastisch, daß sie wie eine Burg erscheint; besonders von der Station Monistrol aus gesehen. Die Araber nannten den wunderbaren Berg: Gistaus — das ist: steinerner Wächter. Wagner wählte natürlich von den verschiedenen Namen den schönsten. — Großartig, gewaltig ragt der Montsalvat in die Wolken, und wir hören Lohengrin: „Im fernen Land, unnahbar Euren Schritten,

Der heilige Gral.

Die Gralsburg Montsalvat. (Das Kloster auf dem Monserrat.)

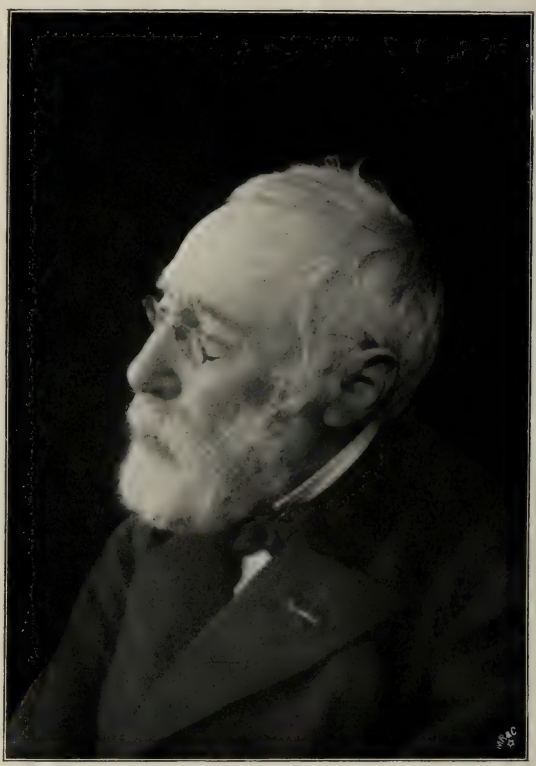
liegt eine Burg, die Montsalvat genannt.."

— — — — — — —

Irdischem Ringen und Schaffen entrückt sind nun auch zwei Große im Reich der Kunst: Reinhold Begas ist in seinem 81. Lebensjahre heimgegangen, und Mitte August, da eben diese Blätter in den Druck wandern, folgte ihm der Altmeister Hollands, Josef Israels. Unseres großen Landsmannes Werk ist in unseren Heften verschiedene Male ausführlich gewürdigt worden. Nicht immer und nicht überallhin folgten dem ewig Schaffensfreudigen seine Kritiker. In seinem letzten Arbeitsabschnitt sah Reinhold Begas neben sich eine neue Kunst und ein neues Urteil erstehen, denen sein ganzes Wesen fremd war. Es wäre auch zu spät für ihn gewesen, der neuen Richtung zu folgen. Die Huld des Hofes blieb ihm bis in die letzten Lebenstage erhalten. Wir entbieten dem dahingeschiedenen Meister, dem Vielgeehrten und Vielgeschmähten, an dieser Stelle unseren Scheidegruß, überzeugt, daß nach Jahren seine Hauptwerke den Ruhm, den er genossen, erklären und die weniger gelungenen Arbeiten so überstrahlen werden, daß man die scharfe Gegnerschaft, die ihm vielfach geboten ward, kaum mehr verstehen wird. — Auch Josef Israels' feine und große Kunst ist in vielen seiner reifsten Werke den Lesern unserer Hefte schon bekannt geworden. Er war der erste große moderne Maler Hollands. Die Berliner Sezession ernannte ihn auf den Vorschlag seines Schülers Max Liebermann zum Ehrenmitglied. In einer Studie, die Liebermann über seinen Lehrer veröffentlicht hat, finden wir den Satz: „Nur ein lyrischer Dichter könnte ihm ganz gerecht werden; denn seine Malerei ist ein Farbe gewordenes Gedicht, ein schlichtes Volkslied, kindlich, im biblischen Sinne einfältig, alles Gemüt, Empfindung und nochmals Gemüt." In dieser aristokratischen Volkskunst aber ist Josef Israels wohl immer der vornehmste gewesen. Er war reicher und tiefer an Innenleben als alle andern, und zudem war ihm stets der Mensch der Maßstab der Dinge. Um die technische Vollendung an sich ist es ihm so wenig zu tun gewesen, daß er sich gar nicht bewußt wurde, wie weit er es darin gebracht hat. Gute Bilder machen wollte er, Bilder, die eben das in Vollkommenheit ausdrückten, was ihm die Seele bewegte, eine reiche und freie, kindliche, liebende Seele! Er ist ein Israelit, ein Sohn des alten Volkes. Aber die überwiegende Mehrzahl seiner künstlerischen Stammesgenossen ist in unserer Zeit zunächst nach der formalen Seite hin begabt, scharf an kritischem Verstand, der fast immer das erste Wort spricht, und darum gern geneigt zur Tendenz, zum Widerspruch. In Israels' traurigsten Armeleutbildern ist von alledem keine Spur. In Kampf und Sorge ist er selber reif geworden. Er hat in Paris eine harte Schule durchgemacht und wohl auch den gemeinen menschlichen Hunger kennen gelernt, Enttäuschungen im Ringen um die Kunst; aber er ist dabei nicht bitter geworden, sondern gütig, nicht zornig, sondern mitleidig. Die harte Arbeit, die er so

Professor Reinhold Begas †.
Photographie von Zander & Labisch, Berlin.

gern malt und in deren Schilderung er vielleicht seine größte Kunst entfaltet, hat ihm auch ihre Schönheit enthüllt, ihm, wie dem Kämpfer Konstantin Meunier. Aber diese Schönheit feiert Israels mit lyrischer Gemütstiefe, Meunier mit dramatischer Leidenschaft und trotziger Parteinahme. Sie konnten beide das gleiche so ganz verschieden sehen, weil sie beide ganz echte, starke Persönlichkeiten sind. Josef Israels gehörte zu jenen Malern, die eine bedeutsame Wirkung auf die Kunst ihrer Zeitgenossen üben müssen. Die holländischen Maler betrachteten ihn als ihren Altmeister. In Deutschland hat Max Liebermann die fruchtbarsten Anregungen von ihm erhalten, Fritz von Uhde hat mit Bewunderung auf ihn gesehen. Er war ein Erzieher wie Rembrandt, sein großer Landsmann.



Josef Israels †.

Zum Schluß noch eine kleine Bemerkung zu dem Egger-Lienzschen Gemälde „Wallfahrer", von dem unser Augustheft eine vorzüglich ausgefallene Reproduktion gebracht hat. Es war vergessen worden, auf dem Blatte zu bemerken, daß das schöne Bild sich im Besitz der Städtischen Kunsthalle zu Mannheim befindet. Da das Mannheimer Bürgermeisteramt begreiflicherweise Wert darauf legt, daß die Welt erfahre, welche Schätze die Mannheimer Kunsthalle birgt, holen wir das Versäumte hierdurch nach.

Nun zu den Bildern des vorliegenden Heftes.

Das Titelbild „Unter dem Mimosenbaum" ist eine besonders reizvolle Studie von A. Neven du Mont. Nicht nur denen, die im roten Rock hinter den Hunden her im Oktober dem Reit- und Jagdsport obliegen, wird das Gemälde von Professor Angelo Jank „Jagdreiter" eine Augenweide und Herzensfreude sein. Alle wird es packen. Ebenso wie die Reihe schöner Kunstblätter, die zu den warmherzig geschriebenen Erinnerungen von Caecilie Achenbach an ihren Vater Oswald Achenbach gehören. Ein Werk voll Sturm und Leidenschaft bietet Franz von Stuck mit seinem „Prestissimo", der naive Humor kommt in der Bronze „Junger Faun" von Karl von Lilien zur Geltung. Ein allerliebstes Jungmädchenbildnis bietet Dr. Arthur Grunenberg. Verwandten Reiz atmet die Aufnahme der anmutigen Tänzerin Rita Sacchetto im Grünen. In die kleine Schar der Großen aus dem Reiche des Kapellmeisterpultes gehört Arthur Nikisch, den Professor Robert Sterl auf der Höhe seiner „Macht als Dirigent" zeigt. Den persönlichen Erinnerungen Otto Leßmanns an den Heroen der Musikwelt Franz Liszt ist das wundervolle Bildnis des Meisters von Franz von Lenbach beigegeben. Zu den Heidelberger Erinnerungen von Prof. Ed. Heyck gehört das Eckertsche Gemälde „Heidelberg im Mondschein". Diese Landschaft und die wirkungsvolle Marine von Julius Seyler „Fischerboote von Nieuport" bringen einen besonders stimmungsvollen Ton in den Vielklang der Farben, den das vorliegende Heft in all seinen reichen Schätzen bietet. Möge es sich derselben Aufnahme erfreuen wie das erste Heft unseres neuen Jahrgangs! H.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Mädchenzimmer.

Gemälde von Theodor Esser.

Velhagen & Klasings
Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXVI. Jahrgang 1911/1912. Heft 3. November 1911.

Frau Utta und der Jäger.

Roman von Rudolf Hans Bartsch. (Schluß.)

Als die ganze Gesellschaft nach Straža übersiedelte, vermochte den schmerzlichen Grundton, der in den Seelen der alten Damen zitterte, selbst ihre heldenmütige Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit nicht zu überklingen. Es stand schlecht, sehr schlecht mit Schloß Straža. Der hohe Sommer, dessen drückende Hitze die ersten Frühtrauben schon im August zur Reife brachte, bestrahlte unerbittlich das ganze Elend der Reben, die armselig und dürr an den Südleiten kümmerten. Die Weinlese, die sonst alljährlich sechs-, ja achttausend Gulden eingebracht hatte, war diesmal hoffnungslos. Das Schicksal des alten Geschlechts drohte düster zu werden.

Frau Utta mit ihren schnellen, lichten Augen sah umherwandernd all das recht gut. Aber es wäre unwahr, wenn man sagen wollte, daß das sterbenstraurige Aussehen der ganzen verwüsteten Rebenlandschaft ihr ins Herz geschnitten hätte. Im Gegenteil; hier war ihre Feindin krank; todkrank! Ihre Rivalin, die Landschaft, die Natur, die Heimat. Wenn Straža fiel, hatte Hanns nicht mehr, wo er sein Haupt hinlegen konnte; — nichts als ihren Schoß! Dann mußte er mit ihr in die strahlende Pracht, in die Fülle der warmen Menschenaugen, unter Scherze, Gelächter, Freude und Reichtum! Mußte! O, sie war klug gewesen, die ränkevolle schöne Frau, daß sie nicht zugab, seine Braut zu heißen! Das hätte Straža gerettet. Aber dieses Raubnest, das ihr den Liebsten so ferne und festhielt, mußte erst fallen. Dann war sie seine Heimat; die einzige, die er hatte!

Im Kopfe des Hanns gingen auch keine frohen Gedanken um. Bloß vierzehn Tage war er nicht im Walde gewesen, und Schlingenstellerei und Wilddiebstahl hatten wieder begonnen. Der glühende Hochsommer trieb alles Wild in die Dickungen, und dort war schwer nachzuforschen; dort lagen die Schlingen hundertweise. In seinem Zorn beschloß der junge Baron, wenigstens die Käufer seines Wildes von diesem abzuschrecken, und er und Himmelmayer drangen sehr in Doktor Urban, ihnen das ungeheuerlichste aller Purgiermittel zu verschreiben. Jedoch nur eines ohne Geruch und Geschmack. Als sie dem entrüsteten alten Freunde aber den Grund ihres Begehrens mitgeteilt hatten, willfahrte ihnen sogar der milde Naturheilapostel und schrieb das erste „chemische Rezept", wie er es nannte, seit dreißig Jahren!

Das Mittel wurde aus einer gänzlich entfernten Gegend besorgt, und dann schoß Hanns einige Hasen, in deren Lungen, Rippenfell und Halsfleisch er das scharfe Reißmittel reichlich einspritzte. Die Hasen legte er fein in die vorgefundenen Schlingen, zog diese zu, als ob sich die armen Geschöpfe qualvoll erwürgt hätten, und die beiden Freunde warteten diabolisch auf den Erfolg. Selbst die alten Damen, die eingeweiht worden waren, kamen in angeregtere Stimmung.

 Copyright 1911 by Velhagen & Klasing.

„Zuerst müssen unsere Feinschmecker bei diesen heißen Tagen das leichter verderbliche vordere Fleisch und das edle Geräusch essen," sagten sich die Verschworenen.

Und Sonntag kam. Der Mittag war vorbei, und nichts hatte sich noch gerührt. Am späten Nachmittag saßen die alten Damen, dann Hanns, Urban, Himmelmayer und Mückenbrünn mit ihren schönen Rankensteiner Gästen im großen kühlen Musikzimmer, und Hanns spielte gerade eine wunderschöne Betrachtung des Friedemann Bach, als aufgeregt die Haushälterin ins Zimmer stürzte.

„O Gospad, Gospad," rief das windische Mädchen in ihrem merkwürdigen Deutsch: „Gott gnädige schütze uns! Ist Cholera jetzt auch schon in Straža angefangen!"

Hanns sprang auf.

„Ist Cholera in Pfarrhaus; Pfarrer und Kaplan sind im Sterben. Und in Doktorhaus auch. Haben Herrn Doktor zu Gast gehabt. Bloß Has, aber mit Gurkensalat! Bin ich bei Kirche gestanden, wie beide Boten aufeinander los sind, jeder hat geweint! Hat Doktor um Pfarrer und Pfarrer um Doktor g'schickt. Doktor hätt sollen laufen zu Pfarrer helfen, und Pfarrer zu Doktor versehen. Jezisch, Jezisch, hab' ich immer g'sagt, Gurkensalat . . . ."

Hanns war schon blaurot im Gesicht. Wenn er jetzt losplatzte, war alles verraten. Gefaßt, aber mühsam erhob sich die Baronin: „Neza, lauf, was du kannst, in die Küche. Wirf den ganzen Gurkensalat, der für Abend bereit steht, in den Burggraben. Schnell, schnell."

Neza hieb die Türe hinter sich zu und stürmte fort, als könnte die Rettung nicht geschwind genug gehen.

Höchste Zeit! Denn jetzt donnerte das Gelächter los wie aus einem gestürzten Schotterkarren. Frau Utta und Helene mußten lange fragen: „Was ist denn?" ehe auch nur eins Atem hatte, zu reden. Als sie's erfahren hatten, lachten auch sie wie toll mit. Hanns sprang umher und johlte: „Ujuhu! Das ist einmal an rechter Stelle gesessen!" Himmelmayer hielt sich den schmerzenden Magen und schrie: „Aufhören, aufhören, sonst bekomm' ich die Cholera!" und selbst den wehmütigen Urban schüttelte es leise. Bloß Mückenbrünn saß verständnislos in all diesem Tumult, hielt die Fingerspitzen gespreizt aneinander und lächelte milde und höflich. Er allein hatte nicht begriffen, was geschehen war.

⁂ ⁂ ⁂

Jenes Gelächter war zu toll und laut gewesen. Es hatte das ganze Schloß erschüttert, und im Schlosse hielten die slawischen Feinde ihre Späher. Während dieser Kraftstreich so gut getroffen hatte, rüsteten längst auch die Feinde des kleinen Nestes auf Straža.

Was Frau Utta gefürchtet hatte, war geschehen. Velimir Trojar, der weltunkundige Schwärmer und Träumer, hatte dem Bruder begeistert von dem Heidenchristentum des seltsamen Mückenbrünn erzählt, und wie auch Hanns Heydenreich Baum und Fels beseelt und sich Bruder wußte. Und er, Velimir Trojar, fände, es sei schön und köstlich; es verbürge Unsterblichkeit schon bei lebendigem Leibe!

Da verwies ihm der Bruder, solche Unvorsichtigkeit je laut werden zu lassen, soweit sie ihn anginge. Aber er kam zum Pfarrer, berichtete über das lästerliche Ärgernis in entrüsteten Worten, und der Pfarrer schleuderte den Haß gegen das greuliche neue Heidentum von der Kanzel ins Volk. Er nannte keine Namen; aber der arme Mückenbrünn war mit zwei Strichlein nur allzu kenntlich zu zeichnen.

Als einmal Hanns mit Büchse und Rucksack ausging, um für seine Gäste einen Rehbock zu schießen, fand er vor einer Kapelle den armen Narren und Schwärmer ohnmächtig in seinem Blute liegen. Die tückischen Angreifer hatten ihm bei der höchsten Kapelle, die ringsum weit über alles Land vom Berge sah, einen Hinterhalt gestellt, und als am großen Frauentage der wunderliche Mensch, dessen Seele keine Religion Genüge tat, weshalb er sämtliche in sein Herz zu pressen versuchte, in die Höhe stieg, um sich vor der Kapelle in blaustiller Höhe in tiefste Versunkenheit zu träumen, da wurde er aus dem Gebüsch mit einer schweren Ladung Steine beworfen. Er hatte die Arme ausgebreitet und still geduldet, bis er in jähe Ohnmacht sank. Die Angreifer aber stoben auseinander, ohne sich das wenigste um den Schwerwunden zu kümmern, verkrochen sich auch nachher vor der ausforschenden Gendarmerie so gut, daß, wie so oft in jenem

Lande, die Missetat am Deutschen ungesühnt blieb.

Hanns vermochte den Schwerverletzten, bei dem er eine Gehirnerschütterung und den Verlust eines Auges vor anderen unzähligen Wunden zu fürchten hatte, zunächst in die nächste Jagdhütte zu schaffen. Mückenbrünn hatte jede Erinnerung an den heimtückischen Angriff verloren, klagte niemand an und kam nicht in volles Bewußtsein. Hanns sandte zu Tal um Doktor Urban, der sogleich helfen kam, und nun pflegten beide Männer den armen Schwärmer, den man nicht hinab zu bringen wagte, mit solcher Zartheit, daß Frauenhände nicht sorglicher die Schmerzen des Zerschlagenen hätten lindern können. Mückenbrünns Auge erwies sich als schwer verletzt. Die Erschütterung des unglückseligen Religionsstifterhirnes erwies sich als leichter; am bedenklichsten wurde das Wundfieber. Denn der Ärmste hatte einen halben Tag und eine Nacht in Schmutz, Gewitter und Sonnenbrand bewußtlos gelegen. Dann und wann ließ endlich das Fieber so weit nach, daß Mückenbrünn zu freiem Bewußtsein kam. Da bat und flehte er denn unermüdlich, die Freunde sollten ihn doch aus der toten Holzhütte in die lebende, liebreich flüsternde Umgebung seiner grünen Geschwister Bäume bringen. Er bäte um ein Lager unter dem tausendjährigen Kastanienbaume.

Da dieser Baum gleich neben dem Jagdhause stand, erlaubte Urban in sonnigen Stunden den kleinen Ausflug mit dem Bette des Schwerwunden, und hier fanden ihn auch Frau Utta und Helene, die mit der Baronin heraufgekommen waren, um nach dem Märtyrer zu sehen.

Als ihn Frau Utta nach seinem Befinden fragte, erwiderte der Unverbesserliche mit leiser Stimme: „O wohl ist mir, wohl! Wie kann mir anders sein mitten im Troste der Unsterblichkeit? Sehen Sie sich den Baum hier gut an, gnädige Frau. Sehen Sie, daß er wie kanneliert ist, tiefrissig? Das waren lauter einzelne Bäume, die im Kreise aus den Wurzeln des gestürzten Urbaumes neu erwuchsen und sich nach Jahrhunderten ineinander schlossen, zu einem festen Bündel. Darum hat dieser Stamm so ungeheuren Umfang."

„Schweigen Sie, schonen Sie sich, das ist doch nicht Redens wert," bat Frau Utta.

„Doch, es ist wichtig," lächelte Mückenbrünn. „Man nennt diese Wurzelschosse Stockloden. Infolge einer unbegrenzten Fähigkeit, Stockloden zu treiben, ist die Edelkastanie unsterblich; ganz und gar. Das ist eine sehr gedankenvolle Sache."

„Da hält er botanische Vorträge! Schonen Sie sich und schweigen Sie," zürnte die Baronin.

„Es ist nicht darum," fuhr aber Mückenbrünn beharrlich fort. „Dieser Baum sah noch das Heidentum. Hanns!... Tu mir's und pflanze auf den Boden, der mein Blut einsog, auch so einen ... Kastanienbaum."

Und er sank lächelnd zurück, summte ein wenig im Traumzustand zwischen Schwäche und Beseligtheit und schlief ruhig ein; ganz leicht atmend; fast unmerklich.

Hanns deckte ihn zu, ging und wechselte den Verband auf seinem Haupte, und leise wispernd saßen die Frauen unter dem mächtigen Schatten des Urbaums, der tiefrauschende Schlummerlieder sang.

Bei solcher Störung des heitern Zusammenseins auf Straža konnten Frau Utta und Helene nicht bleiben. Einmal nur gingen die beiden Freundinnen noch durch das ganze Schloß, sahen sich die ungeheuren Rüstern im Burggraben an und die Falkonette, die zu beiden Seiten des Tores herausspähten und die schwere Zugbrücke, an deren mächtigen Rädern je vier Männer sich anstrengen mußten, um sie aufzuwinden. Dann den Burghof und die Säle mit den Geweihen und die braunvertäfelten Gemächer der Frauen, das Musikzimmer in einem Turm, wo eine zitternde Harfe noch aus alter Zeit stand und ein Spinett mit bebendem, wehem Klange wie gesprungenes Glas. Und von der gewaltigen Silberschmiedearbeit mit der Uhr im andern Turme, von den hallenden Bogengängen nahmen sie Abschied; zuletzt blieben sie noch lange, lange Zeit in Hannsens rundem Turmraum, saßen einträchtig nebeneinander auf seinem Diwan und sprachen von ihm.

Wie rauh er sei, und wie zart! Hierum hingen seine Waffen, und den Wilddiebschädel dort an der Wand, von dem Hanns nicht Laut geben wollte, befabelten sie lange. Aber unter den Waffen lagen die

köstlichsten Bücher, und der wilde Jäger, der wie verdammt zu sein schien, um des Mordens im Walde willen aller Welt Glück zu lassen, hielt innige Bruderschaft mit den Allergrößten vergangener Zeiten und las sich in ihren klaren Geist ein, wenn draußen der Nachtsturm die Türme umdonnerte. — Jetzt saß er in der einsamen Waldhütte und pflegte den wunderlichen Menschen, der ihm doch so ferne und unähnlich war, mit Sorgfalt und Behutsamkeit wie eine Mutter. Denn Mückenbrünn stand gänzlich vereinsamt in aller Welt, und Frauenliebe ward ihm nie zuteil. Frauen gehen nach dem tausendfach Bejahten und fliehen mit Abscheu das ungeheuerlich Einsame: das gerade, was Hanns suchte und liebte.

Welch stilles, wehmütiges Dasein dort oben bei den drei Männern; dem gänzlich entsagenden Naturarzte, der in wehtuender Andacht seine letzten Tage genoß, dem milden, selbst mit seinen Steinwürfen zufriedenen Allgottesfühler und dem einsamen Jäger, der so jung, so stark, so schön, klug und gut und doch der Welt und ihren Gütern abspenstig und verloren war.

Mit bangem Atem, mit erstickender Kehle und vor Tränen quellenden Augen gingen dann die beiden Frauen durch den Burghof und über die Zugbrücke und zum Wagen.

Dann war das vorbei.

Wohl blieben die beiden Freundinnen noch eine Weile auf Rankenstein, hofften, Hanns werde endlich den zerschlagenen Narren in ein Spital abgeben, wie die Vernunft es verlangte, und noch ein wenig zu ihnen kommen. Jede wußte, wie sehr die andere diesen jungen Jäger, den letzten seines Stammes, liebte, und Helene hielt die eigene und die Liebe der Freundin für hoffnungslos. Da saßen sie denn in liebster Traurigkeit auf der Terrasse, waren beide so schön, daß eine Welt nach ihnen begehren mochte, und sahen dem Strome nach, der gegen Straža durch Berge und Wälder und Rebenhalden ging, und waren verlassen und traurig. Wenn eine von ihnen jetzt von Wien sprach, da stockte das Gespräch gar bald. Fingen sie aber von Straža an, und ob der Zusammenbruch Hanns aus diesem Lande losreißen würde, dann hatten sie Gesprächsstoff für den langen Nachmittag und den ganzen Abend. — —

Oben in der Jagdhütte pflegten immer noch Urban und der junge Baron den fiebernden Mückenbrünn. Alle Tage wollten sie ihn vom Berge herab und in bessere Hut bringen, und alle Tage bat er flehentlich, sie möchten ihn aus der grünflüsternden Unsterblichkeit nicht fort in weißkalkene Wände bringen, denn dort stürbe er! —

Es war September worden, und wirklich schien Mückenbrünn zur Genesung hinzuleiten. Sogar sein krankes Auge vermochte undeutlich die Gegenstände ringsum zu unterscheiden. Es wurde immer seltener notwendig, regelmäßig in der Nachtwache abzuwechseln, und am dreiundzwanzigsten September erbat sich's Mückenbrünn sogar, daß sie ihn bis zu dem einsamen Berggipfel über der Hütte trügen, von wo aus man viele andere Höhen und das ganze Tal der Save sah. Dort blieben sie auch, als es dämmerig wurde, denn Mückenbrünn wollte die Herbstfeuer sehen. Und als die alten, träumerischen Heidenlichter ringsum rotflackernd von allen Höhen herüberzuckten, da breitete er die Arme aus und war eine Andacht und ein Gebet. Als sie den von so merkwürdigem Wahn Besessenen wieder in die Hütte zurückgebracht hatten — er wollte sogar die heilige Nachtgleiche unter dem tausendjährigen Kastanienbaume verbringen —, bemerkte Urban, daß das Fieber wieder gestiegen war.

Dann ward es ganz stille, und lange, lange Stunden hörte Hanns nichts, als das Klagen der Nachtschwalben, die um den verlorenen Sommer schrien, und das Pfeifen und Wispern der Siebenschläfer in den Buchen und Kastanien. Diese südlichen Nächte sind ja voll Laut und Leben, voll Grillengesang sogar und Heimchenlaut bis in den späten Oktober!

Der junge Jäger war fast in Halbschlaf gesunken; sein Haupt lag auf der Brust; plötzlich riß er es jäh empor, und seine Augen wurden weit. Es tastete draußen und knisterte. Was war dort? Beim Fenster . . .?

O! Teufel, tückischer! Ein Feuerstrahl, — ein Schuß krachte herein. Entsetzlich laut zerriß er die Nacht, und splitternd wirbelten Holzspäne, Fensterscherben in die Hütte. Hanns war einen Augenblick wie starr; er hatte ein paar tropfende Schläge gefühlt an der Schläfe, an der Schulter,

und Blut kam ihm in die Hand, als er dahin fuhr. Das war Schrot. Das war auf ihn gemeint. Und während Mückenbrünn und Urban noch, entsetzt aufgefahren, in die Dämmerung, die das kleine Öllichtchen verbreitete, starrten und nicht wußten, ob sie Knall und Krachen und Splittern geträumt hatten, löste sich draußen polternd das Scheitholz. Dort war der Feigling, der hinterhältige. Hanns riß die geladene Repetierbüchse von der Wand, raffte ein zweites Magazin Patronen vom Bord und sprang vor das Haus.

Dort huschte der flüchtende Schatten, dort krachte das Dürrholz. Büchse empor! Der Schuß fuhr heraus, der Flüchtige stürzte, erhob sich, floh weiter. Der dritte, vierte, fünfte Schuß dröhnte ihm nach, und immer noch krachte es flüchtend im Walde. Hanns sprang an den Waldsaum und feuerte dem Geräusche die zweite Magazinsladung nach. Die Kugeln splitterten und heulten abprallend rings im Holze und hoch hinaus in die Luft, daß es ein Greuel war. Dann war es still. Hatte der erste Schuß getroffen? Denn die andern waren wohl gefehlt.

Das rasende Schnellfeuer des überfallenen Barons hatte Doktor Urban und den Leidenden in die größte Aufregung versetzt. Urban hatte das Licht ausgelöscht und wagte nicht, es wieder anzuzünden, um dem unbekannten Feinde kein Ziel zu bieten. Erst auf die wiederholten Anrufe Hannsens entzündete er die Lampe wieder und bedurfte ihrer sehr; denn der junge Heydenreich war von mehreren Schrotkörnern verletzt, die glücklicherweise alle durch die Kleidung des Wachenden in ihrer Wirkung geschwächt worden waren. Bloß ein grobes Korn, das ihn an der Schläfe getroffen, hatte etwas Knochen gefaßt und konnte nur mit Mühe entfernt werden.

Hanns war bleich und zitterte. Nicht vor Schreck, nicht vor Schmerz, sondern vor Wut über den feigen Überfall. Da der Schreck dem Kranken überdies schwer schaden mußte und eine Genesung in dieser Jagdhütte, wo sich die Hinterlist von heute allnächtlich wiederholen konnte, ausgeschlossen war, faßten beide, ohne auf Mückenbrünns Vorstellungen zu achten, den Entschluß, ihren Wunden kurzweg in die nächste Stadt, vielleicht bis in ein Grazer Spital befördern zu lassen. Überdies hätte es Hanns keine Stunde länger ausgehalten. Von wilder Erregung geschüttelt, wartete er den Morgen ab, um sich dann wie ein Bluthund auf die Fährte des tückischen Mordgesellen zu setzen. Zweimal wollte er in die fahle Halbnacht hinaus, aber noch war alles zu undeutlich, und er durfte die Spuren nicht vertreten. Endlich war Licht genug, und Hanns ging mit scharf prüfenden Blicken, jedes Zweiglein und Grashälmchen ins Auge fassend, nach dem Holzstoße hin, den der nächtliche Feind erstiegen haben mußte, um von dort durch das Fenster zu schießen. Das Glück wollte ihm diesmal wohl; er fand einen Sohlenabdruck, den er mit seinen über Kreuz genagelten Stiften längst kannte. Wie oft hatte er diese verhaßte Spur in Dickungen führen sehen, wie oft sie bis zu Messingschlingen und Treteisen verfolgt! ‚Dacht' ich's doch! Das Trittsiegel des Podgorschegg! Des Blaže!' Und mit wachsender Gier verfolgte er die bald gänzlich verloren scheinende, bald wieder deutliche Fährte waldabwärts. Hier war der Kerl gestürzt. Aber kein Tropfen Blut verriet, ob er verwundet worden war. Das war schlimm. Denn eine Schußwunde würde überwältigende Beweiskraft haben. Nun, er hatte ja das Trittsiegel!

Es waren unholde Tage unten bei der Gendarmerie, dann beim Bezirkshauptmann, bei der Ortsbegehung, dem sogenannten Lokalaugenschein, der erst nach vier Tagen zugestanden wurde. Während dieser Zeit waren die Spuren von unbekannten Helfern getilgt worden. Eine Hausdurchsuchung bei den beiden Podgorschegg ergab nichts als die weinerlich entrüsteten Klagen der beiden Füchse, der Herr Baron lade ihnen jeden Verdacht auf, und sie würden auswandern müssen, um seinen Verfolgungen zu entgehen. Blaže Podgorschegg war einmal, vor vierzehn Tagen, in der Nähe der Jagdhütte gewesen; ja, um zu sehen, ob der arme Verwundete nicht am Ende dort in der Verlassenheit stürbe. Aber in jener Nacht wäre er zu Hause gewesen; der Vater könne es beeiden!

Bei jeder neuen Klage der geriebenen Burschen mußte Hanns die mißbilligenden Blicke des politischen Beamten aus-

halten und zuletzt knirschend noch den Verweis wegen seines tollen Repetierfeuers in den Wald einstecken. Bloß die Rücksicht auf seine hochgradige Erregung verhindere diesmal den Staatsanwalt, gegen Hanns die öffentliche Anklage wegen Vergehens gegen die Sicherheit des Lebens zu erheben. Gegen Hanns!

Der infame Überfall auf die drei Deutschen blieb ungesühnt. Hanns aber konnte seine Wut nicht verbeißen. Er hatte das Gefühl, daß die Untersuchung samt der einseitigen Zeugeneinvernahme mit absichtlicher Lässigkeit geführt worden war, und beschloß, als Mann und Jäger sich selber sein Recht zu holen. Wenn die Rechtsunsicherheit der Deutschen in jenem Lande bis zur stündlichen Lebensgefahr ging, so wollte er sich auch gehaben, als sei er im wilden Westen, im Lande der Notwehr.

Vergessen war sein Versprechen, die liebste Frau nochmals zu besuchen. Mochte Frau Utta nach Wien reisen; erst mußte er als Mann Vergeltung üben. Von dieser Zeit ab wußte niemand, wo Hanns seine Nächte zubrachte. Im Schlosse sehr selten; aber auch in den Jagdhütten fand man ihn wenig, trotz der empfindlich kühlen Oktobernächte. Bald war er in den Auen der Save, bald hoch am Gorianz. Die Hirsche begannen zu röhren; das mußte den Podgorschegg reizen. Diesen Menschen ging es um Fleisch, recht viel Fleisch; das trug Geld ein, und ein solcher Hirsch wog bis zu fünfhundert Pfunden.

Einmal, zu Nacht, lauerte Hanns in den Auen, und vor ihm und hinter ihm war nichts als das sanfte Rauschen des Stromes. Ein Boot kam im dunklen vorbei; schon faßte er den Büchsenlauf fester an; aber aus dem leisen Gespräch der Leute erkannte er, daß es bloß Raubfischer waren. Mochten die immerhin stehlen; er paßte schlimmerem Schadwilde nach.

Lange, lange Zeit war dann wieder das glucksende Wassergurgeln der kleinen Strudel im Flusse, das Sägen der Schilfblätter und das Flüstern der Pappeln alles, was er hörte. Nur ganz unten, weit, schon im Kroatischen, röhrte ein Hirsch. Bis zu ihm herauf trieben sie sich wohl nicht. Selten, daß am Gorianz oben einer gestreckt wurde.

Hanns dachte an diese grauen, schneidend kalten Morgen, wo die Hirsche den heller werdenden Tag tiefgrollend anschrien und er im Nebel oft das reckenhafte Wild vergeblich mit Augen suchte, das er so nahe hörte! Und dann, ein Windstoß: es wischte den Nebel weg wie die blaugraue Hauchschicht über dem Abziehbild eines Kindes, und dahinter stand das Rudel, wolfsgrau, geisterhaft, plötzlich wie hingezaubert. Die Glut und Wut rauchte dem schreienden Hirsch aus dem Äser; der dicke Vorschlag war schwarz und geschwollen von den gepreßten brüllenden Röhrstößen. Und dann kroch das Büchsenkorn todsicher am Vorderlaufe des Mächtigen empor ...

Was war das? Da meldete ein Hirsch näher. Der sachte Flußwind hatte den Brunftschrei ganz deutlich hergetragen. Und jetzt: alle Welt! Jetzt trenste, ganz unterdrückt, ganz geheim aber in verhaltenem Zorn ein Hirsch in nächster Nähe. Ringsum flimmerte das Wasser im kargen Sternenlicht, aber alles war leer. Woher kam das?

Und wieder ferne der gewaltige Schrei des kroatischen Hirsches ... und wieder nahe das kurze Trensen. Dann das Mahnen eines Tiers? Dieses nasale ‚Aun'? War's das? Nein. Ein Zweig hatte sich am Stamme im Nachtwind gerieben. Aber der ferne Hirsch saveabwärts, der schrie immerfort. Das mochte den in der Nähe nun doch erregen, so scheu und einsam er hier steckte und die Brunftplätze mied. Denn ein jähes, schweres Planschen entstand im Schilfe jenseits des toten Armes, und dann, dann trat ein mächtiges Stück aus dem Röhricht. Dort zitterte der Stern Venus hell über dem Wasser, und mitten in das Kringeln des hellen Wellengerieſels trat der schwere, schwarze Schatten; über das dämmrige Wasser ragte ein mächtiges Geweih, aber undeutlich, verrinnend.

Hanns hob die Büchse, suchte Korn und Kimme gegen den dämmernden Himmel zusammen und fuhr in den riesigen dunklen Leib des Hirsches hinein bis dort, wo er das Schulterblatt ahnte. Schrecklich zerschmetterte der Schuß die Nachtstille, und im gleichen Augenblick fuhr der Mächtige dort wie ein bäumendes Roß in die Höhe, überschlug sich — — gewaltig aufrauschte das Wasser. Dann trieb die dunkle Masse mit dem Strom.

Hanns bebte. Aber er repetierte, hielt dann die Büchse hoch und watete ins Wasser. Eisig, eisig. Bis an die Hüften, bis an die Brust stieg es ihm. Dann ward es wieder seichter. Er kam an den Hirsch, der sich in Uferwurzeln verfangen hatte. Verendet! Hanns griff nach dem Anker, der ihn hier hielt, dem Geweih, in pressender Angst. Enden, Enden fast ohne Zahl. Rauh, gegerbt, mit weißen langen Spitzen; die Stangen weitaus länger und mächtiger wie eines Mannes Arm.

„Kralj Matiaz!"

Der geheimnisreiche Hirsch, dem die Jäger und Bauern nachfabelten, der Hirsch des verzauberten Königs der Ungarn, Kroaten und Slowenen: ihn hatte er gestreckt. Den Slawenhirsch! Ah, war das eine Nacht! Ein Schwellen und Bäumen und Quellen des Herzens. Hanns schrie in seiner Lust hinaus übers Wasser, über die Ried- und Schilfweiten und in die Auen; er mußte schreien, schreien. Es hätte ihn sonst zerpreßt. Er jauchzte wie ein Kuhjunge und schrie wie ein Verwundeter. Endlich hielt er inne und sah wieder seine Beute an. Seine ganze Schachtel Zündhölzer verschwendete er, um jedes Ende des mächtigen Geweihs zu betrachten. Dann versuchte er, das mächtige Stück zu bewegen. Unmöglich fast. Nur mit Hilfe der Wasserströmung ließ sich der Hirsch eine Strecke weit fortbringen, und selbst da war Sorge, daß sich ihm die allzu wuchtige Triftlast entriß. Endlich hatte er den Hirsch ins Schilf treiben lassen, und dort war er geborgen. An die Weiden band er ihn, lüftete ihn und löste das Kurzwildbret aus, daß es den Braten nicht verdürbe.

Dann watete er zurück und schritt, von Nässe wie von kaltem Fieber geschüttelt und doch glühend vor Freude, nach Hause. Die Mutter mußte er wecken; das Ereignis war zu groß! Und während er seine Freude herausstürzte, zog sie ihm die Kleider vom Leibe, bestellte in der Küche Tee, kam wieder mit einem Frottiertuch und begann mit ihren geschwächten Händen den mächtigen, sehnigen Körper ihres großen Jungen abzureiben, so stark sie vermochte. Er half und schrubbte sich rot, vor Vergnügen und Übermut. Dann mußte er zu Bette, bekam seinen Tee und ließ die alte Frau nicht fort, nicht bis drei in der Früh. Immer wieder erzählte er und fragte, was die Bauern morgen sagen würden? Und der Bezirkshauptmann, der so sehr hinter dem Hirsche gewesen war! Das war einmal ein Tausch! Statt des Blaže den König der Auwaldungen! Aber insgeheim dachte er: ‚Jetzt kommt der Wilddieb erst recht dran. Ah, wenn ich den Burschen gebunden zu Tal treiben werde!'

Frau Utta war bis in den Beginn des Oktobers auf ihrem Schlosse geblieben und Helene bei ihr. Sie sagten beide, daß sie einmal eine Weinlese auf Rankenstein mitmachen wollten. Aber von Straža kamen keine Gäste. Die alten Damen hätten gar zu schwere Gedanken beim Anblick des Gewimmels der Lesenden und der vollen Körbe gehabt, und Hanns war in den Bergen hinter den beiden tückischesten Wilddieben des Landes einher.

Da wurde Frau Utta traurig und hoffnungslos wie ein verlassenes Kind. Je weniger er nach ihr schaute, desto verliebter war sie, und ihr Herz flog ihm auf all seinen Waldfährten demütig, bittend und zaghaft nach. Ganz weich, ganz zahm war die stolze, lustige Frau geworden, die immer noch allein auf ihrem Schlosse wartete, hilflos, liebend, festgebannt.

Wie innig dachte sie jetzt jenem Sonnwendgange zu zweit nach, da Kastanien und Johanniskraut so schwül, so unmäßig geblüht hatten, und ihre Liebe nicht. Wie krampfte sich die Reue in ihr Herz. Sie wußte, daß nach ihm geschossen worden war, und hatte entsetzlich Angst um ihn. Er aber war mit Büchse und Weidmesser dort oben, wo man auf ihn lauerte, und die Gefahr war ihm süßer als das feuchte Rot ihrer Lippen!

Einmal hielt sie es nicht mehr aus. Sie hatte Helene Ruard auf einen Besuch zu Nachbarn geschickt und ließ dann für sich allein anspannen.

„Saveabwärts; und dann über die Brücke weiter; gegen Straža," befahl sie dem Kutscher und versank dann in stundenlange Träumereien. Es wurde spät am Nachmittage, und da Beginn Oktobers war, neigte sich die Sonne schon tief an die Krainer Berge hernieder. Sie aber ließ die Pferde ausgreifen, bis sie nahe an das Tal kam, durch das sie den Weg zu seiner

Jagdhütte wußte. Er war dort oben; davon hatte sie Kenntnis. Und nun ließ sie den Wagen halten. Der Kutscher schalt mit den Pferden, die unruhig umhertraten. „Still, Ruhe," sagte sie: „Wir bleiben hier stehen. Hänge den Pferden Futter vor." Sie selber ging ein Stück in das Waldtal hinein. ‚Soll ich gar zu ihm hinauf? Aber es ist schon spät.' Sie war ganz unschlüssig. Bloß der Trieb, in seiner Nähe zu sein, hatte sie hergeführt. Eine Zeit saß sie im roten Walde, dann stand sie wieder auf. Als sie nach der Straße hinabsah, bemerkte sie, daß der Kutscher die Pferde ausgespannt und ein Stück weiter in den Schatten geführt hatte, wo auch Wasser war. Das kam ihr recht. Der Wagen stand gänzlich einsam an dem stillen Seitenwasser der Save; sie kehrte um und setzte sich hinein, indem sie dem Kutscher winkte, zu bleiben wo er war. Nun sah sie sich den unsagbar stillen Wald in seiner Goldpracht an; es brannte, es loderte lauter Gold und Rot, und wo Fichten standen, machten sie durch Gegensatz den Choral der Farben nur noch wirkungsreicher. Sie ahnte, wie in solcher Natur eine Seele in das All überzurinnen vermochte; es war Gottesgröße ringsum. Neben ihr schlug leise das Wasser; wo das viele, weithin verbreitete Schilf in seinen Wäldern eine kleine Stelle freigab, sah sie Seerosen; denn der tote Arm in der Au war ruhig und gebannt wie ein Weiher. Die Frau kreuzte die Hände ineinander, senkte sich in ihr liebes Weh so recht hinein und war ganz versunken in die schöne Stunde, daß sie hier einsam an der Straße saß und er oben im Walde war und nicht wußte, wie so ganz voll von ihm sie war.

Und wie sie so sann und viele Liebeswünsche litt und doch wartete, ob er nicht vorbeikäme oder ein Zeichen von ihm, da krachte ferne in den Herbstwäldern ein Schuß.

Ihr Herz zuckte, groß riß sie die Augen auf und saß hochaufgerichtet und sog es ein, wie der Büchsenknall an die fernen Waldwände schlug, daß sie schauerten und raunten und den Schuß besprachen wie murmelnde Menschen.

Als wäre es Wohllaut, als wäre es ein verlorener Harfenton, so tief bewegte sie dieser einsam fallende Schuß hoch über dem Walde. Das war er. Das war sein unbewußter Gruß. Wie ferne und weh; wie schön zugleich!

Über den Wald, über die Save flogen aufgeschreckte Wildgänse und schrien in der Luft, verloren sich in abschwenkendem Bogen über die Au und fielen wieder irgendwo ins Schilf.

Frau Utta aber, die Finger ineinander gekreuzt, saß noch lange einsam und verliebt im Wagen an der Straße, machte große hellbraune Augen und versank in das Gefühl, allein, ihm nah und doch ferne zu sein, bei ihm und doch verlassen von ihm, ihrem einsamen Jäger im Uskokenwalde, am Tor des Orients. Erst in der Nacht fuhr sie heim, ganz geblendet von der schweigsamen Malerei der todwunden Wälder, ganz angesogen von dem Flüsterton des Schilfes, voll Gedanken an die Wasserrosen, an die aufschreckenden Wildgänse und an den verlorenen Schuß oben in den Bergen, den Schuß ihres Liebsten, den sie mit sich nahm, als wär' er in ihr Herz gegangen. Es war ein Erlebnis.

Damit hatte sie Abschied von seinen Wäldern genommen, die sie so sehr beneidete um der Treue und Liebe willen, die er für sie trug. Ein paar Tage später stand Schloß Rankenstein verödet, alle Fensterläden waren zu, und die schönen, lustigen, traurigen, goldbraunen Augen lachten wieder in Wien.

⁂ ⁂ ⁂

Es war, als hätten sie alle was Geheimes in diesen golden wehmütigen Tagen des Oktobers, die auf Schloß Straža geblieben waren.

Urban und Himmelmayer hatten den leidenden Heidenchristen Mückenbrünn nach der großen steirischen Stadt gebracht, und weil dort die Musik längst wieder alle Säle füllte, war der Kapellmeister frohgestimmt dort geblieben, und bloß Urban kehrte zurück.

Aber jedes hatte einsame Wege. Hanns ging grollenden Herzens seinem Haß im Walde nach und sagte niemand, worauf er passe. Die alte Baronin fuhr viel nach Laibach und wohl auch nach Graz; niemand wußte, wie hoffnungslos sie sich um das traute, alte Schloß mühte und was die stille Frau erdulden und kämpfen konnte.

Und Doktor Urban? Der hatte sich vor

Claude Monet und Familie. Gemälde von Edouard Manet.

Monaten zwar den Ausblick gestellt gehabt: ein gutes Jahr hast du noch zu leben. Jetzt aber hatte er all seine Kräfte in der aufreibenden Pflege des armen Mückenbrünn verbraucht, und was bei stillbehutsamem Leben auf zwölf Monate gereicht hätte, langte nun vielleicht noch auf vier. Er wußte es.

So ging er in diesen Tagen, die so goldig still, so weit, so verblaut, verträumt und beseligt waren, daß einem das ganze Herz zum Gebet wurde, über die Höhen, die er hundertmal besucht und gesegnet hatte. Immer noch sammelte er Kräuter, für die lieben alten Damen in Straža; daß ihm ja eine jegliche gesund blieb! Aber eins wollte er sich doch noch vergönnen in diesen Tagen, da seine ganze Jugend in wehmütiger Erinnerung an ihm vorbeiwehte. Er war in jüngeren Jahren leidenschaftlicher Sammler von Käfern und Faltern gewesen und hatte viele Hunderte von den Tierchen daheim als beklagenswerte Wissenschaftszeugen an Nadeln stekken. Wie nun aber mit seinen stiller werdenden Jahren die unermeßliche Liebe zu aller Kreatur in ihm immer größer wuchs und er zuletzt am liebsten alles angstreiche kleine Leben behütet hätte wie ein Heiland, nun, da er wußte, wie wehe Sterben tut, da hatte er die Sammelei aufgegeben.

In diesen Abschiedstagen jedoch, in dieser Zeit voll schneidendem, süßherbem Weh, wo er alle Minuten der Ferne, dem Himmel, den Wolken und Bäumen, dem Strom und den Schilfrieden, den Gräsern und Käferlein aus zuckendem Herzen Valete sagte, in diesen Tagen wollte er einmal, nur einmal noch, Käfer und Schmetterlinge fangen. Nicht wissenschaftlich auswählend, sondern nur nach Buntheit, Glanz und Schönheit. Denn auf den Waldwegen schnurrten die rotflügligen und die blaßblaubeschwingten Knarrheuschrecken empor, die Feldsandläufer und Puppenräuber waren in goldgrüner Pracht noch auf Erden, und auf den Wiesen wippte das holdeste Geflügel: Nesselfalter, Admiral, Fuchs und Bärenspinner in braun und rot und weiß, Segelfalter, Schwalbenschwanz und Zitronenfalter im goldensten Kontrast zum blauen Himmel. Auch der glasweiße Apollo mit roten Augen war da, und Bläulinge und Schachbrett, Trauermantel und Aurora; alle, sie alle seine Lieblinge aus der Knabenzeit! Und einen ganzen Tag jagte er sie und fing sie. Da er aber nicht mehr zu töten vermochte, tat er sie in seine Büchse, die neben dem großen Deckel ein Schieberchen hatte, und war recht selbstvergessen, jung und froh.

Spät gegen Nachmittag erst entsann er sich des Heimwegs und hastete sehr, um noch ein wenig Nahrung zu bekommen, gegen das Schloß. Aber seine Beine waren schon recht schwach; es knickte ihn bergab immer öfter in die Kniekehlen, und einmal stolperte er arg über eine Wurzel. Weithin schlug die blecherne Trommel gegen den Feldstein am Wiesenwege, so daß die große Klappe aufging.

Ja, da waren sie alle frei, seine Schmetterlinge. Wie ein Raketenbukett stiegen sie empor und auseinander, in den buntesten Farben, rot, gelb und weiß, und wippten in lieblichster Verwirrung vor dem blauen Herbsthimmel durcheinander, bis ein jeder seinen Weg fand.

Doktor Urban aber stand in tiefer Ergriffenheit da und wünschte ihnen gerührt „gute Reise".

‚Lebt wohl, lebt wohl all ihr schönen, leichtsinnigen, kurzlebigen, bunten Geschöpfe. Lebt wohl, seid gern und froh zur blauen Luft entlassen. Freut euch des Lebens noch; diese Tage der Sonne sind ja so kurz! Wie wenige von euch werden sicheren Schlupf für den Winter finden und starr an den Beinchen abwärts hängen, bis ihr die erste Februarsonne erlebt! Dann werdet ihr eine gnädige Himmelsbläue beleben, die ich nicht mehr sehen kann. Fliegt, fliegt immerzu, ihr Leichten, ihr Schönen!'

Und er ging mit lächelnden Tränen nach Hause.

So und ähnlich nahm Doktor Urban Abschied von dem geliebten Sonnenreiche, dieser Erde.

⁂ ⁂ ⁂

Hannsens Wege waren inzwischen lange nicht so lieb und rein und schön. Der Groll über die windische Rechtspflege fraß ihm an der Seele: und daß er, der letzte Herr auf Straža, schutzlos und verhöhnt war. Aber diese wilden, wehmütigen Tage milderten selbst das Brennen seines Her-

zens. Immer öfter dachte er jetzt wieder an Frau Utta und wie sie rot geworden war, als er ihre Arme küßte. Und daß sie ihn liebte. Aber die Unraſt ſchlug ihre Wellen über dies weiche Gedenken und trieb ihn in den Wäldern umher.

Lange hatte er umſonſt geſpäht und gelauſcht und war ſchon müde geworden. Vielleicht hatte auch das wilde Sauſen der Geſchoſſe aus ſeiner Repetierbüchſe gewirkt und Schrecken verbreitet. Er fand keine Schlingen mehr und begegnete wenig verdächtigen Geſtalten im Walde.

Eines Tages aber, als er wieder nach der Höhe ſchritt, war es ihm, als hörte er ein Schleichen neben ſich im Dickicht. Er brach dem unbeſtimmbaren Schlürfen nach, ſuchte nach Trittſpuren und gebrochenen Äſten, fand aber nichts. Als er auf den mooſigen Waldweg zurückkam, ſah er im lichter werdenden Buchenwalde einen Rehbock langſam dahinziehen. War das der Schleicher geweſen? Er hatte ſeine neue Doppelbüchſe mit ſich; da legte er an, ſchoß, und der Rehbock toſte in ſtürmiſcher Todesangſt zwanzig Fluchten weit vom Wege ab, ſtürzte ins wirbelnde Dürrlaub und war ſtill.

Aber in dieſer Stille hörte Hanns ganz deutlich wieder hinten im Walde ein Brechen und Raſcheln. Freilich; es konnte die Ricke ſein, die, irgendwo in der Nähe verborgen, beim Bocke geſtanden haben mußte und nun flüchtete. Aber kaum hatte Hanns die Arbeit des Aufbrechens und Ausweidens beendet, da hörte er auch ſchon einen Schuß fallen; und gar nicht ferne! Eine Viertelſtunde weit höchſtens. Die helle Wut drang ihm ins Antlitz. Er wußte, daß der Jäger heute in einem anderen Revierteile war; es konnten nur Wilddiebe ſein. Und beſinnungslos nach der wiedergeladenen Doppelbüchſe greifend, haſtete er, geradewegs und durch dick und dünn dem Orte zu, wo, unten im Graben, der Schuß gefallen war. Aber nur etwa hundert Sprünge weit; dann ſtutzte er. War ſolche Frechheit denn möglich? In ſeiner Nähe am hellen Tage zu jagen, wo ihn doch ſein Schuß verraten hatte! Ja vielleicht gar, wo die Kerle ihn beobachtet hatten; denn jenes Schleichen ſeitwärts im Holze... Ach! Er ſchrak zuſammen. Ihm fiel ein Wilddiebsſtreich ein, der anderswo vor Jahren einmal an einem Förſter verſucht worden war. Sollten ihrer zweie im Spiele ſein, und der eine hatte ihn von der Beute fortlocken wollen? Dann hieß es behutſam ſein. Lautlos birſchte er bergauf und zurück... „Hatta!“ Das Herz ſchoß ihm bis in die Kehle vor Schreck und Wut. Da kniete ein Mann gebückt über ſeinem Rehbock, hatte eilig die Läufe zuſammengeſchnürt und wollte ihn eben aufnehmen. „Schuft! Gewehr weg, Hände hoch!“

Aber der andere hatte den jungen Edelmann ſchon gehört. Wie ein Schattenbild huſchte er auf, hinter einen Baum, und krachend kreuzten ſich zwei Schüſſe. Der Baron hatte um Haaresbreite am Kopfe des Mannes vorbeigeſchoſſen; manchmal iſt die edle Kugel zum Nachteil. Die Schrotladung des Wilddiebes aber ſauſte, riß und knickte über Hannſens Kopf reichlich durch Äſte und Laub. Zu hoch! Der Wilderer ſtand hinter einer Fichte und lud, Hanns war ebenfalls durch einen Baum gedeckt und ſah, wie der Gewehrlauf des Gegners ſich ſenkte, ihn ſuchte und bedrohte. ‚O Kerl, du haſt ausgeſpielſt. Wähnſt dich hinter deinem Baume ſicher und weißt nichts von Ganzmantelgeſchoſſen, die drei Schuh ſtark Fichtenholz glatt durchſchlagen!‘ In wilder Haſt hatte Heydenreich die Geſchoſſe mit Bleiſpitze aus den Läufen gezogen und durch gepanzerte erſetzt, dann hob ſich das Rohrpaar, haftete einen Augenblick am Rande des Baumes, eine Handbreit von dort, wo der Flintenlauf herüberlauerte — krach: das Holz ſplitterte. Noch ein Krach und zwiſchen beiden Schüſſen ſchon gellendes Geheul und Wehklagen. Rechtshin flog im Bogen die Flinte, linkshin ſank der Mann. Hanns lud in fliegender Eile von neuem. „Hat's dich, du Schuft?“ Und ſprang in wilder Luſt vorwärts, nach dem Gefällten hin. „Der Blaže! Ah...“

Unſäglicher Triumph flackerte in dem Jäger empor, als er den tückiſchen Feind an der Erde ſah. Der Wende aber heulte laut vor Angſt und Schmerz: „Gospod, Gnade Gospod! Nicht totſtechen. Meine ganze Schulter iſt hin. O Gospod, um der ſchmerzensreichen Mutter Jeſu willen, ich muß ſterben.“

Hanns blieb ſtehen und hob die Mündung ſeiner Büchſe. „Zweimal haſt du

mich ermorden wollen, und ich soll dich schonen?"

„O Gospod, diese Schmerzen. Retten Sie mich, und ich schwöre bei meinem Schutzpatron, daß ich nie mehr in den Wald nach Fleisch gehe!" Und er wimmerte gräßlich.

Hannsens Zorn war schon halb weg. Ein wenig bestürzt ging er auf den Wilderer zu, noch mißtrauisch. Das Gewehr legte er weg, aber nicht das Jagdmesser. „Gospod Baron!" schrie der Verwundete auf.

„Wenn du keine Tücke im Sinn hast, will ich dir helfen, Blaže, wie ein Christ."

„O Herr, o guter Herr."

Hanns schnitt dem Gefällten die Bluse an der Schulter auf und riß das Hemd weg. Da sah es übel aus. Beide Geschosse hatten den Baum durchschlagen, und die mitgerissenen Splitter hatten eine große Hautwunde verursacht; doch die ging nicht tief. Schlimmer war, daß beide Schüsse fast an einer Stelle die Schulter getroffen hatten. Hanns hob den Verwundeten empor, der vor Schmerzen laut schrie, und sah den Rücken an. Gottlob! beide Kugeln waren durchgeschlagen, und zwar glatt. Die gewaltige Arbeit, die sie verrichten mußten, um den Baum zu durchschießen, hatte ihre Geschwindigkeit so sehr gemäßigt, daß sie bloß zwei glatte Schußlöcher zu schlagen vermochten. Freilich gerade beim Gelenk. Die Schulter würde wohl ein wenig steif bleiben. Gut, daß die große Schlagader in der Achsel nicht zerrissen war.

„Du bist gerettet, Blaže, und hast Glück gehabt," sagte der kundige Weidmann, der an Mensch und Wild jeden Knochen und jedes Organ kannte.

„O Herr, ich werde leben?"

„Ja, ja. Nur gibt's eine lange, harte Kur. Halte jetzt still." Und er schiente dem Wilddieb den Arm fest an den Körper; mit jener Rebschnur, die er stets für den Blaže bereitgehalten hatte.

„Es ist unnötig, mich zu fesseln, Herr," bat der gänzlich weich Gewordene; aber Hanns erklärte ihm, daß der Arm, um zu heilen, gänzlich regungslos bleiben müsse. Darum schnüre er ihn an den Leib.

„Herr?"

„Was noch, Blaže?"

„Zeigen Sie mich nicht dem Gericht an."

„Das geht nicht, Blaže."

„Doch, Herr. Ich schwöre Ihnen, ich will es verschweigen, daß Sie mich angeschossen haben. Sie haben doch selbst Übles beim Gericht zu erwarten. Denken Sie nur, ich muß dort lügen und mich wehren. Ich würde alles auf Sie schieben, um die geringste Strafe zu erhalten. Nicht wahr, ich muß doch?"

Das klang aufrichtig. Hanns ging ein wenig abseits in den Wald zum Wasser, an dem er den Bock ausgeweidet hatte, füllte seinen Hut und kam wieder. Schweigend wusch er die Wunde, zog dann seinen Rock aus, riß sich das Hemd vom Leibe und verband die Schulter seines Feindes. Dann bot er ihm, der vor Schmerzen wachsblaß geworden war und ohnmächtig zu werden drohte, seine Flasche. „Trink nur tüchtig, Blaže. Es ist der beste Wein von Straža und leider der letzte. Trink, trink."

Etwas Farbe trat wieder in die Wangen des Wilddiebes. „Nun, Herr?" fragte er bittend.

Hanns überlegte. Er hatte genug Erfahrungen, um die slawische Gerechtigkeit zu scheuen; ja er verachtete sie. Die Geschworenen waren lauter Slowenen aus jener Mittelklasse, die den Deutschen am grimmigsten haßte. Blaže war bestraft für alle Zeiten; — hoffentlich.

„Gut, Blaže," sagte er endlich. „Ich werde so lange schweigen, als du schweigst."

Der Verwundete schloß die Augen und legte sich zurück; er schien erleichtert zu atmen. Endlich sagte er: „Damit Sie sehen, Herr Baron, daß ich jetzt ehrlich bin . . . Sie sind noch in großer Gefahr. Mein Vater ist in der Nähe."

Gleich hatte Hanns seine Büchse bei der Hand.

„Wenn er gekommen wäre und Sie hätten mich wollen anzeigen, ich hätte ihn auf Sie schießen lassen. Jetzt ist alles gut; wir wollen Friede halten. Rufen Sie ihn, ich bin zu schwach."

„Wie denn?"

„Zweimal den Warnruf des Nußhähers; dann zweimal wie eine Rehgeiß schreckt. Dann dreimal Nußhäher und einmal Reh."

‚Das ist ein unverfängliches Signal, im Walde, wirklich,' dachte Hanns und ahmte die Töne nach; so täuschend, daß selbst Blaže lächelte. Dann krachte es im Holze.

Hanns hob sein Gewehr, und als der alte Wilderer erschien, rief er ihm zu, seine Waffe abzulegen, es sei alles gut. Und der Verblüffte hob die leeren Hände. Er hatte ja nach seinem trüglichen Schusse im Graben das Gewehr versteckt und war in weitem Bogen fortgeeilt, wobei er in einen Talkessel kam, der ihm den Schall der Schüsse entzog, während er hastete, daß ihm das Blut in den Ohren brauste. Dann, beim Näherschleichen, hörte er nichts und hielt die Luft für rein. Das bekannte Signal bestärkte ihn in dieser Meinung, und nun sah er den Sieg seines Feindes überrumpelt und waffenlos an.

Er weinte, klagte und beschwor zugleich seine und Blažes Unschuld, aber der Sohn rief ihm ächzend zu: „Mach' keine Faxen; es ist alles in Ordnung." Mit einigen Worten sagte er dem Vater, was abgemacht worden war. Fragend sah der Alte den Baron an, und als dieser nickte, ging er zu ihm und küßte ihm unterwürfig die Hand.

Nun trugen sie den Verwundeten ins Jagdhaus und dann, bei eingebrochener Nacht, heimlich zu Tal und nach Hause.

Hanns war freien Herzens und guter Laune, wie schon lange nicht, und des Abends im Schlosse erzählte er all die Gefahr und seine Rache und den Vertrag mit dem gelähmten Wilddieb der erbleichenden Mutter, die ihn trotz ihrer Angst doch stolz anblickte. Denn das ganze Geschlecht war seit Jahrhunderten zum Kampfe erzogen gewesen.

⁂ ⁂ ⁂

Die späten Herbsttage brachten Hanns, der nun wieder ganz in Frieden und Wohllaut war, einen Brief der schönen Frau aus Wien; einen Brief, der so schön, so sehnlich, so ziehend war wie ihn nur eine sehr verliebte Frau zu schreiben vermochte, und eine reichbeseelte.

„Mein Hanns!

November, Hanns; Nebelmond! Schon November, und wo bleibt mein Jäger aus dem Uskokenwald?

Ich weiß, Sie werden sagen: in Wien ist jetzt todtraurige Stimmung in den Lüften. Hier aber steige ich aus den Nebeln der Save in meine Berge und sehe über den Druck und die dämmernde Trostlosigkeit der Tiefe hoch weg wie über einen Sumpf. Ich sehe Sie förmlich, rüstig und schlank, mit der Büchse durch den hellgewordenen Laubwald schreiten, in dessen kahlen Ästen nun all die ehedem versteckten Heimlichkeiten der Sommerfamilien offenkundig worden sind, die Vogelnester. Und noch schreien die Hirsche, und wie schön Schrei und Schuß im Walde sind, ich selber weiß es jetzt. Ich könnte erzählen, Sie! nein: Du! Liebster, Fernster.

Ja, bei Euch ist helles Höhendasein, gesunder Frost und dann wieder Sonne, und trotzdem ... Und hier in Wien beginnen die Tage mit Abend, und um zehn, zwölf Uhr vormittags bleibt es Abend, in den Kaufläden brennen die Lichter, und die Freunde huschen sich beim Frühschoppen ein und verlangen Oporto, um sich zu durchwärmen. Aber sie plaudern und lachen und fühlen den Zauber dieser grauen Abendtage, deren Licht erst mit einbrechender Nacht aufgeht, wenn die elektrischen Flammen und die Augen warm und lebendig werden. O, es ist schön jetzt, schön; in dieser Zeit, da man nahe aneinander rückt und erzählt und Freunde ringsum hat! Auf den Platz neben mir, am Sofa, sehe ich lange, lange sinnend hin, und immer setzt sich dann ein anderer dort und sagt mir, was Hanns mir sagen müßte.

Wollten Sie mich nicht einmal im Abendkleide sehen? Sie hatten's doch so sehr gewünscht. Und wenn Sie nicht mich allein haben wollen, so ist Himmelmayer da und Ihr Freund, der abgrundtiefe Dichter Kranich mit seinem schweren Baß und seiner kyklopischen Düsterkeit, den Sie heuer gar nicht in Straža gehabt haben. Sie sind nun allein mit den geängstigten alten Frauen, und keine Geige, keine Bratsche hilft Ihnen, und keine Wechselrede ist um Sie. Ich höre die Wetterfahne allein durch Ihr ganzes Schloß knarren, und Sie tun mir so leid, so innig und sehnlich leid, daß ich Ihnen ein Kuß schicke, Hanns. Sind Sie damit zufrieden, ihn bloß zwischen diesen Blättern zu suchen?" — —

Ach, und diese Blätter, sie dufteten wieder nach Hyazinthen! Das sog an seinem Herzen und machte ihn schwach und verlangensvoll.

Und das mit Straža war Tatsache. Todtraurig war es im Schlosse, das schon kaum mehr ihm gehörte. Die alten Damen sahen auf den Tisch und seufzten, und Doktor

Urban war fort und hatte einen Brief geschrieben, der all sein Leid gestand und letzten Dank aus der Ferne hauchte und von sich als einem Sterbenden sprach. Alles war so hoffnungslos, so tiefbeschwert und lebensunlustig. Ging Hanns jetzt in diesen grauen Tagen aus, dann hallte bei den Kartoffelfeuern und beim Holzmachen und beim Rübeneinbringen, bei diesen letzten Verrichtungen der herbstlichen Wirtschaft das slawische Lied dazu, in seiner bedrängenden, unerträglichen Schwermut.

Dazu raunte man in Pfarrei und Bezirkshauptmannschaft von dem Schuß auf den Blaze. Der leugnete freilich, aber der Doktor hatte gemeint, Bauernkugeln schlügen keine so kleinen, glatten Löcher durch einen Knochen. Es war unbehaglich; der Staatsanwalt war übler Laune, suchte und fragte aus, und bald würde er vielleicht geradehin Hannsen selber fragen. Und Hanns war trotzig, log nicht gern und verriet sich mit einer Weigerung. Es war doch viel schöner in Wien. Frau Utta hatte recht.

Und was für ein seelenvolles Briefschreiben die liebste, allerschönste Frau hatte!

⁂ ⁂ ⁂

Und dann war Hanns in Wien; nun hatte er alle die Güter dieser Erde mit den Erfolgreichen des Tages und des Parketts gemein. Schöne Frauen, die ihn mit Herr Baron hin und Herr Baron her umringten, umwarben und verwöhnten, hochachtungsvolle Kellner, alles sicher und nirgend ein Büchsenlauf oder slawischer Geschworener. Nein, kein Feind: alles lieb und liebenswürdig. Ein ganz, ganz hoher Herr, Freund seiner jagdlichen Schilderungen, sprach ihn jedesmal an und versprach, zur Jagd in die Uskoken zu kommen, ohne zu wissen, mit welch zweifelhaften Gefühlen Hanns das hörte. Der Herr, der im Wildpark hundert und mehr Stück zugetriebenen Hochwildes zu strecken gewohnt war, der sollte acht Tage und mehr und Nächte im Walde zubringen? Am Tage Milch und Brot? Sollte um einen einzigen Rehbock ringen? Oder gar Feisthirscharbeit tun oder dem Fischotter in den Winternächten an der Save aufpassen, was so Hannsens liebste Dinge waren? Uje!

Aber daß Hanns beliebt war bis zum Hofe, trug ihm mehr Freunde ein, als ihm recht war; die gedachten alle dereinst mit ihm durch irgendeine Himmelspforte zu schlüpfen. Denn Hanns, dessen Strażaer Not bekannt war, konnte doch nur um eine auskömmliche Stelle hierher gekommen sein.

Mit Frau Utta sah man ihn nämlich selten. Sie versuchte freilich, was sie konnte, ihn öffentlich neben sich sehen zu lassen, und es war ihm zuerst eine berauschende Freude gewesen, ihre Schönheit erhöht zu sehen durch ihre entzückende Art sich zu kleiden. Zum erstenmal wußte er jetzt von dem strahlenden Silberguß ihrer Schultern, und, solcher Dinge wenig gewohnt, wäre er zuerst beinahe vor Liebe verrückt worden. Das wußte sie ganz gut. Sie wußte, daß auf dieses Kind aus verlorenster Bergferne das kleinste reizvolle Mittelchen wirkte, wie ein Büchsenschuß ins Herz. Nun gar ihr siegreicher Gang durch das Gedränge verliebter Blicke, der unerhörte Fluß ihrer schönen Kleider, das Schimmern ihrer Arme und der Büste, die da allen Blicken angehören sollte: Ein Umstand, der das Waldkind vor Schmerz und Eifersucht beinahe ohnmächtig werden ließ.

Ja, eifersüchtig war er. Es tat ihm wehe, daß Frau Utta immer wieder in diesen Dunst von jungen und reifen und alten Herrn hineinstrebte, von denen sie ganz gut wußte, auf welche Weise die sie ansahen und was alle von ihr hofften, träumten und begehrten. Ihm schien es eine Beleidigung, ein Schlag ins Antlitz, daß sie duldete, wie andere offenkundig nach ihr gierten, der er seinen Namen, sein Vertrauen und sein Leben geben wollte.

Sie aber wußte jetzt: ich habe ihn. Ich habe ihn hier, wo sein Herz täglich mürbe wird. Sein wildes, hartes Bergherz! Das soll mir beben, verlangen und zucken, aber hungern! O ja, mein Edelfalke. Durch Hunger und schlaflose Nächte zähmte man stets den Jagdfalken; nun schaukelst du im Ringe und möchtest fortfliegen und hältst dich nur um so krampfhafter fest. Hast die Haube über dem Kopf: verliebte Qual! Leide nur, leide und werde mir weich! Nicht einen Finger gebe ich dir. Und Kuß schon gar keinen.

Ein wenig rebellierte er ja. Er hatte bald erklärt, nicht mehr mit ihr zusammen in Gesellschaft zu gehen, er lasse sich nicht

vor diese Leute schleifen, als sei er dressiert. Wenn sie ihn allein bei sich empfangen wolle, sei er glücklich. In Gesellschaft zerrisse es ihm das Herz.

Nun durfte er sie allein besuchen. Sehr behutsam nur, und in Ehren. Aber die Frau wußte es einzurichten, daß auch da immer jemand kam, den sie nicht abweisen konnte und der sie störte. Wurde Hanns aber gar zu unwillig und dachte ernstlich an Flucht, so vermochte sie einen ganzen Abend lang so verliebt und weich und gut zu sein, war demütig, bewunderte ihn und besprach mit ihm das Geheimste und Unmitteilsamste seines Lebens so voll inniger Teilnahme und so klug, ja wußte von seinen Bergen selber ein Lied der Sehnsucht zu singen, daß er abermals eine ganze Nacht lang nicht schlafen konnte, diesmal vor tobendem Glück.

‚Ja, dieses Weib gehört zu mir und ist mir bestimmt und paßt mit mir in Nut und Feder zusammen! Das ist die einzige im Leben und im Tode!‘

Anderntags aber ging die alte Neckerei wieder an: „Eifersüchtig, Herr Baron? O, wieviel weniger verstehen Sie meine Welt, als ich Ihre Wälder und Berge. Wie recht haben Sie gehabt, einstens, als Sie sagten: ‚O Frau Utta! Weit, weit sind wir auseinander!‘“ — — —

Hier in Wien waren sein Wunsch und seine Qual ewig wund, und immer wußte Frau Utta ein neues Dörnchen für diese Wunden. Dazu traf ihn das Geschick aller Jäger und Gebirgsleute, die in die Großstadt mit ihrem glassplittrigen Granitstaub und ihrer Rußluft kamen, im Wirtshause Zigarren qualmten, in den Gesellschaften den Wirbelstaub der Schleppkleider atmeten und Baumfeuchtigkeit, Ozon und durchsonnte Luft entbehrten. Er litt an ewigem Schnupfen, Rachenkatarrh und Beklemmung des Kopfes bis in die Ohren hinein. Seine Augen waren von Staub, Rauch und vieler Schlaflosigkeit entzündet, und sein sonst so bauernfester Magen war von der subtilen und immer gewürzten Kost nervös und launenhaft. Elend, elend war ihm zumute.

Und diese Menschen! Die besten, die Gesegneten, die Seelenvollen blieben einsam oder hatten ihre ganz kleinen, gehüteten Kreise. Was sich ihm auftat, waren bloß der Erfolg, der Reichtum, die Eitelkeit und das Gestrebe. Frau Utta lud ja auch Künstler ein, Musiker und Dichter und dazu ein paar stille Menschen ohne eigentlichen Namen, Rang und Erfolg; da gab's Stunden, die ihn entzückten. Aber dann kamen wieder Abende voll des Kreises, der sich um die Börse zieht, oder um Kohle und Zucker. Schauderhaft war das. Krampflebig kitzelten sie sich durch den Abend, witzelten sich was vor, und schienen sich wie bei einer erregten Versteigerung zum Leben emporzulizitieren.

Sie fragte ihn oft: „Na, was sagen Sie zum Leben der Großstadt?“ Er aber erwiderte: „Ich vermag nichts damit. Ich weiß kein Wort, keine Formel für Euch, die ihr dieses Leben kennt und versteht; ja die ihr es billigt! Ich bin wehrlos gegen die Grimassen dieser selbstbewußten Betrogenen. Für Bauern möchte ich eine eigene Komödie schreiben: Wie die Stadtfräck untereinander tun! Ihr aber habt jeden Abstand verloren, fühlt es, als sei es natürlich, und seid es gewöhnt, wie das Lebensglück in der Großstadt aussieht. Gott segne euch die Mahlzeit!“

„Aber wer versetzt Sie denn in solchen Schreck? Der Herr Säbel, der Herr Schnabel? Das sind doch grundgute Menschen: mitleidig, wohltätig, hilfsbereit für Freund und Feind, harmlos, heiter, bescheiden, eitel und indiskret vielleicht, aber zu behandeln wie Kinder. Zu durchschauen wie Glasfenster in ihrer Schwäche und Drolligkeit. Nicht einmal zum Auslachen, nur zu warmem, leisem Belächeln geschaffen. Oder Graf Rudi? Oder Ministerialsekretär von Liebert? Oder Rittmeister Steinreuths Erlaucht? Oder . . .“

„Hören Sie auf, hören Sie auf. Sie nennen Namen, die mich umstülpen wie einen Handschuh. Meine Magennerven vertragen das nicht mehr!“

Und er schmiß die Türe zwischen ihr und sich zu, als sei's das Stalltor in Straža, wo er einen Knecht ausgezankt.

Frau Utta aber lachte ihm nach, daß es schallte und rief ihm hinterdrein: „Kommen Sie doch nur zum heiligen Abend; wir werden da nur ganz wenige sein. Kranich, Himmelmayer, ein paar reizende Frauen, sonst niemand. Ja? Hanns!“

„Hole Sie der Teufel, ja,“ knurrte er von der Stiege herauf.

„Das nenn' ich eine buchenscheitene Antwort!" lachte sie, und er rannte fort.

Es war nicht auszuhalten. Selbst die Oper mißfiel ihm, seit er widerliche Anmaßungen und niedrige Händel von Künstlern kannte, die ihm bisher teuer gewesen waren. Die Gesellschaft war vollkommen unerträglich, und das halbe Dutzend feiner, stiller, hochherziger Leute, das er hier angetroffen hatte, war ohnehin gerne bereit, ihm alle Jahre einen Monat nach Straža nachzukommen. Was aber mit Frau Utta getrieben wurde, das vermochte er nicht weiter anzusehen. Eines wußte er kurz und gut: Seine Frau konnte die nicht werden, die es nicht bemerken wollte, wenn andere Männer sich über sie beugten und ihr in den Ausschnitt sahen. Sie war verloren für ihn; es tat furchtbar wehe; aber der Riß mußte gemacht werden.

Eines Nachts lag er so allein im Bette der Mietwohnung, die er sich gewählt hatte; in einem Zinshause von drei Stockwerken, ganz oben unter einem abscheulichen Zierturm, an dem eine Wetterfahne seinen hellen Hohn erweckte. Er dachte an die Wetterfahnen auf den vier Türmen von Straža, nach denen er oft im Scherze geschossen. Wie die in den Stürmen wirbelten und schrien, wenn die erregte Luft durch das Savetal herunterschnaubte! Hier die Wetterfahne hatte kaum da und dort ein Prallwindlein auszuhalten, denn ringsum hatten die Häuser gar fünf Stockwerke.

Einst war es ihm, als liege er in einem Hotel und durch die Türe des Nebenzimmers stöhne im Traume ein Mensch in Qualen. Wohl ein Geschäftstraum: Prag via Bodenbach! O diese von Schornsteinruß überzogenen Seelen! Aber nein, er fieberte. Dieses Stöhnen war von der Wetterfahne gekommen, die sich oben gerade einmal gedreht hatte.

Einmal: denn draußen war Sturm! Er sah es an den Lichtern der Straßenlaternen, die sich manchmal verkrochen, duckten und bläulich zuckten. Manchmal schnob es auch ein wenig im Kamin, und das war alles. Wie jetzt seine Wälder gebraust und gewettert hätten! Wie es um Schloß Straža brüllte und posaunte und schmetterte! Die Brust hätte er sich aufreißen und sein zerstochenes, zerwühltes Herz dem Savesturm entgegenhalten mögen zur Kühlung und Linderung!

Daheim, daheim! Was war jetzt daheim? Auch das hast du vergessen, daß heute Wintersonnwendnacht ist? Die erste Rauchnacht, voll heiligen, schaurigen Losspruches der Überirdischen! Dort, dort gingen die Naturgewalten frei und wild um, und hier stöhnte bloß ein rostiges Blech am Dache und ahmte Herrn Kanitzer aus Taussig nach, der vom Kurszettel und seinen kostspieligen Töchtern träumte.

Wie war ihm nur! Warum war er hierhergekommen? Was war denn nur voriges Jahr um diese Zeit? Ha: Ja! In Straža, die Wildkatze war freigeworden!

Die war der Liebling des Schlosses, der schmucke, trauliche Gerettete aus dem Walde; nach dem dicken Schweife und dem Mangel der schwarzen Sohlenflecke zu schließen eine Kreuzung mit der Kulturkatze in Schloß oder Bauernhof; nun war sie plötzlich seltsam geworden. Ließ sich nur mehr leise fauchend streicheln und sträubte das Fell unter der Menschenhand, so zart und liebvoll die alten Damen mit dem Tiere waren. Es fraß nicht. Es sinnierte oder lief durch das ganze Schloß, versuchte bei allen Fenstern einen Absturz und raste über das Dach, daß die Ziegel klapperten.

Aber im Walde heulte und witterte der Sturm, und Regen peitschte ihr schneidig naßkalt ins Fell. Da verkroch sie sich. Dann kam die Rauhnacht, die erste, mit weißer Froststille und weiter, weiter Gebanntheit, so daß man von ferne die Äste zittern hörte, wenn Schneelast von ihnen fiel. Und zu Nacht kam vom Waldrande her, bis wohin sich das scheue Raubwild wagte, ein zorniger, rauher Schrei nach dem Schlosse geflogen, erschreckend in seiner Wildheit und grollenden Brunst. Die Felsenkatzen der Einöden feiern in diesen gefeiten Nächten Hochzeit, und nun rief wohl ein qualvoll einsamer Kuder herüber in die Weite um eine Genossin. Da schwanden Zahmheit und Zutrauen aus der eingehausten Waldkatze; mit gesträubtem Fell stand sie am Fenster und bebte an allen Gliedern. Und wieder ging der unbändige, rauhe Schrei durch die Nacht her, der sie so unerklärbar durchwühlte, und die Natur begann den magischen Kampf in dem Körper

des ratlosen Geschöpfes. Als der Schrei abermals heiser und stickdringlich unter den reifigen Fichten erscholl, gab sie ihn zurück, daß die alten Schloßmauern ihn ringsum nachraunten und die Bestie davon toll wurde. Mit einem Satze gewann sie den Ulmenast, der aus dem Burggraben nach dem Fenster griff, holzte fort, sprang auf den Boden und flüchtete; — draußen im Düstern vereinte sich die Schnürfährte mit einer zweiten, stärkeren. Das Haustier war der Natur in die Arme gesprungen, der rauhe Notruf aus starrem Frost hatte sie entzaubert und in ein Leben voll Wildheit, Kampf, Entbehrung und Gefahr entrückt, in das, welches das ihre war.

An diesen lähmenden, aufwühlenden, erschreckend rauhen Ruf des Wäldergeistes dachte Hanns in dieser Nacht, und es war ihm, als käme er abermals von weit aus den Uskoken; als riefen ihn so die schwermütigen Feldhöhen und die trostrauschenden Buchenwälder am Beginn des Orients, wo das Leben noch wild und gefahrenreich war. Und mitten in der Nacht sprang er empor, stürmte einen Brief an Frau Utta hin, in dem er ihr sagte, daß er niemals zur Großstadt zähmbar sein würde und ihre Art ihm fremd sei, so wahnwitzig er ihre Schönheit liebte. „Nur Ihre Schönheit, Frau Utta, dergleichen es nicht mehr gibt, weder in meinen Wäldern noch in den Schwärmen des Stadtgeschmeißes! Leben Sie wohl, Sie Wunderschöne, unaussagbar Süße, — Verlorene!“

Am andern Morgen rollte ihn schon der Eilzug südwärts, und er grüßte die Mur und heißer noch die Drau und am hingerissensten die Save. Er hätte von der Steinbrücke in den Strom hinunterspringen und bis in sein Vaterland hinunterschwimmen mögen, es riß ihm die leuchtenden Tränen wie Funken aus den Augen, und der Atem verschlug sich ihm in der Brust vor Wehe und vor Liebe.

Endlich, endlich war er zu Hause, zerdrückte beinahe die schlanke Gestalt der Mutter und brüllte vor Erschütterung ein Weinen heraus, das aus hilfloser Not und toller Freude schrecklich gemischt war. Als er erzählt und alles gestanden hatte, warf er die Büchse über und stieg durch Schnee und Starrnis hoch hinauf in seine Berge.

So war Hannsens Flucht vor der Zivilisation unserer Tage, deren entsetzliche Tollheit des Drauflosleben er, er allein zu erkennen vermochte; der einsame letzte Jäger der unberührten Natur! Er, mit seinem Brudergefühl für den Edelreiher, den jene Welt der Frauenhüte ausrottet, für den Biber, dessen letzten Balg Herr Säbel, Sekretär vom Eisentrust, trug, für den Adler, den der Bezirkshauptmann am Wintersonnwendtag mit Schrot weggeknallt hatte. Hier war er mit ihnen, all den Bedrohten und Aussterbenden zusammen; mit Luchs, Adler, Wildschwein und Wolf, mit Urhahn und Hirsch, er wie sie ein bedrohter, letzter Überlebender alter Tage, der selber auf der Proskriptionsliste dieser allzutechnischen und industrialisierten Zivilisation ohne Kultur stand. Dort oben wollte er sich wehren und zugrunde gehen.

⁂ ⁂ ⁂

Frau Utta wußte nicht, welch toller Schmerz in der Seele dessen zuckte, der sie ihrer Welt wieder hingeworfen, ja, der sie verworfen hatte. Sie hatte nur eines: wilde Angst, ihn verloren zu haben und blitzschnelle Gedanken, wie da Notwehr zu üben wäre. All dies, was er so wahnwitzig liebte, mußte ihm entrissen und vernichtet werden, damit ihm nichts blieb als Frau Utta. Erst dann hatte sie ihn.

Und mit dem unbeschreiblich sichern Willen der Frau die liebte, wußte sie, was zu tun war. Straža mußte fallen. Augenblicklich. Sie wußte, wie das zu machen war. Die volklich so gleichgiltige Wienerin hatte sich vom slawischen Bezirkshauptmann einreden lassen, eine große Vermögenssumme bei jener slawischen Sparkasse zu hinterlegen, welche auf Straža die Hypothek hatte, und Helene Ruard hatte ihr ganzes Vermögen dort; es trug fünfe vom Hundert; das hatte bei den leichtfertigen Frauen entschieden. Nun mußten beide Guthaben gekündigt werden, und Frau Dressel bestellte für sich und die Freundin einen messerscharfen Advokaten, der für keinen Tag Fristerstreckung zu haben war. In vier Wochen mußte die Sparkasse, die selbst für eine Anstalt schreckend hohen Summen rückzahlen; und wahrlich: es war fast die letzte, ordentliche Rückzahlung, die sie leisten konnte. — Der Run begann.

Auch durfte Hanns nicht mehr Zinsen

Bildnis des Rennstallbesitzers F. Noether in Mannheim.

Gemälde von Hermann Junker.

(Aus Eduard Schulte's Kunsthandlung in Berlin.)

zahlen können, damit die slawische Anstalt dem säumigen Schuldner zuerst kündigte. Er sollte von seiner Erwerbsquelle losgerissen werden. Frau Utta gab dem politischen Chef des Landesteils Material an die Hand, und als Hanns zu Beginn des neuen Jahres seinen Waffenpaß zu erneuern begehrte, wurde das Dokument, das ihn zum Tragen des Jagdgewehrs berechtigte, verweigert. Ihm, dem Jäger in allen Adern, dem Fachmanne in allen waffentechnischen Fragen, dem letzten deutschen Edelmann, „als einem bedenklichen, die öffentliche Sicherheit gefährdenden Menschen" verweigert! Denn so lautete der Buchstabe des hilfreichen Gesetzes.

Das war ein Hieb in das tiefste Mark seines Wesens. Man wand ihm aus Händen, was ihm fast allein den Mann bedeutete: die Waffe; die ihm einzig treue! Er berief an die Landesregierung, wußte aber, daß der mächtige Feind vor ihm ein Bündel Aktenbelege vorausgeschickt habe, und dort entschieden ja ebenfalls Wenden über das Glück und den Lebensinhalt des deutschen Edelmannes. Die wahnwitzige Wut schnellte ihn auf seinem Lager des Nachts umher wie den auf Sand gezerrten Fisch. Das war eine Tat, der man nicht im Streite begegnen konnte; ein Feind, den man nicht erlangte, selbst wenn ihn ein Baum deckte! Der war unerreichbar.

Es hieß abkämpfen und abringen, was in all dieser Trostlosigkeit noch möglich war. In einer Beschwerde wies Hanns ruhig und gefaßt auf den feigen Überfall und Schuß im Walde hin. Wenn er auch fortan die Jagd mit Fallen und Gattern ausüben müsse; gegen Wilderertücke würde er sich wahren. Ob ihm die Behörde Anlaß zu öffentlicher Beschwerde geben wolle, daß ihm auch das Mittel der Notwehr genommen würde?

Nein; eine Repetierpistole gestand ihm die Beamtenklugheit zu. Freilich ließ sich Hanns eilig eine der mächtigen Selbstladepistolen amerikanischer Erzeugung, und diese mit möglichst lang eingepaßtem Laufe kommen. Sie steckte in einer geschienten Ledertasche, die man wie einen Gewehrkolben an die Waffe stecken konnte. Damit war ein wirksamer Schuß bis auf hundert Gänge zu tun, der auch noch den Rehbock sicher hinstreckte. Aber was für ein Jammer war es doch, mit solch grotesker Wehr zu birschen! Ein Glück, daß Schonzeit war. Denn selbst die Krähen, die Hanns mit der unzureichenden Waffe reichlich fehlte, stachelten sein Weh, diese rasende Scham des Wehrlosen; des entwaffneten Mannes!

Die Tauzeit kam in diesem Lande der tatkräftigen aber kurzen Winter; die Zeit der Halden, die voll goldbraun freier Stellen waren, aus denen Primeln drängten. Die wunderbare Zeit, da die Goldammern an den kleinen Seen der Fahrwege stehen und das Wort Hoffnung rufen. Das ergreifende kleine Ereignis der ersten trockenen Landstraße! Nun waren bald die Abende um Okuli mit ihren huschenden, eulenstillen Dämmerungsvögeln, und er durfte keine Schrotflinte tragen! Wildern, wildern wollte er im eigenen Walde, ärger wie Blaže Podgorschegg.

Ach. Im eigenen Walde! Auch damit ging es zu Ende.

Es kam, und er glaubte es nicht. Diese Tage voll Ahnung waren um ihn, und er war nicht Seele mit ihrer Seele, wie sonst. Als wäre er einer aus den Verlorenen der Industrie, so wenig war er jetzt Kind der Allgottheit; abgelöst, Abfall, verworfen und nur zur Not lebend wie jene. Bald bewußtlos, bald tobend vor schneidender Unruhe. Er sah, wie die alten Frauen packten. Das Silber, die Ahnenbilder, das traute Zinn. Alles, was seit Jahrhunderten hier um sein Blut wohnte; alles heruntergepflückt, verschleppt. Nach Graz, dem großen Ruhestandsheim nicht nur der Soldaten und Beamten! Nein, auch Hunderte von stillen, abgewesten, enthausten Adelsfamilien leben dort entsagungsschweigende Tage voll ganz verblaßter Erinnerung. An tausend Mietwänden hängt dort, was vor einem halben Jahrhunderte noch Schlösser schmückte. Nun wird die alte Augsburger Uhr, das alte Zinn, die Jägerei mit den hellen runden Falkenaugen auf den Bildern, all das seit urher Heimische auch zwischen Mietwänden dasein.

Am ersten Mai ist Versteigerung. Am Tage, da der Rehbock dort unten schon sein Winterhaar verfärbt hatte und Hanns die Büchse wieder in die Wälder trug.

O hilflose Zeit, o Frühling voll ringenden, fressenden Wehes!

Hanns wollte nicht mit den stillen, ge-

faßten Frauen nach der Stadt der Entsagenden. Er wollte bleiben bis an das bittere Ende. Nein; kein Ende! In ein langes, bitteres, entsagungsreiches Jägerleben hinaus.

Dort, jenseits des Uskokenkammes, wo der wenig wertvolle Busch- und Felsenstreifen nach Südosten hinuntergriff, der eine kleine Jagdwelt bedeutete, dort war ungarisch-kroatischer Boden — dort galt das Waffenverbot nicht, jenseit der Grenze. Hanns bat die Großmutter, der das letzte Stück Alt-Heydenreichscher Erde zugefallen war, ihm die Verwalterschaft zu übertragen, und unter Tränen sagte die Greisin zu.

Nun rüstete er sich zur Übersiedelung in die Wildnis des Gorianz.

Nun trug er alles hinauf in die moosige Blockhütte, in der Dutzende von Siebenschlafmäusen wohnten und den ersten Herdrauch, den er oben entlockte, anfauchten. Seine Gewehre, an denen er so verzaubert hing, und seine Raubzeugfallen; aber auch die Bücher, die er am meisten liebte und so noch viel, was er brauchte, oder was seinem Herzen nahestand. Alles trug er selber geheim und meistens in der Dämmerung zu Berge, damit im triumphierenden Straža nicht Pfarrer, Doktor oder Bauer merke, was der einsame Jäger hatte, das er noch verlieren konnte. Viele Lasten waren es: Blei und Büchsenhülsen und Pulver, Konserven, andere Lebensmittel und Geschirr, Kerzen und Hausrat, Decken und Schriften, Bücher in schweren Tragwuchten und sogar ein paar Musikinstrumente. Alles, alles in die ferne, weltabgeschiedene, karstige Höhe. Voll stummen, herrenharten Trotzes.

Beinahe war's ihm lieb, und er freute sich des starren Lebens dort oben im Revier; der allerletzten Selbstherrbarkeit. Auf sich allein und sonst auf nichts gestellt als auf die Natur, die all jenen Feinden der Tiefe so unerbittlich scheint und ihm so gütig war!

Bis ersten Mai war längst alles fertig. Bis ersten Mai, elf Uhr vormittags, da der Hammer auf den Tisch schlug: „Schloß Straža, gemauert, unterkellert, mit Ziegeln gedeckt, mit neunzehn Wohnräumen, einem Pferdestall — — —"

Ja, ja, so weiter; nur so weiter. Und dann: Zweihundertundvierzigtausend Kronen zum ersten . . .!"

O Schmach und Gram und Weh!

Dabei war noch nicht alles zu Ende! Ein Brief von ihr, die er sich aus dem Herzen gerissen in Wut und Überwindungsqualen! Das kam auch noch:

„Hanns, mein Hanns! Ich denke nicht daran, daß Du mich verlassen und verschmäht hast, nicht an Stolz und nicht an Vorwurf; ich denke nur daran, daß du nicht glücklich bist. Ja, Geliebter; ich bin hier in Deiner Nähe in Rankenstein und bin Dir nachgelaufen in meiner Fassungslosigkeit. Höre Du! Den ersten Mai verbringst Du bei mir! Du wirst allein mit mir sein auf dem Schlosse, und alle schicke ich weg; nur denke dieses letzte Mal an Frau Utta. Ich gebe Dich frei, wenn Du willst. Aber nur diesen ersten Mai mußt Du bei mir sein! Ich warte, ich brenne, ich vergehe bis dahin. Deine Utta."

Der Brief war ihm bis in seine einsame Höhe nachgetragen worden, und er hatte noch manchen Tag und manche Nacht vor sich, um darüber zu kämpfen, zu leiden und schlaflos zu sein. Sollte wieder die alte Unruhe, die Qual beginnen, daß er einsah, wie dieses Weib nicht zu ihm taugte und wie sehr er dennoch nach ihr verlangen mußte? Nun beruhigte ihn nicht mehr die einsame, alpenhafte Höhe, auf der er jetzt wohnte, zu deren Füßen das steirische und krainische Abendland weithin im Gewimmel seiner kleineren Berge und Hügel und Weingärten lag, bis in fernster Ferne die Dolomiten des Sanntales emportrotzten. Der Blick ins endlose Ungarland, ja bis in den Orient hinein, nach den bosnischen Waldbergen und den Felsen des Velebit bezauberte ihn nicht mehr.

Dieses Weib; — — alles hatte er verloren. Familie, Schloß und das reiche Leben des Tieflandes, und er zerbiß seinen Gram hier oben, wo die Steinadler die Worte Härte und Höhe schrien. Nur das war noch ungelöst; es steckte ihm wie ein tückischer Büchsenschuß irgendwo im Innern, und die Kugel war noch nicht gefunden und entfernt. Er wollte einmal noch kommen und sich das Herz frei reden und gründlich wie ein Waldjäger sagen, wozu sie gut wäre und wozu nicht.

⁂ ⁂ ⁂

An dem Tage, an dem Straža fortfallen sollte, war er nun bei ihr. Sie empfing

ihn mit beiden Armen und hatte keine Handschuhe und streckte sie ihm entgegen, und lachte ihm unter Tränen in die Augen, aber er küßte ihre Hände nicht und nahm sie nur mit kurzem, starkem Rütteln.

„Hanns," sagte sie. „Mein Freund. Wie voll Gram und Groll! Du, du im Leide! Mager bist du geworden, und dein Kinderantlitz hat Furchen. O du! Nur blaß magst du nicht sein, du Stolzer. Deine Berge haben dich gehabt; wie? Und die dürre Sonne der Höhen hat dich dunkel gebrannt. Bist wohl alle Tage in deine bittere Einsamkeit hinauf und fort von Schloß Straža? Da, setze dich an meine Seite. Hier, auf den Diwan!"

Er war nun bei ihr und sah sie ernst an. „Ich habe Schloß Straža seit vier Wochen nicht mehr gesehen," sagte er. „Es steht längst leer."

„Hanns; wo seid ihr dann?"

„Die Frauen in Graz; mit all dem lieben, alten Hausrat. Haben sich ein traurig sanftes Taubennest gebaut und leben halt so, den Kopf in die Hand gelegt, alte Zeiten zu Ende."

„Und du?"

„Oben, hoch in den Bergen. Sie kennen den Gorianz?"

„Dort, dort wohnst du? Dort, wo es so erbarmungslos einsam ist?"

„Ein Ziegenhirt und seine Frau sind nebenan. Die besorgen mir alles und sind anhänglich und verschwiegen, wie nur je Menschen der einsamen Höhe waren."

„Und immer lebst du dort?"

„Ich glaube, ich werde es auch für den Winter versuchen. Ist es oben nicht möglich wegen der Bora, so baue ich mir vielleicht dort, wo mein Besitzstreif in die wirtliche Tiefe greift, eine kleine Blockhütte."

„Und nach Graz, zu den armen Frauen gehst du nicht? Die sollen alles verloren haben?"

„Sie haben recht. Ich werde im Winter auch viel bei den beiden Frauen sein müssen."

„Sie, immer Sie! Bist du mir nicht mehr gut, Hanns? Bin ich dir denn gar nichts mehr? Früher sagtest du doch stets du zu mir."

„Freilich, ja . . ."

„Nun und jetzt?"

„Ich will es dir nur gerade und grob herausjagen, Utta. Schick' mich dann fort, und es soll gut sein. Du bist eine Frau, so eine von den — — nein. Du solltest also einen Mann der großen Gesellschaft haben; einen Fürsten, wahrhaftig. Einen von den Gutgezogenen, die ihre Wege gehen und weitherzig sind, ihre Gemahlin eigene Wege suchen zu lassen, wenn sie nur recht zu leuchten, zu sammeln, zu bezaubern versteht. Einen solchen Mann brauchst du."

„Möglich; möglich. Es wartet ein solcher auf mich," sagte sie traurig lächelnd.

„Nimm ihn, Utta. Und gerade heraus: Mir, mir wäre die Ehe mit dir die Hölle, und, daß du es nicht übel nimmst — mir wärst du als Geliebte alles."

Er stand auf.

„So, so — — —" sagte Frau Utta langsam. „Das war ja recht gerade vom Gorianz hergeweht; rücksichtslos, ungeschliffen, hart und grob. Die Sprache deiner Berge scheinst du schnell gelernt zu haben. Aber wir sind an diesem Punkte nun wenigstens vorbei, und ich werde ihn wohl auch überwinden. Also bleib nur sitzen, Hanns."

Er ging auf und ab: „Kann nicht. Danke."

„So erzähle mir nur. Was hast du dort oben? Wie lebst du dort oben? Ist die Ziegenhirtin so schön?"

Er überhörte. „Meine Berge sind das Letzte, was mir blieb; aber auch mein alles."

„So lebst du oben? Lieblos, freudlos, zwecklos!"

„Lieblos ja, aber auch ohne Haß. Dort oben weht einem Gottesgröße durch die Brust, und Gottes Stärke, Frau Utta. Seine Hand streicht mir alle Gedanken der Tiefe von der Stirne. Ich bin stolz dort oben, daß sie mich nicht biegen und von meiner Erde nicht gänzlich forttreiben konnten. Ich, der Letzte. Solange ich meinen genagelten Schuh und Bergstock in diese Erde ankere, ist sie deutsch und deutsch beseelt. Ja: reich und glücklich bin ich da oben, Frau Utta! Glücklich in allem . . ., außer im Gedenken an dich."

„Erzähle mir von dort oben. Siehst du von dort aus Straža?"

Er atmete tief und schwer. „Ja," sagte er dann langsam. „Ich sehe es. Wie ein weißes Würfelchen liegt es im Grünen;

ganz tief, fast in die Save hineingestellt, die ihm zum Hintergrunde dient. Ich sehe, was ich verloren habe; alles, Frau Utta. Ich sehe aus unwirtlicher, windhallender Hochöde zurück auf die reiche Tiefe des Weizens, des Weines und Welschkornes, die ich nicht verdiente und festhalten konnte, weil ich kein Mithaster dieser Tage bin. Deine Findigen, Flinken und Griffigen aus der Stadt, deine Ringer um die Güter des Tages, deine Sieger, die es dahin gebracht haben, Straußenfedern auf die Hüte ihrer Töchter, Edelsteine in ihre Ohren und einen Mann mit Titel oder Wappen an ihre Hand zu setzen, die sagen, ich war zu schwach dazu. Ich, der letzte dumpfe Traum eines ehemals stürmischen Blutes. Und nun büße ich dafür, daß ich den Reichtum des Tieflandes nicht neu zu erringen verstand, damit, von unwirtsamer Höhe täglich auf das verlorene Paradies zurückzuschauen. Wehe, wehe tut es freilich. Aber ich presse mir den süßschmerzlichen Anblick alle Tage ins Herz, ja, ich lebe davon."

„Du Ärmster; was hast du davon?"

„Je mehr Leid, je mehr Seele. Entsinnst du dich, Frau Utta, was der Mückenbrünn erwiderte, als du ihn oben unter der tausendjährigen Kastanie besuchtest und bedauern wolltest? Er hielt dir das Wort des alten Ekkehard entgegen: ‚Das schnellste Tier, das euch führt zur Vollkommenheit, das ist Leiden.' Ich sehe unten im Lande, wie Schienenstränge sich nach dem Orient legen, wie in der kroatischen Tiefe statt des Welschkornes todschwermütige Zuckerrübenfelder sich stets weiterbreiten und Schlote aufwachsen, die ihrer harren. Ich sehe, wie diese Eisenbahnen meine Uskoken umringen und umwürgen, wie das Leben dieser Zeit an ihre Einsamkeit herankriecht; und ich oben, der einsame Jäger, bin wie auf der letzten Insel.

„Ja, Frau Utta. Ein ungeheures Sterben geht durch die Welt, und ihr merkt es nicht. Wie einst, als der große Pan verröchelte, so sehe ich fernhin in allen Landen die Seele sterben. Das Innenleben, das Gestilltsein, das Gedächtnis an den Tod, das Menschengottum! Ja, das Menschengottum stirbt; im Gerassel des Lebens der Konkurrenten. An diesem Zeitalter frißt ein Krebsgeschwür. Von England fraß es über Deutschland hinweg, ja bis in dein Wien, und nur von den letzten Grenzen des verlorenen deutschen Seelenreiches klingt noch Wohllaut hinüber nach dem rädertreibenden Norden.

„Ich, ich bin noch glücklich; dort oben selbst, in der Einsamkeit, weil ich einer der wenigen Überlebenden bin, die gänzlich in sich beruhen und in der Ewigkeit der Natur. Ich bin noch Gottes Kind!"

„Mein Hanns. Du Träumer. Du ganz verlorener Träumer. Hat dich, seit ich weg bin, Urban mit seinen schwerblütigen Todesgedanken recht angefüllt und der Mückenbrünn mit seinem religiösen Wahn? Kommen sie dir wohl auch treulich dorthin nach in deine Einsamkeit?"

„Ja," sagte Hanns tief ernst. „Sie kommen. Sie sind um mich als reine, selige Geister und flüstern mir Trost ins wehe Herz. Denn beide sind tot . . ."

Frau Utta schrie leise auf. „Vergieb mir, Hanns, daß ich einen Ton des Spottes in meine Rede legte! Ich bin eifersüchtig. Du weißt es ja. Sonst verstehe ich, was Gutes an ihnen war, recht wohl."

Der junge Heydenreich setzte sich wieder an den Tisch und barg das Haupt in die Hand. „Ich opfere ihnen täglich," sagte er wehmütig. „Ich treibe einen innigen Totenkultus. Ich bin mehr bei ihnen als in dieser Welt, in der ich ja fast niemand, niemand mehr habe. Ach, alle die da leben, — Himmelmayer mit seiner Tagesleichtigkeit, Kranich mit dem Troste seiner herrlichen Lieder, Botzenhardt, der Sieger über Grund und Boden, Frau Utta, die Holde, Begehrte, ja selbst meine reinen großen alten Frauen, — sie reichen, so reich, so stark oder so schön sie sind, nicht an jene, die dort unten geborgen sind!

„Frau Utta, beim heiligen Gefühl meines Herzens: die waren mehr als Menschen. Die wollten nicht den Vorteil und die Prozente dieses Daseins. Die wollten die Sache, die Sache außerhalb des betrogenen Marktes! Darum sage ich, sie waren göttlich. Gut, klug, rein sind viele von euch. Keiner aber reicht an die selige Gewalt zu irren derer heran, die nun dahin sind! Diese Überlebungsgröße des Empfindens, als strömte Ewigkeit von ihnen aus; wenn auch in Trugbildern!

„Es gilt nicht, klug zu sein. Es gilt, mit Riesenkraft zu empfinden!

„Der törichteste Herzschlag, meinetwegen. Nur soll er nach Gott ringen!“

Es wurde ganz still. Lange, lange Zeit. Frau Utta dachte nach Wien; sie hörte das Gewirr der Stimmen, die sie stets umwarben und um sie stritten. Sie hörte die Lustigkeiten des Herrn Schnabel, die naiven Soldatendrolligkeiten des Rittmeisters, die ungeheure Gescheitheit des Dozenten, der als Arzt fünfzigtausend Gulden einnahm, pro anno. Sie horchte der Wirrnis ihres Lebens nach und sah, wohin hier ihr Liebster gelangt war. Ganz stille saß sie und zitterte vor Rührung.

Da schlug es von der Uhr. Klingelhell, tröpfelnd, eilig: acht, neun, zehn, elf Uhr...

Die Stunde von Straža. — — —

Sie sah erschrocken nach ihrem Freunde, der das Antlitz immer noch in den Händen hielt. Ja. Ja. Er hatte auch vernommen.

Das junge, trotzige Haupt neigte sich ihm noch tiefer. Und wie ein später Nachhall der Uhrschläge klopfte es leise an den Tisch. Leise und schnell.

Frau Utta griff sich an die Brust: — Seine Tränen! Die schlugen so eilig an den Tisch.

Da sprang sie empor. „Hanns! Du Großer, Ärmster, Einziger! Ja, ich bin zu schlecht, deine Frau zu sein. Du hast dein Schloß verloren, da hast du mich dafür.“ Und sie drückte ihn in die Arme und küßte ihn auf den Mund.

⁂ ⁂ ⁂

Nun wohnte Hanns wieder auf seiner Höhe zwischen Krummholz und windzerfetzten Fichten; noch über dem alten Geißhirtenpaar, das ihm so ergeben war. Dort mischte er sich aus stolzem Trotz, entsagendem Weh und Romantik seinen seltsamen, bittersüßen Lebenstrank. Er sah auf das Land hinunter, das er verwirkt und verloren hatte, und während bei ihm der Mai noch Graupelschauer und Stürme brachte, die ihm den groblodenen Wintermantel aufzwangen, lachte und leuchtete unten das Grün. Er sah von Tag zu Tage, wie die braunen Weingärten smaragdener wurden; selbst die verwüsteten Reben von Straža belebten sich neu. Das Schloß hatte ein seltsam wehmütiges Geschick. Ein reicher ungarischer Arzt, dem Freund Urban von dem ungeheuren Park und der gänzlich abgeschiedenen Lage des Schlosses viel erzählt und geschrieben hatte, war von einer merkwürdigen Liebe für das seit Ewigkeit stehende Haus an der Save erfaßt worden und hatte dort ein Erholungsheim für greise Menschen gegründet. — Zumal im wunderreichen Herbste jener klaren Länder, die vom Mittelmeer angeweht sind, sollte dort ein resigniertes Ausruhen vieler, vieler Abgetaner beginnen. Die neu hergestellten Weingärten wurden fast nur mit Reben von Tafeltrauben bepflanzt, da diese zu Kurzwecken herhalten sollten. Hanns wußte es; es war ihm das alles viel lieber, als wenn ein übermütiger Kornwucherer dort unten eingezogen wäre, wie er befürchtet hatte. So war's ihm recht: der Ton des Sterbens und Entsagens klang weiter dort unten, und die Harmonie von Straža blieb auf das sanfteste Moll gestimmt.

Hätte er nur das plappernde Treiben, das ewige liebe Gespräch der Windklapperräder hier oben gehabt; das fehlte ihm sehr. Denn allen Menschen, die je im slawischen Weinlande dem Spätsommer und dem Herbste ihren Herzschlag abhorchen durften, sind diese Xylosstimmen für ewig in die Seele gedrungen! Es ist ein schläferndes Naturlied, eine Muttererzählung, ein über alle Begriffe liebliches Scherzen der Lüfte mit den kleinen Hartholzhämmerchen, die über eine Klanglatte spielen. Kein Zauber wie dieser: nicht einmal der der Musik! Dieses Wechseln oder vielstimmige Einfallen all des Weingartengeplauders ist über alle Begriffe erheiternd, köstlich, träumerisch, tröstlich und magnetisch. Der feinfühlige Arzt, der die unsäglich beruhigende und belustigende Magie der nahen und fernen, großen und kleinen, tiefen und hohen, nervös eiligen und beruhigend langsamen, immer aber trauten Töne kannte, ließ auf allen Hügelspitzen und vielen Bäumen des Schloßparkes solche, von kundigen Winzern gefertigte Musikinstrumente der Natur anbringen; geradezu als Kurmittel für unrastvolle Herzen! Als Schlummermusik; zur Zerstreuung und Suggestion zugleich.

Es gibt nichts, — auf der ganzen Erde außer den Nachtglocken Chinas vielleicht nichts, was diesen Stimmen, die sich bloß zwischen dem neunten August und dem

fünfzehnten des Weinmondes erheben, ähnlich wäre. Diese Wirbelgeister, diese drehsamen Holzsterne, — wenn man je einen oder ein paar von ihnen auf fremde Erde hinpflanzte, sind sie ein lächerliches Spielchen. Hier aber, wo ein ganzes Land voll von ihnen ist, wo sie zu hunderten zusammenwohnen wie ein wunderliches Volk und mit Launen, Pausen und verteilten Stimmen tagaus, tagein und in lauen Nächten Chor singen, hier wirken sie zauberhaft!

Aber selbst der fernste, anhaltendste Windhauch trug keinen dieser geliebten Töne, die dem entheimten Südsteirer in der Ferne das Herz zerreißen, zu Hannsen auf die windumsauste Höhe. In Schaurigkeit saß und wohnte er dort oben, und die Bauern, die Hannsens Seelengeheimnis nicht zu enträtseln wußten, fabelten von ihm, er sei dem Teufel verfallen und habe mit ihm und andern überirdischen dort oben Zusammenkünfte. Davon sei er nun schon tiefsinnig oder verrückt worden. Und mit Besorgnis lauerten sie, ob ihm nicht bald vom Gorianz her ein rächendes Hagelgewitter gelingen könnte. „Tut er's, so zünden wir das Nest des Hexerichs an," schwuren sie unter sich; aber keiner wagte sich in die Nähe des verrufenen Berghauses. Sie wußten, wie fix Hanns mit dem Büchsenlauf in die Höhe war und daß er auf Gericht und Geschworne spie; der dort oben.

Aber er war noch so jung. Selbst ein Mann in den Fünfzig hätte es nur bei größter Bitterkeit der Seele und einem fast unnatürlichen Einsamkeitsdrange dort oben ausgehalten; den jungen Mann voll Drang und Überwinderfreude konnte solch ein Leben der Entsagung nicht festhalten.

Und doch schien es, als sei dieses Höhendasein Hannsens natürlichste und angemessenste Lebensweise. Er kam nur herab, wenn er Räucherfleisch, etwas Wein, Tabak und sonstige Bedürfnisse holte. Da er dies, zu Spott und Trotz, oft im Dorf Straža besorgte, trug er bei solchen Gängen diesseits der Grenze stets die mächtige Repetierpistole ganz offen am Gurt: zum Zeichen, daß er sich in feindlichem Lande, in einem Lande der Rechtsunsicherheit fühle. Das sagte er auch ungescheut. Schloß Straža betrat er nie, so sehr ihn der Arzt bat, der ihm sein altes Turmzimmer gegen geringe Miete lassen wollte. Ihm war nur mehr oben wohl. Seine Natur, die den Dingen des leichten Lebens ohnehin stets abgewendet war, neigte geradezu nach Beschaulichkeit und träumerischer Einkehr und entsagte vielem, was anderen Sinnenfreude hieß. Er las freilich viel, spielte sogar auf einem kleinen Wandklavier, das er sich mit Mühe hatte hinaufbringen lassen, und hegte und bejagte sein kleines Revier mit der alten Leidenschaft. Dabei versagte er sich allen andern Genuß. Dann und wann bereitete er sich Konserven von Fleisch und Gemüse zur Mahlzeit; meist aber lebte er von Räucherfleisch, Milch, Käse, Butter, Brot oder einem Holzknechtsschmarren, den er sich selber am Herde röstete. Das war ihm lieb, und er entbehrte nichts. Sein kleines Haus mit den drei Räumen, einer Küche, einer guten Stube und einer Schlafkammer unterm Dache war wohnlich, mit lieben Dingen reich behängt an Wand und Fenster und so zur Behaglichkeit eingerichtet, daß ihm nichts zu wünschen blieb.

Nur das Andenken an die schöne Frau wanderte ruhelos in seinen Gedanken auf und ab: Utta, die er nur selten und geheim in Rankenstein besuchen sollte. Um die Mitte des Juni, da sein Verlangen nach ihr unbändig geworden war und der Tag nahekam, da er sie hätte wiedersehen dürfen, war ihm ein kurzes Schreiben von ihr heraufgetragen worden. „Bleibe oben und warte. Komm nicht, ich sende Nachricht, die dich überraschen wird."

Was war das nur wieder? Wollte sie ihn von neuem stacheln und verwunden, damit er, der sie nicht mehr lassen konnte, seinen Bergen untreu würde? Oder war der gekommen, der sie freien wollte? Der große Herr, zu dem er ihr halb höhnend geraten hatte und den er nicht ertrüge!

So quälte ihn der Hauch der Welt bis in seine wilde Unwirtlichkeit hinauf.

Dann kam Sonnwendabend. Wechselvoll hauste der Nachmittag über den Bergen. Es fuhr der Sturm über den Gorianz und brachte Regenschauer, die Hanns auch dann noch in grauen Stoßwellen das Grün der Berge überrauhen sah, als bei ihm oben schon wieder blankstrahlende Blauhimmelssonne war. Aber wieder und wieder kamen Wolken, zerbrausten in sturmwallende Sprühbänder, schauerten hierhin und dort-

hin über die Waldwelt, verdeckten sie zeitweilig, stäubten weiter und weiter davon, und dann stieg aus frischen, zum Greifen nahe scheinenden Abhängen und Tiefen, die unter wechselndem Lichte aufblühten oder düster blickten, der weiße Waldrauch.

Gegen Abend ward es besser, und Hanns ging daran, sein Weihefeuer zu entzünden wie sonst alle Jahre. Sie sollten im ganzen Lande sehen, daß dort oben der einsame Jäger sein Gebet zum Himmel lodern ließ.

Er trug Holz herbei; weit mußte er nach unten steigen, um vom Walde, der hier zu Ende war, genugsam Reisig für die Höhe zu gewinnen. Und während er so raffte und trug, zog ein stiller Nebel den langen Alpenhang entlang, und von unten sahen die Bauern den letzten Gipfel an, ihn, der, so langhin und unaussprechlich einsam, immer noch Rotgold hatte, immer noch beglüht war von der spätesten Sonne des Jahres. Die stille, kleine, weiße Wolke strich an den Graten und Schlüften dahin, immer auf der Höhe, bedächtig wie einer schönen Frau wallendes Florkleid, und unten sagten die Wenden und Uskokenleute in abergläubischer Scheu: „Dort geht die Wila des Berges, die Rojeniza dahin. Heute möchte ich nicht auf der Höhe sein: es sind dort freigelassen, die nicht geheuer sind."

Am Abende glommen die Feuer auf den Höhen empor. Weinjubel, Liebesschreie, Hoffnungsrufe sprangen übermütig über alle Tiefen einander zu; alle Fernen riefen sich an. Und lautlos erglühte auch von der Höhe des Gorianz der Glutpunkt des Enterbten. — —

Frau Utta bebte den ganzen Tag unter dem Schauer der Erinnerungen. Nun war wieder der geheimnisreiche Tag der Höhe aller Liebe; voll Mahnung an das Abwärts; voll Erfüllung und voll der Schauer des beginnenden Sterbens. Sie ahnte die grauenhaft süße Bedeutung dieses Tages, und Sehnsucht erfaßte sie. Es zog sie magisch von ihrem Schlosse fort. Sie sagte dort blos, sie müsse einen Besuch machen, der sich ausdehnen könnte. Vielleicht eine ganze Reise. Ihre verschwiegene Kammerfrau müsse nur nicht nachforschen, sondern alle Besuche vertrösten. Wohin Post nachsenden? Nirgendhin. Wohin die Fahrt? Bis ans Meer. Zuerst Agram. Dann aber Triest, Grado, Venedig.

Sie fuhr aber nur bis Straža mit der Bahn. Dann, im Walde, blühte ihr Herz auf. Ihr Gepäck hatte sie auf dem Bahnhofe gelassen; es war wohl nachzuschaffen. Und nichts trug sie, als einen leichten, elfenbeingelben, durchsichtigen Ölseidenkragen, der sie ganz einzuhüllen vermochte mit Kapuze und weitem Fall bis an den Boden. Diese Regenhaut trug sie in einem winzigen Päckchen, das noch eine kleine Touristenlaterne barg. Denn sie wollte weit und lange wandern, und den Weg, den kannte sie.

Bei dem ersten Regenschauer stand sie eine Weile unter den Urkastanien geschützt. Den zweiten hielt sie in jenem durchsichtigen, glasig gelblichen Mantelkragen tapfer aus und lachte über das fette Geroll und Geperle der Tropfen. Dann ward es dämmerig und düster im Walde; aber jetzt diente ihr als Wegweiser ein einsamer Glutpunkt ganz in der Höhe. Auf den schritt sie zu, immer weiter empor. Aber es wurde immer dunkler und rauher und kühler. Zuletzt schlug sie sich als Schutz gegen die empfindlich feuchte Nachtluft und die nassen Büsche wieder den Mantel um und entzündete ihre Laterne. Sie hatte Angst und ging schneller. Auch hörte sie von obenher, ihr entgegen, Stimmen. Wenn ihr was Übles widerfuhr! Das Herz klammte ihr.

Es kam. Bauern und Weiber vom vorletzten aller Höhenfeuer. Nahe dem Gorianz auf dem Gipfel mit der schönen Alpenmatte hatten sie ihre Lust gehabt. Gott sei Dank, auch Weiber waren dabei; sie hörte die Stimmen. Da war die Gefahr kleiner. Aber die Stimmen schwiegen jetzt, und doch hörte sie schon die Tritte der Menschen. Ganz nahe waren sie schon, und nun standen sie. Ja einige brachen in die Büsche. Was wollten sie?

Da schrie es gellend nahe vor ihr: „Ježus, Marja, Jožef, Bože! Alle guten Geister loben Gott den Herrn!" Frau Utta sah, wie die Gesellschaft vor ihr auseinanderstob, als hätte sich die Erde zwischen ihnen gespalten. Da verwandelte sich ihr Schreck, und sie verstand mit einemmal alles!

Das über alle Begriffe abergläubische Volk, das heute die Überirdischen im Wald und Berge frei wußte, mußte sie ja für nicht geheuer ansehen. Mußte! Denn wie sie so an sich herabsah, merkte sie erst, was

für eine Erscheinung sie bot. Die Laterne trug sie unter dem gelblich durchscheinenden Mantel, der das Licht nach allen Seiten halb fing und halb durchließ, so daß sie durch die Nacht strahlte, wie ein matter Lampensturz! Selbst ihre Kapuze war durchleuchtet, und ihr Antlitz mußte vom Widerscheine seltsam goldig erhellt sein. Solch eine wandelnde Lichterscheinung, dazu eine schöne Frau, und so allein auf dem Wege zum letzten, einsamen Berge, auf dem niemand mehr wohnte als der gemiedene Jäger! Und all das in ein südslawisches Bergbauernhirn geworfen.

Frau Utta lachte laut heraus, wollte den Ausreißenden Aufklärung und Mut zurufen, vermochte es nicht vor tollem Gelächter und vermehrte so nur den wahnwitzigen Schreck der Flüchtenden, deren zähneklappriges Heiligenanrufen sie noch lange hörte.

Frau Utta aber, fast atemlos vor Lustigkeit und in größtem Eifer, das Abenteuer schnell und bald an einem traulichen Herde zu erzählen, beeilte sich sehr und hatte bald die Höhe gewonnen, wo noch die letzten Flämmchen aus dem Sonnenwendfeuer Hannsens ihr den Weg zuwinkten.

Er saß schon in der Hütte, deren Läden so sorglich geschlossen waren, daß kaum durch eine Ritze ein dünner Lichtstrahl drang. An dieses Fenster pochte Frau Utta; aber in größter Angst, es könnte gleich ein Repetierfeuer aus der Hütte losgehen, rief sie eilig dazu: „Hanns, lieber, lieber Hanns!"

Einen Augenblick war es gänzlich still. Er glaubte wohl dem eigenen Gehör nicht. Als sie aber wieder klopfte und ihn anrief, riß sich die Türe dermaßen auf, daß sie krachend wider die Wand schlug, und er stürmte heraus, daß es nur prasselte.

„Du, du zu mir! Und nahm sie kurzwegs in die Arme und trug sie jauchzend hinein, um ihr dort beinahe den letzten Atem vom Munde zu küssen.

⊠ ⊠ ⊠

Ein paar Tage später war Frau Utta gänzlich wunschlos. Denn zu ihrem Glücke hatte der koketten Wienerin eben eines noch gefehlt: das entsprechende Kostüm. Nun hatte sie es; das kleidsame grobleinene Hemdkleid der kroatischen Bäuerinnen mit der schönen Stickerei, rot und blau, an Hals und Brust, und einen schönen Gürtel und eine malerische Haube über dem braunen Haar. Diesmal ließ sie sogar ihre weißen Arme in der Sonne bräunen! Alles ihm zuliebe und um ihm recht zu gefallen. Sie war gänzlich in südslawischen Familienstil vertieft: geschäftig, demütig gegen den Mann, voll Gesang und Fürsorge. Wie eine Bäuerin trug sie Wasser von der Quelle, sorgte für ihn, kochte, wenn er auf Jagd aus war, und brachte ein Leben und eine rüstige Heiterkeit in die Hütte, als wollte sie ihm recht ins Herz zu bedenken geben, was für ein Schatz so eine Frau sein könnte.

Alles gefiel ihr. Am meisten, daß der Ziegenhirt berichtete, die Leute von unten trügen sich zu, Hanns habe die Trud oder gar die Rojeniza selber gefangen; das machte ihr unbändige Freude. Bei Nacht sei sie glühend, hieß es; bei Tage aber sehe sie aus wie eine gewöhnliche Bäuerin, nur ohne Maßen schön! Sie war so kindisch, daß sie ein- oder zweimal bei Nacht in ihrem lustigen Lichtkostüm ein wenig auf dem Berge umherging; ob man sie doch von unten sähe?

Ihr Lachen und ihre zärtliche Liebe sänftigte die ganze rauhe, felsenübersäte Bergwiese, und es schien Hanns, als sproßten Veilchen und als begännen die Alpenrosen von neuem zu blühen, weil sie da war!

Eine Woche wollte sie bleiben; er ließ sie nicht von sich. Und aus der Woche wurde ein Monat, ja zwei, und es war wie wenige Tage.

Wenn die furchtbaren Berggewitter kamen und der Orkan, da verkroch sie sich gänzlich in seine Arme, und die eigene Angst tat ihr wohl. War es sonnig, so blühte sie wie eine Bergblume, lachte und war lebendig wie die Quelle neben dem Haus. Er mußte ihr vorlesen, vorspielen, oder sie ging mit ihm auf die Jagd. Wenn er birschte, blieb sie hundert Schritte hinter ihm und sah ihn zärtlich an. Paßte er auf dem Ansitze, so hockte sie zu seinen Füßen. Es war ein Glück, so spiegelblank, so weit und sorglos wie der blaue Himmel und gänzlich zeitlos!

Aber schon gegen Ende des August wurde es rauh und schaurig auf der Höhe. Da bekam Frau Utta Unruhe ins Herz.

„Hanns, für heuer muß wohl ein Ende sein," sagte sie ihm plötzlich. „Außer du

Am Gardasee. Gemälde von Lesser Ury.

kämst zu mir? Nach Rankenstein? Du! Ja?" Und sie hing sich an seinen Hals und überstürmte ihn mit Küssen.

Aber er wollte nicht ein Gast sein, hinter dem man tuschelte.

⁂ ⁂ ⁂

Dann war September; die Alpe war verlassen und voll Schweigens wie zuvor und Hanns wieder der einsame Jäger, der alles verloren hatte: Vermögen und Macht und Heimat. Die Tage gingen einer nach dem andern in silberner Verklärtheit über die felsige Hochwiese dahin; still und so schön, daß der Berg in Heiligkeiten schauerte. Aber diese wunderklare Ruhe war beinahe gräßlich, seit Frau Utta hier gewesen war und ihm gezeigt hatte, wie es sein könnte.

Aus der Tiefe, die er schmähte und mied, hatte sie das Leben, die sorgliche Geschäftigkeit, die Liebe und das Lachen gebracht. Nun war sie fort, aber jeder Topfdeckel und jede Pfanne sah aus, als hätten sie Heimweh nach ihrer Hand. Die Wiese litt nach ihren raschen Tritten, die Hütte nach ihrer Geselligkeit, und der Jäger empfand all das als grimmiges Weh. Nun sah er die Leere dieser Hochfläche, hörte die grausige Stille mit Ohren, und sein Herz zog und verlangte nach Menschen.

Die schönen Tage hielt er's noch aus; obwohl die länger werdenden Abende allzuvoll von Erinnerungen waren: Frau Utta, Frau Utta!

Ein Stürmen und Schneewehen, das dann kam, bannte ihn wieder fester an seine Höhe. Der Aufruhr gefiel ihm. Wenn der rauhe Berggeist im Sturme aufbrüllte und wie Allmacht um seine Hütte brauste, da wuchs ihm die Seele, und er fühlte sich groß. Aber der Schnee ging wieder; bloß die Hochfläche war unerquicklich sumpfig geworden, und selbst die Schneehühner und Alpenhasen, die ihm sonst viel Freude machten, waren ein wenig tiefer und nach Südosten hinabgerückt, wo sie ihre guten Winterlager wußten.

Dann kam eines Tages der Geißhirt und meinte, nun würde bald das große, schwere, alles bedeckende Schneien anheben. Ob Hanns nicht die Sachen, um die er wegen Diebstahls und Einbruchs Sorge trage, zu Tale schaffen lassen wolle? Er bliebe nicht mehr lange hier oben.

Hanns hatte längst für seinen Hausrat einen geheimen Raum in der Hütte geschaffen; dort war er selbst vor einem scharfsinnigen Diebe geborgen. Aber daß selbst der Ziegenhirt in die Tiefe zog, brach seinen letzten Trotz. Die alten Frauen in Graz warteten wohl sehr auf ihn.

Rauh und mitleidlos war es oben. Nicht der Sturm vertrieb ihn; wohl aber die Nässe. Die Wolken umhingen tagelang die Alpenmatte und troffen. Der Boden quoll unter ihm; jeder Tritt war umgluckst und senkte seine Schuhe in Moorwasser. Bald war ihm, als lebte er auf einem fremden Planeten, der von der Beschaffenheit eines Schwammes war. Da gab Hanns nach und wich den kurzen, schwernassen Tagen voll Gram und Trauerschleiern.

⁂ ⁂ ⁂

Er zog zur Stadt. Aber es war kein Leben ohne Heimat fortan. Er hing in diesem Land wie ein Baum mit einem ganzen Reich von Wurzeln. In der Winterruhe der Stadt wuchs und wuchs die Sehnsucht nach dem, was er verloren und nach dem allerletzten Gewinn seines Lebens, dem Haus auf der Uskokenhöhe. So entstand Hannsens Wanderdasein, wie es heute ist.

Jeden Frühling, wenn die Landstraße trocken wird, ist er mit Büchse und Jagdmesser auf dem Wege zu seinem Hochlager; zu jenem Leben, ohne das er nicht sein kann. Denn in der Stadt verginge er. Dann beginnt die Zeit voll Natureingewachsenheit. Die Zeit des Entschwebens ins Endlose; das Reich des Pan und des Sylvanus. Und die Tage wachsen und leuchten und längen sich, bis Sonnwende da ist.

Dann aber, so oft eine kleine weiße Wolke oben über den Gorianz hinweidet, sagen unten die abergläubischen Leute: „Die Rojeniza ist wieder bei dem wilden Jäger." Alle Jahr um diese Tage wissen die Hirten von einer zauberhaft schönen Frau, deren Sang die Halden überfliegt wie eines Falters heller Flügelschlag, bis der erste Vorherbststurm die selige Frau verweht und ihr Lied ins Schweigen braust.

Er aber dauert in Weh und Sehnsucht oben aus und klammert seine Faust noch bis in den November um das letzte, was ihm geblieben; — Heimaterde.

Kleist und die Gegenwart. Von Monty Jacobs.

Zum 21. November 1911.

Deutschland besitzt kein Pantheon, keine Westminster-Abtei, und es würde einen Frevel am Vermächtnis der Zeiten, keine Pietät bedeuten, wollte man die Särge aus der Weimarer Fürstengruft, aus Friedrichsruh, Potsdam und Wittenberg in ein Mausoleum zusammentragen.

Ein Schläfer aber wäre selbst dann seiner Einsamkeit sicher. Denn allzu fest ist sein Schicksal mit seiner Ruhestätte verkettet. Ferne Zeiten werden glauben, daß Heinrich von Kleist, nach dem Vorrecht des Dichters dem Herzschlage der freien Natur nahe, unter Baumkronen, am Ufer des Waldsees ruhe. Wir aber tragen noch die Spuren verrosteter Ketten, die langsam erst abfallen. Wir erinnern uns, daß der Poetenwinkel in Wahrheit nur als eine Selbstmörderecke anzusehen ist. Der Geist der Zukunft mag's ein Privilegium nennen, der Geist der Vergangenheit eine Verbannung aus der Gemeinde der Frommen. Gleichviel — um Kleists Lieblingswort zu brauchen — wir wollen dem Einzigartigen das einzigartige Fatum als sein Recht lassen. Wir wollen die Isolierung seiner Gruft als Symbol für ein Dasein ansehen, das aus Reih und Glied herausdrängte, das sich im Leben wie im Tode dem Ellenmaße der Bürgerwelt entzog. Als Symbol für das Dasein eines Unsterblichen.

Auf Kleists Grab richten sich jetzt die Blicke, da sich sein Todestag zum hundertsten Male jährt. Seine Getreuen sind gewohnt, an dieses nationale Heiligtum mit einem Gefühl zu treten, das immer noch ein wenig Scham in die Wehmut mischt. Denn sein Vaterland ist diesem Toten unendlich viel an Dank und Lohn schuldig geblieben. Ein nur an Shakespeare zu messender Dramatiker mußte zugrunde gehen, ohne auch nur ein einziges Mal eine seiner Schöpfungen auf der Bühne zu sehen. Die trübe Zeit des Krieges und der Not, die sein Geschick ihn erleben ließ, mag einen Teil der Verantwortung tragen. Aber in dem knappen Jahrzehnt des Schaffens, das diesem Dichter vergönnt war, fehlte dem Liede seiner Rivalen der Widerhall nicht. Kleist war zu stolz, zu herb, um in seinen schriftlichen Bekenntnissen die Sehnsucht nach einem solchen Echo zu verraten. Doch wir wissen, wie ihn Wielands Anerkennung in Herzenstiefen beseligte, wie dankbar er in den glücklichen Dresdener Wochen ein winziges Kränzchen des Ruhms begrüßte. Das Leben sorgte dafür, daß diese seltenen Triumphe ihn nicht übermütig machten. Denn vor den Tribunalen der Familie, der Kunst, des Staats, überall widerfuhr ihm die gleiche Unbill. Kurz vor seinem Tode entrang sich seiner Seele in bitteren Worten die Klage, daß er im engsten Kreise der Seinen als ein „ganz nichtsnutziges Glied der menschlichen Gesellschaft" angesehen würde. Wie demütig er sich Goethes Thron „auf den Knien seines Herzens" nahte, wie schroff er zurückgewiesen wurde, ist bekannt. Für den Staat endlich war er am Ende seines Daseins ein unbequemer Zeitungsschreiber, dem kurzerhand das Handwerk gelegt wurde. Der Ton, der hier dem gewaltigsten Herolde brandenburgischen Ruhms bestimmt war, klingt uns aus Hardenbergs Randnotiz auf einer Eingabe des Untergehenden entgegen: „Zu den Akten, da der p. von Kleist nicht mehr lebt."

Die Geschichte kennt das Beispiel verkannter Talente, die gerade durch ihren jähen Tod dem Werke ihres Geistes eine schnelle Auferstehung sicherten. In der Geschichte des Kleistschen Ruhms gibt es solche plötzliche Wendungen nicht. Denn ein halbes Jahrhundert nach dem Ende des Dichters begnügte sich Deutschland immer noch mit zwei Ausgaben seiner Schriften. In seiner Vaterstadt Frankfurt a. d. O. war um diese Zeit seine Existenz völlig vergessen, und noch lange verstanden die Einwohner unter dem Dichter Kleist den Sänger des „Frühlings", Lessings tapfern Freund Ewald von Kleist, dessen Denkmal in ihren Mauern steht.

⁂ ⁂ ⁂

So rauscht uns aus den Baumkronen des Dichtergrabes, draußen am Wannsee, ein trübes Lied der Verkennung, Mißachtung, Gleichgültigkeit entgegen. Aber desto eindringlicher, desto tröstlicher drängt sich gerade dort das Gesetz von Macht und Sieg der Persönlichkeit auf. Denn die Auferstehung des Kleistschen Geistes konnte verzögert, aber nicht verhindert werden. Seit einem Menschenalter vollendet sie sich, und jeder Tag läßt die Ruhmesflamme des märkischen Dichters heller leuchten, während so viele Gloriolen seines Jahrhunderts verblassen. Was ist von Ewald von Kleist lebendig geblieben? Die Kunde eines Soldatentodes und der Name eines Gedichts, das nur noch von Philologen gelesen wird.

Heinrich von Kleist aber spricht zur lebenden Generation in einer vertrauten Sprache. Seine Werke dringen, in stets erneuten Ausgaben, prächtig und schlicht gewandet, in die Häuser. Die Schule hat längst ihr Vorurteil überwunden; die Bühnen erschließen sich, wenn auch immer noch all zu lässig, den Dramen. Eifrig bemüht sich die Forschung, innerhalb und außerhalb der Landesgrenzen, alle Rätsel eines Lebens aufzuhellen, das in einzelnen Etappen so dunkel vor uns liegt wie das Dasein eines

verschollenen Minnesängers. Vor allem hat die schöpferische Jugend den Weg zu Kleist gefunden, und in ihrer Versprache wie in ihrer novellistischen Technik läßt sich der Einfluß des edelsten Vorbildes verspüren.

Wenn sich in Arbeiter-Aufführungen der Vorhang vor dem „Prinzen von Homburg" öffnet, wenn die Weise seines Schöpfers in den Melodien eines kommenden Geschlechts wiederklingt, so ist fürwahr von einem Akte der Pietät nicht die Rede. Die Nachwelt, egoistisch bis zur Grausamkeit, macht nur ihr Recht auf einen Künstler geltend, dessen Saat nun endlich erntereif geworden ist. Diese frohe Erkenntnis erlöst die erschütterndste Kleistsche Tragödie, als die wir sein Leben erkennen, nicht von ihrem Fluch. Wir dürfen nur mit besserem Recht sagen: er ist zu früh geboren, als daß uns eine Klage verstattet wäre: er ist zu früh gestorben.

Denn unerforschlich wird für immer der Entschluß bleiben, der Kleist zur Pistole greifen ließ. Die Lebensnot, das Schwanken seines Herzens zwischen zwei Frauen, Preußens Schmach, die Erfolglosigkeit eines zehnjährigen Schaffens — so viele Gründe und keiner! Alle Erklärer legen dem Lebensmüden ihr eigenes Gefühl unter. Sein heißblütiger Verehrer Detlev von Liliencron, vom Jammer unbelohnten Ringens gepeinigt, beschwört den Schatten des Leidensgefährten:

In deinen Wolken zögerst du? ... Wie ... Lieber ...
Die Hände hast du übers Herz geschlagen,
Das einst die kleine graue Kugel traf.
Und nun ... die Rechte nimmst du von der Brust
Und zeigst, abwehrend, ihre Innenfläche,
Und wendest langsam dich von uns ...
Was soll's? ... Ah, nun erkenn' ich deine Schmerzgebärde:
Du möchtest nicht zum zweitenmal verhungern
In deinem Vaterlande.

Die fromme Marie von Kleist, die Vertraute ihres unglücklichen Vetters, meint, „wenn Heinrich mehr gebetet, mehr religiöse Bücher gelesen hätte, so hätte er diesen schauderhaften Entschluß nicht gefaßt". Heinrich von Treitschke endlich, mit Leib und Seele der Politik verfallen, glaubt, daß nur ein gehobenes, ein großes Deutschland dem Dichter gefehlt habe, „um in einer schöneren Zeit sein freies Vaterland mit edlen Gedichten zu entzücken".

Heinrich von Kleist.
Aus dem Corpus Imaginum der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

So charakterisieren alle diese Deutungsversuche die Erklärer besser als das Objekt ihres Eifers. So buntscheckig sie aussehen, so bergen sie doch die gleiche Fehlerquelle. Denn sie wollen, einer wie der andere, einen Einsamen in Reih und Glied zurücktreiben.

Der Pistolenschuß am Wannsee aber beendete kein bürgerliches Schauspiel, dessen Problem ein Erbonkel oder ein Lotterielos hätte lösen können, kein patriotisches, vom Kriegsglück und vom Weltgeschick abhängiges Drama. Er besiegelt die Tragödie eines Genius. Eines Genius, dessen irdische Laufbahn nach eigenem Gesetz, nicht nach dem Zeiger der Alltagsuhr abläuft. Sein Glück, sein Leid ist nicht jedermanns Glück und Leid. Niemand weiß, ob sein Dämon Heinrich von Kleist, den Dichter, nicht zur Selbstvernichtung gelockt hätte, auch wenn er, Liliencron zum Trotz, ein Majoratsherr gewesen wäre, auch wenn, Treitschke zum Trotz, die Stunde von Waterloo bereits geschlagen hätte.

⁂ ⁂ ⁂

Die Züge dieses Dämons enträtseln sich ein wenig beim Studium der Kleistschen Selbstbekenntnisse, zu denen freilich seine Dichtungen in erster Reihe gezählt werden müssen. Die „Geschichte seiner Seele" — so hieß eine seiner verlorenen Handschriften — gilt es jetzt aus Dramen und Novellen herauszulesen. Zweihundert unschätzbare Briefe dienen als Bürgschaft, um das menschliche und dichterische Erlebnis aus der gleichen Quelle herzuleiten. Auf diesem schmalen Grunde muß der Bau aufgeführt werden. Denn die Zeitgenossen steuern nicht viel zur Erkenntnis bei. Kleist war auf allen Strecken seines Leidensweges von Freunden umgeben. Aber im Innersten ging dieser spröde Mensch durch eine gewaltig bewegte Zeit auf unbeachteten Wegen als ein Einsamer. Zudem verstummten die wenigen, die ihm nahe standen, nach dem Tode des Entgleisten, des Selbstmörders, in der Scheu der korrekten Staatsbürger vor einer bloßstellenden Bekanntschaft. Doch wenn die Wandergefährten, Männer und Frauen, schweigen, so sprechen Robert Guiscard, Michael Kohlhaas, Hermann der Cherusker, Kottwitz und Richter Adam, Alkmene und Penthesilea desto vernehmlicher für ihren Schöpfer.

⁂ ⁂ ⁂

Alles oder nichts, so heißt stets ihr letztes Wort. Gleich ihnen schrieb Kleist von Jugend an diesen Spruch auf sein altes Wappen. Als er im Elternhause, in der Oderstadt Frankfurt, neben der rechten Herrgottsfestung der Marienkirche, heranwuchs, nannte sein Hauslehrer bereits den exaltierten Schüler einen nicht zu dämpfenden Feuergeist. Ein romanhafter Ausdruck für einen Willen, der sich nun einmal wirklich nicht „dämpfen" ließ. Auch nicht vom Drill der Potsdamer Garde, in deren Uniform der Frühverwaiste schon im Alter von fünfzehn Jahren gesteckt wurde. Damit war ihm, dem unbegüterten Sohn und Enkel preußischer Offiziere, die Laufbahn besiegelt. Der Eintritt in die Armee galt in seiner Lage als Selbstverständlichkeit, der Austritt als Lebensmakel. Dieses Schrecknis, die Ungnade seines Königs, der Zorn der Familie türmte sich Kleist entgegen, als er nach ein paar arglos fröhlichen Leutnantsjahren Überdruß an seiner Existenz als „Exerziermeister" verspürte. Viele seiner Kameraden mögen gleich ihm vom Bildungsideal ihres Jahrhunderts aufgerüttelt worden sein. Kleist aber mochte sich nicht mit einer dämmernden Sehnsucht begnügen. Er warf Tradition und Zukunft, sein ganzes Dasein hin, als er den Offiziersrock auszog, um sich als Student in die Matrikel seiner heimatlichen Universität einzuschreiben.

Ebenso jäh, ebenso ungestüm verbrannte er zwei Jahre später, was er so inbrünstig angebetet hatte. Die Lehre der Aufklärung, die eine irdische Glückseligkeit im Dienste der Vernunft verhieß, hatte ihre Versprechungen nicht gehalten. Der große Bekenner, der diese Doktrin in Trümmer schlug, beunruhigte manchen schwankenden Geist. Für Kleist jedoch bedeutet Kants Werk ein niederschmetterndes Erlebnis. Wenn das All ihm versagt bleiben soll, so will er sich lieber dem Nichts in die Arme werfen. Aufs neue bricht der Werdende alle Brücken hinter sich ab. Seine dreijährige Irrfahrt durch Europa hebt an.

Und wieder leuchtet ihm ein Ideal, wieder schöpft eine unheimliche, verzweifelte Wucht das Gefühl bis aufs letzte aus. Von Extrem zu Extrem führt der Weg, vom Geistesringen zum Werk der Fäuste. Rousseaus alter Traum wird dem Suchenden lebendig. Eine Hütte auf grüner Schweizer Flur, das Dasein des Landmanns — so heißt jetzt seine Sehnsucht. Ihr opfert er die Gunst seiner getreuen Schwester Ulrike, ihr zuliebe zerreißt er das Band, das ihn an seine Braut knüpft.

Endlich hat das ruhelose Fahnden nach einem Lebensinhalt ein Ziel gefunden. Die künstlerische Inspiration, das poetische Schaffen wird für Kleist aus einer quälenden Heimsuchung zum Daseinsberuf. Nun aber setzt er mit verdoppelter Leidenschaft alles auf eine Karte. Er hebt den Arm, um Goethe den Kranz von der Stirn zu reißen, und bis er ihn, im Innersten von der Verzweiflung durchschüttelt, sinken läßt, haben wir das erschütterndste Tasso-Schicksal vor Augen: der Dichter, der am eigenen Werke verblutet. Eine Erstlingsschöpfung läßt er achtlos fallen, andere Gestalten, die sich zudrängen, müssen zurücktreten. Denn Kleist atmet nur in einer Sorge: sein Guiscard-Fragment will sich nicht zur Vollkommenheit runden. Wie an einem hitzigen Fieber leidet der Anfänger an seinem Unterfangen und wieder reibt ihn der ekstatische Drang auf, sich über alle irdischen Grenzen hinaus zu den Sternen emporzuschwingen. Er träumt, ein Sendbote der Zukunft, von einer Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik, er ist, nach Wielands Zeugnis, im Begriff, die Geister der griechischen und der Shakespearischen Tragik zu vereinigen. Alles oder nichts — als der höchste Gipfel dem Klimmenden unerreichbar bleibt, stürzt er sich ins Tal hinunter. In Paris verbrennt Kleist sein Manuskript, entschlossen, seinem Werke in die Vernichtung zu folgen. „Der Himmel," schreibt er der treuen Schwester, „versagt mir den Ruhm, das größte der Güter der Erde; ich werfe ihm, wie ein eigensinniges Kind, alle übrigen hin ... Ich werde französische Kriegsdienste nehmen, das Heer wird bald nach England hinüber rudern, unser aller Verderben lauert über den Meeren, ich frohlocke bei der Aussicht auf das unendlich-prächtige Grab." Der wahnwitzige Plan wird durch Zufälle verhindert, aber Kleists Ausgang lehrt, daß niemand an dem Ernste seiner Absicht zweifeln darf.

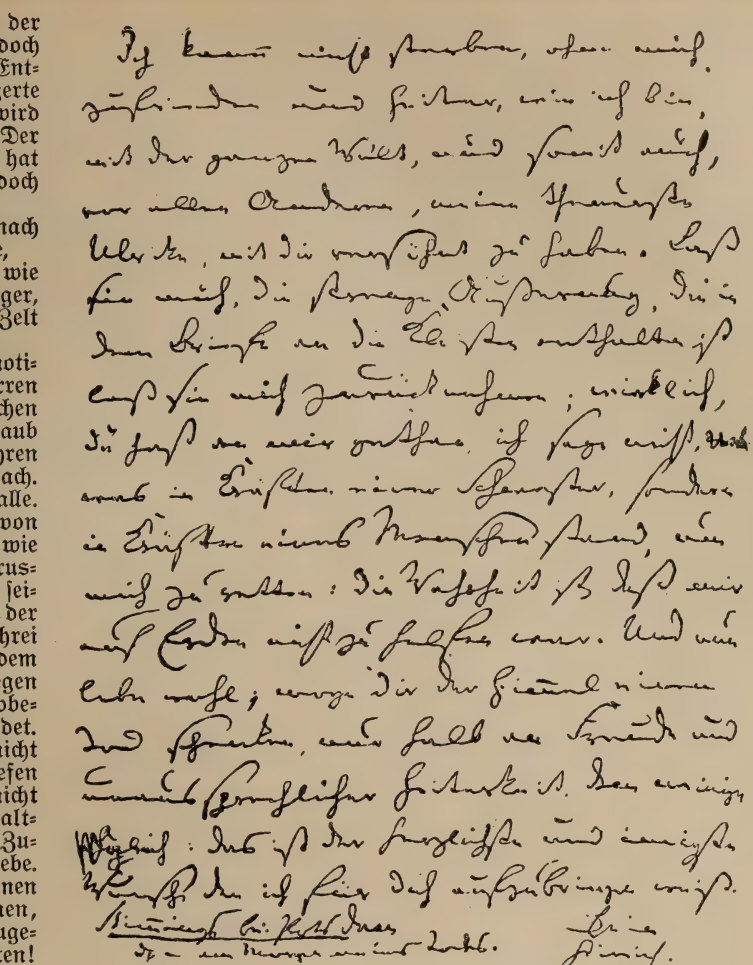
Diesem schlimmsten Zusammenbruche folgen die Jahre der Reife, der Beruhigung und Sammlung. In gebändigter Kraft gedeiht ein Lebenswerk, dessen Früchte zweimal, in Königsberg wie in Dresden, vom Kriegsbrande versengt werden. Kein jäher Knabe mehr, ein gefestigter Mann, so schreitet Kleist auf seiner Bahn vorwärts. Als ein Aufrechter wandert er dem Untergange entgegen, auch in den trüben Monaten, da der Herausgeber der „Berliner Abendblätter" von der Regierung lahmgelegt wurde, in jener Zeit, da der Genius den Polizeibericht redigieren mußte. Doch am letzten Ende flackert noch einmal die Wildheit dieses Willens auf. Wieder leert Kleist die Schale bis zum letzten Tropfen, und mit dem Leben wirft er auch den Ruhm von sich, den er eben noch das höchste Erdengut nannte. In seinem letzten Briefe sorgt er für die Bezahlung seines Barbiers, aber seine reifsten, im Pulte verschlossenen Schöpfungen, die „Hermannsschlacht" und den „Prinzen von Homburg", gibt er dem Zufall preis.

Wenn uns alle persönlichen Bekenntnisse des Dichters verloren gegangen wären, so würden wir diesen Willen, der keine Konzessionen macht, diese siegreiche Macht der Persönlichkeit trotzdem mit Kleists Namen verknüpfen. Denn wir finden ihn allerorten in seinen Dichtungen wieder. Der Herzog

Robert Guiscard, der Pest verfallen und doch ungebrochen im Entschluß, das belagerte Byzanz zu fällen, wird von ihm beseelt. Der Hauch der Seuche hat ihn angeweht, doch das hindert nicht,

Daß er nicht stets nach jener Kaiserzinne,
Die dort erglänzt wie ein gekrümmter Tiger,
Aus seinem offnen Zelt hinüberschaut.

Gleichsam hypnotisiert, wie er, starren alle diese Kleistschen Helden, blind und taub für die Außenwelt, ihren inneren Visionen nach. Besessene sind sie alle. Das zarte Käthchen von Heilbronn so gut wie der verschlagene Cherusker Hermann. Aus seinem Munde gellt der leidenschaftliche Schrei nach Rache, in dem sich Kleists Zorn gegen die französischen Eroberer so gewaltig entladet. Das Gefühl müßte nicht aus Herzens Tiefen dringen, wenn es nicht wiederum unaufhaltsam zur äußersten Zuspitzung vorwärtstriebe. Die Guten unter seinen Feinden zu schonen, wird Hermann zugemutet. Die Guten! Das sind die Schlechtesten!, so bricht es aus ihm hervor. Und nirgends kann der Geist jener Zeiten, kann die heiße Wut eines aufgewühlten Herzens besser erkannt werden, als in der Szene, da ein gefangener Römer in würdigen Worten das Recht des Besiegten von dem Cherusker fordert.



Verkleinerte Nachbildung des letzten Briefes Heinrich von Kleists an seine Schwester Ulrike. Original im Besitz des Herrn Oberleutnants Ernst von Schönfeldt in Bremen.

Du weißt, was Recht ist, du verfluchter Bube,
Und kamst nach Deutschland, unbeleidigt,
Um uns zu unterdrücken?
Nehmt eine Keule doppelten Gewichts,
Und schlagt ihn tot!

Echt kleistisch wie diese Antwort ist der Schluß einer Novelle aus der spätesten Schaffenszeit, des „Findlings", da ein armer Sünder auf der Richtstätte noch die Absolution verweigert, um in der Hölle seinen Feind weiter würgen zu können. Dem wunderlichen Freiwerber seiner „Marquise von O....." bestätigt der Dichter ausdrücklich den heftigen, auf einen Punkt hintreibenden Willen. Aber selbst *seine* unbeirrbare Hartnäckigkeit wird von zwei anderen Gestalten übertrumpft. Michael Kohlhaas, vom Gefühl seines Rechts fanatisiert, steckt eine Welt in Brand, um seiner Rappen willen. Die Ruhe seines Daseins, den Frieden seines Landes — alles opfert dieser märkische Roßkamm, und seine Hingabe schreckt nicht vor dem Letzten zurück, wenn er das Leben seiner Nächsten, wenn er den eigenen Kopf aufs Spiel setzt. Recht muß Recht bleiben. Noch ungestümer als dieser wortkarge, gelassene Brandenburger braust Penthesilea, die Amazonenkönigin, alle Hemmungen nieder. Hier wird in prachtvoller Steigerung aus einem, vielen Zwecken willfährigen Menschen allmählich ein einziges, nur auf sich selbst gestelltes, alles mit sich fortreißendes Gefühl. Auch ihr Gegner Achilles wird von dieser Raserei angesteckt, auch er liefert Krieg und Ruhm und Völkerschicksal der Aufwallung eines Moments aus. Wenn Priams Tro-

janerfeste, meint er in einem soldatisch derben Gleichnis,

Wenn die Dardanerburg, Laertiade,
Versänke, du verstehst, so daß ein See,
Ein bläulicher, an ihre Stelle träte;
Wenn graue Fischer, bei dem Schein des Mondes,
Den Kahn an ihre Wetterhähne knüpften;
Wenn im Palast des Priamus ein Hecht
Regiert', ein Ottern- oder Katzenpaar
Im Bette sich der Helena umarmten:
So wär's für mich gerad' soviel als jetzt.

In Penthesileas Seele wird diese blinde Hingabe an den Augenblick zum Paroxysmus. Kühneres hat kein Dramatiker gewagt, als die grauenhafte Konsequenz, mit der sie, betäubt, geblendet, vom Wirbel bis zur Zehe einem übermächtigen Gefühl verfällt. Sie verliert ihr Herz an Achilles — und als eine Sturmflut tost ihre Liebe daher, um das Gesetz des Frauenstaats zu zertrümmern. Sie wähnt sich von Achilles verschmäht — und als eine Feuersbrunst weht ihre Rache herbei, um den Griechen vom Erdboden zu vertilgen. Der Mord genügt ihr nicht, „gleich einer Hündin, Hunden beigesellt", fällt sie über den Gesunkenen her. Der Blutrausch verfliegt, und wie sie ihn abgeschüttelt hat, genügt die Kraft ihres Willens allein als Waffe, sie vom Leben zu erlösen. „Verflucht das Herz, das sich nicht mäß'gen kann," mit diesem Aufschrei wird Penthesilea zur Wortführerin der Kleistschen Gestalten, die alles oder nichts vom Himmel fordern. In diesem Aufschrei befreit sich Kleists eigene Seele. Denn in ihr wird der Trotz des Michael Kohlhaas und der Gefühlsaufruhr der Amazonin erst allmählich von Hermanns, des Cheruskers, männlicher Ruhe gebändigt.

⁂ ⁂ ⁂

Das heiße Blut, das aus diesem Herzen in die Adern der Kleistschen Gestalten strömte, verbürgt ihre Wirkung über Mode und Zeitgeschmack hinaus. Was nicht erkalten kann, das kann auch nicht veralten. Das Zeugnis eines Künstlers mag's bekräftigen. Vor fünfzig Jahren las Peter Cornelius, der Musiker, die „Hermannsschlacht" und schrieb in einem vertrauten Briefe die Worte nieder: „Wenn Hermann vor der Schlacht die Barden hört und sich an den Baum lehnen muß, ich glaube, so müssen jedem Deutschen die Tränen in die Augen stürzen."

In jeder Generation muß sich dieser Widerhall verstärken. Die Gegenwart aber, durstiger nach fortreißenden Mächten, nach seelischem Aufschwung als manche andere Epoche, findet in Kleist die Erfüllung ihrer Sehnsucht. Sie ist im Theater der heroischen Einseitigkeit, aber auch der Einseitigkeit der experimentellen Seelenzerfaserung überdrüssig. Kleists Schöpfungen wären indessen nicht über ein Jahrhundert hinausgetragen worden, wenn sie nicht beides zu paaren vermöchten. Denn die Leidenschaft, die Vehemenz des Gefühls wird ihnen nicht zum Selbstzweck. Erst wenn sich seinen Gestalten das „Gefühl verwirrt" — wieder ein Lieblingswort —, so funkeln diesem Dramatiker die Augen in einer Schöpferfreude, die seine Zeitgenossen ihm verargten und die ihn gerade uns doppelt teuer macht.

Herzensregungen zu differenzieren, Geheimwege und Irrpfade der Seele zu entschleiern — niemand meistert solche „moderne" Künste sicherer, als dieser Zögling des XVIII. Jahrhunderts.

Schon in seinem Erstlingswerke, im Ritterschauspiel der „Familie Schroffenstein", stöbert er Schlupfwinkel des menschlichen Fühlens auf, schon hier begegnet die erste jener oft wiederholten Szenen, da ein Überlegener mit einem schwächeren Willen Katz und Maus spielt. Zur poetischen Verklärung gedeiht dieses Spiel vollends in der Bearbeitung des alten „Amphitryon"-Themas. Der Götterkönig Jupiter beschleicht die Erdenfrau in der Maske ihres Gatten — bei Plautus ist's eine verwegene Posse, bei Molière eine galante Komödie. Schwerblütiger als seine Vorgänger packt Kleist den Stoff an. In der Gestalt der Alkmene weidet sich so recht seine Lust, ein Herz auf die Probe zu stellen, Verborgenes zu wittern, Empfindungen zu verwirren. Der Gott legt ihr Daumschrauben an, indem er sich nur zur Hälfte demaskiert, indem er das Ehepaar mit seinen Finten „aus des Bewußtseins eigner Feste drängt". Die Frau, bei dem Römer wie bei dem Franzosen nur ein Spielball der Männer, wird bei Kleist durch die Prüfung geläutert und geadelt, um am Schlusse deutlich mit dem Madonnen-Nimbus gekrönt zu werden. Der Gott aber weiß, daß er eines Sterblichen Züge rauben muß, um Alkmene zu gewinnen, daß sie an einen Sterblichen denkt, wenn sie an seinem Altare opfert. So löst er denn pantheistisch seine eigne Existenz in das All auf, um den Sieg nicht menschlicher Reinheit zu überlassen. Er selbst ist Amphitryon, er ist

Das Licht, der Äther und das Flüssige,
Das, was da war, was ist und was sein wird.

Das blutjunge Käthchen von Heilbronn besteht ihre Feuerprobe ohne solche Kämpfe. Denn ihr Schöpfer, tief in die neuen Probleme des Magnetismus versenkt, eingeweiht in die Lehre von der „Nachtseite der Naturwissenschaft", läßt sie von vornherein mit gebundenen Sinnen ihren Pfad ziehen. Er wagt das Schicksal eines Bühnenwerks einer Somnambulen anzuvertrauen, und er schenkt seinem Volke das glücklichste Märchen der Romantik, ein Märchen mit bösen Hexen und tapfern Rittern, mit dem Triumph holder Einfalt, wie sie aus dem Schatten des duftenden Holunderstrauchs zum Kaiserthrone emporgehoben wird.

Käthchens Ritter schaudert vor der magischen Macht der eigenen Seele, in dem Aufschrei: „Nun steht mir bei, ihr Götter, ich

bin doppelt! Ein Geist bin ich und wandele zur Nacht!" In einer schlimmeren Stunde spricht die Königin Penthesilea ähnliche Empfindungen aus. Denn auch sie ist „doppelt", und ihr Geist weiß nichts von den Greueln, die ihr Wahn heraufbeschwört. Wie die Zuspitzung ihres Willens, so bedeutet auch die Verwirrung ihres Gefühls den Höhepunkt der Kleistschen Wagnisse. Denn tief ins Inferno des Menschenherzens dringt der Schöpfer dieser rasenden, von dumpfen Räuschen betäubten Bacchantin. Er scheut nicht davor zurück, mit dem Vorrechte des Dichters, die Verschwisterung der Wollust und der Grausamkeit in seelischen Abgründen aufzuspüren. Auch Achilles träumt einmal davon, die Amazonenbraut in seine Arme zu pressen und sie, „die Stirn bekränzt mit Todeswunden", durch die Straßen zu schleifen. In Penthesileas Sinn aber schwanken diese Empfindungen unaufhörlich durcheinander. Sie bewundert an ihrem Geliebten die Hand, die Hektors Fuß an den Streitwagen heftete, sie läßt noch den wildesten Blutbefehl: „Hetzt alle Hund' auf ihn!" in ein verliebtes Wort ausklingen: „und mähet seine üpp'gen Glieder nieder!" Kleist ist der Gefahr nicht entgangen, von Neunmalweisen ohne viel Federlesen als kranke, perverse Natur auf eine Stufe mit dieser seiner Gestalt gestellt zu werden. Mit Unrecht, denn sein Drama selbst verrät, wie er seine Heldin zu objektivieren wußte. Aber es erzählt auch, daß dieser Dichter durch alle sieben Höllen schreiten mußte, bevor es ihm vergönnt war, ihre Qualen widerhallen zu lassen.

⁂ ⁂ ⁂

Die Menschen der Gegenwart sehnen sich als Genießer dramatischer Spiele nach echter Gefühlswucht, sie spähen nach Gefühlsmysterien, aber sie wollen vor allem nicht auf die Kampfesbeute der letzten Generation, auf die Gefühlswahrheit verzichten. Wenn diese Wahrheit zunächst in der instinktiven Scheu vor der künstlerischen Phrase wurzelt, so ist Kleists Schaffen von ihr geweiht und gesegnet. Prüft seine Männer und Frauen, gerade in jenem seelischen Klima, das auf dem Theater die Redensart am üppigsten wuchern läßt, prüft sie als Liebesleute! Sie zirpen nicht und zwitschern nicht, sie stammeln und schweigen. „Möge die Trauer schwatzen und die Langeweile, das Glück ist stumm!" heißt es einmal. Die große Scham der Seele, die dem Menschen Kleist alle rhetorischen, alle geselligen Talente versagte, umfängt seine Gestalten desto unentrinnbarer, je mehr sie sich den Urtrieben der Natur nähern. Bei primitiven Geschöpfen nimmt die letzte Einfalt in diesen Dingen burleske Form an. So schwatzt sich der junge Ruprecht beim Gerichtstermin in Sachen des „Zerbrochenen Kruges" die Geschichte von der Seele, wie er bei der Heuernte um seine Eva warb: „Da sagt' ich: ‚Willst du?' Und sie sagte: ‚Ach! was du da gakelst.' Und nachher sagt' sie: ‚Ja.'" Ein wenig redseliger geht es bei den Kriegsfürsten und bei dem Edelfräulein zu. Aber selbst im Anfängerstück der „Familie Schroffenstein" drängt sich den schwäbischen Nachfahren Romeos und Julias nur selten ein direktes Geständnis über die Lippen, wie Ottokars Wort: „Du gehst mir über alles Glück der Welt." Doch, wenn die Liebenden zusammen auf die Bühne treten, so meint man im Takte ihrer Worte, an ihrem bloßen Atem zu spüren, wie Jugend in Herzenstiefen zittert. Und mitten im unreifen Tasten eines werdenden Dramatikers begegnen zwei Szenen, in denen der Genius, den Fußspuren der Konvention meilenfern, zum erstenmal seine eigene Bahn findet. Zwei Wagnisse: die unsäglich reine Ausmalung hochzeitlicher Wonnen, während Ottokar in heiliger Sinnlichkeit sein Mädchen entkleidet, und jenes merkwürdige Waldgespräch, da sich unvermittelt ins Idyll hinein die Gespenster des Mordes und des Mißtrauens mengen:

Er bringe Wasser, bringe
Mir Gift, gleichviel, ich trink' es aus, er soll
Das Ungeheuerste an mir vollenden.

So spricht, vom Argwohn der Familienfehde für einen Moment gepackt, eine rechte Kleistsche Liebhaberin, um gleich darauf in die unbefangene Heiterkeit zurückzufallen.

Eine neue, niemals auf deutschen Bühnen erhörte Sprache muß sich naturgemäß das seltsamste aller Paare, Käthchen von Heilbronn und ihr Ritter, schaffen. Was die demütige Magd niemals bei freiem Bewußtsein aussprechen würde, das dringt desto frischer dem Grafen ans Ohr, wenn magische Mächte der Schlafrednerin den Mund öffnen:

O geh! —
Verliebt ja wie ein Käfer bist du mir ...
Zu Ostern übers Jahr wirst du mich heuern.

Penthesilea endlich kann die Worte völlig entbehren, wenn ihr Gefühl sich befreien will. Eben noch hat sie Prothoe, ihre treueste Gefährtin, um ihrer unkriegerischen Neigung willen verbannt, da fällt sie der Weinenden versöhnt um den Hals. Ein Blick, eine Geste, und doch ein beredtes Bekenntnis zum gleichen Schicksal. Das Glück ist stumm.

⁂ ⁂ ⁂

Stumm ist, in Kleists Welt, auch der Heroismus. Die Heldenphrase darf hier nicht rasseln, die Kraft braucht von der Kraftmeierei keine Silbe zu leihen.

Steil zur Übermenschenhöhe wächst, noch unsichtbar, Robert Guiscard auf. Gleichsam von selbst stellen sich Gigantenmaße ein: ein Luftzug wedelt dem Fiebernden den Ätna herbei, sein Durst möchte sich in den Dardanellen löschen. Und doch, wie frei und menschlich weiß dieser Titan zu lachen, da er endlich aus dem Zelte vor sein Volk schreitet, wie eng knüpft sich seine Not an das Geschick der zagenden Normannen!

Achilles, das Heroentum in Person, tritt, Penthesileas Hand entronnen, unter die Griechen. Welches Eingangswort wäre groß genug für ihn? In Wahrheit erwacht sein

Sinn erst, als sein Blick auf die abgehetzten Pferde seines Streitwagens fällt. „Sie schwitzen," so spricht der Pelide, ein wortkarger Soldat, den Tieren lebhafter als den Menschen zugewandt, zerstreut im Umgang und Gespräch, wie die meisten Helden der Kleistschen Bühne, wie der Dichter selbst unter seinen Gefährten.

Die kühnsten Eingriffe in die Gefühlsmaskerade des landläufigen Heroismus aber bringen die beiden letzten Dramen. Wie weit entfernt sich vom überlieferten Heldenideal der Bühne Hermann, der Cherusker! Deutsche Treue, welsche Tücke — so heißt es im Knabenbuch —, wenn die Germanen das Schwert ziehen. Hier aber wird der Spieß umgedreht. Die Römer sind durchweg ritterliche Kavaliere, Hermann indessen erscheint als der verschlagene Realpolitiker, der bis zur Entscheidung die Maske nicht lüftet, der die eigene Hausfrau so dreist wie die Landesfeinde nasführt. Seine Kriegslist scheut auch die bedenklichsten Mittel nicht, er bauscht durch seine Boten die Mißgriffe der Widersacher zu Freveln auf, er sendet Mordbrenner, in Römertracht verkleidet, aus.

Schlagt ihn tot, das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht!

Die Stimmung dieses Rachehymnus braust durch die „Hermannsschlacht", und gerade in dem elementaren Aufschrei eines gemarterten Volkes liegt ihre fortreißende Gewalt.

Endlich, auf der Höhe der Kleistschen Kunst, naht sich der „Prinz von Homburg". Prophetisch deutet auf ihn ein Spruch aus der „Familie Schroffenstein":

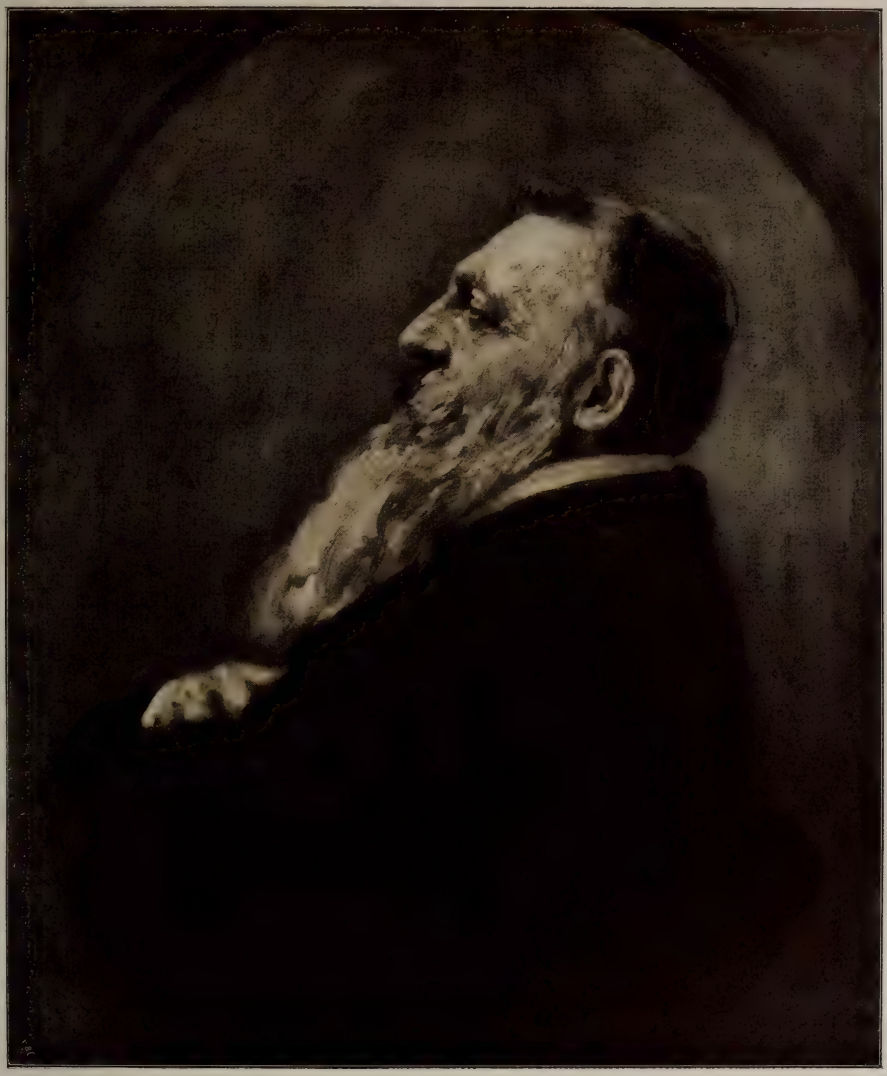
Nicht jeden Schlag ertragen soll der Mensch,
Und welchen Gott faßt, denk' ich, der darf sinken,
— Auch seufzen. Denn der Gleichmut ist die Tugend
Nur der Athleten. Wir, wir Menschen fallen
Ja nicht für Geld, auch nicht zur Schau. — Doch sollen
Wir stets des Anschauns würdig aufstehen.

Der Prinz macht von dem Menschenrechte, wie es hier proklamiert wird, Gebrauch. Er sinkt, er seufzt. Noch heute benörgeln Schulmeister die entscheidende Szene, da er, angesichts seines offenen Grabes, in letzter menschlicher Verzweiflung zusammenbricht, da er Ruf, Würde, Ehre von sich wirft, um nach dem bunten Leben zu haschen. Aber die Tadler vergessen, wie der Prinz, von der festen Hand des Kurfürsten gestützt, wahrhaft „des Anschauns würdig" von seinem Fall aufsteht. Kein Mißklang trübt dies prachtvolle Widerstreiten des Gesetzes gegen die Subjektivität, der gezügelten Männlichkeit gegen das nervöse Draufgängertum der Jugend. Der Prinz in seiner Erniedrigung wie in seinem Aufschwung, der Kurfürst als ein überlegener Richter, vom Humor gegen jede Starrheit gefeit — sie zeugen von der erlesensten Kunst, den echt dramatischen Kampf zweier Welten in zwei zuckenden Herzen auszufechten.

Die Gegenwart ist reif, dieses Schauspiel in aller seiner Glorie zu erkennen. Das Ohr der Genießer hat sich verfeinert, um Kleists ungestüme Versprache, um die verhaltene Leidenschaft seiner Erzählungskunst nach Verdienst zu schätzen. Der Blick hat sich verschärft, um die ungeheure Plastik der Diktion wahrzunehmen. Beim Lesen schon weidet sich die Phantasie am Anblick, wie Penthesileas Zelter im Vorwärtsjagen Erdschollen in den Wagen des verfolgten Achill wirft, wie Guiscards Leibarzt sich nächtlich in das Herzogszelt schleicht, wie der Abdecker Michael Kohlhaas' Gäule tränkt. Die Sehnsucht endlich, den Naturalismus vom Humor verklärt zu sehen, erfüllt sich in der Gerichtsstube des Dorfrichters Adam.

Ein Jahrhundert der Verschollenheit, des langsamen Emporsteigens hat Heinrich von Kleists fortwirkenden Geist beflügelt. Seine Zeit ist gekommen, und wenn wir mit Rosen und mit Lorbeer an sein Grab treten, so stehen wir nicht an dem Sarge, sondern an der Wiege seines Ruhms.

Heinrich von Kleists Grab in Wannsee bei Berlin.



Auguſte Rodin.

Gemälde von Prof. John Philipp.

Auguste Rodin. Von Otto Grautoff-Paris.

Als die italienische Bildhauerei sich der antiken Schönheit näherte, gewann sie wieder plastischen Geschmack. Der plastische Geschmack des XVI. Jahrhunderts ist reifer und reiner als der des XV. Jahrhunderts; er wuchs, je mehr die Künstler durch das Formensystem der Antike in deren Geist eindrangen, je mehr sie selbst der Antike sich näherten. Das Quattrocento nahm das aus der Antike, was es suchte, das Materielle der äußeren Erscheinung; es drückte mit der Formensprache der Antike sein eigenes Empfinden aus. Das Cinquecento drang tiefer in das Wesen der Antike und schuf dadurch eine ihr fast adäquate Kunst. Man erreichte die stille Größe und edle Einfalt der Antike wieder. Am Ende dieser Entwicklung steht Michelangelo. Seine Kunst ist neuartig und stark. Niemand wird von ihr den Eindruck stiller Größe und edler Einfalt davontragen; trotzdem erscheint uns diese Kunst, in der alle großen Leidenschaften der Menschenseele gebändigt sind, der Antike würdiger als die Kunst seiner unmittelbaren Vorgänger, weil Michelangelo nicht nur mit dem Intellekt das Wesen der Antike verstand, sondern mit dem Instinkt den Seelenzustand der antiken Meister nachfühlte, aus denen heraus sie ihre unsterblichen Werke geschaffen hatten. Aus diesem instinktiven Begreifen, aus einem Geisteszustand heraus, der dem der antiken Meister verwandt war, schuf Michelangelo seine Skulpturen. Aus tragischem Erkennen haben sich seine Gestalten herausgehoben. Er hat wie die Griechen seine Erlebnisse und Gedanken ins Allgemeine und Typische gesteigert, wie sie die Leidenschaften alles Momentanen und Zufälligen entkleidet, sie ins Ewiggültige gehoben und vergöttlicht. Jedes seiner Bildwerke ist ein Symbol des Lebens, ein Symbol des Lebens in jedesmal anderer Form.

Johannes der Täufer.

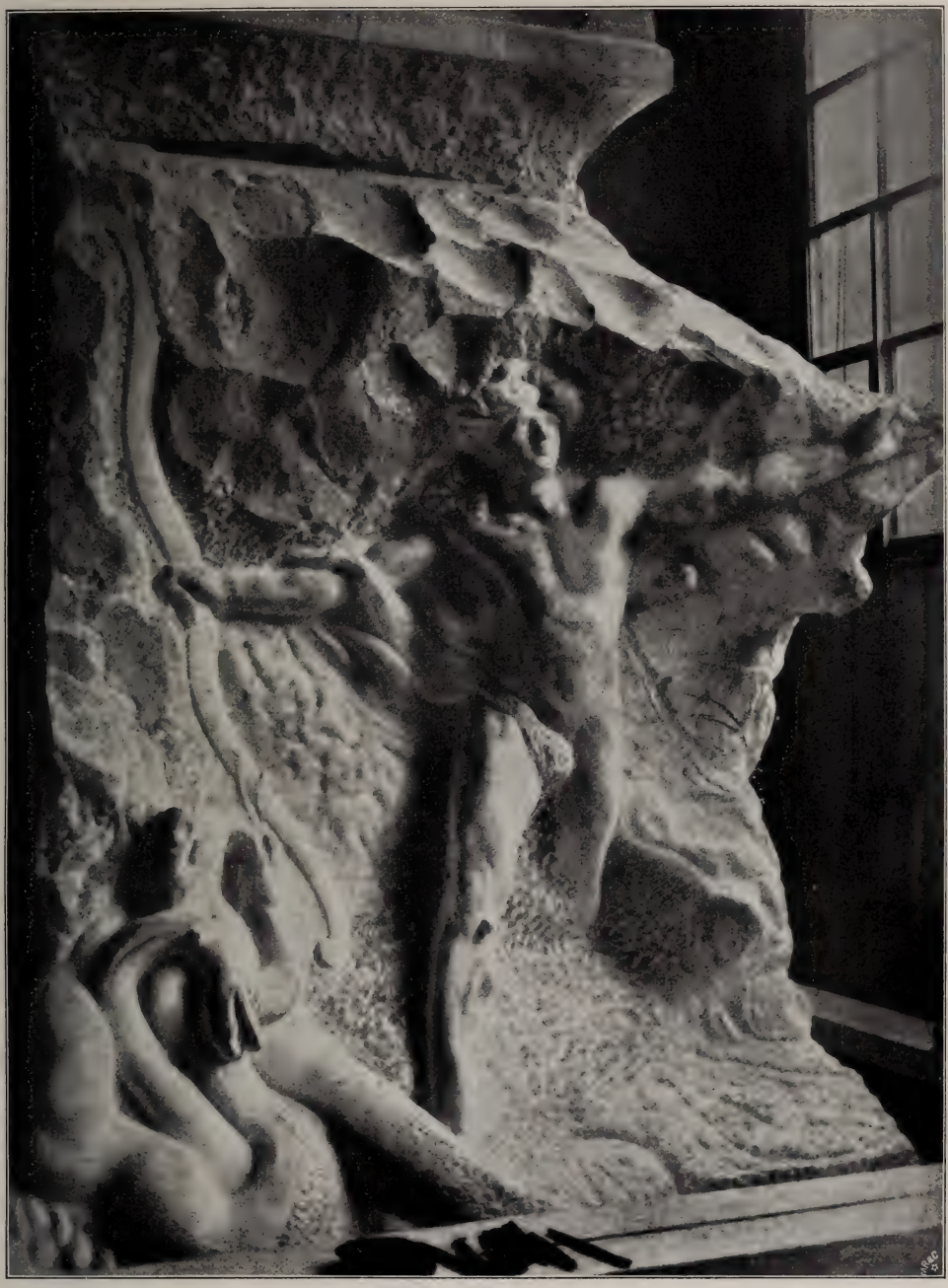
Verfolgen wir nun weiter durch den Lauf der Jahrhunderte die Geschichte der Bildhauerkunst. Wir finden nichts Gleichwertiges, nichts was wir den Werken dieses großen Florentiners ebenbürtig zur Seite stellen können. In allen Ländern sehen wir Nachfolger des Michelangelo, die in barocker Ausartung tumultuöse Dekorationen schaffen, bald in mächtig ausladenden Gebärden, bald in zierlich behendem Gestus. Dann hält die Weltgeschichte wieder inne, holt Atem von dem tollen Spiel und reinigt sich von diesem Schwall der taumelnden Erregungen. Wieder wird die Antike das Ideal. Aber die Geschichte wiederholt sich nicht. Die Zeit hat sich gewandelt. Die Künstler sprechen nicht mehr unmittelbar zur Menge; zwischen den Künstlern und der gebildeten, für Kunst empfänglichen Masse steht die Philologie. Die Philologie hatte die Geschichte durchforscht und aus Akten und Folianten ein Bild des alten Griechenlands entworfen, das von dem Bild, das Michelangelo sich mit geringerem Wissen aber mit taktsicherem Instinkt er-

Denkmal für den Maler Bastien-Lepage.

richtet hatte, sich sehr weit entfernte. Darum fehlten schon die Vorbedingungen, die einen neuen Michelangelo wachsen lassen konnten. Die Philologie drängte sich ebenso dem Publikum wie den Künstlern auf; sie beschwerte beide mit ihrer Bildung. Sie lehrte, daß die Griechen in ihren Skulpturen Idealgestalten menschlicher Formenschönheit gebildet hatten, und es wurde die schöne Form als Ideal der Kunst gezeigt. Die Bildhauer wetteiferten daher in der Nachbildung schöner Formen, sie bildeten ideale, vollendete, makellose Menschenkörper, gaben ihnen antike Namen und glaubten, eine neue Renaissance der Antike sei gekommen. Aber ihre schönen Körper waren ausdruckslos, leer und langweilig, weil ihnen der Geist, die Leidenschaft fehlte. Ein edel gebauter, makelloser Körper kann nur sinnlich wirken; erst der Geist, die Leidenschaft kann ihn mit Schönheit adeln. Die Ästhetik hatte sich in eine Sackgasse verirrt.

In Deutschland hat ein Dichter-Philosoph, in Frankreich ein Bildhauer die Ästhetik aus dieser Sackgasse befreit. Beide haben in ihrer Art und mit ihren Ausdrucksmitteln das Bild, das die klassische Philologie von der Antike geschaffen hat, aufgelöst und eingerissen und die Menschen wieder in ein unmittelbareres Verhältnis zur Antike gebracht.

Rodins Verhältnis zur Antike ist eines der bedeutendsten Probleme, das uns Rodins Lebenswerk aufdrängt; ja man könnte sagen, daß die Kunst Rodins, die gleichzeitig Renaissance und Revolution gegen die Antike darstellt, die Lösung des Problems der Antike enthält. Rodin hat uns die Antike mit ganz neuen Augen sehen gelehrt. Er hat uns durch sein Werk vor allem das Verkehrte und Unredliche aller klassizistischen Stilbestrebungen bewiesen. In vieler Beziehung entspricht Rodins Verhältnis zur Antike Nietzsches Verhältnis zu ihr. Ich würde der lebendigen Verehrung und heißen Liebe dieser beiden Großen zu Platon nicht besonderer Erwähnung tun, wenn nicht beide durch diese Liebe zu gleichen Resultaten gekommen wären, zu der Erkenntnis dessen, was da am meisten nottut, den Intellekt durch die Instinkte zu überwinden. Nietzsche und Rodin haben das Instinktmäßige als die stärkste schöpferische Macht erkannt. Nietzsche dichtete einen Hymnus auf den idealen Drang, den die Hellenen gerade auf die Leidenschaften verwendet haben, auf die Art, wie sie die Leidenschaften geliebt, gehoben, vergoldet und vergöttlicht haben. Er nannte das Hellenentum die einzige Form, in der gelebt werden kann: „Das Schreckliche in der Maske des Schönen." Nietzsche bewies uns, daß die philologische Erklärung der Antike nur eine, aber nicht eine endgültige Erklärung der Antike ist; Rodin, daß der klassizistische Stil keine



Apollo zerteilt die Wolken. Sockel des Denkmals für den argentinischen Staatsmann Sarmiento.

endgültige, sondern eine einseitige und äußerliche Auffassung der Antike enthalte.

Es war natürlich, daß dieser Revolutionär und Herold einer neuen Renaissance nicht an den fertigen Stil des Praxiteles, der eine Entwicklung krönte, anknüpfte, sondern zu Lysippos eine Parallele suchte.

„Als man sich entschlossen hatte," sagte Rodin einmal, „die Antike zu kopieren, was haben wir daraufhin gehabt? Nun

Aufruf zu den Waffen.

wohl, die Skulptur des Zeitalters Louis Philippe; das will sagen, das Häßliche des Häßlichen. Man sagt zuweilen von mir, daß ich mich den Griechen nähere. Vielleicht ist es wahr; aber nicht, indem ich sie kopiere, oder ich hätte nichts anderes gemacht, als was im Zeitalter Louis Philippes gemacht worden ist.

„Ich beobachte mein Modell lange; ich zwinge es nicht in gesuchte Posen. Ich lasse es gehen und kommen im Atelier wie ein ungezügeltes Pferd, und ich zeichne die Beobachtungen auf, die ich mache. Durch dieses geduldige Verfahren habe ich zuweilen das Verfahren der Griechen wiedergefunden, dank der Arbeit selbst und nicht indem ich ihre Statuen studierte. Zu ihrer Methode bin ich in dem ‚Höllentor' zurückgekehrt, indem ich auf die Mittel zurückgriff, die die Meister der Renaissance angewandt haben, z. B. die Vermischung von Figuren in Basrelief und in Rundform, um jene schönen, blonden Schatten zu erreichen, welche soviel Zartheit geben. Dieses Verfahren habe ich nicht aus schon geschaffenen Werken herausgeholt, sondern ich habe mich desselben bedient, weil es sich aus meinem Modell ergab, ebenso wie die Bildhauer des XVI. Jahrhunderts es durch ihre Modelle gefunden haben; das war ein glücklicher Fund, nicht ein Diebstahl. Das sind die Mittel, wie man verlorene Quellen wiederfindet, die sich plötzlich von neuem erschließen.

„Indessen, man behauptet immer, die Künstler holen ihre Inspiration im Feuer der Liebe. Die Inspiration! Ach, ach, ach. Das ist ja eine alte, romantische Idee, die gar keinen Sinn hat. Die Inspiration — das soll heißen, ein Donnerschlag treibt einen Jüngling von zwanzig Jahren plötzlich eine Marmorstatue zu machen, mit einem Schlage ein Hauptwerk zu vollenden aus dem Delirium seiner Imagination heraus, während der Nacht. Gewöhnlich ereignen sich ja solche Delirien in der Nacht, ich weiß nicht warum.

„Das ist Unsinn. Alles, was man auf einen Schlag in Eile und exzessiver Exaltation macht, ist man gezwungen zu zerstören. Solche Inspirationen sind vom Übel.

„Das Genie ist die Ordnung selbst, die Konzentration aller Fähigkeiten des Maßes und des Gleichgewichtes. Man hat oft meine Skulptur als das Werk eines Exaltierten bezeichnet. Ich bin das Gegenteil eines exaltierten Menschen; mein Temperament ist vielmehr schwerfällig und weich. Ich bin nicht ein Träumer, sondern ein Mathematiker: meine Skulptur ist gut, weil sie geometrisch ist. Ich leugne nicht, daß sich in meinen Werken Erregung findet, aber nur weil sie wahr sind. Diese Erregung findet sich nicht in mir, sondern in der Natur, in der Bewegung der Formen. Das göttliche Werk selbst ist erregt."

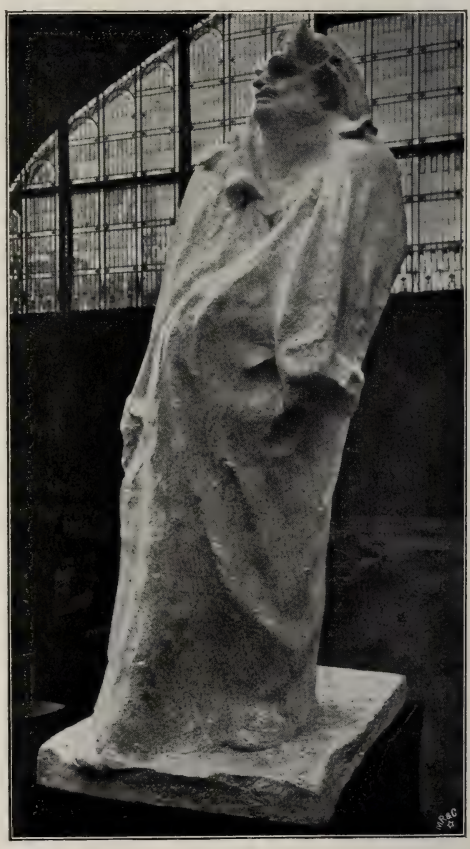
Der Balzac, eines der Hauptwerke Rodins (Seite 358), beweist, daß wir Rodin neben die Hauptmeister der Antike, neben Michelangelo stellen dürfen. Im Balzac hat Rodin dem griechischen Schönheitsbegriff vollendeter, physischer Kultur, dem freien und heiteren Götterbild einen Schönheitsbegriff der geistigen Triebkraft der Menschenseele gegenübergestellt, den Menschen veredelt, der mit vielfältigen Ketten an die Erde gekettet ist und mit vielfältiger Sehnsucht zum Himmel strebt. Der Körper des Balzac ist plump und häßlich. Die ganze Kraft und die ganze Schönheit in der Maske des Schrecklichen ist im Gehirn konzentriert. Der Körper des Balzac ist nur eine Säule, die keinen anderen Zweck hat, als das Gehirn zu tragen. Dieser Riese im Schaffensrausch enthält alles, was über den geistigen Arbeiter, über den geistig Schaffenden unserer Tage zu sagen ist. Er ist das Denkmal einer Epoche, wie der Apollo von Olympia, wie der Moses von Michelangelo. Er scheint mir würdig, neben diese großen Denkmäler der Vergangenheit gestellt zu werden. Sehen manche in dem Balzac Michelangelo gegenüber noch eine Steigerung, die in der Beseelung des Steines, in der Vereinfachung der Kunst-

Die Bürger von Calais.

Kopf zum Balzac-Denkmal. Bronzestudie.

mittel und in der monumentalen Attitüde noch über den Moses hinausgeht, so scheint mir das doch als eine Übertreibung, die durch den geringen Abstand veranlaßt wird, den wir als Rodins Zeitgenossen von seinem Werke haben. Man kann sich aber wohl vorstellen, daß Michelangelo, erstände er in unseren Tagen von den Toten, so arbeiten würde wie Rodin. Nicht nur die Hauptwerke Rodins zwingen in ihrer Vollendung dem Betrachter den Vergleich mit Michelangelo auf; auch die einzelnen Phasen in seiner Arbeitsmethode wecken die Erinnerung an den großen Florentiner.

Die ersten Zeichnungen, in denen Rodins Seele sich zum Ausdruck durchrang, erinnern sehr deutlich an Handzeichnungen Michelangelos, sie erweisen, daß schon in seinen Anfängen Buonarotti ihm ein Führer war. Es gibt über tausend Handzeichnungen Rodins, von denen besonders diejenigen aus den achtziger und neunziger Jahren michelangelesker Art sich nähern; sie sind aus derselben reichen und freien Naturanschauung heraus in einer ähnlichen Technik niedergeschrieben. Wie Rodin mit wenigen Strichen und geringem Farbenaufwand Bewegungsmotive und Formeneindrücke auf dem Papier festgehalten hat, so gibt es auch eine unübersehbare Reihe von Wachs- und Gipsstudien von ihm, in denen er Impressionen festhielt. In diesen Studien ist meistens der Torso nur als hagerer Klumpen geformt; deutlicher ist die Stellung der Gelenke pointiert, und treffend sind die ausgreifenden Glieder, wie sie in den Gelenken sitzen, markiert. Die Größenverhältnisse der Glieder zum Torso sind absichtlich übertrieben, um das Bewegungsmotiv genau zu betonen. In den Handzeichnungen wie in den Wachsstudien Rodins begegnen wir oft der gleichen, verunstaltenden Übertreibung der Natur, um den Ausdruck der Bewegung zu verstärken. Studien sind ja nur Aphorismen, sollen oft nichts anderes sein als die Erinnerung an irgendein erlebtes und gesehenes Motiv. In dem nachfolgenden Studium, dem Gipsentwurf, werden die Übertreibungen wieder reduziert und der Ausdruck verinnerlicht. Gerade das Studium von Rodins Arbeitsmethode und seinen Entwürfen erweist die durchdringende Tiefe seines Geistes, die Sensibilität seines Empfindens und



Balzac.

seinen taktsicheren Geschmack, erweist aber besonders auch, daß er ohne stilistische Vorurteile der Natur gegenübertritt und durch diese Unmittelbarkeit seines Studiums die Natur tiefer erfaßt als die vielen, die zwischen Michelangelo und ihm stehen. Sie sehen mehr oder minder alle die Natur durch irgendeine historische Brille, sie waren mehr oder minder alle in irgendeinem schon dagewesenen Stil befangen, brachten nur Variationen irgendeines früheren Stiles.

Der Kuß.

Was man in Rodins Skulpturen als unausgeführt bezeichnet, ist vielmehr das Ergebnis seiner Methode der Abkürzung, des Zusammenfassens, seiner Methode des Weglassens des Unwesentlichen zugunsten des Hauptgedankens. Wer das Eherne Zeitalter, den Johannes und die Eva gesehen hat, hat sich überzeugen können, wie meisterhaft Rodin die Anatomie beherrscht, und er wird zögern, Rodin den Vorwurf der Leichtfertigkeit und einer schwindelhaften Spielerei zu machen. Nein, hier liegt ein Prinzip, eine Methode vor, die mit den Bestrebungen der zeitgenössischen Malerei durchaus parallel geht, das Prinzip, mit wenigem viel, und zwar die Hauptsache zu sagen. Im Balzac und im Kuß hat Rodin seine monumentalen Fähigkeiten erwiesen. Daneben stehen viele andere Skulpturen in Marmor und Bronze, die man als eine neue Art der altgriechischen Tanagrafiguren, als eine neue Art der feinen und intimen Plastik des Rokokozeitalters bezeichnen möchte.

Jede Skulptur Rodins ist ein starker Ausdruck innerer Leidenschaft und heftiger Bewegung; aber nur in seinen Anfängen hat er sich lebhaft ausladender Gesten, pathetischer Redewendungen bedient. Im Johannes, im Claude-Lorrain und dem Bastien-Lepage-Denkmal, in dem Sockel des Denkmals für den Präsidenten Sarmiento (Seite 355), auf dem der in hellen Siegerschritten dahinjagende Apoll dargestellt ist und endlich in dem Aufruf zu den Waffen: je reifer er wird, um so gedrängter, geschlossener, konzentrierter wird sein Stil. Claude-Lorrain spricht vom Sockel herab direkt zum Publikum. Der Genius des Krieges brüllt wild den Kriegsruf der Menge zu, Apoll jagt frohlockend dahin. In diesen Werken sind Einflüsse Pugets lebendig. Der Aufruf zu den Waffen (Seite 356) ist ein direktes Gegen-

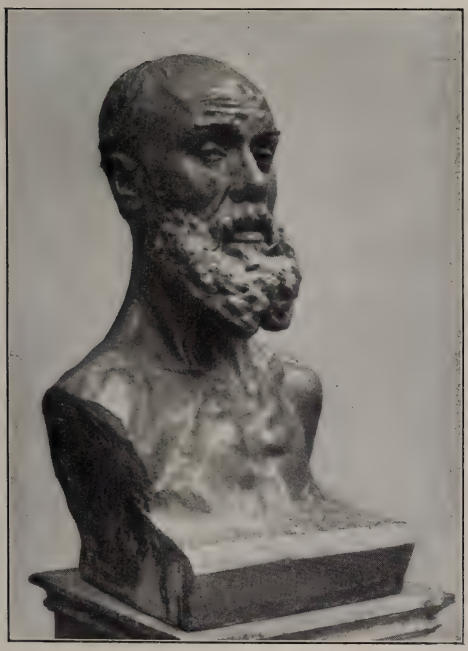
stück zu Rudes Marmorrelief „Der Ausmarsch“ am Arc de Triomphe. Man vergleiche die beiden Skulpturen. Man hat dem Relief Rudes eine heiße Vehemenz nachgerühmt. Und gewiß, sie ist vorhanden. Aber sein Kriegsruf verblaßt, wird laut übertönt von Rodins Kriegsgebrüll. Die ganze Brutalität, die Grausamkeit, aber auch die schöne und wilde Kraft des Krieges liegt in diesem männlichen Gesicht, diesen muskelstarken Weiberarmen. Rodin hat nicht nur das innere Leben im Vergleich zu Rude ums Zehnfache erhöht, er hat auch die Darstellungsmittel ums Zehnfache vereinfacht; und gerade darin zeigt sich die große Überlegenheit des Nachfahren. In den Bürgern von Calais (Seite 357), in denen Rodin tiefstem Weh Ausdruck geben wollte, ist er schon so weit herangereift, daß er auf jede laut pathetische Geste Verzicht leisten konnte und doch dieselbe Wirkung heftiger, innerer Leidenschaft erreichte. Der gewaltige Schmerz gemeinsamen Leidens verbindet die sechs. Der Anführer der Gruppe demonstriert mit seinen beredten, empfindungsvollen, eingezogenen Gesten den anderen die Notwendigkeit des Opfertodes. Immer gedämpfter wird die Bewegung. Der letzte droht unter dem Übermaß seines Schmerzes zusammenzubrechen. Er hat den Kopf gesenkt und mit seinen nervigen Händen umklammert. Das nächste Hauptwerk nach den Bürgern von Calais ist der Balzac, von dem hier schon gesprochen wurde.

Aus demselben Jahre (1898) stammt der Kuß (Seite 359), eine lebensgroße Marmorgruppe zweier Menschen in inniger Umschlingung. Dadurch, daß Rodin diese Gruppe von allen Seiten gleichmäßig aus dem Marmorblock herausgearbeitet hat, hat sich ein überreiches Spiel von Linien und Überschneidungen ergeben, die in wohlerzogenen Tempi die beiden, in sich verschlungenen Körper für ewig zusammenzuschließen scheinen. Dieses plastisch so dankbare Thema hat Rodin vielfältig variiert, in immer neuer Auffassung, in immer verschiedener Stellung. Im Frühling ist die anmutige Wellenlinie erregter geworden, mit der Zärtlichkeit einer Inbrunst. Im Ewigen Idol ist wiederum ein anderer Ton angeschlagen. Hier ist es der Mann, der zum Weibe kommt, sich am Weibe emporreckt. Sie gewährt

Das ewige Idol.

ihm; aber in ihren Zügen versteckt sich das frohlockende Lächeln einer Siegerin, der Königin, der Herrscherin über den Mann, die ihn verderben kann und wird, wenn seine Anbetung sie langweilt. Wieder ein anderes Weib ist die Eva, die zusammenschauernd in ihrer Scham das Haupt in ihre Arme birgt. Aber es können hier nicht alle Werke Rodins aufgezählt werden, die von der Liebe reden und von der Verschmelzung zweier Menschen in inniger Berührung. Bald scheinen diese Gruppen sich in ein Wesen aufzulösen, bald fliehen sie sich, und die Körper prallen auseinander. Aber ob Haß oder Liebe, kühle Lieblichkeit oder wilde Leidenschaft das Motiv ist, immer sind es erlebte Formen, die Rodin gibt. Rodins Skulptur stellt die menschlichen Formen, die er nur als Träger und Ausdrucksmittel der menschlichen Affekte sieht, im Spiel des Raumes und der Atmosphäre dem Auge sichtbar und dem Intellekt verständlich dar. Er hat alles gesehen, was er in Bronze und Marmor gebildet hat, ist immer von gesehenen und erlebten Formen ausgegangen. Seine Modelle bewegen sich frei und ungezwungen in seinem Atelier. Er sieht die nackten Körper einzeln und in ihrer Verschlingung im Spiel des Lichtes und der Atmosphäre. Mit scharfem Auge erspäht er nicht nur die äußerlichen Reize der Überschneidungen, sondern sucht den Ausdruck der Affekte in dem Linienspiel der Formen zu ergründen und festzuhalten. Ein derartiger Arbeiter mußte auch ein guter Porträtist werden. In seinen zahlreichen Bildnissen sehen wir nichts von der unendlichen Arbeit, der Geduld, der aufreibenden Betrachtung des einzelnen — wir sehen nur, wie er genial die Summe seiner einzelnen Beobachtungen zusammenzufassen versteht. Seine besten Bildnisbüsten stehen im Luxembourg-Museum in Paris; sie stellen Adrien Proust, Alexandre Falguiere, Jean Laurens und Puvis de Chavannes dar. Auch die Berliner Nationalgalerie und vor allem die Glyptothek in Kopenhagen und das Albertinum in Dresden besitzen eine umfangreiche Sammlung Rodinscher Skulpturen. Die bedeutendste Privatsammlung Rodinscher Werke außerhalb Frankreichs befindet sich in Lübeck im Besitz des bekannten Kunstfreundes Dr. Linde.

Eva.



Jean Paul Laurens.

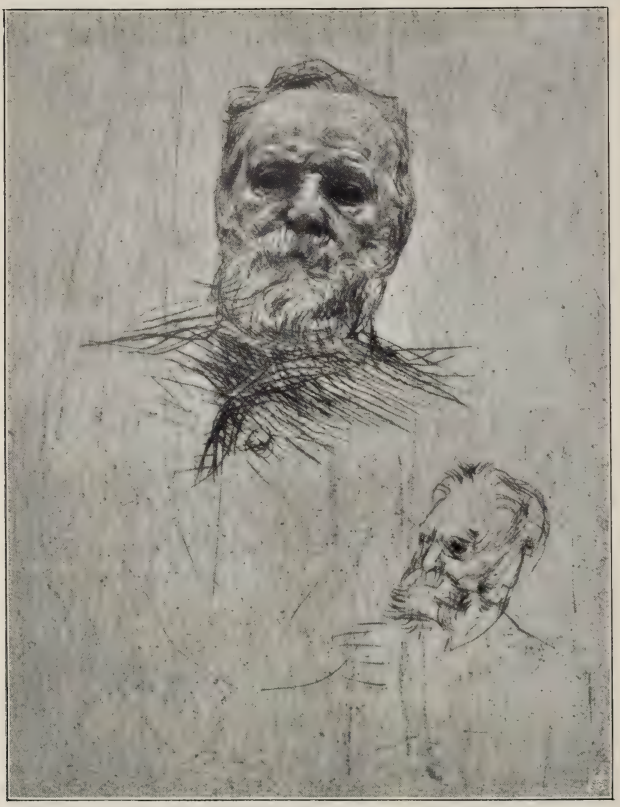
Über Rodins größte bildhauerische

Projekte schwebt derselbe Unstern, der die Vollendung von Michelangelos gewaltigsten Plänen hinderte und uns von ihnen nur Entwürfe und Bruchstücke hinterließ. Als Jüngling faßte Rodin den ersten Gedanken zum Höllentor, und es ist heute noch nicht sicher, ob er dieses Riesenwerk vollenden wird. Vielfache Wandlungen hat dieses Projekt durchgemacht, das zum ersten Male greifbare Gestalt annahm, als Rodin im Jahre 1880 der Auftrag zuteil wurde, für das Palais der schönen Künste ein Portal zu entwerfen. Mit dem ganzen Wald der menschlichen Leidenschaften wollte er dieses Portal umkleiden, ein Spiegelbild des menschlichen Lebens sollte dieses Riesentor werden. Wie Dantes Heldengedicht alle Dramen des Lebens in Verse gebannt hat, also wollte Rodin der Menschheit Hoffen und Sehnen, der Liebe Glück und Schmerz ein erzenes Standbild setzen. Die Fülle der einzelnen Figuren in diesem Werke ist nicht auszumessen. Auch der Denker ist aus dem Ideenkreis des Höllentores herausgewachsen. Ein zweites Hauptwerk des Meisters, das später begonnen auch noch der Vollendung harrt, ist das Viktor-Hugo-Denkmal, das Denkmal des schaffenden Menschengeistes. Der Dichter sitzt auf einem Felsblock am Ufer des Meeres. In die Linke, die auf dem Felsen ruht, hat er das mächtige Haupt gestützt. Die Rechte streckt er abwehrend und gleichzeitig beschwörend von sich. Die Gesprächigkeit dieser majestätischen Geste wird in dem von königlichen Gedanken schweren Haupte klar, dessen Augen aus tiefen Höhlen die Welt auftrinken und dessen düstere, hohe

Handzeichnung.

Denkmal für Victor Hugo.

Studien zum Höllentor.



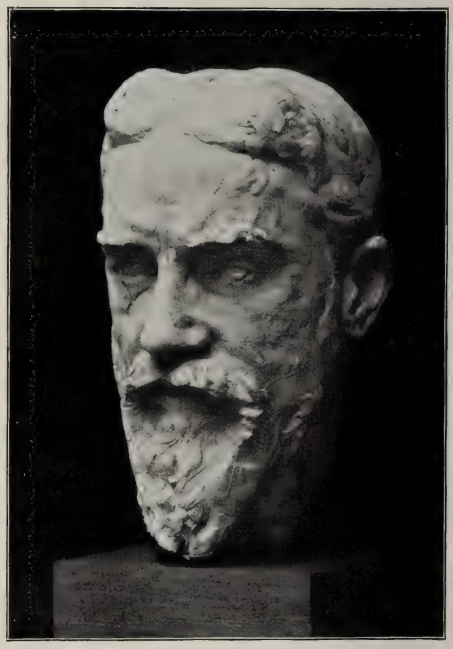
Victor Hugo. Studienzeichnung.

Stirn das Geschaute zu einem Lied der Menschheit formt.

Das letzte große Werk, das noch nicht über den Gipsentwurf hinausgelangt ist, ist der Turm der Arbeit. Der Turm der Arbeit soll eine Apotheose des zeitgenössischen Lebens werden. Auf einem breiten, geräumigen Unterbau erhebt sich eine starke Säule, um deren Schaft sich spiralenförmig ansteigend offene Arkaden bis zur Spitze der Säule hinaufziehen. Bekrönt wird die Säule durch eine Gruppe von zwei beflügelten Genien. An den inneren Wänden des Unterbaues sollen in Reliefs die unterirdischen und unterseeischen Arbeiten dargestellt werden. Vor dem Eingang sollen zwei mächtige Statuen, der Tag und die Nacht, den Aufgang zu dem Turm flankieren. Um die Säule schlingt sich spiralenförmig ein Reliefband, auf dem alle Arten der Arbeit, die Handwerke und Gewerbe dargestellt werden sollen. Ob je dieses Denkmal der Arbeit, dessen Ausführung sehr große Mittel erfordert, irgendwo wird errichtet werden, ist heute noch zweifelhaft. Der französische Staat hat Rodin in diesem Plane bisher noch nicht unterstützt; er hat dem Meister aber eine ganz neue Aufgabe gestellt, indem er ihn beauftragte, einen Saal des Luxembourg-Museum auszumalen. Mit dieser Aufgabe ist Rodin jetzt beschäftigt, aber es werden wohl noch einige Jahre vergehen, ehe sie beendet ist.

⊠ ⊠ ⊠

Zu so reichen und mannigfaltigen Betrachtungen die künstlerischen Schöpfungen Rodins Anlaß geben, so wenig ist über den Lauf seines äußeren Lebens zu sagen; es ist gering an Ereignissen, ist von Jugend an immer still und ruhig dahingestrichen.



Bildnisbüste des Schriftstellers Bernard Shaw. Gebrannter Ton.

Rodins Vater stammt aus der Normandie, Rodins Mutter aus Lothringen; im Jahre 1840 wurde Auguste Rodin in Paris geboren. Er wuchs in der Provinz auf, kam mit fünfzehn Jahren nach Paris, trat in eine Zeichenschule und begann zu arbeiten. Er wurde später Ernest Carrier-Belleuses Schüler, arbeitete von 1870 bis 1878 in Brüssel unter Rasbourgh, bereiste 1875 Italien und lebt seit 1878 mit unbeträchtlichen Unterbrechungen in Paris. Seit nun zehn Jahren wohnt er in Meudon, wo

Der erste Eindruck, den Rodins Persönlichkeit weckt, wird für viele eine Enttäuschung sein. Eine kurze, gnomenhafte Gestalt, dessen linke Schulter ein wenig abfällt, dessen Rücken ein wenig gekrümmt ist. Fest in den Körper geklemmt sitzt das Riesenhaupt, das ein dichter graumelierter Vollbart ganz umrahmt. Breite Furchen hat das Leben ihm in die Wangen gegraben; auch die starke, breite und fleischige Nase ist mit Linien gezeichnet. Die kräftigsten Furchen aber sitzen auf der schönen, hohen und edlen Stirn.

Rodin, auf einer Bank sitzend, zeichnet in Marseille Kambodschaner Kinder.

er hart am Abhang eines Hügels sich seine Villa hat erbauen lassen. (Wir wollen nicht unterlassen, an dieser Stelle auf die Neuauflage der Künstler-Monographie des Verfassers „Rodin" hinzuweisen [Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig], die soeben erschienen ist und in ihren 121 Abbildungen viel neues und ausgezeichnet reproduziertes Material enthält. Auch das schöne Werk von Judith Cladel „Auguste Rodin" aus dem Verlag von G. van Oerst & Cie. in Brüssel möchten wir empfehlen, dem viele der unserm Aufsatz beigegebenen Abbildungen entnommen sind. Die Redaktion.)

Hebt er den Blick, sieht man die schönen, tiefliegenden Augen — so begreift man, daß hinter dieser Stirn eine Welt von Gedanken sich birgt. Die Hände zeugen von unermüdlicher Arbeit. Wahrhaftig dieser Mann, den der Ruhm erst als Sechziger krönte, hat sein Leben wie wenige der Arbeit gewidmet und ist trotz mancher bitteren Enttäuschungen niemals an sich irre geworden. Er hat an seine Berufung geglaubt, und dieser Glaube an sich selbst hat ihn geleitet und ihm die Geduld zum Warten auf seine Stunde gegeben. Daher kann der Ruhm ihn heute nicht mehr verwirren.

Wettiner und Hohenzollern. Von Erich Marcks.

Zu einem Briefwechsel aus dem XIX. Jahrhundert.

In der Geschichte der deutschen Einzelstaaten ist jahrhundertelang die Geschichte des deutschen Staatslebens, soweit es lebendig war, verlaufen; die Einzelstaaten und ihre Dynastien sind in dieser langen Entwicklung zu festen Individualitäten geworden — ebenso verschieden- und eigenartig, wie es auch die Individualitäten der deutschen Stämme und der deutschen Landschaften sind; das zu beobachten, gehört zu den feineren Reizen unserer vielgespaltenen, aber auch vielgestaltigen deutschen Geschichte. Es ist jetzt gerade ein halbes Jahrtausend, daß im mittleren Norddeutschland Wettiner und Hohenzollern nebeneinander stehen: der Ursprung der Staaten ist verwandt, ihre Entwicklung möglichst verschieden gewesen. Das reichere Sachsen ist früh ein Staat mehr der Kultur, das ärmere Brandenburg mehr der Macht geworden; uns scheint von früh her Brandenburg der zukunftsvollere. War es aus inneren Gründen notwendig, daß er der größere wurde? Geographische Vorbedingungen haben ihm sicherlich geholfen, über die weiten Flächen der norddeutschen Tiefebene hin ungehemmt zu wachsen; Sachsen stieß, wenn es sich dehnen wollte, im Westen gegen die Berge. Ich würde nicht wagen zu behaupten, daß diese Naturschwierigkeiten irgendwie unüberwindlich und eigentlich maßgebend gewesen wären; historische, menschliche, persönliche Ursachen scheinen mir entscheidender gewesen zu sein. Die Wettiner haben durch die Spaltung ihrer Linien ihre Kraft von Anfang an zersplittert; sie haben im XVI. Jahrhundert eine Weile lang unter den deutschen Fürstenstaaten überhaupt die Führung gehabt und unvergeßliche Tage gesehen: aber die Spaltung lähmte sie, und nach Moritzens Tode erlahmte auch ihre persönliche Kraft, ein politisch-persönlicher Niedergang begann, der eigentlich niemals wieder aufgehoben worden ist. Mit den Hohenzollern, die im Reformationsjahrhundert an historischer und persönlicher Bedeutung hinter ihnen zurückstanden, rangen sie im stillen um das Übergewicht: der entscheidende Landzuwachs, Magdeburg, fiel aber ihrem märkischen Nebenbuhler zu. Von 1600 an versanken die Albertiner in ein unbewegtes, wenig produktives Dasein; sie hatten die Führerschaft des deutschen Protestantismus geerbt, sie wußten sie nicht zu entwickeln; seit 1640 wuchs ihnen der Nachbar, der Große Kurfürst, persönlich, politisch, konfessionell, territorial über den Kopf. Noch einmal hat einer von ihnen die Nebenbuhlerschaft kräftig, mit einem Zuge fast von Genialität, aufgenommen: August der Starke gewann die polnische Königskrone, sein Ehrgeiz ging weit über den deutschen Nordosten dahin. Mit der dauerhaften Energie der Hohenzollern nahm es aber auch diese politisch stärkste Entfaltung Wettins nicht auf; angesichts des Militär- und Beamtenstaates der großen preußischen Fürsten lebte sich das Kursachsen des XVIII. Jahrhunderts üppig und geistvoll aus, eine der Heimstätten der deutschen künstlerischen und literarischen Bildung, ganz anders als das Preußen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II.: aber an Macht, an Spannkraft war es weit zurückgeblieben, die Führerschaft des Protestantismus hatte es längst abgegeben, den Vortritt in eine große politische Zukunft überließ es den Nachbarn. Die Wettiner suchten, katholisch wie sie geworden waren, beim Hause Habsburg Deckung gegen den überwuchernden Ehrgeiz, der von Berlin her bereits auch gegen den Donaustaat anging. Sie blieben Glieder des alten Deutschlands, des Reiches; Preußen wuchs aus dem Reiche hinaus, in eine europäische Machtstellung hinein. Daß Friedrich August gegen den erdrückenden Rivalen an der Seite der Maria Theresia focht, war natürlich genug; natürlich auch das starke Gefühl des Gegensatzes, das die Preußen erfüllte: Sachsen war ihnen zu nahe, um anders denn als zuverlässig fügsamer Freund von Preußen geduldet werden zu können; so lange es der nicht war, war es der Feind, den man sich mühen mußte zu verkleinern und, wenn es sein mußte, zu verschlingen. Friedrich der Große behauptete sich; in seinen konservativen Spätzeiten gewann er, auf dem Boden der Reichspolitik, auch Sachsen bereits zum Bundesgenossen: ein Menschenalter hindurch gingen die beiden Gegner des Siebenjährigen Krieges freundlich miteinander. Friedrich August der Gerechte, der letzte Kurfürst und erste König von Sachsen, strebte nicht zu erobern. Er prägte den Charakter seines Hauses, wie er sich seit langem durchgebildet und die sachliche Entwicklung mitbestimmt hatte, endgültig aus: Korrektheit und Selbstbeschränkung bezeichneten ihn. Kein rücksichtslos ausgreifender Ehrgeiz; auch was er an Ehrgeiz besaß, betätigte sich vorsichtig, rechtlich, aber schwunglos; in den Länderaufteilungen um die Jahrhundertwende blieb Sachsen denn auch von neuem weit hinter Preußen zurück. Man wollte hier nur das Erlaubte, man wollte nichts sein als ein deutscher Mittelstaat auf dem Boden des Deutschen Reichs. Das war das Ergebnis der sächsischen Geschichte eines Vierteljahrtausends, von 1550 ab, das Ergebnis auch für das Wesen, für die politische Weltanschauung des albertinischen Hauses: ehrenwert, aber nicht lebenschaffend; es war in allem zu dem Schicksal, dem Wesen, den Erfolgen der Hohenzollern das Gegenstück.

Der Wirbel der napoleonischen Kämpfe riß dann zwar auch den König Friedrich August mit sich fort und zuletzt in den Sturz des Imperators hinein: 1815 verlor der getreue Verbündete des Geschlagenen die Hälfte seines Landes an Preußen, und Preußen hätte beinah das Ganze verschluckt. Nichts begreiflicher, als das Gefühl des Gegensatzes, als die Feindseligkeit des Dresdener Hofes und seines Volkes gegen den gesetzlosen, durch seine Stärke und Lebendigkeit emporgetragenen Rivalen. Der alte Prozeß war bis dahin immer weiter vorgeschritten: der eine immer höher gestiegen, der andere immer tiefer gesunken; sein Dasein selber schien auch für die Zukunft durch diese Nachbarschaft bedroht. Erinnerungen und Eigentümlichkeiten jeder Art rückten die beiden Genossen schroff gegeneinander; wie sehr die Dynastie den deutschen Sonderstaat darstellte, ihn geformt hatte und trug, wie sehr er sich um sie kristallisierte und eben ein und dasselbe Wesen sie beide durchdrang, Land und Staat einerseits, das Herrscherhaus anderseits — dafür ist dieses Paar norddeutscher Staaten ein klassisches Beispiel.

Aber nun umschloß die beiden Feinde der Deutsche Bund von 1815; er deckte sie auch gegeneinander; und auf die Unruhe und die grenzenlosen Möglichkeiten des großen Revolutions- und Kriegszeitalters folgte die Stille der Jahrzehnte der Restauration. Und in diesen Jahrzehnten reichten sich, über jeden Riß der Vergangenheit hinweg, aus den beiden gegnerischen Häusern jugendliche Fürstensöhne freundschaftlich die Hände. Der preußische Kronprinz und der künftige Thronfolger Sachsens, die Prinzen Friedrich Wilhelm und Johann traten einander herzlich nahe: die neuen Verhältnisse der konservativen Staatenwelt, der sie ja beide angehörten, ermöglichten das, und Gleichheit der Bildung und der Weltanschauung verwirklichte es. Sie standen beide auf dem Grunde des Deutschen Bundes, auf deutschem Grunde, den sie beide mit charakteristischer Ausprägung den „teutschen" nannten; sie waren beide Zöglinge der großen Geistesepoche, die eben auf ihrer Höhe angelangt war und sich in Fülle und Ruhe auslebte; sie waren beide Gläubige der Nationalität im konservativen Sinne, der religiösen und politischen Romantik. Die beiden Staaten bedrohten einander in diesen Ruhezeiten nicht. Ihre Überlieferung ging freilich weiter. In Johann war die des wettinischen Staatslebens: er war gebildet, konservativ, bundestreu, gutdeutsch, korrekt, wie das beste Wettinertum; wieweit in Friedrich Wilhelm die härtere preußische Überlieferung sich mit den Idealen der stillen Tage von 1820 stieß, werden wir noch zu fragen haben. Aber er war dazu geboren, sich mit Prinz Johann zu verstehen. Sie wurden Freunde auf Lebenszeit.

Friedrich Wilhelm und Johann waren seit 1823 Schwäger: sie hatten Zwillingsschwestern geheiratet, zwei von den fünf Töchtern des Königs Max Joseph von Bayern, von denen die dritte, als Gemahlin des Erzherzogs Franz, zur Mutter Kaiser Franz Josephs geworden, die vierte später Königin von Sachsen geworden ist. Wir wissen vom Prinz und König Johann seit längerer Zeit ziemlich viel: das sächsische Königshaus hat einer befreundeten Geschichtschreibung früh allerhand wichtiges und intimes Material ausgeliefert, und sächsische Staatsmänner haben wichtige Denkwürdigkeiten hinterlassen. Auch von vertraulichen schriftlichen Lebensäußerungen Friedrich Wilhelms IV. und seiner nahestehenden Freunde besitzen wir bereits eine Menge, und manches Bedeutsame und Tiefpersönliche aus der Feder seines Bruders Wilhelms I. In diesem Herbste aber hat Prinz Johann Georg von Sachsen diesen Reichtum durch eine unendlich dankenswerte Gabe vermehrt: er hat, von Hubert Ermisch fachlich unterstützt, den „Briefwechsel zwischen König Johann von Sachsen und den Königen Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. von Preußen" in einem vornehmen Bande von 500 Seiten, in mustergültiger Form herausgegeben (bei Quelle & Meyer in Leipzig) und damit eine Fülle neuer, sachlich-allgemeiner und zumal persönlich-intimer Kenntnis erschlossen, die, in der Rückhaltlosigkeit ihres Inhaltes, der völlig zwanglosen Leichtigkeit und Unmittelbarkeit ihres Tones, den uns bekannten Stoff auf das wertvollste ergänzt, ihn in manchem übertrifft, in allem farbig belebt. Der Reiz dieses Briefverkehres, der den Leser durch 48 Jahre hindurchleitet, der mit Billetts zwischen Prinz Wilhelm und Prinz Johann 1825 beginnt, dann Friedrich Wilhelm und Johann in dreißigjähriger vertraulichster Aussprache zeigt (1827—57), zuletzt Wilhelm I. und seinen sächsischen Freund in ernster Auseinandersetzung und warmer Freundschaft, bis an Johanns Tod (1873), ist vielseitig und groß. Dieser Aufsatz hegt den Wunsch, die allgemeine Bedeutung dieses fürstlichen Austausches im Rahmen des Verhältnisses, das wir bis 1820 verfolgt haben, des Verhältnisses zwischen Wettin und Hohenzollern, im Rahmen der deutschen Gesamtentwicklung besonders herauszuarbeiten. Denn alle die schillernden Wandlungen zartester persönlicher Beziehungen, die der Leser dieser 348 Briefe miterlebt, stehen im Zusammenhang einer entscheidungsvoll großen Zeitgeschichte: alle Stufen unserer Einigungsgeschichte, alle Stufen des deutschen staatlichen Werdens in einem gewaltigen Halbjahrhundert treten in warmen Farben hervor, und es waren ja eben die Zeiten, die den alten Widerstreit der beiden Häuser noch einmal, bis zur letzten Krise, steigerten und ihn schließlich ganz lösten.

Zunächst zwar hat nicht dieser allgemeine Klang die Herrschaft. Ein paar Briefe Prinz Wilhelms gehen voran: nüchtern, geschäftlich;

dann springt Friedrich Wilhelm hinein, und alles Sachlich-Politische, Historisch-Allgemeine scheint von dem Wellenschaume einer höchst persönlichen Persönlichkeit weggeschwemmt, deren Äußerungen dahinströmen wie ohne Regel, kraus, prickelnd, willkürlich. So ist gleich der erste seiner Briefe, der erste nach dem Durchbruche der Freundschaft: voller Herzlichkeit und Zärtlichkeit, voller Scherze und persönlicher Anspielungen, ein wenig Personalpolitik, ein wenig Literatur, allerhand Spielerei; Johann ist dem Schwager schon zum „Giannettino" Doria geworden, er selber unterschreibt sich noch als Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen. Bald wird er, seinem Aussehen gemäß, „Dicki", der andere „Hansy"; oder er tauft ihn um und redet den sächsischen Freund, den Danteforscher, nach dem Dantestein in Florenz, als seinen carissimo Sasso di Dante an, oder als Giovanni degli Alberti, aber auch als Jeannot, ja als John Bull; jener folgt seinen Sprüngen gefällig nach, ihre ganze Umgebung erscheint in Namensverdrehungen. Am schlimmsten spielt der Kronprinz sich selber mit; er malt seine Initialen in ein großes D hinein und setzt „iky" dahinter; er zeichnet, nach dem Spitznamen, den er zuhause trug, einen Butt als Unterschrift hin. Er wird, in frühen oder späten Tagen, nicht müde, seine Wohlbeleibtheit zu verspotten, sich in geistreicher Skizze — so breit wie hoch — bildlich zu karikieren, er nennt sich 1828 den „dicken, närrischen Freund aus Köln an der Spree", 1839 „Deinen miserablen, dicken, seinenbauchimmernichtverlierenwollenden Freund". Er schilt seinen eignen Brief: „Welch ein erzdummer Brief! 's ist ein Skandal, über eine Woche ist der Brief alt — noch so jung und schon so dumm!"; er schilt so manchesmal, lustiger oder ernster, sich selbst. Und er fährt in seine Schreiben umher wie ein Feuerbrand; alle Sprachen müssen herhalten und werden gemengt, dazu die Dialekte, der sächsische und der berlinische — übrigens sind die Schwäger weder in der deutschen noch in den ausländischen Sprachen besonders korrekt. Bei Friedrich Wilhelm sprüht es von Sarkasmen und einfachem Ulk; man erstaunt immer wieder über seine Fähigkeit, Menschen und Dinge mit barocken Wendungen zu übergießen. Auch der berlinischeste Wortwitz fehlt keineswegs: „Elise hat's kalte Fieber; sehr leicht; aber Potztausend, God dam! was hilft das?" Noch der 58jährige König verdrehte Zukunft in Kuh-Zunft, vielleicht sogar, trotz seines dogmatischen Respektes vor dem Deutschen Bunde, mit einem Seitenblick auf dessen hohe Regierungen; daß er aber, noch ein Jahr später, mitten in einer ernsten Auseinandersetzung aus „paktiert" das Doppelwort „pack-thiert" machte, geschah lediglich, weil der Witz ihn nicht ruhen ließ. Johann von Sachsen war offenbar eine langsamere, schlichtere und nüchternere Natur; er ließ sich mitreißen, und so macht er Wortwitze wie Friedrich Wilhelm und scherzt er in dessen springendem Tone — nicht immer ohne einige Mühe, die man spürt. Einmal ruft er sich selber zur Ordnung: „Der Mensch kann nicht alle Tage witzig sein." Seiner Gemahlin legt sich der Berliner Schwager mit immer neuen Huldigungen zu Füßen, aber auch dies in seiner Art: er „reicht der göttlichen Jumelle die Wange zum Tatscheln, wie ein Kakadu, mit Erlaubnis zu sagen" (1828); 1833 haben die Wangen schon Eigennamen bekommen: „Schön Mokerl küss' ich die kleinen Hände und halte Gammy und Dummy zum Tätscheln hin." Wem diese Scherze etwas viel zu werden drohen (Friedrich Wilhelm würde ihm mit guter Laune — Seite 161 — entgegenrufen: „Geduld! Geduld überwindet Sauerkraut!"), der wird bedenken, daß ein so höchstpersönlicher Austausch zwangloser Äußerungen zwischen Nahestehenden in seiner Färbung wohl immer einen Hauch annehmen wird, den der Dritte nicht völlig versteht, und er wird gut tun, sich zu freuen, daß man ihn hier so in das Ungewollteste hineinschauen läßt. Und natürlich, hinter den leichten und wunderlichen Formen standen auch sehr andere Dinge, nicht nur, auf beiden Seiten, wahre Liebenswürdigkeit und Herzenswärme und ein reines, reiches Familiengefühl, das den Lesenden erwärmt und gewinnt; man griff weiter und höher: da fielen charakteristische Worte über den gemeinsamen Schwager König Ludwig I. von Bayern, dessen geistreiche und barocke Sonderbarkeiten Friedrich Wilhelm (1829) mit kongenialerem Wohlwollen begriff als der korrektere Johann; charakteristische Worte auch über den Tod eines Papstes, wobei der katholische Sachse an Wärme des Mitgefühls weit hinter dem protestantischen Preußen zurückblieb. Und natürlich: die ganze Gemeinsamkeit der Bildung, die die beiden vereinigte, stand dahinter, die Romantik, von der ich sprach. Seit 1821 beschäftigte sich Prinz Johann mit Dante, seit 1827 bedachte er die Veröffentlichung seiner Übersetzungen; hierin traf er sich mit Friedrich Wilhelm ganz, und erst diese tiefe Gemeinschaft der Gesinnungen ließ die so verschiedenen Temperamente der zwei Schwäger so ganz ineinanderfließen. Auch der Kronprinz war Dantekenner; er begleitet die Studien des anderen mit bewundernder Liebe; und wenn Johann an drei Stellen das stärkste Gewicht darauf legt, daß er die Verdeutschung des Inferno „genau, Tag für Tag und Stunde für Stunde, 530 Jahre nach Dantes Austritt aus der Hölle" zu Ende gebracht habe, daß er das Paradies gerade am Tage St. Bernhards, der Dantes Führer dort war, angefangen und dann wieder beendet habe, so spricht aus diesem Mitteldinge zwischen Mystik und Spiel doch eine tiefere Empfindungsverwandtschaft mit Friedrich Wilhelm, als man wohl sonst gelegentlich meinen möchte. Und in Ton und Inhalt kommt diese deutlich zutage, wo er den

Porträt von Fräulein Gertrud Littmann.

Gemälde von Prof. Franz von Stuck.

Kronprinzen einmal (1829) scherzend „bei allen Göttern Griechenlands und Skandinaviens, bei Dante und Goethe, bei Beatrice und Laura, bei unserem Haß für die Nützlichmacher, bei allen blauen Pflaumen Dresdens“ (die einen Hauptgeschenksartikel Johanns bildeten) um eine dringende Nachricht bittet. Man muß diese Stimmung mit ihrem Dufte und ihren Überraschungen kennen, um Friedrich Wilhelm und seine Welt zu begreifen. Man folgt den beiden gern nach Italien, das sie 1828 gemeinsam besuchten; viele Jahre lang klingt der Enthusiasmus für das Land, seine Schönheit, die Genien seiner Vergangenheit und klingt die sehnsüchtige Erinnerung an den gemeinsamen Genuß bei beiden wieder: bei Friedrich Wilhelm noch 1838 in einem schwungvollen Erguß voll superlativischer Anreden an seinen Sasso di Dante Sassissimo, voller Träume von Dante und Ravenna, voller Huldigung für die ewige Stadt.

Dieses Persönliche — es durchdringt die ganze Kette ihrer Briefe — wird wohl das Merkwürdigste bleiben, das die Veröffentlichung bietet; es öffnet die feinsten Blicke in das Gefühl der Zeit und die Seele der beiden Männer. Nur langsam hat sich ihr Verhältnis aus diesen Gefilden des Geistes in die Wirklichkeit der staatlichen Aufgaben hinüberentwickelt: obgleich sie auch in der staatlichen Gesinnung, eben als Schüler von Restauration und Romantik, einander immer nahe standen und beide stetig an staatlicher Arbeit beschäftigt waren — mit nüchternerem Geschäftseifer wohl Johann, aber auch Friedrich Wilhelm von jeher mit geschäftlichem Verständnisse.

Von 1830 an treten diese Gegenwartssorgen vor. Es ist soviel absichtliche Selbstironie in Friedrich Wilhelms Briefen: der Romantiker und der Berliner wetteiferten darin. Wir empfinden diese Ironie — diesmal eine sehr ungewollte! — stärker und blutiger bei dem ersten Male, wo der Kronprinz zu seinem Freunde mit strafendem Ernste sprach. Die Julirevolution hatte ihre Wirkungen auch nach Sachsen hinübererstreckt; der Preuße fand, daß die sächsische Regierung der Revolution zu nachgiebig entgegentrat. Prinz Johann wurde — denn der alte König Anton berief den Thronfolger Friedrich August zum Prinzen-Mitregenten und überließ diesem ältesten Bruder Johanns bereits die Führung — damals zu einer Art von sächsischem Kronprinzen; die zwei Schwäger standen von nun an etwa auf gleichen Ebenen. Friedrich Wilhelm rühmt „die edle Art“, wie Friedrich August „sich nehme“: „Ich bekenne frey, daß ich mir nicht genug Weisheit und Fassung zutraue, eine ähnliche Stellung nicht blos so wie er, sondern überhaupt, ohne Ehre und Reputazion zu verlieren, auszufüllen.“ Trotzdem drängte er die Sachsen zur rücksichtslosen, militärischen Festigkeit. Der Leser denkt in doppelt beziehungsvollem Sinne an den Niederbruch dessen, der diese Worte schrieb, gegenüber dem Berliner Aufstande von 1848. Johann war Legitimist wie er, sie verstanden einander auch in diesen bewegten Jahren; aber er verteidigte seine Regierung und das Maß, das man einhalten müsse; er war doch offenbar der praktisch Geschmeidigere unter ihnen. Ihr Briefwechsel war damals interessant genug; persönlich am bezeichnendsten sind heftige Ausbrüche Friedrich Wilhelms über die Revolution, das apokalyptische Ungeheuer, und ist der jähe Sprung, mit dem er aus dem Pathos dieser Anklagen plötzlich in „abkühlende“ Wortwitze hinüberspringt; noch bezeichnender vielleicht die Totenklage des preußischen Thronfolgers um Kaiser Franz von Österreich 1835, „dem lieben herrlichen Franzl“, dessen Nachfolger Ferdinand er, obwohl er wußte, daß er schwachsinnig sei, aus der Fülle seines teutschen Patriotismus heraus die erneuerte römische Kaiserkrone wünschte. „Dadurch wäre auf ewige Zeiten der Präsident des teutschen Bundes der unbestritten höchste Herr der Christenheit.“ Das war ganz Friedrich Wilhelm IV.!

1840 wurde er König. Das Verhältnis zu seinem sächsischen Freunde blieb davon unberührt; der Ton hat wohl an Jugendlichkeit verloren, es kommen Zeiten, wo der Ernst zu überwiegen scheint: aber zumal Friedrich Wilhelm lenkt doch immer wieder in die alten Formen zurück; sie waren ihm allzu natürlich. Immer wieder der alte Scherz; in Johanns entsetzten Zuruf nach dem Tschechschen Attentate dringt doch die Komik des Gedankens ein, „daß man Dich, Dicki, à bout portant gefehlt hat“, und er erhält die Antwort: „Beruhige Dich, holder Freund — ‚Dicky‘ ist nicht gefehlt worden.“ Daneben stehen Briefe voll Zärtlichkeit und Zartheit; aber auch politische Ratschläge Johanns, in denen die Sorge vor der Unberechenbarkeit des geistreichen Freundes durchblickt; und gelegentlich wird die alte Gesinnungsfreundschaft praktisch wirksam. Die beiden sächsischen Brüder treiben den Preußen recht zähe zu Taten gegen die deutschkatholische Oppositionsbewegung und finden ihn geneigt. Ja, Johann benutzt seine persönliche Verbindung, um auf die preußische Eisenbahnpolitik zu drücken: er bittet (1843 und wieder 1854 und 1856) den König von Preußen, den Bau neuer Linien, die Sachsen umgehen und schädigen würden, zu verhindern. Wie hat Friedrich Wilhelm sich dazu gestellt? Er verbat sich die persönliche Einrede keineswegs, die seine Bundesfreundlichkeit, seine Billigkeit aufrief; er zeigte für beides sein volles Verständnis. Er wollte Sachsen nicht wehe tun; aber seine Behörden waren (1854) entgegengesetzten Sinnes; da vertagte er die Sache. Indessen wies er doch den sächsischen Freund auf ähnliche Klagen hin, die Preußen gegen Sachsen habe; er regte Kompensationsverhandlungen an. Wenn ich recht verstehe, so kann man Friedrich Wilhelm hier nicht vorwerfen, daß er seinen

persönlichen Beziehungen irgendein Interesse seines Staates geopfert habe.

Und hier liegt ja ein Hauptwert dieser Briefe. Man fragt sie nach dem Einflusse dieser Verwandtschaften und Freundschaften auf die Regierung des eigenen Staats. Die deutschen Dynastien sind miteinander — und darüber hinaus mit den europäischen — so vielfach verschwägert; hier greift man es überall und nahe mit Händen. Wie groß ist dieser Verwandtenkreis, von München nach Dresden, Berlin, Wien hinüber! Noch nach Olmütz heißt Kaiser Franz Josef dem Sachsen „unser lieber Neffe", dem Preußen „unser prächtiger Franzy". Wieviel Gemeinsamkeit der persönlichsten Gefühle war damit gegeben; in unserm Falle kam die der Überzeugungen dazu. Es ist vielfach behauptet worden, daß diese Verbindungen tief in das Geflecht der deutschen Staatspolitik hineingegriffen haben, und daß der persönliche Verkehr der Fürsten für die Ereignisse und ihr Verständnis unendlich viel ausmache. Niemand wird das ganz bestreiten wollen. Diese Bande umschlossen die lebendigen Menschen, natürlich, und als lebendige Menschen haben unsere Fürsten auf ihr Regiment Einfluß geübt. In ruhigen Zeiten wird dies alles vermutlich besonders wirksam gewesen sein; niemand im deutschen Fürstenstande konnte persönlichen Mächten dieser legitimistischen Art geneigter sein als Friedrich Wilhelm IV. In der Eisenbahnfrage sahen wir ihn dennoch nicht eigentlich weichen; und wenn die unmittelbar großen Fragen gestellt würden, wie würden sich dann Staat und Herrscher, sachliche Überlieferung und persönliche Neigung miteinander verständigen? Wir lenken zu den Problemen zurück, die der Eingang dieses Aufsatzes besprach. Bis 1848 waren Wettin und Hohenzollern in Frieden; wie, wenn die alten Gegensätze sich erneuerten?

Das Revolutionsjahr 1848 kam und brachte die Probe. Im Innern, das ist bekannt, wurde Friedrich Wilhelm zunächst geschlagen und richtete sich langsam wieder auf. Mit welchen Erinnerungen an 1830 mag Prinz Johann die Berliner Märztage verfolgt haben? Er sprach damals und später seinem Freunde im Sinne maßvollen Entgegenkommens zu, wie die Sachsen es 1830 geübt hatten. Die eigentliche Abweichung begann jedoch, als Preußen, als Macht leidlich wieder hergestellt, vom Anfang 1849 an daran ging, im Einvernehmen oder Widerspruch mit Österreich, der Frankfurter Nationalversammlung und den deutschen Sonderstaaten das deutsche Problem zu lösen. Das Jahr 1848 hatte es ja aufgerollt. Kleindeutschland oder Großdeutschland? Ein engeres Reich, fest in sich geschlossen, und daneben der bloße Bund mit Österreich? Alle nationalen Kräfte mühten sich um die Antwort; der preußische Ehrgeiz war aufgerufen worden: würde Preußen die Erbschaft Friedrichs d. Gr. in verwandelter Zeit wieder emporheben? Es ist bekannt: seinem Nachfolger in Sanssouci zuckte die Hand danach; Friedrich Wilhelm IV. war nicht ohne preußischen Ehrgeiz; er war zugleich deutscher Patriot, er ersehnte längst ein gestärktes, einheitliches Deutschland. Er hat in der Union die kleindeutsch-preußische Lösung aufzugreifen versucht. Aber abgesehen davon, daß die Lage damals noch in keinem Sinne reif und die Lösung beinah noch unmöglich war: er selber hat sie doch auch niemals ganz gewollt. Er liebte Österreich, er blieb Legitimist, ja im Grunde Großdeutscher; den Anlauf der Union hat er mitgemacht, aber niemals mit ganzer Seele und mit einheitlicher Wucht. Das Revolutionäre, das Eigenmächtige einer starken preußischen Politik stieß sein zartes und doktrinäres Empfinden ab; er war innerlich uneins, gebrochen: seine persönlichsten Gesinnungen gingen *gegen* seine eigene Politik. Der preußische Großmachtstrieb zwang auch diesen widerstrebenden Hohenzollern vorwärts, von außen her und aus seinem eigenen Herzen heraus; aber sein Stoß war immer zwiespältig und schon deshalb verloren.

Da hatten die Wettiner es besser. Sie waren ganz einheitlich. Sie fühlten sich als gute Deutsche und waren es auch; hatte doch Prinz Johann die Erweiterung der Befugnisse des Deutschen Bundes, also den Ausbau des nationalen Staates stets gewünscht und auch in diesen Briefen verfochten! Korrekt, wie sie stets gewesen, waren die Wettiner in Dresden auch jetzt, als Mitglieder des Bundes; redlich und rechtlich wie in allen Dingen empfand Johann auch dem Bundesrechte gegenüber; er wollte seiner Pflicht als deutscher Fürst stets Genüge tun. Und zwar im Sinne des Bestehenden. Das ganze Deutschland sollte es bleiben! Wer würde die Ausstoßung, die Abtrennung Österreichs verantworten können? Preußen soll mit Österreich zusammengehen; von der Revolution soll es sich abwenden; es soll bundestreu, bescheiden, korrekt bleiben, sich dem Deutschen Bunde ein- und unterordnen und diesem selbstlos dienen: das ist auch Preußens rechtliche und nationale Pflicht. Kein Zweifel, daß der Prinz in voller Ehrlichkeit so dachte; er hat diese Gedanken in rückhaltloser Klarheit, Wärme und Schärfe dem Hohenzollern entgegengehalten, in Briefen, die sich manchmal zu Denkschriften entfalten, in fester, männlich-sicherer und beredter Sprache. Allerdings — indem er, völlig gutgläubig, so sich und seinen Staat dem Ganzen anheimgab, gehorchte er nicht bloß der sächsischen Tradition, sondern auch dem allerdeutlichsten sächsischen Interesse. Das preußische Kleindeutschland bedeutete die Mediatisierung der deutschen Mittelstaaten unter Preußen; die reichere Ausbildung des großdeutschen Bundes festigte ihre Selbständigkeit und ordnete vielmehr den gefährlich aufstrebenden Staat der Hohenzollern, das alte Schreckbild der kleineren deutschen Könige, einer Gesamtheit unter, in der Österreich und diese Königstaaten das Heft in den Händen gehabt hätten. So war

die Sachlage. Johann empfand sie nicht als eine Schädigung Preußens; das mochte sich trösten und im neuen Gesamtstaate soviel Früchte gewinnen als es konnte; als eigene Großmacht neben oder gar über Deutschland wollte er es nicht anerkennen. Er dachte und handelte völlig konsequent; sein Staatsinteresse war einfach und fand in seinen Ansichten einen widerspruchslosen Ausdruck; er verbarg Friedrich Wilhelm kein Glied seiner Beweiskette. Er wollte nicht mediatisiert sein, er forderte von Preußen Bundestreue; er warnte, ganz wie in den Tagen von Olmütz der konservative Parteiführer Bismarck es in der preußischen Kammer getan hat, Preußen vor dem Bündnisse mit der Revolution, vor einem falschen Ehrbegriffe, vor der Entzündung eines, ganz Europa auf deutsche Schlachtfelder einladenden, neuen Siebenjährigen Kriegs. Friedrich Wilhelm brauste wohl einmal heftig auf; er hielt monatelang an seinen Unionsplänen fest — und gab zuletzt Johann recht, indem er sie fallen ließ. Getan aber hat er das aus Mangel an rücksichtsloser Kraft, aus Mangel an innerer Geschlossenheit und Einheit des Wesens und des Willens; dem sächsischen Freundesworte fällt dabei wohl kaum ein Anteil zu. Die Stimme, die da zu ihm sprach, sprach ohnehin und laut in seiner eigenen Brust. Daß er trotzdem den Versuch aufgenommen hat, so unlebendig er in seinen Händen auch bleiben mußte, ist ein gewichtiger Beweis für die Kraft, mit der auch ihn die Macht des Staates mit sich riß, dessen Haupt er war: auch ihn, der nicht geeignet war zum Friedrich II.! Soviel Zwangsgewalt besitzt die Geschichte und die Macht über den, der sie zu beherrschen scheint.

Alle Sonderbarkeiten von Friedrich Wilhelms Temperament klingen auch in diesem Briefwechsel an; man läßt mit Staunen die Stimmung des ersten Briefes auf sich wirken, den er sehr bald nach Olmütz dem alten Freunde schrieb. Aber sie waren nun wieder einig; in den Jahren der Reaktion durften sie es bleiben. Johann war der Schwiegervater von Victor Emanuels Bruder; er freute sich, als Friedrich Wilhelm die Piemontesen vor Anschlägen gegen Österreich drohend warnen ließ. Die große europäische Krise des Krimkriegs kam heran: Österreich neigte bedenklich dazu, mit Engländern und Franzosen gegen Rußland vorzugehen, und wünschte, den Deutschen Bund mit sich zu reißen. Darwider standen die beiden Schwäger dieses Mal völlig zusammen — so einheitlich, wie es bei Friedrich Wilhelms widerspruchsvollem Wesen und Handeln nur eben möglich war. Johann hat ihm in diesen Jahren von 1854 ab wieder wichtige Briefe und Staatsschriften geschrieben, seit dem August 1854 auch er selber als König. Er ist auch hier wieder der politischere Kopf; die Absprünge der andern sind ihm unheimlich, die Zorneswallungen gegen Österreich sucht er zu besänftigen und redet zum Maße. In der Hauptfrage gingen sie zusammen: Preußen hat sich und Deutschland den Wirbeln eines Krieges, der nicht für Preußen und Deutschland geführt worden wäre, eben noch glücklich ferngehalten. Charakteristisch ist an Johanns Warnungen, daß er auch da wieder als Großdeutscher und als Bundesglied sprach, daß er Österreich nicht allzu sehr zu reizen empfahl und es immer noch zu gewinnen hoffte, daß er im schlimmsten Falle doch immer bundeskorrekt zu bleiben und, wenn die Bundesmehrheit so entschiede, gegen seinen Willen selbst einen Krieg mitzumachen entschlossen war. In preußische Bahnen, wie sie der König kaum, wohl aber dessen Frankfurter Gesandter einzuschlagen bereit war, lenkte der sächsische Fürst auch dieses Mal durchaus nicht ein.

Vielmehr, er sah mit tiefer Sorge auf diese Partei der preußischen Machtpolitik, der sein königlicher Freund nicht zugehörte, die aber in der hohen preußischen Beamtenschaft so mancherlei Anhalt besaß und deren wichtigsten Herd — er entwickelte es in einem großen Aufsatze noch kurz vor Friedrich Wilhelms Erkrankung — „die preußische Bundesgesandtschaft", d. h. Bismarck bildete. Er wiederholte seine alte Mahnung: den Bund gilt es zu stärken und zu entwickeln, und diese „Stockpreußen" wollen ihn entkräften, sie wollen Österreich ausschalten, Deutschland zum mindesten in Norden und Süden zerspalten, sie wollen nur Preußens Macht. Johanns Gegenprogramm war wieder ganz einheitlich und folgerecht; sollte Friedrich Wilhelm IV. es erhalten und es noch gelesen haben — die tiefe Verwandtschaft dieses antipreußischen, großdeutsch-mittelstaatlichen Programms mit seinen eigensten Idealen hätte er, halb widerstrebend, doch zugeben müssen.

Auch er war nicht stark genug gewesen, die altpreußische Strömung ganz zurückzudämmen: und eine Richtung seines zwiespältigen Wollens war ihr ja doch auch zugeneigt. Den Stürmer in Frankfurt a. M. hatte schließlich doch er selber erst groß gemacht und ihn bis zuletzt, trotz aller wachsenden Abweichungen, nicht ohne Wohlgefallen geduldet. Er meinte das Verschiedenartige zu vereinen; seine höchste Liebe gehörte doch der Welt seines alten Freundes, und der Klang ihres Verkehrs blieb auch persönlich ganz frisch und herzensnah bis zuletzt.

Da traf ihn im Herbst 1857 der Schlag. An die Stelle des einen Hohenzollern trat der andere; das letzte Wort Johanns an den ersten war eine tiefgreifende Warnung gewesen; der zweite gehörte beinah zu der Gruppe, gegen die sie gerichtet war. Auch er war der alte Freund König Johanns; seit dreißig Jahren duzten sie sich, und Briefe hatten auch sie längst gewechselt. Sehr sonderbar, wie diese älteren Billette des Prinzen Wilhelm aus der Korrespondenz der beiden anderen fremd herausfallen: man kommt aus duftendem Garten auf die gepflasterte Straße; alles klingt freundlich, ehrlich, aber knapp,

nüchtern, das Militärische überwiegt, nur über die eigene Verlobung verlauten einige ernstpersönliche Worte. Aber das war 1829 gewesen. Nun vollends tritt der Leser in eine veränderte Welt. Es wäre nutzlos oder unmöglich, die persönliche Art der Briefe Wilhelms so eingehend beschreiben zu wollen, wie es diejenigen seines Bruders verlangten. Hier ist nichts Auffallendes, Subjektives, Sprühendes. Der Klang der Worte ist schlicht, unliterarisch, fast dürr, aber klar; kein ästhetischer Reiz, außer dem einer festen Treue gegen sich selbst. Die Briefe sind — bis an das Ende — warmherzig, freundschaftlich, in Fällen persönlichen Leides echt, zart und gütig, von aufrichtiger Gläubigkeit; gewandt sind sie nie, außer da, wo menschlich-politische Erregung dem Redenden die Zunge löst und ihn im Zorne beredt macht. Die Politik tritt ganz anders in den Vordergrund als zuvor; nicht das menschliche Bedürfnis schrankenlosen Austausches beseelt den Briefwechsel dieses Freundespaares: die Geschäfte geben den Ton, die Sache herrscht. Freundschaftlich haben die beiden Monarchen sich 1858 begrüßt; „bei dem redlichen, festen und konsequenten Willen, den man bei mir kennt, wird man wissen, was man von mir zu halten hat," schrieb der Prinzregent; er werde „die goldene Mittelstraße" suchen; 1860 sprach er, ärgerlich, von seiner „etwas ledern-praktischen Natur, die sich nicht auf Theoreme und Phrasen einläßt, sondern immer mit praktischen Dingen aufzutreten sucht". Das war gar nicht geistreich, aber selbstbewußt. Ich habe nicht geglaubt, bei Friedrich Wilhelm IV. den Zwang des preußischen Staatsinteresses leugnen, den Einfluß der Rücksichtnahme auf befreundete Verwandte hoch anschlagen zu dürfen. Bei Wilhelm I. ist freundschaftliches Gefühl der Zusammengehörigkeit sicherlich da, aber kein Leser kann sich dem Eindruck entziehen, daß solche Gefühle, auch subjektiv, weit und zweifellos hinter das Staatsgefühl zurücktreten. Er empfindet einfach, nicht zwiespältig, wie sein Bruder; daß er die großen Bahnen der Zukunft nicht selber gefunden hat, bestätigen auch diese Briefe; aber ebenso, daß er von vornherein sich völlig gleichsetzte mit seinem Staate, daß er dessen Überlieferungen in sich trug, ohne Nebenherrschaft anderer Gefühle. Der Abstand ist groß und klar. Es ist heute bei manchen wieder üblicher geworden, König Wilhelm I. ein wenig abschätzig zu behandeln. Niemand wird dem Verfasser dieses Aufsatzes zutrauen, daß er dem Könige die Leistung zuschreiben wolle, die der Genius neben ihm, und menschlicherweise, wir wissen es wohl, manchmal gegen ihn vollbracht hat. Aber was Wilhelm I. bedeutete, das spricht dieser Briefwechsel wieder auf das eindringlichste aus: die Sachlichkeit, das Machtgefühl, die Selbstverständlichkeit seines preußischen Willens. Es war, auch wenn nicht der höchste staatsmännische, so doch ein ganz neuer Zug, den sein Eintritt in die Ereignisse einführt: der preußische Herrscher war vor allem wieder Preuße.

Es soll hier nicht über den Inhalt der 120 Seiten, die Wilhelms und Johanns Briefwechsel füllt, schrittweise berichtet werden. Das eine ergibt sich, gerade wenn man das Entscheidende herausheben will, sogleich: vom ersten Jahre an tritt Hohenzollern hier wieder, ebenso bewußt wie seit langem die wettinische Anschauung sich in Johanns Briefen ausgeprägt hatte, den Wettinern gegenüber; auf Johanns klares, ja schneidendes Bekenntnis war von Friedrich Wilhelm IV. niemals eine klare Antwort im Sinne der preußischen Überlieferung erteilt worden: hier ertönt sie sofort. Die Krise des italienischen Krieges von 1859 bringt gleich anfangs alle Anschauungen zum Reden. Johann fordert von Preußen, daß es sich bundesgetreu, unbedingt und ganz für Österreich einsetze; Wilhelm tut das nicht und verteidigt seine Politik. Er seinerseits verlangt und betreibt die Reform des Bundeskriegswesens und betont mit der Sicherheit des Selbstverständlichen, daß dieses sich um die beiden deutschen Großmächte gruppieren müßte, ohne die der Bund nichts sei. Früher war stets Johann der Angreifer gewesen; jetzt ist es Wilhelm; seine Briefe sind fast verletzend scharf. Es ist, historisch und grundsätzlich angesehen, wohl das interessanteste Stück der Sammlung, in dem König Johann sich nun verteidigte: Wilhelm sehe die Dinge mehr als Militär wie als Politiker an; er denke sich in die natürliche Lage der Mittelstaaten nicht hinein, die ihre Selbständigkeit nicht aufgeben wollen und können. Das war ganz richtig: diese Gerechtigkeit erwies Wilhelm den Mittelstaaten nicht; die war auch nicht die Sache des natürlichen Gegners. Und er hätte, indem sein Freund jede Preußenfeindlichkeit von sich abwies, wohl antworten können: aber Gerechtigkeit finde Preußen bei Johann doch auch nicht. Und damit hätte Wilhelm recht gehabt. Es ist ja fast verblüffend, mit welcher Bestimmtheit Johann dem großen Nachbarstaate die innersten Vorbedingungen seines Großstaatcharakters abschneidet. Ihm ist Preußen eben ein Bundesglied wie jedes andere; daß es Großmacht war und bleiben wollte und mußte und daß dies eine unausfüllbare Kluft zwischen ihm und den kleineren Staaten bedeutete, das schob er, von seinem Bundesstandpunkte her, kurzerhand zur Seite. Bei Friedrich Wilhelm IV. ging das; auch zu dessen Bruder beteuerte er, sicherlich ehrlich, er sei von seiner Ritterlichkeit und Redlichkeit vollständig überzeugt: aber mit Recht setzte er ihn doch, der politischen Grundansicht und -absicht nach, derjenigen Partei der Stockpreußen, der Bismarcks, gleich, die er 1857 vor Friedrich Wilhelm IV. so heftig befehdet hatte.

Daß Wilhelms I. beste Empfindung dieser Partei zugehörte, ist die Voraussetzung aller großen Ereignisse des nachfolgenden Jahrzehnts gewesen; prachtvoll tritt das gerade hier zutage. Der Sturm des kommenden

Zusammenstoßes weht bereits durch diese Blätter von 1859 und 1860. Und so ging es fort: einig war man gegen Napoleon, uneinig gegen den Nationalverein; dann blitzt der Konflikt von 1863 auf: König Wilhelm hat sich dem österreichisch-mittelstaatlichen Drucke entzogen, er folgt dem alten sächsischen Freunde nicht auf den preußenfeindlichen Fürstentag nach Frankfurt a. M. — im Hintergrunde seiner Worte steht bereits Bismarck. Johann verteidigt überaus charakteristisch das Frankfurter Projekt: wieder hält er für unvermeidlich, daß Preußen seine Großmachtskrallen sich beschneiden lassen müsse. Ihm führt Herr von Beust, mithelfend, so manchesmal die Feder: 1864 führt sie für König Wilhelm der Geheimrat Abeken, und dessen Meister Bismarck schreibt in die Zeilen hinein. Über Schleswig-Holstein kommt es zwischen Österreich—Preußen und dem Bundestage fast zum Bruch; Preußen verwirft von neuem in aller Form das Recht der Mehrheit der Kleinen am Bunde; die Großmächte werden gezwungen werden, ihn zu sprengen. Schon über diese Ärgernisse tauschten die beiden Freunde harte Erklärungen aus; es ist belehrend zu sehen, wie sich auch König Wilhelm, nach seiner Art, ganz wie Johann, dabei auf den Rechtsstandpunkt stellte: er war überzeugt, staatsrechtlich und moralisch recht zu haben, und glaubte, hier wie dann 1866 gegen Österreich, immer nur in der Verteidigung zu stehen. Daß die Fäden ein anderer knüpfte, erkennt man wohl; aber zugleich die Einheitlichkeit und Wucht, mit der sich der König schließlich doch immer auf die Seite seines Staates schlug: naiver, derber, männlicher, mit unendlich stärkerer Empfindung für das militärisch Notwendige und militärisch Unerträgliche als je sein Bruder; er selber, so empfand er es, gekränkt in seinem sachlich und persönlich Tiefsten, und deshalb bereit zum Schlage; er hielt ihn für einen bloßen Gegenschlag, aber er war entschlossen, ihn, da man ihn zwinge, auch wirklich zu führen.

Im Mai 1866 schließt die Korrespondenz der beiden Freunde, die ihre Freundschaft festhalten wollen, mit einem schrillen Klange von Stahl. Der alte Gegensatz brach los: in den beiden Fürsten hat er sich charakteristisch entfaltet; *sie* tragen die Überlieferungen und die Bedürfnisse ihrer Staaten wirklich in sich, ein jeder von seinen Notwendigkeiten scharf und tapfer durchdrungen, keiner dem Wesen, das der andere verkörperte, gerecht, aber ein jeder sich selber, wie es sein Amt verlangte, getreu. Der deutsche Krieg entschied die Streitfrage, für die es einen Ausgleich nicht gab; in den Friedensverhandlungen wandte sich Johann mit Würde, nicht ohne Schärfe, an die Billigkeit des Siegers; es ist bezeichnend, daß jener ihm einen militärischen Herzenswunsch freundlich, aber mit sachlicher Klarheit, abschlug. Aber König Johann vollstreckte, was er gleich im August 1866 zugesagt hatte: er werde sich „mit Redlichkeit" in die Lage fügen, die „eine höhere Waltung" neugeordnet habe. Er hatte korrekt auf dem Boden der Wettiner Politik gestanden; die Korrektheit war durch die lebendigeren Kräfte der Macht geschlagen worden; er übertrug sie, als Gesinnung, in den neuen Bund und dann in das neue Reich: offen und zuverlässig auch jetzt, kein Führer der Dinge, auch nicht nach seinen persönlichen Kräften, aber ein würdiger und ehrwürdiger Diener der Aufgaben, die sich ihm auferlegten. Wir spüren an den Briefen, die seit Ende 1866 noch folgen, wie diese Gesinnung, wie auch die alte Freundschaft, wie dann die auch moralisch entscheidende Wirkung des nahenden und des vollzogenen Krieges gegen Frankreich — denn dieser Gegensatz zu Frankreich war die große *gemeinsame* Überlieferung auch zwischen Wettin und Hohenzollern! — wie die Pflicht und der Wille zur Arbeit für den neuen deutschen Staat die beiden Männer und das, was sie verkörperten, zueinanderführte, inniger und inniger. Johann blieb, in Vorsicht, getreu; sein Sohn Albert griff schon sehr viel aktiver in die Räder des großen Vorganges ein; die siegreichen Heere und ihre Führer verwuchsen miteinander zu gemeinschaftlicher Zukunft. Die letzten Jahre gehören einem freundlichen und friedlichen Zusammenklange und Ausklange: der Kampf der alten Genossen hat sich entschieden und dadurch gelöst. Das gilt für die Personen wie für ihre Staaten. Preußen hatte seinen Nachbarn nicht verschlungen; eine unendlich kunstvoll und doch so einfach aufgebaute, neue höhere Einheit umschloß sie beide: aber daß Sachsens Platz dabei unter Preußen war, blieb unbestritten. Und daß der Kleinere und Besiegte dabei Entsagung üben gemußt, die schwer fiel, soll niemand vergessen: nur der Kampf hatte sie bringen können; wie sie sich dann innerlich durchsetzte und zur Versöhnung und zur Mitarbeit wurde, das verdient den Dank des nachgewachsenen Geschlechts. Das alte Sachsen ist in dem neuen Deutschland aufgegangen; den entscheidenden Klang hat der Mischung der andere, der Großstaat verliehen. Untergegangen ist Sachsen so wenig wie die übrigen Staaten des neuen Reichs; seine Eigenart blieb eine der vielen lebendigen Eigenarten, die unser Reich fortdauernd erfüllen und erfrischen. Hergang und Ergebnis sind uns nicht neu; aber wie sie sich wirklich durchgelebt haben, in atmenden Menschen, in Kämpfen, Schmerzen und schließlichem Ausgleiche, im Vollzuge alter historischer Kräfte und doch in persönlichen Gestalten und persönlichen Schicksalen und Gefühlen von charakteristischer und packender Kraft, das hat dieser fürstliche Briefwechsel mit einem zugleich sprühenden und eindringenden Lichte erleuchtet.

Der Weinberg des Herrn.

Eine Geschichte aus der guten alten Zeit. Von Albert Geiger.

(Fortsetzung und Schluß.)

Sechstes Kapitel.

Unterdessen war die Jungfer Merenz mit schnellen Schritten dem Weichbild der guten Stadt Breitlingen entflohen, und der dicke Mops Brambilla war, über diese ungewohnte Beschleunigung schmerzlich erstaunt, ihr nachgewackelt. Da die Mutter Natur ihn mit Naturgefühl nicht ausgestattet hatte und er inmitten der lieblichen Herbstlandschaft nichts als einen sehr plebejischen Hungertrieb empfand, so war es ihm höchst elend zumute, und er wünschte sich auf das sehnlichste zurück zu der friedlichen, genüssereichen Behausung in der hohen Rosmaringasse. Zuweilen stieg ein schiefer Blick stilltraurigen Vorwurfs aus den beträuten wasserblauen Augen zu der Herrin empor, die aber seiner nicht achtete, sondern eilig ruhelos weiterschritt.

Die Jungfer Merenz befand sich noch immer mitten im brausenden Wirbel ihrer widersprechenden Gefühle. Die romantische Welt, in der sie solange gehaust hatte, ihre Empfindsamkeit nährend vom Tauschmachtsamer Minnegeschichten — diese schöne, bequeme, ob auch ungeheuer verwirrende Welt begann auf das Festland des tatsächlichen Lebens zu stoßen, und mit geheimem Beben sah ihre Bewohnerin Fetzen für Fetzen dieser Schaumgebilde zerfließen ins Nichts. Melchior Kringel war ein barbarischer Alltagsmensch; das war gewiß. Wie konnte er sonst die verehrungswürdigen Gestalten ihrer Bücher und Träume „Mondkälber" nennen? Doch aber konnte sie auch jetzt im höchsten Erzürnen seine guten, munteren, flehenden, schwarzen Augen nicht vergessen. Sie stampfte mit dem Füßchen. Sie mußte diese Augen verscheuchen! Und rasch holte sie aus dem schwarzsammetnen Ridicule mit der Silber- und Goldstickerei ihren geliebten „Zauberring" hervor. Im eiligen Gehen, die zarten Lippen eifrig bewegend, als bete sie ihren Rosenkranz, betete sie mehr, als daß sie las, alle die Heldennamen dieses phantastischen Buches vor sich her. Ott von Trautwangen, Regner Lodbrod von Fenrisland, der Feuerflammende, Folko von Monfarlate, der Zierliche, der Seekönig Arinbiörn, der ritterlich-prächtige Mohrenfürst Muza — o, sie hatten blauglühende, schwarzstrahlende, sammetrehbraune, mächtige Heldenaugen, weithin sichtbar wie die eigroßen Amethysten und Rubinen ihrer Schilde. Aber je inbrünstiger sie sich in die Augen dieser ihrer Helden zu versenken suchte, desto seltsamer begannen alle die bunten Gestalten in ein unbestimmbar wogendes Durcheinander zu zerrinnen, bis am Ende nichts als Fratzen vor ihr herumgaukelten — und noch absonderlicher, wenn sie wie abwehrend vor diesem ungewollten Spuk die Augen schloß, so stand mit einem Male ganz allein und frei in der Tür seines Bäckerladens Herr Kringel, der liebe Meli, der Freund aus der Kinderzeit: munter mit dem Goldschimmer in den guten Augen ihr zunickend. Und zugleich ertappte sie sich fast widerwillig auf einem Gedanken: Von allen seinen Freunden war nur er ledig geblieben. Ihre alte Haushälterin, die trotz ihrer sonstigen Weltabgeschlossenheit auf dem Wochenmarkt je und je gern ein kleines Schwätzerlein abhielt, hatte ihr das erst jüngst wieder erzählt. Warum nur hatte der lebenslustige Meli kein Mädchen heimgeführt? Wartete er auf die — — Jungfer Merenz, das Merenzle der Kindertage?

Indem sie also wechselnden Gemütes höher geschritten war, hatte sie sich unbemerkt den Rebbergen genähert, die den „Weinberg des Herrn" von allen Seiten umfangen hielten wie schützende Arme ein kostbares Kleinod. Ihr entgegen aber war mählich der Nebel gewandert, der weiche, weiße, perlmutterschimmernde,

umstrickende, alle Dinge nachdenklich und märchenhaft machende Herbstmorgennebel. Er war wie ein Zauberschleier herabgesunken. Und von diesem verwirrenden, Nähe und Ferne verwischenden Wunderschleier umwoben, fand sich die Jungfer Merenz mit einem Male wieder in die Traum- und Zauberwelt ihrer Ritterbücher zurück. Sie hörte einen Schuß im Nebel: den Schuß des narreten Beck. Eigenartig dumpf verrollte das Echo in den Rebenhügeln. Dann hörte sie seinen verklingenden Gesang. Sie vernahm den Raubvogelschrei des schwarzen Lukas, der spitz und schrill den Nebel zu zerreißen schien und jählings, wie festgebannt, verstummend abbrach. Sie griff sich an die Schläfen, wie um sich zu besinnen. Atemlos klomm sie den steinigen Pfad nach Bollersbach hinauf, gefolgt von dem verzweifelnden Mops Brambilla, immer tiefer, immer dichter in den Nebelzauber hinein, bis sie endlich auf der Vogelschau hinter der alten Linde bei dem Muttergottesbild erschöpft innehielt. Sie ließ sich mit glühenden Wangen auf die Bank unter der Linde sinken. Ein Erinnern dämmerte in ihr auf, daß sie vor langen Jahren hier mit Meli gesessen war. Aber da hatte sie das muntere Breitlingen, die schöne, hügelige Gegend, die Städtchen, Dörfer, Höfe und Kapellen all beschaut. Jetzt war weit und breit nichts als der schimmernde, weiche, immer dichter sich faltende Nebel. Sie sah alle die phantastischen Gestalten aus diesem Nebelflimmer auf sich zutreten, als wollten sie ihre Hand fassen und sie zu sich zurückgeleiten. Wie eine der irrenden Prinzessinnen ihres Buches erschien sie sich in dieser aufs unmittelbarste wieder einsetzenden Überreizung ihrer Vorstellungswelt.

Die unphantastische Wirklichkeit machte sich hier den Spaß, die Jungfer Merenz mit einem derben Stoß noch mehr in ihre Phantasiewelt hineinzutreiben. Der neckische Geist, der diesen Tag regierte, ließ mit einem Male vor den entsetzten Augen Merenzens die seltsam-abenteuerliche Gestalt des „narreten Beck" auftauchen.

Nach der jäh abgebrochenen Begegnung mit dem abenteuerlustigen Kleeblatt und dem Meisle war dieser Wackere schiefen Schrittes nach Bollersbach hinuntergetrottelt, wo sein Erscheinen mit gebührendem Beifall aufgenommen wurde. Die Kirche war gerade aus, und so fehlte es denn nicht an einem zahlreichen Publikum, als er sich in das erste Gasthaus des Ortes, den „Feurigen Bären", begab. Eine schreiende und johlende Kinderschar hatte sich vor dem Wirtshaus versammelt, kletterte an den Fenstern hinauf, drückte sich die Nasen platt an den Fensterscheiben und sang unaufhörlich:

„Narreter Beck, narreter Beck,
Wo sind deine Weck?
Gell, im Dreck?"

ein Lied, das der in Bollersbach nur zu gut bekannte Bäcker von der Dorfjugend bei seinem Erscheinen unweigerlich zu hören bekam. In der Wirtschaft selbst, wo sich bereits einige Bürger beim Elfuhrschoppen befanden und der rote „Brüseler", der Neue, verlockend zwischen den gelben Laugenbrezelbergen hindurchglänzte, hatte sein grotesker Aufzug nicht minder unverhohlene Freude hervorgerufen. Die dicke Bärenwirtin hielt sich die Seiten vor Lachen und meinte: „Du bischt scho e foiner Kerlich heut, narreter Beck. Staatsmäßig haschd dich andohn, sell muß mer sage! Aber so e foiner Kerl muß a en Schatz han auf der Danzbode!" Sofort waren alle eingefallen: „Ja, en Schatz mueschi han, sonscht ischd d' Freud nomme halb!" Da indessen der Polizeigewaltige von Bollersbach, der krumme Anton, eingetreten war, um sich nach der Ursache des Kinderlärms umzutun, und den narreten Beck wegen seiner „Narretei und saudomme Maschkerade" gebührend verwiesen hatte, war der in seiner Würde tief gekränkte Bäcker sofort vom „Feurigen Bären" und von Bollersbach geschieden. Er wußte nicht recht, wohin er die schwanken Schritte lenken solle. Im Gehen brummte er vor sich hin: „Saudomme Leut z' Bollersbach! Hant koi Begriff von was Besserem! Aber sell isch wohr: en Schatz muß i han, sonscht isch des ganz Vergnüge verheit!" Dieser Gedanke bemächtigte sich seines beduselten Denkvermögens, und er beschloß, nach Breitlingen zurückzukehren und dort Umschau zu halten, wen er unter den ihm bekannten Schenkmädchen wohl mit einem Liebesantrag beehren könne. Da er an der Wegscheide sich an das „lausige Kleeblatt" der

drei Buben erinnerte und nicht wieder das Opfer ihrer „domme Späß" sein wollte, so war er den kürzeren, steilen Weg über die Rebberge emporgeklommen, immer gewichtig mit seinen Gulden und Talern klappernd, die ihn seiner Meinung nach wohl in den Stand setzen konnten, einen Liebesantrag zu riskieren.

So war er in dem dichten Nebel dem freien Platz mit dem Muttergottesbild: der Vogelschau, immer näher gekommen. Veratmend hielt er still. Da sah er zwischen Reben auf der Bank unter dem Muttergottesbild undeutlich eine Gestalt. ‚Wohl ein Weibsbild,' dachte der narret Beck. ‚Wer sitzt sonst unter Muttergottesbildern?' Das paßte ihm in seinen Plan. Er ging noch näher. Sein Staunen war groß. Es war die Jungfer Emmerentia. Anmutig in all' ihrer selbstversunkenen Betrübnis saß sie da. Der narret Beck betrachtete die Schöne in ihrem altertümlichen Staatskleid wohlgefällig und murmelte vor sich hin: „Donder, isch des net die Jungfer Emmerenz? Die hat sich grausig schön andhon aufs Erntedankfeschd!" Ein frevelhaftes Gelüste überkam seine hochgemute Seele: er wollte die Jungfer Merenz mit einem Kusse beglückend überraschen. Schon hatte er die weindunstigen Lippen gespitzt. Da knackte ein morsches Rebpfahlstück unter seinen vorsichtig schleichenden Schritten. Die Jungfer Merenz schrak auf, kehrte sich um und sah den „narreten Beck" in seiner ganzen phantastischen Größe, mit funkelnden Augen, gespitzten Lippen und ausgebreiteten Armen auf sich zutaumeln. Sie stieß einen leisen Schrei aus, den der bestürzte Mops Brambilla mit einem schwachen, kläglichen Bellen begleitete, sprang, an allen Gliedern zitternd, auf und hielt das kardinalblaue Elfenbeinschirmchen wie einen Schild zur Abwehr vor sich. Dabei erinnerte sie sich in ihrer verwirrten und so jählings bestürmten Seele der Beschwörungsformel, mit welcher die schöne Hilldiridur den bösen Zauberer Schwarzhand bei seinem räuberischen Überfall beschworen hatte, und so gut oder so schlecht es ihr einfiel, rief sie mit zitternder Stimme, aber doch pathetisch genug: „Wer du auch seist, Entsetzlicher — du entsteigest dem Schwefeldampf northumbrischer Höhlen, oder dich habe entsandt Mampatra, die bärenklauige Riesin — du kommest als gehörnter Teufel aus dem Reiche des verworfenen Beliaal oder als flammendes Untier aus dem Lande der Giganten — dich, gieriger Schwarzhand, Bedroher der Jungfrauen, Schänder aller Rittertugend, beschwöre ich im Namen der ewig reinen Himmelskönigin: du habest keine Macht über meine reine Seele. Fort mit dir zu den Bestien des Abgrunds Gehenna!"

Der „narrete Beck" hatte diese Beschwörung mit offenem Munde und weitaufgerissenen Augen angehört. Er wollte etwas entgegnen. Aber das Wort erstarb ihm auf der Zunge. Als nun gar die Jungfer Merenz, die Hände voll Angst gerungen, zur Muttergottes hinaufrief: „Schütze du mich, Maria, gnadenreiche!" da nahm er spornstreichs Reißaus und lief, so schnell er konnte, den Weg zurück nach Bollersbach. Erst in einiger Entfernung drehte er sich scheu um und sah die Jungfer Merenz noch immer mit hochgehobenen Händen dastehen, flehend zu dem Marienbild emporschauend. Eiligst humpelte er weiter.

„Donderschlecht!" sprach er ganz verdutzt. „Donderschlecht! Der ischt nomme halb z' traue! Daß mer die Leut so frei rumlaufe laßt, wo se von Gotts und Rechts wege doch ins Narrehaus g'höre — noi, noi! I ben wirklich froh, daß i mein g'sonde Menscheverschtand hab'!"

Die Jungfer Merenz indessen hatte die schlanken Arme sinken lassen. Ihre zitternden weißen Hände tasteten nach der Bank. In bebender Erschöpfung sank sie darauf nieder. Verstört blickte sie um sich, ob nicht eine neue Schreckgestalt aus dem dichten, weißen, brauenden Nebel hervortreten möchte, sie zu bedrohen. Einmal auf die dunkle Bahn wirrer Vorstellungen gewaltsam hingedrängt, befand sie sich in einem Gemütszustand, dem auch das Unwahrscheinlichste wahrscheinlich werden konnte.

Aber alles blieb still. Da stieg ihr Blick voll heißen Dankes zur Schmerzensmutter empor. Maria hatte sie gerettet. Das freche Ungetüm war vor dem reinen Blick der Gottesgebärerin entflohen. Daß ein wirklicher Mensch unter der tollen Maskerade stecken könnte, kam ihr nicht in den Sinn. Denn da sie fast niemals ausging, wußte sie nichts von der Existenz des „narreten Beck". Für sie war die Erscheinung

Abend am Tümpel. Ölstudie von Prof. Julius Bergmann.

ein spukhaftes Ungeheuer, das ihre Beschwörung in die Flucht geschlagen hatte.

Damit aber war für die Jungfer Merenz das Wunderbare Ereignis geworden. Und damit hatte ihre Verwirrtheit gewissermaßen das geheimnisvolle Siegel des Übernatürlichen erhalten. Wie mit einem Ruck hatte ihr der „narret Beck" die reale Welt der Tatsachen weggenommen und die ihrer verzerrten Phantasie leibhaftig vor sie hingestellt.

Inmittelst vernahm sie in einiger Entfernung den Gesang mehrerer Stimmen. Und alsobald verwirrte sich dieser gedämpfte Gesang in ihrer phantastischen Überspanntheit zum Gesang betender Mönche, die den Sarg eines in der Schlacht gefallenen Ritters geleiteten. Vielleicht auch eine gottesfromme Maid auf ihrem Gang zum Kloster. Sie glaubte eine helle Stimme zwischen den dunkleren zu vernehmen. Und ihre Phantasie spiegelte ihr nun den frommen Gang dieser Jungfrau leibhaftig vor. Sie sah und hörte diese fromme Maid, mit himmelan gerichteten blauen Augen, die süße Stimme zu geistlichen Weisen erhebend. Sie beschloß, diesem würdigen Schauspiel näherzutreten. Die Jungfrau Maria selbst sandte ihr diesen heiligen Schutz.

Es waren das aber die drei Kumpane und das Meisle, die etwas tiefer im „Weinberg des Herrn" eine nicht gerade übermäßig geistliche Weise angestimmt hatten. Ihre Fröhlichkeit hatte schon einen so hohen Grad erreicht, daß sie uneingedenk der Gefahr des Entdecktwerdens etwas gedämpft zwar, aber immerhin lustig genug drauf los sangen, als gingen sie sonder jeder Missetat engelrein drunten auf der breiten Landstraße. Das Lied, das sie sangen, hatte zweifellos einen dem Vorstellungskreis der Jungfer Merenz sich anpassenden romantischen Hintergrund; allein die böse Schuljugend Breitlingens hatte sich das schöne Lied, das ein deutscher Dichter eben erst ganz funkelnagelneu gedichtet, im Auswendiglernen zum Trost für die dabei ausgestandene Langeweile auf ihre Art mundgerecht gemacht.

Das so umgearbeitete Lied begann:

Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Fritzdaliegsch,
Im unterirdischen Schlosse
Frißt er Kartoffelschnitz.
Er hat hinabgenommen
Zwei Bratwürst und ein Weck,
Und wird einst wiederkommen
Mit Sauerkraut und Speck.

Die im Nebel dahinschreitende und lauschende Jungfer Merenz vernahm von diesen gegen den Geist des Dichters gewissermaßen sakrilegischen Worten nur das eine: Barbarossa. Von einem stolzen deutschen Kaiser, dem Schirmherrn der Christenheit, wurde da gesungen. Von dem Helden aller Helden, der vor Jerusalems Toren den Tod im Flusse Saleph gefunden hatte. Der verzaubert im Dunkel der Tiefe saß und harrte, wann der Ruf an ihn erging, zur Erde heraufzusteigen, das Deutsche Reich in alter Pracht wieder aufzurichten. Wundersam, wie das alles sich fügte!

Sie stieg eilig die Staffeln von dem Marienbilde zu dem Wege hinter dem „Weinberg des Herrn" herab, unendlich begierig, was Neues sich hier enthüllen solle, und war erstaunt, als die Klänge des geheimnisvollen Liedes mit einem Male verstummten. Die Ursache dieses Verstummens war der Mops Brambilla, der in einer Art Verzweiflung über dieses Plattenspringen nahe dem Weinberghäuschen einen halb klagenden, halb anklagenden Ton ausgestoßen hatte. Die im Häuschen hatten den Ton vernommen und waren alsobald bestürzt und stille geworden. Nun, nach einer Weile des Schweigens, immer unterbrochen von den kläglichen Rufen des Mopses Brambilla, wagte sich der schwarze Lukas hinaus, um nach diesem Kömmling zu spähen. Die Jungfer Merenz stand in vorgebeugter Stellung, die Wangen vom raschen Gang gerötet, und betrachtete das behaglich unter den Nußbaumästen ruhende Gartenhaus des Herrn Melchior Kringel. Das jähe Verstummen des Gesanges erneute ihr die Vorstellung eines geheimen Vorgangs. Die ganze Welt schien ihr von wundersamen Dingen zu flirren. Sie befand sich mitten in jener Sphäre, in der wir eine Kartoffel für einen Borsdorfer Apfel essen und uns die Lippen nach mehr lecken.

Indessen war der schwarze Lukas wieder zurückgeschlichen und hatte die bedeutungsvollen Worte hervorgestoßen: „Die närrisch' Schleiermadam!"

Dieser Name, den sich die Jungfer Merenz mit ihren extravaganten Gewandun-

gen bei der Jugend Breitlingens erworben hatte, wirkte erlösend auf die atemlos harrenden Eindringlinge in dem „Weinberg des Herrn". Der schwarze Lukas hatte in seinem Übermut sogar die Idee, die Schleiermadam in das Heiligste des Weinbergs einzuführen. Denn die war ja wahrhaftig verwandt mit Herrn Melchior Kringel und konnte ihnen im schlimmsten Falle sehr wohl als Schutz und Schirm gegen fatale Entdeckungen dienen. Überdem schätzte dieser hoffnungsvolle Vertreter des Breitlinger gesunden Menschenverstands die Jungfer Merenz als unheilbar verrückt ein und meinte: „Mit den Wölfen müsse man heulen. Mit Verrückten müsse man verrückt sein; das sei der Lauf der Welt." Und da er obendrein noch selbst eine Dosis Phantasie besaß, immer mit dem Salz seiner unverwüstlichen Lausbubennatur gewürzt, so beschloß er, mit der armen Jungfer Merenz einen rechten Hokuspokus zu treiben.

„Wir müssen sie gut anfassen!" meinte er mit einem spitzbübischen Lächeln. „Vielleicht gibt sie uns ein Geld."

„Sakerlot, das wäre fein!" meinte der dürre Theophil. „Da könnten wir heute mittag kegeln in Bollersche."

„Und Ziehgaren kaufen!" fügte der rauchlustige dicke Kaspar hinzu.

„Wir müssen sie bitten, herauszukommen!" sprach der schwarze Lukas. „Aber sie wird schwerlich über das Geländer klettern wollen."

Das Meisle, der allezeit gewandte Erdfloh, hatte, mit den klugen Augen und dem Himmelfahrtsnäslein schon eine Weile in dem Weinberghäuslein hin- und hersuchend, in einer Ecke des Eßschrankes einige zusammengebundene Schlüssel entdeckt. Klopfenden Herzens brachte sie die dem Bruder, der sie aufs neue wohlgefällig tätschelte.

„Erdfloh, du bist wirklich ein Schenie und kannst es noch zu was bringen!"

Er schickte sich an, die hintere Weinbergpforte aufzuschließen. Vorher aber drehte er sich nach seinen Mitschuldigen um und sagte nachdrücklich: „Wenn einer von euch Eseln lacht, so wird er aus dem Bund verstoßen. Also: Achtung! Würdige Gesichter! Nehmt euch ein Beispiel an mir!" Und in der Tat machte der schwarze Lukas eine Miene, als gälte es für einen Bürgermeister, seinen Souverän zu empfangen.

Der schwarze Lukas ging also, die hintere Gartentür aufzuschließen. Mit feierlichen Schritten trat er der Jungfer Merenz entgegen, die mit erregter Miene dem Buben entgegensah. Er hatte nun zwar nicht das geringste weder von einem frommen Mönch, noch von einer gottergebenen neueinzukleidenden Nonne, noch auch nur von einem weihrauchfaßschwingenden Chorknaben an sich. Aber seine Haltung und Miene verwirrten sie dennoch. Die tiefste Ehrfurcht lag darin. Und nun warf er sich gar noch platt auf den Boden zum Zeichen seiner unbeschränkten Verehrung.

Die Jungfer Merenz sah den Knaben wohlwollend an und fragte mit flötender Stimme: „Was wollt Ihr, edler Junker?" Und gnädig wie eine Fürstin fügte sie hinzu: „Beflecket nicht Euer Antlitz und Gewand mit dem niederen Staub der Erde!"

Der schwarze Lukas richtete sich kniend zur halben Höhe auf. Dann sagte er demütig nach dem Stile der Ritter- und Abenteurergeschichten, die er und seine Kameraden eifrig verschlangen: „Allerdurchlauchtigste, holdseligste Jungfrau, Euer getreuer Knecht wollte Euch einladen, hier zuzusprechen. Denn Ihr seid müde vom langen Weg. Hier ist der Weinberg des Herrn, in dem von Wein und Früchten und andern Sachen die Hungrigen gespeiset und die Durstigen getränket werden. Tretet also ein und genießt von dem, so wir Euch vorsetzen können!"

Hiermit schloß er die Tür auf und ließ die von solchen Worten ganz bezauberte Jungfer Merenz eintreten. Er geleitete sie mit vielen Sitten den Weg zum Weinberghäuschen hinab. Die beiden Kumpane im Weinberghäuschen und der Erdfloh guckten durch die Ritzen der Läden heraus; erstere mit einem halb bangen, halb fröhlichen Grinsen; der Erdfloh aber mit einem Gemisch von Grauen und Entzücken über solche nie erlebte Dinge. An der Pforte zum Weinberghäuschen blieb der schwarze Lukas stehen und sagte mit ergebungsvollem Ton, aber die volle Spitzbüberei in Augen und Mundwinkel: „Ehe Ihr zu uns eingehet, edelste Jungfrau, lasset Euch gesagt sein, daß als ein weiteres Gebot für den Wein-

berg des Herrn aufgegeben ist: Jeder, der sein Gast ist, habe mir, dem Hüter, ein Almosen für die Armen des Leibes und Geistes zu entrichten."

Die Jungfer Merenz fand diese Sitte sehr ihren Vorstellungen gemäß und nestelte aus ihrem Ridicule eine grüngestickte kleine Börse mit silbernen Ringen hervor: Das Beutelchen enthielt einen Laubtaler, zwei Gulden und etliche Münzen. Mit einer anmutigen Handbewegung warf sie dieses Beutelchen dem harrenden Lukas in den mit Rabenfedern geschmückten Hut. „Nehmt hin, vieledler frommer Knappe! Gott sei vor, daß wir nicht unser alles freudigst hingäben, die Armen zu laben und die Betrübten zu trösten."

Der schwarze Lukas hätte am liebsten einen Luftsprung gemacht, so hoch wie ein Derwisch; allein der ritterliche Anstand des Augenblicks verbot es ihm. So begnügte er sich damit, den kardinalvioletten Schleier der Jungfer Merenz zu küssen und sodann mit einem gebieterischen Zeichen seine Kumpanen und das Meislein, den Erdfloh, auf die Knie zu winken. Die knieten denn auch und boten mit dem zitternden Erdfloh ein gar erbauliches Bild. Der Mops Brambilla aber sah dies alles mit den wasserblauen Augen voll dummen Erstaunens an.

Der schwarze Lukas winkte wieder. Die drei erhoben sich. Lukas rief mit gedämpfter Stimme: „Heil der edeln Spenderin!" Und: „Heil! Heil ihr!" riefen die andern nach; der boshafte Theophil mit dem halblauten Zusatz: „Heil der Schleiermadam!"

„Tretet ein denn, hochedele Jungfrau!"

Also überschritt die Jungfer Merenz, gefolgt von dem Mops Brambilla, ahnungslos die Schwelle des Besitztums ihres Feindes und Vetters Melchior Kringel. Des Häusleins, das sie in der Frühe von ihrem Fenster so lustig hatte heraufwinken sehen aus der blauenden Ferne.

Das lichtdämmernde Halbdunkel des Innern verwirrte die Jungfer Merenz aufs neue. Ihr Blick fiel zuerst auf den mit Flaschen und Speisen reichlich besetzten Tisch. Dann auf das Meisle, dessen scheues und ehrfürchtiges Kindergesichtlein sie auf das bedeutungsvollste anmutete. War nicht auch Berta von Lichtenried, das liebliche Mühmlein Otto von Trautwangens, mit dem Vetter in den Landen umhergezogen, die Blume der Kinderschaft? Sollte es nicht heute auch solch beherzte und alle Mühsal verachtende Kinder geben?

Sie trat auf das Meisle zu, legte ihm die zarte weiße Hand aufs Häuptlein mit den zwei braunen Haarschwänzlein und sagte mildiglich: „Welcher Kemenate liebreizvoller Frauen entstammst du, zartes Kind? Wie heißest du?"

Das Meisle sah schüchtern zu der schlanken Jungfer Merenz auf. Es wußte nicht, was antworten. Endlich stammelte es mit bebenden Lippen: „Ich bin der Erdfloh."

Diese Worte lösten bei Theophil und Kaspar eine so bedenkliche Heiterkeit aus, und selbst der beherrschte schwarze Lukas konnte sich so wenig bezwingen, daß er die Aufmerksamkeit der Schleiermadam rasch abzulenken suchte und sagte: „Wir haben gar treffliche Bilder in diesem Schlößlein, vieledle Jungfrau, so Ihr sie anzusehen beliebet."

„Die Burgen stolzer Ritter waren immer mit köstlichen Malereien geschmücket!" entgegnete die Jungfer Merenz mit einer hoheitsvollen Gebärde.

Lukas hob den Leuchter, genannt der Weinschlauch, in die Höhe und zündete die Wände entlang. Die Jungfer Merenz schritt ihm würdevoll nach. Hinter ihr das Meisle und der Mops Brambilla. Theophil und Kaspar folgten, immer in schlechtverhehlter Heiterkeit.

Die Jungfer betrachtete die Wandbilder des Hofmalers Käsperlein mit gespanntester Aufmerksamkeit. „Wahrlich," sagte sie feierlich, „König Artus hatte in seinem Helfenbeinpalast Melisunda keine besseren Bilder zu zeigen. Aber lasset mich die Inschriften vernehmen. Denn schöne Worte schließen den Sinn der Bilder auf wie zierliche Schlüssel einen prunkhaften Schrein."

Der schwarze Lukas stellte sich auf einen Stuhl und entzündete die Kerze einer der Wandleuchter. Dann las er mit lauter Stimme:

„O Noah, altes Weinfaß du,
Hab' endlich mit dem Zechen Ruh!
Sonst wirst du wie ein Fisch so stumm
Und dumm wie ein Amphibium.
Dann mußt ins Wasser du zurück,
Dem du entrannst zu deinem Glück!"

In diesem Augenblick trat der tappige

Kaspar dem Mops Brambilla auf den Fuß. Der stieß einen heulenden Laut aus, und Lukas benutzte diese günstig dargebotene Gelegenheit, um das Licht des Wandleuchters zu löschen und so allen weiteren Auslegungen der Gemälde des Herrn Hofmalers Käsperlein ein Ende zu bereiten.

„Nun aber nehmt vorlieb mit unserer Labung aus dem Weinberg des Herrn!“ sprach der schwarze Lukas dienstbeflissen.

Man setzte sich an den Tisch um den Weinschlauch, den wundersam anzuschauenden dreiarmigen Leuchter.

„Hier steht Kuchen. Hier auch Wurst.
Und ein Gläschen für den Durst!“

reimte der gewandte Lukas. Er goß ihr Edelwein in einen umfangreichen Becher. Dazu legte er ihr Kuchen, Schinken und Wurst mit höfischer Sitte vor.

Die Jungfer Merenz sah das mächtige Glas vor sich mit zweifelnden Blicken an. Sie war den eben erst aufgekommenen zarten Tee gewöhnt. Allein hatte nicht Otto von Trautwangen vor seiner ersten Ritterwache den Ehrenbecher des Vaters auf einen Zug geleert? Sie nahm also einen ziemlichen Schluck und fühlte den Wein farbig klingend zu Kopf und feurig durchglühend in die Adern rinnen.

„Heil dem Weinberg des Herrn und seinen tapferen Hütern!“ sagte sie fröhlich.

Der lange Lukas aber, der die grünseidene gestickte Börse mit dem Laubentaler und sonstigem Geld in seiner Tasche fühlte, blinzelte seinen Kumpanen zu. Jetzo war es Zeit, für eine Weile nach Bollersbach auf die Kegelbahn des Goldnen Laubs zu verschwinden.

Er erhob sich also, leerte sein Glas auf das Wohl der Jungfer Merenz, der gütigen Spenderin des Beutelchens, und sprach dann: „Uns liegt nun ob, edelstes Jungfräulein, Euer liebwertes Almosen an die Armen der nächsten Dörfer zu verteilen. Entlasset uns eine halbe Stunde, auf daß wir Euch nachhero Kunde erstatten über unser redliches Gebaren bei der Vergabung so köstlicher Spenden! Dieses unbelehrte Kind da mag bei Euch bleiben und sich an dem Honig Eurer Gelahrtheit und Eurer Geschichten ergötzen, wenn Ihr also wollet.“

„Gehet hin und tut, wie ihr gesagt!“ entgegnete huldreich die Jungfer Merenz. „Wir wollen euer hier warten!“

Die drei Kumpane verabschiedeten sich mit vielen Bücklingen. Nicht weit vom Garten hörte man den dicken Kaspar halblaut singen:

„Tobak, du bist mein Vergnügen!
Wenn dein Rauch so lustig blaut,
Auf der faulen Haut zu liegen.
Auf der faulen Hi-Ha-Haut.“

Somit waren die Jungfer Merenz, das Merenzle, und der Erdfloh, allein.

Draußen brauten die Nebel. Unruhiger, denn die Sonne kämpfte sich durch mit Macht. Zugleich ging ein schwüler Hauch durch die Welt. Der Wind schien umzuschlagen. Etwas wie ein Föhn dräute in der Luft.

Die zwei darinnen gewahrten nichts davon. Zwei Jugenden, zwei Kinder reichten sich die Hände.

Eine kurze Weile glomm in der Jungfer Merenz die Erinnerung an den heutigen Morgen auf, da sie solch ein zierliches, tapfer fürbaß schreitendes Mägdlein mit einer kleinen tatenlustigen trutzigen Knabenschar zum Stadttor hatte hinausschreiten sehen. Eine kurze Weile leuchtete in ihr die Erinnerung ihrer eigenen munter-mutwilligen Jugendzeit. Sie nahm das vor Erregung kalte Händlein des Meisle und streichelte es innig, mit einem feuchten, halb irren Glanz in den schönen blauen Augen. Dann hauchte sie einen Kuß auf die Stirne der Kleinen. Und dann umwogte sie wieder stärker zwingend das Zwielicht des Raumes, aus dem die Spukgestalten Meister Käsperleins, des Hofmalers, verwirrend fratzenhaft herabsahen. Sie versank aufs neue und tiefer in ihre Phantasien. Konnte es ohne übernatürliche Zusammenhänge dazu kommen, daß diese Knaben sie so mit höfischer Sitte empfangen hatten? Daß dieses stille scheue kleine Wesen so lieblich ihr zur Seite saß? Der „Weinberg des Herrn“ hieß die Stätte, an der sie mit immer wachsendem Erstaunen weilte. Und „Erdfloh“ hatte sich das Mägdlein genannt. Wo in aller Welt kam man auf so seltsame Namen als in einer Welt der Märchen? Vielleicht waren diese Kinder Ritterkinder, verhext in diese nüchterne Alltagszeit, und dieses eigentümliche Haus ihr Zufluchtsort, erbaut von der mächtigen Hand eines Zauberers? Wie würde dieses Wunder enden?

Arme Jungfer Merenz! Nur ein hartes Zugreifen der Wirklichkeit konnte sie aus der Welt des Scheins ins taghelle Leben wieder zurückführen, auf daß sie, der spukhaften Welt der Träume entronnen, für immer auf dieser Erde als klare und bewußte Lebensbürgerin heimisch werde. —

Inmittelst aber setzte sich der wundersame Zustand weiter. Das scheue kleine Meisle fühlte sich immer beklommener vor diesem seltsam schönen Wesen, als das ihm die „Schleiermadam" in diesem lichtdurchspielten Halbdunkel erschien. Sie sah oder fühlte mehr die geheimnisvollen großen blauen Augen forschend auf sich gerichtet. Sie hörte diese sanfte, zuweilen etwas zitternde Stimme. Sie sah diese weißen Hände der Jungfer Merenz in ihrem Schoße ruhn wie die Lilienblüten im Schoße der Jungfrau auf dem Altarbild in der Kirche. Und als nun gar diese Blütenhände ihre braunen rauhen Kinderhände nahmen und sie so lind und lieb streichelten, als diese weichen Lippen ihre Stirne so kosend berührten, da ward es auch dem Meisle immer märchenhafter zumute.

„Ich habe ein schönes Buch bei mir, Kind!" sagte das Merenzle. „Soll ich dir daraus vorlesen?"

Das Meisle nickte, bleich vor erregter Erwartung. Das Merenzle holte mit großer Feierlichkeit aus ihrem Ridicule den „Zauberring" hervor. „Das ist das Buch aller Bücher!" flüsterte sie.

Sie schlug auf und begann halblaut zu lesen: „Der Seekönig Arinbiörn stockte und geriet in eine seltsame Verwirrung. Es war hübsch anzusehen, wie eine mädchenhafte Schamröte über das kräftige Heldenantlitz flog. Bald aber ermannte er sich und fuhr folgendermaßen fort: Gerda sagte: kann ich nicht dein Eheweib sein, so will ich doch deine siegbringende Walküre sein! und seit dieser Zeit folgt sie, auch ungebeten, meinen Zügen nach und bringt mir oft unerwartetes Glück, und kocht mir bisweilen den wunderlichen Heldentrank unseres Norderlandes*), davon man auf lange Zeit unbezwingbar wird als nur vor bezauberten Waffen. Weil der Trank aber, in Gier genossen, entsetzliche Wirkungen hervorbringen soll, scheuen ihn meine Kriegsleute . . ."

Das Merenzle las und las und verirrte sich immer tiefer in das pfadlose Waldesdickicht des „Zauberring"-Romanes, als ihr mit einem Male ein zusammengefalteter Zettel aus dem Buche in die Hand fiel, auf dem sie Verse ihrer eigenen Handschrift erkannte. Es war ein Gedicht, das sie selbst einmal in einer poetischen Stunde verbrochen hatte, und hieß also:

Auf eine Reineclaude.

Du köstliche Reineclaude, Gott grüße dich!
Wie sanft dein Zauberduft vorüberstrich,
Und wie mein Aug dein grüngelb Kleid ergötzt,
Von rosenroten Punkten dicht besetzt.
Wie bist du schwer und so vollkommen rund!
An einer Stelle nur, als wie ein Mund,
Erzeigt die goldne Haut sich aufgebrochen,
Als hätt'st du selbst zum Kosten zugesprochen.

Eine Bewegung des Erdflohs unterbrach sie. Das Köpfchen der Kleinen war auf ihren Schoß gesunken. Das Meisle war eingeschlafen. Sie hatte gewähnt, vom Rinaldo Rinaldini, vom bayerischen Hiesel, vom Schinderhannes zu vernehmen. Da diese ihre Begierde nicht gestillt wurde entschlummerte sie endlich, zumal der ungewohnte, wenn auch bescheidene Weingenuß bei dem Gelage der Kumpane zusammen mit allem dem bunten Durcheinander des Tages die Kleine ermüdet hatte.

Das Merenzle lächelte. „Die Sagen ihrer Heldenväter haben sie in Schlaf gesungen!" Sie legte die Reineclaudeverse wieder wohlgefällig in das Buch, und über dem schlafenden Kinde wie eine sorgende Mutter las sie weiter und immer weiter...

Allein der spukhafte Geist dieses Tages hatte seines Spieles mit der armen Jungfer Merenz genug getrieben, und er sorgte nun dafür, die verwirrten Fäden gemächlich wieder zu entwirren. Dieselbe Wirklichkeit, die mit dem schreckhaften Erscheinen des „narreten Beck", des klassischen Vertreters der Unordnung in Breitlingen, Merenz so unbarmherzig der Welt des Wahns zugedrängt hatte, führte zum Zweck ihrer Erlösung zunächst den Mann der Ordnung, den Polizeidiener Aberle, an die Stätte der seltsamen Ereignisse.

Aberle verkörperte das gesetzmäßige

*) Es hat nicht recht ausfindig gemacht werden können, was der Dichter des Zauberringes mit dem „Heldentrank des Norderlandes" gemeint hat. Vielleicht Grog oder Punsch? (Anmerkung des Verfassers.)

Prinzip in Breitlingen hauptsächlich durch seinen ungeheuern Schnurrbart. In der Jugend hatten die nach ungarischer Weise hart und spitz wie Degenklingen gewichsten Enden seines außergewöhnlich großen Schnurrbarts manchem Verbrecher Angst eingejagt und manches weibliche Herz sieghaft durchbohrt. Jetzt war dieser Schnurrbart samt seinem Träger alt geworden, und wie sein Besitzer den Kopf hing, so war auch er aus der ehemaligen stolzen Würde herabgesunken; aber auch in dieser Schlaffheit war er noch immer eine Sehenswürdigkeit Breitlingens. Dieser wandelnde Schnauzbart hatte seinen Übernamen von einer Gewohnheit bekommen, die ebenso weit bekannt war wie er selbst. Eigentlich hieß der Polizeidiener Adam. Er setzte jedoch allem und jedem, was er sagte, das Wörtlein: a b e r vor. Aber isch das e Spitzbub! Aber was moinet Se denn, Herr Schultes! Aber das braucht sich die Gerechtigkeit nicht bieten zu lassen! Er sollte sogar am Sterbelager seiner Frau gesagt haben: Aber Bawett, wersch doch nit sterwe welle!

Besagter Aberle also war auf einer außervorschriftsmäßigen Visitationswanderung durch die Rebberge Breitlingens begriffen. Er hatte den Schuß des „narreten Beck" vernommen, und es reizte seine dienstliche Neugierde, zu erfahren, wer da wohl geschossen haben mochte, am Sonntagmorgen, da kaum der Hauptgottesdienst ausgeläutet war. So war er den breiten Rebbergweg heraufgegangen und hatte dann vor dem „Weinberg des Herrn" still gestanden. Sein scharfes Polizeiauge hatte sofort die Fußspuren auf dem feinen Gartenkies entdeckt. Das waren unverkennbar Bubenfüße und vielleicht ein Mädchenfuß dabei. Die Spuren waren ganz frisch. Und die Gartentüre — verschlossen!

Der Aberle starrte. „Aber — das ischt jetzt auch!" stammelte er.

Eine Weile sann er. Dann erst eilte sein forschender Blick hinauf zu dem Weinberghäuschen. Die Türflügel waren nur angelehnt. Ein schwacher Lichtschein fiel heraus, kaum erkennbar, gleichwohl unverkennbar. Aberle starrte abermals eine Weile in stummem Staunen.

Endlich kletterte er vorsichtig wie ein Indianer auf dem Kriegspfad die Staffeln neben dem Weinberg hinauf. In der Nähe des Weinberghäuschens reckte er sich behutsam etwas höher. Der Lichtschein war nun ganz deutlich zu sehen. Es schien Leben da drinnen zu sein, und dennoch war Totenstille. Kein geringster Laut hörbar. Das hatte etwas Gespenstisches in dieser grauen rieselnden Nebelflut.

Zugleich gewahrte der Aberle, daß die hintere Gartenpforte geöffnet war. Nun ging ihm das Licht auf: Die frechen ungebetenen Gäste hatten den Schauplatz ihrer übeln Taten schon verlassen. Warum aber hatten sie die Lichter im Innern des Hauses nicht verlöscht?

Er schüttelte den Kopf. Dann kroch er die Staffeln bis zum Ende des Weinbergs hinauf, trat auf den schmalen kürzeren Weg nach Bollersbach, faßte seinen Säbel fester und schlich sich durch die offne hintere Gartentüre sacht den Weg zum Gartenhäuschen hinab. Am Gartenhäuschen spähte er durch die Ritzen eines Fensterladens hinein.

Was er sah, überraschte ihn derart, daß ihm sogar sein: Aber — im offenen Munde stecken blieb und seine wässerigen Augen groß wie kleine Salzbüchslein wurden.

Da saß die „Schleiermadam", die Jungfer Emerentia, des Weinbergbesitzers Melchior Kringel leibhaftige Base, und las. Und auf ihrem Schoß schlief das Meisle, des Schlosser-Burkarts Meisle, und der Mops Brambilla, Emerentias stadtbekannter Begleiter, schnarchte zu ihren Füßen. Rings herum standen Reste einer köstlichen Mahlzeit und Flaschen genug. Dem entschlafenen Mops Brambilla hing ein angebissener Wurstzipfel zum Maul heraus.

Der ehrliche Aberle suchte einige Augenblicke ernsthaft nach seinem Verstand; das erste und einzige Mal vielleicht in seinem Leben. „Aber — des ischt jetzt doch ein wahrhaftes Miraculum!" sagte er endlich.

So rasch als er konnte, wandte er sich zurück zur Stadt, diese Wundermär dem Herrn Unterbeck Melchior Kringel anzusagen.

Rascher aber noch waren kurz vorher die drei Kumpane, die zum „Weinberg des Herrn" hatten zurückkehren wollen, beim Ansichtigwerden des Polizeidieners Aberle den Berg hinunter nach Bollersbach geflohen. So blieben das Merenzle und das

Meisle allein einem ungewissen Schicksal überlassen.

Siebentes Kapitel.

Herrn Melchior Kringels Gäste und — aller wehen, verschmähten und gekränkten Liebe zum Trotz — auch Herr Melchior selbst hatten dem Herbstesmahl der dicken, mürrischen Köchin Madlene alle denkbare Ehre angetan. Zwar hatte sie einige nicht sehr schmeichelhafte Wendungen vor sich hingebrummt, als so jählings Gäste angezeigt wurden. Allein sie hatte ihren Unmut nicht in das Essen gesotten. Im Gegenteil: je brummiger sie war, desto besser ward ihr Essen. Und so übte sie in echt christlichem Sinne für die erhöhte Arbeit die köstlichste Vergeltung.

Herr Melchior hatte außer seinem hochverehrten Gaste, dem Hofmaler Käsperlein, noch den Bürgermeister von Bollersbach, den ehrenfesten und lustigen, wenn es not tat, aber auch gestrengen Herrn Sinesius Becherle, zu Tisch gebeten. Er hatte da zwei Gäste, die einen Sterbenden vor seinem Hinscheiden noch zu erheitern vermocht hätten. Vor ihrem fröhlichen Geplauder und Gelächter, vor den trockenen Witzen des Herrn Hofmalers und den feuchten Späßen des Herrn Sinesius Becherle, vor der reichbesetzten Tafel und den köstlichen Weinen konnte der erotische Trübsinn Melchiors nicht lange standhalten. Zwar regte sich die ungebärdige Sehnsucht noch immer unter der Weste von feinstem blauen englischen Tuch. Da aber der Nachbar Magen immer fröhlicher und befriedigter wurde, so gelang es ihm, das unmutige Herz zu überzeugen, daß dieses Grollen und Schmollen zwecklos sei, und so hatte sich denn auch das liebe Herz zufrieden gegeben und war zusehends heiterer und aufgetaner worden.

Das Essen war mit all' seinem Wohlschmack gebührend gewürdigt worden. Die Geister der auf dem Altar der Eßlust hingeopferten Forellen, Hühner, Enten und Krammetsvögel schwebten „unsichtbar sichtbar" über der Tafel, getragen von einer Wolke köstlichen Saucendustes. Der Nachtisch wurde in steigender Lustigkeit verzehrt. Man genoß dazu einen herrlichen Tokaier Ausbruch, der dem Haus Kringel schon seit Menschengedenken von einer Augsburger Firma geliefert wurde. Herr Hofmaler Käsperlein tunkte Madlenens, der dicken Köchin, selbstgebackene Springerle und Hohlhippen in das wonnige Getränk. Herr Sinesius Becherle genoß mit langsamem Behagen einen Apfelkuchen von Madlenens Blätterteig, so dünn wie eine Messerklinge und so zart, daß er sich auf der Zunge in ein liebliches Nichts aufzulösen schien. Und Herr Melchior Kringel knackte mit einem vergoldeten Nußknacker Nüsse, als gälte es, sämtliche Geister und Ritter des „Zauberringes" zu zermalmen. Denn mitten in der Zerstreuung lauter Fröhlichkeit hatte ihn dennoch auf einmal wie einen harmlosen Wanderer ein drohender Räuber der Gedanke an das feine, schöne Merenzle angefallen. Seine Stirn furchte sich ein wenig, und seine Augen wurden nachdenklich. Er aß nur zerstreut, und seine Finger spielten unruhig mit den Nußschalen.

Der Hofmaler Käsperlein bemerkte wohl den Trübsinn, in den sein sonst so munterer Gastgeber zu versinken drohte. Er ahnte mit dem ihm eigenen Scharfblick, daß es nicht etwa ein mißglückter Schuß Brezeln sein könne, der seine Furchen in das fröhliche Gesicht Melchior Kringels schrieb, sondern daß es ein innerlich nagendes Gefühl sein müsse, das ihn so nachdenklich machte. ‚Allem Anschein nach verliebt,' dachte er. Und er beschloß, die Sache zu erforschen. Vielleicht konnte er da irgendwie nützlich sein. Er rückte also das seidene Käppchen, mit dem er gern sein Glätzlein bedeckte, und sprach, nicht ohne einige Schalkheit in den kleinen, gescheiten, grauen Äuglein: „Ich hab' jetzt eben daran gedacht, liebwertestes Patenkind — ich hab' mit Behagen daran gedacht, was Euer Herr Vater für eine ausbündig treffliche Frau hatte. Wie Eure Mutter doch lieb gegen alle Welt war! Und nicht zum mindesten gegen meine bescheidene unwerte Person. Wenn sie bei einem saß, war es akkurat so, als säße die liebe Sonne bei einem! Wenn sie uns jetzt sehen könnte, so würde sie gewißlich lächeln mit ihren treuen, besorgten Augen. Nur eines, liebgeschätztes Patenkind — nur eines —" und hierbei nahm er mit den spitzen Fingern der feinen, welken, leise zitternden Hand eine kleine Prise aus der goldenen Schnupftabaksdose,

— „eines würde vielleicht die verehrte Selige betrüben.“

„Nun?“ fragte Herr Melchior ahnungsvoll.

„Eben das eine, teures Patenkind, daß Ihr noch immer unbeweibt seid und euch solange zu Eurem Glück drängen lasset. Gar solange. Denn soll der stadt- und landbekannte Name Kringel aussterben ohne Nachkommen? Da sei Gott vor! Da käme ja der Breitlinger Friedhof in Unordnung, hehe, weil alle Kringel noch von der Reformation und der Schwedenzeit her sich im Grabe herumdrehen müßten. Doch man soll mit solchen seriösen Dingen nicht Spaß treiben. Verzeiht! Lasset uns von ernsthaften Sachen ernsthaft sprechen! Ich meine: Ihr müsset nun recht balde den Gedanken an ein lieb Weib in Euch großwachsen lassen. Schon auch mir zulieb! Bedenket, liebster Pate, wenn ich bald einmal — hehe — kleine Melchiors auf den Knien halten könnte! Ei, das wäre eine Freude für den alten Käsperlein. Also: bedenkt es zur Zeit! Allein gebettet ist übel gebettet. Nicht wahr, Herr Sinesius, Ihr seid auch meiner Meinung?“

Ganz und gar Eurer Meinung!“ lachte Herr Sinesius Becherle, daß sein Bäuchlein unter der umfangreichen roten Weste lustig wackelte und sein rotes, fröhliches Gesicht in allen Speckfalten zitterte. „Probiert's der Melchior, so spring' ich nach. Hab' auch eine Frau nötig.“

Herr Melchior Kringel errötete unmutig. Das kleine, dürre Männchen vor ihm mit den fragenden Augen hatte etwas unangenehm Beichtvatermäßiges. Warum kam diese ungeschickte Frage gerade jetzt?

Er trommelte mit den Fingern auf dem blendend weißen Tafeltuch. Ihm war es, weiß Gott, um Heiratsgespräche! Unwillkürlich, wie unter einem holden, gefangennehmenden Zwang sah er das Merenzle da draußen in der sonnbeglänzten Herbstlandschaft, unter den Fruchtbäumen und zwischen den traubenschwellenden Weinbergen dahinschreiten, blaß und schön. Wie herrlich könnte alles Leben sein, wenn —! Ja, dieses: Wenn! Aller Schmerz des Morgens ward ihm wieder lebendig. Sein sonst so munteres Gesicht furchte sich noch tiefer. Ein schmerzlicher Zorn lag in den verdunkelten Augen, und er antwortete mit gepreßter Stimme: „Ihr Herren, sind wir nicht auch unbeweibt fröhlich beieinander? Wer weiß, wie es würde, wenn eine Frau hier schalten und walten könnte! Also: nichts mehr von derlei Dingen!“

Es lag ein so fester Wille in seinen Worten, daß die Herren Käsperlein und Becherle ihn erstaunt ansahen und beide dachten: er müsse mehr Grund haben, dieses Gespräch so hart abzubrechen, als er ihnen zugestehen möchte. Und um jeden Mißton von der Tafel zu scheuchen, rief Sinesius Becherle: „Heirat hin, Heirat her! Aller Ende kann man nicht zu- und nicht abreden. Es ist schon mancher Ratgeber gesegnet und mancher verflucht worden. Melchior, lasse jetzt den Brüseler auffahren, den ich mitgebracht hab'! Er ist köstlich heuer! Und die Kesten (Kastanien) aus dem Backofen! Des Herbstmahls Würze!“

„Gut gesprochen!“ rief Herr Käsperlein. „Und den Sorgenhobel zur Hand! Dann fliegen wir selbdritt mitten in den Himmel der Freuden hinein!“

Melchior Kringel erhob sich, leichten Herzens, so glimpflich von dem heikeln Thema losgekommen zu sein. Er schloß einen der prächtig eingelegten Palisanderschränke auf und entnahm ihm eine reich mit Perlmutter geschmückte Ziehharmonika. Die legte er Herrn Käsperlein in die Hände. Dann ging er hinaus, um wegen des Weines und der Kastanien Weisung zu geben.

Als er draußen war, lächelte Herr Becherle dem Hofmaler zu und flüsterte ein Wort hinüber, das Herr Käsperlein verständnisvoll mit einem feinen Lächeln und einem leichten Kopfnicken beantwortete. Indessen kehrte Melchior Kringel wieder zurück, und gleich darauf trat Berthold, der Schießer, in die Stube mit einer mächtigen Platte tadellos gerösteter Kastanien, die den angenehmsten Duft der Welt verbreiteten. Dieses war sein Ehrenamt am ersten Sonntag zur Weinlesezeit, und man hätte wohl weit laufen können, um besser geröstete Kastanien zu finden. Berthold verzog sein breites Gesicht zu einem liebenswürdigen Grinsen und sagte: „Gesegnete Mahlzeit, ihr Herre, und e gueter Herbscht!“

Für diese stehende Formel und seine Bemühungen mit dem Kastanienrösten er-

Sonnenschein.

Gemälde von J. Futterer.

hielt er auch heute den üblichen Taler von jedem der drei, worauf er sich mit demselben breiten Grinsen schwerspurig entfernte. Dann betrat die alte Madlene mit zwei geschliffenen Karaffen des prächtigen, rötlich schillernden Brüselers das Gemach. Auch sie erhielt ihre Spende in Gestalt eines Fünffrankenstückes. So war es Brauch im Kringelschen Haus seit alter Zeit am Sonntag der Weinlese. Hochroten, aber immer noch mürrischen Gesichts dankte sie.

Dann klangen die Gläser zusammen auf einen frohen Herbst, und man kostete und lächelte und kostete wieder. „Delicatissamente!" schmunzelte der Herr Hofmaler.

„Das ist ein Weinchen, ihr Herren, sauber, gelt?" fragte stolz der Bollersbacher Bürgermeister. „Da springen einem die Sorgen zum Kopf heraus wie nasse Mäuse."

Aufs neue klangen die Gläser, und nun sollte gesungen werden, und Herr Hofmaler Käsperlein sollte zuerst singen. Er zierte sich nicht lange und begann mit einer leichten, hohen Tenorstimme ein Lied, das zu jener Zeit sehr im Schwange war. Es trug den Titel „Künstlerlohn".

Es kamen drei Schneider wohl an den Rhein
Und kehrten beim Gastwirt zu Ingelheim ein,
Am Rhein, am Rhein.
Sie hatten im Sack keinen Heller mehr,
Doch dürstete jeder von ihnen so sehr
Nach Wein, nach Wein.

Herr Wirt, wir hab'n keinen Kreuzer Geld,
Doch waren wir weit herum in der Welt
Am Rhein, am Rhein.
Wir können ein jeder ein Meisterstück,
Das lehren wir Ihm, das bringt Ihm Glück,
Für Wein, für Wein.

Ihr Burschen, ich will euer Narr nicht sein,
Ich bin ja der Gastwirt von Ingelheim
Am Rhein, am Rhein.
Und könnt ihr nicht jeder ein Meisterstück,
So brech' ich jedem von euch das Genick
Mit Wein, mit Wein.

Der erste nun fing einen Sonnenstrahl
Und fädelt ihn ein in die Nadel von Stahl,
Am Rhein, am Rhein.
Er näht' ein zerbrochenes Weinglas zusamm',
Daß man auch die Naht nicht erkennen kann
Im Wein, im Wein.

Der zweite drauf eine Mücke fing,
Die grad' über seiner Nase hing,
Am Rhein, am Rhein.
Die Mücke, die hatt' in dem Strumpf ein Loch,
So klein es war, er stopfte es doch,
Für Wein, für Wein.

Der dritte, der nun nahm die Nadel zur Hand
Und bohrte sie mächtig tief in die Wand,
Am Rhein, am Rhein.
Er flog wie ein Blitz durch das Nadelöhr,
Ich hab' es gesehen bei meiner Ehr,
Beim Wein, beim Wein.

Der Wirt sprach: „So was hab' ich noch nie gesehn,
Drum soll euch, ihr Bursch', mein Dank nicht entgehn,
Am Rhein, am Rhein."
Er nahm einen Fingerhut, schenkte ihn voll:
„Da, Burschen, nun saust euch voll und toll
Im Wein, im Wein."

Kaum hatte Herr Käsperlein diese interessante Schneiderromanze beendet, da ward heftig an die Tür gepocht. Herr Melchior Kringel erhob sich, halb unwillig über die Störung, und ging zur Tür, um zu sehen, was da so ungestüm Eintritt begehrte. Aber schon erschien im Türrahmen der atemlose und ganz verstörte Polizeidiener Aberle.

„Herr Kringel, der Woinberg — aber — aber — so eine Niedertracht — ganz vertrampelt — als ob eine Reitschul da wär — 's Woinberghäusle aufgebroche — 's het's niemand anders dhon als e paar Lausbube, wie i vorausseße muß — ond des kloi Meisle vom Schlosser-Burkart isch auch drboi — der wird a Froid hawe — aber — aber — jetzt kommt des Allerallerärgscht — des mer gar net sage kann! Noi — noi — net in der kühnschte Träum ischt so was denkbar — Ihr Herre, gebet mir ein Schluck Woi! Sonscht kann i's net sage! 's ischt ongeheuerlich!"

Da man bei dem Aberle solche Gemütserregungen nicht gewöhnt war, so nahm man an, er habe des Guten zuviel getan.

Er nahm den Eindruck seiner Mitteilungen in den Gesichtern wahr und versuchte Hochdeutsch zu sprechen: „Ihr Herrn, ich bin nücht betrunken. Und auch nücht närrisch! Nur — ein Schluck Woi — denn ich bin gesprungen wie ein Salzmann — und ein Schnelläufer ischt ein Dreck gegen mich g'wä!"

Herr Melchior Kringel schenkte ihm ein Glas Brüseler ein. Dabei sagte er ungeduldig: „Also jetzt erzählt, Aberle! Was ist noch so Furchtbares bei der Sach?"

„Furchtbares? Ob dös furchtbar ischt! Herr Kringel: Euer Bäsle, die Jungfer Emmerentia, ischt au d'rboi. Die und 's Meisle sitzet no draußze — die andern

Übeltäter haben sich der schtrafenden Hand des Gesetzes entzogen. So ischt's!"

Es war einige Augenblicke Schweigen.

Dann sagte Melchior Kringel langsam: „Es ist gut, Aberle. Ich danke dir für deine Mitteilung. Laß dir Essen und Trinken geben. Ich will mit den Herren da den sonderbaren Fall bereden."

Im Gemach war es ganz still. Der Hofmaler Herr Käsperlein betrachtete sein Patenkind, und der Bürgermeister Herr Sinesius Becherle sah bald zu dem Hofmaler hinüber, bald auf den unglücklichen Vetter und Weinbergbesitzer, Herrn Melchior Kringel. Der blickte vor sich hin, schwer atmend, mit dem Ausdruck tiefster Niedergeschlagenheit in den ehrlichen Zügen.

Endlich sah er auf, und die Freunde erschraken beinahe, als sie sahen, daß seine Augen feucht waren. „Ihr Herren," sprach er langsam — und man fühlte, daß es ihn Überwindung kostete, — „ihr Herren, ihr habet mich vorhin als meine guten und wackeren Freunde gefragt, warum ich mir nicht eine Frau ins Haus nehmen möchte. Nun, ich will es euch jetzt gerade heraus sagen: Besagte Jungfrau, von der ihr soeben hörtet, daß sie sich in solchem Aufzug und so seltsamer Gesellschaft und Situation befinde — besagte Jungfrau ist es, die ich liebhabe" (hier färbten sich seine Wangen) „und die ich als mein liebes Eheweib in mein Haus führen möchte. Wir sind groß geworden miteinander, wir waren so gut und treu zusammen als man nur sein kann. Dann hab' ich sie aus einer Bubenlaune von mir fortgestoßen, und als ich viel, viel später die Jugenddummheit wieder gutmachen wollte — ja — da — da war es zu spät. Ihr Herz war verriegelt für mich sechs- und siebenfach. Und kein Schlüssel von Diamant hätt' es öffnen mögen. Und dann ist das arme liebe Kind in seiner Todeinsamkeit so geworden, wie ihr sie jetzt sehet: Ihrer Sinne nicht mehr völlig mächtig, der Welt ein Spott, ein elendes, irres Wesen. Denn daß sie nur aus ihren Schrullen heraus in die Buberei da draußen gekommen ist, das ist mir allzu klar. Nun aber, ihr Herren, steht es so mit mir: Entweder —"

Er erhob sich und trat ans Fenster. Dort trommelte er eine Weile auf dem Spiegelglas herum. Dann sprach er mit mühesam bekämpfter Erregung weiter: „Entweder ich vermag es, ihr wieder ihren guten Verstand zu geben und sie in mein Haus zu führen allen Spöttern von Breitlingen zum Trotz, oder — ich bin hinfort ein elender, friedenloser Mensch."

Wiederum war ein Schweigen. Herr Käsperlein stand auf, ging zu dem unglücklichen Melchior hinüber und drückte ihm die Hand. Dann klopfte er ihm väterlich auf die Schulter und sagte: „Liebwertes Patenkind, was können treue Freunde tun in solcher Lage? Daß Ihr Euch in dieser Sache reiflich geprüft habt, weiß ich. Vielleicht aber seht Ihr es jetzt auch zu schwer an, und die Lösung, die Ihr in weiter Ferne wähnt, steht schon vor der Tür. Könnte ich nicht ein Wort für Euch sprechen? In allerlei verzwickten Lagen hab' ich schon das bescheidene Verdienst mein eigen nennen dürfen, Nothelfer gewesen zu sein. Vielleicht — es gelingt mir!"

Melchior Kringel sagte wehmütig: „Nur ich kann mir helfen und ein gutes Schicksal! Aber ich dank' Euch für Eure Teilnahme! Ich dank' Euch herzlich!" Schweigend ging er im Zimmer hin und her.

Mit einem Male blieb er stehen und fuhr sich mit der Hand nach der Stirn. Dann pfiff er vor sich hin. Und dann sang er halblaut:

„In einer grünen Li-a-ind,
Da sitzt ein junger Fi-a-ink . . ."

„Ich hab's!" sagte er dann nachdrücklich. „Gift wider Gift! Es ist vielleicht ein gefährliches Spiel — aber ich seh' sonst keinen Ausweg — nicht für sie und nicht für mich! Sinesi, willst du mir ein lieber, guter, treuer Freund und Helfer sein?"

Herr Sinesius nickte nachdrücklich und sah den Freund erwartungsvoll an.

„Wie du weißt," sprach Herr Melchior weiter, „liegt mein Weinberg auf Bollersbacher Gemarkung. Du bist also für diesen Frevel die zuständige Person. So bitte ich als Eigentümer des besagten geschädigten Objektes: du sollst dich hinausbegeben und die Jungfer Emmerentia und des Schlosser-Burkarts Meisle nach einem kurzen Verhör für diese Nacht in dem Weinberghäuslein einsperren lassen."

„Einsperren lassen? Deine Base?"

„Du sollst sie einsperren lassen!" fuhr Herr Melchior Kringel mit erhobener

Stimme fort. „Ich bitte dich darum bei aller unserer guten Freundschaft!“

„In Gottes Namen!“ sprach der Vollersbacher. „Einsperrenlassen gehört ja zu meiner Amtspflicht. Und du kannst es gewissermaßen beanspruchen. Denn ohne Zweifel liegt hier ein mindestens indirektes Recht vor, wie die Juristen sagen würden.“

„Das Kind“ — so beschloß Herr Melchior Kringel seine Darlegungen — „das Meisle lass' ich ihr zur Gesellschaft. Die vorwitzige Krott soll nur ein bißle Angst ausstehen. Dann läßt sie ihre Himmelfahrtsnase in Zukunft von solchen Streichen fort. Meine liebe arme Base aber“ — er sprach nun nur noch gedämpft vor sich hin, mehr als ob er laut denke — „meine liebe Base soll nun einmal so recht welt- und menschenabgeschieden sich mit ihren Königen und Rittern und Zauberern unterhalten dürfen. Eine ganze lange Nacht. Ich schätze: es wird ihr gut tun, um für alle Zeiten den Verleider zu kriegen an diesem Zeugs. Das Pulver ist bitter — aber sie muß es schlucken. Das andere freilich, das Schwerste, bleibt immer noch mir zu tun!“

Er seufzte „Und nun, ihr Herren, ein Glas auf meiner Base Wiedergenesung und ein baldiges frohes Verlobungsfest im Hause Kringel! Es lebe der gesunde Menschenverstand!“

Achtes Kapitel.

Welch ein wahrhaft grausames Schicksal war es, das den wackeren Herrn Melchior Kringel zwang, der vielgeliebten Jungfrau Emmerentia einen Haftbefehl zustellen zu lassen, statt ihr seine Liebe rosenbekränzt zu den zarten Füßen niederlegen zu können! Der mutwillige Geist dieses Tages hatte ihn eben nun einmal zu dieser Rolle des Entzauberers der verzauberten Schönen auserlesen, und so zog er mit dem Spezel, dem Bürgermeister von Vollersbach, Sinesius Becherle, und dem Polizeidiener Aberle hinaus zum „Weinberg des Herrn“, Amor, der kleine Schalk, hatte seinen Köcher mit Trauerflor umwunden, als er diesen Exekutionszug der märchenumdämmerten Jungfrau Merenz nahen sah. Aber Kypris, die Listige, lächelte hinter einer rotgoldenen Herbstwolke ihren Segen herab. Der Hofmaler Käsperlein hatte das beste Teil erwählt: er war in der behaglichen Wohnstube Melchiors zurückgeblieben. Erstlich behinderte ihn sein Zipperlein, an solcherlei Aventüren teilzunehmen. Zum zweiten wollte er einem so fast grausamen Vorhaben bis zum glücklichen Ausgang lieber ferne stehen. Er sprach dem alten Tokaier so fleißig zu, daß er darüber in dem großen Lehnsessel angenehm entschlummerte. Im halben Wachen noch dachte er an Melchior Kringel, der erklärt hatte: er werde diese Nacht draußen im „Weinberg des Herrn“ zum Schutze des Bäsleins zubringen, und bewunderte seine Unerschrockenheit und seine Klugheit. Dann träumte er einen schönen Traum: das Merenzle und Melchior Kringel fuhren vierspännig in einer mit schönen Malereien geschmückten Hochzeitschaise an der Kringelschen Wohnung vor. Auf dem Kutscherbock saß Amor, der Liebesgott, als rosenumwundener Kutscher. Er knallte lustig mit der Peitsche und rief mit seiner hellen frechen Stimme: „Aufgemacht! Das Brautpaar ist da!“ —

Zur mehreren Erhöhung des feierlichen Eindrucks hatte Sinesius Becherle den Amtsdiener und Polizeigewaltigen von Vollersbach, den finster dreinblickenden, im Grunde aber höchst harmlosen „krummen Anton“ holen lassen. Die beiden Gesetzesdiener wurden in die Absicht Herrn Melchiors eingeweiht, und ein harter Taler in die Hand eines jeden erkaufte ihre unverbrüchliche Schweigepflicht. Die vier beschritten so geräuschlos, wie nur möglich, den Weg zum Weinberghäuslein hinauf. Der mit einemmal aufgesprungene, in unruhigen Stößen hin- und herfahrende Föhn verhüllte das leise Knirschen des Sandes.

In einiger Entfernung vor dem Weinberghäuschen machten sie halt. Herr Melchior Kringel hielt sie zurück. Es war ihm wunderlich schwer zumute. Jetzt erst kam ihm das Verantwortungsvolle seines Vorhabens so recht in den Sinn. Da drinnen wie in einem Zauberturm saß die verwunschene Prinzessin. Er hatte den Schlüssel in der Hand. Aber welche Gefahr lag darin, zu öffnen, dieses verwirrte Mädchenherz mit seinen spukhaften Visionen dem grellen harten Alltag preiszugeben! Wahrhaftig: es war ein gefährlich Spiel. Und wenn das wunderliche Heilungswerk auch gelang: würde sich die Jungfer Merenz

nicht von ihm, als dem unzarten Enthüller ihrer unschuldigen Torheiten gekränkt, ja empört abwenden? Aber diesen bangen Erwägungen setzte sich sein fester Schwabensinn entgegen: Er mußte handeln, wie er sich vorgenommen hatte! Auch baute er im tiefsten Innern auf den gesunden Wesenskern der einstigen Gespielin. Und doch seufzte er unschlüssig und seine treuen besorgten Augen irrten an dem Gartenhäuschen hin und her. Herr Sinesius Becherle sah den Freund erwartungsvoll an. Da nahm der gute Melchior allen seinen Mut zusammen. „Wohlan, ihr Herren!“ sagte er. „Es muß sein! In Gottes Namen!“

So ging denn Herr Bürgermeister Sinesius Becherle mit aller gebührenden Würde, gefolgt von den beiden Polizeidienern, auf das Weinberghäuschen zu. Aber ehe er anpochen und sein: „Im Namen des Gesetzes!“ in rauhem Tone rufen konnte, riß ein jäher Windstoß den einen Türflügel auf, und die vier Männer sahen wie in einem Bilde die blasse, schöne, in sich versunkene Jungfer Merenz, das feine Gesicht mit dem Ausdruck völligster Versunkenheit auf das Buch in ihrer weißen Hand, den „Zauberring“, gerichtet, und auf ihrem Schoß schlummernd das Haupt des Erdflohs, des Meisle, mit schlafgeröteten Wangen, das eingebogene Himmelfahrtsnäslein vorwitzig in die Höhe gerichtet. Die Herbstsonne, aus dem Nebel mit goldener Kraft hervorgedrungen, beleuchtete den rührend schönen Anblick.

Indem schrak das Meisle, der Erdfloh, aus dem überlangen Schlummer empor und sprach noch halb schlaftrunken: „Mueder, Muttele! Ich hab' Hunger! Esse mir denn heut a gar nimmer?“

Aber sofort sah es auch die Männer im Garten. „Jesus, du Herrgöttle,“ rief das Kind, aufspringend. „Der Aberle und der krumme Anton und der Schultes von Vollerbach und der Herr Kringel. Ui je! Jetzt kommt's aus, was mir pexiert haben.“

Auch die Jungfer Merenz war aufgefahren. Das Buch: „Der Zauberring“ war ihrer Hand entglitten. Erstaunt stand sie da.

„Halt!“ rief der Bürgermeister von Vollersbach mit scharfer Stimme. „Niemand verläßt seinen Platz! Hier ist ein böswilliger Einbruch verübt worden. Die zwei Inkulpatinnen nehmet fest! Die andern — es muß eine ganze Bande sein! — werden wir schon noch finden! Allons, Aberle und Anton, tut eure Pflicht. Habet ihr die Handschellen? Fesselt sie!“

Bei diesen Worten stieß das Meisle einen piepsenden Schrei aus. Nun erwachte auch der träge Mops Brambilla, gähnte und hatte ein so ganz und gar blödes Aussehen, daß Herr Sinesius wie auch die Polizeidiener ihre Würde nur schwer zu wahren wußten.

Die Jungfer Merenz aber sah verständnislos auf den Bürgermeister und seine Schergen. Sie hatte schon einige Worte einer romantischen Tirade auf den Lippen. Da sah sie Melchior, den Meli der Jugendzeit, der sich schüchtern mehr im Hintergrund gehalten hatte. Sein Herz klopfte ihm zum Zerspringen. O wie lieb, wie süß sie war auch in ihrer Geistesverwirrtheit! Und diesem armen, trauten Wesen sollte er wehe tun!

Die Jungfer Merenz sah ihren Vetter — und sie griff sich an die weiße Stirne. Mit einemmal stand wieder die Begegnung des Morgens vor ihren Augen. Und im selben Augenblick war es ihr auch, als ob ein dünner und doch so schwerer Flor vor ihren Augen zerrisse. Was tat denn Melchior da? Und was wollten die andern? Was sprach man von Fesseln? In ihren krausen Gedankengang von der verfolgten Prinzessin paßten die Fesseln gut hinein. Aber — Melchior —? Wie wunderlich ihr aufs neue wurde! Die Welt drehte sich ihr bald so, bald so.

Melchior sah ihr Erstaunen — und — vielleicht — ihr Erwachen. Er trat näher. Er sah sie fest, aber liebreich an. Wer konnte es wissen: am Ende war das härteste Mittel gar nicht notwendig.

Aber da die Jungfer den Vetter, der ihr von heute morgen in so herber Erinnerung war, nahekommen sah, stieß sie einen entrüstet abwehrenden Schrei aus. Sie streckte die Hände vor sich hin und rief in theatralischem Ton: „Hinweg! Barbar!“

Herr Melchior Kringel erblaßte. Er biß sich auf die Lippen. Aber dann straffte er seine Gestalt. Denn nun mußte er ja hart sein! Mit zitternder Stimme sprach er: „Ihr habt kein Recht, Base,

mich von hier fortzuweisen. Denn Ihr steht auf meinem Grund und Boden. Es ist mein Weinberghaus, mein Weinberg, in die Ihr eingedrungen seid. Wahrlich: Besser stünde es Euch an, Euch für diese Eure törichte Tat zu entschuldigen. So aber häuft Ihr auf des Morgens Torheit neue Feindschaft, wiewohl ich solche nie verdient habe. Mein Langmut ist nun auch zu Ende! Erduldet, was Ihr mich zwingt, zur Sühne Eures Einbruchs zu tun! Ihr bekommt heute nacht Zeit genug, über Euch und Eure schädlichen Phantastereien nachzudenken! Vielleicht seid Ihr morgen in der Frühe klarer und fügsamer. — Bürgermeister, tut Eures Werks!"

Seine Stimme hatte sich gegen Ende seiner beherzten Worte erhoben. Des Mannes festes Auftreten machte der Jungfer Merenz' Augen sinken.

„Soll die Jungfer gefesselt und ins Prison nach Bollersbach transportiert werden?" fragte der krumme Anton feierlich-gestreng.

Der Bürgermeister Sinesius Becherle sah Melchior fragend an.

„Nein, ich bitte: erlasset ihr das!" erwiderte Melchior Kringel. „Sie soll hier die Nacht bleiben mit des Schlosser-Burkarts Meisle zusammen."

Ein Wehruf ertönte, der in ein leises Wimmern verhallte. Das Meisle, der Erdfloh, war es.

Herrn Melchior Kringel wurde das Herz warm. Es stieg ihm in die Augen. Aber er mußte stark sein. „Lebet wohl, Jungfer Emmerentia! Vielleicht kommt Ihr doch noch zur rechten Einsicht!" Damit ging er langsam den Garten hinauf.

„Verhaftet seid Ihr also für diese Nacht, bis weitere Verfügung erfolgt!" sprach der Bollersbacher Bürgermeister mit seinem strengsten Amtston. „Dem Schlosser Burkart tut Ihr's zu wissen, Aberle, daß sein Meisle Inkulpatin ist. Morgen wird es um so eher geständig sein. Die Mittäter werden wir auch so schon finden."

Das Meisle, getreu seinem Schwur, schüttelte eifrig den Kopf und sagte: es würde keinen von den Kameraden angeben!

„Werden schon sehen!" sagte Herr Sinesius noch. „Eine Nacht währt lang!

„Und Ihr, Jungfer Emmerentia," fügte er in väterlichem Ton hinzu, „Ihr habt allen Grund, Eurem Vetter in Zukunft besser zu begegnen! Es ist eine bittere Stunde für Euch! Möge sie Euch zur Erkenntnis werden!"

Damit ging Herr Sinesius. Die zwei Polizeidiener folgten ihm gewichtigen Schrittes. Die Türe fiel knarrend ins Schloß. Der rostige Schlüssel kreischte. Einmal. Zweimal.

Jungfer Merenz machte noch eine Bewegung nach den Fortgehenden. Das Meisle, der Erdfloh, sank in seiner Ecke wimmernd zusammen. Der Mops Brambilla heulte kläglich. Dann waren sie allein. Eine lange, lange Nacht hindurch.

Wie trunken raste der Föhn durch das Land, über die Berge und Hügel, durch die Täler, an Höfen und Dörfern und Kapellen hin, — ein wildes brünstiges riesenhaft klagendes und jauchzendes Lied sang er. Zuweilen zeigte der Mond sein blasses Gesicht und sah auf die verstörte und zerwühlte Landschaft herab. Dann barg er sich rasch wieder in den rasend dahin treibenden Wolken. Du schöner Sommer, wo sind deine Geißblattlauben mit zärtlichen Verliebten und deine Flötenklänge am abendgeröteten Bach und deine nächtlichen Katzenduette auf stillbeglänzten Schieferdächern inmitten rosen- und lindenduftender Gärten! Nein, es gefiel dem Mond nicht! Denn er dachte an den kalten, eisig klaren, überaus vernünftigen Winter, wo er an dem Treiben der Menschlein nachts keine Freude haben konnte, weil niemand mehr lustwandelnd oder liebeseufzend im Freien sein mochte, und er höchstens einen verstohlenen Blick in nächtliche Schlafkammern tun konnte, um statt Liebesszenen Ehestandspredigten zu finden. Und er dachte weiterhin daran, daß er dann als frierende todkalte Kugel da oben hängen würde, den Menschen gleichgültig und nur als kosmisches Wesen von irgendwelcher Bedeutung.

Der Sturm war wild — und die Nacht lang, unsäglich lang. In den Weinbergen um Bollersbach hausten die groben Hände des Föhn nicht minder denn sonstwo. Oft brachen sie aus einfältigem Mutwillen mit einem gellenden Lachen die Äpfel und Birnen, streuten sie weithin, bengelten reife Nüsse herunter, die man am nächsten Tage hatte „schwingen" wollen, rissen die Reb-

stöcke aus dem Grund und gingen mit den kostbaren Trauben um, als ob sie altes Stroh seien, bogen die Bäume mit furchtbarer Gewalt, kurzum, sie gebärdeten sich so, als wäre der fleißigen Menschenhände Werk das Spielzeug dummer Buben und eine Obrigkeit habe überhaupt nie und nirgends existiert. Obenein zog gegen Mitternacht ein Gewitter herauf. Dann und wann bebten Erde und Himmel von einem geheimnisvoll aus der Ferne herschreitenden und im Näherkommen immer gewaltiger werdenden Donnerrollen. Aufgescheuchte Käuzchen schrien dem Lachen des Sturmes zur Wette oder heulten wie kleine Kinder. In ungewissem Lichterspiel, durchglüht manchmal von zuckendem Feuer der Blitze oder der im Wetterleuchten aufgeschreckten Ferne, schwankend, ächzend, tobend, mit tausend Schatten spukend und Grauen erregend — stampfte das sturmgequälte Schiff dieser Nacht durch das Lebensmeer über der unergründlichen geheimnisvollen ewigen Tiefe der Welt.

Wahrlich: es war eine Nacht, um die Ritterwache Ott von Trautwangens, des jugendlichen Degens im „Zauberring", ein zweites Mal zu halten.

Und die Jungfer Merenz? Bebte sie nicht vor Lust in dieser von geheimnisvollen Schrecken zitternden Nacht die Lust dieser Schreckniſſe mit? Sah sie nicht die hehren Gestalten des „Zauberrings" auf fahlfeurigen Wolkenrossen durch die Nacht jagen? Lauschte sie nicht mit Grausen, ob die Grüfte sich öffnen und die toten Ahnen feierlich hervorschreiten würden?

Ach nein! Sie saß nur in einem Winkel des Weinberghäuschens neben dem unter unendlichem Weinen mit dickgeschwollenen Lidern endlich eingeschlafenen Meisle — und hatte die Fäuste vor die Augen gebohrt. So saß die Jungfer Merenz — und saß — und saß Stunde um Stunde.

Saß und sann in zorniger Ernüchterung und Empörung. Und hielt so empört und ernüchtert auch eine Art von Ritterwache.

Der Henker hole die Romantik, wenn einem ein Bürgermeister im trockensten Amtston der Welt erklärt: man sei für diese Nacht verhaftet und müsse sie an dem Schauplatz seiner Torheiten in Sturm, Blitz und Donner verbringen! Auch ein schon mehr als üblich verschrobener Kopf beginnt bei solch grausamen Nasenstübern sich auf die Wirklichkeit zu besinnen. Auf einmal lacht das fröhliche, freche, spöttische, nüchterne, gesunde Leben des Alltags in die Zauberwelt hinein. Und die bunte Schaumwelt zerfließt und verfliegt — und die so harte und doch so gute, so wehbereitende und doch so notwendige Wirklichkeit steht da und sagt gelassen: Der Spuk ist aus. Das Spiel ist zu Ende — sei Mensch!

Warum aber nahm das Merenzle nicht Zuflucht zu seinem Trostbuch und Heiligtum? War es nicht unzähligen irrenden Prinzessinnen genau ebenso schlimm oder noch schlimmer ergangen? Waren sie nicht Qualen allerart ausgesetzt gewesen, hatten sie die bösen Dichter nicht ohne Mitleid für ihre Qualen mit Bären und Löwen und Riesen und feurigen Männern geängstigt, und zwar ohne jede Not? Und hatten sie nicht gar den Leser noch glauben machen wollen: diese armen Prinzessinnen hätten noch einen himmlischen Trost daran gehabt?

Nein, das Merenzle erkannte in dieser Nacht bitter aber klar: daß sie auf alle Fälle nicht zu dieser Kategorie von Fabelwesen gehöre. Ja, sie hatte das unglückselige, irreführende Zauberbuch sogar mit Füßen von sich gestoßen. Neben Brambilla lag es, der sein Haupt darauf gebettet hatte und allen Geistern zum Trotz den Schlaf eines satten Mopses schlief.

Eine trübe Kerze schwelte und irrte auf dem Tisch wie eine irrende arme verzweifelte Seele. Und das Merenzle saß da, den Kopf zwischen den Händen, und immer wieder rannen ihr die bitteren, salzigen Tropfen des Zornes, der Scham, des Wehs über die Wangen.

Wo war sie denn gewesen in aller der Zeit? In welchen Welten? Ach, es war furchtbar, dieses Erwachen.

Und keine Menschenseele zu haben im weiten, großen, unbarmherzigen Leben!

„Meli! Meli! Lieber, guter Meli!" so drängte es sich ihr manchmal stoßweise auf die zitternden Lippen. „Wäre ich nicht so häßlich, so hart gegen dich gewesen, du hättest mich gewißlich nicht hier der Schande und Verzweiflung überlassen! Aber jetzt bist auch du gegen mich! Ach, wärest du doch da und sähest mich in meinem Elend: du hättest gewiß ein Erbarmen mit mir —

du hülfest mir fort — irgendwohin! Weit, weit in die Welt! Daß ich Schande und Elend und alle meine Torheit vergessen und wieder gescheit werden kann! O Meli, lieber Meli! Was fang' ich nur an!"

Wenn sie gewußt hätte, wie nahe er ihr war! Daß er sie sah, durch die Ladenritzen hindurch, daß ihm selbst ab und zu die Tränen über das ehrliche Gesicht liefen und daß er sie doch nicht erlösen durfte, weil sie nun einmal diese Nacht hier verbringen mußte, um wieder wachen und klaren Bewußtseins zu werden. Ja, wahrhaftig, auch Herr Melchior Kringel hielt seine Ritterwache in dieser Nacht, die ihn durchblies trotz seines dicken Mantels bis auf die Haut. Er hielt sie bald dicht an der Mauer des Weinberghäuschens, dessen goldener Wetterdrache mißtönig hin- und herkreischte; bald unter dem alten Nußbaum, der ihn dann und wann mit einem Nüssesegen bedachte, welcher ihm da und dort empfindliche Beulen schlug. Ja, er hielt seine Ritterwache, Herr Melchior Kringel, wenn er auch nur ein Bäcker seines Zeichens war. Und er konnte mit Fug und Recht verlangen, daß er sich die Sporen dabei verdienen dürfe.

Inmittelst war das arme Merenzle, zwischen Sturm, Blitz, Donner, Zorn und Scham vor Erschöpfung endlich eingeschlafen. Wie ein kranker Vogel auf seinem Stengelein saß sie da, das Köpfchen auf die zarte Brust geneigt.

Und der Morgen kam. Ein milder weicher lächelnder Morgen mit forschenden Blicken; forschend, was die tolle Schwester Nacht wohl angerichtet haben möchte. Milde kam er, auch zu dem „Weinberg des Herrn" und indem er an ihm vorbeiging, segnete er ihn still mit weißen dämmerlichtumflossenen Händen.

Das Merenzlein schlief gleich dem Meisle und dem Mops Brambilla trotz der zunehmenden Helle noch immer. Ihm träumte: es sei noch in der Schule, und der Herr Jesus käme herein und sei lieb und freundlich mit ihr und schenke ihr zuletzt aus seinem Gebetbuch ein Heiligenbild. Das war der heilige St. Georg. Der hatte aber seltsamerweise das Gesicht ihres Kameraden Meli. Und wie sie noch schaute und staunte und auf das ihr trauliche Gesicht niederlächelte, da nahm sie der liebe Herr Jesus bei der Hand und führte sie —

Krach! machte der Schlüssel in der Türe zum Weinberghäuschen. Das Merenzle schrak auf und da stand — da stand leibhaftig im hellen schönen Frühlicht ihr lieber guter Meli auf der Schwelle nnd sagte mit seiner warmen Stimme, die wie Sonnenschein ins Gemach fiel: „Guten Morgen, Bäsle! Das war eine böse Nacht, gelt! Wie geht's dir?"

Sie starrte ihn an, noch halb im Traum. Das war also — das war der St. Georg, den ihr der Heiland geschenkt hatte. Ihr Drachentöter für alles Gewürm des Zauberunsinns. Dem hatte er sie entgegenführen wollen! Nun, dann war es auch wahr, daß sie wieder gescheit wurde. Dann mußte es wahr sein!

Sie stieß einen Schrei aus. „Meli!" rief sie und fuhr auf und ihm an die Brust, daß er Mühe hatte, sie zu halten. „Lieber guter Meli! Nimm mich fort von hier! Lieber, lieber Meli!"

Und ein Strom von Tränen netzte ihr die zarten Wangen. Sie weinte und weinte. Ihren feinen Körper schüttelte es im wehesten Krampf. Aber es war gut so. Die Medizin war bitter gewesen. Aber sie hatte geheilt. Das sah der glückliche Melchior mit einem Blick in diese schwimmenden, aber so klaren Augen. Auf dieses tränenüberströmte, aber so helle, dem Lebensverstand so für immer zurückgegebene Antlitz. Ja, das war die Gespielin wieder. Die blasse, gezierte Jungfer Merenz war wieder das gerade, gesunde, ehrliche, liebe Merenzlein der Kindertage geworden. Das Wunder war vollbracht. Auf die natürlichste Weise der Welt. Gott sei Dank, seufzte Herr Melchior Kringel aufatmend im tiefsten Innern. Aber er sprach kein Wort. Nichts Unbedachtes sollte die Genesungsweihe dieser Stunde stören!

„Meli!" sagte sie noch einmal. Und sie beugte zum Zeichen ihrer Demut das einst so eigensinnige Köpfchen vor ihm. „Meli, ich war bös zu dir! Lasse mich's nicht entgelten! Sei gut zu mir! Ich will auch wieder gescheit sein und dir alles, alles Liebe tun, das ich nur kann! Gelt, du bist nicht mehr hart gegen mich! Du bist gut zu mir! Sonst muß ich verzweifeln, und alles — alles ist dann aus!"

„Ob ich gut zu dir sein will! So wahr ich dich liebhabe und du mein Weib werden sollst!"

Sie wußte kein Wort zu sagen. Sie wagte auch nicht, aufzuschauen. Sie barg nur ihren Kopf an seiner breiten schutzgewährenden Mannesbrust.

„Gelt, Meli, da — so bei dir — da darf mir niemand was tun! Wenn du wüßtest, wie ich zu alldem gekommen bin!"

„Nein! Komm jetzt! Wir wollen heimgehn! Dort wird sich alles entwirren."

Das Meisle, das von dem Schrei erwacht war, sah die beiden. Und da sie sah, daß sie taten, was in besonderen Stunden auch der Vater und die Mutter taten, so entnahm sie daraus, daß es nichts Böses sein könne, was Herr Melchior vorhabe. So fragte sie denn schüchtern, ihr keckes Himmelfahrtsnäschen in die Luft reckend: „Aber gelt, Herr Kringel, der Erdfloh darf jetzt auch heimhopse?"

„Allen soll vergeben sein!" sagte Herr Melchior Kringel feierlich. „Sogar dem sauberen Kleeblatt, den Herrn Lukas Burkart und Konsorten! Ja, der Torwart hat uns alles verraten. Er hat euch hinausziehen sehen zu euren Schandtaten. In Zukunft leg' ich kein gutes Wort mehr für euch ein! Merkt's euch! Aber wir sind ja alle einmal Kinder gewesen! Gelt, Merenzle?"

Er sah schelmisch und zärtlich in ihre feuchten blauen Augen.

„Komm jetzt, Bäsle! Oder vielmehr nicht fürderhin Bäsle, sondern etwas viel Schöneres, Höheres, Besseres, Reicheres! Komm jetzt! Es wird Zeit, daß wir gehen! Schon kommen die Leute zum Herbsten! Herbstanfang ist heute, Merenzle. Und Erntedankfest war gestern. Herbstanfang! Die schönste Traube aus dem ‚Weinberg des Herrn' hab' doch ich mir geholt! Hurra!"

⁂ ⁂ ⁂

Also endet die Geschichte vom „Weinberg des Herrn".

Herr Hofmaler Käsperlein hat sie in einem schönen Bilde dargestellt. Der schwarze Lukas, der dürre Theophil, der dicke Kaspar, der Erdfloh mit der Himmelfahrtsnase, der Aberle mit dem großen Schnurrbart, der wehmütige Mops Brambilla und der freche Pinscher Zwick, das Merenzle und Herr Melchior Kringel, alle sind sie wohlgetroffen darauf zu sehen.

Herr Melchior Kringel ist später in die Residenz gezogen und hat eine große Feinbäckerei und Konditorei aufgemacht. Und er ist Stadtvater alldort geworden und das Merenzle die netteste appetitlichste Konditorsfrau der Welt.

Und daß Herr Hofmaler Käsperlein, der jeden Tag sein Gläslein Tokaier Ausbruch bei ihnen nahm, der Ahnengalerie des Kringelschen Hauses noch einige Sprößlinge mehr hinzufügen durfte, dafür haben der Meli und das Merenzle bestens gesorgt. —

Doch dieser Herbst!

Von

Agnes Harder.

Der Sommer wie ein böser Liebster war,
Voll schlechter Laune, unwirsch, ohne Glut;
Ein kalter Liebster, froher Gaben bar,
Verdrossen früh und spät, mit schwerem Blut.

Doch dieser Herbst ist wie ein Freund so warm,
Hält deine Hand und lacht dir ins Gesicht,
Nimmt wie ein Kind dich in den starken Arm,
Und wenn du weinst, so tröstet er und spricht:

Leg' deine welken Blüten aus der Hand!
Dein Liebster war ein mürrischer Gesell! —
Es zog ein schlimmer Sommer über Land —
Er ging vorüber — und der Herbst ist hell!

Eschen am Bache.

Gemälde von Prof. Ludwig Dill.

Musterung der für Centralafrika bestimmten Schützenzüge.

Frankreichs nordafrikanische Armee. Von O. von Gottberg.

Nach Aufnahmen von Carl Ulrich & Co. in Berlin u. A.

Es ist noch nicht lange her, daß Frankreich uns in vertraulichem Gedankenaustausch mit der deutschen Regierung Casablanca anbot, und zwar war der Vater des Gedankens kein anderer als Delcassé. Seither hat das Volk und die Regierung Frankreichs sich den von der Armee längst gehegten Wunsch nach Schaffung einer „schwarzen" Armee in Afrika zu eigen gemacht. Messimy, der heutige Kriegsminister, war einer der ersten journalistischen und parlamentarischen Vorkämpfer der Idee, die nunmehr Tat werden soll. Darum namentlich haben die Franzosen sich gegen eine deutsche Kolonie im westlichen Marokko gesträubt. Dort garnisonierende deutsche Truppen würden die schon vorhandene, also eigentlich nur zu vermehrende, aber nicht zu schaffende schwarze Armee in der Flanke bedrohen, sie ganz oder teilweise in Nordafrika festhalten und dem Zweck der Verstärkung des gegen Deutschland auf dem Kontinent mobilisierten Heeres entziehen.

Der Name „schwarze Armee" ist übrigens irreführend, denn die neuen Truppenteile werden sich wahrscheinlich aus gelben und braunen Männern, aus Tunesiern, Algerianern und Marokkanern ergänzen. Schwarze aus Mittelafrika sollen nur für Verwendung in Nordafrika angeworben werden, um ein Gegengewicht gegen die neue Armee von Muhammedanern zu schaffen. Für den Neger als Soldaten hat der französische Offizier, der bei Schaffung einer neuen Armee vermutlich — gewiß ist es in Frankreich natürlich nicht — zu Rate gezogen werde dürfte, nur Geringschätzung. Das ist erklärlich, weil der französische Offizier kein Erzieher ist. Er versteht als tapferer Mann Leute in den Tod zu führen. Er kann (seine Landsleute) begeistern und hinreißen, aber weder Franzosen noch Fremde zu strenger Disziplin anhalten. Und der Neger will nicht nur eine harte Hand, sondern eine Hand von Eisen und gelegentlich die Peitsche fühlen. Darum wählt die amerikanische Armee zu Offizieren ihrer Negerregimenter Herren aus den alten Sklavenstaaten. Sie wissen, wie man den Nigger an der Kandare hält und gelegentlich einmal die Zügel lockert, um dann aus den lachenden Mäulern der schwarzen Kerle selbst zu hören: „Bei Gott, der Hauptmann versteht uns verdammte Nigger zu behandeln!" Man denke darum nicht, daß die Leute geschunden werden. Der Offizier gibt Treue um Treue und verteidigt seine Leute mit oft fanatischem Zorn gegen Ausbrüche des Rassenhasses im Volk. So sind unter weißen Offizieren, die schwarze Soldaten zu behandeln verstehen, die Negerregimenter die besten des amerikanischen Heeres geworden. Das 10. (farbige) Kavallerieregiment haute bei Las Guasimas Roosevelt aus der Falle, in die er seine Rauhreiter geführt hatte, und rettete den Tag. Bei San Juan marschierte eine schwarze Brigade an aufgelöst zurückflutenden weißen Truppen in nonchalant schwingendem Kolonnenschritt durch das Feuer und auf die spanische Höhenstellung. Wenn auf Cuba Truppen gesucht wurden, um vom Fieber verseuchte Städte zu besetzen, meldeten sich freiwillig nur die Neger. Also der Neger kann ein guter Soldat sein und ist

es gern, schon weil er die Masse und den Gleichschritt, Musik und buntes Kleid liebt, weil er weniger als der Weiße am Leben hängt und nach Lob, also auch Hervortun, mit dem Stolz eines Kindes trachtet. Gewiß bestiehlt er die eigenen Kameraden mit der Gier und Findigkeit eines Raben, aber der englische Söldner tut das nicht minder und schlägt sich darum doch wie ein Teufel, und wer kein Volksheer führt, braucht — Hand aufs Herz — nach der ethischen Moral einer sonst tüchtigen Truppe verteufelt wenig zu fragen. „Sauf Er auch," sagte König Friedrich!

Dem französischen Offizier fehlt mit der harten Hand der Rassenstolz, das Bewußtsein der Überlegenheit, das der Neger im schwarzen Führer nicht missen darf, wenn er unter ihm zum Soldaten werden soll. Darum haben die Franzosen Ursache, über ihre schwarzen Truppen zu klagen. Als ich unlängst dem Marsch des Generals Moinier auf Fez folgte und während eines Monats Frankreichs nordafrikanische Armee im Gefecht, auf dem Marsch und im Lager sah, bot sich auch Gelegenheit, Singhalesen zu beobachten. Die Leute trugen gleich warmen Drillichanzug mit wollener Leibbinde, wie die Mannschaft der Kolonialinfanterie aus französischen Hafenstädten, aber froren empfindlich während der in der Chaouia trotz der tropischen Tageshitze kalten Nächte. Zähneklappernd traten sie morgens ins Gewehr und traurig, niedergeschlagen, an Heimweh krankend, machten sie sich auf den Marsch. Unter den Sonnenstrahlen tauten sie soweit auf, daß Spaßvögel Witze machen konnten, aber nun rächte sich auch die kalte Nacht. Magenkranke mußten unterwegs aus der Kolonne treten. Dysenterie war epidemisch, und das Bataillon trug sie weiter, bis, wie wir gelesen haben, alle Regimenter der Expedition Ruhrkranke in die Lazarette schickten.

Keiner der Franzosen nahm die Schwarzen für voll. Offiziere und auch Journalisten, die schon mit der Truppe bekannt waren, sprachen mit scherzend herablassendem Wohlwollen von ihr, und alle brannten lachend darauf, die Singhalesen einmal im Gefecht beim „Pulver machen" zu sehen. Der Schwarze hat nämlich wie der Algerier und Marokkaner eine unbändige Freude am Schießen und Knallen, nach dem Ausdruck des Arabers „am Pulver machen". So groß ist die Freude und die durch sie erzeugte Aufregung, daß der Algerier selten und der Singhalese niemals bewogen werden kann, sich beim Feuern niederzuwerfen. Er will sehen, was dem Knallen folgt, und blickt mit neugierigen Augen über das Gewehr, das beim sinnlosen Abdrücken mit dem Kolben an der Hüfte liegt.

Ein gescheiter und warmherziger Kom-

Vorbeimarsch eines Zuavenregiments in Tunis.

Offiziere und Fahnenträger der französischen Fremdenlegion.

pagniechef, der die Chinakämpfe mitgemacht und sich dabei deutschen Offizieren befreundet hatte, plauderte mit mir während eines Tages hinter seiner schwarzen Kolonne: „Sehen Sie den Burschen mit dem Damenhut in der Mitte des hintersten Zuges? Den Deckel hat ihm eine Frau auf dem Dampfer, der uns herbrachte, geschenkt, und ich lasse ihn dem Kerl, denn nun tut er seinen Dienst besser, weil er weiß, daß er etwas vor den Kameraden voraus hat; Kinder muß man wie Kinder behandeln!" Mit den Patronen, meinte er, ginge es wie mit dem Lohn und der eisernen Ration: „Sie können nichts festhalten, das sie in der Hand fühlen, sie verquasen die Munition, verschlingen das Essen und werfen das Geld aus dem Fenster. Zur Rede gestellt, grinsen sie so freundlich, daß man sie kaum bestrafen mag — ich hatte es doch, also war es mein!" Ein liebenswürdiger Herr war der Hauptmann, aber als französischer Offizier konnte er nicht begreifen, daß er mehr sich als die Schwarzen zu tadeln habe.

Der Kompagniechef ist ein Typ oder, richtiger, der Typ des französischen Offiziers. Darum wird auch die neue braune Armee qualitativ nicht von großem Wert sein. Frankreichs Geschichte bis in die neueste Zeit — die letzte Erinnerung kam, als vor fünf Jahren die zum Schlagen nötigen Bestände in den Festungen fehlten — lehrt uns, daß die Franzosen weder organisieren noch disziplinieren, also den Krieg nicht vorbereiten können. Als Gegner zu achten ist weniger ein französisches Heer, denn ein durch Haß, Begeisterung oder Schmerz zu fanatischem Patriotismus angestacheltes französisches Volk. Der Volkskrieg, nicht das Ringen mit dem kaiserlichen Heer brachte unserem Feldmarschall und seinem königlichen Oberfeldherrn bange Stunden, dem Prinzen Friedrich Karl fast Niedergeschlagenheit. Man könnte einwenden, daß Napoleon in seinem Heer ein wirkliches Kriegsinstrument, eine Armee im wahren Sinne des Worts geschaffen habe. Nein! Das Heer versagte, wenn das aus der Fremde, aus Korsika bezogene Genie es nicht in Person zu Taten entflammte, und in Spanien verlegten des ersten Napoleon Generale einander den Weg zum Erfolg mit gleicher Eifersucht wie die Generale Napoleons des Dritten. Den einen wie den anderen fehlte mit dem Willen und Entschluß zur Tat der primitivste militärische Instinkt. Sie fühlten nicht, wie der geniale oder der geschulte Feldherr schon mit den soldatischen Nerven, dem Tastsinn des Fachmannes, wo der Gegner stand. Wenn wir den Ney und

Schützenzüge der Fremdenlegion im Gefecht.

Murat auf ihrem Weg zum Ruhm folgen, darf das Herz, das für Soldatentum schlägt, sich an den Taten tapferer Männer wärmen. Das waren sie, wie noch heute französische Offiziere, aber auch Laien, wie französische Offiziere es heute sind. Wer hätte den Korsen ersetzt? Berthier? Der Soldat lächelt. Und doch war Berthier Napoleons bester, vielleicht einziger — General! Wer hätte Moltke ersetzt? Blumenthal, Goeben, Constantin von Alvensleben, mancher noch!

Heute hätten wir in einem Kampf von der Stunde des ersten Begegnens mit dem französischen Volk — organisiert, so gut es in Frankreich möglich — zu rechnen. Das Ringen könnte darum länger als das vor vierzig Jahren mit den kaiserlichen Heeren dauern. Nie freilich würde es gelingen, in der braunen Armee jenen fanatischen Patriotismus zu entfachen, der aus von Laien geführten Truppen achtbare Gegner machen kann, und doch fallen an letzter Stelle oft schwer auch Ziffern in die Wagschale.

Das der französische Offizier Laie ist, läßt sich leichter fühlen als sagen. Man muß ihn sprechen hören, um aus seinen Worten das Fehlen des soldatischen Instinkts zu vernehmen. Aber schon wer die vom Generalstab ausgegebenen Bestimmungen für die großen Manöver liest, wird mich verstehen, denn da sind den Kommandostäben Dinge befohlen, geraten oder empfohlen, die der Unteroffizier wissen muß, die ihm täglich Brot sein sollen, ehe er zum erstenmal vor die Korporalschaft tritt. Daß die Befehle aber nicht überflüssig sind, sehen wir auf dem Feld des Manövers oder des Gefechts. — Die Kriegführung, die auf Grund fast fünfundsiebzigjähriger Erfahrungen in Algier und Marokko die Franzosen in Nordafrika entwickelt haben, heischt nach ihrer (unseren Militärs vielleicht wenig einleuchtenden) Ansicht den Vormarsch zum Gegner mit langen Kolonnen, die Bagage wie Proviant in die Mitte nehmen und bei der Begegnung mit dem Feind auf der Straße halten, während nach Möglichkeit nur die Artillerie den Gegner zum Aufgeben seiner Stellung und Freigeben der Straße zu zwingen versucht. Den Grundsatz, mit Granaten und Schrapnell zu fechten, vertreten sie derart fanatisch, daß General Ditte auf einen Ritt von 14 Kilometern als Eskorte eine Schwadron und zwei Geschütze mitnahm und dabei die

Mängel des Verfahrens erprobte — ohne freilich, wie späteres Verhalten zeigte, den Brauch abzustellen. Der General wurde überfallen und die Schwadron mit einer Übermacht handgemein. Daß die in unmittelbarer Nähe des Getümmels haltenden Geschütze stumm bleiben mußten, ist natürlich. Also wurde nach einer fünf Kilometer fernen Kompagnie im Lager von Mehedya geschickt, und zwar ritt zurück, um sie heranzuholen, nicht eine Ordonnanz oder ein Adjutant, sondern aus dem Feuer — der General! Niemand zweifle darum an seiner Tapferkeit, die er vorher und nachher durch kaltblütige Haltung in vorderster Gefechtsreihe bewiesen hat. Nein, es fehlte ihm einfach jener Führer- und Soldateninstinkt, der weiß, daß ein zum Degen greifender General für die bedrängte Truppe mehr als eine fünf Kilometer ferne Kompagnie bedeutet. Doch darüber mag man anderer Ansicht sein, und das war nur nebenbei erzählt.

Die erwähnte Art der Kriegführung, die mehr zum Verharren in der Marschkolonne als zur Entwicklung starker Truppen für ein kurzes, energisches Gefecht neigt und besten Falles die Artillerie nur mit der Infanterie der Vorhut unterstützt, bringt es mit sich, daß die Haupttruppe oft sehr viel später als die dem Gegner folgende Vorhut den Lagerplatz erreicht. Die dort ankommende Vorhut richtet sich ein, nämlich stellt, Front nach allen vier Seiten, die Gewehre in einem Quadrat um die Geschütze zusammen. Dann trifft das Gros ein und setzt 50 oder 100 Meter abseits des ersten Vierecks die Gewehre um ein zweites und die Bagage zusammen. Anderwärts würden Kadetten beim winterlichen Schneeballwerfen gelernt haben, daß der bei den häufigen Nachtangriffen tollkühn bis an die Gewehre reitende Gegner nur in die Gasse zwischen den beiden Vierecken zu galoppieren braucht, um vor Schüssen sicher zu sein, falls die Franzosen nicht auf ihre eigenen Leute schießen wollen. Aber der Gedanke ist ihnen durch die lange Kampagne nie gekommen. Das Verfahren blieb das gleiche, auch nachdem feuernde Reiter durch die Gasse gejagt waren. Neben dies Beispiel, das zeigen soll, wie sie als Laien handeln, könnte jeder Zuschauer ihrer Manöver manches andere stellen.

Chasseurs d'Afrique.

Schon aus der dienstlichen Sprache ist das Laientum herauszuhören. Nach der vielerwähnten Kasba Kunitra führte von Casablanca ein Major eine eben aus Frankreich gelandete gemischte Kolonne. Der Oberst und Etappenkommandant versammelte die vor der Kasba eingetroffenen Offiziere, erklärte ihnen die Situation und sagte dabei: „Hier zur Rechten (Fachmänner würden die Himmelsrichtung nennen) haben Sie den Strom — une défense naturelle, Messieurs.“ So reden sie immer. In jedem Satz, der über ihre Lippen kommt, fangen sie im Bewußtsein des Laientums beim ABC militärischen Wissens an. Daß ein Strom eine natürliche Deckung, wenn auch noch lange nicht Verteidigung ist, soll ein Unteroffizier wissen, und für Fachleute genügt: „Dort, meine Herren, haben Sie den Strom!“ Wer täglich für vier Wochen Ähnliches vernahm, mußte also das Laientum spüren. Daß sie keine geschulten Offiziere sind, verrät auch die Tatsache, daß sie sich weder in Krieg noch Frieden zu sichern verstehen.

Vor drei Jahren führte General Trémeau, damals Frankreichs vielgepriesenster Reitergeneral, später Generalissimus, der als neuer Napoleon galt, weil er eine Kritik gern beginnt: „Meine Herren, wenn jetzt der große Kaiser unter uns träte, würde er sagen . . .“

Trémeau, der Kavallerist, ritt mit zwei Reiterdivisionen vor seiner Front und schickte eine in eine Falle, die ihm ein Bataillon des Gegners auf der Hauptanmarschstraße gestellt hatte. Oberst Gourand, der mit Recht gerühmteste ihrer kleinen Kolonialfeldherren, wurde auf dem Marsche nach Fez eines Abends von Eingeborenen benachrichtigt, daß ihm eine Mehalla gegenüberstünde. Trotzdem ritt beim Aufbruch aus dem Lager die Kavallerie an den im Kaktuswäldchen liegenden Burnusträgern vorbei. Sie überraschten die Infanterie der Vorhut und griffen aus der Flanke die Kolonne in der Versammlung an. Regel, nicht Ausnahme war das, wie täglich von Überfällen meldende Depeschen erzählten.

Noch andere Mängel hat das Offizierkorps, das die neue braune Armee ausbilden soll. Das Menschenmaterial, aus dem die Mannschaft sich rekrutieren wird, ist allerdings ausgezeichnet. Diszipliniert und ausgebildet, könnte der geborene Krieger Nordafrikas manchem geschulten Soldaten Europas überlegen sein. Die algerischen Schützen, Turkos, marschierten tagaus tagein als Seitendeckung hart neben der Kolonne durch mannshohes Getreide, durch Sand oder Sumpf, über Fels oder Stein mit immer unverwüstlicher Frische in tropischer Sonnenglut. Gab es Wasser, dann tranken sie. Hatten sie es in der aus der Ferne geschauten Ortschaft vergeblich zu finden gehofft — der Nomade Marokkos baut seine kurzlebigen Dörfer auch fern von Brunnen oder Fluß —, dann sagte der

Schützen holen Holz zum Kaffeekochen.

Auf dem Marsche.

Offizier — ein Eingeborener bei jeder Kompagnie — „Alors c'est pour ce soir!" Und bis zum Abend marschierten sie ohne Wasser, aber auch ohne Murren weiter! Bei der Begegnung schritten sie mit der Tapferkeit des Fatalisten ins Feuer, gleichgültig, indolent, aber brav, ohne Hurra, aber auch ohne Zögern. Das „Pulvermachen" weckte sie auf, und sie verschossen Patronen mit dem Vergnügen von Kindern vor der Schießbude, ohne zu zielen. Wenn sie fünfzehn Minuten gefeuert hatten, lag auf drei- oder vierhundert Meter Entfernung vielleicht ein Marokkaner getroffen. Im Lager und auf dem Marsch zeigten sie sich gesitteter als die Franzosen der Zuaven- oder Kolonialinfanterie. Sie lärmten weder, noch neigten sie zu rohen Späßen. Auch bestahlen sie die Eingeborenen nicht. Das Märchen von der Grausamkeit der Turkos hat überhaupt wohl nur die Erregung und Erbitterung der Kriegstage geboren. Eine alte Dame, die Anno Donnerhall in unseren Lazaretten Preußen und Franzosen pflegte, erzählt, daß die Turkos die folgsamsten und sanftesten ihrer Schützlinge waren. Und ohne Zweifel tritt der Muselmann aus dem Volk überall sittsamer, würdiger und stiller als gemeinhin der Europäer der gleichen Klasse auf. Abzulehnen wäre der Einwand, daß die Turkos in den Marokkanern Glaubensgenossen vor sich hatten. Das spielt bei Eingeborenen nie die geringste Rolle. Meine Leute haßten die Franzosen, aber grinsten doch in heller Schadenfreude, wenn sie ihre eigenen Landsleute von den Franzosen mißhandelt sahen. Insofern ist der Nordafrikaner grausam: Mensch oder Tier leiden zu sehen, macht ihm Spaß.

Ein Irrtum wäre es auch, zu glauben, daß Frankreich nicht unter allen Umständen auf seine nordafrikanischen Truppen zählen könne. Vaterlandsliebe hat der Algerier so wenig wie der Marokkaner, der nicht für Freiheit und Unabhängigkeit, sondern um Beute kämpft. General Moinier ließ er auf Fez ziehen, aber stürzte sich auf die 500 hochbepackten Kamele der Kolonne Gourand. Und Frankreich gab dem algerischen Schützen alles, wonach des Nordafrikaners Herz steht: eine Flinte, Pulver, Blei und die Gelegenheit, dann und wann auf einen Menschen zu schießen. Wer ihn dafür auch noch bezahlt, mag sich ihm anvertrauen. Der Marokkaner der Gums beweist heute,

Transport von Verwundeten.

daß er nicht anders als der Algerier ist. Er desertiert wohl, weil er das französische Gewehr auf eigene Faust gebrauchen möchte, aber nie, weil er sich dem Kampf gegen seine Brüder entziehen will. Die Leute, die ich mir in Marokko zur Begleitung geworben, waren ein Herz und eine Seele mit den Kerlen von Gum. Sie bekamen täglich drei Francs von den Franzosen —, daß sie dafür willig auf Landsleute schossen, war jedem Marokkaner erklärlich.

Den Stamm der braunen Armee haben die Franzosen in Tunis und Algier heute schon nicht nur in den regulären, sondern auch wie sogar in Marokko in irregulären Truppen. Die regulären Truppen der armée d'Afrique sind zu beziffern auf 53 000 Mann in Algerien und 17 000 Mann in Tunis. Hiervon rekrutieren sich aus Eingeborenen schon heute in Algerien 5450 Schützen mit 2360 Spahis und in Tunis 6026 Schützen mit 894 Spahis. Das sind Ziffern, die einstweilen nicht sehr bedrohlich klingen, aber wir dürfen damit rechnen, daß Frankreich uns schon heute aus Nordafrika die fünffache Zahl an Schützen, und wenn es erst die geplante Armee von 100 000 hat, bald eine halbe Million entgegenschickt. Die Zivilverwaltung protegiert nämlich frühere Soldaten, die Militärverwaltung behält sie nicht nur im Auge, sondern auch in ihren Listen und zieht sie aus besonderem Anlaß zu Dienstleistungen ein. Kein Mann steht dann zurück, denn es gibt pro Tag drei Francs, und für die Ersparnisse weniger Monate kauft der genügsame Algerier den Dattelbaum, von dem er für den Rest seines Lebens zehren kann. Etwa 5- bis 6000 Algerier und altgediente Schützen im Alter von dreißig, aber auch sechzig Jahren folgen heute Moinier als Maultiertreiber. Ich glaube, daß man bei dem großen Angebot die Weißbärte mit Medaillen aus Kämpfen, die um Jahrzehnte zurückliegen, nur nahm, um festzustellen, in welchem Lebensjahre die physische Leistungsfähigkeit der zähen Kerle eine Grenze findet. Die Alten wie die Jungen trugen das Gewehr, und mehr braucht wohl der europäische Soldat, aber nicht der Mensch Nordafrikas. Das Gepäck hing am Tier, das der Maultiertreiber führte, aber die Munition um den Leib, und so marschierten die Alten von Casablanca bis Fez ohne Rast — oft vierzig Kilometer während eines Tages. Sie haben

die Probe bestanden, und Frankreich könnte die gedienten Algerier bis mindestens zum fünfzigsten Lebensjahre unter die Fahne rufen. Wer durch die bitterkalten Nächte Nordafrikas ohne Zelt bei guter Gesundheit monatelang im Drillichanzug schläft, wäre in warmer Kleidung sogar für einen europäischen Winterfeldzug zu gebrauchen.

Die Truppen in Algier und Tunis führen den gleichen Namen, aber sind in mancherlei Hinsicht verschieden. In Tunis wird jeder Muselmann mit dem achtzehnten Lebensjahr dienstpflichtig und kann dann durch das Los zu dreijährigem Dienst unter der Fahne und siebenjährigem in der Reserve bestimmt werden. Vorläufig ist die Dienstpflicht allerdings keine persönliche. Der durch das Los Gezogene kann für einen alljährlich durch Dekret festgesetzten Betrag von ungefähr 1000 Francs einen Stellvertreter kaufen. Da sich um die 1000 Francs gewöhnlich gediente Soldaten kurz vor der Entlassung bewerben, erhält die Armee einen Stamm von etwa 35 vom Hundert Berufssoldaten, der den augenblicklichen Wert erhöht, aber die Zahl der Reservisten schwächt. Die Reservisten werden nicht nur jährlich bei Appells versammelt, sondern seit dem Jahre 1909 auch zu Übungen eingezogen.

Die Turkos von Algerien sind nicht durch das Gesetz geschaffen, sondern haben eine Geschichte. Man könnte sagen, die Truppe ist „bodenständig". Die ersten französischen Turkos waren früher Janitscharen der Beis und liefen aus dem türkischen in den französischen Dienst über, je mehr die französische Herrschaft sich ausbreitete. Im Einfangen meineidiger Deserteure war die Nation des Edelmuts und der Gloire also schon immer groß. Im Jahre 1843 bestanden drei Bataillone, die nach dem Krimkrieg zu Regimentern wurden. Der türkische Ersatz ging bald aus, und eingestellt wurden dann eingeborene Algerier, die bislang in den damals gemischten und heute lediglich aus Franzosen rekrutierten Zuaven gedient hatten.

Die Spahis sollen nur der Kuriosität wegen erwähnt werden. Ob ihre Pferde sich an das Wasser und Klima Europas gewöhnen könnten, ist eine Frage. Ferner sind die Leute ohne jeden kavalleristischen Wert, nur gut zum Aufstöbern von Futter und Essen. Ihr Auge reicht weit, und sie

Im Schützenlager.

finden den Gegner auf ihre Art — etwa an der Spur im Sand. Aber für eine militärisch wertvolle Aufklärung sind sie gleich wenig zu gebrauchen wie für den Sicherheitsdienst. Ausgebildet von Offizieren, französischen Offizieren, die auch wenig davon verstehen, gingen sie in jede von den Marokkanern gestellte Falle. Dann offenbarte sich das Laientum, wenn es kopfschüttelnd hieß: „Und im Kampf mit Algeriern sind ihre Leistungen unvergleichlich!" Dort kannten sie eben des Feindes Art. In Marokko war sie ihnen fremd, obwohl sie im Grunde ähnlich, weil auch nordafrikanisch ist. Aber die Erziehung fehlte.

Die Spahis waren von Anfang an algerische Reiter, Kentauren, mit dem Pferd verwachsen, mit dem Spürsinn und der Verschlagenheit des Arabers, also zu Kavalleristen geboren. Ursprünglich als Miliz für den Kampf gegen die Stämme organisiert, wurden sie endlich in drei Regimentern zusammengestellt. Noch haben sie nicht ganz den Charakter einer irregulären Truppe verloren, denn es gibt auch heute wie bei den russischen Kosaken zwei seßhafte Schwadronen, escadrons sédentaires, die mit den Weibern und Kindern auf Armeeland in Smalas steuerfrei, halb als Bauern, halb als Soldaten, leben. Anno 1870 mobilisierte man die Seßhaften, um sie nach Frankreich einzuschiffen. Sie gingen nicht. Falsch wäre es, daraus Schlüsse auf die Zukunft zu ziehen. Heute weiß jeder Algerier, was drei Francs*) pro Tag bedeuten, und für sein Leben gibt er als Fatalist und Muselmann nicht 30 Centimes.

Das neue Gesetz über die Rekrutierung des bisher angeworbenen Algerier dürfte der Kammer im Lauf des Winters vorliegen. In Vorbereitung hat man während der Jahre 1908/09 die jungen Leute im Alter von 18 Jahren zur Stellung befohlen und auf ihre Tauglichkeit untersucht. Fast alle 70000 in die Listen Eingetragenen kamen willig, und 55000 wurden tauglich befunden. Bei dreijähriger Dienstzeit könnten also nach einer Verwirklichung der von Messimy gehegten Pläne bald in Algier allein 165000 Mann im Frieden unter der Fahne stehen. Auch von der Schaffung neuer Offizierstellvertreter, die durch die Abkommandierung von Offizieren nach Algier nötig würde, ist schon die Rede gewesen.

Um Versuche über die Verwendbarkeit des Eingeborenen als Artillerist und Matrose, aber auch für seine Verwendbarkeit in fremdem Klima zu machen, hat man ihn in Zahl von 300 in die Marine, ferner in Tunis in die Fuß- und Feldartillerie und auch in geringer Zahl in die Truppen der infanterie und artillerie coloniale in den

*) Der Betrag wurde freilich nicht dem Dienstpflichtigen unter der Fahne, sondern nur dem als Maultiertreiber eingezogenen Reservisten bezahlt.

Beschleunigter Marsch einer Zuavenkolonne.

Der französische Major Brémond hält Umschau im marokkanischen Okkupationsgebiete.

Hafenstädten des Festlandes eingestellt. Die Franzosen wollen mit den Resultaten sehr zufrieden sein. Sie mögen Grund dazu haben oder sich täuschen, denn was sie als erprobt betrachten, stimmt darum allein noch nicht.

Von den saharischen Truppen, denen sie — auch wieder mit der staunenden Bewunderung von Laien — nachrühmen, daß sie für Monate von Datteln und Kamelfleisch leben können, ist weiter nichts zu sagen. Es sind drei Kompagnien mit 24 Offizieren, einem Stamm von etwa 100 weißen Unteroffizieren und mit nahezu 1000 Eingeborenen.

Über die Hilfstruppen, troupes auxiliaires indigènes, in Tunis und Algier gelangen wir zu den Neuorganisationen der Franzosen in Marokko. Wie heute im Scherifenreich, gab es bei Ankunft der Franzosen in Algier Stämme, die dem Machsen (Regierung, aber auch Fiskus) Heeresfolge leisteten und von den nicht zum Kriegsdienst verpflichteten Stämmen, Raias genannt, Tribut erhoben. Frankreich zog die Machsenstämme in seinen Dienst als eine Art Landesmiliz, die den Polizeidienst versah. Der Stamm unter Waffen und im Dienst hieß Goum. Wer Flinte und Pferd besaß, durfte sich anschließen und bezog monatlich 15 Francs neben der Ration. Ein Goum zu Fuß hieß Saga. Gleichfalls zur Verfügung stehen mußten den Franzosen die Haustruppen der Stammesführer, als Reiter Khielias und als Fußkämpfer Askars genannt. Askar oder Soldat heißt in Marokko noch heute der unbewaffnete Konsulatsdiener; der Torwächter oder Begleiter des Konsuls ist wie in Konstantinopel der bewaffnete Kawaß der Botschaften. Die Einrichtung hat in Algier mit 700 Goumiers und in Tunis mit nur 400 ihre Bedeutung verloren, aber lebt jetzt wieder in Marokko auf.

Der Sultan von Marokko verfügt nach der Tradition über ein stehendes Heer, mit dem er allerdings, wie augenblicklich, oft in Kämpfen liegt. Es rekrutiert sich aus gewissen Familien gewisser Stämme, deren Söhne, seit die Väter denken können, Soldaten sind. Natürlich sind es Machsenstämme, berufen, die anderen Kabylen oder Stämme zu Unterwerfung und Tribut zu zwingen. Die Bouakar, schwarz wie Mulay Hafud, der im Harem erschlaffte vierunddreißigjährige Lebegreis und Abkömmlinge von Sklaven sitzen bei Mekines und stellen 4000 Mann, die unlängst gegen General Moinier und den Gebieter in den Sattel stiegen. In der Mehrheit aller

Städte lebt eine Zahl von Familien steuerfrei. Nur dadurch unterscheidet sich der Guich oder Berufskrieger vom Bürger. Beide tragen den gleichen Burnus, die gleiche Flinte und sind in jeder Stunde bereit, auf den Kriegspfad zu gehen.

Die Guich wären nach ihrer Aufgabe als Polizeitruppe zu betrachten. Für Kriege werden aufgeboten die Nouaibs, die Kontingente, die alle Machsenstämme an waffenfähigen Männern stellen können. Die taktische Einheit des Aufgebots ist der Rha, ein Streithaufe, der nach der wohl niemals verwirklichten Theorie 1000 Reiter zählen soll. Befehlshaber des Rha ist ein Kaid mit je zehn Kaid el mia oder kleineren Kaids als Unterführern. Während der letzten Jahrzehnte begriffen die Marokkaner beim Zusammentreffen mit Europäern, daß auch ihnen Fußvolk unentbehrlich sei, und der Sultan ließ von den Stämmen auch Askars oder Soldaten, zu je 1000 vereint im Tabor, stellen.

Als im Jahre 1908 die Franzosen in Marokko die Landespolizei und die Organisation der Sultanstruppen übernahmen, ließen sie die alten algerischen Namen aufleben und formierten sechs gemischte Gums zu je 150 Fußkämpfern und 50 Reitern unter französischen Offizieren. Aus den sechs Gums sind mehr geworden. Ich habe den achten (es mag noch mehr geben) mit grüner Fahne und Roßschweif gesehen. Bei Beginn der letzten Kampagne wurden Tausende von Marokkanern angeworben, und zwar nur noch Reiter. Der Mann erhält ein Handgeld von 50 Francs, aber bringt dafür das Pferd mit, auf dem er ja sein Leben verbringt. Er trägt den Burnus und mit dem gelieferten Gewehr Modell 74 einen Patronengürtel. Als Lohn empfängt er pro Tag drei Francs und hat sich dafür zu verpflegen. Soweit die Theorie, die bei ihnen ja immer anders als die Wirklichkeit ist. Die Goumiers nahmen ihre drei Francs täglich und behielten sie in der Tasche. Natürlich litten sie in der ausgesogenen, verlassenen Schauja Hunger, und wenn sie dem Umsinken nahe waren, gab ihnen die Intendantur zu essen. Schließlich bezogen die Goumiers außer den drei Francs regelmäßig eine Ration. Wer das nicht durchsetzte, lief mit Flinte und Handgeld davon. Die Flinte wurde entweder verkauft oder auch vom Träger auf die Franzosen abgedrückt. Darum fand sich neben toten Marokkanern nicht selten ein Gewehr Modell 74.

Geleistet hat der Gum nichts. Die 2000 Mann starke Kolonne Brémond, von deren bitteren Kämpfen wir durch Wochen lasen, sah sich nie einem gleich starken Gegner gegenüber. Die Leute waren von den französischen Offizieren einfach nicht vorwärts auf Fez zu bringen, weil sie wußten, dort müßten sie wieder für ihre Verpflegung bezahlen. Aber mit einem Verlust von nur acht Toten während aller angeblich so blutigen Gefechte bahnten sie sich leicht den Weg durch die Kabylen, als die französischen Offiziere ihnen den Lohn des Plünderns verhießen. Tatsächlich wurden ihnen Judendörfer in der Nachbarschaft von Fez preisgegeben. Auf dem Rückweg von Fez sah ich den Gum verwendet. Es galt, Dörfer zu bestrafen. Da ritt der Gum voran, kam

Marokkaner in Verhandlung mit französischen Offizieren.
Photographie vom Münchener Presse-Bureau.

Marokkanisches Reitergeschwader.

mit gefüllten Taschen wie behängten Sätteln zurück und hatte wohl außer dem Plündern noch Schlimmeres getan. Sonst schickten die Franzosen die Gums nicht, wie es in den Zeitungen hieß, als Kanonenfutter in den Kampf voran. Das tun sie überhaupt nicht, denn sie sind tapfere Leute, deren Landeskinder, die Coloniaux, um den Platz in der Vorhut bettelten. Die Goumiers dagegen bettelten um Zigaretten. In kleinen Pulks ritten sie seitlich der Kolonne. Der eine oder andere suchte sich (wie das bei ihnen so möglich ist) einen bestimmten Platz bei einer bestimmten Kolonne, und dort war er täglich zu finden, ohne andere Tätigkeit als die des Zigarettenrauchens.

Indessen ein weißbärtiger Stabsarzt, der solche Bilder sah, nickte lächelnd: „Genau so war es vor vierzig Jahren in Algier!"

Und heute? Vor uns marschierten in der starren Kolonne die unverwüstlichen algerischen Schützen. So wie die Sachen liegen, werden wir also bald auch mit einer marokkanischen neben einer tunesischen und algerischen Armee zu rechnen haben. Vielleicht nicht durch die Qualität, aber ganz gewiß durch die Quantität wird die nordafrikanische Armee uns in wenigen Jahren zur ernsten Gefahr.

Herbst.

(Im Schnellzug.)

Wald, der sich so trutzig hält,
Morgen wirst du Flammen schlagen!
Rote Eschenreihen tragen
Feuer schon durchs offne Feld.

Und die Birke, kühn und hold
Einsam in den dunklen Torfen,
Hat den Überwurf aus Gold
Hoch sich übers Haupt geworfen.

Farben fliegen, Farben gleiten
Von den Hügeln, Tal um Tal,
Und die Krähen in den breiten
Ästen schimmern blau wie Stahl.

Sommerwende! Eine Nacht,
Und die Wälder stehn und lodern.
Also flammen, eh' wir modern —
Das ist, was mich trunken macht!

Karl Freye.

Der fünfte Februar.

Von

Aug. H. Plinke-Hannover.

Zwischen Tagesarbeit und Abendlast
Hält der Borchlingsbauer die Vesperrast.
Abgerackert und niedergehetzt,
Hat er zu seinem Weib sich gesetzt,
Das in der „großen Stube“ spinnt. —
In den Eschen draußen rauscht der Wind,
Und ein feuchter Nebel kriecht schwer und bleich
Über Garten und Feld, über Weser und Deich. —
Das matt-hinsterbende Abendlicht
Schaut trüb hinein auf des Bauern Gesicht,
Eines Mannes Gesicht, der vor der Zeit
Gealtert ist im Lebensstreit.
Er ist nicht mehr, was er sonsten war.
Wie hat er verspielt im letzten Jahr, —
In diesem Jahr, das aus Sorge und Not,
Die lange sein sinkendes Haus bedroht,
Ihn gerettet und helfend allgemach
Überm Haupte ihm stützte das wankende Dach.
Wie hat er in diesem Jahre verspielt:
Das steht in dem Blick, darinnen sich stiehlt
Heimliche Angst aus der Seele der Frau,
Die neben ihm sitzt im Abendgrau.
Die Lippen verkniffen, die Stirne kraus,
Starrt der Bauer in Dämmer und Dunkel hinaus.
Da klirrt's in das Schweigen, — ein Schrei beinah —
Er ist aufgefahren: „Süh da! Süh da!
Da löppt dat wedder tau'n Tiedverdrief
In swatten Kleed, de Fieke, dat Wief.
Wie'n Unglücksvagel süht dat ut.
Mutter, mak hille un raup mal henut!“
Die Bäuerin öffnet das Fenster geschwind
Und schreit hinaus gegen Regen und Wind:
„Müggen Mutter, wonäm noch sau lat op'n Deich?“
„Ich such' mein' Mann, ich such' sein' Leich',
Ich such' mein' Mann, bis daß ich'n find'; —
Den Mörder sucht un find't sein' Sünd!“
Fern klingt's schon hinter Deich und Hag.
Des Bauern Faust mit hartem Schlag
Dröhnt auf den Tisch. — Die Stirne feucht,
Stiert er zum Deich hinauf und keucht:
„Sau geiht dat nu Dag-in, Dag-ut:
Wie sau'n Gespenst, dat einen gru't,
Un schriet von Murd un Owerfall!
Ich glöw', dat Frugensminsch is mall.
Da schüll mal de Schandarr wat dau'n.
De Düwel hal' dat Liekenhauhn!“
Der Bäuerin magere Hand umschmiegt
Des Mannes Faust, die im Fieber fliegt.
„Wes' nich sau hart, — un all's, wat recht! —
Denk blot, wo swar de Frue dräggt'.
Dat ward, — nee hüte is't en Jahr,
Wie hew't den fiften Feberwar.
Da gung de Breifbo mit veel Geld
Hier dör un woll nah Maienfeld;
Hei kamm nich hen un blew verswun'n,
Sien Liek is socht un is nich fun'n.
De arme Frue! Keiner weit,
Ob'e dot is oder lewen deit?“
„Hei lewt, hei lewt!“ ruft wild der Mann,
„Von Murd tau kören, dat is ne Schann'!
Sau wat is niemals hier passert,
Da hett nein Minsch hier wat von hört.
Seß dusend Mark, dat is kein Quark,
Da brukt et nich ierst Düwelswark.
Tau'n Lachen is't: ‚Todslag un Murd!‘
‚Ünnerslagung‘, — dat is ook 'n Wurd.
Dat Wief socht hier den Kerel nah?
De is längst in Amerika.
De hat sin' Farm un seggt: ‚Godloff!‘
'ne Farm veel grötter as use Hoff!“
Darauf die Frau: „Ne, Vader, ne!
Dat was kein Minsch, de so wat deh.
De gung nich mit gestohlen Geld
Von Hus weg in de wiete Welt.
De liggt verscharrt in'n deipen Grund
Un blot dat Geld, dat löppt noch rund.
De Slechtigkeit opstehn is grot:
Um weiniger slah't se einen dot;
Um weiniger hat sau'n Räuber oft
Sin Seel' un Seligkeit verkofft!“
Kaum ist das letzte Wort verhallt,
Da fällt ein Stuhl, die Türe knallt
In's Schloß — und draus im Vorderhaus
Tobt sich ein Donnerwetter aus.

⊠ ⊠ ⊠

Dunkeler Abend und Essenszeit.
Nach Alter und Rang um den Tisch gereiht,
Die Hausgenossen in voller Zahl.
Aus irdenen Näpfen dampft das Mahl.
Der Bauer sitzt oben und löffelt stumm,
Nur leises Flüstern läuft ringsum.
Leiser klirrt es am Tellerrand,
Lässiger rühren sich Mund und Hand.
Nur der Hütejung', der ganz unten sitzt,
Schwatzt und schmatzt und ißt, daß er schwitzt,
Da horcht der Bauer und sagt: „Mick dücht,
Da buten kloppt ein. Nimm mal de Lücht',
Krischan, un lop' und süh mal hill,
Ob da wer is und wat he will?“
Ein kurzes Weilchen wartet man still, —
Da stolpert's über die Diele her,
Und als ob er schwer betrunken wär',
Tritt der Knecht wieder ein, wie der Kalk an der Wand,
Die Laterne fliegt in zitternder Hand,
Und aus weißen Augen geht sein Blick
Über die Schulter in's Dunkel zurück
Und er stottert: „Och, Buer, da op'n Stein

Vor de Halbedhör, — da steiht sau ein,
Da steiht sau'n Kierl, de sieht sau ut,
As keim hei grad' ut't Water rut;
Dat löppt noch jümmer an öhm dahl.
Hei is sau dünn, sau small un tahl,
As künn' ein kieken dör und dör,
As ob't kein richtigen Minschen wör'.
Un wat hei säd, kamm ut'r Grund,
Gar nich sau wie ut siner Mund!"
Der Bauer schreit grob: „Wat hett'e seggt?"
„Hei säd, hei säd," stamert der Knecht,
„Hei säd: ‚Nu, Junge, segg mal geswinn,
Is Borchlingsbuer vannamen in?
Denn sau bestell: Nu wör't sau wiet,
Dat Jahr wör um, — nu würd dat Tied!'
Dat säd de Kierl ganz holl — un, — un:
‚Dat was de Breifbo, de verswunn
Dat vörigte Jahr! Ja, Buer, t' is wahr:
Müggen Vader was dat ganz un gar!'
Hier is de Lücht', — gaht sülbenst rut.
Ick mag't nich seihn! Mick gru't, mick gru't!"
Ein wirres Rufen hin und her:
„De ole Mügge is'er we'r!"
„Na, seiht je woll? Wer hat nu recht?"
„Ick segg': Ick hew't ja glieks eseggt!"
Da in den dichten Knäuel tritt
Der Borchlingsbauer mit hartem Schritt
Und schreit: „Tau'n Düwel mit den Snack!
Dat is sau Snack von Wiewerpack!
Ick glöwe gar — de ole Mügg'!
Wo de is, kummt nein Minsch torügg'.
Dat is mal wedder sau'n Vagebund.
Ick will'n all! Pollo, komm, mein Hund!"
Schon reißt er die Seitentüre auf,
Die Leute drängen wild zu Hauf.
Ins Stimmgetöse schlägt ein Fluch
Und ein Kommando: „Such', Pollo, such'!"
Der Hund schießt kläffend hervor aus dem Flur
Und nimmt da draußen schnuppernd die Spur —,
Aber kläglich heulend in wildem Lauf
Taucht er wieder aus dem Dunkel auf
Und unaufhaltbar und ungehemmt,
Die Rute zwischen die Beine geklemmt,
Sucht er winselnd den Weg ins Haus.
Aufstampfend tritt der Bauer hinaus.
Hinter ihm spannen sich Auge und Ohr; —
Er hält die Laterne hoch empor; —
Ihr matter Lichtschein reicht nicht weit,
Und ertrinkt im Meere der Dunkelheit —
Aber nirgend, so weit seine Helle kreist,
Lebendiges Regen — kein Mensch, kein Geist.
Doch wie er suchend vorwärts geht,
Mit krummem Rücken späht — da steht
Eine große Pfütze im Lampenschein,
Und auf den Platten von Sollingstein
Die Spur zweier Füße, wasserschwer.
Ein Schrei, halb ein Fluch — er sieht noch mehr:
Dahinter im Schatten weiter zurück
Liegt, überzogen von Moder und Schlick,
Eine Briefträgermütze, zerbeult und steif;
Wie blutig leuchtet ihr Doppelstreif.

⁂ ⁂ ⁂

Auf Weser und Dorf drückt schwarze Nacht.
Der Borchlingsbauer sitzt und wacht.
In der „großen Stube" bei Lampenschein
Sitzt er im Sorgenstuhl — nicht allein:
Auf dem harten Sofa die Bäuerin liegt,
Den müden Kopf in ein Kissen geschmiegt.
Sie hatte gebettelt mit aller Macht,
Wollte im Haus und Hof die Wacht
Halten mit ihrem Manne vereint.
Sie schläft. Der Schlaf hat es gut gemeint!
Langsam Stunde um Stunde vergeht,
Der Bauer sitzt und sinnt und späht.
Er horcht in Ängsten ohn' Unterlaß,
Er wartet und wartet und weiß nicht auf was. —
Da kommt von der Kirche der zwölfte Schlag:
Gottlob, gottlob! Ein neuer Tag!
Doch kaum daß der letzte Ton verhallt,
Da geht es ihm über schauernd-kalt:
Da draußen rinnendes Wasser tropft,
An die Lade ein harter Finger klopft,
Und eine Stimme — er kennt sie wohl —
Spricht wie von ferne tot und hohl:
„Dat Jahr is um! Nu, Borchlingsbuer,
Nu ward dat Tied; ick luer', ick luer'!
Nu, Borchlingsbuer, dat Jahr is um;
Ick luer', ick luer'. Nu kumm, nu kumm!"
Der Bauer stöhnt und steht verstört.
Und ruft: „Karlin', hest hört, hest hört?
Dat reep, dat hat mien Namen 'nömmt!"
Verschlafen kommt's: „Dat hest Du drömt!"
Sie dreht sich um und schläft und träumt
Und hat das letzte Wort versäumt. —
Der Bauer seufzt: „Wat möt, dat möt!"
Das gilt für Abschied und Gebet,
Er löscht die Lampe aus und — geht.

⁂ ⁂ ⁂

Der Morgen dämmert schreckensbleich,
Da schrillt eines Weibes Stimme vom Deich.
Das Echo trägt's von Haus zu Haus:
„Die Weser warf zwei Leichen aus!"
Fragen und Sagen läuft weit herum.
Der Fluß geht ruhig und still und stumm,
Seine Wogen, die Schuld und Sühne sahn,
Treibt er hinaus in den Ozean.

⁂ ⁂ ⁂

Die Wasser des Lebens tragen
Alles in stiller Geduld:
Gutes und Böses und fragen
Nicht nach Sühne und Schuld.
Wir, die in Wellen und Winden
Treiben als Zufallsspiel
Hierhin und dorthin, wir finden
Auch unser letztes Ziel.
Möchte über uns Armen,
Wenn wir ruhen am Strand,
Heiliges Menschenerbarmen
Segnend recken die Hand!

Über Selbstvergiftungsvorgänge im Innern des menschlichen Körpers.

Von Dr. med. Ernst Harmsen, Geh. Sanitätsrat, Lüneburg.

Der Ausspruch des griechischen Weisen Thales von Milet: „Lerne dich selbst kennen“ hat seit dem Jahre 620 v. Chr. bis auf den heutigen Tag an tiefem Sinn und innerer Bedeutung noch nicht das geringste eingebüßt. Denn die erste und notwendigste Bedingung zur Selbstbesserung — ohne Zweifel eine der höchsten Aufgaben des Menschen — ist die richtige Erkenntnis des eignen Ichs. Sie bildet die Grundlage für Ethik und Seelsorge, sie ist Inhalt und Weisheit der ganzen medizinischen Wissenschaft. Wir haben hier uns nur mit den körperlichen Übeln und Gebrechen zu beschäftigen. Aber das Erkennen der kleinsten menschlichen Zelle mittels des Mikroskopes, die Sichtbarmachung aller Höhlen durch Augen-, Nasen-, Ohr- oder Kehlkopf- und andere Spiegel, selbst das Durchleuchten des ganzen menschlichen Leibes bis auf das Knochengerüst, alle diese wunderbar künstlichen Verschärfungsmittel unseres leiblichen Auges reichen bei weitem nicht hin, um auch nur einen annähernden Begriff zu geben und zu bekommen von den unendlich komplizierten Vorgängen, die sich stündlich, ja in jeder Minute im lebenden Organismus abspielen und mit dem Worte Stoffwechsel benannt werden. Man versteht unter Stoffwechsel die Vorgänge im Organismus, durch die einverleibte Stoffe zersetzt, verarbeitet und in dienlichster Form den Zellen zugeführt, andere, unbrauchbar gewordene, an die Außenwelt abgeschieden werden.

Im folgenden soll von einer ganz besonderen Art dieser Stoffwechselvorgänge die Rede sein. Über sie eine Belehrung zu geben, muß als eine wichtige Aufgabe des Arztes betrachtet werden. Er erfüllt damit gegenüber seinen Mitmenschen, da sie sich selbst diese Kenntnisse zu erwerben nicht imstande sind, nur die Aufforderung des Weisen von Milet.

Daß diese Vorgänge nicht immer normal bleiben, ja daß oft genug mehr oder weniger erhebliche Störungen eintreten, dafür sorgt nicht nur die den Körper umgebende Außenwelt durch atmosphärische Einflüsse, durch allerlei Zufälligkeiten, durch Einwirkungen seitens feindlich gesinnter Lebewesen, sondern, vielleicht am meisten sogar, der Mensch selbst durch unzweckmäßige Lebensweise und durch bewußt oder unbewußt begangene Torheiten.

Freilich sind alle solche Vorgänge, mögen sie normal geblieben oder krankhaft geworden sein, stets denselben unabänderlichen Naturgesetzen unterworfen. Und die Störungen im körperlichen Befinden werden auch oft genug nur als ganz leichte und vorübergehende Unpäßlichkeiten empfunden. Aber in anderen Fällen, z. B. bei schwachen Konstitutionen und im zarten Kindesalter, können schon recht ernste Krankheitszustände entstehen.

In sehr vielen Fällen beruhen nun solche Veränderungen auf chemischen Prozessen, und es ist sogar erwiesen, daß gar nicht selten wirkliche Gifte sich bilden und diese als die Ursache der angedeuteten Schädigungen angesehen werden müssen. Hiervon soll im folgenden die Rede sein.

Diese Erkenntnis ist erst seit dem Jahre 1887 Allgemeingut der Ärzte geworden, als der Franzose Cl. Bernard sein epochemachendes Werk: „Leçons sur les autointoxications dans les maladies“ veröffentlichte. Zur Ehre der deutschen Nation sei jedoch hinzugefügt, daß Professor Senator in Berlin auf solche Vorkommnisse bereits 1868 hingewiesen und 1864 der praktische Arzt Fr. Betz eine kleine Anzahl von Krankheitsfällen beschrieben hatte, die nur durch die Annahme der Autointoxikation, d. h. Selbstvergiftung, ihre richtige Erklärung finden konnten.

Autointoxikation ist demnach nichts anderes als Vergiftung des Organismus mittels selbst erzeugter schädlicher Stoffwechselprodukte. Unter Gift aber hat man (nach Kobert) einen Stoff zu verstehen, (organisch oder unorganisch, von außen eingeführt oder im Organismus entstanden), der durch seine chemische Natur unter gewissen Bedingungen ein Organ eines lebenden Wesens so beeinträchtigt, daß das relative Wohlbefinden vorübergehend oder dauernd schwer beschädigt wird.

Um die Möglichkeit der Giftbildung im menschlichen Körper verstehen zu können, bedarf es nicht besonderer chemischer Kenntnisse, wenigstens nicht mehr, als jede Hausfrau davon gelernt hat und weiß. Bedenke man doch nur folgendes: Der Giftstoff im Zahne einer Kreuzotter kann selbstverständlich auf keinem anderen Wege gebildet werden, als durch chemischen Stoffumsatz aus dem Schlangenblute, und das Schlangenblut nur aus der eingenommenen Nahrung. Es haben sich also einige in der Nahrung der Schlange enthaltene Stoffe chemisch so umgewandelt, daß sie Gifte geworden sind. Ferner ist es bekannt genug, daß in den Sommermonaten Eiweißstoffe, Milch, Fleisch, Würste oft nur kurze Zeit genußfähig erhalten werden können, weil sich, begünstigt durch die Wärme, auf diesen Nahrungsmitteln sehr schnell reichliche Bakterienkolonien entwickeln, die durch ihren Lebensvorgang die stickstoffhaltigen Eiweißverbindungen zer-

setzen und außerordentlich heftige Gifte bilden. Man vergegenwärtige sich auch die Gründe, weshalb der operierende Arzt durch Auskochung seiner Instrumente und durch gründliches Reinigen seiner Hände die Verhinderung einer Übertragung von feindlichen kleinsten Lebewesen in eine Wunde seines Patienten zur ersten Pflicht machen muß.

Aber wie handeln wir Menschen im täglichen Leben? Wir schwelgen in Genüssen von frischen Früchten, laben uns durch kühlen Trunk ungekochten Wassers, und Rettiche, Radieschen, Salate sind uns angenehme, erfrischende und appetitreizende Leckerbissen. Wir denken gar nicht daran, daß alle diese Nahrungsmittel (nicht einmal das kristallklare Bergquellwasser) im medizinischen Sinne nicht absolut rein, nicht aseptisch sind, daß vielmehr mit unseren Nahrungsmitteln täglich eine ganz erhebliche Anzahl Mikroorganismen unserm Verdauungskanal zugeführt werden. Fast unglaublich, ja fast unheimlich klingt es, aber es ist erwiesen und sogar ausgerechnet, daß aus den in vierundzwanzig Stunden vom Körper eingenommenen, an sich ganz unschädlichen Nahrungsmitteln, eine Giftmenge produziert werden könnte, die bei plötzlicher Einverleibung hinreichen würde, in kurzer Zeit unfehlbar den Tod herbeizuführen.

Aber schon die Erwägung, daß die gütige Natur den Menschen von jeher auf alle diese Nahrungsmittel hingewiesen hat, ferner die seit Jahrhunderten erfahrungsgemäß gewordene Erkenntnis von der Harmlosigkeit dieser Speisen und endlich der von hervorragenden Physiologen erbrachte Nachweis von der Unschädlichkeit der roh genossenen Nahrungsmittel und der mit denselben einverleibten Mikroben muß und darf uns vollkommen beruhigen. Ja es ist sogar erwiesen, daß das Vorhandensein dieser Mikroben, wenigstens bis zu einer gewissen Menge, für eine normal vor sich gehende Verdauung ein geradezu unbedingtes Erfordernis ist. Die Mikroben leben, so darf man sagen, mit den Menschen ebenso in Symbiose (im Zusammenleben), wie gewisse Pilze mit den Wurzeln der Leguminosen. Es darf also behauptet werden, daß die mit den Nahrungsstoffen eingeführten Mikroben für das Wohlbefinden des menschlichen Organismus an sich ganz unentbehrlich sind. — Das muß etwas weiter ausgeführt werden.

Für die Magenverdauung sind vorzugsweise die sogenannten Enzyme von der größten Bedeutung. Darunter versteht man unbelebte, ungeformte, den Fermenten, Hefen, ähnliche Körper, die schon in geringer Menge große Massen gewisser Substanzen chemisch zu verändern imstande sind. Hierbei verändern sie sich selbst merkwürdigerweise nicht im geringsten, werden auch nicht aufgebraucht. Man sagt, ihre Wirkung ist katalytisch, dem Platinschwamm vergleichbar, der bei Sauerstoffzuführung plötzlich zu glühen beginnt. Zu solchen Enzymen ist z. B. das als Arzneimittel bekannte und im Magensafte jedes gesunden Menschen vorhandene Pepsin zu rechnen. Dieses besitzt eine das Eiweiß bis zu einem gewissen Grade verdauende Kraft. Andere Enzyme vermögen Fette- und Kohlehydrate (Zucker, Amylum) zu spalten, noch anderen darf die Funktion zugeschrieben werden, Sauerstoffatome auf andere Stoffe zu übertragen.

Von diesen vornehmlich im Magen tätigen Enzymen sind die hauptsächlich im unteren Teile des Darmkanals weilenden Mikroben zu unterscheiden. Das sind kleine, belebte Organismen, deren Hauptverdienst darin besteht, die von den Enzymen als für sie unangreifbar vernachlässigten Stoffe einer gründlichen Umsetzung zu unterziehen, damit der Körper aus ihnen die noch vorhandenen brauchbaren Stoffe sich anzueignen in den Stand gesetzt wird.

Soweit sind also die mit den Nahrungsstoffen eingeführten Enzyme und Mikroben segenspendend. Aber wie ein die ganze Vegetation belebender Gewitterregen und der zerstörend wirkende Blitz oft gleichzeitig sind, wie überhaupt in der ganzen Natur das Gute und das Böse oft ganz nahe beieinander liegen, so auch hier. Die Mikroben, die so sehr notwendig für die gedeihliche Ernährung des Menschen sind, können unter Umständen für ihn zum größten Verderben werden. Erscheinen sie z. B. plötzlich in großer Zahl und erlangen sie das Übergewicht, so gibt es eine Revolution. Es wird nicht nur unordentlich gearbeitet, sondern dem Körper werden Stoffe, die er zum Aufbau noch hätte verwerten können, entzogen. Die Verbrennung der eingeführten Nahrungsmittel durch den notwendigen Sauerstoff geschieht unregelmäßig. Die Umbildung der Eiweißstoffe zu Harnstoff, Kohlensäure und Wasser vollzieht sich nur zum Teil oder gar nicht. Aus dem unvollkommen vonstatten gehenden Abbau der wertvollsten Nahrungsstoffe werden den Fäulnisgiften ähnliche Substanzen, sogenannte Ptomaine, gebildet und endlich schädliche Gase, wie Kohlensäure, Wasserstoff und Schwefelwasserstoff. Kurz, es hat sich im Darm sozusagen eine förmliche Giftfabrik etabliert, deren Produkte durch die Darmwandungen in die Blutbahn einzudringen bestrebt sind. Gelingt ihnen das, so ist die Autointoxikation meistens unabwendbar. Aber doch nicht in allen Fällen.

Denn es bestehen Organe, von denen einige das Eindringen der Mikroorganismen und der von ihnen gebildeten Gifte in die Blutzirkulation zu verhindern streben, andere sie aufzuhalten und noch andere sie unschädlich zu machen imstande sind. In seiner oberen Zellschicht, im sogenannten Epithel, besitzt der Darm ein Organ von erheblicher Widerstandskraft, und seine zahlreichen Schleimdrüsen haben eine vorzügliche giftaufhebende Kraft. Daher ist aber auch die Unversehrtheit der Darmschleimhaut wichtiger, als die Nichtgiftigkeit des Darminhaltes. Ja man darf behaupten, daß ein

hoher Giftgehalt des Darminhaltes bei normal funktionierender Darmschleimhaut weniger gefahrvoll ist, als schwacher Giftgehalt bei mangelhaftem Darmschutze. Schon die unbedeutendste, durch irgendeinen Zufall entstandene Verletzung bildet für die Gifte eine genügende Eingangspforte. Es kann daher — das darf hier gleich eingeschaltet werden — der Arzt seine Klienten gar nicht genug vor dem Genusse schädlicher, die Magen- oder Darmschleimhaut gefährdender Stoffe warnen. Allzu heiß genossene Speisen, ferner Pfeffer, namentlich der sogenannte spanische, Paprika und das Gemisch des Curry powder, ja schon ein scharfer Kognak vermögen ätzend zu wirken, zumal wenn sie in einem leeren oder wenig gefüllten Magen dessen Schleimhaut unvermittelt treffen können. Und ferner vermögen die Mikroben und durch sie geschaffene Gifte Schaden zu stiften, wenn die Ausschaltung der mit ihnen durchsetzten, für den Körper unnütz, lästig, ja schädlich gewordenen Endprodukte des Stoffwechsels durch irgend eine äußere Veranlassung ins Stocken geraten ist. Endlich kann aber noch dann großes Unheil angerichtet werden, wenn einige an anderen Körperstellen gelegene Organe, die von der Natur gleichsam zu Fabriken von entgiftenden Stoffen ausersehen sind, durch Arbeitseinstellung lahmgelegt sind und nichts zu produzieren vermögen.

Als eins der stärksten Bollwerke, die als Schutzmittel gegen den Ansturm der durch die feindlichen Mikroorganismen gebildeten Gifte von der Natur geschaffen sind, ist die Leber anzusehen. Sie besitzt in ihren Zellen die Fähigkeit, diejenigen giftigen Substanzen, welche die erste Verteidigungslinie, die Darmschleimhaut, durchbrochen haben und ihr — der Leber — durch das Pfortaderblut zugeführt sind, in sich wie in eine Vorratskammer vorläufig aufzunehmen. Sie kann schwer verdauliche Eiweißkörper in einfachere verwandeln. Das giftige Ammoniak setzt sie in den unschädlichen Harnstoff um. Ja man darf annehmen, daß sie etwa zwei Drittel aller aus dem Darm stammenden Gifte zu zerstören vermag. Endlich verarbeitet sie Kohlehydrate (Amylum, Gummi, Zellstoffe der Pflanzen) und sogar Zucker selbst, wenn dieser sich im Blute in abnormer Menge (mehr als 1 pro Mille) anhäufen sollte, zu Glykogen, einem Stoffe, den sie gleichfalls bis auf weiteres anhält und erst allmählich nach Bedarf dem Körper wieder zuführt.

Aber noch ein dritter Verteidigungsgürtel gegen die in die Blutbahn eindringen wollenden, aus dem Darmkanal stammenden Gifte ist dem menschlichen Organismus anerschaffen. Das sind die erst in neuerer Zeit als so höchst wichtig erkannten sogenannten Blutgefäßdrüsen: die Schilddrüse, die Nebenschilddrüsen, der Gehirnanhang, die Nebennieren und für den Fötus die Thymusdrüse.

Es würde zu weit führen, auf die Beschreibung dieser Organe und ihrer Funktionen näher einzugehen. Erwähnt werden soll nur, daß sie sämtlich höchst nützliche, meist stark entgiftende Stoffe absondern, diese ins Blut gelangen lassen und durch sie den Stoffwechsel wohltätig anregen.

Krankheitserscheinungen, die mit Bestimmtheit auf Selbstvergiftungen vom Darmkanal aus schließen lassen, kommen in jedem Lebensalter vor, recht häufig aber im zarten Kindesalter; dann sind sie meistens Folge von zu reichlichen oder ungeeignet eingeteilten Mahlzeiten. Daher ist die erste Mahnung des Kinderarztes an die junge Mutter: peinlichste Regelmäßigkeit der Nahrungsgabe und vor allen Dingen keine Überernährung. Diese kann schon eintreten, wenn jede Unruhe, jedes Weinen des Kindes als Nahrungsbedürfnis gedeutet und demgemäß behandelt wird. In der Lüneburger Heide heißt ein Sprichwort: „Kinner und Kalwermat möt grote Lüt weten." Es ist ein Erfahrungssatz bei den praktischen Ärzten, daß in jeder Altersstufe Darmerkrankungen Fernwirkungen auf das Nervensystem auszuüben vermögen, nicht nur auf das zentrale, sondern auch auf das periphere. Selbstverständlich kommen hier alle mit Fieber verbundenen Krankheiten gar nicht in Betracht, da bei ihnen kompliziertere Verhältnisse vorliegen. Wohl aber darf behauptet werden, daß in der größten Mehrzahl die mit Erbrechen verbundenen Migräneanfälle auf Selbstvergiftung infolge Magendarmvergiftung zurückzuführen sind. Ferner ist für das nächtliche Aufschreien der Kinder (der sogenannte Pavor nocturnus) in den meisten Fällen eine Störung in dem Darmkanal zu beschuldigen. Ja durch Schaffung einiger Namen in den Lehrbüchern, wie „Magendarmschwindel", „Asthma dyspepticum" ist der Beweis geliefert, wie erheblich eine Verdauungsstörung durch eine giftige Fernwirkung auf das Nervensystem sich gestalten kann. In die Augen springend ist auch das bei den Träumen der Fall. Die unter dem Namen Albdrücken bekannten Erscheinungen, die Leander Volkmann in seinen klassischen „Träumereien an französischen Kaminen" in dem Märchen „vom unsichtbaren Königreiche" so allerliebst schildert und bösen oder neckischen Kobolden andichtet, sind durch nichts anderes entstanden, als durch eine meistens freilich ganz leicht vorübergehende Selbstvergiftung, deren Grund im Magendarmkanale zu suchen ist.

Man braucht sich nicht zu wundern, daß auch auf andere Organe, z. B. die äußere Haut, die Giftstoffe einwirken. Bekannt genug ist, daß viele, nicht alle Menschen, nach Genuß von Erdbeeren, Krebsen, Hummern, Austern einen Nesselausschlag bekommen, ohne Frage eine Folge einer Aufnahme von Giften, die durch eine Magendarmstörung bedingt ist.

Es kommen nun aber ganz erheblich schlimmere Krankheitserscheinungen vor, die gleichfalls als eine von Darmaffektionen ausgehende Selbstvergiftung aufgefaßt werden müssen.

Zuerst sei die sogenannte Urämie erwähnt, eine Krankheit, die, wie der Name

besagt, Harn im Blute bedeutet. Eine heftige Entzündung der Nieren, herrührend von Erkrankung an einer schlimmen Infektionskrankheit, einer starken Erkältung oder von einer Vergiftung (z. B. durch Karbolsäure, spanische Fliege), kann unter Umständen ein teilweises, ja gänzliches Versiegen der Urinabsonderung herbeiführen. Es ist klar, daß dann alle Stoffe, deren sich das Blut sonst durch gesunde Nieren entledigt, in ihm zurückbleiben müssen. Bis vor kurzer Zeit schrieb man denn auch diesen Stoffen die unmittelbare Giftwirkung zu. In neuester Zeit ist jedoch nachgewiesen, daß die Harnanhäufung im Blute an sich noch gar keine Vergiftungen hervorrufen kann. Es liegen vielmehr erheblich verwickeltere chemische Verhältnisse vor. Die im Magendarmkanal durch die Mikroorganismen erzeugten Stoffe sind in solchen Fällen den im faulenden Fleische gefundenen Substanzen (Cadaverin), Zersetzungsstoffen des Eiweißes, an chemischem Charakter und an Giftigkeit gleichartig. Wenngleich nun solche Gifte in dem sparsam abgesonderten Urine nur in ganz geringen Mengen haben nachgewiesen werden können, so darf doch angenommen werden, daß im Blute selbst erheblich größere Mengen zirkulieren. Welch eine geringe Gabe aber von einem heftigen Gifte den menschlichen Organismus schon zu zerstören vermag, das haben, wie bekannt, die durchaus nicht stärker giftigen Stoffe, wie Atropin, Nikotin, Strychnin zur Genüge gelehrt.

Ebenso wie die Urämie ist auch die sogenannte gelbe Leber-Atrophie als eine Autointoxikation aufzufassen. In vielen Fällen sind ihre Symptome einer Vergiftung durch Phosphor außerordentlich ähnlich. Schon der Name Atrophie, Verödung, besagt, daß bei dieser Krankheit die Leber ihre Funktion eingestellt hat. Welch hohe wichtige Bedeutung die Leber für den gedeihlichen Stoffwechsel besitzt, ist oben bereits auseinandergesetzt worden. Ist sie aber ausgeschaltet, so ist der Filter, welcher die im Pfortaderblute enthaltenen schädlichen Schlacken aufhalten sollte, durchlöchert, unwirksam. Nur kurze Zeit vermag der Körper dem Ansturm der jetzt massenhaft auf ihn eindringenden Gifte zu widerstehen, er wird ihnen bald erliegen müssen.

Eine dritte hier zu erwähnende Krankheit ist die Zuckerkrankheit (Diabetes). Das Hauptsymptom, nach welchem sie den Namen trägt, ist bekannt. Man hat zwei Formen zu unterscheiden. Oben schon ist die Leber mit einem Filter verglichen, der die im Blute zirkulierenden Schlacken und die noch nicht genug chemisch verarbeiteten Stoffe, z. B. den aus Nahrungsmitteln gebildeten Zucker, aufzuhalten vermag. Wird einmal plötzlich ein Übermaß von Kohlehydraten einem Körper einverleibt, so kann es vorkommen, daß der Filter etwas von der zu großen, ihm zugeführten Quantität in den Blutkreislauf übertreten läßt. Es zeigt sich dann Zucker im Urin, der aber durch Ausschaltung von Kohlehydraten aus der Nahrung in kurzer Zeit beseitigt werden kann.

Wenn nun aber neben einer unvollkommen funktionierenden Leber auch die benachbarte Bauchspeicheldrüse (das sogenannte Pankreas) erkrankt und dadurch minderwertig geworden ist, dann hat sich die ernstere Form mit allen ihren oft nicht ganz einfachen Symptomen herausgebildet. Die Physiologen von Mehring und Minkowski haben 1890 nachgewiesen, daß durch Totalexstirpation des Pankreas beim Hunde Diabetes künstlich geschaffen werden kann. Damit ist erwiesen, daß dieses Organ einen die Zuckeraufnahme hemmenden Einfluß auszuüben vermag. Es kommen freilich Pankreaserkrankungen ohne Diabetes und Diabetes bei normalem Pankreas vor. Aber das sind immerhin Ausnahmen. Wie die Leber, so ist auch das Pankreas zwischen Darm und Herz eingeschaltet, um zugeführte Kohlehydrate umzusetzen. Fällt das Arbeiten des Pankreas aus, so wird die Blutbahn des Körpers mit einem vom Darm herstammenden, unfertigen Produkte des eigenen Stoffwechsels überschwemmt, und damit ist die Autointoxikation gegeben.

In allen bisher angeführten Krankheitsfällen waren diese hervorgerufen durch Gifte, die sich im Magendarmkanal gebildet hatten. Es können aber auch in anderen Organen Hemmungen der Ausschaltung verbrauchter Stoffe vorkommen und dadurch Krankheitszufälle hervorgebracht werden. So z. B. bei den Atmungsorganen. Man bedenke nur, daß die Blutmenge eines Erwachsenen etwa den dreizehnten Teil seines Körpergewichtes — dies zu 150 Pfund angenommen — also etwa $11\frac{1}{2}$ Pfund ausmacht. In jeder Minute soll nun diese Menge Blutes auf 300 bis 400 Millionen Bläschen in der Lunge so einwirken, daß von diesen Sauerstoff aufgenommen und Kohlensäure nebst Wasser ausgeschieden werden kann. Dieser für den ganzen Organismus notwendige Vorgang ist für Herz und Lunge gewiß eine recht großartige Leistung. Wenn aber dieser Prozeß von den Menschen selbst aus großem Unverstande gestört wird, wenn z. B. eine Dame mittels eines Panzers, Korsett genannt, den untersten, den beweglichsten Teil des Brustkorbes unnatürlich zusammenpreßt, so daß er an Umfang geringer wird, als die obere Hälfte, so wird eine sehr beträchtliche Menge der Lungenbläschen ihrer Tätigkeit beraubt. Kohlensäure und Wassergehalt kann nicht genügend ausgegeben, Sauerstoff, das Lebenselixier für das Blut, nur in verringertem Maße aufgenommen werden. Wird nun gar bei starken Muskelanstrengungen (Märschen, Bergsteigen, Laufen, Tanzen) der Herzschlag stark vermehrt, dadurch viel schneller und häufiger eine große Blutmasse in die Lungenbläschen eingetrieben, dann vermögen diese die zugemutete Mehrleistung nicht zu bewältigen. Eine Kohlensäurevergiftung, Überhäufung des Blutes mit Wassergehalt ist die unausbleibliche Folge, die sich

durch ängstliches Schnappen nach Luft, Blaufärbung und Anschwellung der Adern im Gesichte, durch Hervortreten der Augen aus ihren Höhlen, endlich durch Schwindel, Unbesinnlichkeit, Verlust der Herrschaft über die Glieder zu erkennen gibt und Herz- oder Gehirnschlag plötzlich herbeizuführen imstande ist.

Damit nun aber der einzelne Mensch sich die Fähigkeit erwerbe, die Giftbildung in seinem Innern möglichst zu verhindern, prüfe er sich, wie er durch eine vernunftgemäße Lebensweise, durch Körperabhärtung, Maßhaltung in allen Genüssen, Reinhaltung des äußeren und inneren Ichs, der Aufforderung des Weisen von Milet zu seinem eigenen Heile gerecht werden könne.

Eine größere Gefahr als die Autointoxikation bildet, das sei hier zum Schluß erwähnt, die Ansteckung durch Infektionskrankheiten. Aber auch ein Teil dieser Gefahren ist, wenn auch noch nicht beseitigt, so doch bedeutend eingeschränkt. Denn gleich wie das Drachenblut den Nibelungenhelden Siegfried bis auf die Größe eines Lindenblattes unverwundbar machte, so haben verdienstvolle Männer, ich erwähne nur Jenner, Koch, Behring, diese größten Wohltäter der Menschheit, Stoffe erschaffen, die den menschlichen Körper wenigstens gegen viele der größten Feinde oft auf viele Jahre zu feien und giftfest zu machen imstande sind.

Winterlied. Von Adolf Holst.

Nun heben die Mucker wieder an zu klagen!
Sie hocken sich hinter den Ofen und sagen:
„Ach du liebe Zeit!
Ach du Gerechtigkeit!
Hört nur, wie es stürmt! Seht nur, wie es schneit!
Ja, ja,
Der Winter ist da!
O, o! wie ist doch das Leben so schwer!
Wenn's doch nur erst wieder Sommer wär'!"
Und sie seufzen und sitzen
Und schwitzen
In ihren gestrickten Zipfelmützen.
Könnt' ich sie euch um die Backen schlagen
Und um die Ohren!
Ihr traurigen Toren!
In Wetter und Winde möcht' ich euch jagen,
Die die donnernden Wälder durchbrausen;
Ihr Duckmäuser, Memmen, Philister, Banausen!
Aber ich mag nicht mit euch hausen,
Gott soll mich bewahren!
Bleibt nur auf euren Ofenbänken,
Bleibt nur in euren dumpfigen Schenken!
Ich will mit Lachen ins Freie fahren,
In die Welt und die Wälder, die wunderbaren,
Wo die Sturmrosse rasen
Und die Wodanshörner brüllen und blasen!
Hinaus
In all den Winter- und Wettergraus!
Und droben
Im Singen und Sausen der Höhn,
Da will ich so recht mit Freuden stehn;
Und hinein in das Heulen und Tosen und Toben
Will ich nur jauchzen und jubeln und loben:
Denn hier ist die Kraft
Und die Leidenschaft,
Die das Neue schafft,
Die Leben bringt, und die keiner zwingt,
Die alles versöhnt, und die alles verjüngt!

Der Polyp.

Erzählung von Richard Voß.

Gab es wohl unter dem Himmel Roms zwei glücklichere Menschen als Massimo und Minetta Bartolini von Nettuno? Mochte dieser klassische Himmel zuzeiten schwarz umwölkt sein — für die beiden strahlte er in „ewigem" Azur und Ultramarin, von Rosenröten und Purpurglanz überflossen. Sie waren jedoch nicht nur glücklich, einfach glückselig, sondern auch frühlingsjung und bildhübsch. Und wie lustig sie waren! Eben einfach glückselig.

Er, Massimo, war ein Prachtbursch: schlank wie ein antiker Ephebe, braun wie aus Goldbronze gebildet, einen Kopf höher als jeder andere hochgewachsene Jüngling der uralten Fischerstadt, die ehemals ein Tempel des an diesen Gestaden allmächtig herrschenden Meergottes gewesen.

Weil er nun solch langer Laban war, weil sein Name Massimo der „Große" bedeutete, nannte man ihn spottenderweise Massimino, was so viel heißt als der „kleine Große". Er hatte Augen, die nur leuchten und lachen; hatte Lippen, die nur singen und scherzen konnten, und — ja, der Schlingel konnte noch ein drittes, nämlich küssen!

Arm waren sie, zum Erbarmen arm! Wie hätten sie anfangen sollen, es nicht zu sein? Die Hütte von des Ehemannes verstorbenen Eltern — es waren Feldarbeiter gewesen — in die Massimo sein Weibchen als Herrscherin führte, war über und über verschuldet; Minetta besaß keinen roten Centesimo, und ihr Gatte war von sämtlichen Fischern Nettunos zwar der Stattlichste und Lustigste, zugleich aber auch der Jüngste; folglich hatte er den geringsten Verdienst. Denn die Alten bildeten eine feste Genossenschaft, nahmen darin nur ihre eigenen Söhne, Vettern und Gevattern auf, verkauften ihren Fang an die großen römischen Händler, die ihre Fischvorräte für die Kapitale lediglich von ihnen beziehen durften.

Die Eheleute kümmerten sich nicht sonderlich viel um ihre Dürftigkeit. Dazu waren sie viel zu jung und glücklich — viel zu verliebt. Bedenklicher war, daß Minetta nicht den mindesten Goldschmuck besaß, ohne den in Nettuno eine Hausfrau eigentlich eine Unmöglichkeit war. Keinen Schmuck zu besitzen — er mußte uralter Sitte gemäß aus purem schweren Golde bestehen — galt in Nettuno für eine Art von Schande.

So wurden die beiden Jungen und Glücklichen von ihren Mitbürgern und mehr noch von ihren Mitbürgerinnen äußerst gering geachtet: Minetta, weil sie einen Mann nahm, der ihr nur ein armseliges Korallenkettchen umhängen konnte (und solch schöner Bursch war), Massimo, weil er sich als elender Schlucker erwies (und die reizendste kleine Frau hatte). Zu der allgemeinen Mißachtung gesellte sich Ärger und ein kräftiger Neid wegen der des unsäglichen Glücks der beiden — Ärger und Neid besonders von seiten der lieben Landsmänninnen der holden Minetta. Und nicht einmal, daß sich das Pärchen viel daraus machte. So schien es wenigstens.

Indessen schien es nur so. Den jungen Gatten wurmte es im geheimen gar gewaltig, daß sein Weibchen so armselig zur Kirche gehen mußte. Seiner Heißgeliebten allmählich Goldschmuck und Seidenkleid zu beschaffen, ward nun Massimos heimlich brennender Ehrgeiz. Ja, der Bursche tat bei der schwarzen Madonna von Genazzano ein Gelübde: nicht eher zu ruhen, bis auch seine Minetta in dem Glanz eines Seidenkleides strahlen könnte. Sie würde dann als die Schönste von allen gelten; und der Tag, an dem sie zum erstenmal in vollem Staat zur Kirche ging, würde der stolzeste seines Lebens sein: sein Ehrentag!

⁂ ⁂ ⁂

Unter den Fischern jener Küste gab es ein Gewerbe, das zwar für besonders gefährlich, aber auch für besonders einträglich galt. Jedenfalls erforderte es Kraft und Mut, und beides besaß Massimo.

Dieses besondere Gewerbe bestand in dem Fange großer Kraken, von Riesenpolypen

also. Wer ein derartiges Ungetüm in den Meerestiefen erlegte, erhielt vom Magistrat eine Belohnung. Denn der Krake schädigte den Languſtenfang um ein beträchtliches; und dieſer machte des Städtchens beſte Einnahmen aus.

Aber auch Menſchenleben fielen den Beſtien bisweilen zum Opfer. Noch aus Urzeiten her gab es vom Ahn auf den Enkel überlieferte Schauergeſchichten von Kämpfen mit einem Rieſenkraken, und wie ein ſolches Vieh Vater und Sohn umklammert, erdrückt und erſtickt hatte.

Seinem holdſeligen Weibe zuliebe übte alſo Maſſimo Bartolini jenes gefährliche Gewerbe. Aber für den Jäger des furchtbaren Meerwilds waren ſchlechte Jahre. Der große Polyp wurde am latiniſchen Ufer immer ſeltener, zog ſich mehr und mehr an die Geſtade Neapels hinab. Es konnten Wochen vergehen, ehe Maſſimo auf eine Spur kam. Denn nur die Giganten unter den Octopuſſen — wie ſie ihrer acht Fangarme wegen heißen — hielt er für eine ſeiner würdigen Beute. An der Stelle, wo er den Feind vermutete, ſtürzte er ſich, mit einem ſcharfen Dolchmeſſer bewaffnet, ins Meer. Dann begann in den ſchauervollen Wogengründen das Weidwerk. Das Tier lauerte in Uferhöhlen oder in den verſunkenen Gewölben antiker Villen auf Raub, klebte an Fels und Gemäuer, davon es häufig ſchwer zu unterſcheiden war. Sein Leib war eigentlich kein Leib, ſondern eine Gallerte, eine quallige Maſſe. Und doch wieder war es ein Tier! Durch den grau-weißlichen Sack, der den Körper vorſtellte und der von Buckeln und Beulen beſetzt war, ſah man die Gedärme. Und die Augen! Weit vorquellende, große, gelbe, gräßliche Augen, mit hornartigen Fühlern verſehen, die wie Stacheln waren, und einen gefräßigen, gierigen, grauſamen, mordgierigen Blick hatten.

Acht Fangarme konnte das Geſchöpf ausſtrecken. Sie ſchienen dicht mit häßlichen, weiß-grauen Warzen beſetzt zu ſein: den Saugnäpfen!

Langſam, langſam hob der Krake den erſten Arm, den zweiten, dritten — den achten! Die Fänge wurden lang und länger, ſpitz und ſpitzer; wurden zu den Beinen einer unwahrſcheinlichen Rieſenſpinne.

Zugleich dehnte ſich das Ding, das ein Körper war. Es ſchwoll auf, trieb Stacheln, änderte die Farbe: braun, gelb, rot. Die ſchrecklichen Augen traten noch weiter aus ihren Höhlen, bekamen den Ausdruck unerſättlichen Hungers. Es kroch, ſchob ſich. Nicht etwa vorwärts, ſondern rückwärts wie ein Krebs ... Plötzlich — blitzſchnell — wandte es ſich ... Ein Ruck, ein Sprung; und es warf ſeine acht Schlingen um das Opfer, ſaugte ſich feſt, immer feſter, würgte, mordete.

So fiel der Krake auch den Menſchen an ... Dann entbrannte der Kampf; und oft war es ein Kampf um Sein oder Nichtſein. Wenn dem Umſchlungenen nicht gelang, die lebendigen Feſſeln von ſeinem Leibe zu löſen, Stück für Stück zu zerſchneiden, wenn der Atem ihm ausging in den ſchaurigen Tiefen, ſo ſtarb der Mann in den umklammernden, gräßlichen Armen der Meerſphinx.

Als den beiden ein Knäblein geboren ward, ſtiegen ihr Glück und ihre Liebe womöglich noch höher. Mit dieſen zugleich das Geſpenſt: ihre Armut. Die Mutterbruſt vermochte nur ſchwache Nahrung zu geben; und der Dämon der Dürftigkeit blieb in dem Häuschen der jungen Eltern, als wäre er daſelbſt zu Hauſe. Es hing gar baufällig an der ſteilen Klippe über dem Meer, zu dem eine in den Fels gehauene Treppe hinabführte, ſo ſchmal und ſteil wie eine Leiter. Maſſimo wollte der Baracke ein luſtiges Ausſehen geben, tünchte es von innen und von außen wunderhübſch bunt an: himmelblau mit roſenroten Umrandungen an den Fenſtern und Türen, damit ſchon die Mauern meldeten: „Hier wohnen glückliche Menſchen!“ Oleander, Geranien und Levkojen wucherten wild um die Hütte. Es hätte herrlich ſein können; indeſſen — Armut blieb eben doch Armut.

Da es um den Polypenfang wie um die Fiſcherei überhaupt ſo ſehr ſchlecht ſtand, verdingte ſich der Gatte als Büffelhirte, ein elend bezahltes Amt. Immerhin brachte es etwas Geld ins Haus. Er hütete ſeine Herde ſchwarzer, bösartiger Wildlinge in den Wäldern von Torre Aſtura. Das graue Meerſchloß lag von Nettuno zwei Stunden entfernt in tiefſter Einſamkeit von Wildnis und Sumpf. Außer dem Rauſchen der Meereswellen, dem

Brausen des Windes, dem heiseren Schrei eines Seeadlers und dem Aufbrüllen eines Stieres der Herde keine Stimme, kein Laut. Massimo wollte singen: Lieder, die er selbst dichtete, zu selbst erfundenen Weisen, und die sein Weib, seinen Knaben, seine Liebe und seine Sehnsucht zum Inhalt hatten. Sie klangen jedoch bei dem schauervollen Schweigen so todtraurig, daß der junge Hirte das Singen verlernte.

Um so mächtiger wuchsen seine Liebe und Sehnsucht. Sie trieben ihn häufig bei Anbruch der Nacht den weiten Weg aus der Wildnis zur Neptunsstadt. In dem bunten Häuschen wachte die junge Mutter. Wenn der Heimkehrende durch die Finsternis das zitternde Flämmchen der Ölleuchte aufblitzen sah, fühlte er sich reich wie ein König des Lebens. Dann gab es jedesmal ein Wiedersehen, als lägen zwischen einigen Tagen und Nächten Wochen der Trennung.

Aber während des Sommers holte sich Massimo in den Sümpfen die Malaria. Mit fieberglühenden Augen wurde er besinnungslos seiner Frau ins Haus gebracht.

Er starb nicht an diesem Todübel des latinischen Landes. Wie hätte er sterben können? Er mußte leben, um Weib und Sohn zu herzen; mußte leben, um wieder zu singen und zu lachen; mußte leben, um für Minetta Goldschmuck und Staatsgewand zu erwerben. Je ferner diese glanzvollen Herrlichkeiten rückten, um so heißer begehrte er ihrer, sodaß der Wunsch nach ihrem Besitz mehr und mehr zum fanatischen Wollen, zum Wahne ward.

Er genaß, blieb jedoch an allen Lebenskräften geschwächt. Um ganz zu gesunden, unternahm er mit Weib und Säugling eine Wallfahrt zu einem kleinen Heiligtum in der Wildnis, darin sich ein wundertätiges Gnadenbild der Gottesmutter befand: nach Genazzano im Sabinergebirge, zur schwarzen Madonna wollte er erst, wenn Minetta Schmuck und Gewand besaß. Das teilte er im heißen Gebet jenem Bildnisse der Himmelskönigin mit, davor er eine Kerze opferte. Es war nur ein Kerzlein. Gewährte die heilige Jungfrau die Bitte, sollte sie ein mächtiges Wachslicht erhalten — nicht um einen Tag früher!

Die Madonna schien ihm denn auch wirklich gnädig zu sein. Wenigstens zeigte sie guten Willen, dem Waller Hilfe angedeihen zu lassen — wahrscheinlich wollte sie die verheißene hohe und dicke Wachskerze haben. Die Gnadenmutter begann — so glaubte er wenigstens — seiner Nöte sich anzunehmen. Es geschah dies in Gestalt einer anderen, einer irdischen Frau; und zwar in sehr stattlicher Gestalt.

Sora Giacinta Crimelli war die große Schönheit Nettunos. Noch jung, war sie bereits Witwe. Ihre Reize sollten ihren um vieles älteren Gatten unter die Erde gebracht haben. Das ging jedoch keine Menschenseele etwas an. Um so mehr ward darüber geredet. Sie besaß nicht nur das prachtvollste Seidengewand, den herrlichsten Goldschmuck, sondern auch ganz nahe bei der Stadt eine Tenuta — einen Landbesitz. Zu diesem gehörte eine prächtige Olivete und eine Vigne, die einem Pächter übergeben war: stets einem sehr stattlichen, sehr jungen . . .

Auch darüber gab es eigentlich Gerede genug und übergenug; und kümmerte es doch niemand, frei wie die schöne Frau war.

Und schön war sie wirklich! Von ganz besonderer Schönheit! Von solcher, die den Männern zu Kopf stieg wie der feurigste Wein von Genzano. Allein zu sehen, wie sie das Haupt trug, wie sie sich bewegte, war wie ein heißer Trunk. Und gar wenn sie einen ansah! Mit solchem seltsamen, festen, einwühlenden Blick.

Überhaupt ihr Blick und ihr Lächeln! Denn sie lächelte beständig. Ein ganz leises, spöttisches, sonderbares Lächeln, welches wie Hohnlachen wirkte: als verhöhnte sie jeden Mann, der glaubte, ihr widerstehen zu können. Um die Frauen kümmerte sie sich nicht. Also kümmerten sich diese um so mehr um sie: redeten, raunten, wußten vielerlei, wußten alles. Schon ihr leuchtendes blondes Haar machte sie des eifrigsten Tuscheln und Flüsterns würdig.

Um die ‚Gelbhaarige' zu sehen, stellten sich die Männer von Nettuno Sonntags auf dem Platz vor dem Dom auf, wo jene bei ihrem Kirchgang vorbei kommen mußte. Besonders die sehr jungen Männer starrten dann die wunderschöne Frau aus heißen Augen an. Die aber kümmerte sich um keinen. Wenigstens schien es so.

Nur Massimo Bartolini haßte sie. Trug sie doch Gewand und Schmuck, wie beides

von Rechts wegen seinem Weibe gebührt hätte. Auch um seinen Haß hätte sie sich sicher so wenig gekümmert, wie sie die Liebe der anderen beachtete. Wußte sie überhaupt etwas von ihm?

Viel und heiß geliebt wurde diese schöne, stolze Sora Giacinta. In ihrem stattlichen Wohnhause versammelte sich Abend für Abend eine Schar leidenschaftlich Verliebter, die zugleich samt und sonders Freier waren, teils der schönen Person, teils ihrer reichen Habe willen. Denn das Zauberwort: ‚Quattrini' hatte bei der jungen Witwe goldenen Klang.

Unter den vielen, die da kamen, befand sich stets einer, über den die weisen Frauen Nettunos gar eifrig zu flüstern und zu zischeln hatten und den die Freier mit scheelen Blicken betrachteten. Dieser eine war der mehr oder minder jugendliche Pächter der Vigna. Er behielt die gute Pacht jedoch stets nur für sehr kurze Zeit, blieb jedoch auch dann noch der Herrin mit Leib und Seele verfallen.

Bis dahin hatte von den Werbern keiner Erhörung gefunden. Die Schöne behielt ihre goldenen Quattrini, bewahrte ihre goldene Freiheit und nahm im übrigen huldvoll die Spenden entgegen, mit denen sich die Hoffenden allabendlich in der großen Halle des Hauses einfanden. Sie bestanden aus allen erdenklichen Tributen: aus mächtigen Languſten, fetten Muränen und Seezungen; aus Kapaunen, Perlhühnern, Truthennen; aus Spanferkeln, Zicklein und Lämmlein; aus Jagdbeute, wie da sind Wachteln, Drosseln, Stachelschweine, Schildkröten; aus Früchten des Feldes und der Obstgärten; aus Korallen und antiken, wunderbar schillernden Glasfläschchen, wie sie am Strande mit anderen Resten vergangener Herrlichkeit gar zahlreich gefunden wurden. Die Helena von Nettuno nahm dies alles wie einen ihr gebührenden Tribut in Empfang, lächelte jeden mit ihrem mystischen Lächeln an, vergiftete und verdarb jedem die Seele ...

In hellen Mondnächten brachten die Verliebten dem argen Weibe Ständchen auf der Gitarre — Niemals jedoch geschah, daß die Holde am Fenster erschien. Es wäre das — gleichfalls uraltem Brauch gemäß — eine Annahme der Werbung gewesen; und — sie wollte frei bleiben!

Frei der Liebe willen ...

Am höchsten stieg Sora Giacintas Popularität an Sonn- und Feiertagen: wenn sie, mit schwerem Goldschmuck behangen, zur Kirche ging. Oder wenn sie an einer Prozession teilnahm. Wo alsdann die irdische Gottheit in Gestalt eines schönen Weibes erschien, entstand ein Zusammenlauf schier drängender, als um das Gnadenbild der himmlischen Liebe. Nur Massimo Bartolini gesellte sich nach wie vor niemals zu den Gaffenden. Begegnete er Sora Giacinta, so dachte er bei dem Anblick der glanzvollen Frauenerscheinung stets nur an seine kleine süße Minetta. ‚Welche Ungerechtigkeit! Dieses schlechte Weib kann sich so herrlich anputzen und solche goldene Last auf sich tragen, während deine gute Frau sich schämen muß, der lieben Gottesmutter so armselig unter die Augen zu treten. Es ist eine Schande! Auch für dich, langer Kerl! Pfui über dich, elender Wicht!'

Schließlich mußte sie seinen Haß an seinem funkelnden, flammenden Blick erkennen, mit dem er sie streifte — nur streifte! Denn eines Blicks würdigte er die glanzvolle Frauenerscheinung noch immer nicht.

Und sie? Sah sie ihn? ... Gar nicht, oder doch nur kaum; trotzdem er als Mann das war, genau das, was sie als Frau: eine wahre Majestät an Menschenschönheit. Was kümmerte es ihn, ob sie ihn sah oder nicht?

Er hörte das Munkeln über sie, die über alles Geflüster erhaben schien: die und erhaben? O Madonna! Wenn sie beichten würde! Alle ihre heimlichen Sünden. Alle ihre Liebessünden — o Madonna! Kein Priester würde sie absolvieren. Also hütete sie sich wohl zu beichten und sündigte ungestraft weiter ... Doch nicht so ganz ungestraft! Denn die lieben Landsmänninnen wußten genau Bescheid; redeten nicht, munkelten und raunten nur, fromme Christinnen, die sie nun einmal waren.

Welche Gelegenheit zum Sündigen hatte sie eigentlich?

Das wußte alle Welt — wußte ganz Nettuno. Welche Gelegenheit? Sie nahm sich den, der ihr gefiel. Und ihr gefiel nur der Stattlichste, Schönste. Einfach nahm sie ihn: als Pächter auf ihre Vigna. Der Mann mußte sogar Pacht zahlen und — zahlte sie auch. Wahr und wahr-

Herbstnachmittag. Gemälde von Prof. Julius P. Junghanns.

haftig! Sogar hohe Pacht! Denn sie liebte nicht nur einen schönen Mann, sondern auch ihre schönen Quattrini ... Ja aber — widerstand ihr denn keiner? Nicht ein einziger? ... Nein! Und wenn einer ihr widerstehen wollte, so nahm sie sich diesen einen erst recht ... Das war ihr jedoch noch nie geschehen; man konnte es daher gar nicht wissen; wußte es aber doch.

⁂ ⁂ ⁂

„He du! Bist du nicht der Massimino?"

„Ich bin Massimo Bartolini. Du kennst mich?"

„Den schönsten Burschen von Nettuno? Den sollt' ich nicht kennen? Du siehst schlecht aus. Immerhin bleibst du der Schönste."

„Laß doch das."

„Du hattest gewiß das Fieber? Tüchtig hat's dich gepackt."

„Was kümmert's dich?"

„O... s'wär' schad' um dich gewesen."

„Wenn das Fieber mich umgebracht hätte? Hart wär's für mich gewesen, von meinem Weib und meinem Buben fort zu müssen. So jung noch."

„Eben das gefällt mir an dir ... Verheiratet bist du auch schon? Hast gar schon einen Buben? Wie konntest du nur schon ein Weib nehmen?"

„Wie?"

„Noch so blutjung. Ist deine Frau nicht das kleine blasse Ding?"

„Die Allerhübscheste ist meine Frau. Wir haben uns sehr lieb — sehr, sehr! Damit du auch das weißt."

„Was kümmert's mich, ob ihr euch sehr lieb habt?"

„Gar nichts. Wir sind sehr glücklich."

„Und sehr arm."

„Das macht nichts; ich kann arbeiten."

„Gewiß kannst du das. Einer wie du! Solltest du einmal keine Arbeit finden können: weil doch die Zeiten so schlecht sind —"

„Willst etwa du mir Arbeit geben? Was für eine Arbeit wäre das bei dir?"

„Ich schicke meinen Pächter fort. Gut hat er's bei mir gehabt. Bei mir hat es ein jeder gut."

„Sieh doch! Dein Pächter."

„Ich brauche gerade einen solchen, wie du bist."

„Ich bin anders, als du glaubst."

„Komm doch einmal zu mir und sieh dir die Vigna an. Nur so gelegentlich... Du könntest ein gutes Leben führen mit Frau und Kind."

„Richtig. Als dein Pächter könnte ich mit Frau und Kind ein gutes Leben bei dir führen."

„Aber du willst nicht."

„Wenn ich aber doch ein so ganz anderer bin, als du glaubst."

„Weil du in deine kleine Frau verliebt bist? Noch immer?"

„Und ich bleib's auch."

„Freilich. Indessen... Laß dir's indessen mit Frau und Kind gut gehen."

Sie sah ihm mit ihrem sonderbaren Lächeln in die Augen: lange und tief. Dann entfernte sie sich langsam, ganz langsam, mit einem leisen, ganz leisen Wiegen in den Hüften. Alle schauten ihr nach, die Männer mit heißen Blicken; besonders die sehr jungen. Die Frauen mit Hohn und Haß.

Auf dem Kirchgang sprach sie ihn an, auf der Piazza vor allem Volk. Plötzlich schritt sie auf ihn zu: langsam, ganz langsam, ihren Blick unverwandt auf ihn gerichtet, jenen Blick, der etwas Umklammerndes, Besitzergreifendes hatte. Massimo wußte nicht, wie ihm zumute ward. Sein Haß gegen das arge Weib flammte in ihm auf, daß er sein Blut rauschen fühlte, daß ihn bei der Feuerwelle ein Schwindel ergriff.

Plötzlich sagte sie ihm —

Was nur gleich? Was?...

Und wie sie es ihm sagte! Genau, wie sie ihn ansah. Dabei lächelte sie beständig. —

Was alles man über sie raunte — allerdings nur raunte; denn Sicheres wußte niemand. Es war mit dieser Frau etwas Seltsames, Unheimliches. Man mußte sich vor ihr hüten. Das wollte Massimo.

Ihr Pächter werden — nicht mehr Not leiden — mit Frau und Kind nie mehr Not leiden — mit dieser heißgeliebten Frau, diesem heißgeliebten Kinde!

Kein Pächter blieb lange auf ihrer Vigne. Weshalb nicht? Sie waren gewiß samt und sonders keine guten Arbeiter. Er würde ein guter Arbeiter sein! Keinen besseren sollte es geben! Alsdann würde er Pächter bleiben, würde er die ihm anvertraute Vigne in immer besseren Zustand bringen; und —

Und das waren ja doch nur Torheiten...

Minetta tat an jenem Sonntag keinen Kirchgang. Massimo hatte das dumpfe Gefühl: ‚Wäre die Minetta bei dir gewesen, so hätte sie dich nicht angeredet. Weshalb wohl dann nicht?'

Gleich wieder eine andere Vorstellung: Er hatte eine Wallfahrt getan, hatte die Madonna um Hilfe angerufen. Das wäre ja nun Hilfe gewesen! Denn selbst wenn er eine hohe Pacht zahlen mußte, wäre sie doch bei seiner Arbeitskraft sicher zu erschwingen. Wie, wenn ihm also auf seine Bitte hin durch die Gnadenreiche —

Als er gedankenschwer nach Hause kam, wußte Minetta bereits von dem Vorfall. Er fand eine vollständige Versammlung von Weibern im Hause: Nachbarinnen und Gevatterinnen, die sonst niemals kamen. Was wollten sie heute? — Munkeln, raunen! Mit welchen Gebärden, welchen Mienen!... Massimo stieg das Blut zu Kopf. Er rief böse: „Was schwatzt ihr der Minetta vor? Über Sora Giacinta zu meiner Frau? Was geht euch Sora Giacinta an? Weil sie reich ist und — eben Sora Giacinta — haßt ihr sie? Keine von euch kann ihr etwas anderes nachsagen, als Verleumdung und Lüge. Weshalb sollte sie mich nicht fragen, ob ich ihre Vigna pachten wolle? Das ist keine Schande. Ich kann arbeiten. Es wäre für uns ein großes Glück, wenn — Was für Lästermäuler ihr seid!"

Minetta sah ihren Mann aus großen Augen still an. Was hatte er nur? So war er noch nie gewesen. Von dem Geschwätz der Weiber verstand sie nicht viel. Was kümmerte es sie und Massimo, wenn diese schöne, vornehme, reiche Sora Giacinta schlecht sein sollte? „Schlecht" — sie konnte sich darunter nichts Rechtes vorstellen: Sie hatte ihren Mann, den großen Massimino, und ihren Knaben, den kleinen Carluccio. Also Glücks genug.

Freilich ihre Armut —

Massimo wollte an Sora Giacinta und ihr verlockendes Anerbieten nicht mehr denken, wollte wieder Arbeit suchen. Welche? Mit dem Krakenfang hatte er zu wenig Glück gehabt. Überdies fühlte er sich für das Tauchen durch das lange Siechtum immer noch zu schwach, und der Hirtendienst in dem gefährlichen Sumpfland war ihm übel genug bekommen. Er hätte nun versuchen können, sich in Anzio als Schiffer zu verdingen. Aber ein Verdingen auf einem Segelschiff wäre Trennung von Weib und Sohn gewesen, die beide seiner Gegenwart bedurften.

Er mußte im Lande einen Verdienst suchen...

Eines Sonntags stellte er sich auf der Piazza an einer Stelle auf, wo er die zur Kirche schreitenden Frauen — wo er Sora Giacinta sehen konnte. Ihm war schwer ums Herz: keine Arbeit und zu Hause wenig Brot! Minettas altes Sonntagsgewand befand sich nachgerade in einem Zustand, daß sie darin zur Kirche förmlich schlich — nachdem die andern Weiber bereits versammelt waren. Wie sie als letzte kam, war sie die erste, die wieder hinausschlüpfte und scheu durch die einsamsten Gassen zurückeilte. Dabei war keine zweite so fein von Gestalt und Antlitz.

Auf diesem Kirchgang übersah sie ihn vollständig — Sora Giacinta nämlich ihn, den Massimino. Am Abend desselben Tages ging er zu ihr.

Die Tenuta der vielbesprochenen Frau lag in kurzer Entfernung von Nettuno, landeinwärts nach Porto d'Anzio und der Villa Borghese zu. Es war ein Besitz so stattlich wie die Eigentümerin. Zu dem Weinberge kam ein Ölwald, aus lauter gesunden fruchttragenden Bäumen bestehend. Das Wohnhaus war ein altertümliches großes Gebäude mit gewölbten Gängen, Holzdecken und einem hallenähnlichen Vorraum, darin sich ein gewaltiger Kamin befand. In diesem Raum herrschte Sora Giacinta wie in einem Königssaal, und es war der hochlehnige Sessel am Herdfeuer ihr Thron, von dem aus sie Haus und Hof, Dienstleute und Vasallen regierte. Ebenso die Schar der Freier und Verliebten, dazu sich in bunter Menge das liebe Hausvieh gesellte: Hunde, Hühner, Truthennen, selbst stolze Pfauen und schwarzgefleckte niedliche Ferkel.

Als Massimo Bartolini in dieses bedeutsame Gemach trat, erregte sein Erscheinen staunendes Befremden. Nur die Herrin blieb ruhig; nicht anders, als hätte sie sein Kommen seit langem erwartet. Trotz seiner fahlen Fieberfarbe sah er in der Tracht eines Büffelhirten prachtvoll aus: ein Anzug aus gelblichem Drillich, breiter Gürtel,

hohe Gamaschen — beides aus braunem Rindsleder — und unter dem weichen Hemdkragen ein brennendrotes Tuch.

Mit ihrem bannenden Blick und dem geheimnisvollen Lächeln, das beständig ihren Mund umspielte, begrüßte sie den Ankömmling: „Da bist du ja? Ließ deine Frau dich fort? Du hast ja wohl eine Frau? Sie wird mit dir zanken. Das tun alle Frauen, deren Männer zu mir kommen. Was kann ich dafür? Sie sollen fortbleiben. ... Nun gut! Da du einmal gekommen bist, so setze dich... Nein; hierher: zu mir — wenn du nicht gleich wieder nach Hause willst. Denn du sollst in deine arme kleine Frau so verliebt sein, wie diese da —" sie deutete auf die Freier — „in mich und mein Geld. Gerade deine große Verliebtheit gefällt mir an dir."

Massimo ärgerte sich, weil sie vor Gästen und Dienstleuten von seiner Frau sprach: in solchem Ton; mit solchem Lächeln und Blick. Und er ärgerte sich über sich selbst, weil er gekommen war.

Sein Ärger klang wie Zorn, als er vor allen Leuten erwiderte: „Ich bin freilich in meine Frau verliebt. Das wissen alle. Dir aber sage ich's ein zweites Mal, damit du es ganz genau weißt... Weshalb nennst du sie meine ‚arme' Frau?"

„Weil sie solchen toll verliebten Mann hat." Alle lachten.

„Deshalb? Ich glaubte schon — Wenn das gewesen wäre: das — — Ihr dürft freilich lachen über meine tolle Verliebtheit, ihr, die ihr etwa nicht toll verliebt seid."

Er lachte laut auf, warf einen feindseligen Blick auf die Höhnenden, schritt auf Sora Giacinta zu: langsam, zaudernd, wie widerstrebend und doch wie gewaltsam hingezogen. Während er sich der lächelnden Frau näherte, mußte er denken: ‚Wenn es das gewesen wäre! Wenn sie gelacht hätte, weil ich solch armseliger Kerl bin, der seiner Frau, in die er toll verliebt ist, nicht einmal ein Kettlein um den Hals hängen kann — Wäre es das gewesen, ich hätte sie — — Aber der Tag wird kommen, wo ich ihnen zeigen werde — sie sollen sehen; o, sie sollen sehen!'

Da stand er neben der Herrin des Hauses, die für ihn an ihrer Seite Platz machen ließ. Danach kümmerte sie sich nicht mehr sonderlich um den Neuling.

Es wurde Wein gereicht. Einer der jungen Leute hatte seine Gitarre mitgebracht, spielte und sang dazu schwermütige, verliebte Lieder. Dann aber holten die Mägde ihre Tamburins, schwangen sie rasselnd und tanzten mit den Knechten und Gästen den Saltarello.

Alle waren jung, und alle schienen ineinander verliebt zu sein. Die Pärchen kreisten rings um den Sessel der Herrin. Es war wie ein Liebeshof.

Massimo sah dem schier überlustigen Treiben ohne Anteil zu. Plötzlich überfiel ihn eine tiefe Traurigkeit. Er dachte an Frau und Kind. Aber auch daran, wie reich und glücklich er mit diesen beiden geliebten Menschen war. Trotzdem konnte er traurig sein? Ihm fiel ein: Minetta war jetzt immer gar so bleich und schwach. Sie konnte ein lustiges Lied mit solchem stillen Gesicht vor sich hinsummen, konnte mitten im Gesang aufhören, wenn sie glaubte, ihr Mann merkte es nicht. Auch der Knabe wollte nicht recht gedeihen; und er selbst — Bei ihm spukte wohl noch immer die Malaria —

Wie gesund diese Sora Giacinta war! Ihre Augen leuchteten ganz anders, als die seines bleichen Weibes, das ihn doch so herzlich liebte, in das er doch so toll verliebt war. Solche Kraft ging von der üppigen Gestalt am Herdfeuer aus. Ihre Kraft und Gesundheit war es, was ihn so stark zu der Frau hinzog, die eine Verderberin sein sollte.

‚Verderberin' ... Was für ein Mann mußte das sein, der sich von einem Weibe verderben ließ? Als er das dachte, warf er den Kopf so stolz in den Nacken, als könnte er mit einem Ruck von sich abtun, was er seit dem Sonntage, an dem Sora Giacinta ihn das erstemal auf dem Kirchplatz ansprach, wie eine unsichtbare Last mit sich trug.

Während des wilder werdenden Tanzes hörte er sich leise angesprochen. Er mußte sich erst besinnen, wer zu ihm sprach; mußte sich erst bemühen, zu verstehen, was sie ihm sagte: „Wann also kommst du und siehst dir die Vigna an? ... Komme morgen vormittag ... Willst du?"

„Ich komme morgen vormittag." Als er es aussprach, erschrak er. Er wollte nicht der Pächter dieser Frau werden; und

nun sagte er wider Willen, daß er kommen wollte: morgen schon . . . Schließlich brauchte er jedoch nur zu kommen und die Vigna sich ansehen. Wer zwang ihn, die Pacht anzunehmen? Es lag immer noch alles in seiner Hand.

Und dem jungen Manne war zumute, als läge in seiner Hand sein Schicksal: Seines lieben Weibes, seines holden Knaben Schicksal ...

⁂ ⁂ ⁂

Massimo Bartolini hatte bei Sora Giacinta Crimelli die Pacht der Vigne übernommen und war mit den Seinen aus Nettuno in den Weinberg der reichen Witwe übergesiedelt. Da das Rebenfeld durch schlechte Vorgänger völlig herabgekommen war, hatte die Besitzerin die Pachtsumme überaus niedrig gestellt. Allerdings lediglich für das erste Jahr. Danach sollte allenfalls eine Erhöhung der Bedingungen stattfinden — nur allenfalls. Es kam auf die Umstände an.

Die Bartolini bewohnten ein kleines, helles Haus, am Rande der Olivete gelegen. Der Ölwald gehörte zum Weingarten und war des Pächters besondere Freude. Gleich einem feierlichen Hain silberschimmernder Stämme und leuchtenden Laubwerks umgab er das Heim des jungen Paares, das sich nicht weniger zärtlich liebte, dessen Glück jedoch etwas stiller geworden war — trotz des prächtigen Knaben auf Minettas und Massiminos Armen.

Er arbeitete für drei. Denn obgleich die Pacht so ungewöhnlich niedrig war, bedurfte der schlechte Zustand des Weinfelds seiner ganzen, allmählich wiedererlangten Jugendkraft. Um Arbeiter zu dingen, fehlte es an Geld. Minetta wollte tüchtig mitschaffen. Sie war jedoch so fein und zart, und seit der schweren Geburt des Knaben auch jetzt noch beständig kränkelnd. Also mußte sie geschont werden, soweit ein Schonen für solch armseliges Völklein möglich war. Massimo vollbrachte schier Unmögliches. Aber seine Munterkeit litt darunter. Also etwas wohl auch sein Glück — nur etwas! Überdies drückte seine Seele etwas Fremdes, Unnennbares, Unheimliches ...

Sora Giacina nannte er jetzt seine Herrin: „Padrona". Denn wenn er auch ihr Pächter war, so hing er doch in vielem von ihr ab. Sie war dem jungen Manne eine wohlwollende Gebieterin, freute sich seiner unermüdlichen Tätigkeit, die sein durch langes Siechtum gebleichtes Gesicht wiederum bräunte und seinen Epheben-körper von neuem stählte.

Häufig gesellte sie sich zu ihm, sah schweigend seiner Arbeit zu und forderte ihn zum Singen auf. Denn von ihrem Hause aus hörte sie ihn seiner Frau zusingen: eine jener naiven Reimereien, die das Volk dichtete, zugleich die Melodie erfindend. Lied und Weise waren fast immer zärtlich und sehnsuchtsvoll, fast immer schwermütig. Dem dichtenden Sänger blieb jedoch die Kehle wie zugeschnürt, wenn die Padrona neben ihm stand, beständig ihren bannenden Blick auf ihn gerichtet, beständig jenes geheimnisvolle leise Lächeln um den Mund ...

Noch ein zweites erregte ihn bei diesen Besuchen. Das war die Art, wie Sora Giacinta von seiner Frau sprach: mit einem gewissen Ton in ihrer weichen, flüsternden Stimme. Sie sprach von Minetta nur wie von einem bedauernswerten Wesen. Zugleich mit leisem Spott: weil sie solch armes, kleines, hinfälliges Geschöpf war. Während ihm ihr Bedauern das Blut in Wallung setzte, stand sie vor ihm, ein Bild der Gesundheit und weiblichen Kraft. Sie schien kaum älter zu sein als Minetta; und sie war es gewiß um gute zehn Jahre. Selbst Massimo mußte schließlich begreifen, daß sich die Männer in sie verliebten; einige rein wie toll. Besonders die sehr jungen! Wenn Massimo ihren Blick und ihr Lächeln sah, ihr Bedauern hörte — fühlte er seine Liebe zu seiner Frau mit doppelter Gewalt; fühlte er in sich etwas aufsteigen, nicht mehr Haß, sondern Wut gegen das Weib, das ihm in üppiger Schönheit zulachte und mit der er seine arme kleine Minetta unwillkürlich vergleichen mußte.

Sah er sie nicht, so fühlte er sich wie befreit. In solchen Augenblicken erschien es ihm undenklich, wie ihr ein Mann mit Leib und Leben verfallen konnte. Und gar wenn dieser sinnlos Verliebte Frau und Kind besaß — wie er; wenn dieser Tolle Frau und Kind so von ganzer Seele liebte — wie er.

Eines Frühlingsmorgens, als der junge

Vignarolo gerade eifrig die Reben beschnitt, kam sie mit ihrem langsamen, leise wiegenden Gange wiederum auf ihn zugeschritten. Massimo wurde schon bei ihrem bloßen Anblick derartig erregt, daß er eine lange Ranke mit vielen aufbrechenden Augen erbarmungslos vom Stock riß. Ein heißer Zorn überkam ihn. Ihm war zumute, als hätte er ein Stück blühenden Lebens getötet.

Was wollte sie nur immer? ... Wollte sie ihn etwa beaufsichtigen?

Da stand sie neben ihm, sagte: „Wie du dich plagst! Wofür wohl?"

„Für Frau und Kind. Da du's nicht zu wissen scheinst."

„Ach so! Für die? Freilich weiß ich's. Ich weiß sogar, daß du deiner Frau nicht einmal Schmuck kaufen kannst. Sie ist in Nettuno die einzige, die keinen Schmuck hat, die Arme. Gewiß plagst du dich für den Hochzeitsschmuck deiner Frau?"

„Was geht's dich an? Wenn ich dir nur die Pacht zahle."

„Daran dachte ich nicht. Ich weiß, du zahlst sie. Du bist gerade so stolz, wie du wild bist."

Er fragte tief erstaunt: „Was soll ich sein?"

„Ein ganz Stolzer, ganz Wilder. Eben das gefällt mir an dir."

„An mir braucht dir nichts zu gefallen."

Da sagte sie ihm das nämliche, was er vorhin ihr gesagt hatte: „Was geht's dich an?"

Sie sagte es und blickte ihm dabei fest in die Augen, lächelte ihn an ... Da zerschnitt er zum zweitenmal eine Rebe, die reiche Frucht zu geben versprach.

Sie sah es. Seine unsichere Hand sah sie, und wie es in seinem Gesicht zuckte; sah das Flackern in seinem Blick —

Lächelnd nickte sie ihm zu, lächelnd entfernte sie sich: langsam, sehr langsam, leicht in den Hüften sich wiegend. Da hörte sie ihn singen:

Geknickte Reben —
Ich hör' sie leise, leise zu mir sprechen:
„Dich kann so leicht kein schönes Weib zerbrechen,
Da dir der Herr ein Liebes hat gegeben;
Und gält'es einen Kampf auf Tod und Leben."

Der Gesang endigte in einem erstickten Aufschrei von Leidenschaft, Haß, Wut.

Denn plötzlich, ganz plötzlich war ihm klar geworden: sie wollte ihn haben! Deshalb hatte sie ihn auf dem Kirchgang angesprochen; deshalb ihn in ihr Haus gelockt; deshalb ihren Pächter fortgeschickt und ihn genommen: weil sie ihn haben wollte — gerade ihn. Warum gerade ihn? Weil er wild und stolz war? Weil er sich nicht nehmen ließ? Weil er ein liebes Weib besaß? Weil er mit seinem Weibe und seinem prächtigen Knaben ein glücklicher Mann war? ... Wie eine Erleuchtung kam es über ihn; und das in einem Augenblick. Alles, was sie von dieser Frau raunten, war sicher wahr. Selbst das Schlechteste, selbst das Ungeheuerliche: daß sie ihrem vermöglichen älteren Manne so lange den Tod gewünscht hatte, bis er durch ihren Wunsch getötet worden war. Denn solche Dinge gab es auf Erden — wie es den Malocchio, das Beschwören dämonischer Gewalten und den Liebeszauber gab, Dinge, dagegen Menschenwille wirkungslos war.

Aber trotzdem wollte er den Kampf aufnehmen ... Da hörte er ihre Antwort. Über dem sprießenden Rebengefilde schwebte ihre Stimme voll und klar zu ihm hinüber:

Blühender Rosenzweig ...
Am liebsten möchtest du mich morden gleich!
Und wirst mich dennoch nicht mehr lassen können;
Und wirst dein Herz an meiner Glut verbrennen.
Was ist dein Antlitz doch so todesbleich?

Er fühlte es: sie hatte recht. Todesbleich stand er und lauschte auf ihren Gesang. Und er stand noch immer regungslos, nachdem sie längst geendet hatte. Ein Schauer überlief ihn. Er mußte wieder das Fieber haben! Ein viel stärkeres, viel gefährlicheres als vergangenen Sommer in den Sümpfen von Torre d'Astura.

Mit Anstrengung entriß er sich der Lähmung aller Lebensgeister. Er stürzte vor, als wollte er ihr nacheilen und sie zur Rechenschaft ziehen: wie sie wagen dürfe, ihm solche Antwort zu geben? Aber — hatte er sie nicht herausgefordert? ... Dann ein anderer Gedanke: seine Frau! Wenn auch seine Frau ihren Gesang gehört hätte? Seine arme, kleine Frau ... Weshalb „arm"? Er liebte sie ja doch! Diesen Augenblick heißer als je. So zärtlich würde er sie immer lieben; bis der

Tod sie schied, über den Tod hinaus. Und sein Knabe — Wider den bösen Blick gab es verschiedene Schutzmittel. Von allen Zauberformeln besaß er die kräftigste: seine Liebe zu Weib und Sohn. Sie sollte ihm kommen mit ihren Künsten, ihren verheißenden Blicken und ihrem lockenden Lächeln! Aufnehmen wollte er mit ihr den Kampf; siegen in dem Kampf wollte er, Weib und Sohn als unsichtbare Mitkämpfer ihm zur Seite.

Er blieb stehen, kehrte langsam zurück, begann seine Arbeit von neuem. Aber nicht lange hielt er dabei heute aus. Er mußte nach Hause; mußte seinen Knaben auf den Arm nehmen, seiner Frau in die Augen sehen: seiner armen, kleinen Frau! Ihn ergriff ein Mitleid, als läge sie, schmal und weiß, lang ausgestreckt vor ihm auf der Bahre, eine unsichtbare Wunde im Herzen, von Mörderhand ihr geschlagen: von ihres eigenen Gatten Hand, dem sie mit Schmerzen den Sohn gebar.

Sie war nicht in der Vigna gewesen, sondern hatte in der Olivete nach wilder Zichorie für das Abendessen gesucht. Der Knabe lag unter einem der silberblättrigen Bäume wie ein kleiner Königssohn unter einem Baldachin von schimmernder Seide. Er schlief, beide rosige Händchen zu Fäusten geballt. Sein Vater weckte ihn. Massimo riß sein Kind an die Brust, drückte es heftig an sich, küßte es heiß. Auf die schrillen Jammerlaute eilte die Mutter herbei, schalt den Störenfried tüchtig aus, beruhigte den Schreihals dadurch, daß sie für ihn ihre Brust entblößte. Sogleich ward der kleine Schlemmer still.

Was war Massimo vorhin nur eingefallen? Es war ja doch alles schön und gut! Er hatte Weib und Sohn, wurde zärtlich geliebt, liebte selbst zärtlich, arbeitete ehrlich im Schweiße seines Angesichts, war ein glücklicher Mann ...

Und wirst mich dennoch nicht mehr lassen können,
Und wirst dein Herz an meiner Glut verbrennen —

Er hätte am liebsten die Strophe zurückgesungen: mit übermütigem Lachen, dem schlimmen Weibe zum Spott und Hohn.

Ja, ach ja: er wollte den Kampf aufnehmen.

Um der argen Frau zu zeigen, daß er die Gefahr nicht fürchtete, begab sich Massimo am Abend hinüber in ihr Haus, was er seit langem nicht getan hatte. Dieses Mal bot ihm die Hausfrau keinen Sitz neben sich an, übersah sie ihn völlig, als wäre der Pächter ihres Weinberges ihr Knecht. Obgleich es heiß in ihm aufwallte, ertrug Massimo in bester Haltung die augenscheinliche Mißachtung, die vom Gesinde sowohl, wie von den zufällig anwesenden Nettunern sogleich heimlich bespöttelt ward. Er setzte sich auf einen entfernten Platz und sprach mit seinen Nachbarn gelassen über die schlechten Zeiten für Fischer und Schiffer. Man sagte ihm: er selbst hätte es dieses Jahr gut. Denn die Aussichten für den Weinbauern wären dieses Jahr günstig; und gar für ihn.

„Weshalb gerade für mich?"

„O du! Du bist jetzt im Glück. Freilich, ein Bursche wie du —"

„Was ist's mit einem Burschen wie ich?"

„Wirst's schon wissen."

„Du sollst es sagen!"

Ein junger, überaus stattlicher Weinbauer aus Anzio hatte zu Massimo mit halblauter Stimme die hämische Bemerkung über sein „Glück" gemacht. Auch der Angegriffene sprach leise, so daß der Zwischenfall unbeachtet blieb. Er schloß mit einer nochmaligen Aufforderung des Pächters, ihm Rede zu stehen, was ihm kurzweg mit offenem Haß und Hohn verweigert ward.

„Ich werde dich draußen erwarten."

„Meinetwegen ... Wann?"

„Wenn du nach Hause gehst."

„Wo treffen wir uns?"

Massimo nannte den Ort ... Also sprach man bereits von ihm und von — ihr: von seinem „Glück" bei ihr! Man glaubte von ihm, der ein junges Weib hatte, daß er außer Sora Giacintas Pächter auch ihr Liebhaber sei. Schon jetzt glaubte man das! Wenn sie jetzt im Lande — in Nettuno und Anzio — die Köpfe zusammensteckten, tuschelten und munkelten, so galt das ihm und dem Weibe, welches in siegreicher Schönheit ihm gegenüber saß und die Meinung der Welt gerade durch die auffällige Mißachtung seiner

Person zu betätigen schien; denn diese wurde sicher lediglich als schlaue Vorsicht aufgefaßt.

Was sollte er tun? ... Die Pacht hinwerfen und davongehen? Zu neuem Hohn Veranlassung geben? Seiner Frau sagen: ‚Deshalb gehen wir wieder fort — deshalb!‘ ... Sollte er seinen Posten verlassen aus Furcht vor dem Gerede der Welt, also aus Feigheit? Er, der reinen Herzens war, der den Kampf aufnehmen wollte —

Er hatte bis dahin darunter nur den Kampf mit dem Weibe verstanden; jetzt mußte er verstehen lernen, daß es auch den Kampf galt mit dem Gerede der Welt.

Nach Gewohnheit kam das allgemeine Gespräch sehr bald auf allerlei Aberglauben: auf Träume und ihre Deutungen für das liebe, heilige Lottospiel; auf Geistergeschichten und christlichen und heidnischen Spuk. Denn die Heidenzeit, die das römische Land groß gemacht hatte, hörte nicht auf, in dem Leben seiner Bewohner eine bedeutsame Rolle zu spielen. Bildete doch das Gestade von Ostia bis zum Golf von Neapel und weiter, viel weiter, ein einziges Band uralter, in Steppe und Wellen versunkener antiker Herrlichkeit; war doch das nahe Anzio der Geburtsort Kaiser Neros, von dem die Leute der Umgegend mehr wußten, als von ihrem König Viktor Emanuel. Und Trümmer, Ruinen überall! In der Wildnis der Macchia, den Tiefen der Moräste, dem Meeresgrund ...

Ein alter Fischer erzählte: „Da ist der Palast des Kaisers Nero. Das Haus hat Wände gehabt aus purem Gold, Decken aus Edelgestein. Wenn der Kaiser speiste, regnete es Wohlgerüche auf ihn, und aus dem Fußboden wuchsen silberne Lilien. In goldenem Netze fing der Herr der Erde Muränen, die mit schönen Knaben gefüttert wurden. Er badete in Grotten aus blauem Kristall, in Wellen weißen Capriweins, darauf Rosen und Veilchen schwammen. Junge Meerfrauen sangen dazu, und die Wände tönten wie Saitenspiel. Wenn es Nacht ward, ließ er eine goldene Sonne aufgehen; und Mond und Sterne mußten scheinen, wie er befahl.

„Das war noch ein König und Herr! Aber was ich erzählen will: Mein Gevatter Luigi ist in Anzio Fischer. Wie ihr wißt, geht der Palast bis ins Meer hinein; also, daß mein Gevatter in den Sälen Kaiser Neros Languſten fängt: mitten in der Nacht bei Pechpfannen um die Geisterstunde. Da hört und sieht er denn manches, worüber kein Christ reden darf, und wogegen er die Madonna anrufen muß, damit es keine Gewalt über ihn bekommt. Sie hilft ihm denn auch. Nicht nur wider den Heidenspuk, sondern auch, daß er nirgends so viele und so große Languſten fängt, als im Kaiserpalast.

„Da ist nun ein Gemach, darin klang immer um Mitternacht ein Seufzen, Ächzen, Stöhnen von einer Frauenstimme. So jammervoll klang's, daß meinem Gevatter, so oft er's hörte, die Haare sich sträubten. Da jedoch in jenem Raum der Languſtenfang stets besonders reiche Beute ergab, so schiffte er trotz seines Grauens manche Nacht in die Gespenstergrotte, lauschte auf die jammervolle Frauenstimme, sprach ein Stoßgebet, fing viele Languſten, schiffte vergnügt nach Haus.

„Einmal gelobte er Santa Lucia ein volles Dutzend Languſten — es konnten ja kleine sein! — wenn sie den greulichen Heidenspuk vertreiben wollte. Denn mein Gevatter ist nicht nur ein geschickter Fischer, sondern auch ein frommer Christ. Er tat daher das Gelübde und — was geschah bald darauf? Ein Wunder war's!

„Eines Nachts kam ein Sturm, wie die ältesten Leute von Anzio nicht erlebt hatten. Mein Gevatter befand sich auf See, glaubte sein letztes Stündlein gekommen, erinnerte seine Schutzpatronin daran, daß er ihr ein Dutzend Languſten gelobt hätte, wenn sie den Spuk im Kaiserpalast bannte. Das brauchte sie nun nicht mehr. Statt dessen sollte sie ihm das Leben lassen, wofür er ihr denn ein Dutzend Riesentiere verhieß; dazu ein Herz aus purem Silber. Was tut der Mensch nicht in Todesgefahr?

„Um der guten Himmlischen bei seiner Rettung zu helfen, versuchte er, vor der Wut der Wellen in den Kaiserpalast zu flüchten. Es gelang ihm auch wirklich, jenes Gemach zu erreichen — gerade jenes!

„Was aber sah er bei dem Scheine seiner Pechpfanne? Die Gewalt des Sturmes und der wilde Wogenschlag hatten eine Mauer auseinandergerissen, dahinter sich ein verborgener Raum befand. In dieser Zelle stand ein Marmorweib, schön wie die Ma-

donna. Es war das Weib, welches so jammervoll geklagt hatte.

„Ja, und hört nur! Das Weib soll eine Geliebte des Kaisers gewesen sein, der sie von einem Heiden aus Griechenland in Stein hatte nachbilden lassen. Aber das junge Weib war eine heimliche Christin. Da wurde es mit Pech umwunden und mit vielen hundert anderen heiligen Frauen an des Kaisers Namenstag angezündet, wie unsereiner eine Kerze ansteckt. Das Marmorbild der Toten sollte in Stücke zerschlagen und ins Meer geworfen werden. Aber die Sklaven, die das vollbringen sollten, verliebten sich in den Stein, verbargen ihn in einer Nische, mauerten sie zu —

„Ja, und denkt nur! Der Kaiserpalast gehört, wie ihr wißt, dem Prinzen Aldobrandini. Also gehörte diesem auch das Marmorbild. Ich ging daher am nächsten Morgen zu ihm, sagte: ‚So und so, Eccellenza!‘ Es gab ein Staunen. Dann hat der Prinz das Mädchen von Anzio — so heißen sie nun das Marmorweib — für bare viermalhunderttausend Lire verkauft. Und ich, der ich doch durch mein Gelübde das Wunder vollbracht habe, bekam lumpige zehn Skudi ...

„Was sollt' ich armer Teufel tun, solchem großen Herrn gegenüber? Etwas tat ich! Santa Lucia bekam nur ein halbes Dutzend Langusten — die allerkleinsten! Weshalb ließ sie mich mit lumpigen zehn Skudi abspeisen?‘

„So erzählte mir mein Gevatter, der Luigi. Ihr kennt ihn. Es ist ein Ehrenmann. So geht's zu auf der Welt. Schlecht genug!“

⁂ ⁂ ⁂

Der Zweite begann: „Dort drüben liegen die Ponzainseln; ihr braucht nur hinüberzugehen. Da war einmal die Tochter eines Kaisers. Wißt ihr: im alten Rom — ‚in Roma antica, sapete‘. Und sie wurde auch eines Kaisers Frau. Sie war nicht nur die mächtigste Frau im Lande, sondern auch die allerschönste. Ihrer Schönheit willen wurde sie von allen Männern geliebt, daß sie wie die Göttin der Liebe selber war. Denn zu jener Zeit gab es so viele Götter und Göttinnen, wie es jetzt Heilige gibt.

„Sie ließ sich also zu Rom eine Kirche bauen, ganz aus blutrotem Marmor. Darin stand ein Altar, der nachts wie der hellste Mondschein leuchtete. Auf diesen stellte sie sich, und sie trug kein Gewand, sondern nur Edelsteine auf ihrem schneeweißen Leib: blutrote. Und die schönsten Jünglinge Roms wallfahrteten zu dieser Madonna, flehten sie um ihre Liebe.

„Weil sie aber doch eine Kaiserin war und keine Dirne, so empörte sich das römische Volk. In einer Nacht erstürmte es die Kirche, riß ihr das strahlende Gewand ab, jagte sie nackten Leibes durch die Straßen, verhöhnte und beschimpfte sie. Sie war von solcher Schönheit, daß die Götter selbst in Liebe zu ihr entbrannten und sie auf eine der Ponzainseln dort drüben entführten, die sie in ein Roseneiland verwandelten. Daselbst lebten sie nun mit der wunderschönen Frau in Freuden und Herrlichkeit.

„Es begab sich jedoch, daß zu Jerusalem unser lieber Herr Jesus Christus am Kreuze für unsere Sünden sein Leben ließ. Da mußten auch die Heidengötter eines elenden Todes erbleichen. Sogleich wandelte sich die Ponzainsel wiederum in nackten Fels, welcher nun dem schlechten Weibe zum Sterbebett wurde. Aber ihr verdammter Geist findet keine Ruhe. Gleich wie der ewige Jude muß sie in Sturmnächten das öde Gestein umkreisen, laut jammernd, und die Fischer anflehend, sie ein einziges Mal auf den Mund zu küssen; denn dann wäre ihre arme Seele erlöst.

„Das ist jedoch lauter Lug und Trug! Wer sie küßt, dessen Seele verfällt dem Fegefeuer, daraus nur die Fürbitte der heiligsten Jungfrau erlösen kann. Aber die Madonna will für solchen Sünder nicht bitten, weil ihr alle Liebessachen ein Greuel sind ...“

Nach diesem Schluß erhob sich gegen den Erzähler ein Sturm der Empörung. Man wollte ganz genau wissen, daß die Madonna gerade in Liebessachen Fürbitterin, Schützerin, Helferin sei. Man kannte davon hundert Geschichten. Nur kam es auf die Liebesleute an: es müßten eben die rechten sein! Die Madonna stiftete sogar Ehen und verdiente sich durch solches Amt wahre Schätze von Gold, Silber und Kleinodien. Und dann sollten der guten Himmlischen Liebessachen ein Greuel sein? Im Gegenteil!

⁂ ⁂ ⁂

Duett.

Gemälde von August Rieper.

Auch Massimo Bartolini wußte eine Geschichte. Er erzählte sie, als hätte er sie selber erlebt: „Dort drüben liegt das Circekap. Es ist ein wilder Fels, und die Fischer fürchten die Klippen. Manch einer stürzt hinein: dort drüben am Circekap in sein offenes Grab —

„Es war einmal ein König, der hatte ein liebes Weib. Ja, und er hatte einen jungen Sohn. Aber er mußte Weib und Sohn verlassen und gegen ein fremdes Volk in den Krieg ziehen. Sie sagen von ihm, er sei ein großer Held gewesen. Aber heißer noch als Ehre und Ruhm liebte er Weib und Sohn.

„Wie nun der Krieg zu Ende war — er soll eines wunderschönen Weibes willen ausgebrochen sein — wollte der Herr in sein Königreich zurückkehren. Lange Zeit war er fortgeblieben. Es heißt ja wohl: neun Jahre. Aber das sagen die Leute gewiß nur.

„Er hatte zu Schiff fortmüssen, mußte daher zu Schiff wieder zurück. Die Madonna aber zürnte ihm, weil er wegen einer fremden Frau neun lange Jahre von Weib und Sohn fortgeblieben war. Denn die Madonna will, daß Mann nnd Frau miteinander in Liebe leben. Also beklagte sich die Himmelskönigin bei Gott-Vater über den Treulosen, der doch in seinem Herzen der Allergetreueste geblieben war. Und sie sprach: ‚Konnte er über seinem abscheulichen Krieg Frau und Kind so viele Jahre vergessen, so kann er auch noch längere Zeit von Hause fortbleiben, der Herumtreiber! Schicke ihm, lieber Gott-Vater, böse Winde; und — Ja, und auf dem Circekap bei Nettuno, in welcher Stadt sie mich hoch in Ehren halten und mir schöne Feste geben, wohnt eine arge Frau. Zu dieser soll das Unwetter den Mann verschlagen. Dann will ich sehen, ob er die Heimkehr zu Gattin und Sohn überhaupt verdient.‘

„Der König hatte nämlich eine gar liebe Frau, die sich schwer um ihn bangte. Sie aber erzog seinen Sohn zu einem tüchtigen Mann, sah nach Feldern und Herden und spann mit ihren Mägden auf der Spindel das feinste Garn. Sogar gewebt soll sie selbst haben: die wunderherrlichsten Gewänder für den schlimmen Mann, der nicht wiederkam.

„Da sie nun eine große Fürstin war und auch viele Quattrini besaß, so kamen aus allen Ländern Königssöhne, sagten: ‚Dein Mann ist tot!‘ und begehrten sie zur Frau. Aber sie wollte ihrem Luigi oder Giuseppe treubleiben; die ausländischen Namen kann ich mir nicht merken.

„Weil die Madonna gar zu böse tat, so mußte Gott-Vater ihre Bitte erfüllen. Er muß eben auch tun, was eine Frau haben will, der Arme!

„So gab's denn auf unserem Meer Wind und Wellen, daß von unseren braven Fischern und Schiffern jedermann alle Heiligen angerufen und die letzten Gebete gesprochen hätte. Das Königsschiff wurde weit, weit von seinem Wege heimwärts verschlagen, zum Circekap hingetrieben und hier an den Strand geworfen, daß es in tausend Stücke ging. Aber König und Generäle blieben am Leben erhalten.

„Jetzt stellt euch vor!... Wie die Schiffbrüchigen den Fels erklettern, kommen sie in einen Wald mit Fluren und Schluchten, mit Quellen und Bächen, wie sie etwas so Seltsames und zugleich Schönes niemals gesehen hatten. Sie glaubten im Paradiese zu sein und erwarteten jeden Augenblick, die Himmelskönigin selber würde ihnen in einer Engelsschar entgegenkommen. Da sie aber argen Hunger verspürten, wäre ihnen eine freundliche Bäuerin eigentlich lieber gewesen: sie hätte ihnen gewiß Polenta gekocht oder ein fettes Lamm am Spieße gebraten. Und wenn sie ihnen gar ein Gericht Makkaroni vorgesetzt hätte! Makkaroni nach neapolitanischer Art. Oder mit Tomaten.

„Sie schritten daher suchend durch die silbernen Haine, deren Bäume goldene Früchte trugen, riefen laut nach einem Menschen, erhielten aber keine Antwort.

„War auf der See soeben noch heulender Sturm gewesen, so herrschte hier Grabesstille. Regungslos standen die blauen, roten und gelben Blumen auf den Wiesen. Sie hatten einen wundersamen Glanz und waren aus blauen, roten und gelben Edelsteinen, wie denn auch das Gras aus eitel Smaragden bestand. Kein Vogel sang, obgleich Scharen schneeweißer Drosseln in den silbernen Wipfeln saßen. Wie hätten sie auch singen können — da ihr Gefieder aus Diamanten gebildet war. Aus solcher harten Brust quillt kein Lied.

„Da gelangte der König mit seinen Gefährten auf eine Flur, die voll der würzigsten Kräuter stand, daß der Wohlgeruch den Männern den Atem benahm. Auf dieser Wiese wurde von den schönsten Jungfrauen eine Herde Schweine gehütet. Hier erst vernahmen die Gestrandeten in dem großen Schweigen die ersten Laute: Grunzen des Borstenviehs und Lachen der Hüterinnen. Doch war es wundersam, welche klagenden Töne die Schwarzgefleckten ausstießen, und wie hämisch das Kichern der Holden klang, von denen eine die Fremdlinge zum Hause der Herrin geleitete.

„Diese war eine Frau von der Holdseligkeit der Madonna selbst und wohnte in einem Palast, der wie die Sonne strahlte. Sie grüßte den Fürsten mit lieblichem Lächeln und sprach: ‚Endlich kamst du. Ich habe lange auf dich gewartet.‘

„Er fragte sie: ‚Kennst du mich denn?‘

‚Freilich kenne ich dich, den Stärksten und Schönsten.‘

‚Und du wußtest, ich würde zu dir kommen?... Wie konntest du das wissen?‘

‚Du mußtest zu mir kommen. Deine Sehnsucht trieb dich: fort von deinem Weibe.‘

‚Von meinem Weibe? Was kannst du von meinem Weibe wissen?... Meine Sehnsucht treibt mich zu ihr!‘

‚Erst ruhe aus bei mir.‘

„Sie führte ihn in ihr Gemach, ließ ihm feurigen Wein reichen und ihn in ihren Armen ausruhen. Denn der Wein war ein böser Zauber, ein mächtiger Liebestrunk; und der Mann, der sein Weib über alles liebte, vergaß seines Weibes...

„Als er dann nach den Gefährten frug, führte ihn die Schöne auf die Wiese, wo die Jungfrauen die Herde hüteten. Sie war inzwischen um viele Tiere stärker geworden; und eine ganze Schar drängte auf den König zu und schaute ihn aus schier menschlichen Augen jammervoll an. Da erkannte der Mann, daß er mit Leib und Leben einer Hexe verfallen sei; und er sann darauf, wie er sich vor ihr lösen könnte?“

Der Erzähler ward unterbrochen: „Löste sich der Mann?“

Sora Giacintas weiche Stimme hatte dieses Mal solchen scharfen Klang, daß alle auf sie schauten und in dem allgemeinen Gemurmel plötzlich eine erwartungsvolle Stille entstand. In diese tönte des jungen Pächters Antwort: „Freilich löste er sich von ihr. Er besaß ja doch Weib und Sohn.“

„Weib und Sohn? Er hatte Weib und Sohn vergessen! Weib und Sohn vergessen sich leicht, wenn eine schöne Frau es will. Und dieser Mann, der ein König gewesen sein soll, trank überdies einen Liebestrunk, dessen es bei solcher Sache gar nicht erst bedarf. Wie hätte er sich also lösen können — wie du's nennst?“

„Durch einen Traum.“

Sora Giacinta lachte hell auf: „Träumte ihm etwas in den Armen der Zauberin von Frau und Sohn?“

Beide richteten ihre Blicke fest aufeinander. Alle sahen es und alle verstanden es. Massimo aber erwiderte auf das Hohnlachen mit lauter Stimme: „Du rietest recht, Padrona. Im Traum sah der verhexte Mann Frau und Sohn. Und er hörte die Frau sagen: ‚Das ist dein Sohn, den ich dir mit Schmerzen gebar.‘ Da rief er im Traum den Namen seines Weibes und seines Knaben. Und siehe — da war es nicht mehr seine Frau und sein Sohn, sondern die heilige Gottesgebärerin selbst, den Jesusknaben im Arm. Sie sprach: ‚Die Namen, die du riefest, haben dich von dem argen Weibe befreit. Kehre in Frieden heim. Wie mein Knabe durch seinen Tod die Welt erlöst hat, so erlösten dich die Namen deiner Frau und deines Sohnes von dem Weibe, dem du verfielst.‘ Also sprach die Madonna, lächelte und verschwand...“

Solcherart erzählte der Sohn der römischen Wildnis angesichts des Capo Circeo die Geschichte des göttlichen Helden Odysseus und der Zauberin Kirke im Hause Sora Giacintas vor Gesinde und Gästen.

Dann stand der Erzähler auf, schritt auf die Frau am Herdfeuer zu und sagte sehr laut: „Die Leute schelten dich, weil du mir eine viel zu niedrige Pacht ansetztest. Und sie verachten mich, weil ich die viel zu niedrige Pacht von dir annahm. Das gibt für dich und mich bei den Leuten üble Nachrede. Da ich das nicht dulden will — denn es beschimpft mit dir und mir zugleich meine Frau — so zahle ich freiwillig um die Hälfte mehr. Das sage ich hier vor den Leuten, die über mich die Achseln zucken und hohnlachen.“

Nach dieser Rede ging Massimo hinaus... Hinter ihm her schallte das Hohnlachen von Gästen und Gesinde. Erst jetzt mißachteten ihn die Leute: seiner großen Torheit wegen.

Sora Giacinta aber schaute ihm schweigend nach. Ihre Augen hatten dabei einen Ausdruck wie die Augen von Frauen annehmen, von denen es im römischen Lande heißt: „Sie haben den bösen Blick!"

⁂ ⁂ ⁂

Schwere Zeiten kamen für das weiße Haus unter den schimmernden Ölbäumen.

In der Nacht nach jenen Erzählungen wurde Massimo an der rechten Schulter durch einen tiefen Messerstich verwundet, daß er den Arm nicht rühren konnte. Er mußte für die Arbeit in der Vigna einen Knecht dingen, und Minetta, die Schwächliche und beständig Kränkelnde, mußte im Felde schaffen, statt nach Haus und Kind zu sehen.

Er wollte nicht sagen, wer ihm die schlimme Wunde beigebracht und wodurch er sich einen heimlichen Todfeind geschaffen hatte, verzehrte sich in stillem Ingrimm, schwur Rache, wurde von Angst gepackt, wie er die nunmehr hohe Pacht aufbringen sollte. Und aufgebracht mußte sie werden! Seine Frau erfuhr die Sache aus dem boshaften Munde von Gevatterinnen und Basen, sagte gelassen: „Er tat recht. Wir nehmen nichts geschenkt!", brach dann aber in Jammer aus, ihrer Art nach ganz verstohlen für sich. Massimo bekam keine Klage zu hören — nicht einen einzigen Seufzer. Um so mehr nagte es heimlich an ihr. Dabei mußte sie sich bemühen, ihres traurigen Mannes wegen möglichst heiter zu erscheinen. Sie wußte: wenn er sie im Weinberg während der Arbeit nicht singen hörte, so brannte die böse Wunde noch heißer. Also sang sie.

Aber sie bekam keine Antwort, wie bang sie auch lauschte.

Der Leute wegen besuchte sie nicht mehr in Nettuno die Kirche, sondern verrichtete ihre Andacht in einem Kapuzinerkloster am Rande der Macchia. Hier ging sie auch zur Beichte. Ihr Mann befahl ihr überdies: „Du darfst dich jetzt in Nettuno nicht sehen lassen. Nicht eher, als bis du den goldenen Schmuck und das seidene Gewand hast. Hörst du? Ich will es nicht!"

Goldschmuck und Seidenkleid bei der hohen Pacht! Und wenn es nun ein schlechtes Weinjahr gab ...

Ein schlechtes oder gutes Weinjahr: Zahlen oder Nichtzahlen der Pacht — diese Sorge ward fortan Massimos Gedanke bei Tag und Nacht. Die Trauben, die prächtig angesetzt hatten, entwickelten sich zur schwellenden Frucht. Aber wenn giftige Nebel — sie entquollen nach Volksglauben dem Meere — den unter Roms Sommerhimmel reifenden Segen grausam wieder zerstörten? Und dann der Todfeind des bacchischen Landes, der Hagel! Massimo, der noch immer einen gelähmten Arm hatte, verbrachte Stunden und Stunden mit angstvollem Beobachten der Wolken: ob sie sich über dem Albanergebirge schwarz zusammenballten? Ob das Gewitter losbrach, um bei rasch sich abkühlender Temperatur die vernichtenden Schloßen herabzuschmettern?

Einstweilen herrschten Hoffnung und glanzvolle Sommerherrlichkeit in dem gesegneten Lande. Die Ölwälder ertönten von dem schrillen Gezirp der Zikaden; Geranien und Rosen bildeten blühende Bollwerke; Oleander und Granatbäume durchleuchteten das schwärzliche Grün der Steineichenhaine der Villa Borghese mit flammenden Farbenflecken. Aber kein Vogel sang mehr. Selbst das Meer wogte mit schwerem Wogenschlag gegen den Strand. Es war ein Flimmern und Schimmern, als durchströmten Strahlen die Schwüle. Das Leben der Natur hielt seinen Odem an, um den Mittsommerschlaf des großen Pan nicht zu stören.

Es kam der Assuntatag, das Fest der gen Himmel fahrenden Gottesmutter: Maria ging zu ihrem von den Toten auferstandenen göttlichen Sohn. Die große Frauenfeier war's! Denn heilige Mutterliebe trägt jede Frauenseele zu dem für sie weit geöffneten Himmel empor.

Um den hohen Mauerring der Festung Alexanders des Sechsten bewegte sich die Prozession der Frauen zu Ehren der aufschwebenden Madonna. Längs der bräunlichen Felsen, am Rande des in Saphirbläue erglänzenden Meeres, zog sich zu dem brausenden Geläute der Glocken und dem Höllenlärm der Kanonenschläge ein lebendiger Purpurstreif: alle die in Scharlachseide gehüllten Frauen Nettunos! Der Weg

der Prozession war mit Zweigen blühenden Oleanders bestreut; Triumphbogen aus roten Rosen erhoben sich, unter denen hinweg die Bildsäule der mit ihrem Festgewande bekleideten göttlichen Mutter von Müttern zum Dome geführt ward. Mengen roter Rosen bedeckten Platz und Treppe, röteten den Boden des Gotteshauses und umwanden die Säulen des Neptunstempels, die das christliche Heiligtum stützten, mit dunkler Glut.

Als reichste aller Frauen schritt Sora Giacinta dem Bildnis der Madonna voraus, als wäre sie die Anführerin dieser glanzvollen Gestalten. Sie trug eine hohe mit Rosen umwundene Wachskerze und wandelte mit solcher Feierlichkeit, als wollte sie ein Gelübde tun. Das Volk zu beiden Seiten des Prozessionsweges blickte fast mehr auf die große Schönheit von Nettuno, als auf die von Goldschimmer umflossene Gestalt der Himmelskönigin.

Unter denen, die demutsvoll am Wege standen, befanden sich Massimo und Minetta. Seit langem waren sie nicht mehr zum Kirchgang nach Nettuno gekommen. Heute mußte es sein. Das sah selbst ihr Gatte ein. Was sollte die Madonna von ihr denken, blieb sie heute an Marias großem Ehrentage fern? Die Himmlische wußte freilich, wie es ihr um das Herz war: wahrlich schwer genug. Aber — kommen mußte sie.

Die harte Arbeit des Sommers, die Sorge wegen des Gatten, die Angst um das Aufbringen der hohen Pachtsumme hatten die hübsche, zierliche Minettina derartig verändert, daß sie um zehn Jahre gealtert erschien, ein Eindruck, der durch das Mühselige ihres Aufputzes noch verstärkt ward. Als die „Padrona" in der ganzen Pracht ihrer immer noch jugendlichen Schönheit an Massimo vorüberschritt und er bemerkte, wie alle Umstehenden auf sie sahen, fiel sein Blick unwillkürlich auf seine arme, kleine Frau. Da geschah denn wiederum, was ihm einen wahren Haß gegen sich selbst einflößte: er verglich die beiden Frauen miteinander. Zugleich überkam ihn blutiges Mitleid mit seiner Frau, und er gelobte sich, der Mutter seines Sohnes treu zu bleiben bis in den Tod und darüber hinaus.

Mußte er das erst geloben? ... Wenn seine Frau — wenn jenes Weib das wüßte?

Im Vorbeigehen sah sie ihn an mit den Augen, die den bösen Blick hatten; und gegen solche Augen sollte es keinen Schutz geben, wenn man jenes Zeichen nicht machte, welches die bösen Gewalten bannte. Es mußte jedoch sogleich gemacht werden, im allerersten Augenblick ... Über seinem Schwur vergaß Massimo es zu tun. Das war ein schlimmes Omen.

Die Folgen sollten sich denn auch sehr bald zeigen. Massimo mußte im Geiste beständig die zur Kirche schreitende schöne Frau sehen, fühlte ihren bannenden Blick beständig auf sich gerichtet; mußte sie beständig mit seiner hinwelkenden Hausfrau vergleichen, beständig sich vorstellen: wie es sein würde, wenn er —

War das möglich? Möglich solche Gedanken zu haben, wo er doch wußte, von welcher Art das Weib war; wo er es doch haßte — Haßte er es wirklich? ... Ja, ja, ja! Allein schon aus Mitleid mit seiner armen, kleinen Minetta, die er doch so zärtlich geliebt hatte... Wie — er hatte sie geliebt?... Nein, nein! Er liebte sie! Liebte sie so innig, so leidenschaftlich wie niemals ... Nicht doch! Leidenschaftlich liebte er sie nicht — nicht mehr. Aber das Mitleid, das sie ihm jetzt einflößte, war eine viel größere Gewalt.

Das waren doch glückliche Zeiten gewesen, als er im Meere den Polypen nachstellte. Ein Polyp, wenn er einen Mann mit seinen saugenden, erstickenden, erdrükkenden Armen umfing, war ein gutartiges Wesen im Vergleich mit —

Aber Massimo Bartolini konnte nicht ausdenken, mit welchem menschlichen Wesen er den Vampir des Meeres verglich.

⁂ ⁂ ⁂

Trotz aller Arbeit, aller Sorge und Qual fiel die Weinernte schlecht aus.

Massimo konnte die Pacht nicht zahlen.

Er mußte zur Padrona gehen, mußte bitten, Nachsicht zu haben.

Sora Giacinta empfing ihn auch dieses Mal, als hätte sie ihn erwartet. Sie redete ihn an mit ihrer leisen Stimme und dem Lächeln, welches ihm alles Blut aus dem Hirn zum Herzen trieb: „Nun, da bist du ja? Ich habe dich schon lange nicht mehr gesehen. Weshalb kommst du

eigentlich des Abends nie mehr? Du erzählst ja so hübsche Geschichten! Ich denke noch immer an die Zauberin von dort drüben. Sie mußte ihren Liebhaber ja wohl seinem Weibe lassen, weil ihm von diesem geträumt hatte. ‚Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch,‘ wie es bei solchen hübschen Geschichten immer heißt... Du kommst gewiß, mir die Pacht zu zahlen? Setze dich doch. Ich werde gleich Wein und Brot bringen lassen. So gehört sich's, wenn der Pächter kommt, seine Pacht zahlen."

„Ich kann die Pacht nicht zahlen."

„Ach so! ... Nun ja ... Das ist freilich etwas anderes — wenn du die Pacht nicht zahlen kannst."

„Tu mit mir, was du willst. Du kannst mich ins Gefängnis werfen lassen. Habe kein Erbarmen mit mir. Als ich kam, wollte ich dich bitten. Aber jetzt — nein, ich bitte dich nicht. Tu mit mir, was du willst. Ich verdiene nichts Besseres."

Unter dem Bann ihres Lächelns und Blicks mußte er es ein drittes Mal sagen.

Nein — sie durfte kein Mitleid mit ihm haben! Das würde sie auch nicht; denn auch sie haßte ihn. Sie mußte ihn hassen! Zum erstenmal kam ihm dieser Gedanke. Auch weshalb sie ihn hassen mußte: weil sie sich von ihm verschmäht wußte! Sie, die Begehrteste von allen Frauen des Landes, verschmäht von dem Elendesten, dem Bettler. Da konnte sie ihm unmöglich verzeihen. Bei seiner Erzählung damals hatte er sie vor allen Leuten beleidigt. Gedemütigt, beschimpft hatte er sie. Denn alle hatten ihn damals verstanden.

Mit todblassem Gesicht, darin die Augen wie im Fieber glühten, stand er vor ihr. Noch nie hatte er so trotzig, so voller Jünglingsherrlichkeit ausgesehen; noch nie hatte er ihr so gefallen.

Sie sagte: „Ins Gefängnis soll ich dich werfen lassen? Weil du mir die Pacht nicht zahlen kannst? Ja, und weil du mich nicht bitten willst, dir die Pachtsumme zu erniedrigen, oder gar zu schenken? ... Sieh mich nicht so wild an! Ich schenke sie dir nicht. Du hassest mich viel zu sehr, bist viel zu stolz, um dir von mir etwas schenken zu lassen."

Er sprach ihr nach, Auge in Auge. Jedes Wort schien ihm Qual zu verursachen, so mühsam brachte er es über die Lippen: „Ich hasse dich viel zu sehr ..."

Und nach langem, schwerem Schweigen, währenddem sie seinen Atem wie ein Röcheln hörte: „Ich hasse dich ebensosehr, wie du mich hassest."

„Meinst du?"

„Ich mein's. Und ich danke allen Heiligen, weil es so ist und nicht anders."

„Weil ich dich hasse?"

„Ja." Es klang nicht wie ein Wort, sondern wie der Aufschrei einer gemarterten Seele. Sie fragte ihn: „Was sollte anders sein, wofür du den Heiligen nicht danken würdest?"

Er konnte es ihr nicht sagen. Sie mußte es selbst aussprechen: „Das andere wäre, wenn ich, statt dich zu hassen, dich lieben würde... Wäre es das?... Antworte!... Warum antwortest du nicht?"

„Es wäre das."

Da sagte sie ihm, daß sie ihn liebte, ihn vom ersten Augenblick an geliebt hätte. Und sie sagte ihm, daß sein Widerstand ihm nichts helfen würde: Widerstand hätte noch keinem geholfen.

Ihm *würde* er helfen!

Das war seine einzige Erwiderung. —

Massimos Herrin ließ ihren zahlungsunfähigen Pächter nicht ins Gefängnis werfen; sie schenkte ihm auch nicht die Pachtsumme, stundete sie ihm nur.

So war denn Massimo Bartolini Sora Giacintas Schuldner geworden.

⊠ ⊠ ⊠

Und so blieb es. Trotz aller redlichen Arbeit, allen Fleißes, Mühens, Quälens kam der Pächter der schönen Frau aus seinen Schulden nicht mehr heraus, geriet er tief und tiefer hinein. Es war ein Sumpf, darin er versank: allmählich, ganz allmählich; unaufhaltsam, unrettbar. Nicht der Mann allein, sondern des Mannes Weib; sein Glück, seine Jugend, sein Leben. Von allem, was er einst besessen hatte, blieb nur seine Liebe zu seinem Weibe in ihm lebendig. Aber, obgleich diese Liebe vom Himmel war, streckte sich keine göttliche Hand nach dem Versinkenden aus, um ihn zu sich emporzuziehen.

Sein Weib arbeitete mit ihm, mühte sich, verdarb bei der zehrenden Sorge. Was war aus den beiden jungen und guten Menschenkindern geworden? Kein Leben

mehr, keine Lust mehr. Selbst das Kindesglück ihres Knaben konnte an den beiden Verlorenen kein Wunder mehr begehen.

Auch die Madonna tat es nicht. Es war wie eine Strafe für heimliche Sünde: für die Sünde des Gedankens, für die Todsünde glühenden Begehrens, des Ehebruchs in der Vorstellung ...

Immer noch kämpfte er, immer noch widerstand er. In seiner Phantasie jedoch erlag er ihr. Und er war noch obenein stolz darauf, daß es nur in seiner Phantasie geschah. Er sah nicht die Arme, die sich nach ihm ausstreckten; fühlte nicht, wie sie ihn fest und fester umschlangen, ihn umklammerten, eine unentreißbare Beute; wie es nur des einen Augenblicks bedurfte, um ihn an ihre Lippen zu reißen.

Weil er durch seine und seines Weibes mühselige Arbeit nicht aus seinen Schulden geriet; weil keine Gelöbnisse, Wallfahrten und Opfer halfen, so suchte er Rettung in der großen verderblichen Leidenschaft des Volkes des Südens: im Lottospiel.

Mit dem, was die Vigna ihm einbrachte, zahlte er seine Schulden nicht ab, sondern wagte das giftige Glücksspiel. Jede Woche lief er nach Nettuno und holte sich Nummern. Um Nummern zu setzen, die ihm das große goldene Glück, Rettung und Reichtum ins Haus bringen sollten, beobachtete er seine Träume, den Flug der Vögel, der Wolken und Winde; beobachtete er jeden Gegenstand: alles, was als „Zeichen" genommen werden konnte. Das nämliche mußte Minetta tun. Sie kauften ein Lottobuch. Es wurde ihr Andachtsbuch. Die beiden konnten weder schreiben noch lesen, aber in dem Buche war ein jedes Ding auf Erden in rohen Abbildungen dargestellt. Neben jedem Bilde stand die Nummer verzeichnet, die es bedeutete. Danach setzten sie die glückbringenden Zahlen zusammen. Bisweilen kamen sie heraus — nur bisweilen! Alsdann erglühte die durch viele Enttäuschungen bereits verglimmende Hoffnung von neuem, loderte womöglich zur hellen Flamme auf, um — von neuem Asche zu werden.

Die Kapuziner standen in dem Ruf, sicher gewinnende Lottonummern zu wissen. Minetta mußte stundenlang auf der Landstraße und vor den Klöstern den guten Vätern auflauern und sie um Zahlen anbetteln. Sie brachte den Klöstern Wein, Früchte, Eier, Federvieh, um die von allem Übel erlösenden heiligen Zahlen zu erhalten. Bisweilen nannten die Mönche ihr diese und jene Zahl, die auch wirklich bisweilen herauskam — nur bisweilen!

Sie vernachlässigten ihre Arbeit des Lottospiels willen; wurden allmählich faule, schlechte Arbeiter.

Damit begann der Verfall ...

Und es begann in dem hellen Hause unter den leuchtenden Bäumen der Unfriede. Die beiden, die einst so glücklich gewesen waren, gerieten in Zank und Streit. Von ihrer Liebe merkten sie nichts mehr; nur von ihrem Unglück. Dieses wuchs mit ihrer Sorge, ihrer Schuldenlast. Und es wuchs der Hader.

Sora Giacinta sah dem allen in gelassener Heiterkeit zu. Sie sonnte sich in dem Gefühl ihres sicheren Sieges. Es verjüngte sie förmlich, machte sie noch schöner. Ihr Lächeln, mit dem sie Massimo jetzt betrachtete, hatte einen Anflug von leisem Hohn; ihre Blicke, die mehr und mehr Macht über ihn gewannen, bekamen zugleich mehr und mehr den Ausdruck des Malocchio. Da sich die Madonna sichtbarlich von dem Unseligen abgewendet hatte, halfen ihm dagegen keine das Unheil beschwörenden Zeichen, mußte seine Seele dem bösen Zauber verfallen: der Circe, der Verderberin. Aber immer noch wehrte er sich ...

Jedes Unglück, welches dem Menschen widerfuhr, Tag und Stunde einer Untat, eines Totschlags oder Sterbens sollten sichere Siegeszahlen für das Lotto ergeben. Also setzte Massimo seine letzte Hoffnung auf diese fürchterlichen Dinge. Bisweilen erfüllten sie sich — trotz aller Gewißheit auch jetzt nur bisweilen!

Irgendwer sagte ihm einmal: „Was willst du? Wenn die Zahlen herauskommen sollen, muß das Unglück in deiner eigenen Familie geschehen."

„Bei mir? Meiner Frau, meinem Sohn? ... So sprich doch!"

„Nun ja. Du kannst damit einen Riesengewinn machen."

„Ich könnte damit alle meine Schulden bezahlen?"

„Reich kannst du werden ... Du sollst freilich viele Schulden haben. Alle sprechen davon. Und bist doch solch fleißiger Bursche gewesen?"

„Weshalb sagst du: ich sei's gewesen?"

„Jetzt mußt du Lotto spielen ... Deine Vigna soll im schlechten Zustand sein."

„Sprechen auch davon alle?"

„Du tust allen leid."

„Hol' alle der Henker! Ich brauche ihr Mitleid nicht."

„Tu nicht so wild ... Die Minetta läßt sich gar nicht mehr sehen. Nicht einmal zur Kirche geht sie. Ist sie krank?"

„Nein."

„Nun, nun. Sie könnt's ja doch sein — bei dem elenden Leben, das ihr zusammen führt —"

„Wer sagt euch das?"

„Laß nur gut sein. Du wirst gleich wieder wild."

„Ganz ruhig bin ich."

„Als ob du mich erstechen willst ... Der Mensch, der dir damals den Stich beibrachte — Siehst du, wie du gleich auffährst."

„Teufel auch!"

„Jener Mensch, du weißt ... Dein Arm ist noch immer etwas steif davon ..."

„Ich zahl's ihm noch. Mit meinem Blut zahl' ich's ihm noch."

„Was würde dazu Sora Giacinta sagen?"

„Die! Was ist's mit der und dem Menschen? Heraus damit! Sogleich!"

„Er soll ja wohl ihr Liebhaber sein. Weil du es nicht sein willst; und weil er dich gestochen hat, soll sie ihn genommen haben."

„Darum?"

„Dich hätte sie freilich lieber gehabt."

„So, so, so."

„Aber du bleibst deiner Minetta treu."

„Ja!"

„Trotz deiner Schulden. Du könntest deine ganzen Schulden zahlen, brauchtest nicht Lotto zu spielen und damit dein letztes Geld vertun. Du brauchtest nur — Denn sie ist nun einmal versessen auf dich. Ein Herrenleben könntest du führen ... Freilich die Minetta —"

„Jetzt schweig. Oder —"

Er sah so furchtbar aus, daß der Mann nichts mehr sagte.

Einige Tage darauf geschah ein nächtlicher Mord. Vor dem Hause von Sora Giacinta wurde ein Toter gefunden. Es war jener Mensch, der Massimo vorzeiten in den Arm gestochen hatte und der Sora Giacintas Liebhaber sein sollte.

⊠ ⊠ ⊠

Massimo Bartolini ein Mörder! Der junge, lustige Massimo Bartolini ein Totschläger! Das war aus ihm geworden — das!

Nichts bewies, daß er den Totschlag beging. Aber die Volksstimme bezichtete ihn dessen, rief laut seinen Namen.

„Massimo Bartolini hat den Giovanni Leste erstochen! Ruft die Carabinieri! Werft ihn ins Gefängnis! Richtet ihn! Auf die Ponza-Inseln mit ihm! Er ist ein Mörder, ein Mörder!"

Er wollte sich selbst angeben. Da brachte ihm sein Weib, einer Sterbenden gleich, seinen Knaben. Minetta sagte nichts; nicht ein einziges Wort. Auf den Knaben deutete sie stumm und sah ihn an. Nur ein Blick war's und —

Und Massimo rettete sich vor denen, die ihn ergreifen wollten. Er floh in den Buschwald — seines Knaben willen.

Fortan führte er das Leben eines gehetzten Wildes. Weil ihn sein Weib ohne einen Laut der Anklage oder des Jammers angesehen hatte — durch seines schweigenden Weibes Blick war er zum Flüchtling geworden und erlitt nun den Fluch eines solchen, ein Verfemter und Gebannter zu sein. Aber er dachte auch jetzt weniger an Frau und Kind, als an das Weib, um dessentwillen er den Mord beging.

Den Geliebten erschlug er ihr! Als der Mann zu ihr schleichen wollte, als sie auf ihn wartete. Recht war ihm geschehen. Wie durfte jener Mensch schwelgen, wo er darbte?

An Frau und Kind wollte der Unselige denken: an den Jammer seiner Frau, an die Frage seines Kindes: „Mutter, wo ist mein Vater?" Und er mußte sich beständig vorstellen, wie es gewesen wäre, wenn er der Giacinta zu willen gewesen wäre ...

Als er von Hause entwich, flüsterte er seiner Frau den Ort zu, wohin sie ihm Lebensmittel bringen sollte: heimlich, in tiefer Nacht! Die Stelle lag gegen Torre Astura zu und war ein antikes Gemäuer am Rande eines Sumpfes. Jede dritte Nacht schleppte sich die von Arbeit und Kummer Erschöpfte den weiten Weg, um dem verfemten Manne Nahrung zu brin-

gen. In einer Grotte der Ruinen erwartete er sie, die noch immer kein Wort des Vorwurfs, der Klage hatte. Er wollte bei ihrem elenden Anblick aufschreien vor Liebe, Mitleid, Jammer; wollte ihren armen Leib umschlingen, als wäre es der einer Heiligen; dann sah er wie in einer Vision eine andere vor sich, deren Blick und Lächeln ihn von der schwankenden Gestalt mit unsichtbaren Armen zurückstieß. Er bat seine Frau: „Ruhe aus! Du bist so schwach. Bist du krank?"

„Ich bin wohl, ganz wohl."

„Und der Knabe?"

„Ist wohl, ganz wohl."

„Ja und sonst?"

„Und sonst ..."

„Wie steht's in der Vigna?"

„Ich arbeite eben."

„Sind sie auf meiner Spur?"

„Sie suchen dich."

Er fragte wieder: „Und sonst?"

„Sonst nichts."

Er wollte von Sora Giacinta hören: ob sie ihm fluchte? Hatte er doch ihren Liebhaber getötet! Auf der Schwelle ihres Hauses! Wenn sie nun aus Haß seine Schulden eintrieb? So mußte sein Weib fort. Und an allem Jammer trug er die Schuld.

Nein — nein — nein! Nicht er! Das Weib, das Weib! Es hatte ihn verhext! Mit seinem Lächeln, seinem Blick! Was sollte er tun? Kein Heiliger half ihm! Weshalb hatte er statt des Mannes nicht sie getötet? Mit seinen Händen erwürgt!

Dann bat er wieder seine Frau: „Ruhe dich aus ... So ruhe doch aus!"

„Ich muß gleich wieder fort."

„Du wirst unterwegs umfallen."

„Gleich muß ich wieder fort."

„Bleib, bleibe!"

„Ich darf mein Kind nicht allein lassen."

„Weshalb sagst du: ‚Mein Kind?' Es ist auch mein Sohn!"

Aber sie wiederholte: „Ich darf mein Kind nicht allein lassen."

Sie ging. Er begleitete sie, soweit er konnte. Stützen wollte er sie. Aber sie duldete es nicht. Schweigend trennten sie sich: zwei Unglückliche, zwei Verlorene ...

⁂ ⁂ ⁂

Es ward wiederum die dritte Nacht, und Minetta kam nicht. Vielleicht war die Polizei hinter ihre nächtlichen Gänge gekommen, bewachte das Haus, daß sie nicht fortgehen konnte. Oder sie war krank geworden? Und dann der Knabe mutterseelenallein bei der Fiebernden —

Da war Sora Giacinta... Er hatte ihren Liebhaber getötet. Würde sie sich um die Frau des Mörders kümmern? Und wenn — würde diese ihre Hilfe nicht zurückweisen?

Massimo ward von Angst gepackt. Er ertrug seinen Zustand nicht länger und beschloß, in der Nacht nach Nettuno und in die Vigna zu gehen ... Wenn sie ihn aber erkannten und ergriffen? — Dann konnte er Frau und Kind nicht helfen; dann war es eben mit ihnen allen vorbei.

Mochte es vorbei sein! Aus und vorbei, ohne daß er —

Ohne daß er was?

Ohne sie ein einziges Mal geküßt zu haben: sie, die Zauberin, die Hexe, die Verderberin!... Zu Tode hätte er sie küssen mögen — aus Haß, Rache, Todfeindschaft.

Und er mußte sich vorstellen wie das wäre, sie zu Tode zu küssen...

Es war seltsam, den Weg heimwärts nachts zu gehen, zu schleichen. Das ganze Bewußtsein seiner Lage überkam ihn. Er, der sich bisher vor allen Menschen frei zeigen, sein Haupt hochtragen durfte, mußte als Totschläger und Flüchtling seinem Hause zuschleichen, heimlich zu Frau und Kind.

Durch Macchia und Sumpf gelangte er nach Nettuno, das gleichsam als eine Warte an der Grenze der Wildnis schwarz und wie verödet, wie ausgestorben da lag, ein toter Ort. In Nettuno besaß er noch seine Hütte, die schon Eltern und Ureltern, brave Leute, besessen hatten.

Das waren gute Zeiten gewesen! Als er in dem elenden, baufälligen Gemäuer mit seinem jungen Weibe gewohnt und die Mauern von außen und innen wunderschön himmelblau und rosenrot angestrichen hatte: mit den Farben seines armseligen, aber lustigen Lebens, seiner Liebe und seines Glücks. Und wie er damals lachen und singen konnte! Er und — sie.

Er hemmte seinen Schritt. Heiße Sehnsucht nach dem Häuschen hoch über dem Meere befiel ihn. Wenn er dort wieder einziehen könnte, wenn alles nur ein Traum gewesen wäre? Er kam hin, pochte leise,

Am Strand von Fiſe in Schottland. Gemälde von Arthur Jenkins.

ganz leise, um den Knaben nicht zu wecken; und seine Frau öffnete ihm: rosig, lustig, glücklich. Von der Polypenjagd kehrte er zurück mit einem prächtigen Fang. Es war ein Riesenkrake, der noch im Tode seine acht furchtbaren Arme weit ausstreckte, wie um ihn noch im Tode zu umklammern und in unergründliche Tiefen niederzuziehen. Minetta stieß einen Schrei aus. Er aber lachte lustig auf, lachte sie aus. Am nächsten Morgen würde er für das getötete Meerungeheuer die Prämie erhalten. Dann feierten sie im Häuslein ein Fest: ein fettes Zicklein ward geröstet und es gab Makkaroni — Makkaroni mit Liebesäpfeln!

Massimo erwachte aus seinem Traum, blickte wirr um sich, stöhnte laut auf. Dann schlich er weiter durch den dunkeln einsamen Ort der Vigna zu, wo sein Weib gewiß schwerkrank daniederlag und sein kleiner Sohn mutterseelenallein war...

Die dunkle Winternacht war stürmisch geworden. Ihn fror, und er hungerte. Er kam an. Dort lagen Vigna und Oliveta mit dem Hause. Kein Licht brannte darin. Wie sollte das auch? Sie konnte ihn ja doch nicht erwarten. Aber — aus dem Hause der Herrin leuchtete ihm heller Lichtschein entgegen. Es sah so traulich aus. Es sah fast aus, als sollte der Glanz in der schwarzen stürmischen Nacht einem Verirrten leuchten — einem Heimkehrenden, dessen Haus verschlossen und dunkel war. Das helle Licht hatte etwas so Winkendes, Lockendes, Lächelndes... Wie das Lächeln war's der schönen Frau, wie ihr strahlender Blick, wider dessen Gewalt es kein Heilmittel gab; also keine Befreiung, keine Rettung.

Massimo wollte vorüberschleichen. Seine Sehnsucht nach seiner Frau, seine Angst um sie packten ihn von neuem. Schon war er dem winkenden, dem lockenden und lächelnden Lichtschein glücklich entronnen.

Plötzlich blieb er stehen. Einen Augenblick zauderte er — nur einen Augenblick. Dann stürzte er zurück. Er wollte das Weib wiedersehen! Denn gewiß wachte es noch. Vielleicht wartete es. Auf wen? ... Auf einen anderen Liebhaber?

Ein Taumel ergriff ihn, daß er schwankte. Er wollte zu dem Weibe, wollte diesem ins Gesicht sagen, was es getan hatte, was ihn nicht reute, was er wieder tun würde. Ihr ins Gesicht wollte er seinen Haß schleudern, ihr zuschreien, daß sie ihn zum unglücklichen Manne gemacht hatte, zum Mörder und Untäter — zum Untäter auch an Frau und Kind dort drüben in dem einsamen Hause ...

Sie wachte und wartete wirklich. Beim Herdfeuer saß sie auf und erwartete einen Liebhaber. Sie erwartete Massimo Bartolini, den Mörder, den Untäter. Nacht für Nacht hatte sie gewacht und auf ihn gewartet. — Diese Nacht kam er.

⁂ ⁂ ⁂

Massimos Frau hatte die Perniciosa. Eine alte blödsinnige Magd, die auf der Tenuta Sora Giacintas das Gnadenbrot erhielt, kümmerte sich heimlich um die Schwerkranke. Sonst war nur der Knabe bei ihr. Die Frau mit ihren zerstückten Sinnen bereitete das landesübliche Mittel: Limonen in Rotwein zu einem Brei verkocht, davon sie der Fiebernden ab und zu gewaltsam einflößte. Dann lallte sie irgendwelche Gebete, spielte wie ein Kind mit dem Kinde und horchte gierig auf die Phantasien der Kranken, die eine Sterbende war. Diese waren oft so lustig, daß die Alte hell auflachte. Dann lachte auch der Knabe. Wenn Minetta verliebte Liedlein sang, stimmte die Irre kichernd mit ein. Schaurig war's.

In der Nacht ward die Kranke ruhig. Plötzlich richtete sie sich im Bette auf, sah vor dem Madonnenbilde das Lämplein brennen, sah bei dem trüben, flackernden Schein neben sich ihre Pflegerin, den Knaben im Schoß. Beide schliefen fest.

Minetta schaute auf das Gesicht der Madonna. Da sah sie, wie die Mutter des Heilands die Lippen öffnete; dann hörte sie sich von ihr angerufen: dreimal laut und feierlich bei Namen. Sie erwiderte: „Hier bin ich, Maria. Und ich höre dich."

Sie vernahm die himmlische Stimme: „Du hast genug gelitten. Jetzt rufe ich dich."

„Ich soll zu dir kommen?"

„Diese Nacht noch."

„Allein soll ich zu dir kommen?"

„Mit deinem Knaben. Er soll bei mir mit dem Jesusknaben spielen. Sieh, wie mein Sohn in meinen Armen den deinen anlacht."

„Mein Knabe soll glücklich sein?"

„Selig in Ewigkeit... Also komm, komm!"

„Wie soll ich denn zu dir kommen? Ich kann mich nicht regen. Und — siehe Maria, mein Sohn schläft."

„Strecke deinen Arm nach ihm aus, nimm ihn zu dir; drücke ihn an deine Mutterbrust, lege deine Hände um seinen Hals; drücke mit deinen beiden Händen seinen Hals so lange, bis er nicht mehr erwacht."

„Es wird ihm wehtun!"

„Nicht regen wird er sich. Erwürge ihn mit deinen Mutterhänden; ersticke ihn mit deinen Mutterküssen; lasse ihn nicht mutterseelenallein auf Erden zurück; tue, wie ich dir gebiete, bringe mir deinen Sohn; verhilf ihm zur ewigen Seligkeit. Komm, komm, komm! Ich rufe dich!"

Jedes Wort der Madonna verstand die Sterbende. Dreimal wurde sie von ihr angerufen, dreimal von ihr aufgefordert: mit ihrem Sohne zu ihr zu kommen.

Da vollbrachte sie's.

⁂ ⁂ ⁂

Massimo hörte den gräßlichen Aufschrei. Er glich dem Geheul einer Wahnsinnigen. In dem Augenblick, da er beim ersten Tagesgrauen aus dem Hause schleichen wollte, hörte er die gellenden Rufe einer Frauenstimme: „Tot! Tot! Tot! Mutter und Kind! Sie erwürgte ihr Kind und starb! Tot! Beide tot, tot, tot!"

Was war das? Von seinem Hause her tönte die schrille Stimme, in der Tenuta die Schläfer weckend. „Tot" — so schrie es in den leichenfarbenen Schein des aufdämmernden Morgens hinein.

Sein Weib erwürgte seinen Sohn? Und dann starb es? Tot Weib und Sohn?

Er stürzte zu seinem Hause. Die Blödsinnige lief ihm heulend entgegen... Der Madonna Dank! Die Irrsinnige, die Tolle war's, die immerfort die gräßlichen Rufe ausstieß: „Tot, tot, tot!"

Sie erkannte ihn nicht. An ihm vorbei lief sie, warf beide Arme in die Luft, schrie mit den Gebärden einer Verrückten: „Tot, tot, tot! Beide tot! Mutter und Kind!"

Massimo überschritt die Schwelle, die er als Flüchtling verlassen hatte. Wie oft hatte seine Frau darauf gesessen, den Knaben im Arm. Sie hatte ihm, der in der Vigne arbeitete, Strophen der Liebe zugesungen, und er hatte ihr aus dem Rebenfelde Antwort gegeben: häufig schelmische Antwort und immer verliebte. Wenn er dann heimkehrte — höchster, heiligster Gott! Dann kauerte sie auf der Schwelle, lieblich und lächelnd, ein Bild der Jugend und des Glücks und streckte ihm seinen Knaben entgegen: „Siehe, Vater, dein Sohn!"

Und der Knabe krähte wie ein junges Huhn, strampelte mit den nackten rosigen Beinchen, trieb Possen wie ein Äffchen. Dann ward jeder Gedanke des seligen Gatten und stolzen Vaters zum Gebet.

Und jetzt —

Wenn er jetzt diese Schwelle überschritt, sollte er drinnen im engen Stübchen sein Weib liegen sehen — tot! Sollte er seinen Sohn sehen — tot! Erwürgt seinen Sohn... Von der eigenen Mutter...

Wahnsinn mußte es sein!

Er stürzte ins Haus, stand in der Kammer, rief ihre Namen: seines Weibes, seines Sohnes Namen. Selber ein Wahnsinniger schrie er nach Frau und Kind.

Mit dem matten, zuckenden Licht des Lämpleins mischte sich das fahle Grau des anbrechenden Tages. Wie Gespensterschein war's! Er konnte zuerst nichts deutlich erkennen. Sie lag auf dem breiten Ehebett und schien zu schlummern: ganz ruhig, ganz friedlich. Der Knabe ruhte an ihrem Herzen. Auch er schlief fest... Weshalb aber erwachten sie nicht, da er doch ihre Namen schrie in Verzweiflung, in Todesangst, Wahnsinn?

Friedlich und fest schliefen Mutter und Kind einen Schlaf, daraus keine Menschenstimme sie wecken konnte.

⁂ ⁂ ⁂

Es war heller Tag, als Massimo von Hause fort nach Nettuno ging. Vor ihm her lief das Gerücht des furchtbaren Ereignisses. Niemand wagte sich dem entflohenen Mörder in den Weg zu stellen. Er hatte in seinem Aussehen, seinem Blick etwas, das ihn mehr schützte, als die Flucht in die Wildnis: nicht Menschen konnten den Mann mehr richten, den die Gottheit gerichtet hatte.

Er kam auf den Platz, wo viel Volks stand. Vor ihm ward es leer.

Was wollte er in der Stadt?... Er mußte sich besinnen... Richtig! Zum Zimmermann wollte er... Was wollte er bei dem Manne?... Einen Sarg bestellen. Für wen?... Für Frau und Kind...

Und für sich? Er wollte doch in Nettuno auch etwas für sich selbst?

Zur Polizei wollte er gehen, dem Präfekten sagen: „Da bin ich. Und ich bin ein Mörder! Macht mit mir, was ihr wollt. Nur laßt mich vorher Frau und Kind begraben. Ihr wißt doch: auch Frau und Kind brachte ich um. Also bin ich ein dreifacher Totschläger! Also Galeere auf Lebenszeit. Dort drüben auf den Ponzainseln... Auf Lebenszeit im roten Rock des Mörders mit Ketten an den Füßen!

Seltsam! Alles war gerade noch so — genau ebenso, wie es immer gewesen: die Stadt, die Menschen und — eben alles. Die Sonne schien, das Meer wogte. Dort drüben lagen die Ponzainseln, lag Torre Astura, das Circekap ...

Hatte er nicht einmal vom Circekap eine Geschichte erzählt?... Wem, wo, wann? Lang mußte es her sein. Als er noch jung und glücklich war, als er noch singen konnte, als sie noch lebten: sie, Frau und Kind, die in drei Tagen begraben werden sollten, die er umgebracht hatte.

Und alles, alles war wie sonst!

Auch wie sonst der Mann, bei dem er so oft Nummern für das Lottospiel geholt... Richtig, das Lottospiel! Es war seine letzte Hoffnung gewesen. Seine letzte Hoffnung hatte ihn betrogen: er hatte immer, fast immer, die falschen Nummern gesetzt. Gute Nummern sollten sein — Welche Zahlen sollten doch gerade im Lotto Glück bringen? Unfehlbares Glück!

Unglück im eigenen Hause... Nun, dann hatte er ja die sicher Glück bringenden Nummern. Er brauchte nur zu wollen, nur dorthin zu gehen, die Nummern nur zu setzen — — Er kam gerade noch in letzter Stunde. Auch das war ein gutes Zeichen. Morgen schon kam in Rom die Entscheidung, die durch den Telegraphen in alle Orte verkündigt ward. Das Glück selbst reichte ihm heute die Hand. Wenn es auch eine kalte, starre, regungslose Hand war, eine Totenhand, so — mußte der Mensch dem Glück doch die Hand reichen. Zumal, wenn es ein goldenes war.

Ein goldenes Glück auf dem Wege zum Sargmacher, auf seinem letzten Wege —

Kaum wissend, was er tat, trat er an den Mann, der das goldene Glück feilbot, heran; kaum wissend, was er sprach, sagte er mit einer Stimme, die einer Menschenstimme kaum glich: „Du! Höre, du! Ich will Nummern! Geld habe ich keines! Aber — nimm das! Ich brauche es nicht mehr! Nur die Nummern! Fünf, sechs Nummern!... Du! He du! Hörst du nicht?“

Er zog sein Dolchmesser heraus, warf es dem Manne hin. Es war eine alte, gute Waffe, noch von Urvätern her. Manchen Polypen hatte er damit um das Leben gebracht. Auch jenen Menschen — Eine Mordwaffe war's.

Der Mann starrte entsetzt in das Gesicht seines alten Kunden. Es war ein Gesicht, welches Grauen einflößte.

„Die Nummern, du! Schnell! Ich habe keine Zeit! Muß einen Sarg bestellen! Einen Sarg für zwei! Bevor ich sie begraben muß, will ich durch sie gewinnen.“

Er nannte die Zahlen aus dem Traumbuch, der Bibel der Lottospieler: „Unglück, Totschlag, Todsünde, letzte Stunde, letzter Weg.“

Er bekam die Nummern aufgeschrieben, sagte: „Sie werden alle herauskommen, alle! Ich wohne wieder in der Stadt. Morgen abend kommen die Nummern heraus. Bringt mir das Geld in mein Haus.“

Er ging und bestellte den Sarg: „Du mußt ihn etwas breiter machen; denn sie nimmt ihren Sohn mit in die Ewigkeit. Nur um ein weniges breiter! Sie ist nämlich gar schmal und fein und kann sich nicht regen, mußt du wissen.“

In der Nacht wurden die Leichen von Mutter und Kind dem Brauch gemäß von der Totenbrüderschaft aus der Vigna in die Stadt und in die Kirche überführt und daselbst vor dem Hochaltar aufgebahrt. Massimo wartete dort auf die beiden. Ein alter Kapuzinerpater gab ihnen das Geleit — der einzige. Er war aus dem Kloster, wohin die arme Minetta ihre Sünden zur Beichte getragen und wo sie die guten Väter um glückliche Nummern für das Lotto gebeten hatte.

Eine Kerze brachte der Kapuziner mit: sie war aus blutrotem Wachs, dem Zeichen eines jähen Sterbens. Sie wurde zu Häupten des offenen Sarges aufgestellt und angezündet. Der Priester las mit eintöniger Stimme Totengebete ab und kümmerte sich nicht um den Mann, der an

dem armseligen Sarge stand und regungslos auf die beiden stillen, weißen Gestalten sah: so regungslos fast, wie sie selbst waren.

Irgendeine mildtätige Hand hatte über Mutter und Sohn ein altes Linnen geworfen. Massimo stand, starrte, dachte: ‚In Purpurseide wollte ich sie kleiden; Goldschmuck sollte sie tragen. Nun liegt sie da wie die Ärmste der Armen. Nicht einmal im Tode trägt sie ein Festgewand. Wie kann sie in solchem schlechten Kleide zu der Madonna kommen und für mich bitten? ... Für mich soll sie nicht bitten! Ein Verdammter bin ich, ein Verdammter will ich bleiben ... Meines Weibes und Sohnes wird sich die Gottesmutter gewiß erbarmen und sie zu sich ins Himmelreich nehmen. Sie wird es um der Liebe meines Weibes und ihrer vielen Leiden willen.‘

Das war das einzige Gebet, welches Massimos Seele an dem Sarge von Frau und Kind stammeln konnte.

So verging die Nacht.

⁂ ⁂ ⁂

Sämtliche von Massimo Bartolini gesetzten Nummern kamen nächsten Tags heraus. Eine große Summe ward ihm ausgezahlt. In Nettuno gab's einen Aufruhr. Wäre ein fünffacher Mord geschehen, hätte es keinen solchen Volkssturm erregen können. Ganz Nettuno, ganz Porto d'Anzio setzte für die nächste Ziehung die goldenen Glücksnummern Massimo Bartolinis. Dieser empfing das viele Geld, begab sich, von der Menge angeschrien — angejubelt — zu dem großen Händler des Städtchens, kaufte Purpurseide, kaufte Goldschmuck, breitete den glühenden Glanz über sein totes Weib, legte ihr das Geschmeide auf Arm und Brust, ließ den Sarg schließen, ließ ihn in die Grube versenken, sandte den Rest des Geldes der Frau, deren Schuldner er war, mit der Botschaft: „Was an meiner Schuld noch fehlt, habe ich dir durch den Tod meiner Frau und meines Kindes bezahlt.“

Von dem Grabe nahm Massimo das rote Wachslicht, das der alte Kapuziner in die frisch aufgeworfene Erde gesteckt hatte — als einzige Totenspende. Mit der Kerze pilgerte er auf bloßen Füßen durch die steinige, dornige, in Sonnengluten lodernde Wildnis zu dem wundertätigen Muttergottesbilde, für welches er einstmals wegen des Seidengewandes und Goldschmucks das Gelübde geleistet hatte. Er erreichte das Heiligtum mit zerrissenen Füßen, ein Hinsinkender. Vor dem Madonnenbild befestigte er die Kerze, welche die Farbe des Mordes trug, kniete nieder, betete: „Ich gelobte dir eine hohe und dicke Wachskerze, wenn du mir helfen würdest, meinem lieben Weibe ein Festgewand und den Goldschmuck zu geben, den jede ehrbare Frau meiner Vaterstadt von ihrem Manne erhält. Mein Weib erhielt das Gewand und das Gold; und so bringe ich denn dir die Kerze, Maria, Himmelskönigin: du hast meine Bitte erhört!“

⁂ ⁂ ⁂

Er wohnte wieder in dem bunten Häuschen auf der jäh abfallenden Klippe über dem Meer, zu dem eine schmale, steile Felsenstiege hinabführte. Rosenfarben und himmelblau leuchteten die Wände von innen und außen. Sonst aber war aller Glanz dieses jungen Menschenlebens erloschen, als hätte eine göttliche Hand es ausgewischt von der Tafel des Daseins.

Genug, daß es so gekommen.

Über Tag blieb er, der von den Karabinieri vollkommen vergessen zu sein schien, in dem leeren Hause; denn dann mußte er grübeln, grübeln, grübeln, zur Nacht verließ er die Wohnung, rüstete sein vor der Brandung durch Riffe geschütztes Boot, schiffte hinaus — auf den Polypenfang. Bis nach Anzio und zu den Ruinen des Kaiserpalastes fuhr er. Am liebsten, wenn das Meer raste wie die Leidenschaft der Menschen. Längs der Küste schiffte er, dem gefährlichen Gestade so nahe wie möglich. Die Pechfackel im Bug entzündete er, kauerte weit, weit übergebeugt, als wollte er von den Wogen sich niederziehen lassen, starrte und starrte: ob an den Klippen eine Krake haftete oder, von den dunkeln Flammengluten gelockt, mit geöffneten gräßlichen Armen opfergierig emporbrang? Erspähte der Jäger ein Wild, so warf er die Kleider ab, warf sich in die Flut, begann den Kampf.

Mit beiden Händen packte er das Ungetüm bei seinem mißgestalteten Haupte, mit beiden Händen suchte er es zu erwürgen...

Die gelben gierigen Augen glotzten ihn an in der vom Pechfeuer durchglühten

Tiefe; die acht grausigen Arme umklammerten seine Glieder, als ringelte sich eine Schar Schlangen um seinen Leib. Sie saugten sich fest und fester; sie wollten ihn niederziehen, sie lockerten sich unter dem wütenden Druck seiner Hände, lösten sich, wurden schlaff und schlaffer, wanden sich im Todeskampf, sanken von ihm herab —

Mit seiner Beute stieg er aus den Wassern siegreich empor.

⁂ ⁂ ⁂

„Du! Was willst du! Du von mir!"

„Dich will ich."

Eines späten Abends im Hochsommer, als er sich gerade anschickte, das Haus für den Fang zu verlassen, stand sie plötzlich vor ihm.

Wie er sie so auf der Schwelle des Hauses stehen sah, das einstmals Menschenglück geheiligt hatte, war's ihm, als kröche etwas in sein Hirn: etwas Fürchterliches, Grausiges, das sein Hirn in Flammen setzte, das seinen Verstand in Flammen verzehrte. Dabei konnte er vollkommen ruhig bleiben.

Er erwiderte: „Mich willst du? Deshalb kamst du? Hierher in mein Haus? Und du sagst mir in diesem Hause, daß du mich holen willst?"

„Ich sage es dir. Und ich sage dir, daß ich dich liebe; daß ich in dies Haus kommen mußte, um es dir zu sagen."

„Wenn du kommen mußtest ... Bleibe! Geh nicht weiter! Ich komme zu dir hinaus. Wir können draußen miteinander reden — wir zwei."

Sie trat ganz nahe an ihn heran, flüsterte ihm zu: „Ich wartete auf dich. Du mußtest wieder kommen, denn du gehörst mir. Wer mich einmal geküßt hat, gehört mir, sage ich dir. Ich wartete, wartete; du kamst nicht. Also komme ich zu dir."

Ihre geflüsterten Worte waren so heiß, wie der Hauch des Wüstensandes, der in dieser Nacht wie Atem der Hölle über Erde und Meer lag und selbst die Brandung regungslos machte. Schwer und schwarz drückte das Gewölk auf die Erde herab.

Massimo empfand in den Worten des Weibes ihr Lächeln, ihren Blick, dem er verfallen sein sollte. Ohne sie anzusehen, und doch jede ihrer Mienen vor Augen, sprach er mit einer Stimme, die ihm selbst wie die eines Fremden, klang: „Ich soll zu dir zurückkehren? ... Das soll ich doch wohl?"

„Mein sollst du sein!"

„Ja so! Und die beiden anderen —"

Er konnte die beiden Namen nicht aussprechen. Sie verstand ihn jedoch, drängte sich an ihn, flüsterte: „Was kannst du dafür, daß sie starben?"

„Nichts, nicht wahr?"

„Schicksal war's! ... Wir wollen für ihre Seelen Messen lesen, wir wollen sie aus dem Fegefeuer losbitten lassen."

„Wir?"

„Was können wir dafür? ... Ich liebe dich; ich liebe dich; ich liebe dich. Dein Weib will ich werden."

Das Wort gab ihm einen Schlag im Herzen, daß er taumelte. Er hielt sich jedoch aufrecht, fühlte den Brand in seinem Hirn, blieb ruhig: „Dann würde ich ja wohl ein reicher Mann?"

„Alles ist dein."

„Was die Leute sagen werden?"

„Laß die Leute!"

„Was die Toten sagen würden?"

„Laß die Toten! Wir leben!"

Sie standen an der Stelle, wo die schmale steile Stiege an der Felswand jäh hinabführte. Schwarz lag es unter, schwarz über ihnen. Kein Stern schien. Der Schirokko hatte auch die Lichter des Himmels ausgelöscht. Eine Gespensternacht war's.

Das Weib begann sich zu fürchten. Sie faßte ihn an, umklammerte ihn.

„Laß mich los! Ich muß hier hinunter! Ich muß diese Nacht einen Polypen fangen: den gefräßigsten, den gierigsten, gefährlichsten von allen Kraken, die ich je fing. Also laß mich los, oder —"

„Ich will bei dir bleiben! Ich will —"

„Loslassen sollst du mich!"

„Nein!"

„Dann komm mit!"

„Bleibe!"

„Mit mir hinunter!"

„Ich will nicht!"

„Du mußt!"

Wie mit Polypenarmen umschlang sie den Mann ... Plötzlich ein gellendes Hohnlachen, ein furchtbarer Schrei, ein Fall die jähen Felswände herab, ein klatschendes Geräusch auf der regungslosen, schwarzen Flut. Dann Schweigen.

Auch im Tode ließ der Polyp den Mann nicht los. Gewaltsam mußten die beiden starren Körper getrennt werden.

Wiener Kellner. Von Balduin Groller.

Die Wiener Kellner sind berühmt. Sie sind ein vielbegehrter Exportartikel geworden. So ungefähr wie die Wiener Walzer. Er ist also berühmt der Wiener Kellner, und den Busen von lokalpatriotischem Hochgefühl geschwellt, darf ich hinzufügen: er verdient es auch. Wir können eine Probe veranstalten. Besuchen Sie ein anständiges Wiener Kaffeehaus. Bestellen Sie eine „Teeschale Haut". Ihre Bestellung beweist, daß Sie sich in den Wiener Gebräuchen doch schon auskennen, und darum bin ich auch der Notwendigkeit enthoben, erst ausführlich darzulegen, daß in diesem Falle die Teeschale natürlich nicht mit Tee in irgendeine Verbindung zu bringen ist, und die Haut nicht mit der Epidermis irgendeines gewesenen Lebewesens. Zur Lektüre verlangen Sie die „Times" und Velhagen und Klasings Monatshefte. Sie werden prompt bedient, rufen nach einer Weile korrekt wienerisch: „Zahlen!", geben ein anständiges Trinkgeld und segeln wieder ab. — Nach drei Monaten führt Sie der Zufall wieder in dasselbe Kaffeehaus und nun brauchen Sie überhaupt nichts mehr zu reden. Ein Blick genügt, und der Jean bringt Ihnen mit größter Beschleunigung eine „Teeschale Haut" und für Ihr Lesebedürfnis die „Times" und Velhagen und Klasings Monatshefte.

Wir haben zum Schauplatz des Experimentes ein Kaffeehaus gewählt, aber es kann mit derselben Aussicht auf vollständiges Gelingen in einem „Speisehaus" angestellt werden, ein Ausdruck nebenbei, zu dem sich ein richtiger Wiener, es wäre denn in der Schriftsprache, niemals versteigen wird. Lassen Sie sich dort bei Ihrem ersten Besuche ein Filet à la Wellington vorsetzen, und Sie können sicher sein, daß bei Ihrem nächsten Besuche der Kellner Sie mit der tiefbedauerlichen Nachricht empfangen wird, Wellington sei leider ausgegangen und nicht wiedergekommen.

Im Kaffeehaus führt das Genie den Titel Markör, im Wirtshaus wird er Kellner genannt, aber es sind dieselben Helden lobebären. Sie gehören zu derselben Gattung, die, wie es scheint, nirgends so gut oder besser gedeiht als auf Wiener Boden.

Das Beispiel, das ich gewählt habe, war nicht aus der Luft gegriffen. Das Wunder hat sich unzählige Male begeben, und es erneut sich täglich. Die Leistung des Gedächtnisses ist nicht reine Verstandesarbeit, es ist auch etwas von Gemüt und von Liebenswürdigkeit darin. Der Wiener Kellner hat — im Dienst — alle Eigenschaften, die sich der Gast nur wünschen mag, und der Gast wünscht viel, überall und immer. Vielleicht nicht immer mit voller Berechtigung. Es mag sich ja recht häufig begeben, daß der Mann, der im Gasthaus der Kellner Schar unbarmherzig tyrannisiert, in seinem Privatleben überhaupt niemals Gelegenheit hat, herumzukommandieren, daß der Kellner an Respektabilität in jeglichem Sinne höher steht als der, der ihn so von oben herunter schuriegelt, aber die privaten Verhältnisse kommen in dem öffentlichen Lokale nicht in Betracht. Da ist der Gast der Herr, und der Kellner der Diener. Das wäre freilich noch kein Grund, einen sonst vielleicht durchaus achtungswerten Menschen wegen jeder Kleinigkeit in einer Weise zu hudeln, die man sich sonst wohl keinem Menschen auf der Welt gegenüber gestatten würde. Die Kellner aber lassen es sich gefallen und müssen es sich gefallen lassen — die Wiener Kellner. Die Kellner in Deutschland bekunden nach meiner Beobachtung doch schon etwas mehr Mannesstolz vor Königsthronen. Das ist sehr schön von ihnen, aber — die Menschen sind nun einmal so — sie finden es angenehmer, mit etwas geringerem Selbstbewußtsein bedient zu werden. Der Wiener — Bauernfeld war es, der das tiefe Geheimnis verraten hat — ist seiner innersten Natur nach ein großer Raunzer; nichts kann man ihm recht machen, und so wird denn gelegentlich in Wiener Lokalen gegen die Kellner mit einer Brutalität gewettert, wie man sie sonst bei Reisen im Ausland wahrzunehmen kaum eine Gelegenheit findet. Neben der Raunzerei gibt es aber noch etwas Wienerisches — dieGemütlichkeit. Eigentlich tragisch wird das Donnerwetter doch nicht genommen, weder von dem, der es losläßt, noch von dem, auf den es niederprasselt. Das Ende vom Sturmlied ist gewöhnlich das, daß der niedergedonnerte Kellner ein höheres Trinkgeld kriegt.

Hat sich einer in Wien mit seinen Kellnern gut gestellt, dann ist er wohl geborgen. Seine Wünsche werden erfüllt sein, bevor er sie noch recht ausgesprochen hat. Es wird Rücksicht genommen sein auf seine besonderen Eigentümlichkeiten und auf seine Liebhabereien. In diskreter Form werden ihm besondere Empfehlungen und, was höher anzuschlagen ist, heimliche Warnungen unterbreitet werden. Mir selbst ist es einmal, allerdings in einem Prater-Wirtshause, geschehen, daß ein Aushilfskellner, den ich zum erstenmal zu sehen die Ehre hatte, mir, als ich eine etwas exotische Bestellung machte, wohlmeinend die Hand auf die Schulter legte und mit gütiger Vertraulichkeit zuflüsterte: „Gnä Herr, das is ka Fressen!", worauf ich natürlich sofort zum Rückzug blies, und das wählte, was seine bessere Einsicht empfahl.

Tatsache ist also, daß die Wiener Kellner den Ruf haben, die besten Kellner der Welt zu sein. Es könnte verlockend scheinen, nach der völkerpsychologischen Begründung dieser interessanten Tatsache zu forschen, aber ich glaube nicht, daß wir es nötig haben werden, uns nach dieser Richtung hin zu strapazieren. Gewiß, die wienerische Frohnatur mit ihrer Unverdrossenheit und Dienstwilligkeit, die nichts nachträgt, sich auch an schlechte Behandlung rasch gewöhnt und Unbill leicht vergißt, sie darf auch hier als ein Faktor von Belang in Betracht gezogen werden, ebenso die körperliche leichte Beweglichkeit und der gewisse nicht anmutlose Schwung bei jeglicher Hantierung — man muß nur sehen, mit welch eleganter Großartigkeit so ein Wiener Kellner seine Teller- und Schüsselladungen durch einen gedrängt vollen Saal zu lancieren weiß, mit welcher ehrfurchtgebietenden Grandezza er das „Hangerl", seine Serviette, zu schwingen versteht, um zur Erkenntnis zu gelangen, daß da doch auch natürliche Veranlagung im Spiele sein muß, — aber die eigentliche Erklärung ist damit doch noch nicht geboten. Das Wahrwort gilt vielmehr auch hier: Es fällt kein Meister vom Himmel. Die Schulung macht es, die bessere Schulung!

Wien hat eine unter staatlichem Schutz stehende Kellnerschule, die alljährlich tausend wohlausgebildete Kellner in die Welt schickt. Diese Schule soll in ihrer Art die beste der Welt sein. Auch als erste ihrer Art hat sie schulbildend, man kann sagen epochemachend gewirkt. Aus allen Kulturzentren haben sich zuständige Kommissionen nach Wien begeben, um sie zu studieren und dann zu Hause nachzumachen. Daß sie noch nicht übertroffen worden ist, dafür spricht noch immer die andauernd starke Nachfrage aus aller Welt nach Wiener Kellnern und der noch immer steigende Export dieses merkwürdigen Artikels. Ich habe es mir angelegen sein lassen, die Organisation und Lehrmethoden dieser Schule aus der Nähe möglichst genau zu besehen, und ich muß sagen, es wird einem da ein ganz gehöriger Respekt beigebracht. Der Titel der Schule lautet: „Höhere Fachschule für das Gastwirte-, Hotel- und Kaffeesiedergewerbe." Der Lehrplan umfaßt einundzwanzig Fächer, von welchen sechzehn obligat und fünf dem freien Ermessen der Schüler überlassen sind. Bemerkenswert ist, daß den üblichen Kursen für die Weltsprachen auch solche für Holländisch und Malayisch hinzugefügt werden mußten. Das haben die Anforderungen bewirkt, die an den Export gestellt werden.

Es würde zu weit führen, hier auf alle einzelnen Fächer des näheren einzugehen. Man kann sich denken, daß sie alle sachgemäß ausgewählt und durch den Beruf, zu dem sie ausbilden sollen, bedingt sind. Ein Punkt des Lehrprogramms aber verdient doch besondere Beachtung. Es ist die Servierkunde. Ich durfte wiederholt beim Unterricht zugegen sein, und ich kann sagen, ich habe mich dabei ausnehmend gut unterhalten. Der offizielle Lehrplan auch dieses Faches liest sich freilich etwas trocken, gleichwohl teile ich ihn hier mit, weil der freundliche Leser schon aus diesen Einzelheiten wird beurteilen können, wie reichhaltig der Stoff ist, den alle einundzwanzig Fächer zusammen umfassen. „Also: Servierkunde. Einleitung. Einteilung der Servierkunde und Umfang derselben. Das gastwirtschaftliche Personal, seine Einteilung, Stellung und Wirkungskreis. Das Benehmen des gastwirtschaftlichen Personals gegen Vorgesetzte, gegen Kollegen. Über das Verhalten des Kellners im Verkehr mit Gästen. Begrüßung derselben; Titulaturen; Platzanweisung. Abnehmen der Überkleider; Fragen; Anempfehlungen. Die verschiedenen Mahlzeiten, Reihenfolge der Gänge bei den Mahlzeiten. Anstandsregeln für den Verkehr mit den Gästen. Entschuldigung im Falle eines Versehens. Über die äußere Erscheinung des Kellners. Hand-, Mund- und Fußpflege; Mitteilungen und Gespräche während der Geschäftszeit. Über das Verhalten bei Gesprächen der Gäste. Die Einräumung des Vortritts. Das Eintreten in geschlossene Lokale. Über das Trinkgeld. Verhalten des Kellners bei Zänkereien. Über gefundene Gegenstände. Vorlegen von Zeitungen. Verlassen des Lokals seitens des Gastes. Abservieren und Tischordnen. Verhalten des Kellners nach Abgang der Gäste. — Wirkungskreis des Gastwirtes und sein Verhältnis zu den Gästen. Die verschiedenen Serviermethoden. Einzelbedienung. Gesamtbedienung. Die Speisekarte. Handhabung des Serviertuches und der Utensilien. Reinigung und Instandhaltung des Services. Das Tischdecken im allgemeinen und für einzelne Mahlzeiten im Restaurant. Das Servieren im Restaurant. Das déjeuner à la fourchette; der Lunch; das Diner; das Gouter; der five o'clock tea; das Souper; das Büfett; die Festtafel. Das Servieren in den Fremdenzimmern. Zusammenstellen von Menüs. Ermittelung von Kuvertpreisen."

Diese trockene Aufzählung erinnert an das prosaische Lattengerüst, das im Verlaufe der Dinge unter dem Segen des köstlichen Spalierobstes, der träumerischen Klematisblüten oder der flammenden Herrlichkeit der Kletterrosen verschwindet. Die Übungen werden dramatisch vorgenommen. Die reine Theaterschule, nur bedeutend unterhaltender und, wie mir scheinen will, erheblich nützlicher. Die jugendlichen Schüler sind meist guter Leute Kind, Söhne von Hotel-, Gasthaus- und Kaffeehausbesitzern, die es sich angelegen sein lassen, die Familientradition zu erhalten und fortzusetzen; oft noch halbe Kinder mit der Frische, der Naivität und der spielerischen Freude solcher. Sie sind, dem Stile des Lehrstoffes entsprechend, möglichst elegant gekleidet, sehr sauber gewaschen, und selbstverständlich ist auch die Wäsche von tadelloser Reinheit, ein festliches Adolescenten-

tum, das sich so in jedem Salon blicken lassen dürfte.

Die praktische Übung beginnt. Wir befinden uns in einem Zimmer, das sachgemäß eingerichtet ist und daher in nichts an Schule und Unterricht erinnert. Es ist das Abbild eines für kleinere Gesellschaften bestimmten Speisezimmers eines vornehmen Hotels. In der Mitte ein Tisch, ringsherum Stühle, im Handbereich an den Seiten kleine Tischchen; das eine mit einer Flaschenbatterie der erlesensten Liköre, das andere mit Zigarrenkisten und Zigarettenschachteln, natürlich nur für die besten Sorten, das dritte mit dem Service für den kleinen Schwarzen beladen. An einer Wand eine mächtige Kredenz, in und auf der untergebracht sind: die Tischwäsche in ihrer blütenweißen Pracht, das Tafelgeschirr, das Glasservice in allen seinen erforderlichen Varietäten, die Silberbestecke und, lange wohlgeordnete Reihen von Weinflaschen, deren Etiketten auch den verwöhntesten Ansprüchen Erfüllung verheißen. Erwähnt sei noch, daß die Emballagen und Etiketten der Weine, Liköre und Zigarren vollkommen echt sind. Soweit ist aber der Naturalismus bei diesem dramatischen Unterricht noch nicht gediehen, daß auch der Inhalt echt wäre.

Zehn Schüler sind in dem Zimmer und ein Professor, eine Koryphäe, die in ehrenvoller Laufbahn als „Ober" sich Lorbeeren gesammelt, dann den Übertritt von der Praxis zur Theorie vollzogen und sich dem Lehrfach zugewandt hat.

Zuerst wird der Tisch festlich gedeckt und das bereits früher mit heißem Bemühen fertiggestellte Menü aufgelegt. Dann verlassen die Jungen das Zimmer, um gleich darauf wieder das Lokal als Gäste zu betreten. Die vier Zurückgebliebenen bilden der Kellner Schar. Die Gäste treten paarweise ein, je ein Herr und eine „Dame". Und was nun folgt, ist das reine Theater. Der Kellner Schar gerät in Schwung. Die Fremden von Distinktion werden mit tausend Bücklingen empfangen. Man stürzt sich auf sie, nimmt ihnen Hüte, Stöcke, Schirme, Überzieher, Mantillen und Jacken ab, und was nicht vollkommen stilgerecht gemacht wird, muß wiederholt werden. Dann werden die Herrschaften unter lebhaften Schwingungen der Hangerls und der Frackschöße zu Tische geleitet. Die magistrale Autorität wacht. Wehe auch den Gästen, wenn sie nicht ihrem hohen Range entsprechend essen, oder wenn sie — horribile dictu — es an der richtigen Handhabung der Bestecke fehlen lassen! Die Hauptaufmerksamkeit ist aber natürlich den Kellnern zugewendet. Das Auftragen wie das Abservieren muß wie am Schnürchen gehen.

Auch mit den Getränken ist das nicht so einfache Sache, wie wir uns das in unserer Unschuld vorgestellt haben mögen. Die Geschichte fängt schon beim Entkorken der Flasche an. Wenn Sie, Verehrtester, meinen: entkorken ist entkorken, so sind Sie auf dem Holzwege. Sie haben sich schwer blamiert, setzen Sie sich. Wenn Sie je eine Flasche Johannisberger, Bordeaux und Klosterneuburger nach Ihrem System, also in gleicher Weise entkorken werden und der Herr Professor Ihnen dabei zusieht, so werden Sie die schönste Gelegenheit haben, einen Blick auf sich gerichtet zu sehen, der mehr ein schmerzliches Bedauern als ein Gefühl besonderer Hochachtung zum Ausdruck bringen wird. Sie müssen nämlich wissen, daß man auch bei der Behandlung der Flaschen „individualisieren" muß. Gewisse hochadelige Weine lieben es — wie nach einigen Kochbüchern die Krebse es „lieben", kalt zugesetzt zu werden —, einen trüben Niederschlag anzusetzen, und wenn Sie da eine Flasche geradeso behandeln wie etwa eine mit echtem Grüneberger von Schlesiens Bergen, dann verdienen Sie die Ehre gar nicht, eine solche Flasche entkorken zu dürfen!

Wenn das Mahl vorüber ist, wird auf hohen Wunsch die Rechnung präsentiert. Sie wird berichtigt, und mit königlicher Herablassung werden ansehnliche Trinkgelder verteilt. In der Art, wie diese entgegengenommen und mit dankenden Verbeugungen quittiert, wie die Gäste wieder mit ihren Garderobestücken bedient und endlich bei der Türe hinauskomplimentiert werden, zeigen die Hochschüler der Hangerl-Universität im hellsten Lichte, was sie gelernt haben. Dem Mahle der hohen Herrschaften folgen aber nun die Saturnalien, das Fest der Sklaven. Die Geschichte geht von vorne los, nur daß sich nun die Bedienungsmannschaften von vorhin zu Tische setzen und die durchlauchtigen Herrschaften von vorhin die Bedienung übernehmen.

Neben diesen praktischen Übungen, die soweit es sich um den Verkehr mit dem Publikum handelt, mir als die wichtigsten erscheinen wollen, werden natürlich auch die theoretischen Fächer nicht vernachlässigt. Der Nachwuchs wird in Sprachen, im gewerblichen Rechnen, in der gewerblichen Buchführung, in der gewerblichen Betriebslehre, in der Nahrungs-Genußmittelwissenschaft, in der Kellerwirtschaft usf. usf. unterwiesen, sogar in der ärztlichen Kunst der ersten Hilfe bei etwaigen Unfällen im Restaurant, Kaffeehaus oder Hotel. Man sieht, der gute Ruf der Wiener Kellner hat eine solide Grundlage. So ausgerüstet, machen sie sich auf, sich die Welt zu erobern.

Am Strand von Fiſe in Schottland. Gemälde von Arthur Jenkins.

ganz leise, um den Knaben nicht zu wecken; und seine Frau öffnete ihm: rosig, lustig, glücklich. Von der Polypenjagd kehrte er zurück mit einem prächtigen Fang. Es war ein Riesenkrake, der noch im Tode seine acht furchtbaren Arme weit ausstreckte, wie um ihn noch im Tode zu umklammern und in unergründliche Tiefen niederzuziehen. Minetta stieß einen Schrei aus. Er aber lachte lustig auf, lachte sie aus. Am nächsten Morgen würde er für das getötete Meerungeheuer die Prämie erhalten. Dann feierten sie im Häuslein ein Fest: ein fettes Zicklein ward geröstet und es gab Makkaroni — Makkaroni mit Liebesäpfeln!

Massimo erwachte aus seinem Traum, blickte wirr um sich, stöhnte laut auf. Dann schlich er weiter durch den dunkeln einsamen Ort der Vigna zu, wo sein Weib gewiß schwerkrank daniederlag und sein kleiner Sohn mutterseelenallein war...

Die dunkle Winternacht war stürmisch geworden. Ihn fror, und er hungerte. Er kam an. Dort lagen Vigna und Oliveta mit dem Hause. Kein Licht brannte darin. Wie sollte das auch? Sie konnte ihn ja doch nicht erwarten. Aber — aus dem Hause der Herrin leuchtete ihm heller Lichtschein entgegen. Es sah so traulich aus. Es sah fast aus, als sollte der Glanz in der schwarzen stürmischen Nacht einem Verirrten leuchten — einem Heimkehrenden, dessen Haus verschlossen und dunkel war. Das helle Licht hatte etwas so Winkendes, Lockendes, Lächelndes... Wie das Lächeln war's der schönen Frau, wie ihr strahlender Blick, wider dessen Gewalt es kein Heilmittel gab; also keine Befreiung, keine Rettung.

Massimo wollte vorüberschleichen. Seine Sehnsucht nach seiner Frau, seine Angst um sie packten ihn von neuem. Schon war er dem winkenden, dem lockenden und lächelnden Lichtschein glücklich entronnen.

Plötzlich blieb er stehen. Einen Augenblick zauderte er — nur einen Augenblick. Dann stürzte er zurück. Er wollte das Weib wiedersehen! Denn gewiß wachte es noch. Vielleicht wartete es. Auf wen? ... Auf einen anderen Liebhaber?

Ein Taumel ergriff ihn, daß er schwankte. Er wollte zu dem Weibe, wollte diesem ins Gesicht sagen, was es getan hatte, was ihn nicht reute, was er wieder tun würde. Ihr ins Gesicht wollte er seinen Haß schleudern, ihr zuschreien, daß sie ihn zum unglücklichen Manne gemacht hatte, zum Mörder und Untäter — zum Untäter auch an Frau und Kind dort drüben in dem einsamen Hause ...

Sie wachte und wartete wirklich. Beim Herdfeuer saß sie auf und erwartete einen Liebhaber. Sie erwartete Massimo Bartolini, den Mörder, den Untäter. Nacht für Nacht hatte sie gewacht und auf ihn gewartet. — Diese Nacht kam er.

⁂ ⁂ ⁂

Massimos Frau hatte die Perniciosa. Eine alte blödsinnige Magd, die auf der Tenuta Sora Giacintas das Gnadenbrot erhielt, kümmerte sich heimlich um die Schwerkranke. Sonst war nur der Knabe bei ihr. Die Frau mit ihren zerstückten Sinnen bereitete das landesübliche Mittel: Limonen in Rotwein zu einem Brei verkocht, davon sie der Fiebernden ab und zu gewaltsam einflößte. Dann lallte sie irgendwelche Gebete, spielte wie ein Kind mit dem Kinde und horchte gierig auf die Phantasien der Kranken, die eine Sterbende war. Diese waren oft so lustig, daß die Alte hell auflachte. Dann lachte auch der Knabe. Wenn Minetta verliebte Liedlein sang, stimmte die Irre kichernd mit ein. Schaurig war's.

In der Nacht ward die Kranke ruhig. Plötzlich richtete sie sich im Bette auf, sah vor dem Madonnenbilde das Lämplein brennen, sah bei dem trüben, flackernden Schein neben sich ihre Pflegerin, den Knaben im Schoß. Beide schliefen fest.

Minetta schaute auf das Gesicht der Madonna. Da sah sie, wie die Mutter des Heilands die Lippen öffnete; dann hörte sie sich von ihr angerufen: dreimal laut und feierlich bei Namen. Sie erwiderte: „Hier bin ich, Maria. Und ich höre dich."

Sie vernahm die himmlische Stimme: „Du hast genug gelitten. Jetzt rufe ich dich."

„Ich soll zu dir kommen?"

„Diese Nacht noch."

„Allein soll ich zu dir kommen?"

„Mit deinem Knaben. Er soll bei mir mit dem Jesusknaben spielen. Sieh, wie mein Sohn in meinen Armen den deinen anlacht."

„Mein Knabe soll glücklich sein?"

„Selig in Ewigkeit... Also komm, komm!"

„Wie soll ich denn zu dir kommen? Ich kann mich nicht regen. Und — siehe Maria, mein Sohn schläft."

„Strecke deinen Arm nach ihm aus, nimm ihn zu dir; drücke ihn an deine Mutterbrust, lege deine Hände um seinen Hals; drücke mit deinen beiden Händen seinen Hals so lange, bis er nicht mehr erwacht."

„Es wird ihm wehtun!"

„Nicht regen wird er sich. Erwürge ihn mit deinen Mutterhänden; ersticke ihn mit deinen Mutterküssen; lasse ihn nicht mutterseelenallein auf Erden zurück; tue, wie ich dir gebiete, bringe mir deinen Sohn; verhilf ihm zur ewigen Seligkeit. Komm, komm, komm! Ich rufe dich!"

Jedes Wort der Madonna verstand die Sterbende. Dreimal wurde sie von ihr angerufen, dreimal von ihr aufgefordert: mit ihrem Sohne zu ihr zu kommen.

Da vollbrachte sie's.

⁂ ⁂ ⁂

Massimo hörte den gräßlichen Aufschrei. Er glich dem Geheul einer Wahnsinnigen. In dem Augenblick, da er beim ersten Tagesgrauen aus dem Hause schleichen wollte, hörte er die gellenden Rufe einer Frauenstimme: „Tot! Tot! Tot! Mutter und Kind! Sie erwürgte ihr Kind und starb! Tot! Beide tot, tot, tot!"

Was war das? Von seinem Hause her tönte die schrille Stimme, in der Tenuta die Schläfer weckend. „Tot" — so schrie es in den leichenfarbenen Schein des aufdämmernden Morgens hinein.

Sein Weib erwürgte seinen Sohn? Und dann starb es? Tot Weib und Sohn?

Er stürzte zu seinem Hause. Die Blödsinnige lief ihm heulend entgegen... Der Madonna Dank! Die Irrsinnige, die Tolle war's, die immerfort die gräßlichen Rufe ausstieß: „Tot, tot, tot!"

Sie erkannte ihn nicht. An ihm vorbei lief sie, warf beide Arme in die Luft, schrie mit den Gebärden einer Verrückten: „Tot, tot, tot! Beide tot! Mutter und Kind!"

Massimo überschritt die Schwelle, die er als Flüchtling verlassen hatte. Wie oft hatte seine Frau darauf gesessen, den Knaben im Arm. Sie hatte ihm, der in der Vigne arbeitete, Strophen der Liebe zugesungen, und er hatte ihr aus dem Rebenfelde Antwort gegeben: häufig schelmische Antwort und immer verliebte. Wenn er dann heimkehrte — höchster, heiligster Gott! Dann kauerte sie auf der Schwelle, lieblich und lächelnd, ein Bild der Jugend und des Glücks und streckte ihm seinen Knaben entgegen: „Siehe, Vater, dein Sohn!"

Und der Knabe krähte wie ein junges Huhn, strampelte mit den nackten rosigen Beinchen, trieb Possen wie ein Äffchen. Dann ward jeder Gedanke des seligen Gatten und stolzen Vaters zum Gebet.

Und jetzt —

Wenn er jetzt diese Schwelle überschritt, sollte er drinnen im engen Stübchen sein Weib liegen sehen — tot! Sollte er seinen Sohn sehen — tot! Erwürgt seinen Sohn... Von der eigenen Mutter...

Wahnsinn mußte es sein!

Er stürzte ins Haus, stand in der Kammer, rief ihre Namen: seines Weibes, seines Sohnes Namen. Selber ein Wahnsinniger schrie er nach Frau und Kind.

Mit dem matten, zuckenden Licht des Lämpleins mischte sich das fahle Grau des anbrechenden Tages. Wie Gespensterschein war's! Er konnte zuerst nichts deutlich erkennen. Sie lag auf dem breiten Ehebett und schien zu schlummern: ganz ruhig, ganz friedlich. Der Knabe ruhte an ihrem Herzen. Auch er schlief fest... Weshalb aber erwachten sie nicht, da er doch ihre Namen schrie in Verzweiflung, in Todesangst, Wahnsinn?

Friedlich und fest schliefen Mutter und Kind einen Schlaf, daraus keine Menschenstimme sie wecken konnte.

⁂ ⁂ ⁂

Es war heller Tag, als Massimo von Hause fort nach Nettuno ging. Vor ihm her lief das Gerücht des furchtbaren Ereignisses. Niemand wagte sich dem entflohenen Mörder in den Weg zu stellen. Er hatte in seinem Aussehen, seinem Blick etwas, das ihn mehr schützte, als die Flucht in die Wildnis: nicht Menschen konnten den Mann mehr richten, den die Gottheit gerichtet hatte.

Er kam auf den Platz, wo viel Volks stand. Vor ihm ward es leer.

Was wollte er in der Stadt?... Er mußte sich besinnen... Richtig! Zum Zimmermann wollte er... Was wollte er bei dem Manne?... Einen Sarg bestellen. Für wen?... Für Frau und Kind...

Und für sich? Er wollte doch in Nettuno auch etwas für sich selbst?

Zur Polizei wollte er gehen, dem Präfekten sagen: „Da bin ich. Und ich bin ein Mörder! Macht mit mir, was ihr wollt. Nur laßt mich vorher Frau und Kind begraben. Ihr wißt doch: auch Frau und Kind brachte ich um. Also bin ich ein dreifacher Totschläger! Also Galeere auf Lebenszeit. Dort drüben auf den Ponzainseln... Auf Lebenszeit im roten Rock des Mörders mit Ketten an den Füßen!

Seltsam! Alles war gerade noch so — genau ebenso, wie es immer gewesen: die Stadt, die Menschen und — eben alles. Die Sonne schien, das Meer wogte. Dort drüben lagen die Ponzainseln, lag Torre Astura, das Circekap...

Hatte er nicht einmal vom Circekap eine Geschichte erzählt?... Wem, wo, wann? Lang mußte es her sein. Als er noch jung und glücklich war, als er noch singen konnte, als sie noch lebten: sie, Frau und Kind, die in drei Tagen begraben werden sollten, die er umgebracht hatte.

Und alles, alles war wie sonst!

Auch wie sonst der Mann, bei dem er so oft Nummern für das Lottospiel geholt... Richtig, das Lottospiel! Es war seine letzte Hoffnung gewesen. Seine letzte Hoffnung hatte ihn betrogen: er hatte immer, fast immer, die falschen Nummern gesetzt. Gute Nummern sollten sein — Welche Zahlen sollten doch gerade im Lotto Glück bringen? Unfehlbares Glück!

Unglück im eigenen Hause... Nun, dann hatte er ja die sicher Glück bringenden Nummern. Er brauchte nur zu wollen, nur dorthin zu gehen, die Nummern nur zu setzen — — Er kam gerade noch in letzter Stunde. Auch das war ein gutes Zeichen. Morgen schon kam in Rom die Entscheidung, die durch den Telegraphen in alle Orte verkündigt ward. Das Glück selbst reichte ihm heute die Hand. Wenn es auch eine kalte, starre, regungslose Hand war, eine Totenhand, so — mußte der Mensch dem Glück doch die Hand reichen. Zumal, wenn es ein goldenes war.

Ein goldenes Glück auf dem Wege zum Sargmacher, auf seinem letzten Wege —

Kaum wissend, was er tat, trat er an den Mann, der das goldene Glück feilbot, heran; kaum wissend, was er sprach, sagte er mit einer Stimme, die einer Menschenstimme kaum glich: „Du! Höre, du! Ich will Nummern! Geld habe ich keines! Aber — nimm das! Ich brauche es nicht mehr! Nur die Nummern! Fünf, sechs Nummern!... Du! He du! Hörst du nicht?“

Er zog sein Dolchmesser heraus, warf es dem Manne hin. Es war eine alte, gute Waffe, noch von Urvätern her. Manchen Polypen hatte er damit um das Leben gebracht. Auch jenen Menschen — Eine Mordwaffe war's.

Der Mann starrte entsetzt in das Gesicht seines alten Kunden. Es war ein Gesicht, welches Grauen einflößte.

„Die Nummern, du! Schnell! Ich habe keine Zeit! Muß einen Sarg bestellen! Einen Sarg für zwei! Bevor ich sie begraben muß, will ich durch sie gewinnen.“

Er nannte die Zahlen aus dem Traumbuch, der Bibel der Lottospieler: „Unglück, Totschlag, Todsünde, letzte Stunde, letzter Weg.“

Er bekam die Nummern aufgeschrieben, sagte: „Sie werden alle herauskommen, alle! Ich wohne wieder in der Stadt. Morgen abend kommen die Nummern heraus. Bringt mir das Geld in mein Haus.“

Er ging und bestellte den Sarg: „Du mußt ihn etwas breiter machen; denn sie nimmt ihren Sohn mit in die Ewigkeit. Nur um ein weniges breiter! Sie ist nämlich gar schmal und fein und kann sich nicht regen, mußt du wissen.“

In der Nacht wurden die Leichen von Mutter und Kind dem Brauch gemäß von der Totenbrüderschaft aus der Vigna in die Stadt und in die Kirche überführt und daselbst vor dem Hochaltar aufgebahrt. Massimo wartete dort auf die beiden. Ein alter Kapuzinerpater gab ihnen das Geleit — der einzige. Er war aus dem Kloster, wohin die arme Minetta ihre Sünden zur Beichte getragen und wo sie die guten Väter um glückliche Nummern für das Lotto gebeten hatte.

Eine Kerze brachte der Kapuziner mit: sie war aus blutrotem Wachs, dem Zeichen eines jähen Sterbens. Sie wurde zu Häupten des offenen Sarges aufgestellt und angezündet. Der Priester las mit eintöniger Stimme Totengebete ab und kümmerte sich nicht um den Mann, der an

dem armseligen Sarge stand und regungslos auf die beiden stillen, weißen Gestalten sah: so regungslos fast, wie sie selbst waren.

Irgendeine mildtätige Hand hatte über Mutter und Sohn ein altes Linnen geworfen. Massimo stand, starrte, dachte: ‚In Purpurseide wollte ich sie kleiden; Goldschmuck sollte sie tragen. Nun liegt sie da wie die Ärmste der Armen. Nicht einmal im Tode trägt sie ein Festgewand. Wie kann sie in solchem schlechten Kleide zu der Madonna kommen und für mich bitten? ... Für mich soll sie nicht bitten! Ein Verdammter bin ich, ein Verdammter will ich bleiben ... Meines Weibes und Sohnes wird sich die Gottesmutter gewiß erbarmen und sie zu sich ins Himmelreich nehmen. Sie wird es um der Liebe meines Weibes und ihrer vielen Leiden willen.‘

Das war das einzige Gebet, welches Massimos Seele an dem Sarge von Frau und Kind stammeln konnte.

So verging die Nacht.

⁂ ⁂ ⁂

Sämtliche von Massimo Bartolini gesetzten Nummern kamen nächsten Tags heraus. Eine große Summe ward ihm ausgezahlt. In Nettuno gab's einen Aufruhr. Wäre ein fünffacher Mord geschehen, hätte es keinen solchen Volkssturm erregen können. Ganz Nettuno, ganz Porto d'Anzio setzte für die nächste Ziehung die goldenen Glücksnummern Massimo Bartolinis. Dieser empfing das viele Geld, begab sich, von der Menge angeschrien — angejubelt — zu dem großen Händler des Städtchens, kaufte Purpurseide, kaufte Goldschmuck, breitete den glühenden Glanz über sein totes Weib, legte ihr das Geschmeide auf Arm und Brust, ließ den Sarg schließen, ließ ihn in die Grube versenken, sandte den Rest des Geldes der Frau, deren Schuldner er war, mit der Botschaft: „Was an meiner Schuld noch fehlt, habe ich dir durch den Tod meiner Frau und meines Kindes bezahlt.“

Von dem Grabe nahm Massimo das rote Wachslicht, das der alte Kapuziner in die frisch aufgeworfene Erde gesteckt hatte — als einzige Totenspende. Mit der Kerze pilgerte er auf bloßen Füßen durch die steinige, dornige, in Sonnengluten lodernde Wildnis zu dem wundertätigen Muttergottesbilde, für welches er einstmals wegen des Seidengewandes und Goldschmucks das Gelübde geleistet hatte. Er erreichte das Heiligtum mit zerrissenen Füßen, ein Hinsinkender. Vor dem Madonnenbild befestigte er die Kerze, welche die Farbe des Mordes trug, kniete nieder, betete: „Ich gelobte dir eine hohe und dicke Wachskerze, wenn du mir helfen würdest, meinem lieben Weibe ein Festgewand und den Goldschmuck zu geben, den jede ehrbare Frau meiner Vaterstadt von ihrem Manne erhält. Mein Weib erhielt das Gewand und das Gold; und so bringe ich denn dir die Kerze, Maria, Himmelskönigin: du hast meine Bitte erhört!“

⁂ ⁂ ⁂

Er wohnte wieder in dem bunten Häuschen auf der jäh abfallenden Klippe über dem Meer, zu dem eine schmale, steile Felsenstiege hinabführte. Rosenfarben und himmelblau leuchteten die Wände von innen und außen. Sonst aber war aller Glanz dieses jungen Menschenlebens erloschen, als hätte eine göttliche Hand es ausgewischt von der Tafel des Daseins.

Genug, daß es so gekommen.

Über Tag blieb er, der von den Karabinieri vollkommen vergessen zu sein schien, in dem leeren Hause; denn dann mußte er grübeln, grübeln, grübeln, zur Nacht verließ er die Wohnung, rüstete sein vor der Brandung durch Riffe geschütztes Boot, schiffte hinaus — auf den Polypenfang. Bis nach Anzio und zu den Ruinen des Kaiserpalastes fuhr er. Am liebsten, wenn das Meer raste wie die Leidenschaft der Menschen. Längs der Küste schiffte er, dem gefährlichen Gestade so nahe wie möglich. Die Pechfackel im Bug entzündete er, kauerte weit, weit übergebeugt, als wollte er von den Wogen sich niederziehen lassen, starrte und starrte: ob an den Klippen eine Krake haftete oder, von den dunkeln Flammengluten gelockt, mit geöffneten gräßlichen Armen opfergierig emporbrang? Erspähte der Jäger ein Wild, so warf er die Kleider ab, warf sich in die Flut, begann den Kampf.

Mit beiden Händen packte er das Ungetüm bei seinem mißgestalteten Haupte, mit beiden Händen suchte er es zu erwürgen ...

Die gelben gierigen Augen glotzten ihn an in der vom Pechfeuer durchglühten

Tiefe; die acht grausigen Arme umklammerten seine Glieder, als ringelte sich eine Schar Schlangen um seinen Leib. Sie saugten sich fest und fester; sie wollten ihn niederziehen, sie lockerten sich unter dem wütenden Druck seiner Hände, lösten sich, wurden schlaff und schlaffer, wanden sich im Todeskampf, sanken von ihm herab —

Mit seiner Beute stieg er aus den Wassern siegreich empor.

⌘ ⌘ ⌘

„Du! Was willst du! Du von mir!"

„Dich will ich."

Eines späten Abends im Hochsommer, als er sich gerade anschickte, das Haus für den Fang zu verlassen, stand sie plötzlich vor ihm.

Wie er sie so auf der Schwelle des Hauses stehen sah, das einstmals Menschenglück geheiligt hatte, war's ihm, als kröche etwas in sein Hirn: etwas Fürchterliches, Grausiges, das sein Hirn in Flammen setzte, das seinen Verstand in Flammen verzehrte. Dabei konnte er vollkommen ruhig bleiben.

Er erwiderte: „Mich willst du? Deshalb kamst du? Hierher in mein Haus? Und du sagst mir in diesem Hause, daß du mich holen willst?"

„Ich sage es dir. Und ich sage dir, daß ich dich liebe; daß ich in dies Haus kommen mußte, um es dir zu sagen."

„Wenn du kommen mußtest... Bleibe! Geh nicht weiter! Ich komme zu dir hinaus. Wir können draußen miteinander reden — wir zwei."

Sie trat ganz nahe an ihn heran, flüsterte ihm zu: „Ich wartete auf dich. Du mußtest wieder kommen, denn du gehörst mir. Wer mich einmal geküßt hat, gehört mir, sage ich dir. Ich wartete, wartete; du kamst nicht. Also komme ich zu dir."

Ihre geflüsterten Worte waren so heiß, wie der Hauch des Wüstensandes, der in dieser Nacht wie Atem der Hölle über Erde und Meer lag und selbst die Brandung regungslos machte. Schwer und schwarz drückte das Gewölk auf die Erde herab.

Massimo empfand in den Worten des Weibes ihr Lächeln, ihren Blick, dem er verfallen sein sollte. Ohne sie anzusehen, und doch jede ihrer Mienen vor Augen, sprach er mit einer Stimme, die ihm selbst wie die eines Fremden, klang: „Ich soll zu dir zurückkehren? ... Das soll ich doch wohl?"

„Mein sollst du sein!"

„Ja so! Und die beiden anderen —"

Er konnte die beiden Namen nicht aussprechen. Sie verstand ihn jedoch, drängte sich an ihn, flüsterte: „Was kannst du dafür, daß sie starben?"

„Nichts, nicht wahr?"

„Schicksal war's! ... Wir wollen für ihre Seelen Messen lesen, wir wollen sie aus dem Fegefeuer losbitten lassen."

„Wir?"

„Was können wir dafür? ... Ich liebe dich; ich liebe dich; ich liebe dich. Dein Weib will ich werden."

Das Wort gab ihm einen Schlag im Herzen, daß er taumelte. Er hielt sich jedoch aufrecht, fühlte den Brand in seinem Hirn, blieb ruhig: „Dann würde ich ja wohl ein reicher Mann?"

„Alles ist dein."

„Was die Leute sagen werden?"

„Laß die Leute!"

„Was die Toten sagen würden?"

„Laß die Toten! Wir leben!"

Sie standen an der Stelle, wo die schmale steile Stiege an der Felswand jäh hinabführte. Schwarz lag es unter, schwarz über ihnen. Kein Stern schien. Der Schirokko hatte auch die Lichter des Himmels ausgelöscht. Eine Gespensternacht war's.

Das Weib begann sich zu fürchten. Sie faßte ihn an, umklammerte ihn.

„Laß mich los! Ich muß hier hinunter! Ich muß diese Nacht einen Polypen fangen: den gefräßigsten, den gierigsten, gefährlichsten von allen Kraken, die ich je fing. Also laß mich los, oder —"

„Ich will bei dir bleiben! Ich will —"

„Loslassen sollst du mich!"

„Nein!"

„Dann komm mit!"

„Bleibe!"

„Mit mir hinunter!"

„Ich will nicht!"

„Du mußt!"

Wie mit Polypenarmen umschlang sie den Mann ... Plötzlich ein gellendes Hohnlachen, ein furchtbarer Schrei, ein Fall die jähen Felswände herab, ein klatschendes Geräusch auf der regungslosen, schwarzen Flut. Dann Schweigen.

Auch im Tode ließ der Polyp den Mann nicht los. Gewaltsam mußten die beiden starren Körper getrennt werden.

Wiener Kellner. Von Balduin Groller.

Die Wiener Kellner sind berühmt. Sie sind ein vielbegehrter Exportartikel geworden. So ungefähr wie die Wiener Walzer. Er ist also berühmt der Wiener Kellner, und den Busen von lokalpatriotischem Hochgefühl geschwellt, darf ich hinzufügen: er verdient es auch. Wir können eine Probe veranstalten. Besuchen Sie ein anständiges Wiener Kaffeehaus. Bestellen Sie eine „Teeschale Haut". Ihre Bestellung beweist, daß Sie sich in den Wiener Gebräuchen doch schon auskennen, und darum bin ich auch der Notwendigkeit enthoben, erst ausführlich darzulegen, daß in diesem Falle die Teeschale natürlich nicht mit Tee in irgendeine Verbindung zu bringen ist, und die Haut nicht mit der Epidermis irgendeines gewesenen Lebewesens. Zur Lektüre verlangen Sie die „Times" und Velhagen und Klasings Monatshefte. Sie werden prompt bedient, rufen nach einer Weile korrekt wienerisch: „Zahlen!", geben ein anständiges Trinkgeld und segeln wieder ab. — Nach drei Monaten führt Sie der Zufall wieder in dasselbe Kaffeehaus und nun brauchen Sie überhaupt nichts mehr zu reden. Ein Blick genügt, und der Jean bringt Ihnen mit größter Beschleunigung eine „Teeschale Haut" und für Ihr Lesebedürfnis die „Times" und Velhagen und Klasings Monatshefte.

Wir haben zum Schauplatz des Experimentes ein Kaffeehaus gewählt, aber es kann mit derselben Aussicht auf vollständiges Gelingen in einem „Speisehaus" angestellt werden, ein Ausdruck nebenbei, zu dem sich ein richtiger Wiener, es wäre denn in der Schriftsprache, niemals versteigen wird. Lassen Sie sich dort bei Ihrem ersten Besuche ein Filet à la Wellington vorsetzen, und Sie können sicher sein, daß bei Ihrem nächsten Besuche der Kellner Sie mit der tiefbedauerlichen Nachricht empfangen wird, Wellington sei leider ausgegangen und nicht wiedergekommen.

Im Kaffeehaus führt das Genie den Titel Markör, im Wirtshaus wird er Kellner genannt, aber es sind dieselben Helden lobebären. Sie gehören zu derselben Gattung, die, wie es scheint, nirgends so gut oder besser gedeiht als auf Wiener Boden.

Das Beispiel, das ich gewählt habe, war nicht aus der Luft gegriffen. Das Wunder hat sich unzählige Male begeben, und es erneut sich täglich. Die Leistung des Gedächtnisses ist nicht reine Verstandesarbeit, es ist auch etwas von Gemüt und von Liebenswürdigkeit darin. Der Wiener Kellner hat — im Dienst — alle Eigenschaften, die sich der Gast nur wünschen mag, und der Gast wünscht viel, überall und immer. Vielleicht nicht immer mit voller Berechtigung. Es mag sich ja recht häufig begeben, daß der Mann, der im Gasthaus der Kellner Schar unbarmherzig tyrannisiert, in seinem Privatleben überhaupt niemals Gelegenheit hat, herumzukommandieren, daß der Kellner an Respektabilität in jeglichem Sinne höher steht als der, der ihn so von oben herunter schuriegelt, aber die privaten Verhältnisse kommen in dem öffentlichen Lokale nicht in Betracht. Da ist der Gast der Herr, und der Kellner der Diener. Das wäre freilich noch kein Grund, einen sonst vielleicht durchaus achtungswerten Menschen wegen jeder Kleinigkeit in einer Weise zu hudeln, die man sich sonst wohl keinem Menschen auf der Welt gegenüber gestatten würde. Die Kellner aber lassen es sich gefallen und müssen es sich gefallen lassen — die Wiener Kellner. Die Kellner in Deutschland bekunden nach meiner Beobachtung doch schon etwas mehr Mannesstolz vor Königsthronen. Das ist sehr schön von ihnen, aber — die Menschen sind nun einmal so — sie finden es angenehmer, mit etwas geringerem Selbstbewußtsein bedient zu werden. Der Wiener — Bauernfeld war es, der das tiefe Geheimnis verraten hat — ist seiner innersten Natur nach ein großer Raunzer; nichts kann man ihm recht machen, und so wird denn gelegentlich in Wiener Lokalen gegen die Kellner mit einer Brutalität gewettert, wie man sie sonst bei Reisen im Ausland wahrzunehmen kaum eine Gelegenheit findet. Neben der Raunzerei gibt es aber noch etwas Wienerisches — dieGemütlichkeit. Eigentlich tragisch wird das Donnerwetter doch nicht genommen, weder von dem, der es losläßt, noch von dem, auf den es niederprasselt. Das Ende vom Sturmlied ist gewöhnlich das, daß der niedergedonnerte Kellner ein höheres Trinkgeld kriegt.

Hat sich einer in Wien mit seinen Kellnern gut gestellt, dann ist er wohl geborgen. Seine Wünsche werden erfüllt sein, bevor er sie noch recht ausgesprochen hat. Es wird Rücksicht genommen sein auf seine besonderen Eigentümlichkeiten und auf seine Liebhabereien. In diskreter Form werden ihm besondere Empfehlungen und, was höher anzuschlagen ist, heimliche Warnungen unterbreitet werden. Mir selbst ist es einmal, allerdings in einem Prater-Wirtshause, geschehen, daß ein Aushilfskellner, den ich zum erstenmal zu sehen die Ehre hatte, mir, als ich eine etwas exotische Bestellung machte, wohlmeinend die Hand auf die Schulter legte und mit gütiger Vertraulichkeit zuflüsterte: „Gnä Herr, das is ka Fressen!", worauf ich natürlich sofort zum Rückzug blies, und das wählte, was seine bessere Einsicht empfahl.

Tatsache ist also, daß die Wiener Kellner den Ruf haben, die besten Kellner der Welt zu sein. Es könnte verlockend scheinen, nach der völkerpsychologischen Begründung dieser interessanten Tatsache zu forschen, aber ich glaube nicht, daß wir es nötig haben werden, uns nach dieser Richtung hin zu strapazieren. Gewiß, die wienerische Frohnatur mit ihrer Unverdrossenheit und Dienstwilligkeit, die nichts nachträgt, sich auch an schlechte Behandlung rasch gewöhnt und Unbill leicht vergißt, sie darf auch hier als ein Faktor von Belang in Betracht gezogen werden, ebenso die körperliche leichte Beweglichkeit und der gewisse nicht anmutlose Schwung bei jeglicher Hantierung — man muß nur sehen, mit welch eleganter Großartigkeit so ein Wiener Kellner seine Teller- und Schüsselladungen durch einen gedrängt vollen Saal zu lancieren weiß, mit welcher ehrfurchtgebietenden Grandezza er das „Hangerl", seine Serviette, zu schwingen versteht, um zur Erkenntnis zu gelangen, daß da doch auch natürliche Veranlagung im Spiele sein muß, — aber die eigentliche Erklärung ist damit doch noch nicht geboten. Das Wahrwort gilt vielmehr auch hier: Es fällt kein Meister vom Himmel. Die Schulung macht es, die bessere Schulung!

Wien hat eine unter staatlichem Schutz stehende Kellnerschule, die alljährlich tausend wohlausgebildete Kellner in die Welt schickt. Diese Schule soll in ihrer Art die beste der Welt sein. Auch als erste ihrer Art hat sie schulbildend, man kann sagen epochemachend gewirkt. Aus allen Kulturzentren haben sich zuständige Kommissionen nach Wien begeben, um sie zu studieren und dann zu Hause nachzumachen. Daß sie noch nicht übertroffen worden ist, dafür spricht noch immer die andauernd starke Nachfrage aus aller Welt nach Wiener Kellnern und der noch immer steigende Export dieses merkwürdigen Artikels. Ich habe es mir angelegen sein lassen, die Organisation und Lehrmethoden dieser Schule aus der Nähe möglichst genau zu besehen, und ich muß sagen, es wird einem da ein ganz gehöriger Respekt beigebracht. Der Titel der Schule lautet: „Höhere Fachschule für das Gastwirte-, Hotel- und Kaffeesiedergewerbe." Der Lehrplan umfaßt einundzwanzig Fächer, von welchen sechzehn obligat und fünf dem freien Ermessen der Schüler überlassen sind. Bemerkenswert ist, daß den üblichen Kursen für die Weltsprachen auch solche für Holländisch und Malayisch hinzugefügt werden mußten. Das haben die Anforderungen bewirkt, die an den Export gestellt werden.

Es würde zu weit führen, hier auf alle einzelnen Fächer des näheren einzugehen. Man kann sich denken, daß sie alle sachgemäß ausgewählt und durch den Beruf, zu dem sie ausbilden sollen, bedingt sind. Ein Punkt des Lehrprogramms aber verdient doch besondere Beachtung. Es ist die Serviertkunde. Ich durfte wiederholt beim Unterricht zugegen sein, und ich kann sagen, ich habe mich dabei ausnehmend gut unterhalten. Der offizielle Lehrplan auch dieses Faches liest sich freilich etwas trocken, gleichwohl teile ich ihn hier mit, weil der freundliche Leser schon aus diesen Einzelheiten wird beurteilen können, wie reichhaltig der Stoff ist, den alle einundzwanzig Fächer zusammen umfassen. „Also: Serviertkunde. Einleitung. Einteilung der Serviertkunde und Umfang derselben. Das gastwirtschaftliche Personal, seine Einteilung, Stellung und Wirkungskreis. Das Benehmen des gastwirtschaftlichen Personals gegen Vorgesetzte, gegen Kollegen. Über das Verhalten des Kellners im Verkehr mit Gästen. Begrüßung derselben; Titulaturen; Platzanweisung. Abnehmen der Überkleider; Fragen; Anempfehlungen. Die verschiedenen Mahlzeiten, Reihenfolge der Gänge bei den Mahlzeiten. Anstandsregeln für den Verkehr mit den Gästen. Entschuldigung im Falle eines Versehens. Über die äußere Erscheinung des Kellners. Hand-, Mund- und Fußpflege; Mitteilungen und Gespräche während der Geschäftszeit. Über das Verhalten bei Gesprächen der Gäste. Die Einräumung des Vortritts. Das Eintreten in geschlossene Lokale. Über das Trinkgeld. Verhalten des Kellners bei Zänkereien. Über gefundene Gegenstände. Vorlegen von Zeitungen. Verlassen des Lokals seitens des Gastes. Abservieren und Tischordnen. Verhalten des Kellners nach Abgang der Gäste. — Wirkungskreis des Gastwirtes und sein Verhältnis zu den Gästen. Die verschiedenen Serviermethoden. Einzelbedienung. Gesamtbedienung. Die Speisekarte. Handhabung des Serviertuches und der Utensilien. Reinigung und Instandhaltung des Services. Das Tischdecken im allgemeinen und für einzelne Mahlzeiten im Restaurant. Das Servieren im Restaurant. Das déjeuner à la fourchette; der Lunch; das Diner; das Gouter; der five o'clock tea; das Souper; das Büfett; die Festtafel. Das Servieren in den Fremdenzimmern. Zusammenstellen von Menüs. Ermittelung von Kuvertpreisen."

Diese trockene Aufzählung erinnert an das prosaische Lattengerüst, das im Verlaufe der Dinge unter dem Segen des köstlichen Spalierobstes, der träumerischen Klematisblüten oder der flammenden Herrlichkeit der Kletterrosen verschwindet. Die Übungen werden dramatisch vorgenommen. Die reine Theaterschule, nur bedeutend unterhaltender und, wie mir scheinen will, erheblich nützlicher. Die jugendlichen Schüler sind meist guter Leute Kind, Söhne von Hotel-, Gasthaus- und Kaffeehausbesitzern, die es sich angelegen sein lassen, die Familientradition zu erhalten und fortzusetzen; oft noch halbe Kinder mit der Frische, der Naivität und der spielerischen Freude solcher. Sie sind, dem Stile des Lehrstoffes entsprechend, möglichst elegant gekleidet, sehr sauber gewaschen, und selbstverständlich ist auch die Wäsche von tadelloser Reinheit, ein festliches Adoleszenten-

tum, das sich so in jedem Salon blicken lassen dürfte.

Die praktische Übung beginnt. Wir befinden uns in einem Zimmer, das sachgemäß eingerichtet ist und daher in nichts an Schule und Unterricht erinnert. Es ist das Abbild eines für kleinere Gesellschaften bestimmten Speisezimmers eines vornehmen Hotels. In der Mitte ein Tisch, ringsherum Stühle, im Handbereich an den Seiten kleine Tischchen; das eine mit einer Flaschenbatterie der erlesensten Liköre, das andere mit Zigarrenkisten und Zigarettenschachteln, natürlich nur für die besten Sorten, das dritte mit dem Service für den kleinen Schwarzen beladen. An einer Wand eine mächtige Kredenz, in und auf der untergebracht sind: die Tischwäsche in ihrer blütenweißen Pracht, das Tafelgeschirr, das Glasservice in allen seinen erforderlichen Varietäten, die Silberbestecke und, lange wohlgeordnete Reihen von Weinflaschen, deren Etiketten auch den verwöhntesten Ansprüchen Erfüllung verheißen. Erwähnt sei noch, daß die Emballagen und Etiketten der Weine, Liköre und Zigarren vollkommen echt sind. Soweit ist aber der Naturalismus bei diesem dramatischen Unterricht noch nicht gediehen, daß auch der Inhalt echt wäre.

Zehn Schüler sind in dem Zimmer und ein Professor, eine Koryphäe, die in ehrenvoller Laufbahn als „Ober" sich Lorbeeren gesammelt, dann den Übertritt von der Praxis zur Theorie vollzogen und sich dem Lehrfach zugewandt hat.

Zuerst wird der Tisch festlich gedeckt und das bereits früher mit heißem Bemühen fertiggestellte Menü aufgelegt. Dann verlassen die Jungen das Zimmer, um gleich darauf wieder das Lokal als Gäste zu betreten. Die vier Zurückgebliebenen bilden der Kellner Schar. Die Gäste treten paarweise ein, je ein Herr und eine „Dame". Und was nun folgt, ist das reine Theater. Der Kellner Schar gerät in Schwung. Die Fremden von Distinktion werden mit tausend Bücklingen empfangen. Man stürzt sich auf sie, nimmt ihnen Hüte, Stöcke, Schirme, Überzieher, Mantillen und Jacken ab, und was nicht vollkommen stilgerecht gemacht wird, muß wiederholt werden. Dann werden die Herrschaften unter lebhaften Schwingungen der Hangerls und der Frackschöße zu Tische geleitet. Die magistrale Autorität wacht. Wehe auch den Gästen, wenn sie nicht ihrem hohen Range entsprechend essen, oder wenn sie — horribile dictu — es an der richtigen Handhabung der Bestecke fehlen lassen! Die Hauptaufmerksamkeit ist aber natürlich den Kellnern zugewendet. Das Auftragen wie das Abservieren muß wie am Schnürchen gehen.

Auch mit den Getränken ist das nicht so einfache Sache, wie wir uns das in unserer Unschuld vorgestellt haben mögen. Die Geschichte fängt schon beim Entkorken der Flasche an. Wenn Sie, Verehrtester, meinen: entkorken ist entkorken, so sind Sie auf dem Holzwege. Sie haben sich schwer blamiert, setzen Sie sich. Wenn Sie je eine Flasche Johannisberger, Bordeaux und Klosterneuburger nach Ihrem System, also in gleicher Weise entkorken werden und der Herr Professor Ihnen dabei zusieht, so werden Sie die schönste Gelegenheit haben, einen Blick auf sich gerichtet zu sehen, der mehr ein schmerzliches Bedauern als ein Gefühl besonderer Hochachtung zum Ausdruck bringen wird. Sie müssen nämlich wissen, daß man auch bei der Behandlung der Flaschen „individualisieren" muß. Gewisse hochadelige Weine lieben es — wie nach einigen Kochbüchern die Krebse es „lieben", kalt zugesetzt zu werden —, einen trüben Niederschlag anzusetzen, und wenn Sie da eine Flasche geradeso behandeln wie etwa eine mit echtem Grüneberger von Schlesiens Bergen, dann verdienen Sie die Ehre gar nicht, eine solche Flasche entkorken zu dürfen!

Wenn das Mahl vorüber ist, wird auf hohen Wunsch die Rechnung präsentiert. Sie wird berichtigt, und mit königlicher Herablassung werden ansehnliche Trinkgelder verteilt. In der Art, wie diese entgegengenommen und mit dankenden Verbeugungen quittiert, wie die Gäste wieder mit ihren Garderobestücken bedient und endlich bei der Türe hinauskomplimentiert werden, zeigen die Hochschüler der Hangerl-Universität im hellsten Lichte, was sie gelernt haben. Dem Mahle der hohen Herrschaften folgen aber nun die Saturnalien, das Fest der Sklaven. Die Geschichte geht von vorne los, nur daß sich nun die Bedienungsmannschaften von vorhin zu Tische setzen und die durchlauchtigen Herrschaften von vorhin die Bedienung übernehmen.

Neben diesen praktischen Übungen, die soweit es sich um den Verkehr mit dem Publikum handelt, mir als die wichtigsten erscheinen wollen, werden natürlich auch die theoretischen Fächer nicht vernachlässigt. Der Nachwuchs wird in Sprachen, im gewerblichen Rechnen, in der gewerblichen Buchführung, in der gewerblichen Betriebslehre, in der Nahrungs-Genußmittelwissenschaft, in der Kellerwirtschaft usf. usf. unterwiesen, sogar in der ärztlichen Kunst der ersten Hilfe bei etwaigen Unfällen im Restaurant, Kaffeehaus oder Hotel. Man sieht, der gute Ruf der Wiener Kellner hat eine solide Grundlage. So ausgerüstet, machen sie sich auf, sich die Welt zu erobern.

Oswald Achenbach.

Gemälde von Prof. Walter Petersen vom Jahre 1899.

(Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.)

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Oswald Achenbach. (Schluß.)

Erinnerungen an meinen Vater. Von Caecilie Achenbach.

Die großen Untermalungen.

Als mein Vater starb, standen folgende „große“ Untermalungen unvollendet im Atelier: Das „Gespensterschiff“, „Strand von Neapel“, die „Vigna Barbarini“ (siehe Oktoberheft) und „Genua“.

Das „Gespensterschiff“ (so hatten wir es getauft), ein Schiffskoloß im Golf von Neapel, „Spätabend“ (im Besitz des Geh. Kommerzienrats Leiffmann, Düsseldorf) waren besonders schön und wirkungsvoll. Dann der „Palazzo Doria Pamphilj“ in Genua (im Besitz meines Bruders, Berlin). Im Vordergrund sieht man auf die Terrasse des Palazzo mit ihren Balustern und dem groß quadrierten Marmorboden. Eigentlich sollte Giuseppe Verdi, der die Sommermonate dort stets zubrachte, auf der Terrasse figurieren. Aber der Palazzo und Verdi gerieten in Vergessenheit, das Bild blieb unvollendet.

Unserer besonderen Gunst erfreute sich das sogenannte „Papstbild“ (Abb. S. 444). Es interessierte alle Freunde in den letzten zwei Jahrzehnten am meisten. Einen Ausschnitt aus den vatikanischen Gärten in goldener Sonnenbeleuchtung gibt es wieder, mit aufziehenden Gewitterwolken über dem Vatikan. Das Bild war seit Anfang der neunziger Jahre soweit fertig, nur konnte mein Vater sich gar nicht entschließen, ob er Papst Pius IX. oder Leo XIII. hineinstellen sollte. Ursprünglich war Pius IX. gedacht, bei dem meine Eltern mit meiner ältesten Schwester und meinem Bruder eine Privataudienz gehabt hatten. Später sagte er öfter, Leo XIII. sei „aktueller“. Nun entstand aber ein Übelstand: es stellte sich nämlich heraus, daß unter Leo XIII. die Kuppel der Peterskirche neu gedeckt worden war, und zwar grau, wogegen sie früher ins Rötliche schillerte, und das Rötliche hatte meinem Vater besser gefallen. Viel Anregung zu dem Bilde fand er in den neunziger Jahren im Verkehr mit der Familie des Fürsten Salm auf Schloß Dyck. Fürst Leopold hatte einer Audienz in den vatikanischen Gärten beigewohnt und sollte sich in großer Uniform im Gefolge des Papstes befinden. Das Bild wurde der Gegenstand lebhafter Debatten und freundlichsten Interesses für alle.

Das Papstbild sollte auf Veranlassung des Grafen Georg von Rosen, des damaligen Direktors der Akademie in Stockholm, für die Ausstellung in der schwedischen Hauptstadt 1887 fertig gemacht werden, aber das große Bild in verhältnismäßig kurzer Zeit auszumalen, war meinem Vater nicht verlockend. Der Papst ging in die Verbannung und wurde erst wieder hervorgeholt, nachdem die Stockholmer Ausstellung lange eröffnet war.

In den folgenden Jahren hat er zwischendurch immer an dem Papstbilde gemalt und brachte es der Vollendung immer näher, es war sein besonderer Liebling, aber das Interesse, das Leo XIII. immer mehr zugewendet wurde, brachte auch immer wieder den Konflikt der neugedeckten Peterskuppel. Durch den intimen Verkehr mit dem General von Loë war Leo XIII. wieder ganz in den Vordergrund getreten. Im Frühjahr 1900 schrieb mir der General aus Rom: „— — Ich habe meinen Besuch im Quirinal und Vatikan gemacht. Ich habe bei den Majestäten als einziger Tischgast gespeist. Ich war seit 1883, das letztemal mit dem Kronprinzen, nicht im Quirinal gewesen, der König ist ein Biedermann, ein treuer, zuverlässiger Freund Deutschlands, deshalb hat auch ihm mein erster Besuch gegolten. Drei Tage später wurde ich vom heiligen Vater in Privataudienz empfangen, trotz der großen Ermüdung, in welcher sich der alte ehrwürdige Herr durch die vielen Pilgerzüge befindet. Seine Freundlichkeit und Güte ist wirklich rührend; dabei hat er für sein Alter ein fabelhaftes Gedächtnis. — Wenn ich den zehnten Teil der Anstrengungen ertragen müßte, die er täglich durchmacht, so wäre ich längst unter der Erde —“

Als ich mittags ins Atelier kam, um meinen Vater zum gewohnten Spaziergang abzuholen, sah ich „Vatikan“ und „Quirinal“ auf den beiden großen Staffeleien stehen, er war wehmütig. „Freund Loë hat's gut,“ sagte er, „warum gehen wir eigentlich nicht auf ein paar Monate nach Rom?“ Für den König Humbert und seine schöne Gemahlin schwärmte ja auch mein Vater so sehr. Er hat ein großes Bild von der Piazza Quirinale gemalt, auf welchem König Humbert im kleinen Wagen, selbst kutschierend, neben ihm die Königin, aus dem Quirinal kommend, über die Piazza auf den Beschauer zufährt. Die Entstehung dieses Bildes ist mir noch lebhaft in der Erinnerung, denn das Ausmalen der vielen Fenster verursachte dem Vater großen Kummer. „Es sind zu viele Fenster,“ sagte er ganz jämmerlich, „und doch hatt' ich es so eingerichtet, daß der Untersatz des Obelisken eine ganze Anzahl verdeckt!“

War der General von Loë in Düsseldorf, so saßen er und auch sein Neffe, Pater Paulus de Loë, Prior des Dominikanerklosters in Düssel-

dorf, meines Vaters Freund und Beichtvater, oft stundenlang vor dem Papstbilde, und das für und gegen Pius und Leo wurde durchgesprochen. — Schließlich siegten die „rötliche“ Kuppel und die große Vorliebe, welche mein Vater stets für Pius IX. gehabt hatte.

So behauptete das Papstbild beständig seinen Platz im Atelier, und mein Vater arbeitete noch in seinen letzten Lebenstagen stehend und sitzend daran. Es stand in seinem Atelier, als er starb. Als er am 31. Januar abends seinem Papstbilde Gutenacht sagte, war es ein Lebewohl für immer. Wir hatten damals das Gefühl des engen Verknüpftseins dieses Bildes mit den letzten Tagen meines Vaters, so daß wir, als es zu einer Ausstellung zu Ehren seines Gedächtnisses erbeten wurde, „Oswald Achenbachs letztes Bild“ darunter setzten. Später haben wir diesen Zusatz entfernt, da das Bild ja schon in den neunziger Jahren bis auf die letzte Ausführung vollendet war.

General von Boehn, der in den achtziger Jahren in Begleitung des damaligen Prinzen Wilhelm, unseres jetzigen Kaisers, ins Atelier kam, schrieb mir (als er hörte, daß ich Erinnerungen sammele) über diesen Besuch — damals malte mein Vater an einem Schlachtfelde von Gravelotte. Von Metz aus war er mit meiner Mutter und einem Freunde, dem Major Kardinal von Widdern, hinaus gefahren, um die Schlachtfelder zu besichtigen. Ich lasse Exzellenz von Boehn erzählen: „— — Den Besuch des Prinzen Wilhelm betreffend, will ich Ihnen folgendes noch davon erzählen: Nachdem Ihr Papa die Bilder gezeigt hatte, an denen er gerade arbeitete, bat ich ihn, doch auch ein Bild hervorzuholen, an dem ich ihn vor kurzem hatte malen sehen. Es war das Schlachtfeld von Gravelotte. Ich wußte, daß dies Sujet für den Prinzen ein besonderes Interesse hatte. Nun fand der Prinz aber nicht nur an dem Bilde ein großes Gefallen, sondern geradezu ergreifend war die Schilderung Ihres Vaters, wie er dazu gekommen, dieses Bild zu malen. Er erzählte, daß er die Schlachtfelder von Metz besucht habe, und zwar am Tage Allerseelen. Da habe er tief bewegt auf dem Felde gehalten, auf dem vor wenigen Jahren so heiß gestritten und soviel Blut geflossen, auf dem die deutschen Waffen schließlich den Sieg errungen hatten. Und nun glich das Feld einem unendlich großen, stillen Friedhof, weit und breit bedeckt mit Kreuzen und Grabsteinen zur Erinnerung an die Tapferen, die hier für ihr Vaterland den Heldentot gestorben. Eine feierliche Ruhe herrschte rings umher. Friedlich weidete ein Hirt seine Schafe in der Ferne. Da habe Ihr Vater seiner Heimat gedacht, in der heute, am Allerseelentag groß und klein zu den Gräbern pilgert, und hier war niemand gekommen, die Gräber zu schmücken, und es wurde schon Abend. Die untergehende Sonne grüßte mit ihren letzten Strahlen das weite Feld.

So etwa hatte Ihr Papa erzählt, aber er schilderte dabei seine Empfindungen in so ergreifender Weise, daß wir mit immer steigender Wärme und Andacht uns in das Bild vertieften.

Was mag aus dem Bilde wohl geworden sein? Jedenfalls habe ich es nicht wieder gesehen, und unmöglich ist es wohl nicht, daß später sich auf dem Schlachtfelde von Metz der Vesuv erhoben und neapolitanisches Fischervolk sich getummelt hat — —“

Das Schaffen solcher Bilder wie Gravelotte war meinem Vater eine poetische Erinnerung, eine geistige Anregung, und bereitete ihm einen großen Genuß! Aber diese Entwürfe waren von Anfang an dem Verderben geweiht. Sie waren ihm der liebste Untergrund für seine Mondscheinbilder, und später breitete sich wirklich über das Schlachtfeld von Gravelotte ein Golf von Neapel im Mondschein aus (soviel ich weiß, im Besitz des Geh. Kommerzienrats Franz Haniel in Düsseldorf). Die Farbstudie zum Schlachtfeld war Kardinal von Widdern zudacht, ob er sie aber erhalten hat, weiß ich nicht; vielleicht ist auch sie übermalt worden, denn ob Drachenfels, ob Gravelotte, eines schönen Tages lachte doch darüber der blaue Himmel Italiens oder es spiegelte sich der silberne Mond im Mittelmeer.

Wenn ein Bild jemandem, der ihm persönlich nahestand, besonders gefallen hatte, so widerstand mein Vater oft siegreich der Versuchung, es „umzustimmen“, oft stand das Bild schon auf der Staffelei, in diesem Falle auf dem Schafott. Johann, der Diener, hatte dann die Erlaubnis, warnend zu erinnern: „Herr Professor wollten aber nichts mehr an dem Bilde ändern, weil es den Herrschaften doch gar so gut gefallen hat“ — dann hörte ich ihn wohl antworten: „Ich will auch gar nichts daran ändern, ich habe Herrn Schulte sogar versprochen, es morgen abzuliefern“ oder: „Na da nehmen Sie es in Gottes Namen wieder weg, das hatte ich ganz vergessen;“ manchmal hieß es aber auch: „Her damit, das kann alles nichts helfen.“ — Exzellenz von Liliencron, der berühmte Germanist und Herausgeber der deutschen historischen Volkslieder, der letzthin zur großen Freude seiner vielen Verehrer und Freunde in voller Rüstigkeit seinen neunzigsten Geburtstag feiern konnte, erzählte mir, daß er einst bei einem Besuche im Atelier still bewegt und bewundernd vor einem Golf von Neapel gestanden und leise gemurmelt habe: „Das ist ja herrlich, herrlich,“ mein Vater habe es aber gehört und zum Diener gesagt: „Hören Sie, Johann, Exzellenz sagt, das Bild sei herrlich, dann ist es es auch“ — Johann wußte nun, daß das Bild unter seinen besonderen Schutz gestellt war und verteidigte es mit Löwenmut; er zog mich auch wohl als Hilfstruppe heran; hieß es

Julie Achenbach, geb. Arnz. Handzeichnung von Ludwig Knaus, im Besitz der Frau Louise von Gilbert-Kennedy, geb. Achenbach.

aber: „Her damit!“ dann konnten wir abziehen.

Das Zerstören der Bilder, die ihn nicht voll befriedigten, gehörte auch zu seinen „Lebensbedingungen“.

Einmal fragte ihn eine kluge Frau, die selbst sehr hübsch malte, ob es nicht ein stark entwickelter Oppositionsgeist sei, der ihn, wie er gerade erzählt hatte, hindere, sich beim Malen den Wünschen anderer anzupassen? Er sei ein Krakeeler, und wolle jemand Schatten, so male er glühende Sonne und umgekehrt — — „Da irren Sie aber sehr,“ antwortete Oswald, „das Bild, das ich male, habe ich malen müssen! Es steckt in meiner Phantasie und bereitet mir richtige

Schmerzen, bis ich wenigstens die erste Untermalung leibhaftig vor mir habe, erst dann fühle ich mich beruhigter." —

In seine Malerei durfte ihm eben niemand hineinreden, da mußte er sich ganz frei fühlen, dafür war aber seine Kunst sein höchstes Glück.

Wieviel Bilder er gemalt, das wußte er selbst nicht; er wurde oft danach gefragt und sagte mir in späteren Jahren verschiedentlich, daß es sehr bedauerlich sei, über ihre Zahl, ihre Titel, ihren Verbleib gar nicht im Klaren zu sein; er hatte nie darüber Buch geführt.

Letzthin schrieb mir Graf von Rosen über die Möglichkeit, noch nachträglich einen Katalog über sämtliche Werke herzustellen:

„— — J'aurais une idée à vous soumettre: ne croyez-vous pas, qu'il serait, pour la majorité des lecteurs, d'un haut intérêt que vous ajoutiez à la fin du volume une nomenclature, aussi complète que possible, des œuvres de votre père, avec indication du propriétaire originaire? Outre la valeur historique d'un pareil document il offrirait l'avantage de contrôler, à l'avenir, de possibles falsifications. — Songez seulement combien profitable auraient été, sous ce rapport, de pareils catalogues dressés par les grands maîtres d'autrefois eux-mêmes et repandus ainsi à milliers d'exemplaires! — Qu'en pensez-vous? — — "

Was mein Vater mir über seine Bilder erzählte, habe ich stets gleich aufgeschrieben, wie überhaupt alles, was mir von Interesse schien. Einmal fand er einen solchen Zettel als Lesezeichen. „Da hast Du was Rechts!" sagte er lachend. Aber diese Notizen ermöglichen mir jetzt, meine Erinnerungen zu schreiben; er ahnte auch meine Absicht, denn eines Tages sagte er mir: „Das ist ein guter Gedanke! Wenn Enkel und Urenkel etwas über mich wissen wollen, so sind sie wenigstens nicht nur auf das Konversationslexikon angewiesen!" Nun mußten wir aber beide lachen, denn die Bitten um Ausfüllung der Fragebogen für die Lexika wanderten stets unbeantwortet in den Papierkorb! —

Pius IX. in den Vatikanischen Gärten. Gemälde. Eigentum der Familie.
(Mit Genehmigung der Vereinigung der Kunstfreunde.)

Auf Reisen.

Aus Großvaters Reiselied.

Frisches, junges Blut
Tut zu Haus nicht gut,
Muß beizeiten wandern.
Frohen Sinn und Heiterkeit,
Und was sonst das Herz erfreut,
Lernt man erst bei andern.
Runter mit dem Ranzen!
Reisehütel von der Wand,
Knotenstöckel in die Hand — usw.

Hermann Achenbach.

„Das Wandern ist des Müllers Lust, das Wandern — —" dies hatte mein Großvater den kleinen Oswald pfeifen gelehrt, wenn bei den anstrengenden Fußtouren die kleinen

Quirinal. Gemälde von Oswald Achenbach. Eigentum der Familie.

Beine mit den großen nicht mehr Schritt halten wollten.

„Das Wandern ist des Müllers Lust," sangen aus voller Kehle die vier jungen Maler, mein Vater und seine Freunde, als sie in der offenen Postchaise über den St. Gotthard fuhren. — Auch wir sangen später noch oft: „Das Wandern ist des Müllers Lust," besonders in Karlsbad, wenn wir über die Franz Josephs-Höh oder zur Stephanie-Warte marschierten, denn mein Vater war sehr gut zu Fuß, und das Wandern war wirklich seine Lust.

Schon früh versuchte er auch in uns die Freude an der Natur zu wecken, deren Effekte er durch allerlei Künste mit großer Geschicklichkeit zu steigern wußte. So arrangierte er fackelbeleuchtete Nächte auf dem Rhein, Jagdpartien auf dem Niederwald und Franzosenkopf; Gondelfahrten im mit Teppichen und Blumen geschmückten Kahn. Eine solche Gondelfahrt von Aßmannshausen nach Lorch und zurück blieb uns allen durch ihr tragikomisches Ende unvergessen. Mein Vater hatte selbst den Kahn mit Teppichen, Blumen und Lampions dekoriert, und wir fuhren strahlend und von den vorbeifahrenden Dampferpassagieren begrüßt und bewundert den Rhein hinunter. Mein Vater sagte später manchmal: „Ich fürchte, wir hatten die Lorelei gesungen . . ." Nun, die Wellen hatten uns nicht mit Schiffer und Kahn verschlungen — aber es hat doch nicht viel daran gefehlt.

Es war im Jahre 1868, der Rhein hatte damals noch sein natürliches Ufer und war nicht reguliert, und um den Strom wieder hinauf zu fahren, wurden von den Schiffern Pferde zu Hilfe genommen. Auf diese Weise wurden auch wir nach Aßmannshausen zurück befördert. Ein Pferd war vorgespannt — und bald schwankten wir auf dem Rheine hin und her. Da stieß unser Kahn an eine Sandbank und flog im Hechtsprung darüber weg; wir Kleinen erhoben ein Wehgeschrei, jammernd umklammerten wir die Knie meiner Mutter, die dann trotz meines Vaters Beruhigungsversuchen ein energisches „Halt!" und „Landen!" befahl. Wie froh waren wir über den festen Boden unter unseren Füßen und wie marschierten wir guten Mutes gen Aßmannshausen! Weil aber meiner Mutter Kräfte bald erschöpft waren, so mußten wir, auf einem Weinbergtreppchen sitzend, den Landauer erwarten, den der Kahnbesitzer uns von Aßmannshausen aus entgegenschicken wollte; es dauerte zwei lange Stunden, aber schließlich kam er doch, und im gemütlichen Hotel „Zur Krone" wurde beim Abendbrot und feurigen Aßmannshäuser alle Unbill schnell vergessen. —

Mein Vater sagte aber später oft mit einem Schelmenlachen: „Seit dem Schrecken habe ich die Rheinbilder verschworen! — — Ade Mäuseturm und Lorelei! Höchstens ab und zu mal ein Nachtstück mit einem glutäugigen, gleich einem Ungeheuer aus dem Tunnel heranbrausenden D-Zuge hab' ich gemalt; erst viele Jahre später wagte ich mich an das Kloster Heisterbach. Als ich aber den Drachenfels malen wollte, rächte sich die Lorelei, ich nehme an, daß sie es war, denn mehr Kopfzerbrechen als dies Bild hat mir wohl keins gemacht! Ruhe hatte ich erst, nachdem ich es einfach übermalte."

Studienzeichnung.

Auch noch in anderer Weise wurde die sogenannte Gondelfahrt verhängnisvoll, denn meine Mutter setzte sich in keinen Kahn mehr, und als sich einige Jahre später in Sorrent ein unangenehmer Zwischenfall auf einem Mittelmeerdampfer ereignete und die Passagiere von „höchster Höhe" in einen Kahn „geworfen" wurden, wie sie gerne erzählte, ging sie auch auf kein Dampfschiff mehr, was sich besonders an den oberitalienischen Seen sehr hinderlich erwies, denn so mußten wir immer um die Seen herumfahren, und das war sehr zeitraubend. Meine Mutter liebte die Fahrt im offenen Landauer über alles, mein Vater und ich stiegen aber jeden Augenblick aus, um ein wenig zu marschieren, eine Höhe zu er-

klettern, oder auch, wenn er eine Farbskizze machen wollte. —

Schmerzlich für alle Teile, am schmerzlichsten für meine Mutter selbst, war die große Angst, die sie vor Gewittern hatte. Zu Hause hatte sie ihren Gewitterkeller, tief und dunkel, da hörte sie keinen Donner und sah keinen Blitz. Gewitterte es in der Luft, dann trat mein Vater immer wieder auf den Balkon und verfolgte die sich türmenden Gewitterwolken, bis es schließlich hieß: „Ich glaube, wir gehen am besten hinunter!“

Auf der Reise war's dann schlimm. Nicht überall traf man einen so schönen dunkeln Keller wie in Ragaz im Jahre 1895, wo wir mit Herrn Simon zwischen den Fässern saßen und Chablis tranken. Aus diesem Keller wäre mein Vater am liebsten gar nicht wieder hinaus gegangen.

In Genua, in demselben Herbste, wo uns die Gewitter verfolgten, war's z. B. bei solcher Gelegenheit höchst ungemütlich und brachte uns um die letzten schönen Tage dort. Bei einem Donnerschlag war meine Mutter angstbeflügelt in den Hotelkeller geeilt, mein Vater und ich hinterher. Das war ein schreckliches Gewitter, aber der Keller war so feucht und zugig, daß mein Vater ein Machtwort sprach und meine Mutter in unsere Zimmer zurückkehren mußte. Die Wirtin erschien mit hilfreichen Geistern und Decken und befahl, alle Fenster zu verhängen. Während man ihre Befehle ausführte, hielt sie meiner Mutter einen Vortrag über die Gott- und Nutzlosigkeit ihrer Angst und erzählte ihr eine schreckliche Parabel. Es scheint, daß in Genua ein heiliger Mann gelebt hat, der nicht mehr Courage hatte wie meine Mutter, und sich verkroch, wenn's donnerte — ich habe den Schluß vergessen — der traurige Schluß für uns aber war, daß meine Mutter am anderen Tage abzureisen beschloß. Tägliche Gewitter, ein beispiellos schlechter Keller und eine sententiöse Wirtin, das war zuviel für sie! — Mein Vater und ich waren natürlich sehr unglücklich, denn nicht jeden Herbst kamen wir nach Italien. Er hatte gerade so reizende Farbskizzen gemacht, sie waren noch naß und fest geschraubt in dem praktischen Kasten, welchen meine Mutter eigens dafür hatte machen lassen, denn die Herren Hotelbesitzer hatten sich über die zu lebhaften Farbeneffekte an ihren Wagenpolstern beschwert. Für das nächste Jahr stand nun Kissingen in Aussicht, und mein Vater und ich verließen Genua mit blutendem Herzen! Auf der Rückreise sahen wir in Monza den König Humbert, der unserm D-Zug entstieg. Er sah vorzüglich aus und grüßte in liebenswürdigster Weise, wir standen am Coupéfenster und erhielten noch einen besonderen Gruß. Dann sahen wir ihn in seinem kleinen, mit vier Schimmeln bespannten Wagen davonfahren. Es war das letztemal, daß mein Vater den König, den er so sehr verehrte, sah. —

Viele interessante Farbstudien entstanden

Studienzeichnung.

im Jahre 1885. Meine Eltern und ich hatten uns in Stuttgart getroffen, sie kamen aus Marienbad, ich aus Baden-Baden; von dort aus fuhr mein Vater zur Feier von Andreas' siebzigstem Geburtstag auf 24 Stunden nach Düsseldorf. Nachdem er nach Stuttgart zurückgekehrt, fuhren wir in bester Stimmung nach München und über den Brenner. Mein Vater wollte mir die Seen, die ich noch nicht kannte, zeigen. An sie knüpften sich für ihn und meinen Onkel Flamm die heitersten Erinnerungen aus der Zeit ihrer frühsten Studienreisen. Mit besonderem Vergnügen hat er stets in diesen Erinnerungen geschwelgt. Wir besuchten fast alle Stätten ihrer heiteren Abenteuer, nur nach Torbole, wo sie einmal drei Wochen lang bœuf à la mode essen mußten, kamen wir nicht; er hatte, wie es schien, an der Erinnerung genug. Für gewöhnlich stellte mein Vater kein Programm auf, aber in diesem Herbst machte er eine Ausnahme. Das Programm lautete: Venedig—Verona—Desenzano, von da aus Fahrten im Wagen um den Gardasee, dann nach Lecco und die Vorstellung des Comersees; an den Lago Maggiore, nach Mailand und Genua.

Viele Notizen und verschiedene Farbstudien habe ich vom Lago Maggiore. Wir fuhren im offenen Wagen von Arona nach Stresa, die Isola Bella stand zwar nicht auf dem Programm, aber meine Mutter und ich wollten so gerne hin.

Am Abend vorher hatte ein schreckliches Gewitter getobt, der Lago Maggiore bäumte sich förmlich. Die Schiffe, die zur Abfahrt in Arona im Hafen lagen, konnten nicht abfahren, die Maste klapperten unheimlich, die

Schiffe wurden hin- und hergeworfen. Wolken, anscheinend dunkelbraun und grünlich, jagten über den Mond hin, die Blitze beleuchteten zauberhaft den ganzen See und die fernen Berge, ich stand mit meinem Vater auf der Veranda unseres Zimmers, bis der wolkenbruchartige Regen uns hineintrieb. Erst spät in der Nacht trennten wir uns, nachdem das Gewitter sich gelegt, der Sturm aber um so toller tobte. Meine arme Mutter war ganz erschöpft, aber sie hatte sich tapfer gehalten.

Am anderen Morgen war die Fahrt nach Stresa im offenen Wagen nun wirklich herrlich! Meine Mutter saß in behaglichster Stimmung in ihrem geliebten Landauer, die Luft war kühl, der goldene Staub, den „Oswald" so sehr zu malen liebte, aber bei den Wagenfahrten ebenso haßte wie meine Mutter und ich, war verschwunden. „Dankbare Gefühle nach dem Gewitter," sagte er lächelnd, frei aus der „Pastorale" zitierend. Als wir an die Anhöhe kamen, auf welcher sich die Riesenstatue des heiligen Carolus Borromäus erhebt, wollten wir trotz des lebhaften Protestes meiner Mutter hinauf. „Den will ich doch malen!" sagte mein Vater. Meine Mutter behauptete zwar lachend: „Der Carolus droht ja, er will gar nicht gemalt sein!" — „Ich male ihn aber doch!" sagte Oswald, und sehr bald hatten wir Carolus Borromäus' wohlgetroffenes Konterfei in unseren Händen. Aber er hatte doch nicht umsonst gedroht, denn die Borromäusschen Nachkommen rächten sich, das haben wir zu unserm Schaden erfahren; denn als mein Vater und ich, die nach Tisch nach der Isola Bella gefahren waren, zu meiner Mutter in den Garten des Hotels „des Iles Borromées" zurückkehrten, waren wir zwar entzückt von allem Schönen, was wir gesehen und beladen mit herrlichen Blumen, die uns der freundliche Gärtner geschenkt, aber ohne sonstige Ausbeute! Jeder Strich zu zeichnen oder zu skizzieren war dort verboten. Der Besitzer Graf Borromäus hatte alle Rechte an eine photographische Gesellschaft in Frankfurt a. M. abgetreten. Es war zu schade! Denn der Eindruck, den wir empfingen, als wir durch die reich dekorierten und eleganten Säle, auf die schöne, von Balustern umgebene, in den See hineingebaute Terrasse hinaustraten, war großartig und überraschend in der Gesamtwirkung. — Mein Vater zeichnete im Hotelgarten die Terrasse aus der Erinnerung in sein Skizzenbuch; er machte dann vor unserer Abfahrt noch eine Farbstudie der Isola Bella, wie man sie von dem Garten der Borromäischen Inseln liegen sieht. —

In Düsseldorf angekommen, wurde Carolus Borromäus zuerst gemalt, dann folgten (nach Zeichnungen und Farbstudien) verschiedene Bilder vom Gardasee, von Venedig, die beiden Motive von der Isola Bella, sowie ein Mondscheinbild des Mailänder Doms (Höhenformat), der Dom im Hintergrund, vorn die beleuchteten Kaufläden der Via Carlo Alberto.

Von diesen Farbstudien traf verschiedene auch das traurige Schicksal, übermalt zu werden. An einem Regentage hatte Oswald an ihnen experimentiert, ich hätte weinen können! Aber was noch viel schlimmer war, er hatte (nur um eine Stimmung für ein großes Bild auszuversuchen), verschiedene der so sorgfältig ausgeführten Studien aus den vierziger und fünfziger Jahren zerstört! Sie standen unter meiner besonderen Obhut und nur mit der größten List und Mühe hatte ich ihn dazu bringen können, sämtliche Studien mit seinem vollen Namen zu zeichnen, wie mir Hofrat Paulus in München ebenso freundschaftlich wie dringend geraten hatte.

Es war eine Eigentümlichkeit meines Vaters, sich auf der Reise leichter anzuschließen als zu Hause. Durch das Fehlen des Ateliers blieb ihm mehr Zeit und Interesse für seine Umgebung, und es wurde manche Freundschaft fürs Leben geschlossen. So auf dem Rigi im Jahre 1868 mit dem damaligen Gesandten in Konstantinopel, Baron von Prokesch-Osten. Für ihn wurde an Ort und Stelle ein Skizzchen vom „Klösterli" begonnen, das aber erst im nächsten Jahre in St. Moritz vollendet worden ist. Der Dankbrief Prokeschs gibt ein anschauliches Bild von meines Vaters Art auf Reisen, im Verkehr mit meiner Mutter und seinen neugewonnenen Freunden, die natürlich gleichgestimmte Seelen, „Frohnaturen" sein mußten.

Konstantinopel, 6. Oktober 1868.

Mein Herr und Meister der edlen Malerkunst!

Da kommt mir endlich die so freundlich zugedachte Überraschung, das allerliebste „Klösterlein"! Ich bin fast betroffen über Ihre Güte! Das Bild ist sehr gelungen, farbenreich und doch so klar, so friedlich ernsten Ausdrucks! — Ganz nach dem Leben aufgefaßt und gegeben. Es macht mir die größte Freude! Das ist das echt schweizerische Grün, und so steigen Nebel und Rauch aus dem Tale, an die Tannen sich klammernd, über die Matten hinauf, zu den Berglinien, weich sie umfassend. Man sieht, daß sie zusammengehören und sich verstehen. Der klare Gipfel, das Aufschwellen des Grats, bevor er abstürzt, die mannigfachen Lichteffekte, die Taltiefe, alles ist wahr und tief und groß. Ich glaube in der Karawane, die unten über die grüne Matte nach dem „Klösterli" zieht, Ihre liebe Frau zu erkennen, bilde mir es wenigstens ein, was mir das Bild nur um so lieber macht. Unter den Männern, die zu Fuß die Reiterin begleiten, wer hindert mich, auch Sie zu sehen? —

Ich brachte den Sommer diesmal in Konstantinopel zu, will mich aber durch ein paar Wintermonate in Ägypten entschädigen. Lockt Sie denn gar nichts nach diesem Lande eigentümlicher Formen und Farben und der Ruinen einer nicht mehr verstandenen Welt?

Der Klosterhof.

Gemälde von Oswald Achenbach.

Im Besitz des Herrn Professors Georges Oeder in Düsseldorf.

Entschlössen Sie sich dazu, so wären Sie mir ein lieber Gast. Sie kämen zu mir hierher, Mitte November etwa, und wir flögen von hier, wie die Vögel nach Süden. Einmal bei mir, dort oder hier, hätten Sie für weiter nichts zu sorgen. Käme Ihre Julie mit, desto besser; aber Opfer an europäischer Bequemlichkeit und eine sichere Gesundheit gehören freilich dazu; auch ist das Meer nicht ohne Launen.

Dankbar und innigst ergeben, mit meinen besten Wünschen für Ihr beiderseitiges Wohlergehen

Ihr

Prokesch-Osten.

Mein Projekt hängt freilich noch an den politischen Konstellationen. Aber ich glaube nicht an den Krieg und auch nicht an den Ausbruch des Schwindels an der unteren Donau —

Zu der Reise nach Ägypten kam es nicht, denn meine Mutter widersetzte sich energisch einer so großen Seereise, und „Oswald" behauptete neckend, sie fürchte, er werde statt Campagna mit Mönchen und frommen Frauen Bilder vom Bosporus malen und Szenen aus Tausendundeiner Nacht.

Oft sagte er mir in späteren Jahren: Italien umgibt ein Zauber, der dem Orient fehlt. Konstantinopel kann sich für uns nicht mit Neapel messen, und von Rom sagte schon Lord Byron: „— — Rome is the elder and the finer. — —"

Nicht so harmonisch wie sonstige Reisen gestaltete sich manchmal der Aufenthalt am Badeort. Meinem Vater war Langeweile und Unbeschäftigtsein das Schlimmste, was ihm passieren konnte! Zu Hause kannte er keine Langeweile, denn jeden freien Moment brachte er im Atelier zu, und wie oft flüchtete er, nachdem er schon im Gesellschaftsanzug in die unteren Räume herabgestiegen war, auf den Wagen oder die Gäste wartend, zurück ins Atelier unter seine Bilder und Farben. Wie oft sagten ihm Freunde lachend: „Du warst wohl noch einmal ‚eben' im Atelier?" Hände, Rock oder Bart verrieten ihn.

Ich sehe ihn noch vor mir, es war vor der Abreise nach Kissingen. Man hatte ihn im letzten Augenblick natürlich wieder aus dem Atelier holen müssen. Fertig im hellen silbergrauen Sommeranzuge stieg er zu uns in den Wagen: er hatte den ganzen rechten Ärmel voll Kremserweiß! Der Diener hatte gerade noch Zeit, Watte und Terpentin in den Wagen zu reichen, damit wurde er dann im Coupé bearbeitet.

Am schlimmsten aber war die erste Ankunft im Badehotel! Der monotone Salon brachte ihn zur Verzweiflung. Wir rückten zu unserem mehrwöchigen Aufenthalt auch stets mit großen Kisten und Koffern ein, sie enthielten Teppiche, Sofakissen, Decken, Vasen, Schalen, gerahmte Photographien und hübsch gebundene Bücher; damit wurde der Salon dann gleich ausgestattet und hatte bald ein persönlicheres Aussehen. Das war aber hauptsächlich zu Lebzeiten meiner Mutter; später brachten wir nicht viel Zeit in unseren Räumen zu, sondern es ging, nachdem wir uns vom Reisestaub gesäubert hatten, natürlich immer gleich ins Freie, Ort, Gegend und den eventuellen Sonnenuntergang zu inspizieren. Aber in früheren Zeiten mußten wir erst nach der Ankunft einen umständlichen Tee einnehmen, und unterdessen verschwand die Sonne und mit ihr „Oswalds" gute Laune. Meine Mutter stöhnte dann wohl: „Sonst der beste Mann — aber wenn er sein Atelier nicht hat, dann ist kein Auskommen mit ihm!" Schließlich kam ihr eine Erleuchtung: „Wir werden ihm künftighin in Kissingen oder Karlsbad ein ‚fliegendes Atelier' herstellen, sonst gibt's doch keinen Frieden!" Diese Idee hat meinem Vater sehr viel Freude gemacht, und der Badeort verlor nicht nur seine Schrecken, sondern wir verdankten ihr auch das Wegfallen der einzigen Ursache, welche manchmal zu einer Verstimmung zwischen meinen Eltern geführt hatte. — Bei der großen Abneigung, die mein Vater gegen das Malen kleinerer Bildchen hatte, war es ihm bei seiner Freigiebigkeit oft sehr schmerzlich, nichts vorrätig zu haben, wenn er für einen guten Zweck (Lotterie oder Basar) angegangen wurde (und das passierte nur zu oft) oder wenn er ein Vielliebchen verloren hatte oder in Schenklaune war. Die Skizzen und Studien, die er in früheren Jahren gemacht, und die Farbstudien, die bei unseren Reisen entstanden waren, mußten als Fixsterne im Atelier bleiben, darin verstand meine Mutter keinen Spaß. Aber wenn er einem Bittsteller, der aufs Atelier kam, eigenhändig etwas von diesen Schätzen geschenkt hatte, konnte meine Mutter es diesem doch nicht wieder abnehmen, so ärgerlich sie auch war. Im „fliegenden Atelier" wurden nun alle Verpflichtungen abgearbeitet. Eine Liste wurde aufgesetzt, sie beschäftigte uns schon lange vor der Reise. War das Wetter gut und meine Mutter leidlich wohl, so wurde nicht viel von der Liste abgearbeitet; regnete es aber, oder war meine Mutter elend, so wurde die Liste hervorgeholt, der beste Platz für die Staffelei ausgesucht, und mein Vater malte mit der größten Freude und Geduld an den kleinen Sachen. Das hätte man ihm in der „Werkstatt" nicht zumuten dürfen. Die Zahl der Verpflichtungen war immer sehr groß, so daß sie fast nie abgearbeitet werden konnte, denn es wurden auch oft frisch gemalte Brettchen an neu gewonnene Freunde „noch naß" verschenkt. Die für die Wohltätigkeitszwecke bestimmten Sachen führte mein Vater in saubersterWeise aus, so daß meine Mutter oft kopfschüttelnd sagte: „Das ist doch keine Skizze, das ist ja ein Bild." Dann erwiderte er: „Wenn ich das Skizzchen nicht so ausführe, daß es ein richtiges Bildchen repräsentiert, ist es kein Lockvogel für die Lotterie, es bringt nicht genug

Kleine Farbstudie des Heiligen Carolus Borromäus auf der Höhe zwischen Arona und Stresa.
Im Besitz des Herrn Konrad von Miller in München.

die etwas eifersüchtig veranlagt war, recht unnütz fand, bis wir in ihr ein reizend liebes Geschöpfchen kennen lernten, etwas exzentrisch vielleicht und verwöhnt durch die vielen Millionen des Herrn Papa. Übrigens gab es in Kissingen, aber auch in Karlsbad und Marienbad vielfach anonyme und nicht anomyne Blumenspenden, Briefe und Verse; Kissingen hatte den Vorzug, daß wir die Blumen an das Grab Eduard von Schlagintweits brachten, der als bayerischer Rittmeister 66 bei Kissingen fiel und dort sein mit einer schönen Büste geschmücktes Grabdenkmal hat. Oft pilgerten wir auch mit unseren Blumen an das einsame kleine Grab in der Nähe des Kurgartens, auf dem das schlichte Holzkreuz nur die Aufschrift trägt: „Hier ruht ein Preuße," was uns immer sehr ergriff. Vom Schlagintweit-Denkmal hatte mein Vater eine Skizze begonnen, meine Mutter im Wagen vor dem Grabmal haltend, er, meine zweitälteste Schwester und ich Sträuße dort niederlegend. Ich weiß nicht, was aus der Skizze geworden ist, wahrscheinlich wurde sie auch verschenkt.

ein, und das ist doch schließlich der Zweck der Wohltätigkeit." Wir haben dann auch oft die Freude gehabt zu erfahren, daß diese Bildchen helfend in eine traurige Existenz eingriffen. Ein Briefbote hatte z. B. auf einen solchen Lotteriegewinn hin eine seit langem ersehnte Braut heimführen können. — Ein Hotelsalon in Kissingen, Neuenahr, Karlsbad oder Marienbad (selbst wenn wir ihn als Atelier frisierten) konnte Oswald seine „Werkstatt" in der Goltsteinstraße freilich nicht vergessen machen, er hatte Sehnsucht nach seinen großen Untermalungen! Denn draußen Farbstudien zu machen, wie er es so gerne tat, dazu reizte ihn weder Kissingen, noch Neuenahr, noch Marienbad. Zwar machte er einmal eine Farbstudie von der Bodenlaube — zugegeben, daß es auch in Kissingen schönere Motive gibt — aber es war an einem glühend heißen Herbsttage, und der Himmel war so blau, fast so blau wie der italienische, das hatte ihn gereizt! Leider ging die interessante Studie am nächsten Tage schon in den Besitz einer jungen Amerikanerin über. Diese hübsche Tochter der Neuen Welt hatte meinem Vater während ihres Aufenthaltes in Kissingen fast täglich einen großen Blumenstrauß mit großmächtigen, langen Bandschleifen geschickt, was meine Mutter,

Von Karlsbad hat mein Vater ein größeres Bild gemalt (Hans Heiling). Wir liebten Hans Heiling sehr und machten öfters die große Wagentour dorthin und tranken im Angesicht des versteinerten Brautzuges unsern Nachmittagskaffee.

Nach dem Tode meiner Mutter hörten die Badereisen auf, nur zweimal waren wir in Wildungen, dort wurde aber nicht gemalt; die großen Wagenfahrten hörten auf, ebenso das Sitzen im Hotelsalon. Mein Vater ging und saß gerne an der Kurmusik. War das Wetter gar zu schlecht, so luden wir uns eine Kartenpartie in unser Hotel, dann war es stets lustig und gemütlich und Oswald in bester Stimmung, und es wurde oft so stark geraucht, daß man hätte denken können, man befände sich im Tabakkollegium Friedrich Wilhelms I. seligen Angedenkens und nicht im Salon eines Kurhotels. —

Kunstanschauungen.

Daß mein Vater die Malkunst, seine eigene, die er liebte, und die der anderen, die er bewunderte, über jede andere Kunst stellte, hat er mir tausend Male gesagt. Ich weiß, wie sehr er die alten Meister verehrte und liebte, daß er aber auch manchem modernsten verständnisvoll gegenüberstand.

Ein schriftlicher Gedankenaustausch zwischen ihm und anderen Künstlern hat wohl kaum bestanden. Ich habe nie davon gehört und auch nichts darauf Bezügliches entdeckt. Letzteres ist zwar kein Beweis, denn mein Vater bewahrte seine Korrespondenz nicht auf. Er behauptete, daß besonders alte Briefe die Freiheit der Bewegung hinderten, und erzählte als abschreckendes Beispiel das traurige Geschick eines Freundes, der nie mehr nach Italien gekommen sei, weil er die große Korrespondenz, die er führte, in seinem Koffer aufbewahren mußte: „Denn wohin mit all den Briefen?“ Aber auch mündlich erfuhr man nicht leicht etwas über seine Kunstanschauungen. Wie oft sagten mir Leute: „Können Sie es nicht einrichten, daß ich mich nachher etwas mit Ihrem Vater über Kunst unterhalten kann?“ Wie oft habe ich geholfen, eine solche Konversation einzuleiten, sie endete nicht immer glücklich, denn Oswald hatte eine Art zu disputieren, daß diejenigen, die ihn nicht kannten, den Scherz nicht vom Ernste zu unterscheiden vermochten. Besser als Freund Woermann (Dresden) hat dies wohl niemand empfunden, er schreibt mir über Papas Art zu disputieren: „— Ihr Vater liebte es, in leichtem Plauderton, sich selbst und andere leicht ironisierend, die tiefsten Kunstfragen zu erörtern, und immer wußte er dazwischen goldene Worte zu finden, die bewiesen, wie innig Kunst und Natur in seinem Empfinden verschwistert waren und wie gesund ihm Kopf und Herz auf dem rechten Fleck saßen —“

Für Fernerstehende aber war, wie gesagt, seine Art oft verhängnisvoll. Im Jahre 1888 in Marienbad saßen wir einmal draußen beim Kaffee mit Ludwig Passini, dem Regierungspräsidenten von Eichhorn und anderen, und mein Vater gab gerade strahlend eine Geschichte zum besten, die ihm der Komponist Meyer Hellmund am Morgen erzählt hatte — als ein Herr an unseren Tisch trat, sich als Major von N. N. legitimierte, feststellte, daß er mit Oswald Achenbach zu tun habe, und dann ohne weiteres zu wissen wünschte: welcher Kunstrichtung er angehöre?

„Sehen Sie mal das erstaunte Gesicht vom Papa,“ sagte mir Passini. Wir waren aber noch erstaunter, als mein Vater schlagfertig erwiderte: „Der südlichen Richtung, mein Herr, der südlichen; nach dem Norden hat es mich nie gezogen.“ Meiner Mutter tat der verdutzte Herr leid; sie lud ihn ein, Platz zu nehmen, bot ihm sogar eine Tasse Kaffee an, und „Oswald“ sagte entschuldigend, die Attacke habe ihn so sehr überrascht, doch sei er gerne bereit, jede gewünschte Auskunft zu geben: Er bewundere alles, was schön und anbetungswürdig sei und was ihm sonst gefiele, und ihm gefiele sehr vieles und

Die Pyramide des Cestius. Gemälde im Besitz der Kunsthalle in Düsseldorf.

sehr verschiedenartiges, aber wie gesagt: es ziehe ihn immer nach dem Süden. Die Sonne und das Schöne, das zöge ihn an, das sei „seine Kunstrichtung".

Als der „Mann mit der Kunstrichtung", wie wir ihn nannten, erfuhr, daß der Herr da unten am Tisch der berühmte Passini sei, wollte er sich nun über diesen hermachen, aber der sagte, er müsse nach Hause, nach dem jungen Hasen sehen, den er auf der Jagd beim Grafen Metternich in Königswart lebendig gefangen und den er mir schenken wollte. So brach man denn auf, der „Mann mit der Kunstrichtung" reiste in den nächsten Tagen ab — wir sahen ihn nicht wieder, und der Hase wurde in den Wald zurückgebracht, denn meine Mutter widersetzte sich energisch meinen Aufziehungsgelüsten. „Das Aufziehen (Necken) besorgt schon Papa," sagte sie. An diesem Abend entging aber auch mein Vater seinem Schicksal nicht! Unser Stammtisch bei Klinger war ziemlich vollzählig, viele heitere Elemente waren anwesend. Da Joachim fehlte, hatte der „Paulus" Frieden, und unser Freund, der Regierungspräsident von Eichhorn, gab das Nachmittagsereignis zum besten.

Er sagte: Mein Vater habe dem Interviewer einer neuen berühmten Kunstzeitung anvertraut, „daß er in der Kunst alles liebe, was hübsch sei, ob es nun tanze, sänge, mime oder an der Wand hinge, darin sei er nun einmal Don Juan!"

„Oswald", dem heiter Genießenden, standen Kunstrichtungen ja überhaupt fern. „Ich male immer ohne Programm, von der Leber weg," erzählte er einmal einem jungen Tenor, der in unserem Hause verkehrte und der ein lieber, kluger Mensch war. Der aber meinte: „Das ist sicher das wahre Genie! Man fühlt, Ihr Vater hat seine Kunst nicht gelernt, er hat sie immer gekonnt! Wie anders ist das mit uns Sängern! Wieviel Mühe, Geduld und Vorarbeit, ehe wir lernen ein Lied frisch hinausschmettern!"

Aber nicht allen leuchtete diese Programmlosigkeit ein, auch Künstler, die meinem Vater nahestanden, fragten ihn, ob ihm nicht ursprünglich doch eine Richtung, ein Vorbild vorgeschwebt. Mein Vater sagte dann mit aller Bestimmtheit: „Nein, nie; ich wollte immer nur das malen, was und wie ich es wirklich draußen gesehen und wie es mir meine Phantasie vorzauberte, die zeigte mir alles so strahlend, heiter, schwimmend im Licht — hätte ich es nur wiedergeben können!"

Nun war es mir eine besondere Freude, als Baron Karl von Perfall-Cöln mir folgendes schrieb: „— Über seine Kunst habe ich mich wiederholt dahin geäußert, daß Meister Oswald schon vor der Erscheinung des französischen Impressionismus in seiner Farbengebung dessen Ergebnisse ohne Theorie vorweggenommen hat. Ich meine den Zusammenklang kleinster Tonmannigfaltigkeiten zu der großen Harmonie, die Technik im Sinne von Handschrift ist dabei gleichgültig, ohne Stricheln und Punktieren hat er rechte Impressionen des Lichtes und seiner Wirkungen gegeben — —"

Ja, Licht, Beleuchtung und Stimmung waren für „Oswald" eine große Hauptsache! Oft sagte er auch, daß neue Farben erfunden werden müßten, kein Material habe seiner Phantasie je genügt. —

Mein Vater ironisierte sich gerne selbst und besonders die Neigung, seinen Bildern noch einen poetischen Nebengedanken zu geben: „Meine arme Maria" hatte er z. B. das im Besitz des Grafen August von Bismarck-Lilienhof befindliche Bild getauft, eine kleine Dorfkirche, im offenen, blumengeschmückten Sarge vor dem Portal die helle Gestalt der Braut, ein junger Bauer, in verzweifeltem Schmerze über der Leiche liegend. — Zum Necken geneigt, alarmierte er meine Mutter oft durch die allerphantastischsten Titel. Ich sehe ihn noch, wie er mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt (in seinen Augen aber lachten tausend Schelme) erklärte: „Dem Klostergartenbild gebe ich den Titel: ‚Fledermausschießende Mönche vom Engel des Herrn (Angelus-Läuten) überrascht'", oder ein andermal: „Der einsame Wanderer auf dem Campagnabild ist Michelangelo, also: ‚Michelangelo auf einem Spaziergang in der Campagna, in den Wolken nach Anregung und Motiven zu seinen Kolossalleibern suchend'." — Einem etwas törichten Verwandten hatte er drei alte Weiber, die mit Spindeln am Strand von Neapel standen, natürlich als Parzen vorgestellt. Der hatte nichts Eiligeres zu tun, als dies am Abend im Malkasten zu erzählen und dann höchst beleidigt anzukommen, „dort hätten sie ihn ausgelacht und gesagt, der ‚Oswald' habe sich über ihn lustig gemacht". — Aber dies alles war ihm nur halbwegs scherzhaft, und er ironisierte seine durchgehende Phantasie ja selbst am meisten.

Es war sehr lustig, ihn disputieren zu hören; Donnerstag abends, wenn Salentin und Hermann Emil Pohle ihm ihren trockenen Witz entgegenstellten, kamen wir oft nicht aus dem Lachen heraus. Besonders in der Zeit, als Pohle das Porträt des Generals von Loë malte. Dem General war durch seinen Aufenthalt in Paris, Madrid und Petersburg das Beste in der Kunst bekannt, auch er liebte diese Dispute sehr. Es waren keine regelrechten Kunstgespräche, und jeder konnte sich fröhlich am Kampfe beteiligen — ich hetzte dann, soviel ich konnte, denn es war viel amüsanter, wenn sie über Kunst und nicht über Politik sprachen. So manches, was früher nie zur Sprache gekommen war und was mich freute zu wissen, erfuhr ich bei solcher Gelegenheit. Z. B. wie sehr mein Vater Leonardo da Vinci verehrte und daß er in der Plastik die Venus von Milo und den Moses des Michelangelo über alles stellte. In seinen letzten Lebensjahren wurden so manche Erinnerungen zwischen ihm und gleichalterigen Freunden wach. Wenn sie

Auf den Lagunen von Venedig. Gemälde von Oswald Achenbach.
Im Besitz des Herrn Geh. Kommerzienrates Georg Fromberg in Berlin.

von Paris sprachen, wo General von Loë mehrere Jahre Militärattaché an der deutschen Botschaft war, so kamen die schönsten Geschichten zutage. Mein Vater und er kannten alle Pariser Potins aus jener Zeit; war Salentin anwesend, so ging auch ihm das Herz auf. Sein Aufenthalt zur Zeit der großen Ausstellungen unter Napoleon III., in Begleitung seines Freundes, des Kunsthändlers Eduard Schulte, gehörte zu den schönsten Erinnerungen seines Lebens. Kamen sie dann auf den Louvre und seine Herrlichkeiten, so wurde auch oft und stets rühmend des damaligen Intendanten, des Grafen Nieuwenkerke, gedacht. Ich hielt ihnen wohl vor, was Henry Rochefort in den Abenteuern seines Lebens über Nieuwenkerkes künstlerische Untaten erzählt, da hieß es aber unisono: Rochefort sei ein Krakeeler, und das stimmt ja!

Oswald faßte es als Beleidigung auf, wenn man ihm Romantik oder Mystizismus andichten wollte, und betonte stets, daß ihn nur Positives und selbst Gesehenes begeistert hätten; trotzdem hatte er aber eine ganz besondere Vorliebe für Böcklin.

Fontäne im Mondschein auf dem Petersplatze in Rom. Ölstudie im Besitz des Herrn Benno von Achenbach.

Im Jahre 1888 auf der Großen Münchener Jubiläums-Ausstellung, wo wir uns drei Wochen aufhielten und beinah den ganzen Tag im Glaspalast waren, gingen wir stets vor dem Verlassen der Ausstellung noch einmal zum „Spiel der Wellen“ und zum „Nordenskiöld“ vom Grafen von Rosen, aber auch der „Gorilla“ von Frémiet erhielt seinen Abschiedsbesuch. — Wenn ich an den Moses des Michelangelo denke und an die Venus von Milo, so verstehe ich, wenn mein Vater von sich sagte: daß ihm vieles und sehr verschiedenartiges gefalle! Was er haßte, das waren grausame Bilder! Ob sie nun weltliche oder kirchliche Sujets darstellten. 1897 umgingen wir in München im Glaspalast im weiten Bogen das Gemälde eines ungarischen Künstlers („Eine ungarische Gräfin läßt junge Mädchen erfrieren“), und in den italienischen Kirchen sagte er mir vor den Bildern, welche grausame Martyrien darstellten: „Sieh's Dir von weitem an, freu' Dich am künstlerischen Ensemble und an den schönen saftigen Farben, aber verschließ Dich gegen das Sujet; wie sollte man froh bleiben, wenn man all das Elend auf sich wirken ließe. Die Kunst kann nicht immer heiter sein, aber ob ernst, ob tragisch, sie soll erhebend, nicht abstoßend wirken.“ —

Vorbildlich war für ihn Eduard von Gebhardt. Wie lange es sein Wunsch war, einen Gebhardt zu besitzen, geht aus folgendem an mich gerichteten Briefe Eduard von Gebhardts hervor:

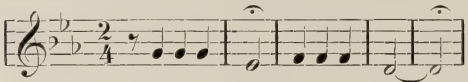
„— Ich hatte mein ‚erstes Bild‘ — Einzug in Jerusalem — schüchtern in die Welt gesetzt. Da kam Ihr Vater einmal auf der Straße an mich heran und fragte, ob ich schon Angebote auf mein Bild bekommen hätte, er habe große Lust, es zu kaufen. Die Sache kam später nicht mehr in Frage, denn der Kunstverein kaufte das Bild; aber Sie können sich denken, welchen Eindruck es auf den schüchternen Anfänger machte, daß der große berühmte Achenbach ihm sagte, er hätte Lust sein Bild zu kaufen! Ich fühlte mich so gehoben, und es war mir so wertvoll, daß ich das Geheimnis als köstlichen Schatz keinem Menschen mitteilte. Erst in späteren Jahren haben wir darüber gesprochen — —“

Viel Stoff zum Disputieren gab im Ausstellungsjahr 1902 der Klingersche Beethoven*), dem besonders unsere militärischen Freunde feindlich gegenüberstanden, natürlich war dann stets der Refrain: „Wir verstehen ja allerdings nichts von Kunst.“ Einmal sagte

*) Das Kapitel Kunstanschauungen nimmt in meinem Buche: „Oswald Achenbach in Kunst und Leben“, das im Herbst 1912 erscheinen wird, einen besonders großen Platz ein.

ihnen mein Vater: „Für Soldaten verstehen Sie alle mehr wie genug von der Kunst! Bewundern Sie meine Bilder weiter und lassen Sie den Klinger in Frieden, der findet schon seine Anbeter."

Er urteilte nicht gern schnell, weder im Leben noch in der Kunst. Oft sagte er uns, als wir noch Kinder waren: „Ne jugez pas témérairement" und versuchte uns das unreife, voreilige Urteilen abzugewöhnen. Wie oft hörte ich ihn auch in späteren Jahren sagen, daß man über eine Sache, die man noch nicht ganz in sich aufgenommen und verarbeitet habe, kein Urteil abgeben könnte, ohne später in Widerspruch mit seinen eigenen Worten zu geraten, denn viel Schönes würde uns nicht gleich klar, es müßte erst richtig gekannt und erfaßt sein; „was würde wohl Karl Maria von Weber empfinden," meinte er, „wenn er wüßte, daß es ihm in Ewigkeit anhaftet, beim erstmaligen Anhören der C-moll gesagt zu haben:



Beethoven ist verrückt geworden!"

Von verurteilender Kritik kannte ich zwei Äußerungen genau: riß seine Geduld, so zuckte er die Achsel; mißfiel ihm etwas ganz, so lachte er. „Soll man denn da nicht lachen?" beantwortete er wohl meinen fragenden Blick.

Im Frühling 1900 wurde er um seine Unterschrift zu dem Protest gegen die lex Heinze gebeten. Generaloberst von Loë, der sich auf der Rückreise aus Italien in Baden-Baden zur Kur befand, schrieb mir bei dieser Gelegenheit: „— Vor allem freut es mich, daß es Ihrem Vater gut geht. Ich hatte diesen Eindruck schon durch die Zeitungsnotiz, daß er sich an dem Proteste der vernünftigen Leute gegen die lex Heinze beteiligt hat. — Ich kann Ihnen sagen, daß streng religiös gesinnte Leute dies Ziel-Überschießen ebenfalls bedauern. Ich zweifle nicht, daß ein vernünftiges Gesetz zustande kommt, welches dem Unfug zu steuern geeignet ist und — die Maßregelung auf den eigentlichen Zweck beschränkt — —"

Diese Auffassung teilte die ganze Donnerstag-Tafelrunde, trotzdem sie aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt war. Das erregte denn auch Verwunderung und verschiedentlich sprach man meinen Vater auf der Straße an und meinte: „Das mag an Ihren Donnerstagsabenden ja ein schönes Schlachtfeld sein, wenn der fromme Salentin, die leichtlebigen jungen Künstler und Sie, der Sie den Protest gegen die lex Heinze unterschrieben haben, aneinander geraten." Aber die Donnerstag-Tafelrunde, die Alten, die Jungen, die Frommen, die Weltlichen waren wie gewöhnlich einig und friedlich; jeder respektierte des anderen Meinung. — Idealisten waren sie alle — besonders „Oswald". Der sah natürlich tausend schöne Sachen, die wir nicht sehen! Seine größte Freude war es, uns darauf aufmerksam zu machen. Dieses Streben, andere an seinem Genusse teilnehmen zu lassen, beseelte ihn bis ins hohe Alter und ist in folgendem Aufsatz: „Erinnerungen eines Leipzigers an Oswald Achenbach" sehr hübsch zum Ausdruck gebracht:

„Halte Dich ans Schöne, durch das Schöne lebt das Gute im Menschen!" Wer hätte dieses Wort Feuchterslebens inniger beherzigt als Meister Oswald Achenbach, der nun — als 78jähriger — von uns gegangen ist?

Wie männiglich bekannt, enthält unsere Leipziger Galerie drei herrliche Bilder, in denen seine heiße Liebe zu den Schönheiten des Südens widerstrahlt. Ich erinnere mich noch, welchen großen Eindruck das Gemälde ‚Golf von Neapel bei Mondschein' auf die Leipziger Kunstfreunde ausübte, als das Bild zum ersten Male nach unserer Stadt kam. Das ist lange her. Es war während des großen Umbaues unseres Museums der bildenden Künste. Der Kunstverein hatte sein Heim in dem berühmten Keilschen Haus (später zum Hotel Fürstenhof vergrößert) an Löhrs Platz aufgeschlagen. Man ging die stattliche Treppe hinauf, nachdem man sich im Vestibül an dem herrlichen Durchblick nach dem großen Garten erfreut hatte, der an die alten, schönen, statuenreichen Parks stiller verträumter Schlösser des XVIII. Jahrhunderts erinnerte. Im Marmorsaale des ersten Stockes war das Achenbachsche Bild aufgestellt. Welch ein herrliches Gemälde! So recht ein Oswald Achenbach mit allen Zügen der Schilderung italienischer Naturherrlichkeit. Wie der Mond sein Silberlicht ausgießt über das schimmernde Meer. Ist's nicht, als ob durch die Luft der lauen Sommernacht das O bella Napoli und Santa Lucia herüberzitterten, auf Mandolinen gespielt und von glockenhellen Stimmen gesungen? Am fernen Strande ziehen sich Lichterreihen weiter hin. Welch eine Poesie, welch eine Phantastik in diesem Bilde. Rötlich bestrahlt ganz vorn ein sprühendes Feuer Gruppen von malerisch gekleideten Bewohnern dieser glücklichen Gelände. Ein gaukelndes Spiel der Schatten und Lichter hat der Meister festgehalten. In der Ferne verlieren sich die Konturen des Vesuvs. Immer und immer wieder kehrten viele Betrachter zu diesem Bilde zurück! Als es dann für unser Museum erworben ward, empfand man ehrliche Freude. — Nicht lange danach saß ich an einem lieblichen Juniabend im Garten der Krone zu Biebrich. — Es ist der schönste Garten am Rhein. Die Dampfer rauschten vorüber, von Wiesbaden kam ein lustiges Völkchen herbei, und weit, weit sah man die Krümmung des Rheins im gesegneten Rheingau glänzen, während links von ferne das goldene Mainz am scheinbaren Ende der majestätischen Wasserfläche seine Türme gen Himmel reckte. Ein reizendes Panorama. Und doch für manche nicht genug rheinisch nach der Illusion. Ja, wenn schlechtes Wetter herrscht, könnte man

Vor der Kirche S. Maria in Aracoeli. Gemälde vom Jahre 1893.

an das „große Wasser“ auf unseren Lindenauer Wiesen denken. Viele Fremde, die zum ersten Male kommen, vermissen die Berge, die Burgen, die Winzerinnen. Die Berge und Burgen beginnen erst drunten bei Rüdesheim. Offen gestanden, ich vermißte die rheinischen Hügel in dieser Ebene auch. Da gab es nun einen bewegten Meinungsaustausch am Tische mit etlichen Gästen, die teils entzückt waren, teils aber einen anderen, interessanteren, kühneren Landschaftscharakter erwartet hatten. Den letzteren schwebten jene weit bekannten rheinischen Landschaften vor, die uns bei St. Goar, bei Bacharach, bei Caub, beim altersverwitterten Pfalzgrafen-Stein entzücken. Man denke z. B. an die reizenden Idealbilder: „Abend am Rhein“ und „Sommernacht am Rhein“ von Professor Böttcher. Ja, der „Abend am Rhein“: Wie da das Rheintal im Dunkel versinkt und nur die Höhen noch glühen! Auf der Terrasse lärmt eine froh-

gemute Zecherschar. Träumend, mit feurigem Auge blickt der Poet hinab in das herrliche Tal. Er sinnt über neuen Liedern. Man fühlt, etwas Heiliges geht in ihm vor. Der lustige Wirt, der steife Engländer, der auf dem Esel herbeireitet, das frische pausbäckige rheinische Mädel, die spielenden Kinder, die köstliche Staffage: das alte Wirtshaus, die rebenumsponnene Laube, die ganze Gemütlichkeit, das Kernige, das Altfränkische — ist das nicht schön? Und das fanden wir nicht in Biebrich. Man muß es übrigens lange suchen am Rhein, ehe man's überhaupt entdeckt. Diese alte Poesie ist fast ganz tot.

Da ergriff ein alter Herr am Nebentische das Wort. Er sprach so gütig, mit einer so weichen Stimme, mit der feinen Überlegenheit des welterfahrenen, weitgereisten Mannes, daß jeder sich aufs angenehmste gefesselt fühlte. Der alte Herr wies auf das grüne Laubdach hin, durch dessen Gezweig in mildem Grüngold die Lampen ihren Schein verbreiteten, er machte auf tausend heimliche Reize aufmerksam, auf den spielenden Reflex in den Römern, auf das Funkeln des Kristalls, auf das lustige Leben und Treiben. Dann zeigte er hinüber auf das Rokokoschloß zu Biebrich, dessen Fenster im Widerscheine des Mondlichts glitzerten, auf die im Kriege zerschossenen Statuen, auf die silbrig glänzenden Wellen des Stromes, auf die dunklen Wipfel der Insel, auf die vielen, vielen Lichtlein der Uferortschaften und des fernen Mainz, auf die brauenden Nebel am jenseitigen Ufer, auf die bunten Lampions in den Kähnen, auf alle Herrlichkeit dieser schönen Landschaft.

Da gingen uns die Augen auf.

Mit einem Male tranken wir Schönheit — Schönheit! Und das alles hatte der alte Herr in einer so freundlichen, liebevollen Art getan, seine Augen blickten so mild und warm dabei, daß wir uns aufs herzlichste zu ihm hingezogen fühlten. —

Plötzlich klangen musikalische Weisen, vom Winde herbeigeweht, an das Ohr. Stolz rauschte mit seinen vielen erleuchteten Kajüten und dem von vielen bunten Lämpchen schimmernden Verdeck ein großer Dampfer an die Landungsbrücke. Der alte Herr lüftete grüßend den Hut, lächelte noch einmal uns fast väterlich zu und ging langsam zu der Landungsbrücke hinüber.

‚Wissen Sie, mit 'wem Sie sprachen?' sagte der Wirt. ‚Das ist der große Oswald Achenbach.'

Wir hatten alle von dem sinnigen Meister gelernt. Nun schien uns die Nachtlandschaft von Biebrich wie beseelt von der süßen Träumerei eines Robert Schumann."

Die letzten Jahre und das Ende.

Der siebzigste Geburtstag stand vor der Tür, und die Stadt traf Vorbereitungen, ihren Sohn zu ehren. Ein Festkomitee entstand. — Aber die Feste konnten nicht gefeiert werden.

Mein Vater erlitt den größten Schmerz seines Lebens; am 18. Dezember 1896, kaum sechs Wochen vor seinem siebzigsten Geburtstage, verlor er seine treue Gefährtin, wir unsere gute Mutter; sie war nach kurzem Krankenlager sanft entschlafen.

Meines Vaters Verzweiflung war groß, er hatte nicht an die Möglichkeit gedacht, sie verlieren zu können!

Das war nun ein trauriger Geburtstag! Die Blumen, die kamen, wollte mein Vater nicht sehen, die Telegramme nicht lesen, alles erinnerte ihn zu sehr an die noch so nahen Tage, wo auch Blumen und Telegramme das Haus überschwemmten und meine Mutter zur ewigen Ruhe getragen wurde. —

Nachdem im Hause das gewohnte Leben wieder seinen Lauf nahm, erkrankte er nicht unbedenklich, aber seine urgesunde Natur half ihm zu baldiger Genesung, nachdem wir ernstlich für ihn gefürchtet hatten!

Stille Wochen und Monate folgten.

Die einzige Zerstreuung brachten uns die Sitzungen, die Professor Walter Petersen im Atelier abhielt: er malte das Porträt meines Vaters für die Kunsthalle, welches so trefflich gelungen ist. Der liebenswürdige Künstler wurde uns in dieser Zeit ein rechter Freund, und wir zogen aus dem Verkehr mit ihm viel Anregung. Mein Vater und ich planten für den Herbst eine größere Reise. Über den Kaiserstuhl ins Berner Oberland und von dort nach Florenz.

Anfang September (1897) traten wir unsere Reise an, aber schon in Interlaken zeigte es sich, daß mein Vater sich körperlich nicht wohl befand; ich fühlte, daß wir Florenz aufgeben mußten! — Um diese Enttäuschung einigermaßen zu lindern, wußte ich nichts Besseres, als München zu einem mehrwöchigen Aufenthalte vorzuschlagen. Mit der schönen Isarstadt hatte man ihn niemals vergeblich gelockt! Wir fuhren also nach München, und es war unser Glück, denn mein Vater erkrankte gleich nach unserer Ankunft, aber wir fanden nun hier die vorzüglichen und hervorragenden Ärzte: Professor von Angerer und Dr. May (Schwiegersohn von Herrmann Kaulbach), durch deren Umsicht er bald wieder hergestellt wurde.

Der liebenswürdige Dr. May in München erstaunte über die Elastizität seines Patienten: „Professor, Sie sind ein Wunder!" sagte er. „Gestern noch schwer krank im Bett und heute frisch und munter im Glaspalast oder im Hotel beim heiteren Fest mit Freunden und Bekannten!"

Mein Vater war stets ein Problem für die Ärzte. Nach einer Übermüdung manchmal stundenlang ganz schwach, war er nach kurzer Zeit so frisch und rüstig, daß mitleidige Freunde, die ihm einen Krankenbesuch machen wollten, ganz erstaunt waren, das Nest leer zu finden! Der Patient saß wohl

Der heilige Januarius auf der Magdalenenbrücke in Neapel. Gemälde von Oswald Achenbach.
Im Besitz des Herrn Benno von Achenbach in Berlin.

Aufnahme von Oswald Achenbach in seinem Atelier zu seinem 70. Geburtstage. Auf der Staffelei das Gemälde „Nemisee". (Nach einer Photographie von Constantin Luck in Düsseldorf.)

und munter im Theater oder hatte sonst etwas unternommen. Besonders merkwürdig war es, daß er nach diesen Schwächeanfällen, die gastrischer Natur waren, abends stets besonders aufgeräumt war und einen wundervollen Humor und einen großartigen Appetit entwickelte. Dann versuchte man vergeblich, ihn an den morgendlichen Rat des Arztes, sich nicht zu übermüden, zu erinnern. In seinen letzten Jahren war, außer dem Malen und dem lebhaften Verkehr mit seinen Freunden, das Theater sein Hauptgenuß, sein Interesse, sein Ausruhen. Er bevorzugte die Oper. Aber trotz dieser Leidenschaft war er zu meiner Mutter Lebzeiten nur selten ins Theater gekommen und dann auch stets nur auf ein oder zwei Stunden. So kannte er, wie er behauptete, von den meisten Opern nur die zwei ersten Akte. Da hatten wir allerdings viel nachzuholen und gingen mit frischem Mute an die verlockende Aufgabe. Wir hatten auch soviel Gelegenheit Schönes zu sehen. Nun erst lernte mein Vater Richard Wagner im Zusammenhang kennen, und er leistete für sein Alter Erstaunliches: Wir sahen den „Ring", so oft er gegeben wurde. Mein Vater verstand und verehrte übrigens Wagners Musik, aber er bevorzugte sie nicht. Beethoven war sein Ideal! Von seiner Liebe für Mozart und Mendelssohn brauche ich nicht zu reden, ich erinnere nur an die Aufführung der Hans Sachsschen Stücke mit Mozartscher Musik und an den „Paulus". Gab's „Fidelio", „Figaros Hochzeit" oder „Don Juan", so ging er mit ganz besonderen Gefühlen ins Theater, aber auch Bizet, Mascagni, Leoncavallo, Massenet, Verdi, Meyerbeer, alle hörte er mit Vergnügen. —

Die große Industrie- und Kunstausstellung 1902 brachte viel Leben nach Düsseldorf. Mein Vater verlebte einen schönen Sommer. Der Abend vereinigte uns mit Freunden und Bekannten am Stammtisch des kleinen Weinrestaurants „Caub". Da saß es sich so reizend hinter den Efeuwänden, die Zigeuner spielten, man sah auf den Rhein und trank den vorzüglichen Aßmannshäuser aus ganz großen Römern. Das sehr gut gehaltene Weinrestaurant hing mit dem großen Rundgewölbe am Eingang der Ausstellung zusammen und verdankte diesem seinen Namen. Das Panorama Caub war der große Liebling meines Vaters, wir besuchten es eigentlich täglich, und es war der rendez-vous-Platz für uns und unsere Freunde. Das Pan-

Im Garten des Düsseldorfer Hauses.

orama stellte den Übergang Blüchers bei Caub vor. —

Die jungen Künstler, die es gemalt, Hugo Ungewitter und Gustav Wendling, gehörten zu unsern Intimen. — Als mein Vater das Panorama zum ersten Male sah, war er ganz entzückt und auch gerührt: das Streben und der Erfolg der jungen Künstler war stets seines wärmsten Anteils sicher. Er war ganz begeistert und sagte: „Wir müssen den beiden eine Ovation bringen: sie sollen jeder einen Lorbeerzweig bekommen; den haben sie sich redlich verdient.“ Nun wurden die Künstler feierlich zum Abend eingeladen, der Tisch wurde geschmückt, Sekt kalt gestellt — die Lorbeerzweige, zwei schöne Exemplare aus unserem Wintergarten, lagen an ihren Plätzen; mein Vater hielt sogar eine kleine Rede. Der Abend verlief heiter wie immer, und zu unserer aller größten Zufriedenheit.

Aber trotz aller Zerstreuungen schlummerte die Reiselust nur in ihm, die kleinste Veranlassung fachte die Flamme der Sehnsucht nach dem Süden wieder an.

Die Reisepläne sprossen auf einmal kräftig empor, jeder wurde animiert: „Sie kommen doch auch mit?“ Sogar der gute Salentin sollte auf seine alten Tage nach Rom, da kannte mein Vater kein Erbarmen!

Anregung gab's von allen Seiten! Unzählige Postkarten mit dem italienischen Stempel kamen ins Haus geflogen.

Max Grube schickte einmal (ich fürchte aus Berlin-Wilmersdorf) einen prächtigen Mondschein: „Castel del Ovo“ und schrieb dazu:

„Es ist eine Frechheit, dem großen Schilderer Italiens eine italienische Postkarte zu schicken. Hoffentlich denken Sie mit Schillers Präsidenten: ‚Eine Frechheit, die ich ihrer Seltenheit wegen vergebe.‘“

Eine Seltenheit waren aber, wie gesagt, italienische Postkarten nicht, sie überschwemmten das Haus, viele darunter kamen von unbekannten Verehrern und Verehrerinnen.

Sehr amüsante Briefe schrieb der General von Loë aus Rom, sie machten meinem Vater viel Freude, besonders interessierte ihn natürlich des Generals „Mission“ im Vatikan, von welcher er so anschaulich erzählte; einmal schrieb er: „— — Gestern und heute habe ich mit meinen beiden Begleitern, dem General Haußmann und dem Prinzen Salm, etwa 100 Visiten gemacht, darunter 36 Kardinälen. Es wären 37 gewesen, wenn der 37. im Moment, als wir uns bei ihm melden ließen, nicht gerade gestorben wäre — —“

Da meinte „Oswald“ nun doch: „Rom in Ehren! Aber 100 Besuche möchte ich nicht machen.“

Im Sommer 1904 hatte mein Vater sein Leben noch so recht genossen, aber er sah manchmal müde und abgespannt aus, und unser Hausarzt riet ihm dringend, sich mehr

zu schonen. Er aber glaubte nicht, daß zu viel Vergnügen ihm schaden könnte, er behauptete stets: Langeweile sei ihm am allerunbekömmlichsten! Wir versuchten aber doch, eine andere Lebensweise einzuführen; da das Wetter in diesem Sommer günstig war, konnten wir fast täglich allein oder mit Freunden große Spazierfahrten machen. Ging's dann über Derendorff, so wurde aus Pietät am Gasthaus zu den „Sieben Schwaben" haltgemacht.

„Bis hierher begleiteten wir unsere Brüder, als sie nach Amerika gingen," hatte er uns, als wir noch Kinder waren, oft erzählt. Ich fand den Gedanken stets sehr spaßig, mir die Brüder mit Ranzen, Reisehütl und Knotenstöckl, nach Großvaters Rezept, von den „Sieben Schwaben" aus nach Amerika wandernd, zu denken ... doch erfuhr ich später, daß der Postwagen an den „Sieben Schwaben" hielt, und daß die Reise zuerst nach Hamburg ging.

— — Am 19. Januar 1905 feierten wir, wie bei katholischen Kirchenfesten wohl üblich, in der Octave Salentins 83. Geburtstag, da war mein Vater noch von überschäumender Laune; aber er hatte sich am 2. Christtage bei einer Aufführung der „Königin von Saba" eine Erkältung zugezogen, die nicht zum Ausbruch kam, und fühlte sich auch in den folgenden Tagen merkwürdig matt. Das wollte er natürlich nicht zugeben, und nur meinen inständigen Bitten gelang es, ihn zu überreden, die nächsten Tage ganz auf seiner Etage zu bleiben. Eine neue Oper, von der viel gesprochen wurde, sollte aufgeführt werden, und in der Hoffnung, daß der Stubenarrest ihn bald auskurieren werde, ergab er sich in sein Schicksal.

So kam der 2. Februar heran, an welchem er sein 78. Jahr vollenden sollte. Aber am 31. Januar nahm der Schwächezustand bedeutend zu, wir waren sehr sorgenvoll!

Als mein Vater an diesem Abende seinem Bilde, (es war das Papstbild), gute Nacht sagte, war es ein Abschied für immer. Er schlief zwar die ersten Stunden der Nacht ganz ruhig; später fieberte er, hatte aber keine Schmerzen, lächelte uns an und schlummerte weiter. Am frühen Morgen konstatierte der Arzt eine schwere Lungenentzündung, aber mein Vater lag ruhig und schlummerte, wie ich wohl fühlte, dem ewigen Schlaf entgegen. Und so blieb er, schlummernd und lächelnd; — wir sahen, daß er nicht litt.

Um drei Uhr stand das Herz still. —

Aber das war kein Tod! Kein Sterben ... Es war ein Hinübergleiten in das andere Leben!

Meines Vaters plötzlicher Tod verursachte außer uns, seinen Kindern, auch anderen schweres Herzeleid — er hatte ja so viele Freunde! Wir trauerten nicht allein!

Von unseren Intimsten lagen Salentin, Hermann Krüger, Albert Flamm selbst an der bösen Influenza danieder, sie konnten ihm das letzte Geleite nicht geben. So kam es, daß ich folgenden Brief, in welchem sein Jugendfreund Albert Flamm mir meines Vaters seltene Persönlichkeit schildert, erst am 1. März in Händen hielt:

„— — Durch die Gewalt der Umstände, habe ich Euch Lieben seit dem Tode Eures teuern Vaters nicht in den Verkehr treten können, den ich ersehnte.

Ich möchte aber Eurem tiefen Schmerze und Eurer Trauer, als Kinder des Verklärten, des großen, edlen Menschen und Freundes, in dessen Charakter nichts Kleinliches Raum fand, dessen Leben das Ausstrahlen einer Gottesmission war, meinen eigenen großen Schmerz des Abschieds von ihm anreihen. Dem Schicksal bin ich aufs höchste dankbar, daß ich den Vorzug genießen durfte, ihn früh kennen und lieben zu lernen und später ein langes Leben ihm nahe zu sein! Und nun der schöne, harmonische Schluß seines so tätigen, Freude, Liebe und Licht spendenden Wesens und Lebens! — —"

— Ja — sein Wesen war wirklich Liebe und Licht spendend! Und seine Freunde sagen mir oft: der Sonnenschein, der in Oswalds Bildern strahlt, der wohnte in seinem goldenen Herzen.

Den Brief meines Onkel Flamm möchte ich nicht in diesen Aufzeichnungen missen, ebensowenig wie folgenden Brief des Grafen von Rosen:

Stockholm, 4 Mai 1910.

„— — Laissez moi ensuite vous répéter que votre travail de piété filiale m'intéresse infiniment, comme m'intéresse tout ce qui touche le caractère, le talent, les idées et les habitudes de chaque grand homme; et dans le domaine de l'art votre père m'apparaît comme une des figures les plus grandes et les plus originales qui fût jamais. Car lorsque j'associe son souvenir à celui de tous les maîtres du paysage qui ont aimé et dépeint l'Italie depuis Claude et Poussin jusqu'à Turner, Corot, Schirmer, Bœcklin et d'autres encore, Oswald Achenbach se dresse au-dessus d'eux tous, par la puissance de son génie, qui a trouvé le secret jusqu'à lui ignoré, d'unir à une conception d'un sentiment hautement idéal une production d'un réalisme stupéfiant, nous offrant, ainsi dans des éblouissements de soleil et des enchantements de couleurs, la poésie même du pays italien, de son ciel radieux, de son sol enflammé, de ses rives bleuissantes, du clair obscur de ses jardins, de la splendeur de ses monuments, du grouillement de son populaire. Il me semble qu'après Oswald Achenbach, il n'y a, artistiquement parlé, plus rien de nouveau à faire de ce coin de terre dont dix générations de peintres se sont acharnées à chercher des interprétations diverses. Avec son œuvre le sujet est épuisé, la discussion est close — —"

Maupassant und sein Diener.

Von Karl Eugen Schmidt-Paris.

François, der einst in ganz Paris bekannte valet de chambre Maupassants, hat ein kürzlich erschienenes Buch geschrieben, worin er erzählt, was er in den zehn Jahren seines Dienstes bei Maupassant gesehen und gehört hat.

Wer diese Nachrichten vernimmt, wird alsbald die Ohren spitzen und die Lippen lecken: denn so etwas muß wirklich des Lesens wert sein! Kammerdiener, die von ihren vormaligen Herrschaften erzählen, das kann nicht anders als pikant sein! Und obendrein von Guy de Maupassant, dem die Chronique scandaleuse von Paris die erstaunlichsten Abenteuer anhängte, und der im kräftigsten Mannesalter an Gehirnerweichung zugrunde gegangen sein soll, weil er den für seine Romane und seine Person begeisterten Damen allzueifrig und allzugern Gehör schenkte.

Und in der Tat war Maupassant auf seine physische Virilität mindestens ebenso stolz wie auf seine geistige Begabung. Er war ein ausgezeichneter Schwimmer, Ruderer, Fechter und Turner und rühmte sich dessen mehr als seiner literarischen Arbeiten. Und wie leicht er auf Anzapfungen von weiblicher Seite einging, zeigt sein Briefwechsel mit der russischen Malerin Marie Baschkirtsew. Allen erfolgreichen Schriftstellern und sogar ganz bescheidenen Journalisten kann es passieren und passiert es in der Tat, daß ihnen ältere oder jüngere Damen Briefe schreiben und ihnen gewissermaßen Beichte ablegen. Die Heldendarsteller und jugendlichen Liebhaber sowie die Tenöre werden freilich mit solchen Briefen noch reichlicher versehen, aber auch die für die Öffentlichkeit schreibenden Leute haben dieses Glück sehr häufig. Wer aber auf solche Briefe reagiert, zumal wenn sie anonym sind, der muß wirklich ungeheuer eitel sein und erstaunlich viel Zeit haben. Das letztere war bei Maupassant kaum der Fall, denn nicht nur hat er sehr viel geschrieben, sondern er hat noch mehr gearbeitet. Goethe meinte einst zu Eckermann, Victor Hugo solle weniger schreiben und mehr arbeiten, von Maupassant hätte man das nicht sagen können. Dieser war der Jünger Flauberts, und Flaubert arbeitete eher zu viel als zu wenig, schrieb eher zu wenig als zu viel. Flaubert hatte sozusagen das Axion, daß die erste Niederschrift absolut schlecht sei, daß keine Zeile druckreif sein könne, ehe man sie drei- oder viermal umgeschrieben, verändert und poliert habe. Einen jeden seiner Sätze nahm er wieder und wieder vor, an einen einzigem Worte blieb er mitunter tage-, ja wochenlang hängen, bis er den rechten Ausdruck gefunden hatte, und auch der schönste und vollkommenste Satz gefiel ihm nicht und wurde ausgestrichen und überarbeitet, wenn er ihm gleich beim ersten Guß aus der Feder geflossen war. Maupassant trieb diese Glättung und Vervollkommnung nicht ganz so weit wie sein Meister, und das ist wahrscheinlich ein Glück für uns und für die französische Literatur. Denn erstens ist die marmorne Glätte der Prosa Flauberts bei aller ihrer Vollkommenheit tot und starr wie jedes Marmorgebilde, und zweitens hätte Maupassant nicht den vierten Teil seiner ausgezeichneten Romane und Novellen schreiben können, wenn er an jeder Zeile und an jedem Worte so lange gefeilt hätte wie Flaubert an seinen Arbeiten.

Maupassant nahm es aber trotzdem mit seinen Arbeiten bei weiten ernster als die allermeisten französischen Schriftsteller unserer Tage, er verbesserte und veränderte sehr viel und arbeitete sehr gründlich, also daß ihm eigentlich nicht viel Zeit für Allotria hätte übrig bleiben sollen. Daß er diese Zeit doch fand, sieht man eben aus der Geschichte der Baschkirtsew, der er auf den ersten anonymen Brief gleich lang und ausführlich antwortete, um sich in einen viele Seiten füllenden Briefwechsel einzulassen, der nicht von ihm, sondern von der jungen Dame abgebrochen wurde, als ihr Korrespondent sehr zudringlich geworden war und ungestüm, ja frech ein Rendezvous forderte.

Maupassant war also solchen Dingen sehr zugänglich, und da wir das wissen, erwarten wir die herrlichsten Indiskretionen von seinem Kammerdiener. Kammerdiener und andere Domestiken pflegen ja im allgemeinen nicht sehr diskret zu sein, was ihre ehemaligen Herrschaften anlangt. Wenigstens stehen sie in diesem Rufe, und es soll Herrschaften geben, die neue Dienstmädchen nur darum engagieren, um aus ihrem Munde die Heimlichkeiten ihrer früheren Herrschaften zu erfahren. Was muß da erst ein Kammerdiener zu erzählen haben, der zehn Jahre lang mit einem Guy de Maupassant zusammen gewesen ist und zugesehen hat, wie er den Schürzen und und wie die Schürzen ihm nachliefen! Man leckt sich ordentlich die Lippen, wenn man daran denkt!

Aber siehe da, in der Person des Herrn François Tassart lernen wir einen Kammerdiener kennen, wie er uns bisher in der Literatur der Witzblätter, der Novellen, Romane und Lustspiele noch niemals vorgekommen ist. Dieser François ist kein Kammerdiener, wie er im Buche steht, aber er ist einer, wie er im Buche stehen sollte. Er ist der diskreteste Mensch von der Welt, der bescheidenste, ordentlichste, stillste Diener, den

man sich wünschen kann. Ich muß gestehen, als ich das merkte, war ich sehr enttäuscht! Vor ein paar Jahren hat Octave Mirbeau das Tagebuch eines Kammermädchens geschrieben, und in meiner Naivität hoffte ich, daß das Tagebuch des Kammerdieners Maupassants dazu ein Gegenstück wäre. Ach, wie sehr habe ich mich da getäuscht! Das Kammermädchen Mirbeaus war ein imaginäres, von Mirbeau erfundenes Kammermädchen, und das sind auch die Dienstmädchen und Kammerdiener der Witzblätter und der Romane; François Tassart aber ist ein wirklicher Kammerdiener von Fleisch und Blut, und das ist ganz was anderes. An einer Stelle seines Tagebuches wird er auch sehr ärgerlich über die dumme und falsche Meinung, die man von seinen Standesgenossen hat, und über die Schriftsteller, die ihnen solchen erlogenen Schnickschnack nachreden. Er redet mit Maupassant über Zola und sagt sehr bescheiden, über die literarischen Verdienste desselben könne er natürlich nicht urteilen, was er aber in Pot-Bouille von den Dienstboten sage, das sei erstunken und erlogen, und wie er da die Köchinnen und Stubenmädchen reden lasse, habe er, François, in den zwanzig Jahren seiner Dienstbotenkarriere niemals vernommen. Diese Verteidigung seiner Kollegen macht François alle Ehre, und aus ihr allein sieht man schon, daß man es hier nicht mit einem boshaften Anekdotenerzähler, sondern mit einem bescheidenen und braven Manne zu tun hat. Ja, das ist nun freilich sehr nett und schön, und wenn ich einen Kammerdiener brauchte, würde ich mein Schicksal vertrauensvoll in die Hände des ehrlichen François legen. Aber brauche ich einen Kammerdiener? Kaufen und lesen die Leute dieses Buch, weil sie daraus erfahren wollen, wo man einen guten Kammerdiener findet?

Nein, wir müssen schon gestehen, wenn dieser François kein braver, treuer, ehrlicher Diener, sondern ein heimtückischer, hämischer Giftmichel wäre, würden er und sein Buch uns viel besser gefallen. Oder wenn er wenigstens ein bißchen Humor hätte, ein ganz kleines Körnchen Ironie und Satire, auch dann wären wir schon glücklich! Denn bei Maupassant verkehrten alle damaligen Größen der Literatur und des Theaters, die männlichen und die weiblichen, und wenn man diese Herrschaften so intim kennen lernt, wie es die Kammerdiener tun, dann muß man da eine ganze Menge interessanter Beobachtungen machen, muß nette Histörchen, pikante Anekdoten erzählen und skandalöse Enthüllungen machen können. Denn da niemand in den Augen seines Kammerdieners ein Held bleibt, sondern ein gewöhnlicher Mensch in Hemd und Unterhosen wird, so muß es da auch Geschichten von Hemd und Unterhosen geben.

Aber es hilft uns nichts, auszudenken, wie schön diese Erinnerungen hätten werden können. Wir müssen sie schon nehmen, wie sie sind, und es als Gewinn betrachten, daß wir einmal einen wirklichen Kammerdiener vor uns sehen und erfahren, was so einer eigentlich denkt und sieht. Wenn die Leute stumm hinter uns stehen, bilden wir uns immer ein, sie beobachteten uns und machten heimlich ihre Glossen über uns, die sie nachher in der Küche laut wiederholen, um uns da grausam auszulachen, nachzuäffen und zu verspotten. In Zukunft werde ich diese geheime Furcht vor der Dienerschaft nicht mehr haben: ich weiß jetzt aus dem Tagebuche des Kammerdieners François, daß diese Leute an ganz andere Dinge denken, als zum Beispiel an den Wein, von dem nur noch einige Flaschen vorhanden sind, an die Omelette, die am Ende den Herrschaften nicht schmecken könnte, an das Rasierwasser, das sie um sieben Uhr morgens wärmen müssen, und an die Schüssel aus chinesischem Porzellan, die beim Abstauben leider zerbrochen ist.

Schon gleich zu Anfang erfahren wir, was wir uns eigentlich gar nicht so vorgestellt haben: wie nämlich der Kammerdiener uns, nicht aber wir den Kammerdiener engagieren. Er erzählt da, wie er sich bei Maupassant vorgestellt hat, wie ihm aber die Bedingungen nicht gefielen, worauf er höflichst ablehnte. Während des Gespräches aber war ihm der neue Herr sympathisch geworden, und so nahm er an. Nicht Maupassant hat François gewählt und behalten, sondern umgekehrt. François hat die Bedingungen Maupassants abgelehnt, Maupassant aber hat die Bedingungen des Kammerdieners angenommen.

Damals war Maupassant schon ein bekannter Schriftsteller, um dessen Arbeiten die Zeitungen und Verleger sich bemühten. Sonst hätte er ja auch keinen Kammerdiener nötig gehabt. So der gewöhnliche Schlag von Schriftstellern braucht keinen Kammerdiener und behilft sich mit einem Dienstmädchen, wenn er nicht, was die allgemeinste Regel ist, an der Aufwartefrau genug hat. Nur die Fürsten der Literatur können sich einen Kammerdiener leisten. Indessen war Maupassant doch nicht reich genug, um einen Kammerdiener pur et simple bezahlen zu können. Dieser Kammerdiener mußte vielmehr eine Art von häuslichem Faktotum sein und nicht nur die Kammer, sondern auch den Keller, die Küche, das Studierzimmer und den Hausgang besorgen, er mußte auch ein wenig als Gärtner tätig sein, und da Maupassant besonders dem Ruder- und Segelsport huldigte, mußte er schließlich auch als Ruderer und Matrose, als Schiffssteward und hie und da als Steuermann mithelfen. Nur die literarischen Arbeiten besorgte der Herr allein, vermutlich weil man damals noch nichts von der Schreibmaschine wußte. Sonst hätte sicherlich unser braver François auch das Klopfen auf der Maschine erlernen und die Arbeiten des Herrn ins reine schreiben müssen.

Immerhin eignet er sich nach und nach als anstelliger Mensch auch eine gewisse literarische Politur an, bespricht neue Werke mit dem Herrn und deutet diesem respektvoll an,

was aus diesem oder jenem Thema zu machen sei. Maupassant läßt sich von François wie von den Matrosen, die ihn auf seinen Segelfahrten im Mittelmeer begleiten, allerlei Anekdoten erzählen, die hier und da literarisch zu verwerten sind, und manchmal sendet er das Faktotum mit der Weisung in irgendeine Gesellschaft, dort die Augen gut offen zu halten und ihm alles zu berichten, was sich etwa brauchen ließe. François ist denn auch ein wenig verstimmt, wenn der Herr aus solchen Beobachtungen keinen Gewinn zieht. Er meint dann, das hätte eine sehr gute Plauderei für den „Figaro" geben können, aber die Schürzen wären dem Herrn leider in die Quere gekommen und hätten ihn an der Ausarbeitung des Rohstoffes gehindert. Aber das deutet er so diskret an, daß man es schon zwischen den Zeilen lesen muß.

Seine Diskretion ist so groß, daß sie uns sehr oft schwer ärgert. Da ist die Rede von blassen und lebensfrischen Damen, von blonden und schwarzen, von Damen in hellen Kleidern und von solchen in Trauertoilette, aber nicht einmal die sonst so beliebten Anfangsbuchstaben der Namen werden uns mitgeteilt, und unsere unziemliche Neugier erhält nicht die geringste Befriedigung. Zwar erzählt er uns, daß eines Tages ein spanischer Markgraf bei seinem Herrn scheußlich viel getrunken und sich ungebührlich benommen hat, aber was hilft uns das? Dann ist die Rede von einer rothaarigen Schönheit, die dem armen Guy keine Ruhe läßt und ihre Besuche so ungebührlich ausdehnt, daß der letzte gleich vier Tage und Nächte dauert, also daß der geplagte Schriftsteller, um endlich an seine Ruhe und Arbeit kommen zu können, dem getreuen François den gemessenen Befehl erteilt, sie um keinen Preis mehr einzulassen: „Stellen Sie es an, wie Sie wollen. Sie sagt mir jedesmal, morgen reise sie nach Wien ab, und immer kommt sie wieder. Schmeißen Sie sie hinaus, wenn es nicht anders geht!"

Die Rothaarige war leider nicht die einzige, und um dem Andrang zu entgehen, muß Maupassant von Zeit zu Zeit die Flucht ergreifen. In der Normandie hat er ein kleines Landhaus, aber im Sommer ist die Normandie voll von Parisern und Pariserinnen: auch hier ist der Armste nicht sicher. Die Mutter Maupassants wohnt beinahe das ganze Jahr an der Riviera, dahin wird im Winter die Flucht angetreten, aber an der Riviera sammelt sich im Winter ganz Paris an. Da gibt es nur einen einzigen Ausweg: man kauft eine Jacht, der man den Namen des berühmtesten Romans ihres Besitzers gibt, und dann segelt man auf dem „Bel Ami" hinaus auf die blaue Flut. Nachschwimmen werden uns die Schürzen doch wohl nicht! Denn die Weiber nehmen uns nicht nur Zeit, hier und da werden sie auch unverschämt. Da ist eine, die von Guy ungefähr so behandelt worden ist wie die Rothaarige aus Wien. Eines Tages, als der Herr wirklich nicht daheim ist, stürmt sie trotz aller Proteste des Dieners in das Arbeitszimmer, überzeugt sich von der Abwesenheit Maupassants, nimmt ein Stück weißes Papier und schreibt mit großen Buchstaben ein einziges Wort darauf: Cochon! Als das der heimkehrende Herr sieht, lacht er zwar, aber sehr zufrieden ist er nicht, und dieser Albumvers bewegt ihn zur ersten definitiven Flucht aus Paris: er verläßt die Hauptstadt und mietet sich in Chatou ein. Wenn nur Chatou nicht in wenig mehr als einer Viertelstunde zu erreichen wäre!

Ja, Guy de Maupassant hatte ein allzu empfängliches Herz, sonst hätten ihn die Damen wohl in Ruhe gelassen, und er hätte nicht nötig gehabt, immer neue Asyle aufzusuchen. Ein Mann, der ausführlich auf anonyme Briefe von weiblicher Hand antwortet, darf sich nachher nicht beschweren, wenn das schöne Geschlecht ihm seine Arbeitszeit und Kraft wegnimmt. Maupassant pendelte so zwischen dem eiteln Vergnügen, ein schöner und begehrter Mann und ein großer und berühmter Schriftsteller zu sein, hin und her, und das geht nicht auf die Dauer. Man wird einwenden, daß es Größere konnten, aber Goethe begnügte sich doch immer mit einer einzigen Liebe auf einmal, und außerdem waren es bei ihm stets mehr geistige Verhältnisse, während Guy sich gleichzeitig von einem halben Dutzend Damen anschwärmen ließ, allen Gehör schenkte und die Sache nie tiefer als bis zur Haut kommen ließ. Selbst wenn man drei Stunden lang rudern, schwimmen oder laufen kann und zehnmal hintereinander mit der Pistole das Aß aus der Karte schießt, kann man das nicht sehr lange aushalten.

Maupassant hat es zehn Jahre lang ausgehalten, die vielfachen Hedschras mit dem „Bel Ami" eingerechnet. Wenn man bedenkt, daß er zugleich zwanzig Bände geschrieben hat, wird man seine Arbeits- und Lebenskraft anstaunen. Zumal da diese Bände nicht etwa hingeschmiert sind wie die von einem Dutzend französischen Vielschreibern unserer Tage, die jedes Jahr zwei Romane, hundert Novellen und feuilletonistische Plaudereien, zwei Schauspiele und einen Band Gedichte produzieren. Wie schon gesagt, war der Schüler Flauberts bemüht, es dem Meister gleichzutun an stilistischer Vollendung, und so etwas nimmt Zeit. Daneben amüsiert er sich auch noch auf andere Art, indem er seinen Gästen und Freunden kleine „practical jokes" spielt. Einer Freundin schickt er einen gut geschlossenen Korb voll lebendiger Frösche mit der Weisung, nur sie allein dürfe den Deckel abheben, ein andermal lädt er eine Gesellschaft zu sich ein, wobei ein Gymnasiast die Hauptrolle spielt, der bei den Damen überaus keck ist und sich schließlich als verkleidete Dame entpuppt. Benvenuto Cellini erzählt den umgekehrten Scherz aus seiner römischen Bohèmezeit.

Schließlich ist er auch noch ein guter Patriot, wie das in den ersten zwanzig Jahren nach dem Kriege jeder Franzose war, und von Zeit zu Zeit unterhält er sich mit seinen Matrosen und mit unserm François über die bevorstehende Revanche. Er hat sich das ganz schön ausgedacht, oder aber François gibt den Worten seines Herrn eine naive Form: „Anstatt immer von Revanche auf der Straße zu schreien, müßten wir uns in aller Stille vorbereiten, ohne daß jemand etwas davon merkt, und dann fallen wir unversehens über sie her!"

Und François muß ihm versprechen, mit ihm in den Krieg zu ziehen, wenn es losgeht.

Es ist auch weder die Literatur noch das weibliche Geschlecht, es ist die Revanche und der Krieg, die das verbrauchte Gehirn zum letzten Aufbrausen bringen. Nachdem er einen Selbstmordversuch begangen hat und zu Bett gebracht worden ist, empfängt er den Diener mit den Worten: „Der Krieg ist erklärt! Wir müssen sofort an die Grenze. Ist alles fertig zur Abreise?" François gibt zur Antwort, es eile nicht so, und wird von dem Herrn gehörig ausgescholten ob seinem Mangel an patriotischem Eifer. Ein paar Tage später reisen sie dann wirklich ab, Maupassant im Glauben, daß es zur Grenze gehe. Das Ziel ist die Anstalt des Doktors Blanche, die so idyllisch inmitten eines großen Parkes an den zur Seine hinabsteigenden sanften Hügeln von Passy liegt, noch innerhalb der Befestigungen von Paris, aber dem Lärm der Weltstadt weit entrückt. Beinahe anderthalb Jahre blieb François als Diener Maupassants in der Anstalt, und erst wenige Tage vor seinem Tode verließ er den Herrn. Die letzten Seiten seines Buches kann man nicht ohne Rührung lesen. Man denkt an die braven, lieben, treuen Pudelhunde, die auf dem Grabe des Herrn sterben, und wundert sich, daß es solche Diener heute noch gibt und obendrein in Paris gibt, der skeptischsten Großstadt auf dem Erdenrund.

Eigentlich ist diese Entdeckung schon die paar Stunden wert, die man bei den Erinnerungen des guten François verbracht hat. Die pikanten Anekdoten ist er uns freilich schuldig geblieben, und wenn wir von Maupassant weiter nichts wüßten, als was François erzählt, so könnten wir uns nur mit gewaltigen Anstrengungen aus den leisen Andeutungen des Dieners ein ordentliches Bild von dem Herrn machen. Ebensowenig ist François ein Stück Eckermann, von dem wir etwas über die literarischen, künstlerischen und philosophischen Ansichten seines Herrn erfahren könnten. Wenn man ihn liest, könnte man glauben, Maupassant habe die ganzen zehn Jahre lang sonst nichts getan als gerudert, geschwommen, geschossen, geliebt, gegessen, getrunken und nebenbei geschrieben. Wenn er sich mit dem Diener unterhält, ist es beinahe immer über die Art, wie man einen Eierkuchen am besten herrichtet, wie der Tee am schmackhaftesten wird und was für Fische seinem Magen am zuträglichsten sind. Auch über die Hühnerzucht erfahren wir mancherlei, und einmal belehrt Maupassant den wackeren François über die Einrichtung des Ameisenstaates, ohne aber das Konversationslexikon zu erschöpfen oder auch nur an Tiefe zu erreichen.

Was man sich also von diesem Buche verspricht, wird nicht gehalten: wir tuen weder einen tiefen Einblick in das geistige Leben eines großen Schriftstellers, noch werden uns jene intimen Seiten enthüllt, die der Öffentlichkeit versteckt zu bleiben pflegen, die aber dem Auge des Kammerdieners unmöglich entgehen können. Maupassant spielt eigentlich nur die zweite Rolle in diesen Erinnerungen, die Hauptperson ist François selbst. Gerade darum aber hat das Tagebuch dieses wackern Mannes sein besonderes Interesse. Nicht weil Maupassants Kammerdiener es geschrieben hat, sondern weil wir darin einen wirklichen waschechten Kammerdiener kennen lernen. Freilich, wenn Maupassants Name nicht auf dem Titel stände, würden keine zwei Dutzend Menschen das Buch kaufen, aber trotzdem ist es schon so: das eigentlich Interessante ist nicht Maupassant, sondern François. Von Maupassant erfahren wir wenig oder nichts, was wir nicht vorher schon gewußt hätten. Wie aber ein typischer Kammerdiener in seinem Innern aussieht, das hat uns bisher kein Buch verraten, das wird uns hier zum erstenmal mitgeteilt. Zola und Mirbeau haben uns phantastische Zerrgestalten als typische Dienstboten geschildert, François Tassart zeigt uns, wie diese Leute wirklich aussehen, und das Bild ist nicht unsympathisch. Ein Buch, aus dem man einen bisher falsch und schief gesehenen Stand richtig sehen lernt, ist nicht wertlos, und so mag man denn das Tagebuch François Tassarts lesen, nicht um Neues über den innern oder äußern Maupassant zu erfahren, sondern um einen typischen Kammerdiener kennen zu lernen.

Träumerei.

Weit ab, in der Sonne, träumen verborgene Lande,
Und heimliche Lieder locken und raunen und werben,
Kosen und schmeicheln, und schlagen die Seele in Bande
Der Sehnsucht — und lassen uns ruhelos sterben.

Hermann Kurz.

Eine Fabel.

„Ei," sprach die Maus, „ich bin so fein!
Wer soll denn meine Tochter frei'n?
Wer ist denn solch ein Edelmann,
Daß er meine Tochter freien kann?

Die Sonne fährt über das Himmelszelt,
Die ist das Stärkste auf der Welt.
Du Sonne, liebe Sonne mein,
Du sollst meiner Tochter Ehemann sein!"

Die Sonne sprach: „Ach leider nein,
Kann nicht deiner Tochter Ehemann sein;
Denn stärker als ich und alle Welt
Ist die Wolke, die mir den Weg verstellt."

„Die Wolke die Sonne gefangen hält,
Die ist das Stärkste auf der Welt.
Du Wolke, liebe Wolke mein,
Du sollst meiner Tochter Ehemann sein!"

Die Wolke sprach: „Ach leider nein,
Kann nicht deiner Tochter Ehemann sein;
Der Wind der ist viel stärker denn ich,
Rund um die Erde treibt er mich."

„Der Wind, der fährt über Meer und Land,
Und alles seufzt unter seiner Hand.
Du lieber Wind, nur du allein
Sollst meiner Tochter Ehemann sein!"

Der Wind der sprach: „Ach leider nein,
Kann nicht deiner Tochter Ehemann sein;
Der Turm, der vor dem Stadttor steht,
Er wankt nicht, wie es auch wütet und weht."

„Der Turm ist stärker als Wetter und Wind;
Keinen edleren Freier findet mein Kind.
Du lieber Turm, nur du allein
Sollst meiner Tochter Ehemann sein!"

Da sprach der Turm: „Ach leider nein,
Kann nicht deiner Tochter Ehemann sein;
In meinem Bauch ein kleines Geschlecht
Durchwühlt mich, zernagt mich, zerstört mich recht.

Viel stärker als ich und all steinern Haus
Ist das kleine Volk der gewaltigen Maus!"
Da staunte die Maus und sprach bei sich:
„Aus welchem hohen Geschlecht bin ich!

Es gibt nicht eins auf dieser Welt,
Das sich ihm an die Seite stellt!
Wer meine Tochter will erfrein,
Der muß aus diesem Geschlechte sein!"

Da kamen viel kühne Freier ins Haus.
Die Tochter wählte den Schönsten sich aus.
Sie schmausten, sie tranken und prahlten recht
Von ihrem mächtigen, edlen Geschlecht.

Will Vesper.

Der Clown. Von Bernhard Kellermann.

Eva begleitete ihren Mann zur Schule. Jeden Tag. Unter dem Portal plauderten sie noch ein wenig. Die letzten verspäteten Schüler schlüpften, die Mütze reißend, an ihnen vorbei. In einigen Klassen lärmte es noch, in einer war es schon ruhig und man hörte eine einzelne Stimme.

„Nun adieu, Eva. Um fünf!"

„Adieu, Peter!"

Dann stand sie noch eine Weile. Sie hörte eine Tür ins Schloß fallen, der laute Lärm in der Klasse verstummte, Füße scharrten. Und nun war es still wie in einer Kirche, und sie vernahm seine Stimme — eine schöne, volle Stimme hatte er. Sie ging weiter, ein Lächeln auf den Lippen: nun saßen sie alle mäuschenstill und sahen ihn an ...

Eva ging die gleiche Gasse wie jeden Tag zum Hafen hinunter. Diese Nachmittagsstunden gehörten ihr, und sie konnte damit anfangen, was sie wollte. Am Hafen aber war es am interessantesten. Da lagen immer einige Kutter, die eben ausluden oder in See gehen wollten, und dann ging um ein halb drei die „Dorothea".

Der Kapitän der „Dorothea" saß auf einem Klappstuhl auf dem Deck und las seine Zeitung. Eva hatte ihn nie anders gesehen, fünf Jahre lang. Er hatte kurzgeschorenes weißes Haar und ein brandrotes Gesicht voller Warzen und Geschwülste. Lächerlich sah er aus, wie eine Kartoffel. Ein Matrose scheuerte die Dielen, die Büfettdame sang im Speiseraum. Im Innern der „Dorothea" zischte es, und die Luft über dem Kamin tanzte wie ein Mückenschwarm. Dann kamen ein paar Passagiere. Schafe wurden eingeladen und Schweine, die so schrecklich quiekten, daß Eva lachen mußte. Sobald aber der Zug in den Bahnhof drüben einlief, faltete der Kapitän die Zeitung zusammen, spuckte aus und stieg zur Brücke hinauf. Denn nun kam die Post jeden Augenblick.

Die Laufbrücke wurde weggezogen, die Reling geschlossen, der hinkende Kaiarbeiter wand das Seil los, und der Kapitän schrie ins Sprachrohr: „Halbe Kraft." Die Schraube wühlte das Wasser auf, und die „Dorothea" fuhr rückwärts ein paar Schritte am Kai entlang. Der Kaiarbeiter humpelte mit dem Seil neben ihr her, warf das Seil um einen anderen Holzpfosten, und die „Dorothea" drehte bei. Dann dampfte sie hinaus.

Eva sah ihr nach, und stets hatte sie das Gefühl, als habe sie von jemand Abschied genommen. So verlassen sah der Kai nun aus. Sonne, das Meer. Stille. Eva ging.

Sie ging langsam am Hafen entlang und sah nach, was es auf den Segelschiffen Neues gab. Die Quallen stiegen in dichten Scharen zwischen den Schiffen auf und nieder, die gelbe Welle klopfte an den halbverfaulten Balken und hob Späne, Lumpen und allerlei Unrat in die Höhe. Da lag das funkelnagelneue Segelboot des Apothekers — ach ja, des Apothekers, haha! Und daneben der kleine Schweinedampfer „Schildknappe". Der Kopf des Maschinisten sah aus der Luke, eine Pfeife zwischen den Zähnen. Dann kam eine schwarze Hand hervor und griff an die Mütze.

„Guten Tag," sagte Frau Eva und verneigte sich etwas. Es machte ihr heute Freude, recht höflich zu sein. Der Kopf in der Luke aber drehte sich und sah ihr nach.

Sie ging über den Bauplatz der Werft, wo die Hobelspäne und Holzsplitter fußhoch lagen, daß es unter den Schritten förmlich federte, und dann schritt sie die Mole hinaus.

Hier kannte sie jeden Stein. Die, die wie große poröse Schwämme aussahen, und die, die „kein Gesicht" hatten. Es gab einen, der sah aus wie ein großes Herz von Blei, mit einem weißen Riß mitten durch. Und einen, in den „das Meer seine Runen schrieb". Wie ein Finger. Es war, als

ob die Mole ihr gehöre, ihr ganz allein. Oft, wenn sie auf ihr dahin ging, neigte sie ein wenig den Kopf, und eine süße Traurigkeit stieg in ihrem Herzen auf. Wie eine — ja, wie eine kleine Märtyrin kam sie sich vor, und es war ihr, als seien tausend Augen auf sie gerichtet: Da geht sie nun, Eva ... o Gott, und es ging ihr doch so gut!

Am Ende der Mole hatte Eva ihren besonderen Platz. Er war wie ein bequemer Sessel aus heißen Steinen. Den Schemel für die Füße bildete jener Stein mit den seltsamen Runen.

Hier ließ sich Eva nieder und blickte aufs Meer hinaus. Draußen in der Ferne zog die „Dorothea", in ihrem eigenen Qualm versteckt. Die Sonne schien, und Eva blinzelte ins Licht und sah den glitzernden Regenbogenfarben zu, die an ihren Wimpern flimmerten, und träumte.

Die Welle plätscherte. Eva, Eva ...

Rief die Welle nicht?

⁂ ⁂ ⁂

Da saß sie nun, und plötzlich mußte sie an das Feuerschiff denken. „Ja, das Feuerschiff!" sagte sie. Nun lag es draußen im Meer, irgendwo, und schwang sich. Sie hatte gesehen, wie es gebaut wurde, vom Anfang bis zum Ende. Da lag zuerst der Kiel, dann wurde der Bug darangefügt. Dann kamen die Steven, einer hinter dem anderen, kaum eine Spanne Abstand und alle zwei Spannen dick — denn es war ja ein Feuerschiff und mußte stark sein. Wie ein Brustkorb sah alles bald aus, die Späne flogen, die Äxte blitzten, es gab viel zu sehen damals. Und dann kamen die Wochen, da es dröhnte von Hammerschlägen, und die ganze Stadt wußte, das ist das Feuerschiff, das einen Kupfermantel bekommt. Und dann war es fertig, wurde vom Stapel gelassen, geschmückt wie eine Bauernbraut, und dampfte hinaus. Als ob ein Freund abgereist wäre, so fühlte sie damals. Sie hatte ja gesehen, wie es entstand — eineinhalb Jahre lang, jeden Tag. Nun aber lag es in den Nächten im schwarzen Meer und blitzte und blinkte und tutete im Nebel. Sturzseen schlugen über sein Deck, der Wind trillerte in den Tauen. So tapfer war es und hatte keinen Namen: Feuerschiff 3. „Feuerschiff auf hohem Meer —" trällerte Eva.

Nein! Nun wurde es aber Zeit.

Auf dem Heimweg amüsierte sich Eva gewöhnlich mit einem Spiel. Sie sagte: Trittst du auf keine Fuge, so ereignet sich heute etwas. Laß sehen. Und sie trat auf keine Fuge. Sie sah in die Luft, und doch bemerkte sie die Fugen ganz deutlich und korrigierte ihre Schritte ein wenig danach. Sie lachte, weil sie sich selbst betrog. Niemals ereignete sich etwas, obschon sie auf keine Fuge trat — denn sie mogelte ja! Haha, wie dumm! Aber schließlich, diese Stunden gehörten ihr, und sie konnte damit machen, was sie wollte.

Es war halb fünf, als Eva nach Hause kam. Sie machte sich sofort daran, den Kaffeetisch herzurichten. Dann wartete sie, die Hände im Schoß. Aber als es fünf schlug, wurde ihr plötzlich der Kopf glühend heiß. „Das mürbe Brot!" Sie stürzte in die Stadt.

⁂ ⁂ ⁂

Da war auch schon Peter. Etwas warm vom Unterricht kam er herein, einen Pack Hefte unter dem Arm.

„Sind Briefe da?"

„Nein, keine Briefe."

Aber er ging nochmals hinaus, um in den Briefkasten zu sehen.

Peter brachte eine Menge Klassenneuigkeiten mit, die er während des Kaffeetrinkens erzählte. Dieser Bachmann hatte einen ganz prachtvollen Aufsatz geschrieben. „Was sagst du dazu, Eva? Unter den ‚künstlichen Wärmequellen des Menschen' hatte er auch die Nahrung erwähnt."

„Er ist sehr klug, Bachmann. Wie sein Vater, Peter."

„Ja, er ist sehr begabt."

Der Direktor hatte heute auffallend freundlich mit Peter gesprochen. Ja, seit der Prüfungskommissar sich so lobend über die Klasse geäußert hatte, war er um vieles zuvorkommender. Er hatte vorher ja kaum noch gegrüßt. Nun würde er vielleicht auch das Gehalt erhöhen. Aber dann gab es eine andere Sorge, die große Sorge seit Wochen. Was sollte mit Michel geschehen, dem Sohn des Bürgermeisters? Es lag ja ganz in seiner, in Peters Hand, ob Michel aufrücken sollte oder nicht. Im Deutschen ging es ja, ob aber in der Mathematik?

„Kannst du denn nicht ein bißchen ein Auge zudrücken?"

Peter schüttelte nachdenklich und sorgenvoll den Kopf und studierte die Zensuren. „Und wenn es mein Bruder wäre — wenn mein Gewissen es nicht zuläßt —"

„Natürlich, aber vielleicht — ?"

„Ja, vielleicht — !"

Jeden Tag sprachen sie lange über Michel.

Um sechs Uhr klopfte es, ein Stundenschüler kam. Eva zog sich ins Nebenzimmer zurück und nahm eine Stickerei zur Hand. Sie schloß die Vorhänge, und nun war es warm und golden im Zimmer. Peter ging drinnen auf und ab, und der Duft seiner Zigarre kam durchs Schlüsselloch. Eva beugte sich über die Stickerei und lächelte. Sie sah ihn ja durch die Wand hindurch! Wie er ans Fenster trat, sich über den Tisch beugte, die Zigarre zwischen den Fingern. So stattlich und hübsch sah er aus, mit der goldenen Brille und den klaren, scharfen Zügen — was schadete es, daß seine Haare etwas dünn wurden? Sie lauschte auf seine Stimme, in der Ernst und Würde, Güte und Nachsicht schwangen. Eine leise Rührung ergriff sie, wenn sie daran dachte, wie gut er war. Nie, nie hatte er ein lautes Wort zu ihr gesagt in all den Jahren! Gewiß, sie konnte zufrieden sein mit ihm. Du guter Gott, man höre doch: wer sagte, daß sie es nicht war? Haha . . .

Und Eva führte die Nadel und lächelte, während drinnen die stammelnde, hastige Stimme des Schülers mit der gütigen und sicheren Peters wechselte. Und die Gedanken spielten in ihrem Sinn. Wie es früher war, früher, früher! Damals, als er an seinem Buche schrieb und man es druckte und die Kritiken kamen; und er sagte: „Nun sollst du sehen, Eva, ja . . .!" Es war nichts daraus geworden. Und all die Verse, die er ihr schrieb! Jeden Tag. Sein Herz war so reich. Sein Kopf fieberte. Und nun? Ja, „die Arbeit hatte ihn verschlungen," diese dumme Taglöhnerarbeit. Gebt ihm Geld, ihr, die ihr draußen steht und urteilt; gebt ihm, und ihr sollt sehen! Oh, hoho! Sehen sollt ihr! Nun war er immer abgespannt und müde. Er sprach nicht mehr viel mit ihr, nein, das tat er nicht. Er lächelte ihr zu, so oft er sie ansah, und streichelte ihr die Hand. Und abends, da schlief er, so müde und tief, erschöpft — er saß nicht wie früher aufrecht im Bett und sagte: „Aber nun sollst du diesen Plan hören, Eva — was das werden wird — !" Ja, sie sah, was es werden würde, es funkelte! Das war er, Peter. Nein, nun war er immer müde und schlief augenblicklich. So todmüde war er nun. Nur einmal war er noch aufgewacht und hatte gesagt: ‚meine Stiefel müssen besohlt werden, Eva!' Haha!

„Haha!" Eva lachte heraus.

Peter öffnete die Tür und sah lächelnd herein und legte den Finger an den Mund.

„Ich schlage einen Kreis," stammelte der Schüler.

Meine Stiefel . . . . Ja, gewiß, hatte er das gesagt. Oh, wie sie gelacht hatte.

Aber plötzlich fühlte Eva einen Schmerz im Herzen, einen scharfen Schmerz, als ob man sie von oben bis unten mit einem haarfeinen Messer durchschnitten hätte.

Der Schüler ging. Peter erschien mit dem Hut auf dem Kopf unter der Tür.

„Man muß allmählich ans Essen denken, Eva."

„Ja, Peter." Eva beugte sich tief über die Arbeit. Auf der Stickerei war ein kleiner nasser Fleck. „Sofort, Lieber."

⁂ ⁂ ⁂

Die Tage gingen. Die Segelboote lagen im Hafen, immer die gleichen, so schien es. Um ein halb drei dampfte die „Dorothea" hinaus. Eva machte ihre Runde. Aber zuweilen, wenn sie da draußen auf der Mole saß und das Meer wanderte heran und die Wolken zogen — kam es vor, daß sie von einer plötzlichen Unruhe ergriffen wurde. Ihr Blick wurde leer, und es begann in ihrem Innern zu brennen. Dann sprang sie auf und lief rasch in die Stadt. Denn auf einmal war es ihr, als müsse sie Fräulein Geier, die Klavierlehrerin, in einer wichtigen Angelegenheit sprechen. Ja, o ja, nur rasch! O du gütiger Himmel, sie würde wohl nicht ewig in dieser Stadt mit drei krummen Gassen und einer Kirche mit einem Schlehenbusch auf dem Dach sitzen — hier, wo sie jeden Menschen am Gruß erkannte und die Pflastersteine ihr einzeln zuriefen, wie sie hießen. Nein, heute, morgen konnte es sein, daß sie ihre Koffer packte und in eine andere Stadt

fuhr, eine Großstadt vielleicht mit Theatern und Lärm und Gesichtern.

Ganz außer Atem kam sie bei Fräulein Geier an und riß die Klingel. Das Herz schlug ihr im Halse: wenn sie nun nicht zu Hause wäre — ja, sie war da! Nun wurde Eva plötzlich ruhig. So sonderbar, sie kam angestürzt mit schiefem Hut, als ob sie die Nachricht vom Weltuntergang überbringe, und nun wußte sie gar nicht, was sie eigentlich hatte sagen wollen.

„Wie schön, daß Sie kommen, Frau Professor!"

„Ja, ich dachte, es ist so lange, daß wir uns nicht sahen!"

Da saßen sie nun und klatschten und lachten ohne eigentlichen Grund, und nach einer Stunde verabschiedete sich Eva mit dem Versprechen, recht bald wieder zu kommen. Bald! Gewiß, gewiß!

Und es konnte Wochen dauern, bis sie wieder kam. Ja, wozu? Sie hatte ja Peter. Sie brauchte niemand, o du guter Gott! Es war so schön, allein zu sein, da zu sitzen und aufs Meer hinauszublicken und davon zu träumen, was sich ereignen könnte.

Da lag nun zum Beispiel der „Schwede" im Hafen, mit seinen drei Masten, die bis in den Himmel ragten. Vielleicht, bis er wieder abreiste —? Zehn Tage wollte er bleiben. Vielleicht bis dahin —?

⁂ ⁂ ⁂

Und es ereignete sich wirklich etwas, bevor der Schwede mit den himmelhohen Masten abfuhr.

Eines Tages kam der Zirkus Milano an, und die ganze Stadt befand sich in fieberhafter Aufregung. Eva ging schon nachmittags um vier Uhr, um Billette für die Eröffnungsvorstellung zu besorgen.

Alle Leute, die etwas galten, waren da; der Bürgermeister und seine Frau und Michel kamen, und alle drei grüßten überaus freundlich und ehrerbietig. Sie wußten ja, daß es nur auf Peter ankam. Fräulein Geier wäre beinahe in die Manege gestürzt, so aufgeregt hastete sie nach ihrem Sitz. Mitten unter den ersten Plätzen aber stand der Apotheker an einen Pfosten gelehnt und sah unausgesetzt auf Eva. ‚Wie unverschämt!' Sie wurde verlegen, denn alle Welt bemerkte es ja. Gott sei Dank kam rechtzeitig Frieda Marschner — in ausgeschnittenem Abendkostüm mit einem riesigen Federhut! — und er hatte etwas anderes zu begaffen. Die Leute begannen zu tuscheln. Ja, dieser alte Don Juan, er sollte doch endlich heiraten! Er war steinreich, hatte die Apotheke — eine Goldgrube! — eine Segeljacht, ein Motorrad, weshalb wartete er solange?

Der Apotheker nahm ein Opernglas zur Hand und richtete es ganz ungeniert auf Frieda Marschner. Das war doch —! In diesem Augenblicke heftete er das Glas auf Eva. Ganz ungeniert, war es zu glauben? Sie bekam einen glühendheißen Kopf, ganz als ob Feuer aus dem Operngucker auf sie strahlte —

Da aber begann die Vorstellung.

Die Gala-Premierenvorstellung des Zirkus Milano war ein voller Erfolg. Eine Beifallssalve nach der anderen raste durch das Zelt. Es waren nur allererste Kräfte, darüber war man sich einig! Der Dressurakt des Direktors Milano — bravo! Die Reckturner, die Akrobaten, die Cowboys — Eva rückte immerfort aufgeregt an ihrem Hut. Der „Mann mit dem Löwenmaul", der Eisenstangen mit den Zähnen krumm bog — zwei Männer mußten sich daran hängen — und ein Pferd mit dem Reiter im Sattel in die Höhe hob, mit dem Mund — war es möglich? Peter! Mademoiselle Liane de Faubourg war ohne Zweifel eine phänomenale Reiterin. Und der Apotheker hatte wieder Gelegenheit, sich zu „produzieren". Da stand er an seinem Pfosten und lächelte Mademoiselle Liane zu und studierte sie von oben bis unten mit dem Opernglas. Und Mademoiselle Liane — guter Gott — sie hielt das Pferd an und sah dem Apotheker in die Augen. O, sie hatte Temperament, diese Zigeunerin! Aber alles — darüber war man sich einig — wurde in den Schatten gestellt durch den Clown Henry le Castell, dem „ersten Clown der Welt". Das glaubte man gerne. Sobald er nur erschien, hielten sich alle die Seiten vor Lachen. Der Clown war unerschöpflich an Einfällen, grotesk — genial mit einem Wort. Selbst Peter lachte, daß ihm die Tränen aus den Augen sprangen.

Dieser wunderbare Clown — man höre, wie er aussah, ja, man höre. Er hatte grasgrünes Haar! Er hatte eine rote

Nase, die elektrisch glühte, so oft er sich umblickte! Das Unglaublichste aber waren seine Hosen! Sie waren Säcke, so daß man die Füße gar nicht sah. Sie waren so weit, daß er Hüte, Flaschen, alles einstecken konnte und sogar Miene machte, den Teppich der Akrobaten darin zu verbergen. In diesen Hosen aber machte er den Salto mortale über die Rücken von — acht Männern hinweg. „Noch einen Mann — noch einen Mann!" Bis es acht waren. Er war unerschöpflich, großartig! Wie er ging! Puh, er ging gar nicht. Er watschelte. Als er Mademoiselle Liane begrüßte, wieherte der ganze Zirkus vor Lachen. Er ging auf den Fersen, gebogen wie eine Gerte, mit dem Kopf fast bei den Zehen, und schwang einen Hutrand und streckte den Kopf ruckweise vor wie eine Taube — alles schrie! Nein, dieser Clown — mit einem Wort: er war der erste Clown der Welt. Als er Durst bekam, brachte er aus all seinen hundert Taschen eine ganze Armee von Schnapsgläsern hervor — gefüllt! „höhö! prost, Herr Stallmeister" — und endlich ein volles Weinglas. Am meisten gefiel aber diese Nummer: Er ließ sich eine Wasserflasche und einen Teelöffel bringen und fragte den Stallmeister, ob er imstande wäre, den Teelöffel in der Flasche auf Kommando tanzen zu lassen. Wie? Nicht? Nun, ich werde — aufgepaßt! Er schlich um die Wasserflasche, die auf einem Stuhl in der Manege stand, herum und beschwor den Teelöffel mit den drolligsten Gebärden: „Kleines Teelöffelchen tanze!" Und der Löffel hüpfte und klingelte in der Flasche. „Kleines Löffelchen still!" Und der Löffel war still. „Kleines Löffelchen —" war es Hexerei? Bravo! Nein, es war ein ganz einfacher Trick, und der Clown selbst verriet ihn. An dem Teelöffel befand sich ein Faden, der von einem Stallburschen außerhalb der Arena gezogen wurde —

„Kleines Löffelchen tanze!" Eva lachte noch zu Hause. „Nein, dieser Clown, Peter!"

In der Stadt sprach man am folgenden Tage von nichts anderem als dem Zirkus Milano und dem Clown. Er hatte die ganze Stadt elektrisiert. Alle Leute waren auf den Beinen. Die Begrüßungen auf der Straße waren fröhlicher und weniger förmlich als sonst, man lud ein, verabredete Landpartien. Es hatte ja seit langem keine Abwechslung in der Stadt gegeben.

Und man sprach von noch etwas anderem. Vom Apotheker! Wie er sich wieder produziert hatte! Skandalös. Man flüsterte sich ins Ohr, daß er nach der Vorstellung im „Stern" mit den Zirkusleuten soupiert habe — natürlich mit Mademoiselle Liane! Und solch ein wohlsituierter, hübscher Mann, es wäre wirklich höchste Zeit — „Haha." Eva lachte. Sie war den ganzen Tag in der fröhlichsten Laune.

⁂ ⁂ ⁂

Wie merkwürdig aber ist der Mensch! Am andern Tag war sie um so trauriger. Ihre Stirn war zerknittert, ihr Herz schlug langsam. Hatte sie gestern die Fröhlichkeit vieler Tage ausgegeben und blieb ihr nichts mehr davon übrig? Oder war es das Wetter? Vielleicht. Der Wind blies, das Meer lärmte, und das Spritzwasser zischte auf der Mole. Mochte sie ruhig naß werden. Was lag daran, was lag an allem? So einerlei. Man sollte sie in Ruhe lassen mit dem ewigen Apotheker, und es schien ihr auch, als ob sie vorläufig genug davon gehört habe — was der Direktor gesagt hatte, welche Note Bachmann bekommen würde, und daß Michel hoffnungslos in der Mathematik sei. Was kümmerte sie das schließlich? Man könnte jetzt in Ägypten auf einem Kamel reiten oder mit ein paar klugen Leuten in einem Garten plaudern. Man könnte — nein, hier war es traurig. Traurig wie das Meer — das immer dasselbe sagt und sich hin und her wirft — hin und her —

Plötzlich schrak Eva zusammen. Hatte jemand gesprochen, oder war sie es gewesen? Sie blickte sich zögernd um: Da stand ein junger Herr von südländischem Typus hinter ihr, in eleganter Kleidung, im Vergleich zu der die Peters und des Apothekers wie die älteste Provinz aussah, in Lackschuhen, Glacés. Der junge Herr aber sah sie gar nicht an, sondern sein Blick ging übers düstre Meer hinaus. Und nun verstand Eva plötzlich, was er gesagt hatte. Das war ja französisch gewesen! „Wie traurig ist das Meer."

„Es sieht heute traurig aus, ja," antwortete Eva, und sie wußte nicht, weshalb sie so leicht antwortete. Vielleicht weil sie beide so allein hier außen standen —

Der junge, elegant gekleidete Herr wandte ihr den Blick zu. Eva sah gebannt und erschrocken in seine Augen. Diese Augen fieberten, verzehrt und verbrannt sahen sie aus, geschmolzen, wie die eines Menschen, der entsetzliche körperliche Qualen erduldet. Die Brauen standen hoch und erstaunt darüber, als gehörten sie gar nicht dazu.

„Sie sind keine Deutsche, Madame?" Sein Mund verzerrte sich, als ob ihm ekele.

„Doch. Aber meine Mutter war Französin."

Der junge Herr nickte. „Das sah ich doch sofort," sagte er. „Und was tun Sie hier?" Eva lächelte verwirrt. Er sprach so frank und frei. Er nahm nicht den Hut ab, wie es die Herren hier taten, es war die große Welt, in allem, was er tat. „Was tun Sie in diesem — Dorf hier?" Er sah sie ernst an und schüttelte den Kopf.

„Sie sind fremd hier, mein Herr?"

Er wandte den Blick übers Meer, und seine Lider sanken halb über die fiebernden, kranken Augen herab.

„Fremd hier. Fremd überall. Es ist einerlei."

Eva schickte sich an zu gehen. Er war so sonderbar, und seine Stimme bedrückte sie.

Da griff er an den Hut. „Danke," sagte er.

Danke? Wofür? Sie ging. Sie eilte. Was für ein merkwürdiges Erlebnis? Der Kopf ward ihr wirr. Und er war hübsch, trotz der kranken Augen, trotz des Ekels auf den Lippen. Und als Eva über den Bauplatz der Werft schritt, der förmlich federte, begriff sie auf einmal, weshalb sie die Menschen hier haßte: sie lachten ja alle, sie lachten Tag und Nacht, immer waren sie fröhlich, und stets hatten sie alberne Scherze und Wortspiele auf den Lippen! O, es waren halbe Menschen — sie litten an nichts.

Was würde Peter zu dem Erlebnis sagen? Wenn sie ihm nur diese Augen beschreiben könnte! Sie waren ja wie die Augen eines zum Tode Verurteilten, der nochmals um sich blickt, ob es keine Rettung gäbe —

Aber als Peter kam — gut gelaunt und mit vielen kleinen Neuigkeiten — sagte sie gar nichts. Sie sah Peter nur an. Er war hübsch, sein Gesicht war scharf und ausdrucksvoll geschnitten, der Mund, die Nase — aber es war leer, leer, elend leer! Er hatte dem Künstlerberuf entsagen müssen, und er hatte diese kleinliche Arbeit auf sich nehmen müssen — und nicht gelitten. Oder, wo stand es — wo stand es denn geschrieben?

Nein, nie würde er die Augen dieses jungen Mannes verstehen.

Und Eva verschwieg ihr Erlebnis. Sie liebte Peter heute nicht und war froh, daß gerade Kollegenabend war. Adieu, Peter! Schön sollte dieser Abend werden! Sie nahm ein Buch zur Hand, aber sie las nicht! Sie blickte darüber hinweg. Horch! das war der Wind, der weinte. Horch! das war die Glockenboje draußen vor dem Hafen. So einsam und melancholisch läutete sie. Das Blinkfeuer blitzte, und als Eva ans Fenster trat, sah sie beim Blinken des Feuers die himmelhohen Masten des Schweden in die Wolkennacht ragen —

Da fiel ihr etwas ein: hatte sie nicht im selben Augenblick wie er gedacht, wie traurig das Meer aussähe? Ja!

Sie wurde rot.

⁂ ⁂ ⁂

Am andern Tag wagte es Eva nicht, auf die Mole hinauszugehen. Und doch dachte sie immerfort daran. Aber am nächsten Tag ging sie den alten Weg.

Der Kai war leer, die Werft, die Mole, keine Seele. O, gewiß war er schon weit fort, er, der überall ein Fremder war. Sie hätte ihn gerne noch einmal gesehen! Vielleicht hätte sie ergründen können, weshalb er so eigentümlich war? Man weiß es nicht. O, sie war so allein hier, und es schadet gewiß nichts, wenn sie wenigstens in Gedanken etwas erlebte.

Eva wollte sich eben auf den Runenstein niederlassen — da sah sie einen weißen Zettel zwischen den Steinen und ein französisches Wort darauf. Was war das?

Sie nahm den Zettel und entfaltete ihn, ganz mechanisch. „Madame," stand da, „ich war hier, gestern und heute. Erschrecken Sie nicht, ich will nichts von Ihnen. Es war schön für mich, ein paar Worte französisch sprechen zu können. Der Unglückliche ist hilflos wie ein Kind."

Eva saß wie gelähmt. Lange Zeit. Dann ging sie und dachte nichts. Sie zerriß den Zettel und kam nach einer Weile nochmals zurück, ob nicht verräterische Schnitzel liegengeblieben wären.

„Madame, ich war hier, gestern und heute —"

Konnte er, der so viele tausend Meilen weit entfernt von den Menschen lebte, an sie gedacht haben, gerade an sie? — — —

Mag sein, daß Peter fühlte und sah, daß etwas nicht in Ordnung mit ihr war — obschon sie plauderte und lachte —

Plötzlich verschwand er und kam nach einer halben Stunde mit einem Zirkusbillett zurück. „Zerstreue dich etwas, Eva."

Eva errötete. Da sah man es, so gut war er. „Und du?"

„Ich? O, ich habe mich zum Skat verabredet."

Eva ging ohne rechte Lust. Aber schließlich, das Billett war gekauft, und als sie die Leute im Entree sah und den Tand der Manege, freute sie sich sogar.

Natürlich, der Apotheker war wieder da, mit dem Opernglas in der Hand. Und Mademoiselle Liane — nun, man konnte alles mögliche denken, bei Gott! Die Atmosphäre des Zirkus regte Eva an, und als der Clown — „Kleines Löffelchen tanze!" — eintrat, hatte sie alles vergessen, den Brief, die Unruhe. Sie lachte genau wie die anderen. Heute zerbrach der Clown Teller, hahaha! Mit einer ganzen Säule von Tellern kam er herein und zerbrach links und rechts. Eva klatschte, was sie konnte. Dann machte der Clown wieder Mademoiselle Liane, die sich in aller Ruhe von dem Schimmel im Kreise tragen ließ, seine komische Reverenz, und der Zirkus wieherte. Nein, es war auch unmöglich! Daß jemand so grüßen konnte, solch verliebte Blicke zu werfen imstande war! Und Mademoiselle Liane blieb kühl, sie ordnete die Frisur und warf über die Schulter hinweg dem Apotheker Blicke zu.

Plötzlich fühlte Eva, daß sie schwach wurde. Der Clown war dicht vor ihr, und während er Mademoiselle immerfort grüßte, starrte er sie aus seinem geschminkten Gesicht an. Er verzerrte den Mund und zeigte die Zähne — als ob er beißen wollte, und gerade diese Gebärde versetzte das Publikum außer Rand und Band. Bravo! Ah, wie sie klatschten!

Eva aber stand auf, ganz langsam. Und ganz langsam, wie im Schlaf, ging sie.

Da lachte der Clown. Wie? Er schrie! Wie ein Tier, verzweifelt und irrsinnig! Hahaha! — hohooo!

Und eine Salve rasenden Beifalls folgte seinem Schreien.

Eva ging.

‚Der Clown, der Clown!' sagte sie und hielt sich die Augen zu. ‚Der Clown!' sagte sie, als sie durch die finstern Gassen nach Hause eilte, in ihrer dunklen Wohnung stillstand. „Der Clown!" schluchzte sie, als sie die Kleider abriß und ins Bett kroch, wie um sich zu verbergen.

⁂ ⁂ ⁂

Eva blieb einige Tage zu Hause. Es regnete, und sie saß über der Stickerei. Sie war ruhig und kühl im Herzen — nun, was war geschehen? Nichts. O Gott, das sind Dinge —! Laß sehen, wieviel Uhr es ist. Vier Uhr! Noch eine Stunde, dann kommt Peter.

Da scharrte es an der Türe. Hatte es geklopft? Eva öffnete. Ein kleiner Junge stand draußen — den sie noch nie gesehen hatte.

„Frau Professor?" sagte er. Er sprach keck und unbefangen wie ein Erwachsener.

„Ja?"

Da zog er einen Brief aus der Tasche, und ehe Eva ein Wort sprechen konnte, war er die Stiege hinunter, und sie stand da, den Brief in der Hand.

Zuerst wollte sie — sie verriegelte die Türe — zuerst wollte sie den Brief in Stücke reißen. Sie war glühend rot, sie ging von einer Ecke in die andere, und immer war der Brief in ihrer Hand.

„Madame, Sie sind nicht mehr gekommen. Morgen reisen wir. Wohin? Einerlei. Bald reise ich viel weiter. Ich bin verloren. Ich kämpfe seit Jahren gegen die Verzweiflung an, die sich meiner bemächtigen will, und ich fühle, daß ich am Ende bin mit meinen Kräften. Heute um zehn werde ich dort sein. Ich flehe Sie an, kommen Sie! Ich möchte noch einmal einen Menschen sehen, bevor sich mein Schicksal erfüllt. Ich flehe Sie an!! Ich habe seit einem Monat nicht geschlafen. Ich will nichts von Ihnen!"

Eva riß den Brief mitten durch. ‚Was denkt er doch!' — Verflucht sei die menschliche Natur. Während sie flammte vor Entrüstung und ihn beschimpfte: ‚Clown,

Clown!' rechnete sie: Mittwoch, Donnerstag, Freitag — Schachabend war heute.

Und nun dachte sie stundenlang nichts mehr. Das aber war gewiß, er mochte warten — haha — er, der „Clown!" „Kleines Löffelchen tanze" — hahaha! — er mochte getrost warten!

Um acht ging Peter. Um neun nahm Eva eine Haarnadel aus der Frisur. Und nach halb zehn drehte sie die Lampe aus! Es schlug zehn Uhr. Leute gingen auf der Straße. Der Zirkus war aus. Eva stand am Fenster. Es regnete, und der Wind blies. Nein, sie würde nicht gehen —

Aber da sah sie auf der Straße einen Mann stehen, und das Blut stand still in ihren Adern. Da war er! O Gott, man sollte sie nicht allein lassen, sie, die sich so schrecklich vor Gespenstern fürchtete! Nein, nein!

Er sah herauf, er ging. Dem Hafen zu.

Und nun ereignete sich etwas Sonderbares. Plötzlich rieb Eva ein Streichholz an und sah in den Spiegel; sie schlüpfte in die Kapuze und — ging die Treppe hinab. Schon an der Haustür erschrak sie zu Tode. Ein Schatten stürzte ihr entgegen. Aber es war nur der Schatten eines Baumes.

‚Die Arme werde ich um ihn schlingen und sagen: Sie, der Sie leiden —' das dachte sie und eilte in den Regen hinein, am Hafen entlang.

Da trat jemand leise auf sie zu, gerade bei dem Schweinedampfer „Schildknappe": „Madame! Ich wußte ja, daß Sie kommen würden."

Eva lächelte und nickte; sie empfand in diesem Augenblick eine aufrichtige Zuneigung für diesen fremden, sonderbaren jungen Mann, denn sie fühlte ja deutlich, wie glücklich er war, daß sie kam. Sie wollte gut mit ihm sprechen, wie eine Schwester wollte sie zu ihm sein — —

„Ja, ich bin gekommen," antwortete sie und sah ihn an.

Seine Augen leuchteten.

„Dank"! sagte er, und seine Stimme bebte.

Sie gingen nebeneinander her wie alte Freunde, beide leicht bewegt von einem unbestimmten Glück.

‚Es ist so schön, mit ihm zu gehen,' dachte Eva. Da aber schrak sie zusammen. Etwas Furchtbares tauchte vor ihr auf. Ein Schatten, riesengroß, zwischen schwingenden Tauen: das war der Apotheker, der auf dem Deck seiner Segeljacht stand.

Eva blieb stehen; sie trat einen Schritt zur Seite, als ob sie sich eines lästigen Begleiters erwehren wolle.

„Verlassen Sie mich!" rief sie. „Gehen Sie — ich rufe die Polizei!"

„Madame!" erwiderte darauf eine erlöschende, traurige Stimme. — — —

Wie war Eva nach Hause gekommen? Sie wußte es nicht. Sie lag im Bett, die Hände vor dem Gesicht. Der Apotheker! Er hatte das Boot fester vertaut. Gerade in diesem Augenblick! O, entsetzlich! Morgen wußte es die ganze Stadt. Peter!

Ein Schlüssel knarrte. Eva stellte sich schlafend.

Da kam Peter ins Wohnzimmer, lauschte und machte Licht. Sie regte sich nicht. Dann hörte sie, wie er mit den Schachfiguren klapperte. Sie sah ihn, den Fuß auf einen Stuhl gestellt, das Kinn in der Hand, eine Position studieren.

Da schluchzte sie.

„Eva?"

Sie setzte sich aufrecht.

„Ich habe geträumt — so schrecklich!"

„Kleines Närrchen, schlafe! — Ach, heute verlor ich eine Partie, die schon gewonnen war!"

Und Peter kehrte zum Schachbrett zurück.

Eva aber drückte den Kopf ins Kissen.

Und da sah sie: Nacht, eine Frau rennt über die Mole und springt in das Meer — ho —

⁂ ⁂ ⁂

Die Tage kamen, die Tage gingen, der Schwede mit den himmelhohen Masten war fort. Eva war ganz ruhig geworden. Der Apotheker konnte sie gar nicht erkannt haben, da sie die Kapuze trug!

Aber doch wurde sie purpurrot, so oft sie ihm begegnete.

Und der Apotheker drehte sich nach ihr um und lächelte sonderbar.

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse.

Jakob Wassermann, Der goldene Spiegel (Berlin 1911, S. Fischer). — Gabriele Reuter, Frühlingstaumel (Ebenda). — Rudolf Hans Bartsch, Das deutsche Leid (Leipzig 1912, L. Staackmann). — Max Kretzer, Waldemar Tempel (Leipzig, B. Elischer Nachfolger). — Karl Bienenstein, Der Einzige auf der weiten Welt (Stuttgart 1911, A. Bonz & Co.). — Artur Babillotte, Der Alltag (Dresden 1911, Carl Reißner). — Allerlei Napoleonliteratur (Stuttgart, Robert Lutz).

Im August 1770 vergiftete sich in London ein achtzehnjähriger Poet, namens Thomas Chatterton. Er hatte neben manchem Minderwertigen ein paar gute volkstümliche Balladen gemacht, deren eine von Theodor Fontane ins Deutsche übersetzt ward.

Chattertons Name wird in dem neuen Buche von Jakob Wassermann genannt; sein Schicksal wird erzählt. „Wie Ihr wißt," heißt es da, „hat sich der unglückliche Chatterton das Leben genommen, weil er beschuldigt worden war, die von ihm veröffentlichten Balladen seien fremde Erzeugnisse, er habe die Handschriften in einem Kloster gefunden und die Originale vernichtet. Später hat sich freilich herausgestellt, daß diese von Feinden und Neidern verbreitete Anklage unbegründet war und daß der junge, erst neunzehnjährige Poet mit erstaunlicher und genialer Sicherheit den Ton und Rhythmus der vergangenen Zeiten getroffen hatte. Aber er hatte keine Waffe gegen die falsche Beschuldigung. Er hatte keinen Beweis gegen sie. Der Jüngling brach zusammen unter den schmutzigen Wogen der Verleumdung. Sein inneres Feuer erlosch. Er war an der Menschheit und an sich selbst irre geworden."

In gewählten Worten wird die Tragik dieses Schicksals noch weiter umschrieben. Und alles wäre vortrefflich, wenn nicht alles grundfalsch wäre. Man braucht nämlich nur ein Konversationslexikon aufzuschlagen, um zu sehen, wie hier die Tatsachen einfach auf den Kopf gestellt sind. Nicht Feinde und Neider haben Chatterton beschuldigt, sich fremde Originale angeeignet zu haben, sondern der Dichter selbst hat der damaligen Modeströmung zuliebe seine Werke als Erzeugnisse des XIV. und XV. Jahrhunderts ausgegeben, die er durch Zufall entdeckt habe. Als er einige dieser „alten", von ihm selbst fabrizierten Schriften an Sir Horace Walpole schickte, um von diesem reichen Romanschriftsteller unterstützt zu werden, kam der Schwindel heraus, und teils weil er sich entlarvt sah, teils weil er sich vor der äußersten Not nicht mehr retten konnte, nahm der bedauernswerte Jüngling Gift.

Ich weiß nicht, woher Jakob Wassermann die sentimentale Verdrehung der Tatsachen hat. Vielleicht sind es Erinnerungen aus dem dramatischen Rührstück, das Alfred de Vigny über den englischen Dichter schrieb. Genug, alle die schönen Sätze, die vorhin angeführt wurden, schweben in der Luft, haben keine natürliche Basis und fallen bei näherer Betrachtung zusammen. Man würde davon kein Aufheben machen, wenn es sich um etwas Einzelnes und Zufälliges handelte. Aber der „Kaspar Hauser" zeigte doch die gleiche Willkür in der Verdrehung historischer Charaktere, und dieser Mangel an Respekt vor der Realität, vor dem Tatsachenmaterial und dem natürlichen Geschehen macht sich bei Wassermann überall bemerkbar. Man spürt ihn auch in den frei erfundenen Romanen und Novellen; man hat immer das Gefühl, als ob da in den Voraussetzungen etwas nicht stimme, als ob ein glänzend konstruiertes Gebäude auf schwankendem, schiefem, nicht recht tragfähigem Fundament aufgebaut sei. Der Erzähler legt nicht aus, sondern unter; er verschiebt die Dinge und verzerrt sie, bis sie ihm brauchbar scheinen; er dreht und wendet das Einfache so lange, bis es kompliziert und sonderbar wird, und überspitzt am Ende die Spitze. Alles doch deshalb, weil er nicht tief genug wurzelt, weil ihm der schöne feste Boden der Realität fehlt, weil er nicht genug wahrhafte, natürliche Sinnlichkeit und Anschauung besitzt. Seine Kunst hat bei aller Farbe für mich immer etwas Schattenhaftes, Gespenstisches; sie ist Phantasie- und Gehirnkunst, und so sehr sie das Sachliche erstrebt, haftet ihr doch stets etwas Unwirkliches, Visionäres, Traumhaftes, etwas Absonderliches und Gewaltsames an.

Wenn man davon einmal absieht, dann ist Wassermanns jüngstes Buch „Der goldene Spiegel" (Berlin 1911, S. Fischer) wirklich das beste, gewiß das reichste, das er geschrieben hat. Es bringt Novellen, Erlebnisse, Beispiele, Anekdoten, alle nach berühmten Mustern in einen Rahmen gefaßt, der sich selbst wieder zur Erzählung rundet. Bevor eine schöne Schauspielerin mit einem Abenteurer auf und davon geht, nimmt sie vier jungen untereinander befreundeten Männern das Versprechen ab, sich genau ein Jahr später wieder zusammenzufinden und sie zu erwarten. Sie hinterläßt ihnen einen goldenen, künstlerisch sehr schönen Spiegel, und als sie an dem bestimmten Jahrestag sich völlig gebrochen wieder einstellt, wird vereinbart, daß an den Abenden Geschichten erzählt werden sollen und daß derjenige den Spiegel erhalten soll, der die schönste zum besten gibt. Wie weiland die Königin von

Navarra, präsidiert die schöne Schauspielerin dem kleinen, in einem Landhause vereinten Kreise, und in den Gesprächen und Reflexionen, die sich an die vorgetragenen Hauptgeschichten anschließen, wird in kürzerer Form, zur Stütze einer Meinung, eine Fülle weiterer Novellen- und Anekdotenstoffe verstreut. Den Spiegel erhält zuletzt niemand, da ein Affe ihn raubt.

Die Einkleidung mag interessanter sein, als beim Dekameron und Heptameron, aber sie ist nicht halb so lebendig und natürlich, wie die der Chaucerschen Canterbury-Tales. Die Wassermannschen jungen Männer gehören, vielleicht mit Ausnahme eines einzigen, der gleichen sozialen Schicht an und sind sich nicht nur in der allgemeinen Bildung, sondern auch in der gesellschaftlichen Abgeschliffenheit so ähnlich, daß niemand sie ohne Mühe auseinanderhalten kann. Wer die einzelnen Geschichten erzählt, das vergißt man um so schneller, als die Vortragsart immer die gleiche ist. Ja, selbst Hadwiger, der einzige Eckige unter den Runden, unterscheidet sich im Tone gar nicht von den wortgewandten und herzensglatten Genossen. Damit wird zweifellos auf schöne Wirkungen verzichtet, und zu der Mannigfaltigkeit gesellt sich doch auch eine gewisse Eintönigkeit. Überhaupt gewinnt man zu den Erzählern kein Verhältnis. Diese jungen Leute zwischen Zwanzig und Dreißig sind bereits mit der ganzen Welt fertig, haben alles in sich entschieden, orakeln oft wie der alte Goethe und sind so fein und gebildet, so abgeschliffen und rund, daß man Lust kriegt, in ihre Überkultur mit einer derben Natürlichkeit hineinzufahren. Sie geben Reflexionen von sich, die manchmal von viel größerer Reife zeugen, als sie sie besitzen können, z. B. über die Bohémiens, über die Deutschen, über dies und jenes andere, und sie wetteifern anderseits in delikaten Spitzfindigkeiten, die sie sich wie Bälle zuwerfen. Wenn einer sagt: „Wirklich leben heißt zermalmt werden von denen, die stumm sind," so versteht das jeder von ihnen sofort und gibt es weiter, während der weniger kultivierte Leser beschämt und verständnislos vor diesem Tiefsinn die Segel streicht.

Unter den vorgetragenen Erzählungen streben einige nach großem Stil. Wir werden in die Tropen und in die antarktische Nacht, in Bauernstuben und Paläste, in Zuchthäuser und bürgerliche Wohnzimmer geführt, wir schweifen durch die verschiedensten Zeiten und finden auch kürzlich passierte Dinge unter leichter Verhüllung als menschliche oder zeitliche Dokumente gesammelt. Im ganzen überwiegt das Seltsame und Sonderbare. Die Helden sind meist Kranke, Verstrickte, Verblendete, für die Träume, Halluzinationen, Visionen eine große Rolle spielen. Sie führen oft eine Doppelexistenz, sie streifen die Grenze des Pathologischen, und man kann mit aller wünschenswerten Deutlichkeit beobachten, wie Wassermann bald durch phantastische und unheimliche Zutaten einen Stoff noch weniger ins Große als ins Groteske treibt, bald einer einfachen Handlung durch halsbrecherische Reflexionen ungewöhnliche Motive unterschiebt. Die „Pest im Vintschgau" z. B. wird durch die Einführung der Gorilla-Äffin zwar seltsamer, gespenstischer und nervenspannender, aber die Sonderbarkeit beeinträchtigt auch den rein menschlichen Eindruck. Und was die psychologische Spitzfindigkeit alles aus Geschehnissen herauszulesen vermag, beweisen ein paar Sätze auf Seite 217, die die vorhergehende Bauerngeschichte erläutern sollen. „Wir wollen Sachlichkeiten und keine Sentiments", darf man hier mit Wassermanns eigenen Worten mahnen. Am bedeutendsten wirkt die Novelle „Die Gefangenen auf der Plassenburg", obwohl sie sich auf einen Wirbel von Zufälligkeiten stützt, und die Erzählung Hadwigers. Es ist vortrefflich gegeben, wie die zu dauerndem Zusammensein in der antarktischen Nacht verurteilten Freunde allmählich von Ekel voreinander gepackt werden und sich schließlich das Gesicht verhängen, um sich gegenseitig nicht fortgesetzt sehen zu müssen. Doch auch dies ist eine Geschichte kranker, überreizter Nerven.

Durch diese Worte soll sich aber niemand abhalten lassen, den „goldenen Spiegel" zu lesen. Im Gegenteil: man wird ein Buch finden, das schon durch den großen Reichtum an Stoffen und Motiven Anspruch auf die Beachtung aller Literaturfreunde hat und das auch bei denen Respekt verdient, die ein gewisses Mißtrauen dieser Kunst gegenüber nicht loswerden.

Der gleiche Verlag veröffentlicht einen neuen Roman von Gabriele Reuter: „Frühlingstaumel". Im ewigen Rom treffen sich eine Menge Menschen, und ihnen allen steigt der römische Frühling zu Kopf. Elena Schneider, die große Schauspielerin, die sich, vom plötzlichen Theaterekel gepackt, in italische Lüfte gerettet hat, bekommt noch einmal hier die blühenden Lippen, seit Heinrich von Tissow, der mecklenburgische Gutsbesitzer und verkümmerte Künstler, ihren Weg kreuzt. Auch der Mann entzündet sich für sie; das prächtige Malweib, die Drossel, schweift gleichfalls erotisch ab und stillt das Liebesleid des kleinen Grafen Rosen, der sie durchaus heiraten will; Frau von Regnhoven fühlt sich dito im römischen Frühling toll werden, und ihr junges Töchterchen empfängt von Eros, dem Allsieger im Kampf, die ersten Wunden. Selbst die zukünftige Nonne spürt weltliche Unruhe, und eine zoologische Merkwürdigkeit, ein känguruhartiges Tier, das wissenschaftlich noch nicht einmal etikettiert ist, wird vom Frühlingstaumel in Not und Tod geführt.

Dieser Roman des gefährlichen Frühlings ist zugleich auch der Roman des „gefährlichen Alters". Die fromme Marchesa spricht von dem Rausch, von dem „wir Frauen oft noch einmal, wenn die erste Jugend vorüber

ist, so unwiderstehlich ergriffen werden". In diesem gefährlichen Alter stehen Elena Schneider, Frau von Regnhoven und schließlich auch Heinrich von Tissow. Schon wollen sich der Mecklenburger und die große Schauspielerin in die Arme sinken, da scheidet sie ein plumper Zufall, ein aus einem belauschten Gespräch entstandener Irrtum. Wenn dann Herr von Tissow bald danach auf die üppigen Reize von Frau von Regnhoven hineinfällt, so wirkt das unter den gegebenen Umständen allerdings wie eine kalte Dusche, wie ein schlechter oder meinetwegen auch ein guter Witz. Ein fatalistisches Achselzucken steht am Schlusse des Buches. Und dadurch, daß der an sich sehr unkräftig gezeichnete Mann zuletzt vollständig unserer spöttischen Verwunderung ausgesetzt wird, mindert sich doch auch unser Interesse für die tragische Leidenschaft Elenas. Man sagt sich unwillkürlich, daß es kein Unglück ist, wenn sie den Schafskopf nicht bekommt, und daß ein großer Gefühlsaufwand unnütz vertan ist. So erhält das Ganze in der Rückschau den Charakter einer Komödie der Irrungen, und die entzündeten Leidenschaften haben etwas Wesen- und Inhaltloses.

Dieser Eindruck wird verstärkt durch die ganze Art Gabriele Reuters. Sie ist zu „intellektuell"; sie spricht fein über die Liebe, aber nicht heiß wie die Liebe; sie ist mehr auf die Darstellung der „halben", gebrochenen Gefühle, der seelischen Schwankungen gestellt, als auf die Darstellung der großen Leidenschaften, der machtvoll aufbrausenden und alles niederwerfenden Naturtriebe. In ihrem „Frühlingstaumel" ist mir zu wenig Frühling und zu wenig Taumel. Man denkt an den Rausch seliger Jugend, an purpurne Sinnlichkeit, an ein jähes Hinausgehobenwerden über die Schranken der eigenen Existenz, an Fülle, Jubel, Wildheit des Lebens. Aber die Menschen, die da „taumeln", haben alle schon lädierte Flügel, mißtrauen sich innerlich schon selber, sind schon so sehr Kultur, daß die natürlichen Instinkte darunter gelitten haben. Deshalb ist in diesem „Frühlingstaumel" etwas Herbstliches, Mattes, leise Kühles, etwas Fatalistisch-Resigniertes, und anstatt sich einen roten Kopf und einen Rausch zu holen, ist man am Ende etwas erkältet und etwas verschnupft.

Doch alles, was uns Gabriele Reuter schuldig bleibt: die süße Trunkenheit des Herzens, Glück und Weh des letzten Bechersturzes, den Taumel des südlichen Frühlings, — es wird eingelöst von Rudolf Hans Bartsch. In seinem „Landschafts"-Roman „Das deutsche Leid" (Leipzig 1912, L. Staackmann), da ist Glühen und Blühen und Leuchten, da ist der Duft des Weines und die Schönheit der Erde, da ist der Rausch und der Jubel, die Unersättlichkeit des heißen Lebensdurstes und die leidenschaftliche Innigkeit der Hingabe an die Welt und ihre Geschöpfe. Und man fühlt immer wieder: Dichter sein heißt nicht, sich mit Problemen dumpf und stumpf quälen, sondern es heißt, der Menschheit, die sich im Staube abrackert, die Botschaft großer Feierzeit bringen. Dichter müssen feurig sein wie junge Liebe, sie sind die Starken und Strahlenden, sie tragen auch nicht, wie die halben und kranken Poeten wollen, das Mal der Dichtung als Kainszeichen und Fluch durch die Welt, sondern wie einen Rosenkranz und wie den herrlichsten Segen, sie sind neunmal selig und neunmal begnadet!

Weil er solch ein Dichter der Gnade ist, weil ihm das, was er gibt, aus himmlischen Quellen strömt, nicht aus mühsam bewegtem Pumpwerk, deshalb lieben wir den Österreicher so. Kein Erzähler der Gegenwart ist gleich innig und anmutreich; wenige haben so glückliche natürliche Anlagen. Wir kennen auch seine Grenzen und brauchen sie nicht zu verschweigen. Zu den Großen, die von einem eroberten Königreich ins andere ziehen, gehört er nicht; reinere Formen der Dichtung scheinen ihm verschlossen zu sein; es ist nicht zu leugnen, daß er sich wiederholt. Aber er wiederholt sich doch nur etwa wie Eichendorff in seinen Gedichten: jedes einzelne Werk entzückt trotzdem immer von neuem. Auch im „Deutschen Leid" treffen wir vertraute Wege, vertraute Gesichter. Wieder besingt Rudolf Hans Bartsch mit inbrünstiger Zärtlichkeit die Steiermark; in den Rebhügeln klingen deutsche Lieder; die Windräder klappern stimmungsvoll; Sagen raunen dazwischen, österreichisch-innige Musikantenseelen schauern in der prächtigen Sommernacht, und schöne weiche Mädchen zittern in Hingabeseligkeit. Als den liebsten Bekannten aber begrüßen wir den ewig jungen Himmelmayer, den leuchtendsten und liederlichsten aller Musikmacher, dessen Kinder sämtlich gut und warm in fremden Nestern liegen. Schon in den „Pfingstküssen" hat uns Rudolf Hans Bartsch von ihm erzählt, und in dem neuen Buche präsentiert er sich in all seiner hinreißenden Nichtsnutzigkeit. Köstliche Streiche verübt er allerorten; Sonnenschein bindet sich an seine Schritte, und es liegt zuweilen die Gefahr nahe, daß der Strahlende alle andern Gestalten, auch die Hauptgestalt, überstrahlt. Diese Hauptgestalt, Erasmus Georg Botzenhardt, steht zum Beweise da, „wie beglückt ein mit Handlungen wenig geladenes Menschenleben durch reiche Innerlichkeiten zu werden vermag". Fast wie der Eichendorffsche Taugenichts zieht der Held dahin, sehnsüchtig, verträumt, ziellos, nur den Wunsch im Herzen, sich ein volles, reiches, starkes Leben zu schaffen. Er ist kein rüstig Ringender, sondern mehr ein gnädig Geführter, und das Entwicklungsthema, das wohl nach dem Plan im Vordergrund stehen sollte, tritt mehr und mehr gegenüber dem Zuständlichen zurück, so daß aus dem Seelen- und Bildungsroman am Ende ein „Landschafts"-Roman wird. Die bedrohte deutsche Erde der südlichen Steiermark, sie ist es, um die gerungen wird, nach der „das deutsche Leid", das deutsche

Heim- und Südweh steht! Ein Kämpfer auf diesem gefährdeten Posten ist auch Erasmus Georg, und er selbst wird sich und uns unwichtig im Hinblick auf die wichtigere Aufgabe, das vom Slawentum bedrängte Land dem Deutschtum zu erhalten. Viel lieber jedoch als in den Kampf der Nationalitäten zieht uns Bartsch in den Frieden der Gärten, in die Freiheit der Berge und Täler, in das Rauschen der Wälder, und kein Liebhaber singt feuriger den Preis der Geliebten, als er das Lob der Heimat. Daneben ist das Buch reich an herrlichen Einzelheiten. Ich habe lange nicht etwas so Schönes gelesen, wie die Szene gleich am Anfang, in der die vier uralten Leute zusammensitzen und einer die Geschichte des steirischen Horns erzählt. Ähnlich ausgezeichnet ist Georgs Liebesidyll mit der slowenischen Dortja. Schon um dieser beiden Episoden willen sollte niemand an dem „Deutschen Leid" vorübergehen. —

Billiger macht es Max Kretzer mit seinem neuen Roman „Waldemar Tempel" (Leipzig, B. Elischer Nachf.). Er hat eine amüsante Idee gefunden, die er etwas grobschlächtig ausspinnt. Ein Sonderling hinterläßt seinem eleganten und verbummelten Neffen sein Millionenvermögen unter der Bedingung, daß er sich ein Jahr lang als Fabrikarbeiter von seiner Hände Arbeit ernährt. Die um den Mammon betrogene sonstige Verwandtschaft versucht natürlich mit allen Mitteln dem Erben die Aufgabe zu erschweren, und es ist sehr unterhaltsam, Spiel und Gegenspiel zu beobachten. Waldemar Tempel soll nach dem Wunsche des wunderlichen Onkels selbstverständlich durch das Probejahr zu ernster Arbeit erzogen werden. Er verliert durch seine Metamorphose eine Braut und gewinnt im Arbeitskittel eine bessere neue; er lernt Kreise kennen, die ihm bisher ewig fernstanden; er geht schließlich als Sieger durchs Ziel und hält an der Festtafel einen Toast auf die ehrliche, die Welt zusammenhaltende Arbeit, das „sittliche Fundament aller Bestrebungen und aller Hoffnungen". Die Musik bläst einen Tusch, der Bummler von dazumal steht geläutert in schöner Glorie da und drückt innig die Hand seiner Braut, alle braven Leute gelangen an die volle Bratenschüssel, und die Freude über den Sieg der Tugend wird noch erhöht durch die Schadenfreude über den Reinfall der Gegenspieler.

Was an ernsthaften psychologischen und sozialen Problemen auf dem gewählten Wege lag, hat Max Kretzer nicht aufgenommen. Es ist alles nur äußerlich und oberflächlich aufgefaßt, die nette Idee mußte einen leicht lesbaren Zeitungsroman hergeben, und es würde wohl mit den rein unterhaltenden Absichten des Erzählers nicht in Einklang zu bringen sein, wenn die Kritik hier schweres Geschütz auffahren wollte. Sparen wir also das Pulver. Ein paar Berliner Typen sind übrigens nicht übel getroffen — etwa die Schmargendorfer und Ede Obst, der Künstler. —

Der österreichische Lyriker Karl Bienenstein ist in der spannenden Zurichtung einer bewegten Handlung nicht so geschickt, aber er zeigt in seinem ersten Roman „Der Einzige auf der weiten Welt" (Stuttgart 1911, A. Bonz & Co.) zuweilen dichterische Eigenschaften. Wir hören die Beichte eines Lebens: Der Waldhegersohn Heinrich Binder ist aus der lauten Welt, die er einst hat bezwingen wollen, emporgestiegen in die Einsamkeit des steirischen Bergwalds und schreibt hier nieder, was er an schweren Schicksalen erlitten hat. Er spricht von seiner Jugend, von den beiden Mädchen, die an seinem Herzen zerren, von der unruhigen, glänzenden Heri und dem ruhigen, schlichten Mariele, von dem Tod seines liebsten Freundes und dem jähen Abschluß seiner Schülerlaufbahn, von seiner Militärzeit und dem bosnischen Krieg, in dem er verwundet wird, von grausamen Verkettungen und gemeinen Menschen, die das Mariele ins Elend hetzen. Er berichtet, wie er deshalb zum Mörder oder wenigstens zum Totschläger wird, wie er in dem grauen Strafhaus alles abtut, was ihn bis jetzt geleitet hat, die Liebe so gut wie den Haß, wie er in der Einsamkeit zum großen Frieden kommt und allen Menschen fern und fremd wird. Aber wir glauben nicht, daß dieses kühle Evangelium sein letztes Wort ist, und der etwas konventionelle Liebes- und Opfertod, den er zuletzt erleidet, rechtfertigt unser lächelndes Mißtrauen.

Sagen wir es gleich: es ist der Lyriker, der in diesem Buche siegt und unterliegt. Er muß überall dort die Waffen strecken, wo eine starke Hand zur Führung und Gestaltung nötig ist. Man wird finden, daß er sich selbst im ersten, mehr idyllischen Teil wohler fühlt, als im zweiten, mehr tragischen; daß die Brücken etwas schwankend sind, die den sanften Eichendorffschwärmer mit dem eisigen Philosophen verbinden; daß in den beiden Mädchengestalten eine allzu schematische Gegenüberstellung von Nixe und Hausmütterchen obwaltet, und ein sentimentaler Einschlag nicht verkannt werden kann.

Aber anderseits hat gerade der Lyriker dem Buche eine schöne Wärme mitgeteilt. Und die reinsten Töne findet er, wenn er das heimliche Leben und Weben der Natur erweckt. Hier ist Bienenstein ganz er selber. Ob er die Schneeeinsamkeit schildert, die im Abendschein blüht; ob er den Winterwald im Sturme zeigt, wenn die Raben nicht Ruhe finden, die Füchse heiser bellen, das Schneehuhn nach einem sichren Platz sucht und die Wildkatze mit grünglimmenden Lichtern in die verlorne Hütte äugt; ob er die weich-warme Sommernacht emporsteigen läßt, in der vermodernde Baumstümpfe leuchten und vom Meiler ein blaßblauer, dünner Rauchfaden sich in die sternenvolle Unendlichkeit verliert — er schöpft immer aus eigner Anschauung. So liegen die Schön-

heiten des Romans also noch mehr neben dem Thema als in dem Thema.

Etwas Ähnliches gilt von Artur Babillottes elsässischem Kleinstadtroman „Der Alltag" (Leipzig 1911, Carl Reißner). Reizvoll darin ist die Milieuschilderung; die deutsch-französische Mischsprache verleiht wie jede Mundart dem Ganzen von vornherein Charakter und Farbe; ein paar glückliche Gestalten von typischer Bedeutung ergötzen. Da ist in erster Linie der Rentier Müller, der die „Schwoben" nicht leiden kann, der ami des belles femmes, der ewige Schwadroneur und Krakeeler. So lebendig wie er ist keine zweite Figur herausgekommen. Das „Wibele", das sich von ihm herumkriegen läßt, färbt sich allenfalls auch noch mit einem Schein von Blut, wird aber zuletzt immer bläßlicher. Und der Cafetier Berger, der Unglückliche, der Mehrverlangende, ist doch der schlimmste Trauerkloß, der mir seit langem über den Weg lief. Damit mag es genug sein, denn die Handlung, in der die drei Personen verknüpft werden, ist mäßig und mündet in der kläglichen Alltagsmisère, über die sie sich überhaupt kaum erhebt. Wir haben nichts dagegen, daß uns Gebundenheit und Unfreiheit vorgeführt wird, aber es muß von einem Dichter geschehen, der selbst freiere Horizonte gewonnen hat.

Zum Schluß noch ein paar Randbemerkungen über die populäre Napoleonliteratur, deren Verbreitung sich der Verlag von Robert Lutz in Stuttgart angelegen sein läßt. Man kann nicht übersehen, daß sich im letzten Jahrzehnt sowohl in Frankreich wie in Deutschland eine überraschende Fülle von Veröffentlichungen mit dem großen Kaiser beschäftigt hat, und daß Briefe, Memoiren und sonstige auf ihn bezügliche Dokumente gerade in Neuausgaben für die Laienwelt herauskamen. Ist das ein Zufall? Oder ist es ein Zeitsymptom? Wir wollen nicht vergessen, daß die Napoleonschwärmerei in reaktionären Zeitläuften immer um sich zu greifen pflegt und daß die Völker dann nicht mehr den Tyrannen in dem kleinen Korsen sehen, sondern den Sohn der Revolution, den Befreier. Aus tatscheuer bedrückter Gegenwart irrt dann halb unverstandene Sehnsucht wohl zu versunkenen Heroen. Sind wir wieder soweit? Sehnen wir uns aus Unfreiheit und Kleinlichkeit nach einem Gewaltigen, der Blitz und Donner in der Hand trägt? Suchen wir über den Polizeiknüttel fort das Schwert des Helden?

Wie dem auch sein mag: genug, das Anschwellen der populären Napoleonliteratur ist eine Tatsache. Den von Kircheisen herausgegebenen Briefen des Kaisers läßt der Verlag von Robert Lutz ein zehn Bände umfassendes Memoirenwerk folgen: „Napoleons Leben. Von ihm selbst." Heinrich Conrad macht darin den Versuch, die Napoleonschen Diktate, die Berichte von La Cases, Montholon, Gourgaud, die sonstigen authentischen Überlieferungen der Worte des Kaisers zu einer zusammenhängenden Darstellung des ganzen Napoleonschen Lebens zu verschmelzen, zu einer großen Autobiographie, die allerdings nicht in der Ich-Form geschrieben ist. Es ist klar, daß dieser nicht unbedenkliche Versuch sich nur an das größere Publikum wenden kann, nicht an gelehrte Kreise. Von den bisher erschienenen vier Bänden zeigt der erste, der mit der berühmten Schilderung der Schlacht bei Arcole endet, den glänzenden Aufstieg des jungen Generals, den stürmischen Krieger und Sieger; der zweite den kaltblütigen Diplomaten, der dritte und vierte den „Großen Sultan" der ägyptischen Expedition. Kartenbeilagen erleichtern das Verständnis der Schilderung.

Menschlich intimer sind natürlich die von Mitkämpfern geschriebenen Erinnerungen, von denen gleichfalls eine ganze Anzahl im neuen Gewande erschienen. Die unter dem Titel „Von Marengo bis Waterloo" veröffentlichten Memoiren des Capitaine Coignet erzählen ein Soldatenschicksal aus großer Zeit und fesseln durch reiches Detail, wenn der brave, vom Ochsenjungen zum Kapitän emporgestiegene Haudegen auch über subalterne Anschauungen nirgends hinauskommt. Das achte Kapitel, in dem er vom Übergang über die Beresina und von all dem grauenvollen Elend des Jahres 1812 berichtet, führen die Erinnerungen von Heinrich von Roos, „Mit Napoleon in Rußland" weiter aus. Roos war württembergischer Regimentsarzt, der offenbar ohne Übertreibung und mit peinlicher Beschränkung auf das Selbstbeobachtete die Schrecknisse der Schneefelder schildert. Er ist kein großer Schriftsteller, aber sein Stoff ist so groß, daß wir manchmal in allen Tiefen schauern. Flotter und forscher schreibt der Unbekannte, dessen Memoiren Friedrich M. Kircheisen unter dem Titel „Wider Napoleon! Ein deutsches Reiterleben 1806—1815" neu herausgegeben hat. Nur fürchte ich, dieser Blüchersche Husar, der hier erzählt, hat niemals gelebt, sondern das Ganze ist reine Schriftstellerarbeit, die den früher vielgelesenen Julius von Wickede zum Verfasser hat. Wenn man einen im Dreißigjährigen Kriege spielenden Ich-Roman Wickedes mit dem vorliegenden Werk vergleicht, so zweifelt man kaum noch daran, daß hier Phantasierosse geritten werden. Wahrscheinlich leben im mecklenburgischen Schwerin noch Freunde Wickedes, die Aufschluß geben könnten, ob hier der Herausgeber nicht gar zu leichtgläubig ein Romanzu einem echten Memoirenwerk gestempelt hat.

Sonnenaufgang. Gemälde von A. van der Neer. Sammlung Hollitscher.

Illustrierte Rundschau.

Die Sammlung Carl von Hollitscher in Berlin. — Moderne Glasfenster von Robert Pollog, Cäsar Klein, Fritz Pfuhle, ausgeführt von Gottfried Heinersdorff. — Aus dem Freilichtatelier von Prof. Julius Bergmann in Karlsruhe. — Zu unsern Bildern.

Es ist ein unbestrittenes Verdienst Geheimrat Wilhelm Bodes, den Sammeleifer der Berliner Kunstinteressenten nicht nur gefördert, sondern auch geweckt zu haben. Noch vor etwa dreißig Jahren gab es in Berlin nur eine winzige Anzahl von ernsten Sammlern. Damals schon hat Bodes Tätigkeit eingesetzt, so intensiv, daß in den letzten zwei Jahrzehnten die Reihe der Berliner Sammler sich verdreifachte, ja vervierfachte. Unter jenen kaufkräftigen Sammlern nun, die gleichsam „fertig" in Berlin auftreten, die also nicht zu den „jungen" und „jüngsten" zu zählen sind, darf an erster Stelle Carl von Hollitscher genannt werden. Er hat früh zu sammeln begonnen, hat zunächst primitive Meister zusammengekauft, hat dann Keramik gesammelt und sich schließlich für die Niederländer des XVII. Jahrhunderts begeistert, die ja heute allgemein die Lieblinge des Sammelmarktes sind. Früh schon glückten ihm die besten Käufe, und heute ist die Sammlung Carl von Hollitschers nicht bloß stattlich, der Zahl der Meister nach, die sie umfaßt, sondern sie ist hervorragend durch ihre seltenen Qualitäten. Da mag es schwer sein, von besonderen Hauptstücken zu sprechen, von den Rembrandts, den Rubens', den van Dycks, den

Des Künstlers Schwester. Gemälde von Rembrandt.

Die Auferstehung. Gemälde von A. van Dyck.

Ruisdaels usw. Denn die zwei Rembrandts, die Herr von Hollitscher besitzt, scheinen uns mit die köstlichsten Perlen, die der Privatbesitz überhaupt an Werken des niederländischen Großmeisters aufzeigt. Da hängt „Rembrandts Schwester", wundervoll weich im Ton und sicher die beste von den berühmten „Schwestern", die der Künstler gemalt hat. Und dann besitzt der glückliche Sammler noch einen zweiten unvergleichlichen Rembrandt: einen Männerkopf mit breitem Hut und mächtiger weißblitzender Halskrause. Dieses herrliche Bild, dessen Preis in die Hunderttausende ging, trägt das Signum des Meisters und die Jahreszahl 1635.

Von den übrigen Niederländern des XVII. Jahrhunderts sieht man einen Ostade, auf dem abziehende Fährleute mit rassigem Temperament von warmen sonnigen Lichtern umstrahlt sind. Und auch der Gérard Dou der Sammlung Hollitscher ist ein Prachtexemplar, dieses „Mädchen mit dem Licht", dessen entzückendes Köpfchen von dem Schimmer der Kerze, die die Kleine trägt, prächtig-grell beleuchtet wird. Von Dou sieht man übrigens noch eine feine kleine Skizze, die Rembrandtschen Einfluß verrät. Mit

Des Künstlers Bruder. Gemälde von P. P. Rubens.

Die Frau mit dem Fächer. Gemälde von Frans Hals.

zu dem Besten gehört dann bei Hollitscher das „Dorf am Wasser" von van Goyen.

Für eins der Hauptstücke dieser Sammlung gilt „Die Frau mit dem Fächer" von Frans Hals. Man kennt dieses klassische Bild aus der Ausstellung, die vor einigen Jahren der Kaiser Friedrich-Museumsverein im alten, nunmehr leider verschwundenen Palais Redern veranstaltet hat. Und daneben gebührt dem Bildnis von Philipp Rubens, dem Bruder des vlämischen Meisters, den hier der große Peter Paul mit seiner seltenen Charakterisierungskunst verewigte, einen Ehrenplatz. Eine Klasse für sich ist „Die Auferstehung" von van Dyck, die in der Ausstellung altvlämischer Kunst in Brüssel berechtigte Aufmerksamkeit erregte. — Unter den niederländischen Landschaftern der Sammlung Hollitscher haben wir schon den van Goyen genannt. Aber außer diesem gesuchten Meister ist hier noch eine ganze Reihe von Landschaftern vertreten, darunter ein sehr feiner Wouvermann, aus der Frühzeit des Künstlers, ein bedeutender Wynants und ein „Sonnenaufgang" von van der Neer, wie er in solcher Schönheit nur in wenigen Galerien zu finden ist. Eine „Waldlandschaft" von Jakob van Ruisdael wirkt durch ihre warme Farbenleuchtkraft, und als eine der Perlen der Sammlung sei eine „Marine" van de Veldes erwähnt, aus der uns die Luft förmlich entgegenweht. Von den Genremalern wäre Teniers zu nennen, Teniers d. J., schließlich ein kleiner Jan Steen „Mutter mit Kind" und das „Bäuerliche Konzert" von Ostade; von den Porträtisten: Terborch, Mirevelt und andere. Mirevelts „Mann und Frau" ist gemalte Noblesse. — — —

Bildnis. Gemälde von Rembrandt.

Gibt schon die

Mädchen mit dem Licht. Gemälde von Gérard Dou.

einfarbige Wiedergabe eines Ölbildes eine sehr schwache Vorstellung vom Originale, so gilt dies noch viel mehr von der gleichen Reproduktion eines farbenfrohen, lichtdurchfluteten Glasgemäldes. Der nur wird sich eine vollkommene Vorstellung von der Wirkung und Art dieser Kunst machen können, der einmal in den düstren weiten Hallen ehrwürdiger Kathedralen das feierlich belebte Licht durch hohe goldschimmernde Fenster hat auf sich herniederrieseln lassen. Die mittelalterliche Technik konnte größere Glasflächen nicht herstellen, und so mußte das biegsame Blei die Vermittlerrolle übernehmen. Dieses Metall bildete die Rahmen, die die kleinen Teile zu den hohen Fenstern vereinten. So waren die gotischen Glasfenster durch die Primitivität der Glasfabrikation bedingt, sie waren Kinder dieser beschränkenden Notwendigkeit. Aber die Kraft und Sicherheit des künstlerischen Instinktes der alten Glasmeister vermochte aus dieser Notwendigkeit eine Kunst zu machen, indem sie den Gesetzen des Materials nachspürten und des Stoffes verborgene Schönheiten aufzudecken versuchten. Vom unwandelbaren Objekt ließen sie sich die künstlerische Norm geben. Die Fragen waren deshalb nur: Wie verwendet man die biegsame Bleirute? Wie behandelt man das farbige Glas und setzt es in seinen Komplementärfarben gegenüber? Wie weit müssen unbedingt Stilisierungen Platz greifen? Welche Möglichkeiten bieten die verschiedenen Verarbeitungsweisen? Wie lassen sich die Hauptkonturen der Zeichnungen durch die Bleirute ausdrücken? Bereits in der Spätgotik zeigten sich aber deutlich Spuren des kommenden Verfalls der alten glasechten Technik. Man ging zur weit beweglicheren Glasmalerei über und konnte nun auch die subtilsten Naturalismen unbehindert von der dicken Bleirute herstellen. Die Renaissance hatte noch gute Glasfenster, während der Barock und das Rokoko durchaus freie weiße Fenster bevorzugten. Erst in den Zeiten

Glasfenster nach den Entwürfen von Fritz Pfuhle, ausgeführt von der Glasmalerei Gottfried Heinersdorff in Berlin.

der historisierenden Stile des XIX. Jahrhunderts kam das bunte Glasfenster wieder auf; aber natürlich waren diese Glasfenster etwa so stilecht wie der gotische Lehnstuhl des Salons oder das Renaissancebüfett des Speisezimmers. Die Wiedergeburt des Glasfensters ist erst unseren Tagen vorbehalten geblieben. Deutlich hat man jetzt die glasechte Bleitechnik der Frühgotik von der eigentlichen Glasmalerei getrennt. Zu dieser ersten Kategorie gehört der Pflüger von Robert Pollog. Die schwere Bleirute verstärkt in diesem Bilde den wuchtigen Rhythmus des Arbeitsmotives. Die schwere geometrische Rahmung läßt als Gegensatz den Körper des Mannes aber immerhin noch so beweglich erscheinen, wie dies bei den schwer arbeitenden, jede unnütze Bewegung sparenden Landleuten der Fall ist. Die vier anderen Glasbilder sind reine Glasmalerei. Wie Illustrationen zu den süß melancholischen Geschichten der Biedermeierzeit muten uns die niedlichen Entwürfe von Cäsar Klein an. Von den beiden anderen kapriziösen Glasbilderpendants von Fritz Pfuhle, die auf schwarzem Grunde die Figuren helleuchtend hervortreten lassen, sei bemerkt, daß man solche zarte spitzige Hände, solche weiche Haarfrisuren und seidene Röcke niemals in der schweren Glasrutentechnik ausführen kann, daß dies allein dem Künstler vorbehalten ist, der im Verein mit einer sich ihm in allem anpassenden Kunstwerkstatt arbeitet. Unterschätzen wir nicht diese technische Seite, da es sich bei der Glasmalerei ähnlich wie beim Porzellandekor darum handelt, mit Farben zu malen, die nach dem Brande anders erscheinen, als sie aufgetragen worden sind. —

Glasfenster. Entwurf von Cäsar Klein. Ausführung von Gottfried Heinersdorff in Berlin.

Glasfenster. Entwurf von Robert Pollog. Ausführung von Gottfried Heinersdorff in Berlin.

Unter den farbigen Faksimiledrucken dieses Heftes finden unsere Leser eine famose Ölstudie von Prof. Julius Bergmann in Karlsruhe (zw. S. 376 u. S. 377): zwei Kühe an einem kleinen See, eine Bauerfrau daneben; alles in satte Abendstimmung getaucht. Hier, in der Rundschau, aber geben wir einige Ausschnitte aus dem Atelier des trefflichen Tiermalers, der zugleich ein ausgezeichneter Landschafter ist. Bitte — suchen Sie nur! Sie zweifeln? Nein, wirklich: unsere letzten drei Abbildungen geben Teile des Bergmannschen Ateliers wieder, eines Freilichtateliers freilich, wenn der Ausdruck erlaubt ist. Unsere Tiermaler von heute können sich nicht mehr mit ihren Werkstätten zwischen den vier Pfählen Genüge sein lassen; sie müssen, zumal wenn sie als Lehrer wirken, stets auch im Freien arbeiten — und lehren. So hat man denn in den Akademiehöfen für sie nicht nur Ställe aufgebaut, sondern auch ein Stück „Milieu". Keine Theaterdekoration etwa, sondern — mindestens hier in Karlsruhe für Prof. Julius Bergmann — einen wirklichen Bauernstall, malerisch ruppig und echt bis auf die stark geflickte Hundehütte und die aufgestapelten Holzkloben. Selbstverständlich fehlt auch der echte Tümpel so wenig wie ein echtes Rohrdickicht. —

⁂ ⁂ ⁂

Wir möchten noch einmal hinweisen auf die Erinnerungen von Fräulein Caecilie

Achenbach an ihren verstorbenen Vater, Meister Oswald. Es liegt ein wundervoller persönlicher Zug in diesen Aufzeichnungen. Der zweite Artikel, der Schluß, ist auch besonders interessant illustriert, zumal die farbige Reproduktion des großen Gemäldes

Sommeraufnahmen aus dem Freilichtatelier der Tier- und Landschaftsklasse in der Großherzogl. Akademie zu Karlsruhe.

Winteraufnahme aus dem Freilichtatelier der Tier- und Landschaftsklasse der Großherzogl. Akademie zu Karlsruhe.

„Der heilige Januarius (Neapel)" wirkt geradezu frappierend. — Eine ganze Reihe anderer farbiger Reproduktionen begleitet das Heft: Farbe ist nun einmal Trumpf heute. Als Titelbild leitet das Heft ein Interieur „Mädchenzimmer" des Münchener Sezessionisten Theodor Esser ein, höchst reizvoll, ein wenig kokett in der Farbenzusammenstellung. Die schöne farbige Studie „Abend am Tümpel" von Prof. Julius Bergmann wurde oben bereits erwähnt. Lesser Ury, der eigenartige Berliner, gab uns ein Bild vom Gardasee: anders jedenfalls als sämtliche Gardaseegemälde, die ich bisher sah, aber doch ganz erfüllt von dem Farbenduft jenes wundervollen Erdenwinkels (zw. S. 344 u. S. 345). Von Hermann Junker, dem trefflichen Pferdemaler — er ist aber ein noch besserer Menschenmaler — bringen wir das Porträt des Mannheimer Sportsmanns F. Noether (zw. S. 336 u. S. 337). Der junge Münchener Sezessionist J. Futterer ist mit einem im „Sonnenschein" lesenden Mädchen vertreten, einem Bilde voll kecker, aber erfolgreicher Farbenwahl, das man nicht in allzu großer Nähe betrachten soll, wenn man es richtig würdigen will (zw. S. 384 u. S. 385). Und nun eine kleine feine Delikatesse: die farbige Reproduktion des Gemäldes von Edouard Manet, darstellend Claude Monet mit Frau und Kind: der große Meister der Menschendarstellung, der direkt auf den Schultern von Velasquez zu stehen scheint, und als seine Modelle der große Landschafter auf seinem Landsitz Giverny mit seiner Familie. Das Bild zeigt, wie Manet sah, wie für ihn die Luft, das Tageslicht „den farbigen Eindruck aller Dinge veränderte". — Äußerst mannigfach sind diesmal auch unsere Reproduktionen in Tondruck. Da ist ein schönes schottisches Strandbild von Arthur Jenkins mit weitem Blick und prachtvoll gemaltem Himmel (zw. S. 432 u. S. 433); ein flottes Kostümbild „Duett" (zw. S. 424 u. S. 425) von August Rieper in München schließt sich an. Eigenartig gibt sich wieder einmal Prof. Ludwig Dill mit seinem von Eschen eingerahmten Bach (zw. S. 392 u. S. 393). Prachtvoll, kräftig und liebenswürdig zugleich ist das Mädchenbildnis von Prof. von Stuck, Fräulein Gertrud Littmann darstellend. Es gibt immer noch Züge in Stucks Können, die neu anmuten und überraschen. H. v. Sp.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Der Heilige Mauritius und der Heilige Erasmus.

Gemälde von Matthias Grünewald.

In der Alten Pinakothek zu München.

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker

XXVI. Jahrgang 1911/1912. Heft 4. Dezember 1911.

Matthias Grünewald.

Von Dr. Hanns Heinz Josten.

Es ist zu bedauern, daß dieser ausbündige Mann dermaßen in Vergessenheit gerathen, daß ich nicht einen Menschen mehr bey Leben weiß, der von seinem Thun nur eine geringe Schrift oder mündliche Nachricht geben könnte," klagt Joachim von Sandrart, der „deutsche Vasari", 1675, kaum hundertfünfzig Jahre nach des Meisters Tode, bei Grünewald angekommen in seiner „Teutschen Akademie". Das, was er außer spärlicher Kunde von Werken des Künstlers über ihn sagt, erfuhr er von einem in Frankfurt als Maler tätigen Enkelschüler Grünewalds, wo er als Schulknabe in einem aus dem Nachlaß des Meisters stammenden Skizzenbuch blätterte; wenig genug, doch wissen wir auch heute nicht mehr: daß er, der sonst Matthias von Aschaffenburg genannt werde, sich meist in Mainz aufgehalten, ein eingezogenes melancholisches Leben geführt und übel verheiratet gewesen sei.

Angebliches Selbstbildnis von Matthias Grünewald. Handzeichnung im Besitz der Kgl. Galerie in Kassel.

Vergessen — kaum will es uns vor Grünewalds Werken in den Sinn; uns, die wir zurückblicken, scheint es undenkbar, daß ihre im Innersten ergreifende Wirkung ihnen nicht den Weg in die zeitgenössische Literatur erzwang, daß die Chroniken nicht laut widerhallen von dem Ruhm ihres Schöpfers. Doch ist uns seine Persönlichkeit, sein Name im Zusammenhang mit authentischen Hauptwerken kaum länger als ein Menschenalter wiedergeschenkt. Erst als die Forschung begann, alle verstreuten Nachrichten und Notizen zu sammeln und gründlich zu untersuchen, ward Grünewald als der Meister, der er war und als der er uns erscheint, wiederentdeckt, blieb nicht mehr die mäßige Kraft in der Art des Cranach, zu der ihn vielfache Mißverständnisse und Mangel an Beobachtung gestempelt hatten und

 Copyright 1911 by Velhagen & Klasing.

die, nun namenlos geworden, als Pseudo-Grünewald in der Kunstgeschichte figuriert.

Der Weg der heutigen Grünewaldforschung führt nach dem Oberrhein, in jene gesegneten Gaue, deren geistige Entwicklung seit der Mitte des XV. Jahrhunderts für geraume Zeit die der übrigen deutschen Länder übertraf, wo als Künstler Konrad Witz, Hans Baldung und, berühmter noch, Martin Schongauer und der jüngere Holbein ihre Tätigkeit entfalteten. Dort schuf Grünewald etwa in den Jahren 1510 bis 1516, urkundlich unter dem Abte Guido Guersi, den Hochaltar der Kirche der Antoniterpräzeptorei Isenheim bei Gebweiler am Fuße der Vogesen, der heute dem Museum in Kolmar seinen einzigartigen Wert und Charakter verleiht. „Man geht nach Kolmar, um Schongauer zu suchen, und findet Grünewald," sagte Böcklin einmal, dem hier das Wesen Grünewalds, das dem seinen so vielfach verwandt war, aufging; wie es eben nur dort, vor jenen Originalen in der früheren Klosterkirche, voll erfaßt werden kann.

Es war einer jener mächtigen Wandelaltäre, mit doppeltem Flügelpaar, wie sie damals in Deutschland üblich waren, eine Architektur, die Holzskulpturen und Gemälde barg, die in verschiedenen Kombinationen je nach den Festen gezeigt werden konnten. Gewöhnlich war der Altar geschlossen und man sah auf den beiden Flügeln die Kreuzigung, auf der Staffel die Grablegung und auf zwei feststehenden Seitenstücken die Heiligen Antonius und Sebastian. Öffnete man die beiden äußeren Flügel, so wurden auf deren Rückseiten die Verkündigung und die Auferstehung sichtbar und dazwischen auf dem inneren Flügelpaar als Mittelbild die Madonna, ihr Kind liebkosend, mit anbetenden musizierenden Engeln, ein Weihnachtsbild. Legte man auch dieses Flügelpaar um, so erschien der thronende Patron der Klosterkirche, der heilige Antonius, zwischen zwei Kirchenvätern, lebensgroße Schnitzfiguren in reichen Nischen, flankiert von Gemälden zweier Begebenheiten seiner Legende, der Versuchung des heiligen Antonius und dem Besuche des Heiligen bei dem greisen heiligen Einsiedler Paulus, die die Rückseiten des zweiten Flügelpaares schmücken. Darunter

Studie zu einem Gekreuzigten.
Handzeichnung auf blauem Papier in schwarzer Kreide mit Weiß gehöht.
Im Besitz der öffentlichen Kunstsammlung in Basel.

Christus am Kreuz und Beweinung Christi.
Hauptmittelbild und Predella des Isenheimer Altars im Museum zu Kolmar.
Photographieverlag von F. Bruckmann A.-G., München.

in der Staffel die kleinen Halbfiguren Christi und der Apostel. In der Anordnung liegt nichts Erstaunliches; man konnte deshalb den Altar in seine Teile zerlegen, um für die Gemälde eine möglichst günstige Lichtwirkung zu gewinnen, verlor aber natürlich die in der Zusammenwirkung der vier gleichzeitig sichtbaren Tafeln begründete Steigerung zu einem gewaltigen Akkord. Was damit verloren ging, wird man in vollem Umfange begreifen, wenn man Grünewalds Kunst erkannte. —

Gegen die Schauder der Finsternis reckt sich das roh zusammengehauene Kreuz, das Querholz biegt sich unter der Last des eben zusammengebrochenen Körpers, dessen grünlich-fahle Leichenfarbe die Geißelwunden unterbrechen. Gräßlich leuchten die in verzweifeltem Hilfeschrei erstarrten Hände, in fürchterlicher Pein verkrampfen sich die Füße; entseelt, zu Tode gequält, sinkt das Haupt mit dem von roher Henkershand zusammengedrehten Dornenkranz auf die Brust, aus deren Lanzenwunde ein Blut-

strom auf das zerlumpte Lendentuch herabschießt. INRI leuchtet die Tafel im bleichen Lichtschein. In weitem Abstand, die die Verzweiflung und Verlassenheit des Leidenden fühlbar macht, sinkt links die Madonna, bleich wie ihr Nonnengewand, ohnmächtig zusammenbrechend in die Arme des Johannes. Dessen rotes Gewand schreit den Schmerz grell hinaus, sein schwächlicher Körper vermag sich kaum aufrecht zu erhalten. Zu ihren Füßen, näher am Kreuz, ringt mit letzter Kraft Magdalena die Hände gegen das Schicksal; Schmerz, wilder, maßloser Schmerz zittert in ihrer hinsinkenden Gestalt, bebt in den Linien des Gewandes, in allen Haarwellen. Und rechts steht, vor sich das Lamm als Symbol der von ihm angekündigten Erlösung, gewaltig und unerschütterlich, Johannes der Täufer, mit dem Riesenzeigefinger auf Christus hindeutend, ein eindringlich mahnender Bußprediger, wie er großartiger nicht erdacht worden.

Wo ward je eine religiöse Vorstellung in so erschütternd packender Wahrheit versinnlicht, wann der Ausdruck des Innern zu solchem Grade gesteigert? Übermenschliches Leiden, erstarrender Schmerz um den Sohn, niederdrückendes Mitgefühl und anklagende Verzweiflung. Die Stärke des Eindrucks zeigt die künstlerische Kraft Grünewalds. Greifbar deutlich gelang es ihm, eine fürchterliche Vision vor das Volk zu stellen, die die Sinne erschreckt und das Herz beklemmt. Das ist kein Naturalismus, keine sklavische Abhängigkeit von der Natur, es ist ein freies Schalten, ein souveränes Gebieten über die Mittel der Natur, die er zu unnachahmlichem Ausdruck zusammenzwingt. Es ist das gleiche Streben nach überzeugender Wahrheit seiner Werke, das ihn zum Naturalismus in Einzelheiten und von zeichnerischer Modellierung zur farbigen drängt; das Licht und Farbe den wesentlichen Teil der Wirkung übergibt,

Versuchung des heil. Antonius. Innerer Seitenflügel vom Isenheimer Altar. Photographieverlag von F. Bruckmann A.-G., München.

weil sie Träger seelischer Stimmungen sind; das ihn auf alles Beiwerk verzichten läßt, um dem Beschauer um so gewisser das Empfinden mitzuteilen, das ihn, den Schöpfer, erfüllte. Wie stark die auf Empfindung, Affekt hinstrebende Persönlichkeit des Künstlers auch bei wirklichen Naturstudien mitwirkt, zeigt eine Zeichnung zu einem Gekreuzigten im Basler Museum. Schmerz, echter Schmerz spricht aus den Zügen, als dessen Vorbild man sich einen Hingerichteten vorstellt, obwohl es sicher nichts als ein gewöhnliches Modell war. Sehen und Fühlen ist in Grünewald eins geworden.

Unterarmstudie zum heiligen Sebastian. Handzeichnung im Besitz des Königl. Kupferstichkabinetts zu Dresden. (Verlag von Stengel & Co. in Dresden.)

Einige Reste technischer Befangenheit, die der Kreuzigung bei der dort durchbrechenden, durchaus neuen, rein malerischen Auffassung noch anhaften mußten, sind bald überwunden. Die etwas später gemalte Beweinung ist vollkommen frei davon; mehr noch, sie zeigt eine vollkommen neue, rein malerisch empfundene Komposition, die, nur auf Farbe und Stimmung aufgebaut, einem in Linienkonstruktion entwerfenden Künstler ein Unding gewesen wäre. Grünewald beherrscht den neuen Weg; Ausdruck und Macht der Stimmung sind mächtig wie in der Kreuzigung. Ganz nach rechts hin ist die Gruppe geschoben. Da stützt Johannes den mächtigen Leichnam, der schlaff, gedunsen, wundenbedeckt am Boden liegt; doch schwer fällt das Haupt mit den zusammengeklebten blutigen Haaren herunter. In stummem Schmerze, in qualvollem Nachempfinden die Hände windend, blickt Maria, irr aufschreiend Magdalena auf ihn. Fast die ganze linke Hälfte der langen Tafel nimmt der Sarkophag aus rotbraunem Stein ein, lange, gerade Linien, und dahinter eine weite Landschaft, durch die sich ein Fluß an unbewohnten Ufern vorbeiwälzt; Klage um den Verlorenen auf der einen, Grabesruhe, Öde auf der anderen Seite.

Ganz andere Stimmungen, eine neue Welt voll von Zauber und Wundern, offenbaren die Innentafeln. Willenlos steht man auch hier im Banne von Grünewalds Kunst, empfindet mächtig, was er eingibt zu fühlen.

Eine wunderbare Kraft der Raumbildung zieht den Blick in eine schlichte spätgotische Hauskapelle, durch deren Fenster helle Nachmittagssonne hereinbricht. Das Licht durchzittert den Raum, in dem in flirrendem Schimmer die Taube des Heiligen Geistes schwebt; klettert an den roten Rippen des Mitteljochs empor und verliert sich nach vorn hin zu dämmerigem Halbdunkel, das der Lichtschein eines unsichtbaren Fensters oben rechts bekämpft. Von dort ist eben der Verkündigungsengel hereingesaust, in prächtiger Silhouette hebt er sich vom Licht des Chörleins ab; noch flattert sein roter Mantel wie im Sturm um den Leib. Sein lebhaftes Mienenspiel drückt die ernste Spannung aus, mit der er der Antwort der Jungfrau auf seine mit eindringlicher Gebärde gesprochene Botschaft harrt. Vor ihm kniet an einer Truhe, auf der das aufgeschlagene Buch ruht, Maria in dunkelgrünem Kleide. Erschrocken fuhr sie zurück, es lösten sich die gefalteten

Der heilige Laurentius.
Gemälde im Städtischen Museum zu Frankfurt a. M.
Verlag von C. Röttcher, Photographische Anstalt in Frankfurt a. M.

Hände, grell leuchtet das rote Futter des Kleides durch die gewaltsame Bewegung auf. In ihrem Antlitz aber, das sich kräftig vom dunkeln Vorhang im Hintergrunde abhebt, leuchtet schon ein Strahl des Glückes. Und über ihr erscheint gespenstisch im Gewölbezwickel die Gestalt eines Propheten, dessen Wort zu erfüllen sie berufen ist. Farbe ist das Wesen dieses Bildes; seine ganze Feinheit der Stimmung, die Wahrheit der Luftperspektive beruht auf den mit großartiger Sicherheit angewandten koloristischen Mitteln.

Sieghafter, in himmlischer Freude erstrahlen Licht und Farben in dem unvergleichlichen Mittelbilde. Da sitzt vor einer reich verzierten, farbenschillernden, phantastischen spätgotischen Pforte Maria im Freien. Mit inniger Liebe betrachtet die blondhaarige nordische Frau ihr kräftiges Kindlein, es mit zarten Händen behutsam am Busen bergend. Derselbe Künstler, der den Kreuzestod wahrer malte als je ein anderer, gibt das selbstvergessene Herzen und Spielen mit dem Kinde, das im Glück überströmende Gefühl einer Mutter. Man ahnt die umfassende künstlerische Kraft, begreift, daß nur er eine Gestalt, die sicher nicht eigentlich schön ist, mit solch innerer Schönheit zu erfüllen vermochte. Untrennbar sind Wiege, Waschbütte und Töpfchen mit dieser entzückend natürlichen Gruppe verbunden. Und wie ein Wunder erscheint daneben die strahlende Halle in prunkvollem Schmuck, in der sich eine heitere, anmutige Schar

fröhlicher Engel in jubelnder Musik und festlicher Pracht in zauberischen Lichtern herandrängt, das göttliche Kind zu verehren. Traumverloren läßt vorn einer den Bogen über die Saiten streichen, versunken in den Anblick des Mutterglücks. Und hoch oben, über dem ragenden blauen Berge, der die hinter Maria sich breitende frische Landschaft mit einem Kloster darin abschließt, tut sich in goldenem Glanze der Himmel auf, in dem man die Herrlichkeit Gott-Vaters mehr ahnt als sieht, brechen Millionen Cherubim in goldig glitzerndem Scheine hervor, den Schöpfer umkreisend oder unter Frohlocken herabschwebend.

Einer Deutung bedürfte wohl die in lichtem Farbenglanze erstrahlende kniende Mädchengestalt mit der Feuerkrone im rechten Portal der Halle. Einige sehen in ihr die Madonna, die in einem Gesicht ihre künftige Verehrung und Herrlichkeit erschaut, andere verstehen sie als die „gläubige Seele" der Mystiker, die die Verbindung herstellt zwischen dem Erlöser und den Erlösten. Beides ist nicht recht überzeugend, eine Einigung auch bisher nicht erzielt. Aber was schadet diese eine geheimnisvolle Figur in dem Märchen an Pracht und Farbe, dem sie sich willig einfügt! Gibt es eine Darstellung, die mit soviel Poesie mit gleichem Zauber die Erscheinung des Heils auf der Erde nicht nur zur Anschauung, sondern zur Empfindung bringt, die durch das Auge soviel von Seligkeit und Freude in das Innere dringen läßt? Es ist ein

Der heilige Cyriakus.
Gemälde im Städtischen Museum zu Frankfurt a. M.
Verlag von C. Röttcher, Photographische Anstalt in Frankfurt a. M.

echtes Weihnachtsbild seiner Stimmung nach, wenn auch der Stall, Joseph, Ochs und Esel und die anbetenden Hirten fehlen. Das wäre Beiwerk, das die Konzentration vernichten würde, die Grünewald anstrebt.

Und welche Fülle malerischen Könnens erzeugte diese Feststimmung! Von der Glut des prachtvoll karminroten Gewandes der Madonna, das flutendes Tageslicht in feinen Übergängen tönt, leiten die gelblichweißen Tücher hinüber zu jenem Engel mit dem Cello, in dessen hellschimmerndem Kleide fast impressionistisch alle Farben des Regenbogens versteckt erscheinen, deren Reflex Haar, Flügel und Antlitz aufleuchten läßt. Kühner erscheinen die nebeneinandergesetzten Farben in dem Engel mit der Bratsche und, ins Große übersetzt, bringen sie den schillernden Reiz im Gewimmel der Halle hervor, der seinen Höhepunkt in der Aureole der geheimnisvollen Mädchenfigur erreicht. Und diesem ganz märchenhaften Farbenglanz hält die großartige, farbensatte Landschaft rechts mit ihren gelbgrünen Halden, dem blauen Wasser und dem farbenreichen Abendhimmel hinter dem in grünlichem Eise erstarrten Hochgebirge das Gleichgewicht. Über dem Ganzen erstrahlt als Abschluß das goldene Heer der Himmlischen.

Singender Engel.
Handzeichnung auf weißem, leichtvergilbtem Papier in schwarzer Kreide im Besitz des Königl. Kupferstichkabinetts zu Berlin.

Man sollte eine Steigerung der Farbenleuchtkraft über das himmlische Konzert hinaus für unmöglich halten. Und doch feiert Grünewalds Palette einen äußersten Triumph in der Auferstehung. Ein leuchtendes Meteor schwebt Christus vor dem nächtlichen Sternenhimmel, aufgelöst in eine gewaltig strahlende, in allen Farben flirrende und schimmernde Aureole, aus der die Körperumrisse undeutlich, unwirklich leuchten. Wie eine Rakete schoß er in feurig rotem, noch wildflatterndem Mantel aus dem Grabe empor, wie eine Lichtgarbe die Leichentücher hinter sich herziehend. Blendend, glitzernd, überirdisch ist diese Erscheinung, vor der die Wächter am Sarge dumpf hinschlagen.

Es ist das letzte Bild in der Reihe, die die Abstufung des Lichtes vom dämmerigen Innenraum bis zur hellen Sonne — und eine solche ist der auferstandene Christus — zeigte. Das gegenseitige Dämpfen und Steigern muß Werte in jedem einzelnen Bilde hervorgezaubert haben, die man heute nur noch vermuten kann.

Auf Kontrast vor allem beruht auch die Wirkung der beiden letzten Flügelbilder. Das eine stellt den Besuch des greisen Antonius bei dem uralten Eremiten Paulus in der Wüste dar, das andere die Versuchung des Antonius durch böse Geister. Beiden gemeinsam ist als Neues die phantastische Landschaft, die in dem einen Bilde die Ruhe, in dem andern die Aufregung außerordentlich steigert. Auch hier gelangt Grünewald aus dem Wesen seiner Kunst heraus zu einem Ausdrucksmittel, das sich erst in der ähnliche Tendenzen verfolgenden Kunst des XVII. Jahrhunderts wiederfindet. Auf die Versuchung wenigstens als das Bild, das Grünewalds Kunst am prächtigsten zeigt, sei kurz eingegangen. Eine unwirtliche Gegend tut sich auf mit ragenden Felsen und starrenden, verdorrten Ästen. Der Greis mit weißem Haar und wallendem Bart liegt hilflos am Boden, umdrängt von einer Unzahl entsetzenerregender Gestalten. Ungeheuerliche Leiber, wie sie nur mittelalterliche Phantastik zu ersinnen vermochte, mit gräßlichen Rachen und furchtbar funkelnden Augen bedrohen

Mittelbild des Isenheimer Altars von Matthias Grünewald.
Im alten Museum zu Kolmar. (Linke Hälfte.)
(Reproduziert von F. Bruckmann A.-G., München.)

Mittelbild des Isenheimer Altars von Matthias Grünewald.
Im alten Museum zu Kolmar. (Rechte Hälfte.)
(Reproduziert von F. Bruckmann A.-G., München.)

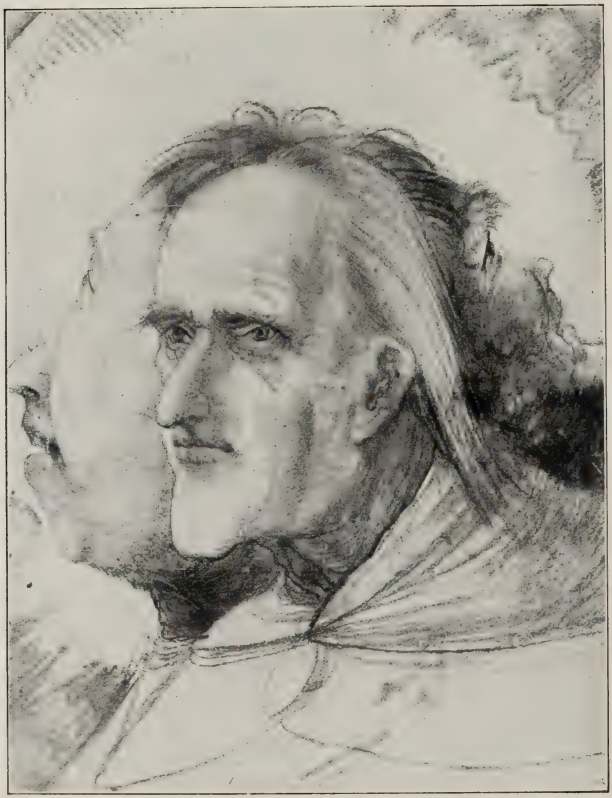
Studie zum heiligen Antonius des Isenheimer Altars.
Handzeichnung im Besitz des Königl. Kupferstichkabinetts zu Dresden. (Verlag von Stengel & Co. in Dresden).

und quälen ihn. Ein Scheusal hat seinen Mantel, ein anderes seinen Haarschopf erfaßt, sie zerren an ihm herum. Kläglich schreit der Alte, greift mit der Rechten nach einem Stumpf und mit der Linken nach dem schmerzenden Kopf, auf den eben eine Kinnlade niedersausen soll. Aber schon wird sein Arm von anderen ergriffen, drin-

gen weitere Untiere Stöcke schwingend auf ihn ein. Wieder andere tragen indessen die in Brand gesetzte Hütte ab. In höchster Not erscheint am Himmel Christus in seiner Glorie, Engel schweben hernieder, den Kampf mit der Unterwelt aufzunehmen. Das Ganze überaus drastisch; die Ungeheuer, aus allen möglichen Lebewesen

zusammengesetzt, in Bewegung und Blick außerordentlich wirkungsvoll, in Gefieder, Schuppen und Häuten stofflich und farbig ganz überraschend. Ein bunter, glühender Hexensabbat im zarten Helldunkel der Abenddämmerung, die die Spitzen der Felskegel in rosigem Lichte erstrahlen läßt.

Hat man so in Kolmar Grünewald „gefunden", darf man darangehen, seine Kunst an dem Maßstab gleichzeitiger Schöpfungen zu werten. Die Kunst Dürers und Holbeins ist es, die dieser seiner Zeit das Gepräge gibt. Mit ihr freilich hat Grünewald wohl nichts weiter gemein als die große, freie Auffassung des beginnenden XVI. Jahrhunderts, das sich nicht mehr in Details verliert, die die Bilder des XV. überladen erscheinen lassen. Aber Dürers Streben ging auf Ruhe, Klarheit und vor allem auf Vollendung der Form hin, darin ihn die Einflüsse von Italien wohl schneller voranbrachten, ohne direkt entscheidend zu wirken. Holbein geht denselben Weg.



Drei Köpfe. Studie.
Handzeichnung in Kohle oder schwarzer Kreide auf bräunlichem Papier im Besitz des Königl. Kupferstichkabinetts zu Berlin.

Farbe ist für beide eine Zutat, die zwar ein Mehr bedeutet, aber nichts in das Wesen ihrer Kunst Eingreifendes. Beide stehen mit beiden Füßen auf ihren Vorgängern, sind Träger der notwendigen Entwicklung. Grünewalds Element sind Bewegung, Affekt bis zur Verzerrung; Ausdruck ist ihm alles, die Form nichts, und die Farbe ist ihm ein Ausdrucksmittel. Plötzlich, ohne alle Tradition, steigt seine Kunst aus dem Nichts hervor; eine Kunst der Phantasie, die Gestalten ihrer eigenen Welt Sichtbarkeit verleiht, in ekstatischer Aufwallung erschienene Gesichte in ihrer starken Gegenwärtigkeit zu gestalten sich anschickt und deshalb ihre Mittel sich erst erzeugen muß. Wie das gelungen ist, zeigen am besten die Bilder des Isenheimer Altars.

Ein wie starkes Können in dieser neuen Art künstlerischen Schaffens Grünewald besitzt, zeigen am deutlichsten einige Bilder, deren Stoffe eine religiöse Betätigung der Phantasie ausschalten. Im Frankfurter Städtischen Museum befinden sich heute zwei Tafeln seiner Hand, zwei grau in grau gemalte Flügel eines verschollenen Altars der Dominikanerkirche, die eine, mit dem Monogramm Grünewalds, den heiligen Laurentius, die andere den heiligen Cyriakus darstellend. Beide Figuren stehen vor dunklem Grund, der über den Köpfen mit naturalistischem Laubwerk gefüllt ist. Cyriakus heilt als Exorzist eine geisteskranke Fürstentochter, indem er ihr die Stola um den Hals legt; Laurentius erscheint mit seinem ständigen Attribut, dem Rost, auf dem er den Märtyrertod starb. Helldunkel, Licht, Schatten, Reflexe geben Tonwerte, schaffen räumliche Illusion, und innere seelische Bewegung erfüllt die Gestalten, geht in die Hände und Bücher über und teilt sich der Gewandung mit. Sie leben trotz der grauen Farbe, leben stärker als andere

Studie. Handzeichnung im Besitz des Königl. Kupferstichkabinetts zu Dresden. (Verlag von Stengel & Co. in Dresden.)

Figuren dieser Zeit. Mit einem Übermaß an Kraft scheint Cyriakus das Mädchen fast zu erwürgen, und auch bei Laurentius hat man die unwillkürliche Empfindung einer Handlung. Das Temperament Grünewalds duldet keine Ruhe, mag auch die Bewegung im einzelnen Falle weniger angebracht erscheinen.

Es kann unter diesen Umständen nicht verwundern, wenn ein Gemälde Grünewalds in der Münchener Alten Pinakothek inhaltlich mißverstanden wurde. Es entstand im Auftrage des Kardinals Albrecht von Brandenburg für die Haller Stiftskirche, in der es 1525 bereits aufgestellt war, und stellt die Stiftsheiligen St. Mauritius und Erasmus dar. Erasmus trägt die Züge des Kardinals, dessen Wappen im Saume der Albe gestickt erscheint. Die intensive Unterhaltung der beiden führte zur Deutung als Bekehrung des heiligen Mauritius. Aber was ist durch dieses Inbeziehungsetzen, die lebendige Sprache der Blicke und Hände aus dem spröden Stoff herausgeholt. Nur sie rechtfertigt die merkwürdig unsymmetrische Verteilung der Hauptfiguren. Die gewaltige Gestalt des mitrageschmückten Bischofs steht zu äußerst links und sieht in Spannung horchend auf Mauritius. Dieser ist in lebhaftem Reden fast in die Mitte getreten, mit südländischem Eifer gestikulierend. Die den Hintergrund füllenden Nebenpersonen, ein greiser Sakristan mit mürrischem, uninteressiertem Ausdruck und drei Bogenschützen, von denen nur von zweien die Köpfe sichtbar werden, dienen der Verteilung der Massen in der absolut malerisch empfundenen Komposition. Links erstrahlt die schwere Masse des Goldgewandes mit wenig Zinnober, Grün und Weiß; der Brokatstoff herrlich gebildet in wunderbarem Glanze und zartesten Übergängen. Das rosige Gesicht des Alten mit den so überaus sicher hingesetzten Lichtern leitet hinüber zu dem Mohrenkönig, dessen braune Haut, silbergraue Rüstung, weiße Handschuhe und grellrote Hosen wirkungsvoll gegeneinander stehen. Die größte Schwierigkeit lag in der eintönigen starren Masse des Silbers; aber wie ist sie mit Lichtern, Reflexen und goldenem Zierat belebt, und wie stark lenken die Farbflecken der Bogenschützen im Hintergrund ab, ergänzen die ohne sie eintönig grelle Farbwirkung der Hauptfiguren. Es ist ein Meisterwerk, das durch weise Berechnung höchste Wahrheit im ganzen wie in den Einzelheiten erzielt.

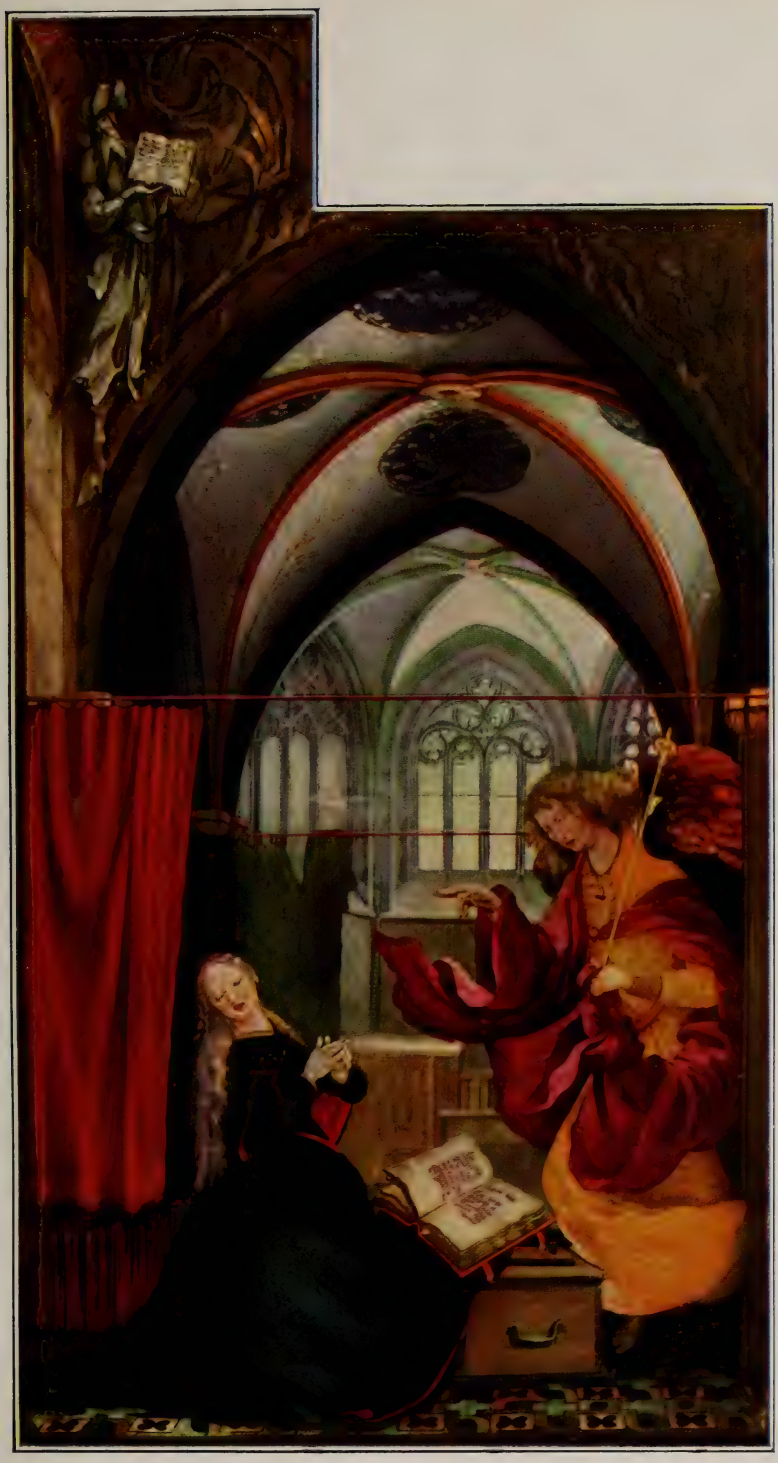
Es verlohnte sich wohl, auch die schrankenlose Freiheit in der Darstellung an allen Bildern im einzelnen zu verfolgen, zu sehen, wie der Künstler keiner Schwierigkeit aus dem Wege geht. Doch das würde zu weit führen, ebenso wie die Würdigung

der bedeutendsten Grünewald von der Forschung zugeschriebenen Gemälde, von denen wenigstens der Karlsruher Gekreuzigte, die Basler Kreuzigung und die Stuppacher Madonna hier genannt seien. Einen Blick aber muß man zur vollen Würdigung Grünewalds auf seine Zeichnungen werfen, deren Zahl sich heute auf vierzehn beziffert. Vielleicht darf man in ihnen oder einem Teile doch einen Rest des oben erwähnten Skizzenbuches vermuten, das Sandrarts Begeisterung für den Meister erweckte.

Die Basler Zeichnung zu einem Gekreuzigten wurde schon genannt. Dieser Naturstudie steht würdig eine zweite zur Seite, die erst jüngst mit einigen anderen ins Dresdner Kupferstichkabinett gelangte und dort als Grünewald erkannt wurde. Sie stellt die Hälfte eines größeren Blattes dar, das mit der anderen, in Göttingen aufbewahrten die Arme des heiligen Sebastian auf dem rechten Flügel des Isenheimer Altars vorbildet. Auch die Rückseiten beider Teile enthalten Studien zum Altar, und zwar solche zu der Gestalt des heiligen Abtes Antonius im Eremitenbilde. Die vielbewunderten Hände des heiligen Märtyrers sind mit glänzendem Empfinden der Natur nachgebildet, im Gemälde selbst aber erst spricht durchgeistigtes Leben aus ihnen. Von der Natur geht Grünewald nicht aus, er benutzt sie lediglich als Anhalt, erweckt sie neuschaffend zu neuem, schönerem Leben. Der Kopf eines singenden Engels im Berliner Kupferstichkabinett mag das etwas deutlicher zeigen. Die unterstrichene, fast bis zur Grimasse gesteigerte Tätigkeit, die ganz im Sinne des auf Bewegung und Leben ausgehenden Kunstcharakters erfaßt ist, findet sich, wenn man genau zusieht, in manchem Gesicht des Engelkonzerts; und doch, wie ist das als Ganzes unübertrefflich harmonisch und schön! Ganz impulsiv kommen die Gedanken, die Grünewalds Werken ihren eigenartigen Stempel aufdrücken. Eine andere, ebenfalls im Berliner Kabinett aufbewahrte Zeichnung gibt in etwas eine Ahnung davon. Da sind drei Charakterköpfe zusammengestellt, deren jeder einzelne ein Meisterwerk scharfer Charakteristik. Plötzlich erstrahlt um diese merkwürdige „Trinität“ ein Lichtkranz, nur ganz flüchtig mit ein paar Strichen angedeutet, und aus den Studien ist ein rätselvolles Gebilde geworden. Rätsel sind auch die beiden andern neueren Dresdner Zeichnungen mit ihrer für eine Zeichnung dieser Zeit unglaublichen Lichtwirkung. Vielleicht darf man in ihnen Apostelstudien zu einer Verklärung Christi Grünewalds sehen, die Sandrart in Frankfurt sah, die bisher aber nicht wiedergefunden wurden. Welche fast farbige Tonigkeit ist mit den geringen Mitteln der weiß gehöhten Kohlezeichnung erzielt, und welch zitternde Erregung spricht aus den sich niederwerfenden Gestalten.

Solche Kunst mußte Anerkennung finden. Daß sie Grünewald nicht fehlte, beweisen Aufträge nicht nur für Isenheim und Kardinal Albrecht, für die er die größten Tafeln schuf. Die Flügel des Isenheimer Altars messen über drei Meter in der Höhe, und überlebensgroß sind auch die Figuren des Münchener Bildes. Im großen und ganzen aber fehlte doch der Zeit des Meisters das Verständnis für malerische Gestaltung, für eine Kunstweise, die die Tage eines Rubens und Rembrandt vorauszunehmen scheint. Es wurde schon darauf hingewiesen, nach welchen anderen Zielen seine Epoche drängte. Eine zweite Bewegung dieser Zeit aber grub auch dem inhaltlichen Verständnis für Grünewalds Kunst den Boden ab. Gerade diejenigen Regungen auf religiösem Gebiet, die aus einem gesteigerten Gemütsleben hervorgingen, wie Grünewalds Kunst, wurden unterdrückt. Grünewalds Religiosität bildet den Gegenpol zu dem Protestantismus der Reformatoren. Wie wirre Träume, die der Tag verscheucht, mußten ihnen die Visionen Grünewalds erscheinen.

So ward der „verwunderliche und hochgestiegene Meister“, wie Sandrart ihn nennt, vergessen, wurde aus ihm der einsame Melancholiker, als den er ihn kennzeichnet. Der magere Kopf eines vom Leben zermürbten Mannes, dessen kahle, zurückfliehende Stirn mit den müden, traurigen Augen und den leidenschaftlichen Zügen darunter dünnes, strähniges Haar krönt, den Sandrart als Selbstbildnis des Meisters im Nachtrage der Teutschen Akademie bringt, möchte wohl dazu stimmen. Der Stich ist freilich nach einer Federzeichnung des XVII. Jahrhunderts gefertigt, die heute in der Kasseler Gemälde-



Die Verkündigung. Gemälde von Matthias Grünewald.
Vom Isenheimer Altar im alten Museum zu Kolmar.
(Reproduziert von F. Bruckmann A.-G., München.)

Studie. Handzeichnung im Besitz des Königl. Kupferstichkabinetts zu Dresden. (Verlag von Stengel & Co. in Dresden.)

galerie aufbewahrt wird; diese aber stimmt mit einer 1529 datierten und mit Grünewalds Monogramm bezeichneten, leider zerfaltenen Kohlezeichnung in Erlangen überein, an deren Originalität zu zweifeln kaum ein Grund vorliegt und die sehr wohl als des Meisters Selbstbildnis gelten könnte, zumal die Züge eine unverkennbare Ähnlichkeit mit denen des heiligen Paulus auf dem Einsiedlerbilde des Isenheimer Altars aufweisen, in denen alte Tradition ebenfalls Grünewalds eigene Züge vermutet.

Grünewalds Kunst verschwindet mit Grünewald. Das Gold des Großen ging für die Nation verloren. Zwar zeigen sich hier und da in der Künstlerwelt besonders der Donaugegend jener Zeit malerische Tendenzen. Altdorfer ist wohl der Beste dieser Reihe. Aber alles ist winzig und kleinlich gegen Grünewalds Art. Auch das ging schnell verloren; die Kunst versank in trockenem Formalismus.

Wie stark die Wertschätzung eines Künstlers von den Zeitumständen abhängig ist, empfindet man vielleicht am deutlichsten, wenn man Grünewald durch die Jahrhunderte verfolgt. Ebensosehr, wie sein Vergessenwerden durch die Verhältnisse seiner Zeit bedingt ist, beruht das völlige Nichtverstehen seiner Kunst während des größten Teiles des XIX. Jahrhunderts, in dem sich endlich das Interesse für die deutsche Kunst vergangener Zeit regte, auf der von Cornelius und seiner Schule, von der Akademie beherrschten Anschauungsweise dieser Zeit. Nur so ist es begreiflich, wenn Förster 1854 in seiner Geschichte der deutschen Kunst gänzlich verständnislose Schmähungen gegen den Isenheimer Altar schleudert: „Wohin eine lebhafte Künstlernatur auf dem hier betretenen Wege eines künstlich begeistigten Naturalismus kommen muß, sieht man noch deutlicher aus dem Isenheimer Altar, in welchem den Anforderungen der ‚Wirklichkeit', blutender Wunden und schreienden Schmerzes mit der höchsten Leidenschaft der Geschmacklosigkeit entsprochen wird, während in den Seitenbildern der Wahnsinn als Phantasie wirtschaftet."

Unsere Zeit erst wieder fand den Maßstab des Temperaments, der persönlichen Veranlagung. Verwandte Schöpfungen unserer Zeit haben den Weg gezeigt zum Verständnis dieser Werke.

Und so erscheint uns Grünewald in seinem vollen Werte als einer der schöpferischsten deutschen Künstler und der größte deutsche Maler. — —

Die Sibylle.

Eine Christnachtsage aus Rom.

Von Lulu von Strauß und Torney.

In jener Nacht, als das dämmernde Abendblau
Der Schatten wuchs an albanischer Berge Hang,
Schritt die Appische Straße nieder mit schwerem Gang
Eisgrau und groß am Stab eine greise Frau.

In brauner Campagna sahen die Hirten sie gehn,
Warfen die Mäntel ums Haupt und rannten straßab:
„Von den Bergen von Tibur schreitet das Schicksal herab —
Wir haben die Graue, die Mutter der Zeiten gesehn!"

Und sie schritt durch das Tor, sein Bogen schollerte hohl,
Schritt offner Tavernen Lichtern und Lärmen vorbei, —
Über der nachtenden Gassen Gesang und Schrei
Dunkel gegen die Sterne stieg Roms Kapitol.

Knochige Finger schlugen an erzenes Tor,
Und der Hüter des Tores fuhr auf und erschrak sich sehr:
Wie ein Schatten des Hades strich es grau an ihm her,
Schritt es die Stufen im Hause des Cäsars empor ...

Flackernd im Zugwind flog einer Lampe Licht, —
Der Cäsar sah auf vom Ruhbett: was knarrt die Tür?
Und er griff an sein Schwert und fuhr hoch: wer stört mich hier?
Und sah unter greisen Strähnen ein ehern Gesicht ...

„Wo kommst du her? Was ließ die Wache dich ein?" —
Die Lampe knistert, durchs Fenster die Nachtluft strich, —
Ein Schwerthenk klirrte. „Der Cäsar fragte dich, sprich!"
Da sprach es raunend in horchende Stille hinein:

„Die Wasser von Tibur höre ich donnern talher,
Hundert Jahre und länger, ich zähle nicht mehr.
Dunkelverhülltes dampft mir aus donnerndem Schrund,
Stimmen in Nächten rufen mich ohne Mund.

Vom Berge stieg ich, schritt Jupiters Tempel vorbei, —
Da sah ich drei Säulen, kein Dach mehr trugen die drei,
Die Distel samte, wo Mars der eherne stand,
Es grasten die Rinder, wo Vestas Feuer gebrannt ...

Denn Neues ging auf, und Altes zerstäubt zu Schaum:
Es ward ein Same gesäet, der wächst zum Baum,
Eine Quelle sprang auf, ich sehe sie schwellen zum Strom —
Beuge deine Stirne, Cäsar von Rom!

Die Zeit ist da, es kam aller Nächte Nacht,
Die Jungfrau kam, im Aufgang der Stern ist erwacht,
Geboren ist, dem die Erde zu Füßen fällt —
Beuge deine Knie, Gebieter der Welt! ..."

Die Stimme erlosch. Des Cäsars Atem ging schwer,
Er sah nach der, die dunkel im Schatten stand, —
Er schlug an das silberne Becken mit rascher Hand:
„Sklaven, die Opferschauer und Priester her!

Kränzt mir des unbekannten Gottes Altar!
— Dunkle Votin, wo bist du?" — Er starrte blaß:
Stumm nur äugte die Nacht in das leere Gelaß, —
Und ein fremder Stern stand im Aufgang und brannte klar! ...

Sieg. Roman von Hanns von Zobeltitz.

Vom Denkmal des Alten Fritz bis zum Brandenburger Tor schoben und drängten die Menschenwogen rechts und links der doppelten Lindenreihen, zwischen denen die Massen wie festgekeilt standen. Am Opernplatz war kein Durchkommen; Tausende stauten sich vor dem Palais des Königs, Glied an Glied, Kopf an Kopf. Und immer neue Hunderte, Tausende kamen durch die Nebenstraßen herangezogen, aus allen Stadtteilen, von Nord und Ost und Süd: junges Volk, Frauen und Burschen, Männer mit den Kriegsdenkmünzen von 1864 und 1866 auf der Brust, Greise mit dem schwarzsilbernen Kreuz aus den Befreiungskriegen. Es war nicht laut in den Massen, aber ein Rauschen ging über sie hin, das Summen und Raunen ungezählter halblauter Stimmen, in denen Entrüstung und Erwartung zitterten.

Der Tag war heiß gewesen. Nun spannte sich in der Hochsommerdämmerung der Himmel blau und wolkenlos. Die Gaslaternen flammten auf in den geöffneten Läden, die Häuserzeilen entlang, schimmerten gelb aus dem grünen Laub der Lindenreihen.

Ein paarmal kam stärkere Bewegung in die harrenden Massen. Aus der Charlottenstraße, durch die engen Gassen am Kronprinzlichen Palais stürmten die Zeitungsjungen mit ihren Packen heran. Die druckfeuchten Extrablätter gingen von Hand zu Hand, wurden laut verlesen. „Abreise des Königs aus Ems!“ — „Ankunft Seiner Majestät in Magdeburg!“ — „Sitzung der französischen Deputiertenkammer hat soeben begonnen!“ Das Raunen und Rauschen schwoll an. Dann wurde es wieder stiller — fast wie in Ehrfurcht. Bis eine einzelne zornbebende Mannesstimme rief: „Sie sollen nur kommen!“ Zehn, zwanzig, hundert wiederholten es. Und wieder war die Ruhe der Spannung und der Erwartung über der Masse und dazu ein Rauschen wie von Adlersflügeln.

Mühsam nur, Schritt um Schritt, kam Berkenfelde vorwärts. Sie waren zu dritt aus der Kaserne fortgegangen, Herz und Hirn von dem einen Gedanken erfüllt: Gibt es Krieg?! Von nichts anderem war heut gesprochen worden im Kasino, auf dem Kasernenhofe, in den Leutnantswohnungen. Vor Tisch war der Oberst dagewesen. Der Alte hatte vor Wut gezittert. „Unserem König die Schmach anzutun! Unserem geliebten, greisen König!“ Bei Tisch hatten sie ein paar Champagnerflaschen den Hals gebrochen. Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden, doch ihre Weine trinkt er gern. Auf einen frohen, frischen, fröhlichen Krieg! Das junge Blut schäumte wie der Champagner. Dann waren sie losgezogen. Es hieß ja, der König soll heut abend ankommen. Heute abend fiel wohl noch die Entscheidung. Ach was — Entscheidung! Die war schon gefallen. Mochten sich die Herren Diplomaten noch hin und her streiten: um diesen Krieg kamen sie nicht herum — um diesen Krieg nicht! Das hatten die anderen gesagt, und Kurt Berkenfelde war schweigend zwischen ihnen gegangen.

Nun war er doch allein. Kandern hatte noch bei Stehely die neuesten Pariser Zeitungen lesen wollen, war an der Charlottenstraße abgeschwenkt; und Britzky war plötzlich verschwunden, ohne ein Abschiedswort, wie vom Erdboden verschlungen. Irgendeine Menschenwoge mußte ihn abgedrängt haben. Kein Wunder heut.

An der Ecke der Friedrichsstraße war es fast toller als auf dem Opernplatz. Gar kein Durchkommen möglich. Wohl zehn Minuten stand Berkenfelde wie festgemauert, bis ihn eine Woge über die Straße trug. Unmittelbar vor Kranzler mußte er wieder stehen bleiben. Da sah er plötzlich Mutter und Hedwig hinter einem

Fenster der Konditorei. Sie hatten ihn auch gesehen. Mama winkte, und Hede nickte. Mit einiger Anstrengung glückte es ihm, hineinzukommen.

„Mein Junge! Mein Junge!“ sagte Mutter. Weiter nichts. Auf dem lieben Gesicht stand die Sorge geschrieben. Es war nichts Kleines, den Mann und zwei Söhne in den Krieg hinauszuschicken, die einzigen zwei. Aber neben der Sorge stand die heilige Entschlossenheit. Um den Mund ein paar Kummerfalten, die hohe Stirne frei. Mutter war immer noch eine schöne Frau. In dem glatten blonden Scheitel unter der kleinen Capotte lag noch kein graues Haar.

„Kurt! Ihr Glücklichen!“ hatte die Cousine gesagt. Angesehen hatte sie ihn nur mit einem streifenden Blick. Dann gingen die Blauaugen wieder hinaus über die tausendköpfige Menge, hinüber zu den Dachfirsten mit den wallenden preußischen, norddeutschen Fahnen. „Wir sind doch *ein* Volk. Heut fühlt man's endlich.“ Sie reckte die Schultern. „Daß ich kein Mann bin!“

Manchmal hatten sie früher gelacht, wenn das Hedwig sagte. Heut lachte Kurt Berkenfelde nicht. Heut war kein Tag zum Lachen. Aber wie die Cousine so dastand, schlank und rank und straff, jede Muskel gespannt, in dem schmalen, sonnenklaren Gesicht dies seltsame Leuchten, hätte überhaupt niemand lachen können, mochte sie sagen, was sie wollte. Wie eine Amazone sah sie aus. Und wieder nicht: es war doch so viel Weibliches in dem jungen Gesicht. Eine herbe, spröde Weiblichkeit freilich. Hedwig war ja immer anders gewesen wie die anderen Mädchen. Hedwig . . . Hedwig . . .

Das dachte Berkenfelde noch, als er wieder draußen stand, nun drüben auf der anderen Seite der Linden, sich langsam weiter schob, dem Brandenburger Tor zu. Was hatte Mutter noch gesagt? Bruno war in Berlin, mit achtundvierzig Stunden Urlaub herübergekommen aus seinem Nest. Mama war so glücklich gewesen, ihn noch einmal ans Herz schließen zu können. Ob man's ihr gönnte! Die gute Mutter — sie wußte, ahnte ja nicht . . .

Dann hatte er den Bruder und auch Hedwig vergessen. Er war plötzlich angesprochen worden von einer bekannten Stimme. „Geht's wirklich los, Herr Leutnant?“ Links neben ihm stand ein Riese in der blauen Arbeiterbluse, über die ein brauner Sommerrock gestreift war. „Bist du's, Marheinke, oder ist's dein Geist?“ — „Nee, nee, Herr Leutnant, es hat allens seine Richtigkeit.“ Und dann noch einmal die drängende Frage: „Geht's wirklich los?“

Sein erster Bursche. Als er aus dem Korps kam, etwas verspätet, denn er war viel kränklich gewesen, da hatte der Riese ihn mit allem schuldigen Respekt gehätschelt und versorgt, wie das Mitleid des Starken einen Schwachen nur versorgen kann. Merkwürdig — erst vier Jahre war's her.

„Ich denke wohl, es geht los, Marheinke.“

„Na denn man zu!“ Der Riese hob die rechte Faust. Schwarz sah sie aus, trug alle Spuren der Arbeit aus der Borsigschen Gießerei. Aber wie er sie so zweimal hintereinander auf- und zuklappte und dabei die Muskeln des Oberarms spielen ließ, war's, als ob sie jedesmal einen Franzosen kleindrücken wollte.

„Sie müssen auch mit, Marheinke?“

Der Riese schnitt ein Gesicht. „Det *Sie* lassen Se man, Herr Leutnant. Det dürfen Se meinem Vater seinen Sohn nich antun. Freilich muß ich mit.“

„Du hast doch geheiratet und einen Jungen, Marheinke. Das muß schwer sein.“

Die Faust kam wieder hoch, öffnete sich, schloß sich, wie ein Schraubstock. „Na ja, Herr Leutnant, meine Lotte wird flennen. Dadrin sin die Weibsleute stark. Aber wenn unser König uns braucht, Herr Leutnant! Mag sie flennen! Daß wer ihnen man vertobacken, Herr Leutnant!“

Er faßte noch mit der Riesenfaust an die Mütze, militärisch, grinste dazu. Dann war er untergetaucht in der drängenden Menge. Und auch Berkenfeld schob sich weiter. Langsam, Schritt um Schritt.

Da stand an der nächsten Ecke der frühere Oberkellner von Klette aus der Karlstraße, hart an der Tür seines neuen Lokals: Rudolf Dressel, fein im schwarzen Gehrock, aber im bloßen Kopf, mit rotem Gesicht: „Kommen Sie ein bissel' rein, Herr Leutnant? Sie müssen mir doch auch mal die Ehre geben. Donnerstag und Freitag, das ist heut mal 'n Tag, daß unsereinem das Herz im Leibe lacht!“

„Rudolf, Mann Gottes, 'rein kommen kann ich nicht. Ich will zur Wache am Brandenburger Tor. Aber sagen Sie, wie geht das Geschäft?"

„Ach wat — Geschäft! Pleite wird's gehn, wenn der Propriétaire fehlt."

„Warum fehlt?"

„Na, ich muß doch mit. Was sollen denn die Franzer ohne Rudolfen anfangen? Aber wennschon — so oder so pleite. Hauptsache, daß wir den Kerlen zeigen, was 'ne preuß'sche Harke ist. Unserem guten König so unverschämt zu kommen — das soll'n se bezahlen." Das rote Gesicht wurde noch röter, und auf der niedrigen Stirn unter dem blonden Schopf zeigten sich zwei ehrliche Zornesfalten. „Mag allens zum Deubel gehen, erst müssen die Pariser Maulhelden mal Hiebe spüren!"

Und wieder schob sich Berkenfelde weiter, Schritt um Schritt durch die dichten Massen, in denen die Erregung zu wachsen schien von Viertelstunde zu Viertelstunde.

Und auch in ihm —

An diesem ganzen Nachmittag, in diesen Abendstunden war er ein leises, häßliches Gefühl der Scham nicht losgeworden, daß es nicht in ihm kochte wie in all den Menschen rings um ihn her. Er hatte mit den Kameraden angestoßen auf einen frischen, fröhlichen Krieg, und die Nerven hatten auch in ihm gezittert. Er hatte in dem lieben Gesicht der Mutter Schmerz und Stolz zugleich gelesen, hatte mit der Bewunderung, die ihn immer befiel, wenn er mit Hedwig zusammen war, die Begeisterung in ihren Zügen gelesen. Ja doch! Ja doch! Man stand am Tor eines weltgeschichtlichen Ereignisses, und das packte selbst den kühlsten Verstand. Und wenn es wirklich Krieg gab, dann tat man seine Pflicht bis zum letzten. Dafür war man Soldat und Offizier. Und ein Berkenfelde. Aber darum brauchte man doch nicht gleich aufzuschäumen, aufzubrausen, wie junger Most.

Nun war das doch anders, wurde anders von Minute zu Minute. Nun faßte die Erregung der Masse auch ihn. Nun begriff er erst recht, was Hedwig vorhin mit leuchtenden Augen gesagt hatte: „Wir sind doch ein Volk!" Der Grübler in ihm widerstrebte noch. Das verkniffene Gesicht des alten Benecke, seines Lehrers, tauchte plötzlich vor ihm auf und Lermontows Vers, den der Greis so gern zitiert hatte, klang ihm: „Flieh der Begeisterung Todesschlingen — gefesselter Gedanken Ringen." War's nicht so? Heut stand das Volk, starrte und jauchzte, und jeder einzelne war zu jedem Opfer bereit. Aber morgen kam die Ernüchterung, kam die Erkenntnis schwer lastender Pflichten.

Verfluchte Grübelei! Selbst hier ging sie mit ihm, wie sie mit ihm gegangen war durch all die Jahre, seit er selbständig denken lernte. Ging mit ihm und vergiftete ihm jeden frohen Augenblick. Diese verdammte Grübelei mit all ihren Zweifelsqualen, die das Größte klein machen und das Heiligste in den Staub ziehen wollten. „Lassen Sie sich raten, mein Lieber," hatte der alte Benecke gesagt. „Sie taugen nicht zum Offizier. Satteln Sie um, mein Lieber, solange es noch Zeit ist. Sonst gibt's ein Unglück."

Und es war doch etwas Wunderbares um Hedwigs Wort: „Wir sind ein Volk!"

Gewiß war morgen wieder Alltag, und Marheinke stand mit der Einberufungsorder vor seiner heulenden Lotte, dachte nur: ‚Wo kriegt sie Brot her für sich und den Jungen?', und das Herz war ihm zum Brechen schwer. Aber die Erinnerung an diesen Abend nahm er sicher mit hinaus ins Feld. Der hätte nicht Hedwigs Worte deuten können: Wir sind doch ein Volk! Aber es lebte in ihm. Und es lebte in all diesen Hunderten, Tausenden, Zehntausenden.

Weil es tiefste und einfachste Wahrheit war!

Gerade jetzt, in diesen Augenblicken, kam sie in einer Welle heißen Erschauerns über ihn.

Er stand am Pariser Platz in der Höhe der französischen Gesandtschaft, wollte hinüber zur Brandenburger Torwache, konnte aber nicht vor- noch rückwärts, so fest umschloß ihn die Masse. Da klang von fernher ein Rauschen auf, schwoll und wuchs. Immer mächtiger, immer eindringlicher, die Nerven aufpeitschend, unwiderstehlich. Immer näher kam es. Es war wie ein Laut, tausendfach wiederholt, bis zum Sturmesbrausen.

Dumpf wirbelte drüben von der Wache

her, schnell verschlungen, der Trommelschlag. Ein Kommandoruf —

Auf eines Atemzugs Länge standen die Tausende noch wie gebannt. Dann, mit einem Male, war ein Leben in dem Menschenwall, als sei der aufgerüttelt in seinen Grundfesten — Hüte, Mützen wurden herabgerissen, Arme streckten sich, Tücher flatterten —

Durch das Siegestor, unter der Viktoria, fuhr der Wagen des Königs.

Und das Rauschen und Brausen, das von fernher gekommen war wie Meereswogen, wachsend und schwellend, wurde zu einem einzigen Jubelruf: Hoch! Hoch dem König!

Langsam rollte der Wagen durch die Mauern von Menschen.

Der Greis grüßte und grüßte. Neben dem Vater, in strahlender Mannesschönheit, saß hochaufgerichtet der Sohn, der Kronprinz.

Plötzlich klang eine Stimme auf. Zehn, Hunderte, Tausende stimmten ein: „Heil dir im Siegerkranz . . . Herrscher des Vaterlands . . . Heil König dir . . ."

Kein Mund blieb stumm, sie sangen alle. Eine gewaltige Huldigungshymne stieg das Königslied zum Himmel empor, klang weiter und hallte gleich einem Choral, andächtig, andachtheischend, herzerhebend —

„Heil König dir . . ."

Sie sangen, die Hunderte, die Tausende und standen mit ehrfurchtgebeugten Häuptern. Dann und wann ein erschütterndes Aufschluchzen der Ergriffenheit, dann und wann dazwischen ein frohlockender Jubelruf, von unwiderstehlicher Begeisterung geboren. Eng umschlungen hielten sich Männer, die sich vor Augenblicken noch fremd gewesen; die schwielige Hand des Arbeiters umklammerte die schmalen Finger, die den schwarzen Seidenhut hielten.

Dicht neben Kurt Berkenfelde stand eine Frau aus dem Volk im blauen Kattunkleide. Immer wieder versuchte sie mitzusingen, immer wieder versiegte die Stimme; die Tränen rannen ihr über das alte zermürbte Gesicht. Nichts sagte sie als: „Lieber Gott! Lieber Gott!" Rechts neben ihm, Schulter an Schulter gepreßt, stand ein junger Bursch, ein Schüler wohl noch. Der schmetterte sein Lied heraus mit heller Jugendstimme, brach dann ab, ganz plötzlich mitten im Vers, als schösse ihm ein jäher Gedanke durchs Hirn, warf den blonden Lockenkopf nach seitwärts, zu den dunklen Fenstern der französischen Botschaft hin, — „die sollen's nur hören!" — und stimmte wieder ein: „Heilige Flamme glüh — glüh und erlösche nie . . ."

. . . wir sind doch ein Volk!

Das Wort hämmerte in Berkenfeldes Herzen, wie Erz auf Erz. Nun füllte es seine Seele ganz, riß ihn mit sich fort. —

Ein Volk und unbesiegbar darum!

Langsam verhallte der Gesang der Tausende. Dafür klang von fernher wieder das Brausen wie Meereswogen. Und in die Tausende, die gebannt gestanden, kam Bewegung. Wie vorhin vom Schloß zum Tor, so drängten sie nun vom Tor die Linden aufwärts. Keiner hatte die Parole ausgegeben, aber die gleiche Sehnsucht war in allen: „Zum Palais des Königs!"

Schon einmal hatte Berkenfelde gemeint, jemand berührte seine Schulter, hatte sich vergeblich umgesehen. Es war wohl Einbildung oder ein Zufall in der dichten Menschenmasse. Nun aber fühlte er's deutlich, fühlte die Absicht, und als er sich rückwärts wandte, erkannte er Tine Rust.

„Ach du . . . Kurt . . ." sagte sie, stand dicht hinter ihm, so als hätte sie sich erst bis zu ihm durchgedrängt. Die dicken Tränen kullerten ihr über die Backen. „Ach du!" sagte sie noch einmal, schluckte, als wollte sie die Rührung hinunterwürgen, und dazu lachten die roten Lippen schon wieder. „War das schön . . ."

„Wo kommst denn du her, Tine?"

Sie antwortete nicht gleich. Sie hatte ein kleines weißes Taschentuch in der Hand. Ganz zerknüllt war es, sie mochte vorhin damit gewinkt haben. Nun wischte sie sich die Tränen von den Wangen und aus den Augen. „Nein so was! Man mußte ja heulen. Zu schön war's. Wie ein Schloßköter hab' ich geheult." Die Rührung war ehrlich, und die Tränen waren echt. Aber das Manöver mit dem Taschentuch, das war sicher gemacht, um Zeit zu gewinnen.

„Also — wo kommst denn du her, Tine?" fragte er noch einmal und wußte ganz genau, daß der Brandfuchs lügen würde.

„Na, weißt du . . . meine Wirtsfrau, die Kruse, kommt wie besessen in die Stube.

Ich sitz' grad an der Nähmaschine. ‚Mamsell Rust, Mamsell Rust, es gibt Krieg ... und Glocker neun soll der König zurückkommen.' Da sind wir beide losgezogen, aber ich hab' sie dann verloren, die Krusen, bei dem Gedränge. Verstehst du? ... Und was machen wir jetzt?"

Er wußte ganz genau, daß sie log. Er hätte ihr ins Gesicht sagen können: ‚Mädel, du hast ja mit Bruno eine Verabredung und hast ihn verfehlt. Und jetzt soll ich Lückenbüßer sein!' Aber er schwieg. Denn nun lachten ihn nicht nur die roten Lippen an, auch die großen, dunklen Augen lachten.

„Du willst wohl nicht? Na — denn nicht ..."

Bildhübsch sah das Mädel aus mit dem blassen Gesicht, über dem die roten Haare unter dem Strohhut leuchteten. Ganz leise schmiegte sie sich an ihn, wie einen Hauch nur fühlte er ihre Schulter an der seinen.

Aber es genierte ihn, daß er in Uniform war.

Freilich — die Tine konnte man gut und gern für eine Dame halten. Sie war einfach angezogen, in einem hellen Perkalkleidchen, selbst geschneidert natürlich. Aber das saß alles wie angegossen auf dem schlanken Körperchen. Mutti hatte manchmal gelacht: ‚Rusts Tine sieht aus wie ein Prinzeßchen.'

Und sie war doch auch ein anständiges Mädchen. Immer ein bissel verliebt, immer ein bissel zu Dummheiten geneigt. Aber vergeben hatte sie sich im Grunde nie etwas, auch nicht mit Bruno. Der alte Rust hätte auch keinen Spaß verstanden. Der schwang sein spanisches Röhrchen nicht nur über die übrige liebe Dorfjugend, auch seine eigenen Sechse hatten die ungebrannte Asche oft genug zu schmecken bekommen. Der Brandfuchs nicht am wenigsten.

Man konnte es schon riskieren. Mutti wäre auch mit Tine über die Straße gegangen. Sogar Hedwig. Und gar heut abend.

„Komm nur, Tine ..."

„Ich muß aber einhaken. Sonst sind wir auseinander, noch vor der Friedrichsstraße."

„Ja doch ..."

Federleicht lag ihre Hand. Er fühlte wieder ihre weiche Schulter an der seinen und fühlte die Wärme ihres Körpers durch das leichte Kleidchen. Der breitkrempige Strohhut nickte auf und ab und verbarg ihm ihr Gesicht. Doch alle paar Augenblicke hob sie den Kopf und sah ihn an, immer mit dem Koboldslächeln und dem halbgeöffneten Munde, in dem das rote Zünglein zwischen den Zähnen spielte. Zähne hatte das Mädel — rein zum Staunen. Wie die Perlen waren sie, klein und weiß und fest. Einmal, als er auf Ferien in Pinnow gewesen, hatte sie ihm im Übermut in die Hand gebissen. Da standen sie alle blutigrot im Fleisch, wie aufgemalt. Es hatte abscheulich weh getan, aber etwas wie Wonne war bei allem Schmerz doch gewesen. Das mußte nun so an zehn Jahre her sein.

Sie plapperte ohn' Unterlaß, hatte hunderterlei Fragen. Wie das eigentlich gekommen wäre — das mit den Franzosen? Was das für eine Geschichte gewesen — das mit dem Benedetti in Ems? Ob es wirklich Krieg geben würde? Ob der Herr General auch mitginge? Aber natürlich — ohne den ging's doch nicht. Du lieber Gott, und aus Pinnow müßte wohl eine ganze Masse mit in den Krieg, Reserve und vielleicht auch die Landwehrleute. Am Ende gar auch der Freyer, der Sechsundsechzig so schwer verwundet wurde? Ja... und heut abend! So was würd' man sicher nie wieder erleben. Zu schön ... zu schön! Der alte König ... man hätt' ihm die Rührung ordentlich angesehn ... und der Kronprinz! Der Kronprinz!

Sie kamen nur sehr langsam vorwärts. Die Menschenwogen stauten sich immer wieder. Alle paar Augenblicke mußten sie stehen bleiben. Dann fühlte er jedesmal, wie sich ihre Hand ein wenig fester auf seinen Arm legte.

Aber er antwortete auf ihre vielen Fragen nur einsilbig. Seine Gedanken wanderten, kreuz und quer. Sie waren beim König, sie waren beim Regiment. Sie waren bei den Eltern und sie waren bei Hedwig. Sie gingen zurück nach Pinnow, der märkischen Klitsche, auf der Großmutter saß —

„Hör' mal, Kurt — du träumst wieder mal ..."

Mochte schon sein, daß er träumte. Den Träumer, den Grübler hatten sie ihn ja oft genug genannt.

„Wo bist du eigentlich mit deinen Gedanken, Kurt? Du, hör' mal ... Du bist recht langweilig ..."

Schmollen konnte sie auch. Mit spitzem Mäulchen und funkelnden Augen.

Eigentlich hätt' er ihr sagen können: Grad eben war ich bei dir! Grad eben dacht' ich daran: bieg' hier ab nach der Behrenstraße, heb' den süßen Brandfuchs in die nächste Droschke, fahr' mit ihr in den Tiergarten, küß ihr die roten Lippen, küß dich satt. Heut hält sie still, heut küßt sie wieder. Das sollt' ich. Das könnt' ich. Könnt' ich, wenn ich nicht ich wäre mit dem dummen Respekt vor der Kinderfreundschaft und vor dem alten guten Rust ... und mit den Gedanken an Hedwig ...

Vielleicht hätt' er's doch getan. Aber da rief es hinter ihnen: „Halli, Hallo!" Und plötzlich war Bruno da. Im eleganten Sommerzivil, ganz hell, mit einem winzigen Hütchen auf dem braunen Schopf, den kurzen Schnurrbart keck hochgewichelt, lachend, das Einglas im Auge. Sie sagten ja bei den Husaren, der Bruno Berkenfelde ginge mit dem Monokel zu Bett.

„Halli — Hallo! 'n Abend, cher frère. Ja so, Französisch sollte man heut nicht sprechen. 'n Abend, Brandfüchslein. Schau, schau! Mich versetzt man. Mit dem Kurt spaziert man Arm in Arm. Bitte, geniert euch nicht, Kinder ..."

Der Brandfuchs machte seinem Namen Ehre. Im Nu war das ganze weiße Fellchen brandrot. Aber im Nu hatte sie auch die Hand aus Kurts Arm gezogen. „Versetzen?" Sie log wieder. „Wieso denn? Ich bin ganz zufällig mit Madame Kruse Unter die Linden gegangen —"

„Na — na — na! Ist übrigens egal, Tine, Tinchen, Tinuschka! Komm, gib Pfötchen ... Ihr wollt wohl zum Palais? Woll'n sehn, daß wir durchkommen. Kinder, ist das ein Abend! Ich denk' mir, wenn ich mal im Großvaterstuhl sitze, auf jedem Knie einen Enkel, und ich erzähl' den Rangen von heute abend, dann wird mir's Herz noch schlagen vor Wonne. Na überhaupt ... und nun gibt's Krieg. Hurra!"

Dabei hatte er die kleine Hand schon gefaßt und fest in seinen Arm gedrückt. „Hier gehört sie hin, Augustina, Tina, Tinchen!" Hatte sich wieder in Marsch gesetzt. Weiß der Geier: er kommt glatt durch die Menge, wird nicht geschoben, schiebt selber, klopft hier einem ehrsamen Bürgeronkel auf die Schulter: „Erlauben Sie mal ein bisken, verehrter Landsmann!", sagt da zu einem andern: „Sie, Männeken, machen Sie doch mal für meine Braut Platz. So — dank' schön."

Und Kurt kann sehen, wo er bleibt. Darf hinter ihm hergehen, darf seine Späßchen mit anhören, darf zusehen, wie er mit dem Brandfuchs kajoliert. Hol's der Geier! Und den Mund halten. Hol's der Geier! Und so war es immer gewesen — immer — immer — von Kindesbeinen an! Da soll es einem nicht gallebitter hochsteigen ... gallebitter ... an diesem wunderbaren, an diesem heiligen Abend ...

Der Brandfuchs glüht noch immer wie eine Päonie. Der Bruno redet auf sie ein, halblaut, zärtlich, lacht ihr dann wieder ins Gesicht. Aber sie wehrt sich, sie wehrt sich. Ein paar Worte wenigstens fängt Kurt auf. Was das Kantorstöchterlein aus Pinnow für eine spitze schnelle Zunge hat! „... und ich verbitt' mir, daß du so mit mir umgehst! Verstehst?! Ich lass' nicht mit mir spielen! Da ist der Kurt viel artiger — verstehst? Wenn ich auch ein einfaches Mädel bin und schneidern lerne, ich will respektiert sein. Verstehst — verstehst?!" Aber die kleine Hand bleibt dabei auf Brunos Arm, vielleicht nur desto fester, und der Husarenbruder lacht den Brandfuchs ja doch aus. Grad ins glühende Gesicht und in die zornsprühenden Augen hinein. Mit seinem fröhlichen Lachen, dem keiner widerstehen kann. Der Brandfuchs nicht und Mutti nicht und Hedwig auch nicht. Ja ... Hedwig auch nicht.

Nun sind sie am Denkmal des Alten Fritz. Auf dem Eisengitter sitzen die Jungen wie die Spatzen. Die Menschen drum rum wie ein Wall. Soweit man sieht, eine schwarze ungeheure Masse. Bis drüben an die Neue Wache, bis zum Zeughaus, bis zur Oper. Kopf an Kopf. Und wieder dies Sausen und Brausen von tausend Stimmen, von ungezählten heißen Herzschlägen. Ein Brausen wie von Meereswogen. Dann und wann ruft einer: „König Wilhelm — Hoch!" Zehn, zwanzig, hundert rufen es nach. Dann und wann stimmt einer an: „Heil dir im Siegerkranz", und die Tausende

fallen ein. Wieder wird's stiller. Aller Augen schauen, starren auf die erleuchteten Fenster im Erdgeschoß. Plötzlich kommen von drüben, von der Neuen Wache her, neue Klänge: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?" Und wieder stimmen die Tausende ein: „Die Fahne schwebt mir schwarz und weiß voran ... Daß für die Freiheit meine Väter starben ... das deuten, merkt es, meine Farben an ..."

„Willst du wohl mitsingen, Brandfuchs! Wozu hat Vater dir mit dem Röhrchen die Zunge gelöst ..."

Und sie lacht nun wieder, hat dabei dicke Tränen in den langen Wimpern und singt wirklich mit — Strophe um Strophe, bis zur letzten: „So schwören wir aufs neue ... dem König Lieb' und Treue ..."

Zwischendurch guckt sie auch mal Kurt ins Gesicht, so von unten auf, unter dem breitrandigen Strohhut hervor, fast wie mitleidig. Fragt auch mal hastend, unsicher: „Ist dir was, Kurt?" Aber er schüttelt nur den Kopf. Er kann auch nicht mitsingen. Ihm ist die Kehle wie zugeschnürt.

Auf der Rampe ist plötzlich eine stärkere Bewegung. Die Tür zum Palais hat sich geöffnet, eine Anzahl hoher Offiziere tritt heraus. Man macht Platz. Moltke ist darunter und Roon. Laute Hurras ... wie im Widerhall tönt's, dröhnt's mit Hurra und Hoch von allen Seiten und will und will nicht enden. Ein paar Augenblicke stehen die Offiziere in einer Gruppe zusammen. Und jetzt sieht Kurt: auch Vater ist unter ihnen. Vater war in dieser Stunde beim König ...

Dann kommt ein Schutzmann eilig die Rampe herab. Er ruft einem Kameraden zu: „Majestät läßt bitten, nach Hause zu gehen. Majestät haben noch Vieles und Schweres zu arbeiten in dieser Nacht." Der andere gibt's weiter. Wie ein Laufeuer geht's durch die Menge: ‚Der König will Ruhe. Der König hat zu arbeiten.' Die Hurras verstummen. Hier und dort klingt's auf: ‚Wir sollen nach Hause gehen. Der König will's. Unser guter König hat viel zu arbeiten in dieser Nacht.' Nur noch einmal tönt drüben das Preußenlied auf. „Stille! Aufhören! Der König hat zu arbeiten ..." Und ganz plötzlich ist Ruhe ... nur der Marschschritt der Tausende, die den Platz räumen, dröhnt noch auf dem Pflaster.

Vater kommt die Rampe hinab. Da stehen sie noch, die drei, die beiden Brüder und Tine Rust. Auch Tine Rust, und er findet das gar nicht verwunderlich. Er nickt allen dreien zu, mit ernstem Gesicht, aus dem die blauen Augen so eigen stolz und froh strahlen. „'n Abend, Kinder. Ich dacht' mir beinah, daß ihr Unter den Linden sein müßtet. 'n Abend, Rustchen — hältst du gute Freundschaft mit ihnen? Ist recht so. Kinder, Kinder, welch wunderbare gottbegnadete Stunden ..."

Langsam gehen sie der Friedrichstraße zu. Halblaut sagt er: „Ihr mögt's jetzt schon wissen, Majestät haben den Mobilmachungsbefehl unterschrieben." Rechts drückt er Bruno, links Kurt die Hand, ganz eigen fest. „Seid brav, ihr beiden. Macht mir Ehre!" Und dann: „Tresckow hat mir vertraulich mitgeteilt, daß ich eine Division bekomme." Und wieder nach einer Pause: „Es wird ein schwerer Kampf werden, anders wie Sechsundsechzig. Aber Gott wird bei uns sein. Ich will's euch sagen: der König ist voll Vertrauen. Er war tief ergriffen. ‚Bei solcher Begeisterung meines Volkes können wir des Siegs sicher sein,' sagte er zu uns. Ihr beiden, ihr Lieben, daß wir das heut erlebt haben!"

An der Charlottenstraße blieb er stehen. „Ich muß noch auf eine Stunde aufs Bureau, dann nach Hause, zu Mama. Morgen seh' ich euch doch?" Dabei nestelte er an den Knöpfen des Waffenrocks herum, wo er in der kleinen Uhrtasche immer ein paar lose Friedrichsdor zu tragen pflegte. „Hier, Jungens. Trinkt auf unseres geliebten Königs Wohl noch eine gute Flasche. Nehmt die Tine mit. Ich glaub' gar, du hast geheult, Rustchen? Froh müssen wir heut alle sein. Gute Nacht, Kinder —"

Quer über die Straße ging er, mit seinen festen, langen, gleichmäßigen Soldatenschritten, hochaufgerichtet. Alles machte ihm Platz.

Schweigend sahen die drei ihm nach, mit kindlichem Respekt. Es war so gar nichts Kleines an ihm. Sie empfanden es alle drei, auch darin hatte sich's wieder gezeigt, wie er das sagte: „Nehmt die Tine mit." Seine Seele kannte keine unreinen Gedanken.

Erst nach einer Weile klingelte Bruno mit den beiden Goldstücken, die er noch immer in der Hand hielt: „Also los! Vater hat's befohlen. Gehen wir zu Ewest.“ Und es war wie immer: wenn der Husar etwas wollte, setzte er's durch.

Aber die große, die hohe Stimmung war verflogen. Auch der Wein hob sie nicht. Bruno trank fast allein. Der Brandfuchs nippte nur. Kurt drehte und drehte am Glase. Er war wieder einmal der Träumer, der Grübler.

Knapp eine Stunde saßen sie beisammen.

Als sie dann draußen standen, rief der Husar eine Droschke an. „Komm, Tine!“ Wie etwas Selbstverständliches war's. „Ich bring' dich nach Hause.“

Und Kurt ging langsam die endlose Friedrichsstraße hinauf, mit hängendem Kopf. Die Sommernacht war voll rauschenden Lebens. Überall standen erregte Gruppen, aus allen Lokalen klangen patriotische Lieder. Er hörte sie nicht. Er dachte nur: ‚Jetzt küßt er die roten Lippen! Warum wehrst du dich nicht? Warum wehrst du dich nicht?‘

⁂ ⁂ ⁂

Der Kasernenhof sah aus wie alle Tage. Auf der einen Seite übte eine Kompagnie in auseinandergezogenen Gliedern Griffe; drüben wurde geturnt. Dann und wann kamen von der Sechsten kleine Abteilungen, bestaubt und mit heißen Gesichtern, vom Schießen zurück. Höchstens eine Stelle verriet, daß heute der erste Mobilmachungstag war: In der Büchsenmacherwerkstatt des ersten Bataillons wurden die Seitengewehre geschliffen. Und dann hatte Sergeant Fricke, der Regiments-Capitain d'armes, sich in weiser Vorsicht heute morgen Arbeiter stellen lassen; am Zaun entlang sonnte er einen Teil der Kriegsgarnitur, schritt wohlgefällig von einem Stapel zum andern, breitete hier liebevoll einen Waffenrock aus und beschaute eine funkelnagelneue Hose; seinetwegen konnte es losgehen; es war alles auf der Regimentskammer parat bis zur letzten Fettbüchse und zum letzten Knopf. Wie sich das gehörte.

Auch das war wie sonst: die aufsichtführenden Leutnants trafen sich dann und wann an der Grenze ihrer Kompagniereviere und hielten ein wenig ‚Kasino‘ ab. Sie plauderten. Worüber sie sprachen, das war freilich nicht das Alltägliche. Sie sprachen vom gestrigen Abend, sie sprachen vom König, sie sprachen vom Krieg. Alles wohl mit hochgespannten Herzen, aber doch recht sachlich. Besonders die, die schon Sechsundsechzig mitgemacht hatten. Es war ja erst vier Jahre her. Kandern hielt zwei jungen Dächsen einen Vortrag, wie das Zündnadelgewehr bei Chlum gewirkt habe; aber darüber müsse man sich klar sein, das Chassepot sei der Zündnadel überlegen. Damit müsse man sich abfinden.

Gegen ein Uhr kam der Oberst. Er hatte ein neues Pferd probiert. Erhitzt sah er aus und sehr ernst, ging gleich ins Regimentsbureau. Dort saß Wangenheim, der Regimentsadjutant, schon an der Arbeit. Die Adjutanten und Schreiber hatten am meisten zu tun in diesen ersten Mobilmachungstagen. Bald liefen auch die Ordonnanzen zu den Bataillonen und Kompagnien: um ein Uhr Parole. Das gesamte Offizierkorps wurde dazu bestellt. —

Berkenfelde hatte früh herausgemußt. Um sechs Uhr war der erste Schuß gefallen, draußen auf den Scheibenständen in der Jungfernheide. Zwischen den dünnen Kiefern brütete die Sonnenhitze. Der Schädel brummte. Dabei galt es besonders scharf aufzupassen; es steckte heut doch eine eigene Hast in den Leuten, auch in den Unteroffizieren. Als die letzte Abteilung beinahe abgeschossen hatte, kam der Kompagniechef herausgeritten, Hauptmann von Hafften. Wie immer ein Bild eiserner Ruhe. Er setzte gleich einem Einjährigen, der schlecht Honneur machte, den Kopf zurecht: „Sie denken wohl, wir sind schon im Kriege. Na, dann lassen Sie sich sagen, daß ich da erst recht stramme Honneurs verlange! Die Freiheit, die Sie vielleicht meinen, gibt's da nicht.“

Der Sergeant Kosta hatte noch seine Unteroffizieraufgabe zu erledigen. Deshalb war der Kapitän herausgekommen. Die Mobilmachung war für ihn kein Grund, die Sache zu vertagen.

Recht zur Besinnung war Berkenfelde am ganzen Vormittag nicht gekommen. Als er beim Heimmarsch noch eine Weile neben dem Pferde Hafftens einherschritt und der fragte: „Na, freuen Sie sich auf den Krieg?“ hatte er zwar laut und eifrig bejaht. Wie sollte er anders? Es war ja

wohl auch so, es mußte wohl so sein. Aber als der Hauptmann ihm dann wohlwollend zunickte: „Ich freu' mich für Sie mit, Berkenfelde. Ihnen wird's gut tun, herauszukommen," hatte er keine rechte Antwort gefunden. Er konnte den Druck auf dem Schädel nicht los werden, ein seltsam lastendes Gefühl.

Nun stand er im großen Kreis. Der Oberst in der Mitte, neben ihm der hochaufgeschossene blonde Wangenheim mit dem kühlen, klugen Gesicht, ein Aktenstück im Arm.

Der Oberst war sehr kurz. Er las die Mobilmachungsorder selbst vor. „Das Regiment wird seine Schuldigkeit tun!" Wandte sich an den Adjutanten: „Bitte, Wangenheim — die Kriegsrangliste."

Es war in der ganzen Runde ein tiefes, erwartungsvolles Schweigen; unwillkürlich schob sich der Kreis etwas zusammen.

Wangenheims klare Stimme klang auf. Name um Name verlas er und die Bataillone und die Kompagnien, denen jeder einzelne zugeteilt war: die aktiven Offiziere, die Reserveoffiziere, die Fähnriche, die Ärzte, die Zahlmeister.

Berkenfelde stand zwischen Britzky und Janson. Der eine war der zweiten, der andere der ersten Kompagnie zugeteilt worden. Sie hatten sich froh zugenickt mit strahlenden Augen. Der Name Berkenfelde war noch nicht gefallen.

Eine heiße Unruhe überrann ihn. Das Blut strömte ihm ins Gesicht, ebbte wieder zurück. Das war doch nicht möglich? Das konnte doch nicht sein?

„Zum Ersatzbataillon — Leutnant von Berkenfelde ... erste Kompagnie ..."

Es war wie ein Schlag. Es war wie eine Schmach. Es war der Ausschluß aus den Reihen derer, die für des Vaterlandes Ehre hinauszogen!

Das Ersatzbataillon — der Schwamm! Während die Kameraden kämpften, siegten, hieß das: Rekruten ausbilden, das Einerlei des Friedensdienstes weiter tun, hören vom Streit und Kampf — hören, hören und nicht dabei sein!

Ein Stich mitten ins Herz war es —

Der lange blonde Wangenheim klappte sein Aktenstück zu.

„Ich danke Ihnen, meine Herren," sprach der Oberst. „Ich bitte nur noch die Herren vom Ersatzbataillon."

Da standen sie zu fünfen. Nur fünfe von einem halben Hundert.

Jedem einzelnen drückte der Oberst die Hand. Er sprach sehr ernst, gütig, sichtlich bewegt. „Ihnen, meine Herren, fällt die schwerste Aufgabe zu — die des Entsagens. Aber ich bitte Sie: betrachten Sie es als keine Zurücksetzung, wenn Sie nicht mit uns hinausgehen sollen. Gerade die Formation des Ersatzes, für die Sie den festen Stamm abgeben müssen, ist von der höchsten Wichtigkeit. Und dann: wir gehen einem schweren Kampf entgegen. Wir dürfen nicht an eine schnelle Entscheidung glauben, wie sie uns vor vier Jahren wurde. Darum: ich hoffe, Sie alle doch im Felde wiederzusehen ..."

Gütige, herzliche Worte gewiß. Wahre Worte vielleicht. Und dennoch Worte — Worte —

Die Hand am Helm standen die fünfe. Bleich im Gesicht, im Herzen die bittere, bittere Enttäuschung.

Noch einmal schüttelte der Oberst jedem die Hand.

„Grüßen Sie Ihren Herrn Vater, Berkenfelde. Sagen Sie ihm ... es hätte mir sehr leid getan ..."

„Zu Befehl, Herr Oberst —"

Der kränkliche Hauptmann von Kraberg lachte nervös, als sich der Kommandeur kaum umgewandt hatte: „Gratuliere, meine Herren. Schwamm! Schwamm! Das hat man davon, daß sie einem bei Rosberitz den Knochen zerschossen haben — Schwamm — Schwamm! Wenn man drückt, soll was herauskommen. Aber es ist Wasser — Blut ist edler —"

Dann kam Hafften, schob kameradschaftlich die Hand in Berkenfeldes Arm: „Wir trinken jetzt im Kasino eine gute Flasche zusammen. Mann, machen Sie nicht solch Gesicht! Der königliche Dienst ist überall ehrenvoll. Man muß immer seine Pflicht tun, wo man hingestellt wird."

Worte — Worte —, und die gute Flasche schmeckte bitter wie Galle.

Brennend fraß die Scham in Berkenfelde.

Er war sobald als möglich aus dem Kasino gegangen, lag in seiner Leutnantsbude auf dem Sofa, sah zur kahlen Zimmerdecke hinauf und würgte an dem Schmerz. Einen mußte es ja treffen — selbstverständlich. Aber warum gerade ihn?

Er grübelte wieder: ‚Hast du dir dienstlich etwas zuschulden kommen lassen?‘ Nein, das war es nicht. Sogar Hafften, der schärfste Vorgesetzte, war nie unzufrieden gewesen. Höchstens, daß er mal gesagt hatte: ‚Etwas mehr Selbstvertrauen, Berkenfelde! In uns Offizieren muß ein frisches Drauflosgängertum stecken, sonst kommt nichts Rechtes dabei heraus!‘

Aber danach hatte der Oberst gewiß nicht entschieden. Wonach denn also?

Mochte es sein, was es wollte: der Schmerz blieb, und die Scham blieb.

Die Scham brannte in ihm, auch auf dem Wege nach der Viktoriastraße, zu den Eltern. Vor dem Vater schämte er sich, vor dem Bruder — vor Hedwig. Am meisten vor Hedwig.

Mutter — Mutter würde ihn ans Herz nehmen, seinen Kummer verstehen. Vielleicht war auch eine leise Freude in ihr, den einen daheim zu behalten, eine Freude, die sie freilich nie aussprechen, die nicht einmal ihr Gesicht verraten würde. Aber die anderen — die anderen. Und Hedwig!

Wie Geschwister waren sie aufgewachsen. Er war nur drei Jahre älter als sie. Grad sie beide hatten immer zusammengehalten, manchmal, als Kinder, auch gegen Bruno. Seit des Onkels Tode, seit Hedwig ganz bei den Eltern lebte, waren sie sich vielleicht ein wenig ferner gerückt, vielleicht nur, weil sie soviel beisammen, vielleicht weil sie eben nicht mehr Kinder waren. Aber gute Freundschaft hatte Hedwig immer gehalten, gute Kameradschaft, wie sie's selber nannte. Manchmal hatte sie ihn wohl geneckt: Du Träumer! Manchmal hatte sie an ihm gerüttelt: Du Grübler! Doch dann konnte sie wieder bei ihm sitzen, ihm zuhören mit dem eigen aufmerksam gespannten Blick, wenn er von seinen Büchern sprach oder von seiner Staffelei, von der schönen Iphigenie-Aufführung im Schauspielhause oder von der Kunstausstellung in der Akademie.

Aber es war auch vorgekommen, daß sie den Kopf schüttelte: ‚Du hättest studieren sollen, Kurt.‘ Oder: ‚Du hättest Künstler werden sollen —‘

Du lieber Gott! Wer hatte ihn gefragt, was er werden wollte. Ins Korps wurde er gesteckt, und alles andere kam von selber. War ihm auch ganz recht. Immer waren die Berkenfeldes Soldaten gewesen, alle Schlachten seit dem Großen Kurfürsten hatten sie mitgeschlagen!

Wie er daran dachte, loderte wieder der Schmerz auf —

Hier war einer, der zu Hause blieb ... beim Schwamm! Beim Schwamm!

Der alte Franz öffnete.

„Die Herrschaften sind im Salon. Die gnädige Frau aus Pinnow ist gekommen.“

Großmutter —

Wortlos hängte er Mütze und Säbel an den Halter.

Dann sah er in der blauen Stube nichts, als nur die beiden.

Sie standen am Fenster. Bruno hatte den Arm um Hedwig gelegt, lachte sie an und küßte sie. Grad als Kurt die Tür öffnete. Küßte sie — küßte sie ganz anders, als sie sich sonst wohl untereinander geküßt hatten. Und Hedwigs Gesicht war wie mit Blut übergossen.

Er blieb an der Tür stehen, und es war ihm, als drehte sich das ganze Zimmer im Kreise, als wankte der Boden unter ihm.

Großmutters derbes Lachen kam zu ihm und ihre rauhe Stimme: „Die Hede ist's noch nicht gewohnt. Aber das gibt sich.“

Mit einem Male wußte er alles. Die beiden da waren Braut und Bräutigam. Ganz genau wußte er es: Bruno war gekommen, hatte sie an sich gerissen, hatte sie genommen, wie er zu nehmen gewohnt war. Wie gestern den Brandfuchs. Kam heut vielleicht von dem und küßte Hedwig. Küßte Hedwig, daß ihr die Sinne vergingen.

Noch nicht einmal bemerkt hatten ihn die beiden. Aber nun rief Vater und lachte wie Großmutter: „Was steht der Junge und glotzt? Ja, Kurt — wir haben ein Brautpaar im Hause.“

Da schrak er auf. Er dachte: ‚Nun sollst du zu ihnen gehen und Glück wünschen. Jawohl, Glück wünschen. Dem da, deinem Bruder, dem ja ohnehin alles glückt, der die Hand nur auszustrecken braucht, um das Glück einzufangen. Und Hedwig —‘

Aber er tat keinen Schritt vorwärts. Er war wie gebannt auf seinem Platz hart an der Tür. Nur mit der Hand glitt er über die Stirn, in einer unwillkürlichen Bewegung, und fühlte die Schweißtropfen an den Fingern kleben.

Frühling.

Marmorgruppe von Hans Bauer.

„Was hast du denn, Kurt?“ rief der Vater noch einmal. Unwillig klang es.

Ja so ... also Glück wünschen ...

Er löste sich endlich vom Türrahmen, ging auf die beiden zu. Stockte dann doch noch einmal. Denn nun hatte Hedwig aufgesehen, wandte sich, löste sich ein wenig von Bruno. Ihm war's, als träfe ihn aus den blauen Augen ein Blick des Verständnisses, ein Blick des Mitgefühls — des Mitleids. Und das kränkte ihn. Mitleid? Was brauchte die glückliche Braut Mitleid für ihn!

„Hallo! Komm nur, alter Junge ... wir beißen nicht!“ rief Bruno. Und fiel ihm auch schon um den Hals, küßte ihn auf beide Backen. „Hedwig — gebt euch auch einen Kuß. Ich erlaub's.“

„Ich ... wünsche euch beiden viel, viel Glück ... euch beiden ...“

Bruno lachte. Es war das frische, unbekümmerte Lachen, das er immer hatte. Aber dem Bruder klang's wie Hohn. „Wie er das sagt? Als ob er sich gar nicht freute. Junge, Junge ... wenn du wüßtest, wie's in uns jubelt!“

Wortlos stand er, Sah Hedwig an, als suchte er doch wieder in ihren Augen den Blick des Verstehens, des Mitleids, der ihn eben noch so tief gekränkt hatte. Und dann war es wie vorhin: als ob ihm die Sinne schwinden wollten, als ob der Boden unter ihm wankte und das Zimmer sich im Kreise drehte.

Da war mit einem Male Mutter bei ihm. Und auch der Vater. Sie faßten ihn um, sie führten ihn zum nächsten Stuhl. Er hörte noch Großmutters Stimme: „Bei der Hitze ...“ Und dann war er in einer großen, großen Stille. Ein tiefer, wohltätiger Frieden war's. Nichts regte sich. Er lag im Waldesschatten irgendwo, im Pinnower Park unter der großen Eiche ...

Als er aufwachte, standen sie alle um ihn herum. Mutti beugte sich über ihn, hatte ihr Fläschchen mit Riechsalz in der Hand, sah ihn besorgt an, fragte mit ihrer lieben, sanften Stimme: „Ist's nun vorbei? Du bist gewiß sehr gelaufen bei der Hitze. Großmutter hat ganz recht.“ Vater hatte die linke Hand gefaßt, als ob er nach dem Pulse fühlen wollte. „Na, Kurt ... immer mit den Kräften haushalten. Wie soll das im Felde werden ...“

An das Wort klammerte er sich. Sie durften nichts davon wissen, wie ihn das andere gepackt und niedergezwungen hatte. Aber das — das mußten sie sowieso erfahren.

„... ich bin zum Ersatz gekommen ...“

Sagte es und schloß wieder die Augen. Nicht mehr aus Schwäche, aus Trotz und Scham. Er mochte die enttäuschten Gesichter nicht sehen. Aber er hörte und fühlte, was um ihn vorging. Er hörte, wie Großmutter mit ihrem Krückstock aufstampfte, daß Bruno einmal kurz durch die Zähne pfiff. Er fühlte Muttis Hand auf seiner Stirn, aber er fühlte auch, wie Vater mit einer hastigen Bewegung seinen Puls freigab: „Nein ... aber ...“

Das alles war ein Augenblick. Dann sagte Vater: „Armer Junge. Laß gut sein. Das ist eben Pech. Das kann jeden treffen. Solche Enttäuschungen muß man überwinden, sie bleiben niemand geschenkt.“

Der General sprach es ganz ruhig, in dem wohlwollenden Ton, den man seinen Manöverkritiken nachrühmte. Aber auch dies Wohlwollen rieb den Sohn wund, daß er sich aufbäumte: „Die Schmach!“

„Sieh mich, bitte, mal an, Kurt. Wie kannst du von Schmach reden? Wenn es nun einen anderen getroffen hätte, würdest du es dem auch als Schmach anrechnen? Ich weiß nicht, was Boltenstein veranlaßte, dich zum Ersatzbataillon zu geben — vielleicht tat er's, weil du im Frühjahr längere Zeit krank warst. Der Stärkste bist du ohnehin nicht. Eine Zurücksetzung aber darfst du jedenfalls nicht darin erblicken — ihr alle nicht!“ Es war auch für die andern gesagt.

Und für Kurt waren es doch nur Worte — Worte — Worte —

Sie waren sehr gut zu ihm. Sogar Großmutter, die trotz ihrer achtzig Jahre sonst immer herausprudeln mußte, was sie dachte. Und das war es eben, was ihn immer aufs neue schmerzte: sie beherrschten sich alle, sie wollten ihm nicht weh tun.

Er saß stumm und still in der Sofaecke, zu der ihn Mutter geführt hatte, wie man ein krankes Kind führt.

Franz hatte den Tisch gedeckt in seiner umständlichen Art. Hedwig bereitete den Kaffee. Das war immer ihr Amt im Hause gewesen. Heut war es anders wie sonst,

denn Bruno machte sich geschäftig mit zu tun, neckte sie, war sehr zärtlich dabei; manchmal wehrte sie ihn ein wenig ab.

Es war sehr unruhig. Ab und zu wurde Vater herausgerufen. Ordonnanzen und Depeschenboten wurden gemeldet. Einmal kam er mit glänzenden Augen zurück: „Die Süddeutschen halten treue Waffenbrüderschaft. In Bayern und Baden ist heut auch die Mobilmachung befohlen." Dann sprach er wieder vom gestrigen Abend; daß der König mit Tränen im Auge gesagt habe: „Das ist ja wie achtzehnhundertdreizehn." Großmutter nickte: „Ja — achtzehnhundertdreizehn! Da wurden wir hart geschmiedet wie Stahl. Tat uns gut! Harte Zeiten sind uns Preußen am gesündesten."

Immer wurde vom Kriege gesprochen. Aber nicht nur im Hochklang der Begeisterung. Es gab so viel Praktisches zu bedenken. Mutter hatte Ausrüstungsfragen. Vater und Bruno sprachen von den Pferden. Großmutter sagte: „Wenn du Geld brauchst, Wilhelm!" Das war etwas, denn die alte Dame saß fest auf ihren Geldsäcken.

Wie nebenbei nur wurde die Verlobung gestreift. Erst jetzt hörte Kurt, daß der Bruder gleich hatte heiraten wollen. Es gab das; auch 1866 war es ohne Konsens möglich gewesen. Doch Großmutter hatte Einspruch erhoben in ihrer kurzen, entscheidenden Art: „Erst nach dem Kriege!" Da gab es keinen Widerspruch.

Kurt wollte es vermeiden, aber er mußte immer wieder auf Hedwig sehen. Es zwang ihn, als ob er aus ihrem Gesicht ergründen könnte: was hieß dich ja sagen? Doch das stolze, schöne Gesicht verriet nichts. Nur in den Augen war manchmal ein besonderes Leuchten. Dann sah er den Bruder an: er war schon ein schöner Mensch, der Bruno, mit dem gebräunten, energischen Gesicht, den roten Lippen, der Adlernase, die er von Großmutter hatte, Mellentinsches Erbteil! Der Hochquartschmiß, den er sich bei den Bonner Borussen geholt hatte, stand ihm. Und so was Frisches, Fröhliches lag über ihm. Immer waren die Weiber wie toll hinter ihm her gewesen. Nun also auch Hedwig. Auch Hedwig —

Im Grunde, was ging das ihn an, ihn, Kurt? Der Krieg — und Hedwig! Er blieb beim Schwamm, während die anderen hinauszogen. Und Hedwig? Nun, sie war eben des Bruders Braut ...

Torheit das alles. Wenn sie Bruno lieb hatte, war's zu verwundern?

Franz kam herein, räumte den Kaffeetisch ab, meldete wie beiläufig: „Mamsell Rust wartet draußen."

„Ja so!" sagte Großmutter. „Ich hab' mir die Tine herbestellt. Soll reinkommen, Franz."

Der Brandfuchs —

Kurt sah wieder zu dem Bruder hinüber. Der stand mit seiner Braut am Fenster, fast wie vorhin, als er ins Zimmer getreten war. Gehört hatte es Bruno, wen der Diener meldete. Ganz deutlich sah es Kurt. Auf einen Augenblick war ihm das Blut in die Stirn gestiegen; er hatte an seinem kleinen, schwarzen Schnurrbart gewirbelt. Aber nun blickte er schon wieder ganz gelassen drein, lächelte etwas spöttisch.

Das konnte ja lustig werden, wenn Tine Rust von der Verlobung erfuhr. Der Brandfuchs pflegte seinem Temperament keine Zügel anzulegen. Der nicht.

Lustig konnte es werden. Oder tieftraurig —

Auf einen Moment war nichts als heiße Schadenfreude in Kurt. Dann kam gleich das Mitleid. Um Gottes willen, erspar' Hedwig den Schmerz.

Er stand auf, hastete zu dem Brautpaar hinüber, wollte Hedwig unter irgendeinem Vorwand aus dem Zimmer entfernen. War der Bruder denn toll, daß er es darauf ankommen ließ. Der mußte doch den Brandfuchs kennen —

Aber es war zu spät.

Grad' trat Tine ein. Großmutter winkte ihr mit der Elfenbeinkrücke: „Komm mal her — du!" Es klang nicht sehr gnädig.

Der Brandfuchs sah ganz anders aus, als gestern abend. Den koketten Strohhut mochte Tine draußen gelassen haben. Das rote Haar war artig glatt gescheitelt. Ein Kattunfähnchen hatte sie an, ohne allen Firlefanz, ein schwarzes Schürzchen drüber. Wie ein besserer Dienstbote sah sie aus.

Die Elfenbeinkrücke wackelte drohend in der Luft. Tine Rust knickste sehr tief vor der alten Frau und küßte die Hand.

„Was fällt dir eigentlich ein, Tine! Was sind das für Manieren? Dreimal hat dein Vater schon geschrieben, daß du

dich nach Hause scheren sollst. Er braucht dich. Warum folgst du nicht?"

„Ich hab's Vater doch geschrieben."

„Das weiß ich — unverschämt hast du zurückgeschrieben. Nicht die drei Groschen Porto war dein Geschreibsel wert. Faule Ausreden hast du gemacht. Du hätt'st noch nicht genug gelernt. Flausen. Soviel wirst du schon gelernt haben, daß du der Lehnschulzen ein Kleid machen kannst. Oder du bist stinkefaul gewesen."

„Nein, gnädige Frau."

„Red' nicht, wenn du nicht gefragt wirst. Ich hab's dem Kantor gleich gesagt, du taugst nicht nach Berlin. Du kannst Vaters spanisches Röhrchen immer noch nicht missen. Also ... ich fahr' morgen nach Pinnow, und du kommst mit. Verstanden? Um sechs Uhr in der Früh' bist du hier."

Brandrot war die Tine geworden. Einmal wollte sie den Kopf zurückwerfen, aber der Respekt war zu groß. Die Gnädige war imstande, ihr mit der Krücke über den Buckel zu schlagen, wenn sie widersprach.

„Nun — wird's? Kannst du's Maul nicht aufmachen? Um sechs Uhr morgen!"

„Jawohl ... gnädige Frau." Zwischen zwei Worten schluckte Tine jedesmal den Widerspruch herunter.

Mutti tat sie leid. Mutti kannte Großmutter und wußte, auch aus eigener Erfahrung, von den Tagen her, wo sie noch junge Frau gewesen, es war nicht immer gut Kirschenessen mit ihr. Und Vater tat der Brandfuchs auch leid. Der hatte Tine immer besonders gern gehabt. Sie in Schutz zu nehmen, vor der Mutter, das traute er sich nicht. Einmal hatte sie sicher unrecht, und Mutter hatte recht. Und dann: lieber mit zwanzigtausend Mann gegen den Feind marschieren, als Mutter widersprechen.

Aber sie wollten beide abschwächen, gut machen. Vater kam vom Schreibtisch her, faßte Tine unters Kinn: „Du kleiner Racker!" Und Mutter hatte ein Glas Wein in der Hand: „Da trink mal, Tine — aufs Wohl unseres Brautpaares."

Der Brandfuchs hatte schon geknickst, hatte das Glas genommen, als Mutti das letzte sagte. Nun erst gingen die großen Augen erstaunt suchend umher — Himmel, konnte das Mädel Augen machen! Hafteten mit einem Male fest auf den beiden am Fenster. Das Glas kam ins Schwanken, schwappte über, daß der rote Wein über die zitternden, weißen Finger lief. Dann hielt sie's wieder ganz fest, aber ihre Augen starrten —

Bruno zwirbelte an seinem Schnurrbart. ‚I was!' mochte er denken. ‚Und wenn schon! Nun gerade!' — „Ja, Tinchen," sagte er laut, „kannst uns gratulieren."

Da fiel das Glas aus ihrer Hand. Nein, sie schmiß es auf den Fußboden, daß der Wein spritzte. Lachte auf, gellend, ein einziges Mal.

Und dann war der Brandfuchs über die Schwelle, aus dem Zimmer. Die Tür blieb offen, draußen hörte man noch einen Laut — einen Schrei, ein Auflachen — und dann das Zuschmettern der Korridortür.

Sie standen drinnen einen Moment wie erstarrt, wortlos und reglos. Nur Hedwig hatte sich mit einer scharfen Bewegung losgelöst, war einen Schritt seitwärts getreten, todblaß und dann purpurrot, die Lippen fest aufeinandergepreßt, in den Augen eine jähe Erkenntnis. Aber hochgereckt, mit graden Schultern. Und da war auch schon Mutti bei ihr, schlang den Arm um sie.

„Kanaille!" Großmutter wollte aufstehen. Doch die alten Füße, die sonst noch so fest standen, versagten. Noch einmal stampfte sie mit dem Stock auf. „Kanaille!" Und die grauen Augen sprühten zu dem Enkel hinüber. Mochte auch er sich seinen Teil von dem Wort nehmen. „Kanaille!" —

Der, dem's galt, stand noch immer in der Fensternische, drehte an dem kecken Schnurrbärtchen, zog die Achseln hoch, als wollte er sagen: ‚Was geht mich das an!' Aber es glückte nicht. Keinen Laut brachte er über die Lippen, und der Blick kam nicht hoch vom Teppich. Himmelkreuzdonnerwetter — war das ein Pech! Solch ein rabiates Mädel! Vierundzwanzig Stunden später, und das hätte sich alles in Ruhe erledigen lassen. Denn der Brandfuchs tat doch, was er wollte ... Und jetzt? Nur kaltes Blut. Leugnen — leugnen —

Jawohl, leugnen —

Vater war schon neben ihm. Er hatte sein Generalsgesicht, aber die Stimme klang nicht so ernst, wie trübe: „Komm mal in mein Zimmer!"

Daß einer fehlte, daß Kurt nicht bei ihnen war, hatte keiner bemerkt.

Hinter dem Brandfuchs war er aus dem Zimmer gestürzt. Nur das eine jähe Entsetzen in der Seele: ‚Die Tine tut sich was an!‘

Im Korridor riß er Mütze und Degen vom Halter, jagte die Treppe hinunter, stand auf der Straße und sah grad' noch oben, fast an der Potsdamer Brücke, Tinas hellblaues Fähnchen.

Er hetzte hinter ihr, rief, rief.

Wie eine Besessene rannte sie. Der Rock flatterte, die Haare hatten sich gelöst, der eine dicke, dicke, brandrote Zopf hing ihr über den Rücken, schlenkerte hin und her. Einmal schlug sie die Arme hoch, als wollte sie Gott zum Zeugen ihrer Not anrufen.

Die Brücke über den Landwehrgraben war aufgezogen, grad' kroch ein plumper Spreekahn hindurch. Rechts und links standen die Menschen, dichtgedrängt, einer hatte ein Zeitungsblatt in der Hand, las laut eine Depesche vor —

Dann gab es einen entsetzten Aufschrei —

Gradaus war sie gelaufen, den grünen Rasen herunter, ins Wasser hinein. Und in großen Sätzen dicht hinter ihr drein ein junger Offizier in voller Uniform, nur den Degen hatte er vor dem letzten Sprung zur Seite geschleudert.

Auf einen Moment waren sie beide untergetaucht. Dann kamen sie wieder hoch. Es war wie ein Ringen zwischen ihnen. Noch einmal schlug das Wasser über ihren Gliedern zusammen. Auf dem Spreekahn kam ein Schiffer nach vorn gelaufen, laut rufend, mit einer langen Stange. Grad' im rechten Augenblick, als Berkenfelde sich zum zweitenmal hob. „Hier — hier, Herr Leutnant.“ Kurt griff nach der Stange, umklammerte sie mit der rechten Hand. Im linken Arm hatte er den Brandfuchs. Schwach sträubte sich das Mädchen, aber wie in einem Schraubstock, schwer atmend, hielt er sie. Ein paar Arme griffen herunter, nahmen ihm die Last ab, zogen ihn selbst an Bord.

In der kleinen Kajüte legten sie die Ohnmächtige auf den Boden. Das dünne, nasse Fähnchen preßte sich eng an die Glieder. Nicht ein Blutstropfen stand in dem Gesicht. Den Kragen und die obersten Taillenknöpfe hatte die Schiffersfrau aufgerissen, Hals und Brust leuchteten weiß heraus; darüber lag brandrot, triefend ihr Zopf.

„Lebt sie? Lebt sie?“

„Sie kommt sich schon. War ja man 'n Momang ins Wasser. Jotte doch, so 'n armet Mädel! ... Na — man weß schon —“

Ja! Man weiß schon —

Dann kam über den schnell zu Land geworfenen Steg ein Arzt. Ein verständiger, älterer Mann, der grad' an der Brücke gewartet hatte. „Das war brav, Herr Leutnant!“ sagte er kurz und kniete neben dem Brandfuchs nieder. Aber er hatte kaum noch etwas zu tun. Tine Ruft schlug die Augen auf.

Kurt Berkenfelde trat aus der Kajüte. Ihm schlotterten die Glieder vor Aufregung und Frost trotz der warmen Augustsonne. Ein peinliches Gefühl war in ihm. In voller Uniform stand er hier, begafft von der Menge. Schon war auch ein Schutzmann an Bord gekommen. Der schmunzelte um den Bart: „Gratuliere zur Rettungsmedaille, Herr Leutnant.“ Aber dann hatte er seine Brieftasche in der Hand: „Ich muß das Mädchen fragen, von wegen die Personalien und wo wir sie hinbringen soll'n.“ Und nach einer kleinen Pause: „Um den Namen von Herrn Leutnant möcht' ich auch gehorsamst bitten.“

Das half nun nichts, so peinlich es war. Er nannte seinen Namen. Er nannte Tines Namen, gab auch an, daß sie aus dem Hause seines Vaters, Generalleutnant von Berkenfelde in großer Erregung fortgelaufen wäre.

Der Schutzmann stand immer noch stramm: „Jawohl, Herr Leutnant. Hauptsache, daß sie am Leben ist. Das andere geht uns eigentlich nichts an.“

„Ja! Gottlob, daß sie am Leben ist.“

Der Arzt kroch durch die niedrige Kajütentür ins Freie. Er nannte seinen Namen: Dr. Metzner. Es war alles in Ordnung. Das arme Mädchen war bei Besinnung, heulte natürlich wie besessen; man müßte sorgen, daß es in gute Obacht käme; er wollte sie ins nächste Krankenhaus bringen. Vorläufig ... Das weitere werde sich schon finden ... Alles sehr verständig, menschenfreundlich und doch ein wenig geschäftsmäßig. Es war ja kein welterschütterndes Ereignis, daß ein Mädel ins Wasser ging.

So trugen sie sie über den Landsteg hinüber zur Droschke, die der Arzt heran-

gewinkt hatte. In der Ecke des Wagens saß sie, zusammengesunken, mit geschlossenen Augen. Als Kurt ihr die Hand geben wollte, sah sie es gar nicht. Als er nach der ihren faßt, zuckte sie zurück. Die alte Wolldecke, in die die Schifferfrau sie gewickelt, hatte sie sich fast ganz über das Gesicht gezogen.

Die Droschke zog an.

Die Menge hatte sich ziemlich verlaufen. Über die Brücke flutete wieder der Verkehr. Ein paar Neugierige standen noch wartend. Der Schifferknecht hatte Kurts Mütze aufgefischt. Der merkte erst jetzt, daß er barhäuptig stand, griff in die Tasche, holte ein paar Taler heraus — der Mann wollte nichts nehmen. Er lachte: „Morgen muß ick mir doch in Spandau stellen, und im Krieg nutzt einem dat Jeld nischt, Herr Leutnant. Aber 'n Droschkong sollten der Herr Leutnant nehmen. So können Se nich durch die Stadt gehn. Hol' mal einer fix noch ein Droschkong!"

Auch das merkte Berkenfelde erst jetzt: er war beschmutzt von oben bis unten.

Gerade als er einsteigen wollte, sah er den Vater von der Viktoriastraße herunterkommen. Schneller als sonst. Mit seinen langen Soldatenschritten, doch ganz gegen seine Art mit gesenktem Kopf, wie tief in Sorgen. Ganz dicht schon war er heran, da sah er den Sohn —

„Kurt —"

Er rief es in heftigem Erschrecken. Aber es schien, als ob er mit seinem scharfen Blick sofort den ganzen Verlauf erfaßte. Hastig trat er heran, faßte des Sohnes Arm: „Tine? Ich wollte gerade nach ihrer Wohnung —"

„Sie ist im Krankenhaus..."

„Komm!"

Und sie stiegen beide in den wartenden Wagen. Der eine der Umstehenden reichte Kurts Degen nach. Den nahm der Vater, hielt ihn mit beiden Händen und sagte nichts als: „Er wird auch noch zu Ehren kommen, lieber Junge."

⁂ ⁂ ⁂

Von allen Bahnhöfen kamen sie und zogen in langen Kolonnen den Kasernen zu. Die stämmigen Ostpreußen und Pommern, die Schlesier, die blondköpfigen Westfalen, die leichtlebigen Rheinländer; dazu die bedächtigen Holsten und Schleswiger aus der Nordmark, die Hannoveraner und Hessen, und es war kein Unterschied zwischen denen aus den alten Provinzen und denen aus den neuen, die vor wenigen Jahren dem Hohenzollernstaat angeschmiedet. Es war kein Unterschied zwischen den Jungen, die erst im letzten Herbst zur Reserve entlassen, und den Älteren mit den Denkmünzen von 1864 und 1866. Sie alle waren eines Geistes.

Schwer klang der wuchtige Marschschritt der Reserven auf dem Pflaster. Wohl kam so mancher, der Weib und Kind daheim lassen mußte und der Sorgen im Herzen trug; es kam so mancher, der, jäh aus Arbeit und Beruf herausgerissen, um die Ernte auf dem Felde bangte. Man sah's ihnen nicht an. Höher womöglich noch als das junge Blut trugen sie den Kopf, trotziger war ihre Haltung, trotziger ihr Gang. Das Vaterland in Gefahr, der alte König Weißbart beschimpft, der Erbfeind an der Grenze: drauf! war die Losung. Wie's ihnen daheim die Väter gesagt hatten von Anno 1813: mit Gott, für König und Vaterland!

Es war kein Jauchzen in den Reihen, es war kein Übermut in den arbeitsharten Gesichtern. Ernst kamen sie daher, der Bauer im Arbeitskittel Schulter an Schulter mit dem Arbeiter im hellen Sommerrock, — alle im Banne der Pflicht. Zwischen den Mauerzeilen hallte dröhnend und drohend ihr gleichmäßiger Schritt. Aber wenn einer das Preußenlied anstimmte, fielen die Hundert und Tausend ein, die Männer reckten und streckten sich, die Augen begannen zu leuchten.

Der weite Kasernenhof, der so still gelegen in den letzten Tagen der Ruhe vor dem Sturm, bot kaum Platz genug. Da standen schon die Dienstfahrzeuge des Regiments, die Munitionswagen, die Kompagniekarren. Aus dem Zeughause kamen die Augmentationsgewehre für die Reserven; in den Büchsenmachereien flog der Schleifstein; Schießunteroffiziere und Capitain d'armes eilten geschäftig hin und her; aus Spandau, der nahen Festung, trafen die Patronentransporte für die Kriegschargierung ein, achtzig Patronen für den Kopf des kriegsstarken Regiments, je 18000 für jeden Patronenwagen zur

Reserve; in den Werkstätten wurde auf Tod und Leben geschustert und geschneidert.

Kein Fenster im Stadtteil blieb leer, wenn ein neuer Reservistentransport des Wegs zog. Herüber und hinüber flogen die Grüße, die Tücher flatterten; dicht gedrängt geleitete das junge Volk die Kolonne rechts und links mit lautem Jubel. Die Musik spielte auf dem Kasernenhofe. Wieder winkte, grüßte es aus allen Fenstern der langen Front den Kommenden entgegen. Und dann packte, mit einem Schlage, das straffe Kommando sie. „Stillgestanden! Richt't — euch!" Sie waren wieder Soldaten, der Kern der Truppe, ihres alten Regiments.

Abseits stand eine andere Schar, Tag für Tag jetzt, um die Mittagsstunde. Erst waren es drei oder vier gewesen, dann zehn, nun dreißig und fünfzig. Junge Gesichter, denen kaum der erste Bartflaum sproß, schlanke Gestalten in städtischer Kleidung. Die Hörsäle der Hochschulen leerten sich, um die Kaserne zu füllen. Das war die Jugend, der die lauterste Begeisterung in den Augen sprühte. Das waren die Freiwilligen, die baten und flehten: „Lasset uns mittun!" Die wieder und wiederkamen, wenn der Arzt sie abwies: „Wir schaffen's schon! Wo der Wille ist, ist auch die Kraft! Lasset uns mittun!" Und mit ihnen standen, wartend und harrend, von Tag zu Tag mehr, im ergreifenden Gegensatz, Männer in reifen Jahren, mit ergrautem Haar, die aus dem Ausland herbeigeeilt waren, auf den ersten Weckruf des elektrischen Funkens, um des großen Kampfes willen, Männer aus allen Berufen, die keine Pflicht mehr bannte, nur der eine Wunsch und Wille: „Lasset uns mittun! Lasset uns mittun!"

Einem gewaltigen Uhrwerk gleich, regelmäßig, ohne Widerstände, rollte sich die Mobilmachung ab, im großen, im kleinen und im kleinsten. Das Bataillon nahm seine Reservisten in Empfang und teilte sie jedem Hauptmann zu, der sie wieder dem Zugführer und der Korporalschaft übergab. Sie stürmten die gewohnten Treppen hinauf, als hätten sie gestern, vorgestern erst die Kaserne verlassen. Und der Capitain d'armes verpaßte ihnen die Röcke und die Stiefeln, Helm und Mütze und Tornister aus der funkelnagelneuen Feldgarnitur; eine Stunde darauf hatten sie Gewehr und Bajonett und Seitengewehr, als ob es morgen schon losgehen sollte.

Zwischen all dem lief der Dienst, den der Tag brachte.

Am Sonntag mittag, dem 17. Juli, zog Kurt Berkenfelde auf Schloßwache.

Als er auf den Kasernenhof kam, begegnete ihm der Oberst. Der winkte schon von weitem, schüttelte ihm dann die Hand: „War brav, Berkenfelde! Hab's grad' im Fremdenblatt gelesen. Ich wünsch' Ihnen Glück, lieber Berkenfelde."

Der Alte schritt weiter, und Kurt ging zur Wachtparade hinüber. Die stand schon in der langen, gleißenden Front, die drei Offizierswachen auf dem rechten Flügel: Schloßwache, Königswache, Brandenburgertorwache; rechts daneben das Musikkorps. Es war, wie immer, eine Parade im kleinen, ein umständliches Exerzieren mit Points vor, Präsentieren und Parademarsch. Ganz wie im tiefsten Frieden.

Doch auf dem Marsch zur Wache war's anders. Wohl zog auch sonst viel Volk der Musik nach. Aber heut brauste und wogte es durch die Straßen; nicht Hunderte, Tausende gaben das Geleit, und vor dem Palais, wo der König am Eckfenster stand, war ein Jubeln und Hurra ohne Ende.

An Berkenfelde glitt alles vorüber wie ein Schattenspiel.

Eine seltsame Ruhe war über ihn gekommen. Als ginge ihn das alles gar nichts mehr an: nicht der Krieg, nicht die Begeisterung der Massen; nicht Hedwig, nicht der Brandfuchs — nicht der Bruder — sogar Vater und Mutter nicht. Als sei das alles fernab gerückt.

Während des langen Nachmittags blieb er allein in der dämmerigen Wachtstube des Zollernschlosses. Der Dienst rüttelte ihn nicht auf. Im Schloßhof war fast Grabesstille, nur die Schritte des Postens vor Gewehr klangen dann und wann auf.

An dem Fenster des kellerartigen Raumes saß Berkenfelde stundenlang, sah auf die Gewehrreihen in den Stützen und auf die Mauerfront drüben, hinter der der Krontresor liegt; stand auf, wenn der Unteroffizier mit den Meldungen kam, ließ heraustreten, ablösen, rangieren, nahm seinen alten Platz in der tiefen Fensternische wie-

der ein. Es war ja alles so gleichgültig, ach — so gleichgültig —

Er dachte an das Gespräch gestern mit Vater. Der war sehr lieb zu ihm gewesen und gütig. Aber hinter der Güte fühlte Kurt etwas anderes: die Sorge um den Älteren, um Bruno. Sie mochten eine harte Auseinandersetzung gehabt haben, Vater und Sohn, und es war doch wohl eine Verständigung zustande gekommen. Wie immer, wenn Bruno es darauf ablegte. Tine Rust — nun ja: ein verliebtes Mädel. Gottlob, daß es noch so gut abgelaufen war. Bruno — freilich — ein Windhund, ein Luftikus. Aber eine Liebelei ist kein Verbrechen; was brauchte das dumme Ding sie so ernst zu nehmen? Und Hedwig? Nun, natürlich, die Verlobung wurde jetzt nicht veröffentlicht. Das konnte man Hedwig nicht zumuten. Aber sie war so verständig — so verständig —

Sie waren ja alle so verständig. Tine auch, der heiße Brandfuchs. Vater hatte heut früh ein Billett geschickt. Er sei gestern abend noch mit Großmutter im Krankenhause gewesen, hätte Tine ganz ruhig gefunden. ‚Großmama hat ihr die Raupen ausgetrieben, und sie fährt mit nach Pinnow.' Selbstverständlich: wer aus Pinnow stammt, duckt sich vor Großmutter ...

Man muß nur verständig sein und ruhig. Ganz ruhig. Warum auch nicht? Es geht alles seinen Lauf. Es ist alles Schicksal. ‚Kannst dem Schicksal widerstehen — aber manchmal gibt es Schläge. — Will's nicht aus dem Wege gehen — Ei, so geh du aus dem Wege!' Der Weltweise von Weimar hatte ganz recht. Immer hübsch ruhig, immer hübsch aus dem Wege gehen. So ist's am besten. Bruno heiratet Hedwig; Tine nimmt irgendeinen Schulmeister vom Lande oder den Lehnschulzensohn. Ich brauche mein kostbares Leben nicht in Gefahr zu bringen —

Und er starrte auf die Gewehre, die so schön ordentlich in den Stützen standen, hörte auf den gleichmäßigen Schritt des Postens, war ruhig, steinern ruhig und wollte gar nichts davon wissen, daß es in ihm würgte vor galliger Bitterkeit. Und wenn die Galle doch einmal hoch kam, dann schluckte er, bis er sie niedergezwungen zu haben glaubte. Hol's der Henker!

Am Abend muß der Wachthabende nach dem Königlichen Palais, dem König den ‚Rapport von Euer Majestät Wachen' zu überbringen. Eine uralte Form. Der diensttuende Flügeladjutant nimmt den Rapport entgegen. Höchstens einmal im Jahr empfängt der König persönlich den Wachthabenden.

So wird's auch heut sein. Es liegt auch hier keine Ursache vor, sich aufzuregen. Nur immer hübsch ruhig. Man wechselt den Rock, zieht die beste Garnitur an, pendelt über die Schloßbrücke, an der wohllöblichen Kommandantur vorüber und am Opernhaus, geht die Rampe zum Palais hinauf, der Adjutant sagt: ‚Danke', und man geht wieder zurück. Es ist alles ganz verständig eingerichtet. Es ist überhaupt alles sehr verständig eingerichtet auf dieser Erde. Auch mit dem Krieg. Einmal werden wir siegen, einmal die Franzosen: dann wird hübsch Friede geschlossen werden, und die Welt hat wieder Ruh'. Auch der kleine Aderlaß, der damit verbunden, ist gewiß eine höchst verständige Einrichtung der Natur. Der Krieg ist eine stärkende Eisenkur der Völker, sagt ja wohl Jean Paul. Der mußte es doch wissen, Herr Jean Paul Richter, der nie recht die Nase über die Stadtmauern von Bayreuth und Weimar hinausgesteckt hatte. War ja sogar schließlich wohl Legationsrat geworden — von Sachsen-Hildburghausen nämlich ...

Und er zog den besten Waffenrock an, empfing vom Schreiber die blaue Mappe mit dem Rapport, ging über den Schloßhof und den Lustgarten, über die Brücke und an der Kommandantur vorbei —

Heut war's aber doch anders als sonst.

Da standen sie wieder, die Hunderte und die Tausende, vom Opernhaus bis zum Denkmal des Alten Fritzen. Kaum ein Durchkommen war möglich. Dichtgedrängt standen sie, Schulter an Schulter. Sie jubelten nicht, es stiegen keine Kriegslieder aus der Masse zum lichten Abendhimmel empor. Nur ein dumpfes Raunen und Rauschen war über ihnen. Es lag nicht die Neugier des Großstädters in den Gesichtern. Ernst sahen sie alle zum Palais hinüber, zu den erleuchteten Fenstern des Erdgeschosses: dort arbeitete der König.

Wie vorgestern abend war es. Und doch wieder anders. Ruhiger, gemessener, stiller — ehrfurchtsvoller. Vorgestern lo-

dernde Begeisterung, heut ernste, nachdenkliche Würde.

Vorgestern? War das wirklich erst vorgestern gewesen, daß er dort mit Bruno und dem Brandfuchs am Denkmal des Großen Königs gestanden?! Vorgestern? Lief denn die Zeitenuhr jetzt schneller als sonst?

Ein Schutzmann machte ihm Raum, daß er die Rampe zum Palais hinaufgehen konnte. Ein Wort genügte. „Der Herr Leutnant muß zu Seiner Majestät."

Oben am Portal blieb Kurt Berkenfelde einen Augenblick stehen, sah hinunter auf die schweigenden Massen, und ihm war plötzlich, als fühlte er den Pulsschlag der Tausende mit. Was hatte Hedwig gesagt? ‚Wir sind doch ein Volk!'

Hedwig —

... jawohl ... jawohl ... da rang man um Ruhe, um ein bißchen Verständigkeit. Und dann packte es einen immer wieder und rüttelte und schüttelte einen ...

Von der Königswache drüben klangen die ersten Töne der Retraite auf.

Es war Zeit.

Prinz Radziwill hatte den Dienst.

„Ich soll Sie bei Seiner Majestät melden."

Der Flügeladjutant drückte leise die Tür auf. Berkenfelde war allein in dem Fahnenzimmer. Unwillkürlich glitt sein Blick hinüber zu den ruhmvollen Feldzeichen der Garde. Da standen auch die Fahnen seines Regiments. Wenige Tage noch, und sie zogen hinaus, den Bataillonen voran, zu Kampf und Sieg. Und er — er mußte zurückbleiben.

Die Tür ging. Prinz Radziwill blieb am Pfosten stehen, deutete schweigend nach vorn.

Das Konferenzzimmer war nur schwach erleuchtet. Helleres Licht drang durch die geöffnete Tür des Arbeitszimmers des Königs.

... wie das dumme, dumme Herz doch pochte! Das junge, dumme Herz! Und die Hand schloß sich fast scheu um den Rapport.

Nun war er auf der Schwelle des Arbeitszimmers.

Zuerst sah er den König nicht. Er sah nur den schlichten Arbeitstisch, Akten und Zeitungen darauf, Photographien, dazwischen ein Kalenderblatt: 17. Juli. Seitlich einen andern Tisch mit Karten und Plänen.

Da wandte der König sich um: er hatte am Fenster gestanden und zwischen den Vorhängen hinausgespäht auf die Hunderte, die Tausende dort unten, die seiner harrten, Abend um Abend —

„Rapport von Eurer Majestät Wachen!"

Der König trat ein paar Schritte vor. Der Überrock war geöffnet gewesen. Er schloß die Knöpfe. Es war ja eine militärische Meldung. Nun trat er ganz dicht heran, nahm den Rapport entgegen.

... er sah so gütig aus, der ehrwürdige Greis. In aller Erregung fühlte es Berkenfelde: auch der König hatte soeben, als er auf die schweigende Menge herabschaute, gedacht: ‚Wir sind doch ein Volk!'

„Ist Ihr Herr Vater schon zu seiner Division abgereist?"

„Zu Befehl, Ew. Majestät."

„Beim Regiment schon Reservisten eingetroffen?"

„Zu Befehl, Ew. Majestät. Heut vormittag kamen die ersten."

„Die Brandenburger!" Dann sprach der König weiter: „Sagen Sie, Berkenfelde — ich las heut früh davon — sind Sie es, der gestern nachmittag das Mädchen gerettet hat — aus dem Landwehrgraben?"

„Zu Befehl, Ew. Majestät." Das Blut schoß jäh hoch.

„Das ist eine schöne Tat. Haben Sie sich um die Gerettete noch gekümmert?"

„Ich mußte auf Wache. Mein Vater war bei ihr, Ew. Majestät."

„Das sieht ihm ähnlich." Der König schwieg einen Moment. Dann griff er nach der Brust des Offiziers und sagte: „Da kommt also die Rettungsmedaille hin. Ich wünsche Ihnen, daß Sie sich draußen noch einen Kriegsorden dazu holen, Berkenfelde."

... er war nun wohl entlassen ...

Aber er stand noch immer. Wieder stieg ihm das Blut siedend heiß empor. Dann rang es sich ihm von den Lippen, in einem schweren Entschluß: „Ew. Majestät — ich bin dem Ersatzbataillon zugeteilt."

Der König blickte ihn scharf an. Er bemerkte wohl: es fehlte nicht viel, und die Tränen schossen dem jungen Menschen in die Augen.

Polnischer Edelmann.

Gemälde von Dr. Arthur Grunenberg.

Da sagte er, väterlich milde: „Sie kommen schon noch ins Feld, mein Sohn. Wir gehen ja einem schweren Kampf entgegen. Trösten Sie sich, Berkenfelde.“ Er lächelte leise; es war ganz eigen, dies Lächeln in dem ernsten Greisenantlitz. „Unverhofft kommt oft. Ich hab' das auch erfahren.“ Er nickte noch einmal, wieder fast väterlich, und wandte sich seinem Arbeitstisch zu.

Wie in einem Taumel ging Berkenfelde. Als draußen Prinz Radziwill fragte: „Nun? Majestät haben ja lange mit Ihnen gesprochen?“ konnte er kaum Auskunft geben. Erst auf der Rampe, in der kühlen Abendluft kam ihm die Besinnung zurück —

Gerade als er hier tief Atem schöpfend stand, brach unten in der tausendköpfigen Menge, die so still und schweigend geharrt hatte, ein lauter Jubel aus: der König hatte die Vorhänge zurückgezogen, war auf einen Moment an das Fenster getreten. Brausend schollen, schmolzen die Hurras zusammen, und dann klang, von drei Seiten zugleich, das Preußenlied auf. In der Masse war plötzlich eine Bewegung, gleich einem unwiderstehlichen Wellenschlag: sie drängte nach vorwärts, die Arme streckten sich, Hüte schwenkten, Tücher flatterten. Und immer wieder, zwischen dem anschwellenden Gesang, das Hurra — Hurra — Heil dem König!

Der alte Leibjäger war mit herausgetreten. Auch er hatte die Mütze abgenommen. „So ist's nun jeden Abend, Herr Leutnant,“ sagte er leise zu Berkenfelde. „Und das macht unsern Allergnädigsten Herrn so glücklich. Wir müssen alle immer an 66 denken, da war's ganz anders. Ich kann aber noch weiter zurückdenken — bis anno 48. Da haben sie sogar das Palais in Brand stecken wollen, bis einer kam, der ‚Nationaleigentum‘ anpinselte. Unser Herr mag auch daran zurückdenken. Gestern hat er zu mir gesagt: Unverhofft kommt oft!“

⁂ ⁂ ⁂

Feldpostkarte.

Generalleutnant von Berkenfelde an Frau von Berkenfelde.

Wöllstein, 2. August 1870.

Meine liebe Marie! Heut fand ich hier die erste Nachricht von Dir vor. Ich bin wohlauf und gut versorgt. Adjutantur vortrefflich. Gestern sah ich auf dem Marsch unsern Bruno, guter Dinge wie immer, als ob nichts vorgefallen. Der reine Stehauf — der Schlingel. Daß Kurt noch mit heraus, hat mich innig gefreut. Unser gnädiger König! Ehe wir an den Feind kommen, werden wohl noch einige Tage vergehen. Sorge Dich nicht: der alte gute Gott wacht auch über mich. Eine Wonne aber ist's um unsere Truppen. Es gab vielleicht nie ein Heer wie dieses. Gott befohlen, liebe Marie. Gerade kommt Kettler vom Befehlsempfang zurück.

Dein treuer Wilhelm.

⁂ ⁂ ⁂

Bruno von Berkenfelde an Hedwig von Berkenfelde.

Altenglau (so heißt das Nest, und der Wein ist gut).

Gruß, Kuß, süße, böse Hedwiga. Nein, hundert Küsse! Mir geht's herrlich. Die Gäule haben die Eisenbahnfahrt gut überstanden, nur Jenny schonte am ersten Tag. Schrecklich, diese lange Fahrt. Aber der Jubel überall grenzenlos. Und nun frisch auf zum fröhlichen Jagen! Wir allezeit voran. Du mußt mich sehr, sehr, sehr lieb haben. Immer lieb haben

Deinen Wildfang Bruno.

⁂ ⁂ ⁂

Kurt von Berkenfelde an Frau von Berkenfelde.

Bissersheim in der Pfalz, 2. August.

Liebe, teure Mutti! Gestern sind wir in Mannheim ausgeschifft worden, aus dem ersten Quartier. Dir und Hedwig innige Grüße. Ich habe immer wieder an unsern Abschied vor dem Bahnhof zurückdenken müssen mit dankerfülltem Herzen. Mein Herz ist überhaupt so voller Dank und Seligkeit. Im Regiment freuten sich alle, daß ich mitkam. Es traf sich ja seltsam glücklich für mich, daß Hasselloh stürzte, aber ohne die Gnade von Majestät wäre ich doch wohl nicht an seinen Platz gekommen. Liebe, liebe Mutti, diese lodernde Begeisterung überall! Es ist gar nicht zu beschreiben. Ich hab' immer an Hedwigs Wort denken müssen: Wir sind doch ein Volk! Und solch einiges Volk muß siegen! In ein paar Tagen seid Ihr nun bei Großmutter. Gruß und Kuß auch ihr. Nicht wahr: Du suchst dann gleich die liebe Trude auf? Du und Hedwig. Immer Dein gehorsamer und dankbarer Sohn Kurt.

Denke Dir, daß ich meinen alten Bur-

schen Marheinke wieder habe. Der gute Kerl ist darüber so froh, wie ich selber.

In siedender Hundstagshitze schoben sich die Kolonnen der II. Armee der Grenze zu. Mit der überraschenden französischen Invasion, von der die letzten Pariser Zeitungen, die man erhielt, gefabelt hatten, schien es nichts geworden zu sein. Kein Franzose hatte die Grenze der Pfalz überschritten. Aber als das Regiment am 5. August durch Kaiserslautern marschierte, hielt der Kommandeur an der letzten Querstraße und rief der vordersten Kompagnie die eben eingegangene Nachricht vom ersten Siege zu: unser Kronprinz hat die Franzosen bei Weißenburg geschlagen! Am Tage darauf, bei Homburg, klang Kanonendonner vom Westen her. Die Herzen pochten: kommen auch wir noch zum Eingreifen? Unbestimmte Gerüchte gingen im Biwak von Wachtfeuer zu Wachtfeuer: um Saarbrücken herum — und von dorther dröhnte das Geschützfeuer — hatte es am frühesten gespukt; sogar die Stadt sollten die Franzosen besetzt haben. War das der Beginn der feindlichen Offensive? Oder war Steinmetz zum Gegenangriff vorgegangen? Der Soldat, auch der Frontoffizier weiß im Kriege so wenig von all dem, was außerhalb seines Augenkreises geschieht.

Bis in die Abendstunden währte das ferne Donnern, ebbte ab, schwoll wieder an. Es kam nicht viel Schlaf in die Augen. Aber dann, am Morgen, noch vor dem Aufbruch, stiegen wieder die Hurras gen Himmel: die I. Armee hatte im blutigen Ansturm die Spicherer Höhen genommen, die Franzosen waren auf dem Rückzug! Und auf dem Marsch die andere Jubelkunde von dem zweiten glänzenden Sieg des Kronprinzen bei Wörth: Preußen und Bayern hatten Schulter an Schulter Mac Mahons Korps zertrümmert!

Weißenburg — Spichern — Wörth! Wenn das so weiter ging — war dann der Krieg vielleicht gar zu Ende, ehe die Armee des Prinzen Friedrich Karl zum Schlagen kam? Wollten die Kameraden denn alle Lorbeeren allein einheimsen?

Kein Feind in Sicht. Auch die Saarlinie hatte er aufgegeben. Am 8. wurde die Grenze überschritten, nach schwerem Marsch auf geröllbedecktem Wege. Unaufhaltsam ging's auf die Mosel zu — gen Metz.

Diedersingen: all die Ortsnamen klingen noch so heimatlich deutsch. Aber schon kennt der Bauer nur französische Laute und französische Münze. Störrisch steht er, zieht die Achseln hoch, hat ein ingrimmiges Lächeln.

Eng gedrängt lag das Bataillon. Wer nicht im Hause unterkam, mußte sich mit der Scheune begnügen. Wer nicht Platz unter Dach und Fach fand, suchte sich im Garten am Backofen ein Plätzchen . . .

Kurt Berkenfelde hatte einen jungen Reserveunteroffizier bei seinem Zuge. Uhlenhuth hieß er, war Forstkandidat. Der lag mit seiner Korporalschaft in einem Ausbau, dicht vor dem Dorf.

Sie waren ziemlich spät ins Quartier gekommen, aber die Grenadiere hatten es in der kleinen Hütte nicht lange ausgehalten. Der Pisang war gar zu grätig gewesen, und Madame Pisang schimpfte wie ein Rohrspatz. Da machten sie kurzen Prozeß und kochten sich ihr Stück Hammelfleisch und ihren Reis am offenen Feuerchen im Garten. Zwei, drei taten sich zusammen, und sie hatten je ihre eigene Art. Der lange, hagere Krause aus der Priegnitz mit dem eckigen Bauerngesicht, der schon 66 mit dabei gewesen, wußte es am besten: „Kinder, bloß keinen feinen Prepel. 'rin in' Topp, Wasser drauf, Salz dazu. Gloß nich so dumm, Bertens. Sieh lieber zu, daß wir trocken Holz haben." — Im Kochkessel nebenan schmorten die beiden Berliner, Ulbrich und Langhans, ihren Hammel; sie waren die beiden Witzbolde der Kompagnie. „Wat kiekste, wat kiekste, mein Sohn?" — „Ick such' mir immer schon meine Hälfte aus, Langhans." — „Jawoll ja... aber die größere Hälfte. Komisch, daß von zwei Hälften immer eine größere und eine kleinere sein muß. Du wirst dir schneiden: ick teile aus." — Sie lagen beide platt auf dem Bauche und stocherten immerzu im Feuer herum. Neben ihnen saß, steif wie ein Ölgötze, auf einem Schemelchen Mister Theobald Krohn. Einer der Kriegsfreiwilligen und der kurioseste von allen, ein Deutschamerikaner, der in Berlin schlecht und recht bei den Zeitungen herumreportert hatte; erst hatte niemand den bejahrten, abenteuerlichen Helden ein-

stellen wollen, aber er zeigte seine alten Militärpapiere vor vom 10. Regiment, und die waren nicht schlecht. Daß er im übrigen flunkerte, war seine Sache. Ein zähes Kerlchen war Mister Krohn jedenfalls. Gestern auf dem schweren Marsch durch die Sonnenglut hatte er dem langen Grun eine halbe Stunde und darüber das Gewehr getragen, als der schlapp werden wollte, wortlos und ohne einen Dank zu begehren. Manchmal sprach er überhaupt einen Tag lang gar nichts, wie jetzt, wo er im Kochkesseleinsatz kunstgerecht ein paar Hammelrippchen briet. Manchmal schwadronierte er wie ein Zirkusklown zum Gaudium der Grenadiere. Wenn man ihm glauben wollte, hatte er im amerikanischen Bürgerkrieg höchste Lorbeeren errungen, war bei den Südstaatlern Leutnant, Kapitän, Kolonel gewesen. Die ‚verdrehte Schraube' nannten ihn die Grenadiere, aber etwas Respekt hatten sie doch vor ihm. Er ‚siezte' sie, und sie ‚siezten' ihn.

Berkenfelde hatte die Quartiere revidiert, kam zuletzt auch nach dem Ausbau, um nach dem Rechten zu sehen. Bei dem Unteroffizier Uhlenhuth war alles in Ordnung, wie immer. Der wußte mit seinen Leuten umzugehen, hatte sie am Bändel, bald mit einem Scherzwort, bald mit einem heiligen Donnerwetter, trotz seiner Jugend. Wie diese Forstmänner fast immer, die in Vaters Haus, im grünen Walde, aufgewachsen sind und die Seele des Volkes verstehen. Der älteste Sergeant konnte seine Sache nicht besser machen.

„Haben Sie selber schon abgefuttert, Uhlenhuth?" fragte er. „Ja? Kommen Sie, ich setz' mich ein bissel zu Ihnen."

Am Gartenzaun stand eine mächtige Linde mit einer Bank dicht am Stamm. Da setzten sie sich hin. Berkenfelde streckte die Beine lang von sich. Die Füße schmerzten ihn vom Marsch. Aber er war guter Dinge, wie immer jetzt, und hatte Lust zum Plaudern. Von den Schlachten bei Wörth und Spichern sprachen sie, selbstverständlich, mit Stolz und Neid auf die Kameraden; vom Chassepot und Zündnadelgewehr; von der Kompagnie und den Leuten drüben am Feuerchen. Es waren doch einige darunter, die dem Unteroffizier Sorge machten. Zwei hatten sich die Füße arg aufgelaufen, — die verfl— Stiefeln paßten nicht recht; aber sie hielten wacker durch. Mit dem langen Grun, das war schlimmer. Das war ein Reservist aus der Neumark, mit gutem Willen, aber kein Riese. Doch auch das wäre noch gegangen, er marschierte sich wohl ein. Aber ein Kopfhänger war er, schwerblütig, schwermütig, als schleppe er neben Tornister und Gewehr noch andere Lasten mit sich herum.

„Ich will mal mit ihm reden, Uhlenhuth."

Dann kamen sie doch wieder auf die glücklichen Kameraden zu sprechen, die bei Wörth und Spichern gekämpft hatten. Der eine oder der andere trug wohl schon das Eiserne Kreuz, das neu gestiftete Ehrenzeichen! Die Großväter hatten es Anno 13 auch errungen. Der Rittmeister Berkenfelde bei den Plothoschen Dragonern, der Forstmeister Uhlenhuth bei den Lützowern Jägern, und sie hatten es beide noch auf der Brust der alten Herren bewundert. Sie sprachen es nicht aus: aber der eine wußte vom andern, daß der's als höchstes Glück schätzte, wenn auch er es erringen könnte.

Die drüben am Feuer waren nun mit ihrem Prepel fertig. Mister Krohn spickte sich eben mit dem Hölzchen, das er sich nadelscharf zugeschnitten, den letzten Rest aus seinem Kochkesseleinsatz auf, strich sich den langen, schwarzen Bart, in dem schon ein paar weiße Strähnen liefen, und machte ein Gesicht, als ob er einen Franzosen zum Nachtisch verspeisen wollte. Himmel, konnte die ‚verdrehte Schraube' Gesichter schneiden. Die beiden Berliner, Ulbrich und Langhans, klopften Kaffeebohnen auf einem flachen Stein, hatten den Kochkessel schon gereinigt und wieder ans Feuer gestellt. Ohne Mokka taten sie's nicht.

Lang ausgestreckt lagen die Grenadiere. Es waren Schlemmer darunter, die sogar noch etwas Tabak hatten. Der dicke Holsteiner Lüttjohann schmauchte ein Pfeifchen, und der Schlesier Pittelko steckte sich gerade, nachdem er sich mit seinen kleinen listigen Augen triumphierend im Kreise umgeschaut, einen Zigarrenstummel an.

Auch sie plauderten, und auch sie vom Krieg. Die abgerissenen Sätze drangen bis zur Bank unter der Linde. Selbstverständlich wußten die Berliner am besten Bescheid. Langhans erklärte ihnen das,

haarklein: ‚Das ist nu man bloß noch 'n Spazierjang. Nach Paris nämlich. Wißt ihr, was Paris ist, ihr Dämelacks? Paris ist Paris. Zehnmal so groß wie Berlin, wat doch auch ne mächtige Stadt ist. Und da hat's Wein, soviel wir saufen wollen, und Weiber! Weiber! Wenn wir erst da sind, leben wir wie Jott in Frankreich, sag' ich euch!' Ulbrich hielt einen Augenblick mit seiner Kaffeefabrikation inne und schnalzte laut mit der Zunge; es klang fast wie ein Peitschenschlag. „Weiber —"

„Nu — ne!" meinte bedächtig Krause aus der Priegnitz. „Weiber — laßt man! Ick hab' meine Olsche zu Haus. Wein, den lass' ick mir gefallen. Aber so schnelle, wie ihr denkt, jeht dat denn doch nicht. Paris is noch weit. Da wer'n wir die Franzosen doch noch mal vertobacken müssen, eh' wir nach Paris kommen."

„Un wenn schon. Machen wir, Krause! Na Sie, Mister Krohn, tun Se mal gefälligst Ihren Schnabel auf. Wie jeht der Weg nach Paris?"

Krohn zog wieder eins seiner merkwürdigen Gesichter. Die dichten, schwarzen Brauen schoben sich ganz hoch auf die Stirn; die Backen zog er tief ein; die Hakennase krümmte sich und zitterte. Dabei strich er seinen Bart, ein-, zweimal, unendlich wichtig. „Über Metz," sagte er endlich im Grabeston.

„Metz? Was ist Metz?"

„Metz, ihr tapferen Kriegsmänner, ist eine Riesenfestung." Er zog ein paar wunderliche Striche durch die Luft. „Metz liegt an der Mosel — da! Und unter die Wälle der jungfräulichen, der nie bezwungenen Feste ziehen sich jetzt die Franzosen zurück — von hier und von dort und von dort. Da gibt's den Haupttanz, das laßt euch sagen." Noch höher rutschten die Brauen auf die Stirn, noch lebhafter flatterten die Nasenflügel. „Als wir im Jahre des Heils, Anno 1862, in Vicksburg lagen, geliebte Kinder, umbrandet von den Scharen der verdammten Yankees, glorreiche Helden wir, jeder ein Gigant, da sagte mein unvergeßlicher Freund, General Stonewell Jackson, der Sieger von Bull-Run, zu mir: ‚Krohn, teurer Bruder und edler Mitkämpfer ...'"

Er kam nicht weiter. Ein Hallo brach los. „Was hat er gesagt? Mein treuer Bruder! Kröhnecken, wenn erst unser Alter sagen wird: ‚Mister Krohn, mein edler Mitkämpfer . . .'"

Und wieder schnitt Krohn eines seiner wundervollen Gesichter. Er schien gar nicht verletzt. Er zog nur die Achseln hoch, ganz hoch, schlug die Arme über der Brust zusammen und wackelte mit den Ohren.

Eine ganze Weile ging noch das Gelächter und das Hallo. Dann wurde es still. Endlich ganz still. Vom Dorf her, aus einem der nächsten Quartiere, klang Gesang herüber, leise erst, von ein paar Männerstimmen, bald stärker und stärker, bis auch die am Feuer einstimmten —

... dies merkwürdige Lied ...

Auf dem Bahnhof in Mannheim hatte es Berkenfelde zum ersten Male gehört. Bewußt gehört, denn in ihm war die dunkle Erinnerung, als wäre es ihm nicht unbekannt, von der Turnstunde her vielleicht, vielleicht kannte er es auch aus einem Konzert. Dies merkwürdige Lied ...

Vor noch nicht vierzehn Tagen war es gewesen, in Mannheim, wo sie ausgeschifft wurden. Da war es aus der Volksmasse aufgeklungen, wie ein Willkommensgruß, dies merkwürdige, dies wunderbare Lied. Schon am nächsten Morgen tönte es aus der Marschkolonne. Nun kannte es jeder. Und immer aufs neue klang es, wuchtig, dröhnend, dieses Lied, das alle anderen zu verdrängen schien, als ob es die Hymne des deutschen Volkes in Waffen werden sollte —

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall,
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wer will des Stromes Hüter sein?
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein —"

⁂ ⁂ ⁂

Feldpostkarte.

Bruno Berkenfelde an Hedwig Berkenfelde.

15. August, Vormittag.

Hedwiga, Süße, Geliebte! Weißt Du, wo ich das schreibe? Jenseits der Mosel, östlich Metz! Hurra! Vor mir liegen die Franzosen und wir, wir haben sie zuerst gesehen. Morgen gibt's Hiebe! Im Sattel gekritzelt, jedes Wort mit Liebe und Sehnsucht. Rittmeister von Heister nimmt die Karte mit zurück. Es lebe die Feldpost! Kuß — Kuß — Kuß!

Dein glückstoller Bruno.

⁂ ⁂ ⁂

Weit von der Front waren sie, die Ulanen, Husaren, Dragoner. Auf den Hauptstraßen die Regimenter. Vor ihnen einzelne Schwadronen auf allen Wegen; vor denen — weit, weit — die Patrouillen: ein Leutnant, ein paar Reiter, dann und wann ein Generalstabsoffizier der Division. Wie ein dichter Schleier breitete sich die Kavallerie aus, und aus dem Schleier jagten überall die Späher hervor, weit, weit, auf Waldwegen, querfeldein, auf jede Höhe, die Umschau bot.

Am 14. hatte es östlich Metz geblitzt, gedonnert und eingeschlagen. Da hatte die I. Armee, hatten Zastrow und Manteuffel die Franzosen im blutigen Ringen von Colombey bis fast unter die Forts der Feste zurückgetrieben. Südlich war Prinz Friedrich Karl mit der II. Armee im Vormarsch auf die Mosel geblieben.

In Herny, im Großen Hauptquartier, saß Moltke über seinen Karten und Plänen, studierte Telegramme und Meldungen. Klar stand vor seinem durchdringenden Blick die Sachlage: unmöglich konnte Bazaine, der französische Oberfeldherr, sich und seine ganze Feldarmee an die Wälle von Metz ketten wollen. Eins war gewiß: er überschritt hier nur die Mosel, um weiter zurückzugehen, gegen die Maas, wahrscheinlich auf der Straße gen Verdun.

Aber wie weit war sein Heer schon gelangt? Wie faßte man ihn? Wo hielt man ihn fest?

Und wieder wurden die deutschen Reiter vorgetrieben. Kavalleriedivision, Brigaden, Regimenter, Schwadronen, allen voraus die Späher, die Hornissen, die Offizierspatrouillen, Husaren, Ulanen, Dragoner.

Der Morgen dämmerte über der Hochebene, als Bruno Berkenfelde aus dem Biwak bei Thiaucourt abritt mit den fünf scharfäugigen Jungens, die er sich aus seinem Zuge ausgesucht hatte: jeder einzelne ein Prachtkerl und unter ihnen die besten Pferde. Heut galt es! „Macht's gut!" rief ihnen der Schwadronschef zu. „Vorsicht, Berkenfelde, Sie Tollkopf!" Und Bruno lachte. Auf der Straße nach Woel ging's vorwärts. Der Nebel lag noch über den Rebenhängen. Dann und wann nur zuckten und blitzten einzelne Sonnenstrahlen, löschten wieder aus, rangen aufs neue ans Licht.

Den Revolver gelockert, den guten Krimstecher an der Schärpe, die Karte in der Hand! Solch ein Gaul, wie die schwarze Jenny, zwischen den Schenkeln! Grüß' dich Gott, Sonne, die du da aufsteigst! Grüß' dich Gott!

Da kam querfeldein der Rittmeister von Heister nachgejagt. „Heut gilt's!" rief er und lachte. „Frisch auf zum fröhlichen Jagen!" Nun von der Straße ab, seitwärts durch den Wald, immer dicht an der Lisiere. Wie die Gäule dampfen! Aber das leise Klirren im Zaumzeug. „Welling, das verdammte Klappern muß aufhören!"

„Zu Befehl, Herr Leutnant!" Und der lustige Junge, der Welling, lacht auch.

„Drüben auf die Höhe, Berkenfelde!"

Er klopft dem Gefreiten auf die Schulter: „Drüben die Kuppe, Welling! Verstehst du, und die Augen aufgemacht! Vorwärts!"

„Zu Befehl, Herr Leutnant!"

Der Fuchs springt schon an. Holdrio! Im Karriere den Hang hinauf und oben scharf pariert. Wie eine Silhouette hebt sich der Husar oben ab vom plötzlich lichtblauen Himmel. Ja, der Welling! Remontereiter. Und Augen wie ein Luchs. Gestern abend im Biwak haben sie wieder einmal die Probe gemacht: der sieht noch Sterne, die ein anderer kaum mit dem Krimstecher findet.

Nun winkt er ... „Marsch — marsch!" will Berkenfelde kommandieren. Doch der Generalstäbler legt ihm die Hand auf den Arm. „Trab tut's auch. Kräfte schonen!"

Jetzt sind sie oben. Die beiden Offiziere springen aus dem Sattel, die andern halten hinter dem Hang. Welling meldet: nichts zu sehen. Aber sie heben schon die Krimstecher heraus, sie spähen, sie suchen jede Handbreit des Geländes ab.

Dort drüben liegt noch der Morgennebel. Leicht hat's die liebe Sonne nicht, sich durchzukämpfen. Und nicht ganz leicht ist's, sich zu orientieren. Der Ort da — das muß Chambley sein, der in den grünen Feldern Bruxieres. Dort drüben müßte Gorze liegen. Aber die verflixten Wälder verdecken es. Kein Feind. Keine verräterische Staubwolke. Nichts. Nichts! Nur da unten geht ein Bauer hinter seinem Gespann her, über die braune Ackerkrume, ruhig, pflügend, als gäbe es keinen Krieg —

Weiter!

Den Hohlweg entlang, ein Husar voran, ein anderer auf dem überragenden Hang. Lang ist der Trab. Die Pferde schnaufen. Scharf sticht die Sonne, die Zeit eilt. An einem einsamen Gehöft ein kurzer Halt. Der Pisang wird herausgeholt. Er kommt in seinen Holzpantinen herangeschlürft, glotzt, soll Rede stehen, glotzt wieder. Nichts ist aus ihm herauszubekommen. Aber ein Brunnen steht im Hofe. Wasser — Wasser —

Im engen Hofe wurde getränkt. Nur ein Posten spähte zum Eingang hinaus, während drinnen die Leute für die Pferde sorgten, die Gurten nachzogen. Es fand sich auch wohl in den Feldflaschen ein Trunk und dazu ein Stück Brot. Der Generalstäbler und Berkenfelde hatten noch einmal ihre Karten vorgenommen. „Bazaine kann nicht in Metz bleiben," erklärte jener. „Er muß die Vereinigung mit Mac Mahon anstreben, ist sicher schon im Marsch auf Verdun, weiter vielleicht, als wir glauben. Man kann es nicht wissen, vielleicht treffen wir nur noch seine Arrieregarde. Unerklärlich, daß wir noch nicht auf französische Kavallerie gestoßen sind, die doch den Marsch verschleiern müßte." Der Rittmeister zerkaute langsam den letzten Brocken Schokolade aus seiner Satteltasche. „Desto besser für uns. Die Herren drüben haben bisher immer mangelhaft gesichert."

„Wo ist wohl jetzt der Kronprinz? Unsere dritte Armee — wo sind die beneidenswerten Sieger von Wörth?"

„Südlich von uns, wohl auch schon mit den Spitzen an der Mosel. Mehr wissen wir nicht. Aber jetzt wollen wir aufbrechen, Berkenfelde."

Wieder ein langer, langer Trab, wieder ein Verschnaufen und Ausspähen auf einer lichten Anhöhe. Wie eine Landkarte breitete sich das Land. Grüne Weinberge, graue, braune Felder. Jetzt war es leicht, sich zu orientieren. Das da unten: die südlichste der drei Straßen, die von Metz aus auf Verdun führen, recht eine der köstlichen französischen Chausseen. Gute Wegebaumeister, die Franzosen, in ihrem reichen Lande. Das Dorf mit dem kleinen spitzen Kirchturm: Harville..

Aber nichts vom Feinde. Friedlich lagen die Gehöfte. Aus den Schornsteinen kräuselte sich der Rauch der Essen.

Sie trabten den Hang hinunter, preschten an den Ort heran, durch die Dorfstraße hindurch. Hallo! Gerade daß beim donnernden Hufschlag hier und dort ein Gesicht am Fenster erschien und erschrocken zurückfuhr: „Les Prussiens! Les Prussiens!"

Der Maire wurde herausgeholt, kam mit schlotternden Gliedern. „Wann sind hier Truppen durchgekommen?" Er schwieg, schüttelte den grauen Kopf. „Mann, so reden Sie doch!" — „Ich weiß von nichts." Und ein Achselzucken.

Weiter. Versuchen wir's in Suzemont.

Längs der Chaussee auf Metz zu ging's. Geradeaus —

Auch in Suzemont Achselzucken. Vielleicht gemacht, vielleicht echt. Wer kann's wissen? Wir sind in Feindesland.

Der Generalstäbler wurde nachdenklich. Eine große Armee kann doch nicht vom Erdboden verschwinden. War vielleicht gegen alle Erwartung Bazaine in Metz geblieben? War er noch nicht auf dem Abmarsch? Hatte er eine der nördlicheren Straßen gewählt?

Himmelkreuzdonnerwetter! Wenn wir ihn nicht mehr fassen sollten! Fassen, festhalten, schlagen, unter die Wälle zurückwerfen!

In scharfer Gangart auf Mars la Tour zu. „Und wenn wir nach Metz hineinreiten sollten!"

Vorn reitet der Welling. Plötzlich pariert er durch, wirft die Hand in die Luft, wendet scharf hinter den nächsten deckenden Busch.

Und da sahen sie's auch —

Ein paar Flankeure zuerst. Bunte, farbige Flecken auf flinken Pferden. Einen Reitertrupp dann gleich hinter ihnen. Auf der Straße eine dunklere Masse, Staub — schwerer, grauer Staub, wie ihn Regimenter aufwirbeln.

Schneller pochen die Herzen! Der Atem fliegt!

Meldung —

Nun scheinen drüben die Chasseurs auch die Augen aufgemacht zu haben. Ein Schuß fällt, dann noch einer. Vielleicht knallen sie auch nur aufs Geratewohl —

Am liebsten hätte Berkenfelde die Plempe herausgerissen. Aber hier galt es zu sehen,

nur zu sehen. Ruhig Blut, ruhig Blut, Bruno! Er klopft seinen Gaul auf den schlanken Hals. „Ruhig, Jenny! Ruhig!“ In die nächste Mulde schiebt sich die Patrouille. Der scharfäugige Welling bleibt spähend allein vorn, bis die Ungeduld Berkenfelde wieder neben ihn treibt.

Klar zeichnet sich jetzt drüben der Höhenzug ab. Es blitzt und glänzt herüber. Waffen — Menschentrupps in hastender Bewegung — Zelte! Scharf drückt Berkenfelde den Krimstecher an die Augen, schraubt an den Gläsern. Zelte — sind das wirklich Zelte? „Welling — Menschenkind! Sie sehen ja durch sieben Eichenbretter, wenn Löcher drin sind. Gucken Sie mal da hin — da! Was ist das?“ Der Gefreite beugt sich vor. Das gescheite Gesicht spannt sich. „Es sieht wie Leinwand aus, Herr Leutnant. Als ob Mutter Leinwand auf die Bleiche gelegt hätte.“ — „Das ist ein Lager, ein großes Lager — Zelte sind's, Welling!“

Eine prickelnde Unruhe ist in ihm, höchste Erwartung. ‚Donnerwetter, wie beim Jeu!‘ denkt er. ‚Wie beim Jeu, wenn man 'n großen Coup riskiert. Nur noch stärker, noch schöner. Wonnig ist das! Da haben wir sie also. Bonjour, messieurs! Faites votre jeu! Achtung, Welling!‘

Es pfeifen ein paar verlorene Kugeln vorüber.

Dann kommen die Flankeurs näher. Drei — vier Kerle in ziemlich weiten Abständen. Es scheint, sie sollen die Schwadronen in der Flanke sichern, die drüben auf Buxieux vordösen. Ja, vordösen, ganz gemütlich. Wartet nur, ihr lauft der Brigade in die Hände, die jetzt schon heran sein muß...

Aber wenn man doch einen von den Burschen fangen könnte!

„Welling!“

„Herr Leutnant —“

Sie raunen mit fiebriger Stimme.

„Da drüben das lange Laster, der auf dem prachtvollen Schimmel! Junge, den woll'n wir uns holen.“

„Zu Befehl, Herr Leutnant.“

Er winkt den beiden anderen zu. Das Glas fortgestopft, die Karte zwischen Schärpe und Attila. Die Plempe heraus — endlich —

Noch einmal winkt er. Und dann ein paar feste Sporen! Jenny bäumt, wiehert hell auf, in mächtigen Sätzen springt sie an. Die Klingen funkeln —

Auf eines Atemzugs Länge steht der Schimmel. Der Chasseur reißt den Karabiner hoch. Pah — laß ihn schießen. Jetzt wendet er. Ein Stück atemloser toller Jagd querfeldein. Schon ist Berkenfelde rechts neben ihm, Welling links. Der haut ihm über den Arm, der greift ihm in den Zügel. „Quartier! Quartier!“ Sie lachen beide laut auf. „Komm, mein Sohn!“ Und noch einen Jagdhieb auf des Schimmels Kruppe. „En avant!“ Ein paar Kugeln, von den andern Flankeurs herübergeschickt. Pah — laßt sie knallen —

Drüben löst sich ein Zug, oder ist's eine Schwadron, trabt an. Die wollen auf uns Jagd machen. Desto besser. Uns kriegen sie nicht!

„Halt' mir den Schimmel fest, Welling! Zurück jetzt — marsch, marsch!“

Da plötzlich Geschützfeuer, schnell hintereinander zwei, drei Schüsse, weithallend über die Hochebene. Im Sattel wendet sich Berkenfelde um, mit einem Blick faßt er's: hart vor den feindlichen Reitern hat's eingeschlagen, Staub wirbelt auf, die Kolonne schiebt sich seitwärts.

Und es blitzt wieder auf, und noch einmal. Nun sieht er auch das: eine Batterie ist aufgefahren. Plötzlich, wie aus der Erde emporgewachsen, ist sie da, zwischen Vionville und Buxieux. Die gerade Linie der Geschütze sieht er, das Hasten der Bedienungsmannschaft, die Offiziere im Sattel bei ihren Zügen.

„Schr... itt!“ Er schwenkt die Plempe über dem Kopf.

Wo unsere Artillerie ist, kann die Brigade nicht weit sein. Hurra die Preußen!

⁂ ⁂ ⁂

Feldpostbrief.

General von Berkenfelde an seine Frau.

Pommerieux, 15. August, Abend.

Liebe Marie! In später Abendstunde auf die Befehlsempfänger wartend, sende ich Dir innige Grüße und herzlichen Dank für Deinen lieben Brief. Ich bin sehr froh, daß ihr in Pinnow seid. Über die Eigenheiten von Mutter mußt Du eben fortzukommen suchen, wie Du das immer, klug und gut, verstanden hast. Du weißt ja, welch ein prachtvoller Mensch sie im Grunde

ist — und Du hast sie so lieb, wie ich selber. Hedwig laß ihre Kämpfe selbst durchringen. Sie wird sich schon zurechtfinden. Wenn sie Bruno wirklich liebt und sich nicht nur durch seine Art und Persönlichkeit bestechen ließ, was ich ihr eigentlich nicht zutraue, wird sie ihm auch verzeihen. Die höchste Stärke und die größte Gabe von Euch guten Frauen ist es ja, verzeihen zu können.

Von unsern Jungens wirst Du eher Nachricht haben als ich, der ich von ihnen nichts sah und nichts hörte, trotzdem wir alle drei demselben Armeeverbande angehören. Die Korps waren während des Vormarsches auf die Mosel zur besseren Ausnutzung der Straßen ziemlich weit auseinandergezogen. Ich zweifle aber nicht, daß sie gesund sind, und das ist ja die Hauptsache. Was Du mir über Kurt schreibst, interessiert mich natürlich sehr. Aber daß er Hedwig liebt, wirklich liebt, möchte ich kaum glauben. Er neigte immer zu halben und nicht recht klaren Gefühlen, wie denn überhaupt in seinem ganzen Wesen etwas Unklares, Unfertiges steckt. Der Ernst dieser Zeit kann ihm nur förderlich sein.

Von mir kann ich Dir wenig berichten. Eigentlich nur, daß ich körperlich wohl und geistig frisch bin und mich danach sehne, endlich vor den Feind zu kommen. Für mich und meine braven Regimenter. Über die Operationen möchte ich nicht schreiben. Man weiß nie, ob ein Brief nicht in unrechte Hände kommt. Außerdem ist selbst ein Divisionskommandeur über den Zusammenhang der Dinge weniger unterrichtet, als Du wohl glauben würdest, und wir tappen gerade jetzt etwas im Dunkeln. Die nächsten Tage dürften aber eine Entscheidung und damit die sehnsüchtig erwartete Klärung bringen. Sorge Dich nicht: wir alle stehen in Gottes Hand.

Grüße Mutter und Hedwig; grüße auch sonst mein altes Pinnow, vom Pastorhause bis zum letzten Kossätenausbau. Gehe zu den Leuten, die Angehörige im Felde haben. Du wirst für sie schon die rechten Worte finden. In treuer Liebe

Dein Wilhelm.

Durch die Waldschlucht von Gorze zogen die brandenburgischen Regimenter bergan, auf Vionville zu. Als die vorgeschobenen Reiterbrigaden, die Zietenhusaren an der Spitze, die Hochebene erreichten, schallte ihnen von Westen Kanonendonner entgegen. Die reitenden Batterien des zehnten Korps scheuchten die vorderen französischen Lager auf. Mitten in französische Dragonerschwadronen, die ahnungslos zur Tränke ritten, sausten die ersten preußischen Granaten. In wilder Unordnung jagten die Überraschten zurück, rissen die Kürassiere, die hinter ihnen lagerten, mit sich fort.

Das war der Auftakt am Morgen des blutigen 16. August.

Aber der erste Kanonendonner alarmierte auch das französische Fußvolk.

Neun Uhr vorüber. Aus den Biwaks gingen starke Infanteriemassen gegen Vionville und Flavigny vor, zwangen die deutschen Reiter zum Ausweichen, richteten sich in den Dörfern zur hartnäckigsten Verteidigung ein. Da müssen auch die preußischen Batterien zurückgenommen werden. Dann aber steigen aus der Tiefe der Waldschlucht, den Schwadronen folgend, die Brandenburger herauf; Grenadiere, Musketiere, Füsiliere, Jäger, Artillerie. Der Kampf beginnt. Auf dem rechten Flügel ringen die Achtundvierziger, ringt das Leibregiment um die Nordränder der dichten Waldungen; auf dem linken Flügel, wo sich die weite Hochebene dehnt, dringt die Schwesterbrigade im wechselvollen blutigen Streiten gegen Flavigny vor. Hüben und drüben rücken immer neue Batterien in die Feuerlinie ein. Eine gewaltige Artilleriestellung krönt die Mitte der deutschen Linien; Vionville wird in unwiderstehlichem Ansturm genommen, nach noch blutigeren Opfern auch Flavigny dem Feinde entrissen.

Es ist um die Mittagsstunde des schwelend heißen Augusttages.

Auf der Höhe südlich des heiß umstrittenen Vionville hält Konstantin Alvensleben, der kommandierende General des brandenburgischen Korps. Neben ihm General von Berkenfelde. Der Gegner war hart angepackt, aus seinen vorgeschobenen Stellungen zurückgedrängt; zäh hat man sich gegen eine doppelte Übermacht behauptet.

Weithin über das Schlachtfeld reicht der Blick: bis zu den dichten Waldlisieren im Osten; grad aus auf die französische Hauptstellung; gen Norden bis zur alten Römerstraße. Hüben und drüben die langgestreck-

Bildnis der Sängerin Saïda Muſa.

Gemälde von Toni Gregoritſch.

ten, im Pulverdampf gehüllten Infanterielinien; hüben und drüben die massierten, feuerspeienden Batterien. Und zwischen dem Donner der Geschütze, dem knatternden Rollen der Mitrailleusen, ununterbrochen, bald hier, bald dort abebbend, gleich wieder stark anschwellend —: das Gewehrfeuer von Zehntausenden.

Sie konnten des Erreichten froh sein. Froh sein ihrer Tapferen. Alvenslebens Augen leuchteten. Er wußte in der Seele seiner Brandenburger zu lesen. Niemals vielleicht war eine Truppe gleich gut geschult in den Kampf gezogen, von einer gleichen Begeisterung getragen. Auch das wußte er: gewiß war nicht jeder einzelne, der sich dort unten schlug, ein Held. Gewiß hatten hunderte, tausende der Kämpfer den moralischen Schweinehund in sich überwinden müssen, als der Geschützdonner begann, die ersten Chassepotkugeln schwirrten, der Nebenmann rechts oder links zusammenbrach. Aber sie hatten ihn überwunden, den Lumpenkerl! Dank der Bravheit, die in ihnen war. Dank der Zucht, die sie gelehrt, ihrem Führer zu folgen. Dank diesen Führern, die rücksichtslos das eigene Leben einsetzten, die mit ihrem Beispiel die Masse mit sich rissen — immer und überall!

Groß, gewaltig waren schon jetzt die Verluste. Berkenfelde gedachte mitten im Kampf der Tapferen, die er hatte fallen sehen. Er gedachte ihrer, aber es kam keine Wehmut in ihm auf: sie hatten den schönen Tod des Soldaten gefunden.

Die Schlacht stand. Der Feind schien in die Defensive zurückgedrängt. Aber hinter der langen, langen Kampflinie der Brandenburger fehlten die Reserven. Ein paar Bataillone des X. Korps waren bei Trouville eingetroffen und bildeten hier einen schwachen Rückhalt des linken Flügels. Sonst standen hinter der Front nur die noch unverbrauchten Reiterregimenter zur Verfügung des Schlachtenleiters.

Schon begann bei der Infanterie die Munition knapp zu werden. Den Gefallenen, den Verwundeten wurden die Patronentaschen geleert.

Und lang noch lag der Hochsommertag vor den Kämpfern.

Drüben, an der Straße gen Rezonville, blitzt und blinkt es zwischen den Schwaden des Pulverrauchs auf: französische Lanciers und Kürassiere! Gegen die Zweiundfünfziger stürmen sie an, zersplittern vor dem mörderischen Schnellfeuer und wenden sich — in regelloser Flucht geht's zurück über das Blachfeld, das plötzlich weithin mit Verwundeten und Toten, mit reiterlosen Pferden bedeckt ist. Und hinter ihrem Rücken lauert schon die völlige Vernichtung.

Bei dem in Flammen lodernden Flavigny hält verdeckt die Husarenbrigade Redern, Braunschweiger, Westfalen, grün und schwarz. Sie brechen in voller Karriere hervor, durchjagen, von donnerndem Hurra begrüßt, die eigene Schützenlinie, stürzen sich auf die weichenden Kürassiere, hauen ein, überreiten die feindliche Infanterie —

Weit vor seinem Zuge braust Bruno Berkenfelde mit verhängtem Zügel. Ein Rausch ist in ihm, eine Wonnerausch, der Jubel der Erfüllung. Vor seinen Augen schimmert strahlendes Licht, das Herz schlägt ihm, als ob es springen wollte. Die Plempe schwingt er über dem Haupt, hebt sich im Bügel, rechts und links saust die Klinge nieder. Mitten nun im Gedränge, in einem Chaos. Hinweg über Pferdeleiber, im gewaltigen Sprunge über einen umgestürzten Patronenwagen — Drauf! Drauf! und Hurra! Hurra!

Da — plötzlich — eine Batterie im Auffahren. Der Rittmeister winkt: „Berkenfelde!" Schon feuern die Geschütze den ersten Schuß. Drauf! Drauf! und Hurra! Mag fallen, wer will! Der Batteriechef sinkt vom Pferde. Wie die Berserker hauen die Husaren drein. Da: Generalsepauletten! Ein hoher Offizier! Jagd auf ihn! Bazaine selber kann es sein! Doch da bläst es zum Sammeln. Grad noch, daß die Husaren die Verschlüsse der Kanonen als Siegespreis mitnehmen können.

Aus der Ferne hat der General mit dem Krimstecher die kühne Husarenattacke verfolgt. Er weiß, der Sohn ist dabei, sein Bruno, sein Liebster. Auf einen Moment zuckt es seltsam in seinem Herzen. Das Glas will ihm in der Rechten zittern. Aber er faßt sich: unser guter Gott wird mit ihm sein! Mach's brav, mein Junge! Und die Hand wird wieder fest und sicher. Nur einen Gruß, einen unsichtbaren, winkt er von weitem hinüber, als die Husarenschwadronen auf Flavigny zurückgehen.

Der kühne Reiterangriff hat ein wenig Luft geschafft. Doch die Franzosen führen neue Truppenmassen in den Kampf. Weiter und weiter dehnt sich ihr rechter Flügel aus, die Brandenburger überflügelnd, umfassend. Von Nordwesten her, von der Römerstraße, donnern die Geschütze. Mühsam, unter großen Verlusten, hält die ihnen entgegengeschobene, schon stark zusammengeschmolzene 12. Brigade stand. Und wieder tauchen frische französische Bataillone, frische Batterien auf, jenseits St. Marcel, auf Bruville zu, schon in der linken Flanke der erschöpften Brandenburger. Notdürftig nur können ihnen gegenüber die dichten Trouviller Büsche behauptet werden.

Es ist zwei Uhr.

In eiserner Ruhe folgt Konstantin Alvensleben dem Gang der Schlacht. Ich will! Ich muß!

Reiter vor! Die Magdeburger Kürassiere, die Altmärker Ulanen reiten jubelnd den Todesritt gegen die Batterien an der Römerstraße, durchjagen die Infanterie, hauen Bespannung und Bedienung zusammen. Als die Fanfare tönt und die Schwadronen sich hinter Flavigny sammeln, kann jedes Regiment nur eine Eskadron bilden: die Hälfte von Roß und Reitern liegt draußen auf dem Blachfelde.

Wieder ein Aufatmen, wieder eine Kampfespause, bis dann, kurz vor drei Uhr, die Franzosen von Bruville her gegen die Trouviller Büsche vorbrechen, mit zehnfacher Überlegenheit, in dichten Schwärmen. Und langsam, Schritt um Schritt, weichen die Brandenburger zurück — sie müssen zurückweichen.

Da trifft endlich — endlich das X. Armeekorps, dem General von Voigts-Rhetz vorausgeeilt war, zur rechten Stunde ein. Die eine Division — Hannoveraner, Westfalen, Braunschweiger — warf sich dem vordringenden Gegner entgegen, der langsam auf Bruville zurückzog. Als aber die nächste Brigade zum Angriff über die weite Ebene vorging, zerschellten die braven Söhne der roten Erde vor dem mörderischen Feuer. Trümmer nur sammelten sich, gerettet durch die Attacke der Gardedragoner, die in heldenmütigem Ansturm das Schlachtfeld fegte —

Um die dritte Nachmittagsstunde war der Höchstkommandierende, Prinz Friedrich Karl, in schärfster Gangart von seinem Hauptquartier Pont-à-Mousson nach dem Schlachtfeld geritten. Auf der Straße über Gorze kamen ihm die Verwundeten entgegengeströmt, im Dorfe Gorze lagen sie zu Hunderten längs der Häuserfronten. Aber sie jubelten dem Roten Prinzen zu, und helle Hurras grüßten aus den Kämpferreihen, als er am Nordrand des Waldes von Vionville erschien. Mitten im Granat- und Mitrailleusenfeuer stand er, der Rote Prinz — —

Adjutanten und Ordonnanzoffiziere sprengen die dünne, erschöpfte Schützenlinie entlang, jagen zu den Batterien: „Der Prinz ist auf dem Schlachtfelde! Acht frische Bataillone sind mit ihm! Aushalten! Nur standhalten!“

Und der Prinz reitet über die Südhälfte des Schlachtfeldes querfeldein zur Höhe bei Flavigny. Erst von hier aus kann er den ganzen Kampf übersehen: hier beobachtet er das Weichen, Zerbrechen der gen Bruville vordringenden Bataillone, hier das langsame Zurückgehen aus den Trouviller Büschen. —

Es galt ein letztes: auf seinen Befehl warf sich noch einmal Reiterei, zweiundzwanzig Schwadronen, in die Bresche, Husaren, Dragoner, Ulanen, Kürassiere. Über die Hochebene von Ville sur Yron wirbeln von hüben und drüben fünftausend Reiter inmitten einer ungeheuren Staubwolke zusammen. Ein Orkan ist es, als die Rossehufe donnern, die Treffen aufeinanderstürzen, mit jubelnden Hurras, unter dem schmetternden Klang der Signaltrompeten. „Fanfaro! Fanfaro!“ Schon weichen die französischen Husaren, vergeblich eilt ihnen die gelbe Dragonerbrigade zur Hilfe. Auch sie wird durchbrochen, überflügelt — noch einmal klirrt Eisen auf Eisen, noch einmal tönen die Trompeten: jetzt wenden sich die Chasseurs d'Afrique zur Flucht, die schweren westfälischen Kürassiere schieben sich, einem Keile von Eisen gleich, in das Handgemenge, die hannoverschen Dragoner fallen dem Feinde in Flanken und Rücken, hauen, stechen! Ein Chaos ist's, in dem der einzelne untertaucht. Die Rosse schnauben und wiehern, die Reiter brüllen vor Erregung und Wut, Verwundete, zwischen stampfenden Pferdeshufen auf dem Boden liegend, reißen die

Revolver heraus, schießen in das Gedränge. Dann — endlich — löst sich der tolle Wirbelsturm; einzelne Reiter, Gruppen splittern ab, Züge, Eskadronsreste folgen ... die Franzosen sind auf der Flucht, und hinter ihnen drein jagen die deutschen Reiter, was die Gäule noch hergeben können, über Tote, über Verwundete, Menschen und Pferde, bis das Signal zum Sammeln klingt — —

Sieben Uhr — der heiße Tag geht zur Rüste.

„Aushalten! Standhalten!" hatten die Ordonnanzoffiziere des Roten Prinzen den tapferen Brandenburgern zugerufen.

Nun wollte er dem Feind noch einmal die Zähne weisen, damit der merkte und fühlte: die Preußen geben nimmer nach. Der ist Sieger, der den letzten Vorstoß wagt.

Artillerie vor!

Und die zusammengeschossenen, seit dem Morgen im Feuer stehenden Batterien protzen auf, setzen sich in Bewegung. Wenige Geschütze nur haben noch volle Bespannung, todmatt sind Rosse und Mannschaft. Nicht mehr im Galopp, im müden Trabe, da und dort im Schritt, gehen sie gen Rezonville vor. Aber sie kommen vorwärts, sie kommen vorwärts —

General von Berkenfelde ist von der Höhe herabgesprengt. Die Infanterie muß das Vorgehen der Schwesterwaffe begleiten, unterstützen. Auch ihr müßt vor ... ihr schwachen, dünnen Linien, die ihr den langen Sommertag im heißen Feuer kämpftet, ohne einen Schluck Wasser, ohne ein Stück Brot, die ihr euch fünfmal verschossen habt, Reste ihr von Regimentern, Bataillonen, Kompagnien — ihr müßt, müßt jetzt noch einmal vorwärts —

Bis an die Schützenlinie heran jagt der General. Da liegen die Schlacken der Fünfunddreißiger, die Trümmer der Zwanziger daneben, ausgebrannt, zwischen zwei Lebenden ein Toter — über ihnen, die Kehlen dörrend, der schwere, dicke Pulverdampf —

„Auf, Kinder! Auf! Auf!"

„Auf!" gibt's der Oberstleutnant von Alten weiter. „Auf!" ruft der Major von Pirch —

Und die Schützen raffen sich empor. Die letzten überlebenden Offiziere springen vor die Fronten. „Auf!" halt es weiter und wieder. „Auf! Auf!"

Noch einmal klingt das Hurra der Brandenburger — noch einmal stürmen sie vor —

„Meine Braven!"

Aus dem Chausseegraben von Rezonville schmettern die Chassepotkugeln, von jenseits des Tales donnern die Geschütze der französischen Gardeartillerie —

„Vorwärts! Vorwärts!"

Da — ein Schlag — die weisende Rechte sinkt herab — vornüber gleitet die hohe Gestalt auf den Hals des Pferdes —

Der Adjutant, die Stabsordonnanz sind ihm zur Seite. Sie fallen dem Pferde in die Zügel, sie heben den General aus dem Sattel —

„Es ... es ist nichts ... nur ..."

Schwer sinkt er zur Erde.

Wie in einer Vision steigen vor ihm Gestalten auf. „Marie ... Kinder ... liebe Kinder ..."

Aber dann gleich: „Richtet mich auf!"

Er sieht noch, durch Pulverdampf und Abenddämmerung, drüben, drüben auf der heißumstrittenen Höhe von Rezonville die Geschütze feuern! Er hört noch vor sich verhallend das Hurra seiner Brandenburger — „Ihr meine Braven!"

Aus der rechten Schläfe sickert das Blut — Tropfen um Tropfen.

Noch einmal streckt er sich, hebt er sich. Nach vorn weist seine Hand. Ein Leuchten geht über das Gesicht.

„Es lebe der König!"

Und von der Höhe donnern ihm die Geschütze den Todessalut.

⁂ ⁂ ⁂

Feldpostkarte.

Kurt Berkenfelde an seine Mutter.

Biwak bei Hannonville, 17. 8. 70.

Liebe, gute, arme Mama! Du weißt nun schon das Schreckliche, man hat Dir ja telegraphiert. Ich will Dir nur sagen, daß ich unsern lieben, guten Papa noch gesehen habe. Er war gar nicht entstellt. Eine ganz kleine Wunde an der rechten Schläfe. Ganz friedlich sah er aus, wie verklärt. Er hat sicher nicht gelitten. Auch Bruno war bei der Beerdigung. Bei Vionville liegt Papa. Man hat uns erzählt, daß er wie ein Held starb, uns allen ein Vorbild. Gott schütze

und tröste Dich, Euch alle. Dein Dich sehr liebender, tieftrauriger Sohn Kurt.

⁂ ⁂ ⁂

Wie ein Träumender, mit tiefgesenktem Kopf schritt Kurt Berkenfelde auf dem langen Marsch des 18. vor seinem Zuge, und man ließ ihn still gewähren. Jeder nahm Rücksicht auf ihn, Vorgesetzte, Kameraden und Mannschaft. Jeder wußte, er hatte gestern am Grabe des Vaters gestanden.

Aber in ihm arbeitete es. Der Grüblersinn von ehedem war wieder erwacht. —

Durch einen Zufall nur hatte er den Heldentod des Vaters erfahren.

Die Division war in der Nacht zum 17. alarmiert worden. Landeseinwohner mußten die Tete des Regiments mit Laternen in der Hand durch die dunkle Nacht auf den unbekannten Straßen führen. Beim Morgengrauen waren die Tornister abgelegt worden. Als es weiter ging, kamen die ersten unklaren Gerüchte über die gestrige Schlacht. Die Spannung wuchs. Es war eine seltsam gehobene Stimmung in der Truppe. Die Regimentsmusik spielte den Pariser Einzugsmarsch. Jeder glaubte, fühlte, es ging in den Kampf. In Berkenfeldes Zuge zankten sich die beiden Berliner, Langhans und Ulbrich, um ein Stückchen Kreide, als ob ihrer Seelen Seligkeit daran hinge, und als er fragte: „Was wollt ihr denn damit?“ hieß es: „Müssen wir haben, Herr Leutnant, um unsere schönen Namen gleich auf die eroberten Kanonen zu verewigen, damit kein anderer mit unserer Tapferkeit renommieren kann.“ Der lange, hagere Kruse, der in derselben Sektion marschierte, verzog lachend sein eckiges Bauerngesicht. Er wußte von Anno 66 her: so leicht waren Kanonen nicht zu erobern. Aber er meinte auch: „Mit die laufigen Franzosen woll'n wer schon fertig werden.“ Und Kolonel Krohn fabelte von der Schlacht bei Bull-Run. Wenn man ihn hörte, mußte man glauben, ohne ihn wäre es um die Konföderierten übel bestellt gewesen.

Ein herrlicher Sommermorgen. Durch die üppigen Weinberge stieg der Weg steil hinauf über Dommartin zum Hochplateau. Da kamen ihnen die ersten langen Wagenzüge mit Verwundeten entgegen. Die fröhlichen Gespräche, die Marschlieder verstummten. Die blassen Gesichter, die blutigen Uniformen auf dem elenden Stroh stimmten ernst. Es ging auch manch schweres Wort von den Wagen zur Marschkolonne herüber: kein mutloses Wort, aber die Kunde von großen Verlusten, wohl auch ein schmerzvolles Aufstöhnen dazu. Und nun betrat das Regiment die Grenzen des gestrigen Schlachtfeldes, nahe Mars la Tour. Hier und dort hatten die Granaten lange Furchen in den Erdboden gezogen, umgestürzte Wagen lagen an der Straße, Pferdekadaver mit gedunsenen Leibern, die Beine starr gen Himmel gestreckt, Patronenkästen, Helme, Käppis, Tornister.

Es wurde still in der Marschkolonne.

Berkenfelde ging neben seinem Kompagniechef. Der sprach vom Schlachtfelde von Königgrätz, ließ dann und wann den Blick unter den buschigen Brauen über seine Leute schweifen. „Dumme Sache — das, über solch eine Stätte der Verwüstung marschieren zu müssen. Allmählich gewöhnt man sich dran. Wo gehobelt wird, fallen Spähne. Aber zuerst macht's einen greulichen Eindruck auf die jungen Kerle...“

Von vorn kam ein Ordonnanzoffizier der Division, wies nach links: „Dort hinüber, Herr Hauptmann.“ Dann stutzte er, als er Berkenfelde sah, ritt auf die andere Seite des Kompagniechefs. Sie flüsterten miteinander. Er grüßte noch einmal zu Kurt hinüber — mit solch eigenem Ausdruck —

Und da sagte Hafften: „Hören Sie, Berkenfelde... seien Sie ein Mann, beißen Sie die Zähne zusammen — ist ja Soldatenlos... armer Berkenfelde... Ihr Vater hat gestern drüben bei Vionville den Tod für König und Vaterland gefunden.“

Einen Moment stockte Kurt das Herzblut: Vater — Vater —

Er stöhnte leise auf. Die Tränen wollten ihm in die Augen schießen. Vater — Vater — tot —

Hafften reichte ihm vom Pferde herab die Hand, hielt sie eine Sekunde fest umspannt. Wortlos nun.

Ja... ja doch... er biß ja die Zähne zusammen. Er wollte nicht weich werden. Jetzt nicht — nur jetzt nicht! Aber die weiten Linien des Schlachtfeldes schwankten, tanzten vor seinen Augen. Es schrie in ihm: Vater! Vater! Die Armen daheim... Großmutter... Mutter...

Mechanisch marschierte er dabei weiter, Schritt um Schritt, immer neben der großen Braunen des Hauptmanns her. Und ihm war's doch, als würde er in der nächsten Minute lang hinschlagen auf diesen gottverdammten, blutgetränkten Boden.

Dann kam von rückwärts ein Kommandoruf: Aufmarschieren!

Die Gewehre wurden zusammengesetzt. Es sollte Wasser geholt werden. Mechanisch tat Berkenfelde seine Pflicht. „Jede Sektion zwei Mann zum Wasserholen! Hierher!" Zählte sie ab, bestimmte den Unteroffizier, der sie führen sollte. Hörte das Klirren der Kochgeschirre, hörte das leise Raunen in den Gliedern, sah die ernsten Gesichter — und sah und hörte eigentlich doch nichts. Nur den Vater sah er vor sich, wie er ihn zuletzt gesehen, an jenem Nachmittag in Berlin, damals, als er dem Brandfuchs nachgesprungen war — damals —

Mit einem Male war der Alte da, Boltenstein, und neben dem Oberst der lange, blonde Wangenheim, der Regimentsadjutant.

„Tut mir schmerzlich weh, Berkenfelde! Hab' Ihren Vater sehr verehrt. Ja, lieber Gott... Kopf hoch, Berkenfelde! Es ist doch der schönste Tod — so mitten in der Truppe, als ihr Vorbild, das noch nachlebt für Generationen." Er schwieg eine Weile, kaute an dem grauen Schnurrbart. „Wir kommen heut nicht ins Gefecht, hör' ich. Die Franzosen sind abgezogen. Wenn Sie hinüber wollen, Berkenfelde — ich geb' Ihnen gern Urlaub. Vielleicht borgt Ihnen Wangenheim seinen zweiten Gaul. Was, Wangenheim? Na also. Hier, sehen Sie mal auf die Karte... hier bei Hannonville dürften wir ins Biwak kommen. Sie finden uns schon. Natürlich müßten Sie vor Dunkelwerden zurück sein. Ja... so... und nun geben Sie mir noch mal die Hand... So... ja..."

Über die ganze Tiefe fast des Schlachtfeldes mußte Berkenfelde, um den Vater zu finden. Den toten Vater. Durch Trouville ritt er, in dessen zerschossenen Häusern Tausende von Verwundeten lagen, dessen Straßen durch ein Gewirr von Trainfahrzeugen, requirierten Bauernwagen, gekoppelten Pferden fast undurchdringlich gesperrt waren. Auf Flavigny dann, das noch schwelte vom gestrigen Brand. In langen, langen Reihen lagen hier die Toten: Preußen, Franzosen. In den Kampfstellungen die einen, schon zusammengetragen die andern. Dann und wann hielt Berkenfelde unwillkürlich den Gaul an. Trotz des inneren Widerstrebens: er mußte sie anschauen, wie sie da lagen, seltsam ruhigen Ausdrucks im Gesicht der oder jener, verzerrt im fürchterlichen Schmerz des Todeskampfes andere, mit zusammengekrümmten Gliedern, die Fäuste ineinander gekrampft. Dazwischen Tornister, Helme, Mützen, Patronenhülsen, Gewehre; Spielkarten, im Aberglauben aus dem Tornister gerissen, Blätter weißen Papiers, als ob der oder jener noch vor dem Tode den Seinen hätte eine letzte Kunde geben wollen. Dann wieder, hinter den Batteriestellungen und wo die Kavallerie angeritten war, Pferdeleib an Pferdeleib. Und zwischen den Kadavern die schwerblessierten Tiere mit zerschossenen Gliedern, mit heraushängenden Eingeweiden, sich umherwälzend, herumhinkend, starrend aus gläsernen Augen, einzeln, in Rudeln, dem Herdentrieb, der Stallgewohnheit noch in letzter Stunde gehorchend —

Zerstreut über das ganze Feld die Krankenträger bei ihrem Samaritertum. Noch immer lagen Verwundete unverbunden, hilflos. Mehrmals traf Berkenfelde auf solch einen Unglücklichen, der sich in irgendeiner schmalen Terrainfalte verkrochen hatte, wie sich das Tier im Walde verkriecht, wenn es sterben will. In völliger Erschöpfung, blutüberströmt, lag hinter Flavigny zwischen den Toten ein französischer Jäger, dem eine Granate beide Beine fortgerissen hatte — und der dennoch lebte. Die Uniform hatte er vom Leibe gerissen und über die Stümpfe gewickelt, um das Blut zu stillen, das nun in dicker Kruste geronnen war. Er regte sich nicht, er stöhnte nicht, nur die Augen flackerten noch unheimlich in dem todbleichen Gesicht. Nicht weit davon zwei Musketiere vom 35. Regiment. Tot der eine, der andere mit völlig zerschmetterter Hüfte. Beide Arme streckte der hoch, als er Berkenfelde sah. „Wasser! Wasser —" Und als Kurt aus dem Sattel sprang, ihm die Feldflasche an die Lippen führte — tat er einen tiefen Zug, ließ die Flasche sinken... „Mutter!" hauchte er noch und streckte sich zum Tode.

Immer dichter lagen die Toten, Franzosen und Deutsche, reihenweise, in Gruppen, wie sie im Kampf gestanden. Und wieder die langen, tiefen Furchen der Granaten, zerbrochene Protzen, Chassepots, Sattelzeug, Patronenkisten, Pferdekadaver, blutige Uniformfetzen.

Vorwärts Flavigny ein Trupp französischer Bauern, aus den Dörfern zusammengetrieben, Blaukittel in Holzschuhen, die unter der Aufsicht von Pionieren die Leichen zusammentragen mußten; in ihren Gesichtern das Grauen ob der Schreckensarbeit.

Und über dem allem, allem die strahlende, erbarmungslose Augustsonne.

Das also war ein Schlachtfeld. So sah die Kampfstätte aus, auf der Zehntausende gerungen hatten vom frühen Morgen bis in den sinkenden Abend — voll Heldenmut, in treuester Hingabe, bis zum Letzten.

Das also war der Krieg ...

Zwischen all dem Grauen lagen Biwaks der Brandenburger. In ihnen war das Leben des Tages, der sein Recht forderte. Die Feuer lohten. Um sie saßen und lagerten die Musketiere. Die Kochtöpfe brodelten: glücklich, wer in den brunnenarmen Dörfern Wasser erwischt, wer noch etwas Kaffee und ein Stück Brot im Beutel gehabt hatte. Starr und ernst waren die pulvergeschwärzten Gesichter, kein Lachen, kein Lied klang aus den Beiwachten. Hier und dort waren die Kompagnien, die Bataillone zum Appell zusammengetreten, um neu formiert zu werden; oft fehlte die Hälfte derer, die gestern im Morgengrauen die Waldschlucht von Gorze hinaufmarschiert waren.

Wieder und wieder fragte Berkenfelde. Wohl war die Kunde vom Tode des Vaters schon überall hingedrungen, aber bestimmte Nachricht, wo der General lag, konnte niemand geben. Einmal wurde Kurt nach Flavigny zurückgewiesen, von dort nach Vionville. Kreuz und quer mußte er über das Schlachtfeld reiten. Dann — schließlich — sah er dicht an der Chaussee vor Rezonville ein großes Karree, ein lebendiges Viereck um entfaltete Fahnen.

Gerade zurecht kam er zur Beerdigung des Vaters.

Er gab sein Pferd ab. Die Soldatenmauer öffnete sich vor ihm und der dichtgeschlossene Innenkreis der Offiziere. Es war, als wisse jeder: dies ist der Sohn.

Auf einer Krankenbahre lag der Vater, das Haupt leicht erhöht. Im Frieden das schöne Mannesgesicht. Die winzige Wunde an der Schläfe kaum erkennbar. Die Hände auf der Brust gekreuzt; ein paar Heckenrosen waren dazwischen geschoben. Daneben die offene Grube und wieder neben ihr ein schnell gezimmertes Holzkreuz.

Dicht heran trat Kurt, beugte sich zum letzten Male über den Vater, kniete nieder...

Und dann war ihm alles wie ein Traum.

Er hörte die Worte des Geistlichen und seinen Segensspruch. Er hörte den Männerchor — „Geht nun hin und grabt mein Grab, denn ich bin des Wanderns müde. Von der Erde scheid' ich ab, denn mir ruft des Himmels Friede, denn mir ruft die süße Ruh' von den Engeln droben zu" —

Die mächtigen Klänge des Arndtschen Liedes hörte er und die getragene Begleitung der Regimentsmusik. Und wieder des Geistlichen Worte —

Und es war doch alles wie ein Traum. Denn vor seinem geistigen Auge standen Großmutter und Mutter, und ihre Stimmen klangen zu ihm wie aus weiter, weiter Ferne — —

Er mußte sich erheben. Die Träger traten heran. Enger umschloß der Kreis den toten Führer. Ein paar Blumen, am blutigen Chausseerand gepflückt, glitten zärtlich, leise als letzte Zeichen der Verehrung auf seine Brust. Dann weitete sich der Kreis wieder. Langsam sank die Bahre in die niedrige Grube. Noch einmal, während die ersten Schollen der fremden, fremden Erde auf das Grab fielen und die enthüllten Feldzeichen sich senkten, klang der hundertstimmige Soldatenchor auf: „Weint nicht, mein Erlöser lebt, Hoch vom finstren Erdenstaube, Hell empor die Hoffnung schwebt, Und der Himmelsheld, der Glaube, Und die ew'ge Liebe spricht: Kind des Vaters, zittre nicht..."

Plötzlich fühlte Kurt seine Rechte jäh, heiß umfaßt.

Es war sein Bruder, der neben ihn getreten war. Bruno, soeben wohl erst gekommen, auch er nach langem Suchen und Umherirren.

Kurt hatte keine Träne gefunden, wie ihm auch die Augen im Schmerz brannten.

Aber Bruno schluchzte, und unaufhaltsam rannen die Tränen über die braunen Wangen, über die blutige Schramme, die quer über die rechte Gesichtshälfte lief. Er schluchzte und schluchzte, und stoßweise kamen dazwischen einzelne halblaute Worte: „Unser guter Vater. Ich hab' ihm soviel... soviel Kummer gemacht..." Und immer fester, krampfhaft fest klammerte sich die Hand um die des Bruders.

Laute Kommandoworte und der laute Tritt der Abmarschierenden. Eine Anzahl Offiziere blieb zurück, bis das schlichte Holzkreuz aufgerichtet war. Der und jener trat zu den Söhnen heran, reichte ihnen wortlos die Hand. Dann gingen auch die letzten, auch der Geistliche nach kurzen Trostesworten. Die Brüder standen allein, in einiger Entfernung nur ihre staubbedeckten Pferde, von zwei Musketieren gehalten.

Bruno schluchzte noch immer. Und immer wieder faßte er nach des Bruders Hand.

Mit einem Male fragte er: „Du bist ja so still, Kurt? So ... so ruhig?"

„Weil ich so trostlos bin."

Auf einen Moment hob Bruno den Kopf, sah verwundert, verständnislos auf, ließ den Kopf wieder sinken. „Vater ... unser lieber Vater ..."

Dann gingen sie langsam ihren Pferden zu.

„Du bist verwundet, Bruno —"

„Ach — eine elende Schmarre. Das hat nichts auf sich. Ich hab's heimgezahlt."

Sie stiegen in die Sättel. Es mußte nun wohl geschieden sein.

„Wo liegt ihr, Bruno?"

„Da... rückwärts... bei Puxieux. Wir mußten gestern abend zurück. Wassermangel."

Sie ritten auf Bionville zu, im Schritt, dicht nebeneinander.

„Du warst gestern tüchtig im Gefecht?"

„Ah ... ja ... Gottlob! Das war ein Tag! Und wenn ich alt werde wie Methusalem, den vergess' ich nicht. Köstlich war das!"

Kurt sah auf den Bruder. Es war schon wieder wie ein Leuchten in dessen Augen. Er erzählte, plötzlich beredt, wie sie von Flavigny aus losgebrochen wären—.

„Ah, Kurt ... solch ein Reiten, solch ein Ritt, mitten in den Feind hinein! Das kannst du dir gar nicht vorstellen, welch ein Rausch das ist!"

Und Kurt schwieg —

Dann, vor dem Dorfeingang, hielt Bruno an und wandte den Gaul noch einmal. Die Tränen waren versiegt. Aber er sagte wieder: „Unser lieber, lieber Vater!" Und dann: „Da drüben, dicht an der Chaussee, soll er gefallen sein. In der Schützenlinie, ganz, ganz vorn! Es ist doch etwas Wunderbares um solch einen Heldentod!"

Und Kurt schwieg —

„Adio, Kurt! Laß dir's gut gehen. Morgen werdet ihr Infanteristen einen heißen Tag haben, denk' ich, wenn die windigen Franzosen nicht gar zu lange Beine machen. Ich muß hier abreiten. Gott befohlen, Kurt!"

Noch einmal lagen ihre Hände ineinander.

Da rang es sich endlich von des Jüngeren Lippen: „Unsere arme Mutter ..."

„Ja ... die arme Mama. Aber auch ihr wird's der schönste Trost sein, wie Vater fiel. Ja ... hast du Nachricht von daheim?"

„Seit Tagen nicht."

„Die Feldpost bummelt sich was zusammen. Ich auch nicht. Adio, Kurt ..."

Er winkte mit der Hand. Dann gab er dem Gaul die Sporen und setzte in langen Sprüngen über die Chaussee ...

Kurt ritt langsam weiter. Er mußte das Pferd, das nicht sein eigen war, schonen. Und ihm war's nicht zumute nach einem flotten Ritt. In ihm fraß der Schmerz, und in ihm fraß ein Grauen.

In Bionville gab's keine Möglichkeit durchzukommen. Vergeblich bemühten sich die Armeegendarmen, den Knäuel zu entwirren: Fahrzeuge mit Blessierten, Proviantwagen, die im Lauf des Nachmittags endlich herangekommen waren, Kompagniekarren der verschiedensten Truppenteile, Patronenwagen; dazwischen Kommandos, die Wasser holen wollten; Kavalleristen, die nach einer Schmiede suchten; Ärzte in weißen Operationskitteln, mit abgearbeiteten, müden Gesichtern, die Hände noch blutig vom Schreckenshandwerk; Krankenträger, die neu gefundene Verwundete brachten. Ein

betäubender Lärm: das Schreien der Trainsoldaten, Peitschenknallen, Fluchen der Gendarmen, ein paar jammernde Weiber, denen die letzten Kühe aus den Ställen gezogen wurden —

Kurt ritt zum Ausgang zurück und nördlich um den Ort herum. Er sah ein, daß er besser querfeldein fortkam, als auf der Straße, die auch rückwärts Vionville von endlosen Wagenzügen bedeckt war. Aber der Weg, den er einschlug, führte ihn über neue Stätten des Grausens. An den Trouviller Büschen ritt er vorbei und über das weite Feld, auf dem in kaum halbstündigem Kampf die 39. Brigade fast alle Offiziere und über die Hälfte der Mannschaft verloren, auf dem der Todesritt der Gardedragoner deren Trümmer gerettet hatte. Über die Ebene dann, die die gewaltige Kavallerieschlacht des sinkenden Abends gesehen hatte. Verderben, Verderben überall. Überall der Tod. Aus der Ferne schimmerte es gleich bunten Farbenflecken, so dicht lagen sie hingestreckt, wild durcheinander, die Husaren und die Ulanen, die Dragoner und die Kürassiere, die Chasseurs d'Afrique, Freund und Feind, in ihrer schillernden prunkhaften Tracht. Es glitzerte von Metall, von Helmen und Küraſſen, von Tschapkas und Pallaschen. Und dazwischen wieder die Kadaver und die verwundeten Pferde, sich mühselig hinschleppend, nach dem trockenen, verstaubten, zerstampften Grase suchend, zusammenbrechend, sich wieder emporraffend —

In langen, schweigenden Zügen kamen die Krankenträger mit ihren Tragbahren den Hang von Ville sur Yvon herab. Hier schien die schauerliche Aufräumungsarbeit des Schlachtfeldes noch am weitesten zurück. Es lagen noch manche Verwundete weit draußen, schwer zu finden, an versteckten Stellen, wohin nur versprengte Teile der gewesenen Schwadronen in dem wilden Durcheinander der Tausende gekommen waren. Manchmal scheute das Pferd Berkenfeldes jäh, wenn ein Blessierter plötzlich hilfeheischend aus dem von den Rossehufen aufgewühlten Staub den Oberkörper hob; manchmal schreckte der Reiter selbst auf, wenn ein hallender Schmerzensschrei irgendwoher zu ihm aufklang. Es war furchtbar, unheimlich, dies Tönen auf der todesstummen Ebene. Er wußte nicht, woher es kam, wußte nicht, war es der Wehruf, der Hilferuf eines Todwunden, war es der grause Schrei einer verendenden Kreatur. Ein-, zweimal machte er die Krankenträger aufmerksam. Aber sie zuckten die Achseln. Auch sie waren todmatt, abgestumpft bei ihrem langen, schweren Werk in der heißen Augustsonne. Und todmatt, abgestumpft wie jene, standen in Mars la Tour ein paar Ärzte auf der Dorfstraße. Auf den bleichen, eingefallenen Gesichtern war es zu lesen: wir können nicht mehr; wir sind am Ende unserer Kraft; es sind zu viele — zu viele —

Es dämmerte schon, als Kurt Berkenfelde endlich das Biwak seines Regiments fand. Abseits vom Schlachtfelde lag es; die Mannschaft hatte ihre Frische und Freudigkeit wiedergewonnen, um die Wachtfeuer war noch reges Leben. Sie wußten hier nichts von den Schrecken, die er geschaut hatte.

Er meldete sich, gab mit Dank den Gaul zurück, stand den Kameraden kurz, möglichst kurz Rede, nahm hier und dort ein herzliches Wort der Teilnahme, hörte, wie sie alle, alle brannten vor Begierde auf den Kampf, den der morgende Tag bringen sollte, den jeder erwartete, fast wie ein Fest. Auch die, die 1866 im Feuer gestanden hatten. Wie war das nur möglich! Waren sie so ganz anders als er? Hatten sie vergessen, was sie vor vier Jahren erlebt? Oder hatte Königgrätz nicht diese Schrecken gezeigt, die sich ihm heute offenbarten?

Es war doch einer darunter, der schwieg, aber ihn mit um so aufmerksameren Augen musterte. Sein Hauptmann, Hafften. Der kam nachher zu ihm heran. „Sie sehen schlecht aus, Berkenfelde. Weiß ja, weiß ja, keine Kleinigkeit, den Vater begraben und über ein Schlachtfeld reiten. Ja — und mit leerem Magen. Und mit Ihren Nerven. Nerven sind nicht gut für uns Soldaten. — Kopf hoch, Berkenfelde, und vor allem sorgen Sie, daß Sie etwas zu essen bekommen."

Er hatte wirklich seit der frühen Morgenstunde keinen Bissen genossen. Er empfand auch keinen Hunger. Ja, es ekelte ihn vor dem Gedanken an Speise. Dann war plötzlich Marheinke neben ihm, mit einem Feldkessel in den Riesenfäusten und dem fast väterlich wohlwollenden, ein klein

Winterabend.

Gemälde von M. von Poosch.

wenig verlegenem Grinsen: „Hier, Herr Leutnant. Ville und wat Feines is' nich, aber et wird schon schmecken. Im Felde schmeckt allens." Er tat's zuerst nur dem guten Kerl zuliebe, daß er ein paar Löffel nahm. Aber mit einem Male war der brennende Heißhunger da, und er löffelte den ganzen Kessel aus, bis auf den letzten Rest.

Und es mochte wohl wahr sein, was Hafften gesagt hatte. Es kam etwas wie neue Widerstandsfähigkeit in ihm auf. Er saß noch eine Weile mit den Kompagniekameraden am Feuer, schweigsam wohl — es verlangte von ihm, der den Vater begraben, auch niemand, daß er gesprächig sei — aber doch nicht anteillos bei ihren Reden. Sie wußten nun schon mehr von den Ergebnissen des gestrigen Tages, als er selber, der das ganze Schlachtfeld durchquert hatte: daß es der beispiellos zähen Tapferkeit der Brandenburger zu verdanken war, wenn die Franzosen festgehalten, am Abmarsch auf Verdun gehindert wurden, daß der morgende Tag die Entscheidung bringen müßte. Bewundernd klangen die Namen der Führer auf — auch der Name seines Vaters.

Dann stand als erster Hafften auf, gähnte. „Kinder, es geht morgen früh los." Er sagte es fast, als ob er im Kasino säße und auf morgen zu sehr früher Stunde eine Felddienstübung angesetzt wäre.

Und dann lag Kurt Berkenfelde auf der Schütte Stroh, die ihm Marheinke, sorglich aufgelockert, in einer Ackerfurche bereitet hatte, den Kopf auf dem Tornister, den Paletot über sich als Decke. Er wollte schlafen. Er fühlte, auch er brauchte für morgen neue Kraft, körperliche, seelische. Er wollte im Schlaf vergessen, was er heut gesehen. Aber er sah zu den leuchtenden Sternen empor, und der Schlaf kam nicht. Aufs neue stiegen all die furchtbaren Eindrücke des Tages vor ihm auf —

Das also war der Krieg!

Vater war tot. Und um ihn, mit ihm hatten sie heut Tausende und aber Tausende gebettet, Väter und Söhne und Brüder. Daheim, im Vaterlande flossen die Tränen, schrien die Mütter um die Söhne, jammerten die Frauen um ihre Männer, die Kinder um die Väter. Eine Welt von Kummer und Sorgen wuchs aus diesem einen, einen Tag auf —

Glücklich noch die Toten. Wehe dem Verwundeten, dem Hilflosen, Verschmachtenden! Die unter Messer und Säge der Ärzte litten, die vergessen, übersehen, zwischen den Toten auf dem Schlachtfeld lagen in ihrem Blut! Über die die herrenlosen Pferde hinstampften, die vergeblich nach einem letzten Trunk Wasser schrien, schrien, bis der erlösende Tod kam.

Alles, was er heut gesehen, sah er noch einmal wieder: zuckende Menschenleiber in den tief eingewühlten Furchen, die die Granaten gezogen; zwischen den zerschossenen, umgestürzten Protzen der Geschütze Pferdekadaver mit gen Himmel gerichteten Gliedern; Tote, Tote in langen Reihen hier, zusammengeballt dort, wie sie in den Schützengruppen gekämpft, Freund und Feind; rote, grüne, blaue Farbentupfen auf der gelben Ackerkrume und glitzerndes Metall, Gewehrläufe, Kürasse, Helme, Papierfetzen, aus den Tornistern im Todeskampf gerissen. Er hörte Stöhnen und Schreie; er sah in die bleichen, abgestumpften Gesichter der Ärzte, die auf einen Augenblick rasteten von ihrer Blutarbeit —

Das also war der Krieg.

Furchtbar ist der Krieg —

(Fortsetzung folgt.)

Winternacht.

Am Himmel windgejagter Wolken Tanz,
Verlor'ne Sterne geben matten Glanz —
Das kleine Dorf am dunklen Waldessaum,
Mit den verschloss'nen Fenstern, siehst du kaum.

Der Schnee, der auf den Bergeshängen liegt,
Allein die bange Finsternis besiegt:
Hell strahlt er in die Dunkelheit hinein —
Kein bräutliches Gewand kann lichter sein.

Marie Tyrol.

Vom Leben und Nachleben der Theaterstücke.

Von Prof. Dr. Alfred Klaar.

Wir besitzen merkwürdigerweise keine Biologie unserer geistigen Hervorbringungen, und auf keinem Gebiete macht sich dieser Mangel empfindlicher geltend, als auf dem der dramatischen Produktion, wo mit der Fülle des hervordrängenden Lebens auch eine große Hast des Empfangens zusammenhängt, ein Tag den anderen zu verschlingen scheint und gerade denjenigen, die am Webstuhl der Bühnenwelt sitzen, die Fäden, aus denen das große Wirkbild entsteht, zu entgleiten drohen. Unsäglich viel wird auf diesem Felde experimentiert, aber ohne die zulänglichen Mittel, ohne Überschau des ungeheuerlichen Versuchsmaterials, ohne den sicheren Blick für Wirkungen, die in die Tiefe gehen und sich dauernd erweisen. Soviel literargeschichtlich im einzelnen geforscht wird, soviel Staub man aufwirft, um da und dort auf den Splitter eines Edelsteines zu stoßen, soviel Gerölle man ins Rutschen bringt, um an irgendeine unterirdische Quelle zu geraten, sowenig hat man bisher für die biologische Seite der Entwicklung unseres Dramas geleistet — wir haben es auch nicht annähernd zu einer Geschichte des Lebens und Nachlebens der Theaterstücke gebracht.

Wir machen da die reichsten organischen Veränderungen mit, um sie täglich wieder zu vergessen. Das Theater spielt eine unverhältnismäßig große Rolle im Vergnügungs- und Interessenprogramm unserer Genußmenschen und eine unverhältnismäßig kleine im geistigen Bewußtsein der Zeit, das die Wirkungen festhält und wägt. Die Lebensgeschichte unserer Dramen nährt sich fast nur von den oft vagen Erinnerungen langsam absterbender Gedenkmänner — noch ist kein Versuch gemacht, den Fluß der organischen Entwicklung auf diesem so reichen und wechselvollen Gebiete, das Blühen und Welken, das Schlummern und Wiedererwachen und — was das Allerbedeutendste ist — die veränderten Wirkungen der aus der Vergessenheit neu auftauchenden Theaterstücke zu überschauen. Und doch ist gerade diese Erscheinung nicht nur die markanteste für den Charakter genialer Schöpfungen, sondern auch von wegweisender Bedeutung für die Ernährung und Kräftigung der lebendigen Bühne.

Die Redensart, daß bedeutende Werke fortleben, ist freilich als Gemeinplatz auf allen Lippen. Aber die Tatsache der offenkundigen oder schlummernden Lebendigkeit älterer Meisterwerke ist nicht allein das Wichtige, das bei Empfindung und Genuß dieses Lebens in Anschlag kommt; sondern die Art des Fortlebens, die organische Veränderung, die die Hinterlassenschaft eines Meisters für unsere Empfänglichkeit durchmacht, fällt oft noch schwerer in die Wagschale, wenn es sich um Erhaltung und lebendige Wirkung eines großen geistigen Besitzes handelt; denn alle Erfahrung lehrt uns oder könnte uns doch lehren, daß die Nachwelt oft die Darbietungen des Genies mit ganz anders gestimmten sinnlichen Organen und Empfindungen genießt, als sie die Mitwelt einst aufgenommen hat. Die geistigen Kinder jener Großen, denen dichterische Zeugungskraft gegeben ist, die mit ihrer Persönlichkeit ganz in ihren Gestalten aufgehen, tragen ein Volleben und eine Entwicklungsfähigkeit in sich, wie die gesunden physischen Sprößlinge aller Welt. Losgelöst von den Erzeugern, denen sie ihr Dasein verdanken, wenn auch in ihren Lebensfunktionen durch die in sie gelegte Keimkraft bestimmt, sehen wir sie wachsen, welken, wiederaufleben, unter dem Einflusse von Zeit und Ort, vom Wechsel drängender Bedürfnisse und geistiger Kultur neue Züge ihres Wesens hervorkehren, so daß ihre Physiognomie sich zu verändern scheint. Ja, diese Parallele geht noch weiter: wie an den Kindern oft Eigenschaften und Tendenzen hervortreten, die zwar im Keime ererbt sind, deren sich die Eltern aber gar nicht bewußt gewesen, so offenbaren sich der Nachwelt, deren Auge anders eingestellt ist, als das der Zeitgenossen gewesen, oft Eigentümlichkeiten und Vorzüge einer genialen Dichtung, die aus dem Leben des Schöpfers in das Werk hineinströmten, ohne daß er sie beabsichtigte und selbstverständlich auch ohne daß er sie an die Oberfläche hinausdrängte. Und nicht selten sind es gerade diese unbewußten Offenbarungen des Genies, an die die Empfänglichkeit einer späten Zeit anknüpft, um in das Innere eines Werkes einzudringen und dessen Lebensgehalt genießend herauszuholen.

Wir haben vollen Grund zu der Annahme, daß die antiken Tragiker von der Tendenz eines religiösen Kults und im engsten Zusammenhange damit einer politischen Auffassung des Gemeinwesens erfüllt waren, die beide für uns nicht mehr lebendig sind und die wir nur auf dem Umwege historischer Anschauung, die erlernt sein will, also nicht unmittelbar — kraft der Einwirkung auf unser Gefühl — in unser Vorstellungsleben aufnehmen können. Wenn trotzdem einzelne tragische Dichtungen des Altertums wie der

„König Ödipus“ des Sophokles noch unmittelbar auf unser Gefühl einwirken, so geschieht dies zwar nicht gegen die Haupttendenz ihres Erzeugers, aber unterhalb und neben dieser Tendenz, durch die Kraft spannender Komposition, die dem Dichter gewiß nur ein Mittel zu weiterzielender Wirkung gewesen, und vor allem durch eine wahrhaftige Versinnlichung der Affekte, die er mit naiver Größe, mit genialer Intuition, die ihm das menschliche Wesen erschloß, in den Dienst seiner letzten Absichten stellte.

Aber es bedarf nicht des Abstandes von Jahrtausenden, um das Phänomen der organischen Veränderung an fortlebenden Werken des Genies zu erkennen. Die Dramatiker unserer eigenen klassischen Zeit neigten auf der Höhe ihres ästhetischen Bewußtseins zu jener aus der Theorie und Praxis der Antike entnommenen Anschauung des Dramas, die das Übergewicht der Komposition über die Charakteristik anerkennt, die äußere und innere Handlung als das Primäre betrachtet, dem die Einzelgestalten zu dienen haben. Ihre Reflexion führte sie, um einen Kunstausdruck anzuwenden (den ich vor Jahren zuerst in meiner „Geschichte des Dramas“ gebraucht habe), zum Fabeldrama, nicht zum Charakterdrama. Hätten sie diese Anschauungen schöpferisch so einseitig betätigt wie es zum Beispiel ein Jahrhundert vorher die französischen Klassiker, namentlich Racine, getan, so wären sie durch die Entwicklung eines Jahrhunderts viel weiter von uns getrennt, als es tatsächlich der Fall ist, und wir stünden ihnen mit kälterer Bewunderung gegenüber und nicht mit jener immer wieder aufflammenden Liebe, die uns im Feuer der Begeisterung mit ihnen vereinigt: denn ihre großen Nachfolger, deren zeitliche Lebens- und Schaffensbedingung den unseren verwandter sind, haben, angefangen von Grillparzer, dessen Wesen sich so merkwürdig aus den Elementen zweier Zeiten mischt, und Heinrich von Kleist, durch Hebbel und Otto Ludwig hindurch bis zu den bedeutenden Dichtern der Gegenwart (begünstigt und verstärkt durch die gewaltige Shakespeare-Renaissance) uns einen anderen Augenpunkt für das Drama gegeben. Sie haben unsere Empfänglichkeit dafür erzogen, daß wir vor allem auf die Offenbarung des Charakters, der Persönlichlichkeit im Theater lauschen und gerade, wenn wir am tiefsten mit unserem Gefühl beteiligt sind, in der Handlung, im Schicksal, das die Willenstriebe herausfordert, nur die Voraussetzung für die Offenbarung des inneren Menschen erblicken. Diese scharf auf das überzeugend Persönliche gerichtete Aufmerksamkeit hat unter Mitwirkung der seichten längst überwundenen Theorie des Naturalismus in den letzten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts dahin geführt, daß man einseitig auf alle äußeren Mittel der Menschendifferenzierung hinlauschte, auf wesentliche, wie auf Volkssprache und Dialekt, aber auch auf zufällige, die nur zu individualisieren scheinen, während sie den Menschen mehr in die Gattung zurückwerfen, wie auf erhaschte Sprechgewohnheiten und pathologische Eigentümlichkeiten. Immerhin ist selbst von diesen Übertreibungen, die in letzter Linie vom Zwecke der Charakteristik abirren, weil sie sich an Kuriositäten heften, die oft nur verblüffen, ohne den Zusammenhang mit dem Wesen des Menschen erfühlen zu lassen, eine Verschärfung der Charakterisierungsmittel zurückgeblieben, die der großen Linie der dramatischen Entwicklung entspricht. Wir alle haben uns selbst in dieser Richtung mit dem Drama entwickelt und bewußt oder unbewußt unsere Organe für Charaktermerkmale auf der Szene geschärft. Wie kommt es nun, daß wir mit diesen Organen unsere Klassiker, die, soviel sie geistig für die Jahrhunderte vorwegnehmen, dieser Richtung der Empfänglichkeit nicht vorgearbeitet haben, so lebhaft, ja in vielen Fällen noch weit lebhafter aufnehmen als unsere Ahnen, deren gebildeter Teil sich theoretisch in größerem Einklang mit den Anschauungen der Dichter befand? Ganz einfach daher, weil die geniale Kraft dieser schöpferischen Naturen aus der Intuition heraus der Charakteristik einen so mächtigen Inhalt gab, daß auch eine in ihren Zielpunkten veränderte Empfänglichkeit den größten Reichtum aus ihnen herausholt Mochten sie immerhin das Hauptgewicht auf die Komposition legen und nicht auf die Charaktere, mag das in der äußeren Struktur ihrer Werke — durchweg bei Lessing und bei Goethe und Schiller gerade in den Schöpfungen der reifsten Meisterzeit — noch so deutlich werden: aus der Fülle ihrer Persönlichkeit und ihrer alle Hüllen durchdringenden Anschauung heraus charakterisierten sie nichtsdestoweniger ihre Gestalten gerade in der Tiefe so entscheidend, daß sie auch darin ein unerschöpfliches Interesse erregen und sogar die Richtlinien bis in die Gegenwart hinein vorzeichnen.

Sie legten kein Hauptgewicht darauf, den Menschen der Wirklichkeit die Laute von den Lippen zu stehlen, ja soweit sie es, mehr unwillkürlich als mit der Virtuosität und Beflissenheit unserer Moderne, in ihren Jugendwerken getan (Goethe im „Götz“ und Schiller namentlich in „Kabale und Liebe“), nahmen sie später bewußt von diesem Kunstmittel Abschied, weil es die stilische Einheit, die ihnen vorschwebte, durchbrach. Goethe hat noch in einigen Meisterszenen des „Egmont“ dem Volkston gehuldigt, ihn aber später als Dramatiker aufgegeben, Schiller hat schon im „Wallenstein“ aus Stilrücksichten die Soldatenszenen mit ihren prächtigen demotischen Wendungen aus dem Ganzen ausgeschieden und in ein Vorspiel von einheitlichem Charakter hineingebannt, und später im „Tell“, wo soviel Veranlassung gegeben war, auf das Volkstümliche in bäuerlicher Färbung zurückzugreifen, den einheitlichen erhöhten Ton bevorzugt und das eigenartig Ländliche durch ein literarisches Medium hindurch, mehr

durch homerische Töne der Einfalt (wie auch in der „Jungfrau") charakterisiert. Lessing, der älteste und von der Theorie am stärksten beeinflußte unserer Dramatiker, hat vielleicht nur in der „Minna" Wendungen angebracht, die, der Wirklichkeit entnommen, die äußere Natürlichkeit unterstützen. Dennoch vermissen wir in den Dramen der Klassiker nicht das Charakteristische, ja noch mehr, wir hören es, kraft der Entwicklung, die sich seither vollzogen hat, mit erhöhter Empfänglichkeit heraus. Wenn wir die Aufzeichnungen der feinhörigsten und scharfsichtigsten Beurteiler über die Eindrücke der klassischen Gestalten von ehedem (etwa die Ludwig Tiecks) mit den Wirkungen von heute vergleichen, so können wir getrost sagen, daß diese Helden der klassischen Szene uns in viel schärferen Umrissen und Differenzierungen des Wesens erscheinen. Neue Linien werden sichtbar, neue Grundfarben der Stimmung schlagen durch die Gebundenheit und Einheitlichkeit hindurch, neue Quellen springen aus dem Boden der klassischen Dichtung hervor, nachdem das Feingefühl für charakteristische Besonderheit wie eine Wünschelrute die ergiebigen Stellen gewittert und das Eindringen in die Tiefe angeregt hat.

Freilich charakterisierten die Klassiker, die frei von aller Leidenschaft für das Sonderbare und Verblüffende waren und die immer in der Gesamtkomposition den reinen Schwung der großen Linie vor Augen hatten, in einer ganz anderen Art als unsere Enthusiasten des äußerlichen Naturlautes, mehr grundlegend als zuspitzend, mehr in der Tiefe als an der Oberfläche. Die Menschen, die sie vor sich sahen, schieden sich ihnen, vor allem durch ihr inneres Wesen: durch ihre Willenstriebe, ihre Empfindungsweise, ihre Gedanken- und Vorstellungskreise. Der Reichtum der Natur war in der Wurzel, im Keim, in den bildenden Urelementen gefaßt, und ihre Menschenkunde verhielt sich zu der modernen Beobachtung der in die Augen springenden Züge etwa so wie unsere heutige Pflanzenphysiologie zu der ehemaligen bloß beschreibenden Naturgeschichte. In der Vielfältigkeit der inneren Momente, die sich ihnen aufschloß, lag und liegt ein ungeheuerer Reichtum und eine erstaunlich starke Voraussetzung lebendigen Wachstums. Die unsterblichen Blüten ihrer Poesie tragen umschlossene geheime Fruchtknoten in sich, aus denen immer wieder neues Leben hervorkommt — daher die merkwürdigen Metamorphosen, die ihre Werke immer wieder durchmachen. Selbst im Bereiche Lessings, der am Anfang der Reihe steht, der fast ausschließlich durch den Sinn und fast gar nicht durch die Gestalt der Worte charakterisiert, der in seinen späteren Meisterwerken („Emilia" und „Nathan") die verschiedensten Personen eine und dieselbe Sprache, nämlich seine eigene, reden läßt — und das bis zu gewissen Eigentümlichkeiten, z. B. jener logischen Reduplikation, die den Gedanken fortspinnt, indem sie das Wort in neuer Bedeutung wiederholt —, selbst in den Theaterstücken des Hamburger Dramaturgen, in denen der Reichtum der Psychologie sich völlig hinter der Gleichheit zergliedernder Logik versteckt, vollzieht sich vor unseren Augen nicht nur eine Renaissance, sondern eine bis zur Umgestaltung gehende Verschärfung der Charaktere, die den Eindruck eines selbständigen Nachlebens der Dichtung macht. Wer die Darstellung der Emilia, des Prinzen und des Marinelli durch etwa vier Jahrzehnte verfolgen konnte, der hat eine Entwicklung mitgelebt, etwa wie die der Porträtkunst von den Tagen des einst berühmten Winterhalter bis zu Lenbach und Liebermann. Der Prinz, einst mehr historisch gefärbt, ganz „Hoheit" im alt herkömmlichen Sinne, ist moderner geworden und trägt im Rahmen der vornehmen Gewohnheit die Züge des ohne Hemmungen entwickelten Genußmenschen, in dessen Scheinmännlichkeit die Phantasie des sinnbetörten Knaben vorwaltet, weit deutlicher zur Schau. Marinelli, einst äußerlich überscharf, durchsichtig, hämisch, noch bevor ihm der feige Zorn die Larve vom Antlitz reißt, ist unvergleichlich urbaner, hof- und salonfähiger geworden. Und vollends Emilia, ehemals in die Vorstellung des Opferlammes hineingebannt, dabei etwas geradlinig in den Zügen antiker Virginiatugend, deren Vorbild ja tatsächlich ihren Schicksalen, wenn auch nicht ihrem Charakter zugrunde liegt, hat sich körperlicher, sinnlicher entwickelt, ist erst zu dem Mädchen mit starken Regungen des Blutes geworden, das in der Verführung Gewalt sieht, weil es die Hilfsmacht des Verführers im eigenen Innern zu bekämpfen hat.

Im Bereiche Schillers, wo die Charakteristik durch eine dünnere Schicht des Stils hindurchzudringen hatte, vollzogen sich diese überraschenden Umgestaltungen schon vor langen Jahren. Seine Gestalten zeigen und zeigten der Nachwelt vielfach physiognomische Züge, die den Zeitgenossen im Theater verborgen geblieben waren. Wer Mitterwurzer als Wallenstein sah, dem wuchs mit einem Male aus Dichtung und Geschichte ein neuer Charakter oder vielmehr der Charakter hervor: der große schlagfertige Realist, der, was immer in der Tiefe seines Gemütes vorgehen mag, im Momente des Handelns und im Eifer der Unterhandlung rücksichtslos jeden Vorteil wahrnimmt, jede Chance ausnützt. Tieck rühmt den alten Fleck als Wallenstein wegen seiner meisterhaften Art, Sentenzen zu sprechen. Mitterwurzer wandelte die meisten Sentenzen in zweckbewußte Gelegenheitsworte, die den Willen der Menschen lenken. Wenn dieser Wallenstein seinem Max den Unterschied zwischen bloß gedachter und wirklicher Welt klar machte („Rasch fertig ist die Jugend mit dem Wort" usw.), kramte er keine Weisheit aus. Die flache Hand an die Stirn schlagend, wies er mit leidenschaftlichem Eifer den Unerfahrenen, den Verblendenden zurecht. Unvergeßlich

bleibt mir der verblüffende, aber auch sieghafte Eindruck, den Klara Ziegler als Elisabeth in „Maria Stuart" machte. Alle ihre Vorgängerinnen hatten das größe Gewicht auf die repräsentative Hoheit gelegt, die von Auslegern, Direktoren, Kritikern nicht genug betont werden konnte. Herzenskalte Größe war zur Überlieferung für alle Darstellerinnen geworden. Die Ziegler, die, wie sie mir später einmal mitteilte, von Kindheit an an der Rolle gearbeitet hatte, zeigte ein völlig neues Bild. Wohl kehrte sie auch Herrscherkraft hervor, aber Fürstlichkeit im Stile der Renaissance, eine Energie, hinter der die Brutalität lauert, eine Monarchenkunst, die unerbittlich grausame Instinkte verhüllt, und, wenn die Maske fiel, gewahrte man die ganze nackte Gefährlichkeit wilder Triebe und fesselloser Begier. Alles Medicihafte, das in der Gestalt steckt, drängte aus den Schleiern der Sprache hervor, man war ergriffen von der unheimlichen Macht des Usurpatornaturells und der weiblichen Rachsucht und mußte zugleich gestehen: all das keimt notwendig aus dem Charakter, aus der Dichtung hervor. Alle Darstellerinnen der Elisabeth, die später kamen, haben von dieser Auffassung gezehrt. Auch aus der Jungfrau Schillers hat sich ein ganz neuer Typus herausgestaltet. Die einseitige Verklärung im Madonnenstil wich allgemach der Annäherung an ein Lebensphänomen, an jene ländlichen Jungfrauengestalten, die sich in naiver Überspannung eine heilige Mission zusprechen und durch eine gläubige Umgebung in ihrem Traumleben bestärkt und emporgesteigert werden. An der Precheisen (der späteren Lewinsky) habe ich vor langen Jahren zum ersten Male die Spuren dieser Auffassung gesehen. Irene Triesch, die jüngst die Jungfrau in ihren Spielplan aufnahm, hat vollends die höchsten idealistischen Verzückungen auf diesen realen Keimboden übertragen. Sie rückte die Gestalt, ohne ihren rührenden und ergreifenden Wirkungen etwas zu vergeben, etwa in das Licht, in dem uns nach Bildern und Überlieferungen die Seherin von Prevorst erscheint. Ein gleiches gilt von vielen Hauptgestalten der Goetheschen Dramen. Egmont ist allmählich aus der heroischen Sphäre in die des liebenswürdigsten Temperamentmenschen und Lebenskünstlers, der Carlos (in „Clavigo") aus dem Intrigantenbereich in das der ehrlichen Lebensrealisten hinübergeleitet worden. Gerade weil unsere Klassiker nicht äußerlich, sondern innerlich charakterisieren, ist tiefes Nachleben ihrer Gestalten ein so reiches und überraschendes.

Aus der Tiefe des Gedanken- und Gefühlslebens, das wundersam differenziert ist, steigt immer wieder das Neue, erst spät Erkannte hervor, unbeengt durch eine ängstlich genaue Vorschrift für die äußere Kontur der Erscheinung. Der Bühne, den Schauspielern ist der letzte Strich der Individualisierung die an die Oberfläche gerückte Symbolik für den seelischen Vorgang, die sichtbare physiognomische Ausprägung des Charakters übertragen. Abgesehen vom Personenverzeichnis zu Schillers „Fiesco", das eine merkwürdige Ausnahme bildet, findet sich in den klassischen Dramen kaum eine Vorschrift für das Detail der Maske und die Eigenart der Gesten. Das muß sich dem Darsteller, der Intuition besitzt, mit Notwendigkeit aus dem inneren Charakter entwickeln. Umgekehrt gehen unsere neuesten Dramatiker in ihren Vorschriften bis in alle Einzelheiten der äußeren Erscheinung. Gesichtszüge und Frisur, Kleidung und sonderbare Gewohnheiten werden aufs genaueste vorgezeichnet. Und gerade hier, wo dem Schauspieler scheinbar am stärksten vorgearbeitet ist, steht er oft verlegen vor dem Darstellungsproblem, vor den Fragen, was für innere Bedeutung diesen Merkmalen und Symbolen zukommt und was für eine Individualität er in den mit Äußerlichkeiten überladenen Grundriß, der seiner Phantasie kaum noch Spielraum und Bewegungsfreiheit gewährt, hineinzeichnen soll . . .

Ist das wundersame Nachleben der klassischen Gestalten wesentlich dadurch bestimmt, daß eine auf das Übergewicht der Charakteristik gestimmte Zeit erst den Reichtum ausmünzt, den sie in der Tiefe bergen, so ergeben sich die Überraschungen, die wir mit ihren ersten großen Nachfolgern erleben, wiederum daraus, daß die bewußten Tonangeber der schärferen Charakteristik bei ihren Zeitgenossen keine empfänglichen Sinne und Geister fanden. Kleist, Hebbel, zum Teil auch Grillparzer neigten aus ihrer Natur- und Anschauungsweise heraus und wohl auch im Zuge des Widerstandes gegen die stilistische Überlieferung zu schwierigeren Charakterproblemen, namentlich zu Gestalten, deren Wesen sich auf keine logischen Formeln bringen läßt, auf keine Maximen zurückgeführt werden kann, sondern nur rein psychologisch zu fassen ist. Das erregte den Widerstand der Zeit, die für diese Art der Anschauung nicht gestimmt war und die sich an Widersprüchen stieß, in die die Poeten das beste Teil ihrer psychologischen Offenbarungen hineingelegt hatten. Die Zeitgenossen waren nicht blind für Hebbels Bedeutung, aber solange dieser gigantische Menschenbildner lebte, verstummte auch nicht die Klage über das Inkommensurable seiner Gestalten, über die scharfen Kanten und scheinbaren Risse seiner Charakteristik — Wesenseigentümlichkeiten, die heute als offenbarte Geheimnisse der Natur bewundert werden. In Grillparzers „Jüdin von Toledo" wollte man in den siebziger Jahren die Schlußwendung — die Umstimmung des Königs, der für die Ermordung der Geliebten schauerliche Rache nehmen will und beim Anblick des Leichnams sich von dem zerstörten Gefäße seiner Lust abgestoßen fühlt, — hart und unerträglich finden. Heute bewundert man die Kühnheit, die Wahrheit dieses Momentes, das Erwachen des Trieb-

menschen aus dem Traume der Sinnlichkeit, einer Leidenschaft, die nur seine Phantasie, nicht sein Gemüt berührt hat, dieses unbewußte Sichlosreißen, das der bewußten Selbstläuterung vorangeht. Das drastischeste Beispiel für das Aufleben einer großen charakteristischen Wirkung ist jene Szene in Kleists „Prinzen von Homburg", in der der junge Kriegsheld, durch den Anblick des vermeintlich für ihn bestimmten Grabes allen Schauern der Vernichtung nahegerückt, in bleiche Todesfurcht verfällt und sich eine Weile an die Bitte um sein Leben wie an einen Strohhalm klammert. Lange Jahre war es ein Klischee aller Kritiken, solche „Feigheit" (diesen Ausdruck wählten alle Beurteiler, die noch niemals Pulver gerochen) sei unverträglich mit dem Charakter eines „Helden" und trage einen peinlichen, krankhaften Zug in das Schauspiel hinein. Heute bewundert man in dem Kleistschen Meisterwerk gerade diesen menschlichen Zug einer adelig naiven Natur, die sich und anderen nichts vorzutäuschen vermag und die durch den ehrlichen Todesschauer hindurch zur ehrlichen Überwindung der Todesfurcht gelangt. Die scheinbare Antinomie wurzelt im Lebensgesetz dieses Prinzen, dieses hochgemuten Naturburschen von großen Impulsen und liebenswürdiger Einfalt. Wer je Kainz in dieser Szene gesehen, der weiß, um wieviel näher die ganze gewinnende Persönlichkeit des Helden von Fehrbellin durch diese Menschlichkeit unserer Empfindung rückt.

Das Nachleben der Theaterstücke aber hängt nicht allein mit der Entwicklung zusammen, die die einzelnen Charaktere auf der Szene durchmachen, indem sie ihre Züge verändern und aus sich selbst heraus für ihre Wahrheit und Wahrhaftigkeit eintreten — auch andere Lebensquellen einer Dichtung treten erst für ein spätes Geschlecht unerwartet zutage. Der starke Zeitgehalt, die große Milieuwirkung, die den Zeitgenossen entging, wird manchmal erst von der zweiten oder dritten Generation entdeckt, und Gegenwartsstücke, die man nicht hoch einschätzte, verwandeln sich in kostbare Historien. „Clavigo" war in den siebziger Jahren des XVIII. Jahrhunderts ein Zeitstück, das an ein wenige Jahre alte, also damals aktuelle Sensationsgeschichte anknüpfte, etwa wie der Fall Clemenceau von Dumas fils in unserer Zeit. Beaumarchais, der liebenswürdige Prahlhans, war der Vermittler der Sensation, wie sie heute durch die Zeitungen verbreitet zu werden pflegt. Tieck erzählt davon, wie der Archivar Clavijo y Fajardo, das Original des Goetheschen Helden, sich mit Behagen von deutschen Reisenden in Madrid darüber berichten ließ, wie er auf deutschen Bühnen zu Tode gestochen werde. Clavigo hat seither nicht nur durch die Macht seiner Charakteristik eine weit höhere Geltung errungen, als man ihm zu Goethes Zeiten zuerkennen wollte — das Drama hat sich auch aus einem Gegenwartstück in ein Stück von satter, historischer Farbe verwandelt, aus dem das Hof- und Bürgerleben des XVIII. Jahrhunderts mit seiner Verkettung von Willkür, Protektion und ohnmächtigem Ingrimm der Entrechteten, mit allen blendenden und lastenden Zügen seiner Verkehrsformen lebendig zu den Sinnen spricht.

Aber auch weniger tiefgreifende Stücke haben kraft des dichterischen Scharfblicks, mit dem die Autoren das Wesentliche der Gegenwart erfaßten, eine ähnliche Entwicklung durchgemacht. Anspielungen auf zeitgenössische Zustände und Ereignisse werden für einen Teil der Theaterstücke zu totem Gestein, das sie in die Tiefe zieht, für einen anderen zu farbigen Schwungfedern, die sie über Wasser halten. Freytags „Journalisten" haben den Charakter einer historischen Komödie angenommen; man wagt es mit Glück, sie im Kostüm vergangener Tage zu geben, und zu ihren übrigen Reizen gesellt sich noch der des geschichtlichen Zeitbildes. Dasselbe Experiment glückte bei Bauernfelds „Bürgerlich und Romantisch" und könnte noch manche andere Bauernfeldsche Komödie neu beleben. Dagegen wäre ein ähnlicher Versuch bei Benedix und seinesgleichen übel angebracht. Dieser Komödienstenograph, der nie in die Tiefe des Lebens, in das wahre Kräftespiel seiner Gegenwart hineinblickte, schöpfte aus seiner Zeit nur das ewig Gestrige, sah nichts vor sich als das stockende, stagnierende Philistertum, das keine wesentliche innere Entwicklung durchmacht. Hüllte man ihn, um aus der Not des Alters eine Tugend zu machen, in das Gewand einer bestimmten Zeit, so würde äußerlich dadurch ein Anspruch erweckt, dem der Kern seiner Stücke nicht entspräche. So wird die Kostümfrage zu einer Art Gediegenheitsprobe für das einstige Milieustück der Gegenwart.

Aber wie der Theaterdichter, der seinerzeit herzhaft in die Gegenwart griff, durch das Nachleben seiner Stücke dazu gelangen kann, mit dem Geschichtschreiber, dem Propheten von rückwärts zu wetteifern, so kann er nach dem alten poeta propheta auch zum eigentlichen Seher werden, der die Empfindungsweise künftiger Geschlechter ahnt und ihre Zeitstimmung vorwegnimmt. Für den aus den Lebenstiefen hervorsprudelnden Humor der Grillparzerschen Komödie „Weh' dem, der lügt" hatte das leichtlebige Wien der dreißiger Jahre kein Organ. Es wollte sich nicht aus seiner Lebenslüge aufstören lassen und erschrak vor den genialen, scharf grotesken Zügen, in denen das Märchen, das Grillparzer in eine alte Erzählung des Gregor von Tours hineingedichtet hatte, manche Elemente des zeitgenössischen Genußlebens spiegelte. Die Wiener elegante Welt jener Tage ließ die Komödie mit Pauken und Trompeten durchfallen. Uns ist sie längst in ihrer tieferen Bedeutung, wie in ihrer treffsicheren Komik einer der kostbarsten Schätze, nicht nur unserer Komödienliteratur, sondern auch der lebendigen Bühne geworden.

Die ersten Aufführungen von Goethes „Natürlicher Tochter" fielen in eine Zeit, in der das Publikum gewohnt war, die Leidenschaft am Donner der Rede zu erkennen und für den Ton gedeckten Affektes noch keine Empfänglichkeit hatte. Wenige Auserlesene wie Schiller, Herder, Fichte erkannten den tiefen, tragischen Gehalt der Dichtung; das Publikum fühlte ihn nicht heraus, und das leichtfertige Wort Hubers von der Marmorglätte und Marmorkälte der Tragödie wurde zum geflügelten. Das Mißverständnis ging soweit, daß man nicht nur die großen Erregungen der Menschen nicht herausfühlte, sondern den aus dem höfischen Leben geschöpften prächtig charakteristischen Ton, der die Grausamkeit der Willenstriebe mit diplomatisch sentenziösen Worten umkleidet, für eine mildernde Auffassung des Dichters nahm, ohne die Ironie zu ahnen, die durch diese Tonart hindurchwirkt. Das Stück blieb lange von den meisten Bühnen verbannt, und die Theaterkundigen waren einig über seinen Mangel an Bühnenwirkung. Als es jüngst bei einem festlichen Anlaß in Weimar wieder auftauchte, übte es eine große unmittelbare Wirkung, obgleich es nicht einmal gut gespielt wurde. Ein Publikum, das längst gelernt hatte, die tiefste Erregung aus gebundenen Tönen herauszuhören und sich in Feinheiten des Zeitkolorits zu versenken, bewunderte nicht nur die nie angezweifelte Herrlichkeit der Sprache, sondern fühlte sich vor allem von dem heißen Atem verhaltener Leidenschaft berührt, der da wie eine furchtbare Lohe aus einer sozialen Trümmerwelt hervorschlägt. Alle versammelten Kenner waren darin einig, daß eine neue starke Tragödie für das Bühnenleben gewonnen sei. Aber man braucht gar nicht soweit zurückzugreifen, um sich solcher unerwarteter Bühnenrenaissancen zu vergewissern. Ab und zu — soweit unsere rasch verhimmelnde und rasch verwerfende Theatermode es gestattet — ereignet sich gleiches, Scheintod und Wiederbelebung, unmittelbar vor unseren Augen. Hauptmanns „Biberpelz" fiel bei der ersten Aufführung ab und wurde erst einige Jahre später bei einer mutigen Wiederaufnahme als ein Juwel unserer Komödienliteratur erkannt ...

Überschaut man dieses Leben und Nachleben der Theaterstücke, so gewinnt man ein lebendiges Gefühl davon, wie treffend der scharfsinnige französische Philosoph Bergson den landläufigen Zeitbegriff berichtigt. Dieser originelle Denker sagt uns, daß der Hilfskonstruktion der Zeitbestimmungen, deren wir uns bedienen, um die Eindrücke im Gedächtnis aufzustapeln, gar nichts Wirkliches entspricht. Daß wir gleichsam ein Netz über die Dinge werfen, um an seinen Maschen zu ordnen und zu zählen, während in den Dingen selbst kein Zusammenhang mit diesem Netze gegeben ist. In unserem Vorstellungsleben wirken Vergangenheit, Gegenwart und in gewissem Sinne auch Zukunft ineinander, und wir leben all dies zugleich, obgleich es zu Zwecken einer äußerlichen Überschau geschieden wird. In der Poesie, in der die praktischen Alltagsbedürfnisse aufgehoben sind, kann die richtige Zeitanschauung zu Ehren kommen. Die Lenker unserer Bühnen müßten über der Äußerlichkeit der kalendarischen Einteilung stehen und das Lebendige, das unserer Vorstellungswelt entgegenkommt, uns aus allen „Zeiten" rastlos entgegentragen. Leider mischt sich die praktische Alltagsberechnung auch in diese Sphäre hinein und huldigt in einem Reiche, in dem Einst und Jetzt zur vielleicht großartigsten aller Lebenssphären zusammenrücken, der äußerlichsten und vielleicht kleinlichsten Tyrannei des Zeitbegriffs, die sich darin ausprägt, daß ermüdete und überreizte Sinne von jedem Augenblick etwas äußerlich Neues erwarten, ohne das ewig Neue im Kosmos und in seinem dichterischen Spiegelbilde zu ahnen. Aus diesem sogenannten „Zeitbedürfnis" heraus sind die meisten unserer Bühnen amerikanisiert worden.

Man lauert, als handelte es sich um eine Modefasson, die im Verlaufe weniger Monate entwertet werden könnte, auf das Allerneueste, und einer sucht darin dem andern in wildem Wettbewerb zuvorzukommen. Das Vertrauen auf jedes Objekt, das die äußerliche Neubegier reizt, ist ebenso groß, als das stillschweigende Mißtrauen gegen die anhaltende Lebensfähigkeit des Erworbenen. Man glaubt nur an den Erfolg, der auf der Schneide des Momentes schwebt, und neigt zur größten Hast in der Ausbeutung dieses Erfolges; daher die ununterbrochenen Wiederholungen einer mit Beifall aufgenommenen Neuheit bis zur Erschöpfung der Schauspieler, des Publikums und der Dichtung selbst. Denn an dem Nachleben eines Theaterstücks in dem Sinne, wie ich es zu entwickeln suchte, ist bei dem gleichmäßigen Serienspiel, das immer mechanischer wird, bei der Stereotypierung der Aufführungen, die sich auf diese Art ergibt, nicht zu denken. Dieses schöne Wunder vollzieht sich nur, wenn eine ausgeruhte Empfänglichkeit immer Tieferes aus ihnen herausholt. Die Methode, Gutes wie Mittelmäßiges von gestern und heute zu Tode zu spielen, läßt dafür keinen Raum — so kann sich auch die bedeutende Neuheit nicht organisch auf der Szene entwickeln und dem ewig Neuen, das wieder aufleben will und soll, ist kein entsprechender Raum gewährt. Kommt es ausnahmsweise wieder einmal an die Reihe, so geschieht es wiederum im Zeichen der Hast, der Sensation, der Inszenierungs- und Regiepremièren, die auf mindestens hundert Spieltage hintereinander berechnet sind, um dann wieder spurlos zu verschwinden. Die wenigen Bühnen großer Städte, die davon eine Ausnahme machen, die in ruhiger Folge ein bedeutendes Bild der Weltliteratur zu bieten versuchen, liegen leider in den Banden einer stockenden Überlieferung, sind

den Impulsen der Gegenwart zu sehr entfremdet.

So schwankt die Pflege des klassischen Stücks zwischen Sensationsmacherei, die von außen das Neue hineinzutragen versucht, das nur von innen, aus der unerschöpflichen geistigen Quelle kommen kann, und verstaubtem Herkommen, das die Urfarbe der Dichtungen und ihr immer erneutes Blühen kaum erkennen läßt. Und überall, selbst wo kein wirtschaftliches Bedürfnis dazu vorliegt, ist diese Pflege durch die ruhelose Jagd nach dem Neuen, nach dem Saisonstück eingeengt. Der freie Umblick für den Reichtum der nationalen Produktion und der dramatischen Weltliteratur ist in diesem Getriebe den Bühnen fast völlig verloren gegangen. Die Kenner sind selten auf den Theaterthronen, und die hastige Sorge um das Saisonstück läßt auch den wenigen, denen die Kenntnis nicht mangelt, nicht Zeit und Ruhe für die freie Wahl, die aus dem vollen schöpft. Die meisten denken nur an den Treffer, nicht an das Treffliche. Eine ganze Anzahl guter Stücke ist durch die Hast der Serienaufführungen förmlich erdrückt und verschwindet auf Nimmerwiedersehen aus den Spielplänen, obgleich manches darunter die innere Lebenskraft neu betätigen könnte.

Vielfach treten auch Modevorurteile an Stelle des Urteils. Ein drastisches Beispiel dafür ist das heutige Bühnenschicksal Friedrich Halms. Man rühmt jetzt seine Novellen, die an Kleist erinnern — aber nur, um noch heftiger auf den Dramatiker loszuschlagen, der einst die Bühnen beherrschte. Als ob in einer Natur zwei grundverschiedene dichterische Seelen wohnen könnten! Halm hatte das Unglück, als Protektionskind einem großen Dichter: Grillparzer und einem beliebten Theaterdirektor: Heinrich Laube in amtlichen Stellungen vorgezogen zu werden; vielleicht, vermutlich lag in diesem Unglück auch Schuld. Jedenfalls wurzelt da der historische Groll gegen ihn; dazu kam die Abneigung der Zeit gegen die an Süßlichkeit grenzende Verzärtelung seiner poetischen Form. Dennoch liegt viel psychologisch Feines — wie es in seinen chronikalen Novellen deutlich hervortritt — auch in seinen Theaterstücken. In „Wildfeuer", das zum Vorbild mancher schwächeren Renaissancelustspiele geworden, ist das sexuelle Moment ebenso frei und doch liebenswürdiger behandelt als in mancher modernen Produktion. Aber dieses reizvolle Stück ist ebenso begraben wie Halms überaus anmutige Renaissancekomödie „Verbot und Befehl", mit der meines Wissens noch kein ernster dramatischer Versuch gemacht wurde. Gegen die älteren Stücke Björnsons verschließen sich die Bühnen fugenfest, und doch trägt manches von ihnen, namentlich das „Fallissement", ein unzerstörbares Leben in sich. Ich könnte noch eine lange Liste von Stücken anführen, die den Theatern verloren gegangen sind, ohne wirklich gestorben zu sein. Dabei klagen alle Theater über Stücknot: sie blicken eben alle wie hypnotisiert auf die enge Sphäre jener Produktion, die angeblich „verlangt wird", d. h. die nach den Erfolgen irgendeines Sensationsstückes die Mode zu bedeuten scheint und die nach kurzer Frist die Mode vom vorigen Jahre ist. Bei dieser Art von Spekulation gilt doppelt das klassische Wort:

„Ein Kerl, der spekuliert,
Ist wie ein Tier auf dürrer Heide,
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und rings umher liegt schöne, grüne Weide."

Uns fehlen die großen Bühnen für das freie organische Leben und Nachleben von Theaterstücken, die nicht nur tonangebenden, sondern auch das Publikum fesselnden Kunstanstalten, die sich, unbeengt von Sensation und Zugstückhunger, der großen Lebensfülle der dramatischen Literatur erschließen und das wundersame Phänomen von Blüte, Nachblüte, Metamorphose bedeutender Dichtungen in seinem Farbenreichtum, in der Fülle von Wachstum und neu auftauchender Lebenskraft vor uns erstehen lassen. Dieser Mangel ist ein national beklagenswerter, um so trauriger, als er nicht auf organischer Unfähigkeit beruht, sondern auf einer aus der Ferne hereingetragenen Krankheit. Von allen nationalen Theaterentwicklungen war die deutsche die einzige, die zu Überlegenheit, Freiheit und Reichtum hinstrebte. So spät die Bühnenentwicklung bei uns einsetzte, so früh zeitigte sie — im Gegensatz zu anderen Nationen — die ständige Repertoirebühne, die nicht von Stagiones, Bühnensternen und Modestücken lebt, sondern im Anschluß an ein treues, empfängliches Publikum das Bild der Weltliteratur aufrollt. Erst vom Auslande her, von Frankreich, England und Amerika, ist mit ungeistiger, wirtschaftlicher Betriebsamkeit das Impresario-, Zugstück- und Sensationswesen bei uns eingedrungen, um leider nicht nur die Niederungen der öffentlichen Produktion zu überfluten, sondern auch die Höhen des Theaterwesens zu unterwühlen. Eine große nationale Entwicklung ist auf diesem Felde gefährdet, und von höchstem Werte für unsere geistige Kultur wäre eine Entstehung neuer Kunststätten, wo das Leben und Nachleben der Theaterstücke sich ungehemmt entfalten kann.

Die große Karawanenstraße von Tripolis zum Tsad in der Dschefâra-Steppe. Dünenlandschaft mit einem Höhenzuge im Hintergrund.

Das Hinterland von Tripolis.

Von Dr. Kurt Weigelt.

Durch die Forschungen von Barth, Rohlfs und Nachtigal war in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Tripolis und sein Hinterland etwas bekannter geworden. Seit dieser Zeit, da die großen Forscher von hier aus dem Problem des Tsadsees und der Sahara zu Leibe rückten, ist bei uns wenig Interesse für jene Gebiete vorhanden gewesen. Das neue Deutschland hatte genug in den eigenen Kolonien an Forscherarbeit zu leisten und ein gesunder Egoismus hielt uns von den Ländern fern, die hauptsächlich den Franzosen, dann aber auch den Engländern verfallen zu sein schienen. Die französische Forschung hat sich nun aber in den letzten Jahrzehnten enger auf das Zwischengebiet von Algier und Senegambien und dem Tsadsee beschränkt, die Engländer hielten sich am Nil und in Darfur zurück, so daß nach wie vor außer kleineren, von den Reisenden berührten Strichen das Hinterland von Tripolis — und ich meine damit nicht nur Fessan, sondern auch die Gebiete um Tibesti, Borku und Kufra — zu den unerforschtesten Gegenden Afrikas gehört. Jetzt gerade vor Ausbruch der italienisch-türkischen Streitigkeiten schickte sich der bekannte österreichische Forscher Cäsar Artbauer zu einem neuen Vorstoß in die Sahara an. Seine Expedition, die ich wohlausgerüstet, in dreifacher Equipierung im Juli in Tripolis traf, war bisher lange durch den Widerstand der Franzosen, die ihm den Durchzug durch Wadai verboten, und der türkischen Regierung, der daran gelegen war, ihre Truppenbewegungen in Tibesti geheim zu halten, aufgehalten worden. Die Unsicherheit in der inneren Sahara, wie auch die religiöse Erregung der Sekten in Borku und Kufra macht jedem Europäer eine genauere Untersuchung fast zur Unmöglichkeit. Die heute dort arbeitenden Forscher müssen in Kleidung und Lebensweise sich völlig in einen Araber oder Berber verwandeln und die islamitischen Glaubensregeln beherrschen, wenn sie überhaupt etwas erreichen wollen.

Haus eines Priesters der Senussi, eines sogenannten Marabuti an einer Oasenstraße.

Mit der Besetzung der Küste durch die Italiener richtet sich der Blick auf das Hinterland von Tripolis, in dem die Bevölkerung dem Vordringen der Europäer manchen Widerstand entgegensetzen wird, zugleich aber kommt mit der eigenmächtigen Aktion Roms eine Frage ins Rollen, die sonst wohl,

Karte des Hinterlandes von Tripolitanien

lange noch ängstlich vermieden, auf eine Erledigung hätte warten müssen: die endgültige Aufteilung des letzten de facto unabhängigen Gebietes in Afrika. Denn was heute uns die Karte zeigt, die mit einer geometrischen Linie südlich vom türkischen Fessan die Gebiete der Engländer und Franzosen scheidet, gibt uns kein Bild vom wirklichen Besitzstande. Diese Linie steht mehr als jede andere der geometrischen Grenzlinien Afrikas lediglich auf dem Papier. Denn einmal haben die Kontrahenten, die damit ihre Interessensphären begrenzten, die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Die freien und kriegerischen Völker der Sahara sind trotz des jahrzehntelangen Kesseltreibens auf ihre Bergstellungen nicht im geringsten unterworfen, was im Vorjahre ja erst die schweren Niederlagen der Franzosen in Wadai dokumentierten. Aber derartige Verhältnisse findet man bei anderen Grenzen, die so mit dem Lineal gezogen sind, schließlich auch. Was in unserem Falle viel belangvoller ist, das ist die Tatsache, daß das begrenzte Gebiet nicht nur von französischem und englischem Besitzstand flankiert wurde, sondern eben auch von türkischem. Die Herren von Tripolis waren nicht gefragt worden und daher auch nicht an den Vertrag gebunden, und ob die neuen Herren des tripolitanischen Küstenlandes sich für gebunden halten werden, ist bei der Ruhmredigkeit und jüngst bewiesenen Beutegier unseres südlichen Verbündeten einigermaßen zweifelhaft. Es ergeben sich, wenn man diese Gedanken verfolgt, sofort noch eine ganze Reihe weiterer Komplikationen. Wie wird sich der neue italienische Besitz im Süden begrenzen lassen? Besonders wenn Fessan sich zunächst noch einige Zeit selbständig hält? Tritt dann der neue Machthaber in den Besitzstand der Türken ein, wie ihn sich die Engländer und Franzosen begrenzt dachten, als sie ihren Aufteilungsvertrag schlossen, oder übernimmt er auch jene weit vorgeschobenen Positionen, die sich die Türken in den letzten Jahren in Tibesti und Kufra,

ja bis nach Borku hinab erworben haben? Das wird Verhandlungen zwischen der Pforte und den Kabinetten von Rom, Paris und London die Hülle und Fülle geben, wenn auch wohl zwischen den beiden alten Kontrahenten des Saharavertrags und Italien bereits zur Zeit, als England sich bemühte, die Aufhebung der Kapitulationen in Ägypten zu erlangen und anläßlich der Konferenz von Algeciras besondere diesbezügliche Abmachungen getroffen sein mögen.

Danach aber und vielleicht schon zwischendurch wird nun das Kesseltreiben unter ganz anderen und für die Treiber besseren Bedingungen neu aufgenommen werden, denn der Ring war bisher nicht geschlossen. Zu den glaubensgenössischen türkischen Herren von Tripolis hatten die Stämme des Innern Vertrauen, über Tripolis, mehr noch über Benghasi, wo besonders die Völkerschaften von Kufra in einzelnen Sendboten häufiger an die Küste kommen, bezog man Waffen und Munition für den Verzweiflungskampf.

Als der dort amtierende französische Konsul dem Waffenschmuggel nach Wadai im letzten Sommer schärfer entgegentrat, wurde auf ihn ein Pistolenattentat verübt. Nunmehr wird Italien, wenn es sich als Dritter im Bunde an dem konzentrischen Vorstoß ins Hinterland und auf Tibesti beteiligt, selbst ein besonders lebhaftes Interesse haben, jeden Munitionstransport zu verhindern.

Wieweit von Süden und Osten bisher von Frankreich und England dieses östliche Saharagebiet angezapft ist, wird nicht allgemein bekannt sein. Vorangeschickt sei jedoch, was wir an geschichtlichen Ereignissen über das weitere tripolitanische Hinterland wissen.

In den Anfängen der geschichtlichen Zeit müssen diese Gebiete zweifellos unter einem gewissen Einflusse Ägyptens gestanden haben. Der Goldhandel mit den goldproduzierenden Teilen Westafrikas reichte nach Johnston — The Opening up of Africa — in diese Epoche zurück, und die Handelszüge werden mindestens Borku passiert haben, wenn sie nicht gar nördlicher im näheren Hinterlande parallel der Küste über die Oase Siwa Ägypten erreichten. Im klassischen Altertume haben lebhafte Handelsbeziehungen mit den phönizischen und griechischen Kolonien an der Küste bestanden, in diesen, wie in den römischen Zeiten gravitiert das wirtschaftliche Interesse nach Norden. Griechen und Phönizier sind durch die Sahara weit ins Innere vorgedrungen, der Sklavenhandel mit Negerknaben fand nach Europa seinen Weg, griechische Kunstgegenstände der Keramik, Ornamente und Bronzen sind bis in das Nigergebiet gelangt, die griechischen Kolonien in der Cyrenaica, die ich landwirtschaftlich auch heute noch für ein sehr aussichtsreiches Gebiet halte, waren ihres Reichstums halber berühmt, nicht minder ihrer musterhaften Staatsverfassungen wegen, wie sie Wieland

Kamelverkauf beim Sük el Tlett. Die Tiere sind an den Vorderfüßen gefesselt.

in seinem Aristipp schildert. Diese Kolonien beschränkten sich nicht auf Küstenplätze, sondern lagen auch auf dem Barkaplateau. In den punischen Kriegen dienten die nördlichen Teile unseres Betrachtungsgebietes den Karthagern zu Rekrutierungszwecken, um dann in den Besitz der Römer überzugehen, die 145 v. Chr. die Provinz Africa gründeten, jedoch erst 20 v. Chr. Fessan eroberten. Man findet heute noch bis tief in die Wüste hinein Denkmäler der großen römischen Kolonialzeit. Nach Johnston soll auch etwa 45 n. Chr. ein römischer Feldherr durch die Sahara bis in ein Land mit reiner Negerbevölkerung vorgedrungen sein. Der Verfall des Reichs brachte wechselnde Schicksale für die Küstenländer Tripolis und Cyrenaica, in denen die sich dort einnistenden Vandalen bald von Belisar wieder unterworfen wurden, das Hinterland wird an diesen Schicksalen wenig Anteil gehabt haben. Erst durch die große mu-

Ein Lagerhof beim Sûk el Tlett für Halfa, das Wüstengras, das außer als Futter auch zur Papierfabrikation exportiert wird.

Lebhaftes Treiben in der Oase Sûk el Dschéma nach Ankunft einer Karawane.

hammedanische Flutwelle von Osten wird es wieder in stärkerem Maße berührt und nimmt seither an den Geschicken der Almoraviden, Almohaden und Barbareskenstaaten teil. Wenigstens wird man dies von Fessan, Kufra und wohl auch von dem nördlichen Tibesti behaupten können. Denn der Islam schuf stärker, als es sonstwo eine erobernde Macht hätte tun können, durch das ganze Nordafrika nicht nur in westlicher Richtung auf Marokko zu, sondern auch in südwestlicher auf die Bucht von Guinea eine große Einheit des Glaubens, des Rechts, der Sprache und der Kultur. Die unzähligen kleinen Reiche, wie auch die ansehnlichen Fort zeugen heute noch in Tripolis von den zeitweiligen Okkupationen, die Johanniter aus Rhodus von den Türken verdrängt, damals bereits mehr kirchlich ritterliche Bonvivants, als wackere Kämpen, weilten hier zu kurzer Herrschaft, bis sie, auch hier verjagt, in Malta einen Ordenssitz nach ihrem Geschmack fanden. Erst mit der Eroberung von Tripolis durch die Türken im Jahre 1551 wird das engere Hinterland wieder mit dem Mittelmeerverkehr in Verbindung gebracht. Die sich dann unter der Herrschaft türkischer Beys entwickelnden Seeräuberstaaten trieben zugleich auch starken Sklavenhandel, und Fessan wurde von Norden her zu jener

Markt für Fettschwanzschafe in der Oase Sûk el Dschema. Der Export dieser Tiere ist besonders nach Ägypten äußerst rege.

Staaten, die noch bis zur Aufteilung Afrikas in den achtziger Jahren bestanden, und von denen wir selbst noch Reste in Nordkamerun haben, lebten in bestimmten Tributverhältnissen zueinander, eine große Staatenfamilie des Islams, einem Staate jeweilig die Hegemonie zuerkennend. Der Friedenskongreß, oder sagen wir das Haager Tribunal, war Mekka, Mekka gab jährlich im Herbst die Parole aus. Seither neigten die Staaten und Völkerschaften nicht mehr so stark zum Mittelmeerverkehr, im Osten lag ihr lebenspendendes Zentrum, und in religiösem Zusammenleben und religiösen Streitigkeiten verharrten sie, während die Mittelmeerküste rasch mehrfach die Besitzer wechselte. Ein spanisches, ein französisches und ein englisches Zeit stark in Mitleidenschaft gezogen. Seit jenen Tagen, in denen das immer übermütigere Verhalten der tripolitanischen Seeräuber zur Zerstörung der Stadt Tripolis durch Marlborough führte, hat sich im Hinterlande trotz aller Achtung vor der militärischen Überlegenheit der Türken, doch auch etwas von Abneigung gegen die Pforte festgesetzt, und jeder der Tributärstaaten bis herunter zum Tsadsee versuchte gelegentlich, sich um den Tribut zu drücken. Es ist eine traurige Ironie des Schicksals, daß gerade jetzt, wo die Reste afrikanischer Türkenherrschaft dahinschwinden, dieses Mißtrauen, wenigstens bei den Bewohnern von Tibesti, Kufra und Borku durch die Bemühungen der Jungtürken überwunden war. In einem ge-

Markttag in der Oase Sûk el Dschéma.

wissen Vasallenverhältnis zur Pforte verharrten jedenfalls ständig aus alter Tradition einige Staaten des Innern, zu mindest ward dem Sultan dort stets die Unterwürfigkeit entgegengebracht, die dem Khalifen gebührte.

In eine neue Epoche tritt die Geschichte der Sahara mit der Besetzung Ägyptens durch die Engländer und der insbesondere durch das deutsche Vorgehen hervorgerufenen Kolonialpolitik der europäischen Mächte an der Westküste Afrikas. Waren bisher einschneidende Einwirkungen von Osten und Norden gekommen, so wurde nunmehr plötzlich von Süden her der Angriff auf die Sahara eröffnet, während gleichzeitig in der vollen Länge der Nillinie eine bewaffnete Macht sich festsetzte, mit der nicht zu spaßen

Straße in einer Inlandsoase (Mschia). Die Einschnürungen der Palmenstämme rühren von den Palmweinabzapfungen her. Im Gegensatz zu Ägypten wird in Tripolis und dem Hinterland Palmwein genossen.

war. Diese Situation bedingte einen völligen Frontwechsel und ließ es ratsam erscheinen, Tripolis zur Rückendeckung zu nehmen. Im ersten Ansturm der Deutschen, Engländer und Franzosen zersplitterten schnell die Reiche am Niger und südlich des Tsad, und im Wettlauf um das Hinterland der westlichen Guineabesitzungen siegte Frankreich, das nunmehr auf dieser westlichen und südlichen Angriffsfront den Saharastämmen allein gegenüberstand. Wie es ihm gelungen ist, mit der westlichen Sahara fertig zu werden, gehört nicht hierher. Da der Schauplatz dieser ersten Kämpfe ungeheuer weit entfernt von den stärkeren Bornen islamitischen Lebens war, konnte der Widerstand dort leichter erschlaffen.

Der erste Ansturm gegen die französische Stellung ging von den mehr südlich sitzenden Tsadsee-Arabern aus, die ja auch die nächsten am Messer waren. Nach Behauptung der Franzosen wurden diese Angriffsarmeen stets neu in Wadai und Tibesti rekrutiert. Die Senussi, die ihre Hauptstellung in Kufra hatten, waren zwar noch weit vom Schuß, immerhin war jedoch insofern die Besorgnis der Franzosen gerechtfertigt, als ihre Wanderapostel sicherlich in Wadai und am Tsadsee den Widerstand gegen die „Franken" mit haben organisieren helfen.

Friedhof an einer Inlandoase. (Mschia.)

Anders im Osten. Von ihrer Basis am Ubangi, dem Nebenfluß des Kongo, durch dessen Schiffbarkeit es den Franzosen gelungen war, leicht unsere Kamerunposition zu umgehen, dehnte sich die französische Etappenlinie in der Richtung auf den Schari, den südlichen Zufluß des Tsadsees, und an diesem entlang zum See selbst aus. Von dieser Front aus versuchten sie das große Gebiet zu erobern, das östlich der Straße Tsad-Mursuk im Rahmen ihrer Interessensphäre liegt, ein ungeheures Gebiet mit nur spärlicher Bevölkerung. Die Araber, die hierher vorgedrungen sind, haben zwar ihre Sprache zur herrschenden gemacht, sind aber bei der Vermischung mit den Berbern als selbständige Völkerfamilie meist untergegangen und sitzen nur noch an einigen, früher beherrschenden Punkten der Karawanenstraßen in reiner Form.

Die Brüderschaft der Senussi ist gegründet vom Scheich Muhammed ben es Senussi, der im Jahre 1796 in Mostaganem geboren wurde und sich für einen Nachkommen des Propheten in der dreizehnten Generation ausgab. Senussi studierte in Fez, ging dann nach Mekka, wo er seine erste Gemeinde schuf, sich infolge konfessioneller Streitigkeiten jedoch bald zurückziehen mußte. Er wählte Djarabub zwischen Audjila und Siwa in der Barka zu seinem Wohnsitz. Unter seinem Sohne Si Scheich el Mahdi, der ihm als Großmeister folgte, zogen sich die Glaubensbrüder weiter in die Wüste nach Kufra zurück, da ihnen die alttürkischen Machthaber Schwierigkeiten machten. Zurzeit führt Sidi Muhammed el Aled das Regiment.

Prozession von Senussi-Marabutis. Unter dem Baldachin ein hoher Marabuti, vor ihm heulende Priester in Verzückung.

Die Botschaft Senussis ist kulturell und religiös zugleich: Rückkehr zur primitiven Einfachheit des altislamischen Lebens! Wer habe dieses herrliche Leben der islamitischen Glanzzeit und Sittenstrenge zerstört? Nur und einzig allein das Gift der europäischen Kultur! Ergo müsse jede Verbindung zwischen Orient und Okzident aufhören, nötigenfalls mit Waffengewalt müsse jeder Verkehr von Europäern, jedes Eindringen in die heiligen Gefilde der frommen Glaubensbrüder verhindert werden. In der Stille wird daher die große Schlacht vorbereitet, damit der große Augenblick ein kampfbereites Heer findet. Diese fremdenfeindliche Lehre hat starke Ausdehnung gefunden, in Arabien, Ägypten, Kleinasien, ganz besonders aber in Afrika sind mehr als 300 Gemeinden entstanden, darunter sollen einzelne über einen gewissen Reichtum verfügen, so die von Kufra und Djarabub.

Durch die Organisation der Senussi ist zweifellos jedes Eindringen in das Hinterland von Tripolis von Norden wie von Süden sehr erschwert worden. Die Straße über Bilma ließen sie frei, östlich davon wurde jedoch jedem Forscher nahegelegt, sofort kehrt zu machen, widrigenfalls er getötet werden würde. Hierdurch sind auch militärische Operationen der Franzosen sehr erschwert worden, denn sie mußten nun in Gegenden völlig unbekannter Natur vorgehen und hatten auch nicht die Möglichkeit, durch vorausgesandte Reisende einige Stämme gewinnen zu können, um eine Divide et impera-Politik zu treiben. Dennoch ist wohl die rein militärische Kraft der Senussi in den letzten Jahren stark überschätzt worden.

So blies man denn tüchtig die Alarmtrompete zum konzentrischen Vorstoß und versuchte auch England zur Mitaktion zu bewegen. Da traten zunächst die Marokkowirren im Anfang dieses Jahres dazwischen, Frankreich brauchte seine Kolonialarmee im Westen dringender und ließ nur die notwendigsten Posten im Osten stehen. Das benutzten die Türken zu einem gänzlich unvorhergesehenen Vorstoß, der allerdings nunmehr nach Besetzung der Tripolisküste der Pforte keinerlei Vorteile zu bringen vermag.

Zu diesem Schachzuge hat, ohne es zu wollen, noch der Exsultan Abdul Hamid die Veranlassung gegeben. Unter seiner Regierung bildeten Tripolis und Fessan die Verbannungsgebiete für alle verdächtigen Neuerer, für die Jungtürken im besonderen. Viele der besten Männer der neuen Türkei haben hier, zum Teil sogar in Ketten, zum Teil in amtlichen Stellungen, in Verbannung gelebt. In dieser jungtürkischen Kolonie, lebte der großnationale Gedanke. Durch die Propaganda dieser Jungtürken änderten die Stämme des Hinterlandes ihre Anschauung über türkisches Regierungswesen und baten, als die früher Verbannten freie Herren des Landes wurden, um aktiveren türkischen Schutz. Auch die Senussi kamen,

und so besetzte die Türkei, die ja nicht an die englisch-französischen Abmachungen gebunden ist, in der von England beanspruchten Sphäre die Oasen von Kufra und weit nach Süden ausholend in dem von Frankreich bedrängten Gebiete Tibesti mit der Hauptstadt Bardai und Borku, seine äußersten Posten bis nach Ain Galakka vorschiebend. Das geschah im Sommer dieses Jahres.

Ob die Türkei diese Besetzungen hätte aufrecht erhalten können, muß zweifelhaft sein. Das Recht stand zweifellos auf ihrer Seite, denn Borku hatte früher, ebenso wie Bayirmi, Wadai, Bornu und Kanem an die Pforte Tribute gezahlt. Aber die Franzosen behaupteten, es in den letzten Jahren schon okkupiert zu haben, ihr Kapitän Bordeaux hatte es 1906 erreicht, Kapitän Sellier wiederum am 26. September 1908 besetzt. Das Erstarken der Senussimacht hatte dagegen einen erneuten Versuch scheitern lassen. Kapitän Cauvin wurde 1910 bei Fouka, 100 Kilometer südlich von Ain Galakka, zurückgeschlagen. Die französischen Ansprüche standen also auf sehr schwachen Füßen. Borku ist aber der bei weitem wertvollere Besitz, es ist die Kornkammer der inneren Sahara, und deswegen ist der Gedanke nicht von der Hand zu weisen, daß man zunächst in Paris zu dem italienischen Beutezug auf Tripolis zugeredet hat, da notwendigerweise ein Angriff auf das Vorland die Heranziehung der Truppen aus dem äußersten Hinterland zur Folge haben mußte. Wahrscheinlich rücken in diesen Wochen die Franzosen nun in Borku ein.

Bei vereintem Vorgehen der Engländer, Franzosen und nun auch Italiener muß des Waffen- und Munitionsmangels im Innern wegen, für den die letzte Eintrittspforte Tripolis geschlossen ward, der verzweifelte Widerstand bald zum Ersticken gebracht werden können.

Der Guerillakrieg im Innern findet in der Natur des Landes wirksame Unterstützung. Die Sahara, die man sich so gern glatt wie eine Tenne darstellt, hat hohe Gebirge und tiefe Depressionen, auch die herrschende Temperatur widerspricht unseren Vorstellungen. Oft schwankt im Winter das Thermometer zwischen -3° und $+20^{\circ}$; im Innern, wie etwa in Bilma, herrscht freilich absolute Trockenheit, 50° Hitze sind hier nicht ungewöhnlich. Im engeren Hinterlande von Tripolis streichen in nordwestlich-südöstlicher Richtung zur Verteidigung gut geeignete Bergzüge, die das Plateau von Fessan nach Norden zu begrenzen. An den Abhängen dieser Gebirge nach dem Meere zu gibt es einige zeitweilig fließende Wadis, und es liegen an diesen Abhängen daher eine Reihe Oasen, durch die die Wüstenstraßen geführt werden. Das geringste Vorkommen von Wasser verwandelt den dürren Sand in einen Palmenhain. Dattel- und Zwergpalmen, Sträucher der Spartiumformen, Staticeen, zahlreiche Gräserarten, Jerichorosen und Mannaflechten, zuweilen auch Gerste wachsen in diesen Oasen. Im eigentlichen Fessan ist der Wassermangel fühlbarer, dieses Hochland trägt den typischen Charakter der Hammadaformation, d. h. eines mit scharfkantigen Steinen und Geröll bedeckten Plateaus mit fast völligem Mangel an Vegetation. Im wesentlichen sind hier einige unterirdische Wasserarme die einzigen Kulturspender. Das Hochgebirge von Tibesti muß nach den Beschreibungen von Nachtigal einen erdrückend gewaltigen Eindruck hervorrufen. Es stellt sich als eine völlig öde ungeheure Aufschichtung mächtiger Basaltfelsen dar. Nur wenig natürliche Bewässerung an den Gebirgsrändern gestattet die Wüste, die jedes Weiterströmen der unterirdischen Wadis hindert, dagegen sind in Borku die Bedingungen für den Anbau von Palmen und Strauchgewächsen besser, das Land soll über etwa 500000 Palmen verfügen. Neben diese natürlichen Kulturgebiete treten solche mit künstlicher Bewässerung. So kann man in dem Oasengebiet um Bilma aus geringer Tiefe mittels Brunnen Wasser schöpfen, ähnlich liegen die Verhältnisse in Fessan. Jede Ortsbezeichnung, die in ihrem Namen die Silbe Ain oder Bir aufweist, deutet darauf hin, daß sich dort ein kleiner oder tieferer Brunnen befindet. Diese Anlagen müssen ständig in Betrieb gehalten werden, da jedes Nachlassen in der Bewässerung, jede Verkleinerung der Anbaufläche eine ständige Vergrößerung des öden Wüstenlandes verursacht. Die vernachlässigten Kulturländer sind kaum oder nur mit erheblichen Opfern zurückzugewinnen. Trotz Bohrungen bis zu 100 m Tiefe fand man in der Cyrenaica, der alten Kornkammer Roms, kein Wasser, und mehrere Unternehmungen, die im Hinterland artesische Brunnen bauen wollten, kehrten in diesem Sommer entmutigt zurück.

Im Gegensatz zu den Atlasgebieten sind Mineralschätze in Tripolitanien und dem Hinterlande bisher wenig gefunden worden und wohl auch nicht zu erwarten. In französischen Kreisen träumt man jedoch viel von den Reichtümern der inneren Sahara, an die man ziemlich bestimmt glaubt. In diesem Jahre arbeiteten im Hinterlande drei Montanexpeditionen; die Ergebnisse ihrer Forschungen wurden natürlich geheimnisvoll verschwiegen, das Vorkommen von Sulfaten, Magnesium, Antimon und Aluminium ist jedoch bekannt, ebenso das von Zink. Ob sich diese Vorkommen aber zu einem stärkeren Abbau eignen, ist schwer zu beurteilen.

Der Wert der Gebiete, in die die drei angrenzenden Mächte vorstoßen werden, ist für die Weltwirtschaft vorläufig fast gleich Null.

Das Bildnis Lan-hoas.

Novelle von Karl Erdm. Edler.

„Sie dort unten!“ rief eine drollig überschnappende Stimme von der Höhe des Malergerüstes. Der Angerufene bewunderte eben eine Engelsgestalt, die zwischen den Gerüsthölzern der Apsis sichtbar wurde. Der Maler hatte sie über die Stuckumrahmung hinausgemalt, so daß sie sich ihr mit augenfälliger Körperlichkeit zu entwinden schien. Daß sie sich auch zu regen begann, mochte die Unruhe des Lichtes vorgaukeln. Blitz und Dämmerung spielten, übermütigen Kindern gleich, an ihr vorbei Haschen und Verstecken; und wie die brummige Kindswärterin stierte zeitweise schwarzäugig das Gewitter herein, vor dem sich der Beschauer in die Bergkirche geflüchtet hatte. Daß sich die Gestalt jedoch über das Gerüst vorneigte und ihn anrief, ging über die üblichen Leistungen eines Freskoengels hinaus; zumal da dieser in herrischem Ton befügte: „Hören Sie denn nicht? Rücken Sie doch die abgerutschte Leiter zu mir herauf!“

Der so hart Angefahrene erfreute sich offenbar einer ausreichend gemütlichen Veranlagung. Die fein behandschuhten Hände griffen ohne weiteres zu, als sei es selbstverständlich, daß ein eleganter Herr sich von einem kecken Gassenjungen kommandieren läßt. Mit einer Leichtigkeit, die man selbst dieser mannhaften Gestalt nicht zugetraut hätte, schwang er die gewichtige Leiter an den Gerüstboden hinauf. „Vous êtes servi, mon ange!“ rief er empor, nicht ohne ein behutsames Lächeln über seine Phantasie, die ihm einen verstiegenen Buben als Freskoengel vortäuschen konnte. „Nachträglich möchte ich mir noch eine teilnahmvolle Anfrage erlauben. Engel pflegen sich sonst nicht viel aus abgerutschten Leitern zu machen — sollten etwa die Fittiche verstaucht sein?“

In solcher Ironie witterte der „Engel“ eine Verhöhnung, denn er stieß einen zornigen Naturlaut aus. Zugleich begann er gewandt herabzuklettern, die geschmeidigen Glieder aufs Geratewohl losschnellend und mit festem Griff und Tritt anklammernd. Über die unteren Leitersprossen schwang er sich mit Verachtung jeglicher Erdenschwere zu Boden. Den Zuschauer blitzten zwei Augen an, braun, mit Goldstäubchen durchflimmert wie der Aventurin.

„Verzeihung, mein Fräulein!“ sagte er und verneigte sich mit jener effektlosen Würde, die sich durch die unerhörtesten Ereignisse nicht außer Fassung bringen läßt.

Sie nickte kurz und eilte zur Kirchentüre, den Mund halb geöffnet, die Flügel des kecken Näschens gebläht, der Freiluft entgegen. Als sie die Pforte aufriß, prasselte der Hagel in grob gekörnter Masse herein. Unwirsch warf sie den Türflügel zu, setzte sich auf einen Gerüstbalken und schlenkerte mißmutig die Füße hin und her. Plötzlich schlug sie mit der Faust auf die Leiter und murmelte: „Ekliges Ding!“

Er trat näher und sprach beschwichtigend: „Überlassen Sie die Leiter ihren verwerflichen Rutschneigungen! Ein alter griechischer Tragiker meint: ‚Gegen die Dinge gibt es kein Ereifern, denn das tut ihnen gar nichts.‘“

„Was weiß denn der! Muß übrigens ein furchtbar langweiliger Mensch sein, Ihr alter Grieche.“

„Mag sein. Hier hätte er vielleicht noch hinzugefügt: ‚Schade um die schöne Hand, die sich an einem Stück Holz wundschlägt!‘“

„Schön braun geröstet, gelt?“ rief sie stolz, indem sie aus der abweisenden Haltung in einen zahmeren Ton hinüberglitt, und hielt ihm beide Hände zum Bewundern hin. Es waren reizende, schlankfingerige Kinderhände, wie sie verblüffend geschwind Hampelmänner ausweiden und Puppen die Köpfe abreißen.

„Wunderschön braun!“ stimmte er bei. „In manchen Seebädern trainiert man sich auf Farbe: Sepia, Indianerrot, Hindubraun. Sie würden die beneidete Trägerin des Rekords sein.“

Diese Anerkennung stimmte sie zutraulich. Sie ließ sich sogar zu einer Erklärung ihrer Gerüstkletterei herbei: „Ich wollte mir die Fresken ansehen. Natürlich ohne,

daß es der Maler und Groß-Ramm drüben erfahren." Hierbei wies der eine pendelnde Fuß mit einem verächtlich wegstoßenden Ruck rechtshin.

Diese Methode, die Richtung von Groß-Ramm anzugeben, ermangelte einigermaßen des korrekten Dekorums. Er hatte dabei bloß das peinliche Gefühl, als indiskreter Horcher eine Gefühlsäußerung zu belauschen, die nicht für seine Ohren bestimmt war. Um weiteren Unlustergüssen gegen Groß-Ramm vorzubauen, sagte er: „Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen nenne — ich..."

„Wozu die Niedlichkeiten? Ich bin ein Engel mit verstauchten Flügeln, und Sie sind kein Engel. Genügt." Aufschnellend packte sie die Mütze, die auf dem Fahrrad nächst der Türe hing, und stülpte sie windschief auf den Kopf.

„Sie werden sich noch gedulden müssen, es regnet," mahnte er.

„Ich bin kein Tragantengel," rief sie, schwang sich auf das Rad und sauste davon. Nun war sie wieder in ihrem Element: Haltung und Bewegung von jener kraftbewußten Sicherheit, wie sie nur die Durcharbeitung aller Muskeln in fleißigen Leibesübungen schafft. Ob diese auch ihrem Wesen die mädchenhafte Befangenheit abgestreift und die Entschlossenheit eines standfesten, handfesten Buben eingeimpft hatten? In den edlen Verhältnissen ihrer jugendlich-schlanken Glieder, in den feinen Linien des Gesichtes war etwas zutage getreten, was ihm diese tolle Radfahrt stilwidrig erscheinen ließ.

Einige Tage danach kam es zu einer Wiederbegegnung im Schloßgarten von Klein-Ramm. Der Radfahrerdreß war einem Damenkleide gewichen. Aber ein Dornstrauch hielt es eigensinnig fest, so ungeduldig sie auch daran zerrte, bis der Fremde aus der verhagelten Kirche sie befreite. „Ich hoffe," sprach er, sich aufrichtend, „Baron Scharhelm ist nicht ernstlich erkrankt. Er hat mich wegen eines Unwohlseins nicht empfangen können."

„Er ist unwohl geworden, um Sie nicht empfangen zu müssen. — Was starren Sie mich so an?"

„Nur hochachtungsvoll. Lautes Denken, wie Sie es üben, läßt eine unerschrockene Tapferkeit vorausetzen."

„Papa versteckt sich noch hinter derlei altmodische Paravents liebenswürdiger Höflichkeit. Ich bin nicht liebenswürdig, zumal..."

„Zumal Engel dies nicht vonnöten haben, ebensowenig wie Flügel. Sie steigen auf Jakobsleitern zur Erde herab, und diese ist schon durch ihre bloße Gegenwart beglückt." Er hatte sie nur unterbrochen, um die herausfordernde Spitze rechtzeitig abwegs zu drängen, die er aus jenem „zumal" gegen sich aufblitzen sah.

Er vermochte ihr indes keinen Vorsprung abzugewinnen, denn sie erwiderte in nachlässig schleppendem Tone: „Wenn sich Engel auf solche Erden-Eskapaden einlassen, rächt sich's dadurch, daß sie unliebsame Begegnungen machen —"

Neben ihr hinschreitend, schien er weder diese Äußerung noch die abstoßende Miene, mit der sie vorgebracht wurde, in eine Beziehung zu sich bringen zu wollen. Denn in seiner freundlich gelassenen Weise spann er den Engel-Gedanken aus, indem er einen Blick auf die Blumen in ihrer Hand warf: „Frisch von der Himmelsau gepflückt?"

Als hätten Blick und Frage den Strauß entweiht, ließ sie ihn fallen. Er hob ihr ihn auf. Sie nahm ihn und rupfte im Weitergehen sämtliche Blütenkronen und Blätter ab. Schließlich hielt sie eine kahle Rute in der Hand, mit der sie zu scharfen Lufthieben ausholte. Zu dem knabenhaft Herben des ersten Zusammentreffens hatte sich jetzt ein vollsaftiger Einschlag von Feindseligkeit gesellt. Die unumwundene Aufrichtigkeit, mit der diese ihr entsprudelte, ließ ihn ihr Außerachtlassen gesellschaftlicher Formen fast vergessen. „Mein gnädiges Fräulein..." begann er.

„Ist das bei Ihrem langweiligen griechischen Tragiker üblich, daß ‚er' und ‚sie' zuerst einander nicht kennen, und sich hinterdrein ‚Baron Scharhelm' und ‚mein gnädiges Fräulein' oder ‚Baronesse Scharhelm' anreden, indem er einfach ihr ‚Cousin' ist?" Es klang, als könnte man diese Verwandtschaftsbeziehung bloß sehr von weitem mit einer Kneifzange anfassen.

„Ob das auch in dem Tragiker vorkommt, daß ‚er' unabänderlich mit einem Ölzweig und ‚sie' mit einem Sträußlein Brennesseln herumwandeln?"

„Ah!" rief sie empört, „Sie machen also

auch noch Anspruch auf gute Behandlung? Schon als Kind bin ich mit dem Grauen vor diesem ‚Cousin' aufgepäppelt worden. Später hat ein Geschichtslehrer meine Jugend mit den Untaten sämtlicher Gottesgeißeln erheitert. Als er bei Dschingis-Chan anlangte, bei dessen ‚barbarischer Gewalttätigkeit', bei der ‚langen und breiten Blutspur', die er zurückließ, habe ich ihn gefragt, ob er von meinem ‚Cousin' Christian rede."

Christian Scharhelm wußte also jetzt, woher in die Skala dieses grellfarbigen Wesens auch eine blutrote Nuance geraten war. „Gestatten Sie," entgegnete er gelassen, „das Charakterbild jener mongolischen Gottesgeißel zu ergänzen. Es gab eine Zeit, da Otto Scharhelm — ein Oheim jenes Dschingis-Chan — als dessen Vormund einen Prozeß gegen Ihren Vater führte. Es handelte sich um das Erbrecht seines Mündels auf Groß-Ramm. Zur selben Zeit war Dschingis-Chan ein kleiner Junge, der sämtliche Erbgüter der Welt für einen Brocken Liebe hergegeben hätte, denn es waren ihm Vater und Mutter gestorben. Der Vormund gewann den Prozeß und verwaltete Groß-Ramm, wo er fortan residierte, ebenso wie Alt-Scharhelm, das Elternerbe seines Mündels im Nachbarlande und dessen Heimsitz. Auch späterhin ist die ‚lange und breite Blutspur' dieses Mündels hierorts nie sichtbar geworden. Er unternahm eine Weltreise, blieb im Osten haften, verlegte sich auf das Studium von dessen Kultur und Sprachen, war dann in China und Japan dem diplomatischen Dienst attachiert. Der Vormund trug nun als Bevollmächtigter Sorge um dessen heimische Habe. So kommt es, daß Dschingis-Chan erst jetzt Groß-Ramm heimsucht, weil sein getreuer Verwalter und Oheim Otto gestorben ist." Nach einer freundlichen Verneigung wandte er sich und schritt dem Gartentor zu. Als er im Schloßhof von Groß-Ramm den Wagen verließ, war er erstaunt, ein Bündel kahlgerupfter Blumenstengel in der Hand zu halten. Noch erstaunter war der Diener über den Auftrag, dieses Bündel mit frischem Wasser zu versorgen. Am erstaunlichsten war Tante Sophie, als sie es beim Betreten des Salons in einer herrlichen Satsumavase erblickte. „Ist das eine besondere chinesische Pflanze, dieses Beserl?" fragte sie.

„Pardon, Tantchen, nein. Auch kein Beserl. Ich glaube, es ist die Sorte, aus welcher der Stab des Papstes im Tannhäuser geschnitzt war."

Es wäre ihr nie eingefallen, diese botanische Klassifizierung zu beanstanden. Ihr Bruder Otto, Christians Vormund, dem sie das Hauswesen geführt hatte, duldete keine Ein-, Aus- oder Widerreden. So war sie zum bloßen Reflex von ihm geworden. Noch jetzt begann aus ihr jedesmal der hartgezimmerte Bruder zu reden; daneben führte jedoch ihr weichgefügtes Herz sein Eigenleben und klaubte nachträglich alle erdenklichen Beschönigungen zusammen. Sie hatte sich neben die Tannhäuserstäbe niedergelassen und wartete. Nach einer Weile betastete sie ungeduldig die zwei schneeweißen Haarkringel, die an den Schläfen zu schöner Rundung gebändigt waren. Endlich entschloß sie sich zu der Frage: „Du bist in Klein-Ramm gewesen?"

„Ja," antwortete er, jedoch nichts weiter, was ihre Hoffnungen arg herabstimmte. Die geheime Erwartung, ausgefragt zu werden, wallte in ihr zum Überkochen. Das enttäuschte Gesicht verzog sich vollends wie bei einem Anfall von tic douloureux, als er fragte: „Liebste Tante, hast du zufällig einmal die Bekanntschaft eines Pentagonikositetraeders gemacht? Nicht? Schade. Also besieh dir einmal gütigst deine Nichte Johanna in Klein-Ramm: eine Kristallgestalt mit — ich weiß nicht mehr — wie vielen Ecken, Kanten und Flächen, allein mitten unter uns krummlinigen, von glattem Kulturschliff abpolierten, aufgeblähten Unformen!"

Darauf hatte sie nur gewartet, um die Schleusen ihrer Beredsamkeit aufzureißen: „Ich weiß nicht, wie dein Penta.... kurz, wie deine Figur aussieht. Aber Hanserl ist keine Freiin von Scharhelm, überhaupt kein Mädchen, sondern ein ausgelassener Junge. Freilich — es ist ja begreiflich. Bei einem solchen armen Wurm, das in der Wiege die Mutter verliert und kein weibliches Wesen um sich hat, dem..."

„Aber du bist doch dagewesen, Tantchen!"

„Wo denkst du hin? Der Prozeß mit seinen Nachbarfehden — ein Krieg ohne

Ende. Wasser-, Weide-, Weg-, Brücken-, Jagdrechte, kurz das ganze Gesetzbuch."

„Ich fürchte sehr, die Tannhäuserstäbe werden wirklich nicht wieder grünen," unterbrach er sie.

„Warum denn auf einmal nicht?" fragte sie erstaunt. „Wenn dir gar soviel daran liegt, will ich das Beserl selbst betreuen." Das Intermezzo schien ihr mal à propos, und sie lenkte unentwegt in das frühere Geleise ein: „Weißt du, ich bin nie in Hanserls Zimmer gewesen. Aber ich sehe es so deutlich vor mir wie das Beserl hier. Einen Spiegel gibt es nicht darin, und wenn schon, so ist die Diele vor ihm nicht abgetreten. Es ist die Stube eines Burschen, der sich zeitlebens mit Jagen, Reiten, Klettern, Radfahren, Fechten, Rudern, Schwimmen beschäftigt hat. Sie kann nämlich keine männliche Eigenheit oder Unart sehen, ohne sie nachzuahmen..."

„Verzeih, liebe Tante, ich glaube, das ist Kontre-Imitation. Johanna tut das Entgegengesetzte von dem, was Mädchen zu tun pflegen."

„Ja, aber so, daß sie jeden Buben übertrumpft. Freilich — daran ist ihr Vater, der Ulrich, schuld. Er hat sie aus der Kinderstube in dieses rangenhafte Unwesen hineinspringen lassen. Freilich — man darf es ihm nicht verargen. Zuerst das sündhaft übertriebene Getue, als ihm der Stammhalter geboren wurde. Hierauf die sündhaft übertriebene Verzärtelung des kleinen Jungen, wobei Ulrich sogar auf die eigene Mutter des Kindes eifersüchtig wurde. Dann stirbt der Junge. Dann kommt statt eines neuen Stammhalters das Mädel, die Hanserl. Dann stirbt die Frau. Dann verliert er den Prozeß. Das alles zusammen wurde zuviel für den Mann. Aber laut hat er immer nur über eines gejammert: daß er keinen Buben habe. Darüber stahl sich einmal die kleine Hanserl hinaus und schnitt sich ihre wunderschönen langen, aschblonden Zöpfe wurzweg ab. Dann pflanzte sie sich breitbeinig vor Ulrich hin und schrie stolz: ‚Bin ich etwa kein Bub?' Ein schauderhafter Fratz, was? Freilich — eigentlich rührend! Seitdem sagt er: ‚der' Hanserl."

„Also Kontre-Imitation! Ein heroischer Typus des Anti-Mädchentums! Ich darf wohl annehmen, Tantchen, daß dir der Begriff ‚Surrogat' nicht unbekannt ist?"

„Aber natürlich: Zichorie statt Bohnenkaffee," erwiderte sie verdutzt.

„Und könntest du dir ein Surrogat vorstellen, das den Bohnenkaffee nicht etwa bloß, wie die Zichorie, würdelos vertritt, sondern völlig ersetzt?"

„Nein, das ist unmöglich," entgegnete sie.

„Bitte, sieh dir einmal Johanna an! Dem Ulrich ist sie, wie ich glaube, ein solches Surrogat für den verlorenen Sohn, für die verstorbene Frau, für das entgangene Groß-Ramm, für das verstummte Lachen von Klein-Ramm, für ..."

„Ach du!" sagte sie schmollend und trug die Satsumavase sorgsam wie einen Reliquienschrein in ihren Wohnbereich fort. „Ermangelt jeglicher Konsequenz, der Christian," murmelte sie. —

Gleichzeitig fand in Klein-Ramm auch eine Unterredung statt. „Du, Hanserl, wie sieht er denn aus?" fragte Ulrich Scharhelm.

„Wie eine Karyatide, weißt du, Papa, die ganze Häuser stemmen. Er trägt ganz rüstig, was ich ihm alles aufgehalst habe; aber Nadelstiche und Kneipzange versagen bei ihm. Ganz wie die Leiter seines alten griechischen Tragikers: so sehr man sich gegen ihn ereifert, es tut ihm gar nichts."

„Seines griechischen Tragikers?"

„Ja, Papa. Derlei abgestandenes Zeug hat er noch mehr am Lager: japanische Kultur, asiatische Sprachen, auch eine Mohrenwäsche des Dschingis-Chan nebst Reinmachen von dessen ‚langer und breiter Blutspur'."

„Und das will ein Scharhelm sein? Und du, Kleiner, sein Gesicht?"

Sie warf sich in einen Lehnstuhl und reckte das feine Näschen in die Luft. „Ich weiß nicht recht. Du kannst dir denken, Papa, daß wir uns nicht vis-à-vis aufgepflanzt und gegenseitig angegafft haben wie unsere beiden Fayencemopse auf der Etagère. Er eigentlich doch. Seine Augen sahen dabei aus wie Automobillaternen bei Mitternacht." Sie brach in ein lautes Lachen aus, hielt aber jäh an und summte mit schläfriger Stimme vor sich hin: „Schwarze Haare und blonder Bart, oder umgekehrt — etwas sehr Schwarzes, pom-

pes funèbres, war dabei, kurz, ich habe bloß die Erinnerung an allerlei Farben... Aber glaube mir, Papa, er ist tückisch trotz seiner unempfindlichen Karyatidenmanieren und seiner Mohrenwäsche! In China hat er gewiß Brillenschlangen gezähmt, immer mit der Methode der Höflichkeit."

Aber eine Mohrenwäsche war es doch nicht gewesen. Sie glaubte nicht mehr an die „barbarische Gewalttätigkeit" Christians. Gleichwohl war es beim nächsten Zusammentreffen, als ob der leibhaftige Dschingis-Chan auf sie anstürme. Einem unklaren Impulse nachgebend, riß sie gleich wieder die Zugbrücke empor und schnellte ihre spitzen Pfeile hinüber. Er hatte sie beim Morgenritt im Walde eingeholt. Sie nickte bei seiner Begrüßung ironisch lächelnd, in den Augen funkelte eine herausfordernde Frage. „Verzeihen Sie, meine gnädige Cousine!" antwortete er auf dieses Lächeln und Funkeln. „Es ist ohne mein Zutun geschehen, daß ich Ihre Waldandacht störe. Die vier Füße meines Fuchses sind unter mir ihres eigenen Weges gegangen... Nicht sonderlich fromm, eigentlich schon beunruhigend launisch für ein Damenpferd, Ihr Eisenschimmel?" fügte er bei, als dieser beim Nahen seines Pferdes ungebärdig wurde.

„Ich danke Ihnen für die Aufmerksamkeit, die Sie meinen Angelegenheiten widmen. Indes möchte ich auf das Vergnügen verzichten, mich von einem frommen Lämmchen einherschaukeln zu lassen." Damit sprengte sie vorwärts.

Auf einmal drängte sich der Fuchs dicht an den Eisenschimmel. „Halt!" rief Christian. „Sie galoppieren geradeswegs in die Tiefschlucht!"

„Nicht ‚in', sondern ‚über' sie!" schrie sie, weiterrasend.

Da zuckte eine Hand herüber und griff nach den Zügeln. „Sie werden nicht über die Schlucht springen!" klang es an ihr Ohr.

„Ah!" schrie sie ergrimmt auf. „Ich brauche also noch eine Kindswärterin?" Und mit der Sprungfederkraft des Zornes den Eisenschimmel seitwärts reißend, jagte der aschblonde Wirbelwind dahin, zwang das Tier zu dem tollkühnen Satz über die Kluft und — stürzte in die Tiefe.

Christian sprang ab und hastete, mehr gleitend als kletternd, den Steilhang hinunter. Als er sich wieder emporarbeitete, war es doch gut, daß er aussah „wie eine Karyatide". Denn es galt, mit dem vollen Aufwand seiner kraftvollen Männlichkeit Hanserl an der Geröllwand hinaufzuschaffen. Er hielt sie auf dem Arm, jetzt doch wie „eine Kindswärterin" ein bleiches, blutendes Baby. Oder vielleicht wie ein Totenträger ein erloschenes Leben — er wußte es nicht. Er trug sie nach Groß-Ramm, weil es am nächsten lag, übergab sie der Tante, schickte nach dem Ortsarzt und einen Reitknecht nach Klein-Ramm. Ulrich kommt und kauert auf dem Stuhl neben Hanserls Lager; da Christian zu ihm spricht, starrt er ihn verständnislos an. Christian merkt, daß er zwei Kinder zu betreuen hat: eines das stirbt und eines, das sterben möchte. Er telegraphiert an einen Chirurgen und an einen Internisten. Er läßt die Dienerschaft von Klein-Ramm herüberkommen und siedelt sie mit dem willenlosen Ulrich im linken Schloßflügel an. Hanserl und Tante Sophie sind im Mitteltrakt, wo er bisher gehaust hat. Er selbst drückt sich abseits in den Gartenpavillon; er will es Ulrich ersparen, dem ihm verhaßten „Usurpator" von Groß-Ramm auf Schritt und Tritt zu begegnen.

Nun kamen bange Tage, da der Tod vor Hanserls Bett stand; Wochen, da er unentschieden am Türpfosten lehnte; Monate, da er zögernd über die Treppen davonhinkte. Als zum erstenmal Geflüster und halbentschleierte Umrisse über Hanserls Bewußtseinsschwelle schlichen, schwammen die Goldstäubchen der Aventurinaugen in einem feuchten Schimmer und glitzerten dazwischen hell auf wie Fische im Sonnenglast. Ganz als ob sie sagen wollten: ‚Es tut weh, Tante Sophie, aber ich freu' mich doch!' Und auch späterhin arbeitete sich immer wieder etwas empor, was den Schmerzen das Gegengewicht hielt, etwas wie Sehnsucht und Hoffnungsfreude. Nun trug man sie in den großen Saal. Da war es hoch und luftig. Die Sonne wurde durch riesige Rundbogenfenster feierlich geladen einzutreten; denn sie hatte schon ihr vornehm zurückhaltendes Herbstwesen angenommen. Hier befand sich unter allerlei fremdartigen Dingen auch ein Bild.

Es war sehr schön gemalt, und auch die Dame, die es vorstellte, war sehr schön. Nur widersprach es allen bisherigen Anschauungen Hanserls sowohl über Malerei, als auch über Gesichtsbildung, Frisur und Toilette von Frauen. „Wer ist denn die schöne Dame, Tante Sophie?“ fragte sie.

„Christian hat sie mitgebracht. Wahrscheinlich eine Chinesin. Vielleicht seine Verlobte. Weshalb hätte er sich sonst ihr Bild mit auf Urlaub genommen?“

Das Bild versenkte seinen Blick in Hanserls Augen, den Grund ihrer Seele nach einem Geheimnis abtastend. Sie stopfte sich die Fäuste in die Augen und dachte, wie gut es sei, daß Tante Sophie ihre Gedanken nicht lesen könne. Sie verspürte nämlich eine unbändige Lust, dem Bilde die Augen auszubohren. Nachdem eines Tages Eisblumen die Fenster überwuchert und den wohlig durchwärmten Raum recht heimlich von der frostigen Welt abgeschieden hatten, verlangte Hanserl den Cousin zu sehen. Als er eintrat, lag sie auf der Chaiselongue, schlank, zart, mit der Anmut einer Jungbirke, die der Sturm durchrüttelt hat. Die auf Hindubraun trainierte Hand, die sie ihm entgegenstreckte, hatte jetzt eine matte Jasmintönung. „Ich danke Ihnen,“ sagte sie, „für alles, und das ist vieles. Eigentlich ist's gar nicht unangenehm, krank zu sein, wenn man so betreut wird, wie Tante Sophie es tut und Sie. Besonders Sie, statt eine lieblose Genugtuung darüber zu zeigen, daß sich Ihre Warnung bewahrheitet hat.“

„Schön ist's von Ihnen, daß Sie mir nichts nachtragen. Ohne meine zu schroffe Mahnung hätten Sie den salto mortale nicht gewagt?“

Sie antwortete damit, daß sie mit dem Zeigefinger und dem kleinen Finger ein Paar beschwörende Hörner gegen ihn machte. Und ganz unvermittelt fragte sie in einem befremdend scheuen Ton: „Sagen Sie, ist das Bild dort ein Porträt?“

„Nein, ein Phantasiegebilde eines berühmten chinesischen Malers — eine Frau, die der ältesten Sagenzeit angehört, vielleicht selbst nur ein Phantasiegebilde ist.“ In Hanserls blassen Wangen glomm jählings eine helle Röte auf. Er aber erzählte ihr die Geschichte des kaiserlichen Mädchens Lan-hoa, das in Urzeiten durch besondere Fügung den chinesischen Thron bestieg, und zwar mit den allerkleinsten Füßchen in ihrem ungeheueren Reiche, die aber natürlich niemand sehen durfte. Und wie dann ein schöner Prinz, der sie liebte und den sie liebte, von einer rachgierigen Hofdame, die ihn gleichfalls liebte, bei ihr verleumdet ward. Er habe ein Spottgedicht auf die Füßchen der Kaiserin gemacht mit dem tückischen Kehrreim, wer es denn gesehen habe, daß sie gar so klein seien. Da verbannte ihn Lan-hoa in die Wüste. Als es aber aufkam, alles sei bloß Verleumdung gewesen, zog sie die Goldschuhe ab und pilgerte, der Sühne halber, mit nackten Füßchen über Spitzgestein und Dornicht zu dem Verbannten. Da zerriß er sein Obergewand und hüllte die blutenden Füßchen hinein. Dann trug er die Todmüde auf seinem Arm heim und teilte mit ihr den Drachenthron als ihr Gemahl.“ —

Es mußte etwas Warmes von Lanhoa ausstrahlen, davon Hanserl zu ungewohnter Weichheit auftaute. Christian bemerkte, daß die Goldflimmerchen der Aventurinaugen in einem überquellenden Naß versanken. Er erhob sich rasch, bevor sie darin vollends ertrinken würden, und ließ sie mit der Kaiserin Lanhoa allein. Nun war deren Zauber enträtselt. Hanserl verstand, was die roten Lippen ihr zuhauchten: ‚Auch du hast der Verleumdung gelauscht, auch du hast ihn schlecht behandelt, auch du solltest barfuß über Spitzgestein und Dornicht pilgern, der Sühne halber!‘ Von diesem „Auch du“ ging die Zerkrümelung ihres ganzen Wesens aus und das Abscheiden des ihm angewöhnten Naturfremden. Etwas völlig Neues war es, was sich da von der Chaiselongue erhob. Das war nicht mehr „der Hanserl“, nicht einmal „das Hanserl“, sondern nur noch „die Hanserl“, und selbst als solche keine ergötzlich heitere Hebe, sondern eine Diana mit herber Schöne.

Dann kam der Frühling mit seinem unruhigen Drängen. Hanserl konnte an ihre Heimkehr denken, und Christian brachte das Bildnis Lan-hoas und bat sie, es als Gastgeschenk von Groß-Ramm mitzunehmen. Sie betrachtete es eine Weile und schien wieder einmal „laut zu denken“, da sie sagte: „Ob es dort leibhaftig so schöne Frauen gibt?“

„Ich will mir sie daraufhin genau ansehen und es Ihnen, wenn Sie gestatten, dann schreiben. Ich gehe nämlich demnächst wieder nach China."

Das Bild entglitt plötzlich ihren Händen, der Rahmen lag zersplittert und Lan-hoa geviertteilt auf den Terrassenplatten. „Ich weiß nicht..." stammelte sie bestürzt, „ich war zerstreut ... so ganz verloren in die Betrachtung der zugespitzten Finger des Bildes. Ganz wie Dornen. Vielleicht haben sie Krallen. Man sieht das nur nicht, weil sie katzenartig versteckt sind. Darum auch das Futteral über dem kleinen Finger. Ich habe das ja schon früher immer gesehen, aber heute ... jetzt bin ich auf einmal so darüber erschrocken, weil . . ." sie verstummte und kniete zu dem Werk der Verwüstung hin.

„Erschrocken?" sagte Christian. „Anstatt ein klein wenig zu frohlocken, daß Dschingis-Chan dort drüben zerkratzt oder gar zerrissen werden könnte?" Und jetzt bemühte sich neben Hanserl auf einmal auch eine kniende Karyatide um die traurigen Überreste Lan-hoas. „Wirklich erschrocken? Dann müßten die langkralligen Hände dort drüben doch noch auf ihr Opfer warten. Es gibt nämlich hierzulande zwei weiße, jetzt gar zu weiße Hände, die ich fleißig an die Sonne spazierenführen möchte, damit sie wieder schön braun geröstet ausschauen, hindubraun! Außerdem gibt es gelegentlich Leitern anzuschieben, Dornen abzustreifen, Pferde zurückzureißen und vielerlei dergleichen. Sehen Sie denn das nicht ein, Johanna? Sonst verunglücken Sie mir einmal wirklich. Und dann ... bitte, lassen Sie Lan-hoa in Frieden ruhen!" Er richtete sich auf und zog Hanserl mit sanfter Gewalt an den Händen empor.

Endlich konnte auch sie über Spitzgestein und Dornicht ihm entgegenkommen, zwar nicht mit bloßen wunden Füßen, aber mit einem bloßen wunden Herzen Sie kam ihm auch so nahe entgegen, daß für ihre Arme kein Raum mehr blieb als an seinem Halse. Da lag sie nun an seiner Brust und atmete tief auf, wie Lan-hoa todmüde nach dem mühseligen Wege. Und es war doch nur ein kleiner Schritt gewesen über die geviertteilte Lan-hoa hinweg bis zu ihm. Er neigte sanft ihren Kopf zurück: zwei Augen blitzten ihn an, braun, mit Goldstäubchen durchflimmert wie der Aventurin.

„Und es ist doch ein Engel gewesen, den ich damals auf dem Malergerüst gesehen habe," sprach er.

„Aber mit verstauchten Flügeln, weißt du noch, Christian?"

„Nicht: ‚aber', Hanserl, sondern: ‚Gott sei Dank!' Sonst hätte er nicht gerufen: ‚Sie dort unten!' Und hätte nicht die Erden-Eskapade gemacht und zur Strafe die unliebsame Begegnung mit ..."

Sie legte ihm die Finger auf den Mund und sagte: „Aber er — nach allem Argen, was sie ihm angetan — trug die todmüde Lan-hoa auf seinem Arme heim."

Weihnachten.

Von

Otto Michaeli.

Glocken schwingen im Raum,
Singen zur Ruhe die Schmerzen.
Liebste, entzünde die Kerzen
Nun am festlichen Baum!

Vieles hat uns getrennt,
Vieles uns innig verbunden,
Trübe und selige Stunden,
Stunden, die keiner sonst kennt.

Still wird heute der Schmerz,
Und in dem heiligen Frieden,
Den uns die Liebe beschieden,
Sinkst du mir schweigend ans Herz.

Dämmerung.

Gemälde von Robert Knoebel.

Bibliotheksstimmungen.

Von W. Fred.

Nach Epochen, in denen die Buchdruckerkunst als die Quelle der Kultur, der Anfang aller geistigen Überwindung der Materie gepriesen wurde, leben wir jetzt jene anderen, die den Wert literarischer Tätigkeit und Bildung unterschätzen; schon gibt es den Spott der Unbildung, der noch lächerlicher als sein Vorgänger, der Nur-Ästhet, stolz bekennt, daß er nie ein Buch liest. Eitler und armer Tor! Wenn man auch gut weiß, woher solche Reaktion gegen ein oberflächliches, nicht erlesenes, sondern angelesenes Wissen kommt, wie berechtigt das Hochgefühl derer ist, die mit allen Sinnen das wache Leben einatmen, man wird dennoch lächeln müssen über jene, die das Wesen der Bücher, ihrer tiefen Wirkungen, ihrer geheimnisvollen und starken Stimmung so wenig spüren, daß sie noch immer an der längst verbrauchten und leeren Meinung festhalten, Menschen, die unter Büchern leben, seien dürre, trockene, schemenhafte Naturen, unfähig, die wirkliche Welt, unfähig, die bewegte Existenz jenseits der Büchersäle zu empfinden und zu genießen. Das Bild des zerstreuten, linkischen, weltfremden Bücherwurms ist längst eine Rarität geworden. Witze sind langlebig. Sie werden noch mechanisch weitergemacht, wenn schon das Verspottete gewandelt oder verflattert ist. Der Mann der heutigen gelehrten Tätigkeit ist äußerlich kaum zu unterscheiden vom Ingenieur oder Künstler. An den Blicken, den Augen, den Zügen, den Händen mag heute noch ein guter Beobachter ablesen, was das Innerste einer Persönlichkeit bewegt, welchen Beruf er übt, was seine Gedanken trübt und seine Seele füllt, am Kragen aber und Rock, am Kleid und Hut wird man's nur selten noch können. Schauen wir uns die Männer und Frauen an, die in den Maschinensälen der modernen Wissenschaft und Literatur, den öffentlichen Büchereien arbeiten. Ob sie nun jung oder alt, Gallier, Kelte oder Germane sind, die meisten Herren könnten ihrer Kleidung, ihren flinken, sicheren Bewegungen, ihren scharfen Augen nach ebenso Sportsleute (und viele sind es ja) sein als Büchermenschen, und die Mädchen und Frauen, in Paris mehr, in Berlin weniger, tragen den engen Rock, die scharmante „Pleureuse" auf dem Riesenhut und den wallenden Schleier mit ebensoviel Gefühl für die Wichtigkeit der Toilettenuancen wie die Damen beim Fünf-Uhr-Tee. Schließlich — das Spiel der Geschlechter geht auch hier vor sich, und Fäden spinnen Bücher so gut, wenn nicht besser, wie Tennisbälle.

So wie sich das Äußere der Büchermenschen verwandelt hat, so ist auch in die Methodik der literarischen Tätigkeit die neuzeitliche Technik eingedrungen. Nicht nur Füllfeder und Schreibmaschine kennzeichnen den modernen wissenschaftlichen Betrieb; die Systematik, die ganze Art der Arbeit ist heute so neuartig und so vielfältig organisiert, wie in jedem anderen Beruf; nicht um ein Haar ist die Technik der Bücher unmoderner als die des Chemikers oder Großkaufmanns. Da sind komplizierte und nuancierte Kataloge, bibliographische Vereine, Hilfsarbeiter, lebende und tote Zeugen des siegreichen Prinzips der Arbeitsteilung — im großen wie im kleinen zeigt sich, daß die Welt der Bücher gewiß keine Dämmerwelt ist, ihre Atmosphäre ist durchaus modern, bewegt, erfüllt von Nervenkraft, geistiger Spannung. Und das ist auch die Marke, die man den Menschen, die unter Büchern, in den öffentlichen Bibliotheken ihr Leben führen, an den Gesichtern ablesen kann: nicht die Äußerlichkeiten sind heute für den Mann oder die Frau, die in diesem Kulturkreise die beste Möglichkeit zur Erfüllung ihrer Lebenswünsche sehen, charakteristisch; wohl aber haben sie alle, die in dieser Stimmung reif und dann alt werden, in ihren Seelen eine eigentümliche Prägung empfangen. Der Verkehr mit Büchern macht wählerisch, anspruchsvoll, empfindlich. Man gewöhnt sich, die Essenz der Dinge mühelos zu empfangen. Es ist, als ob man mit den Menschen nur in ihren allerbesten Stunden zu tun hätte — kein Wunder also, wenn jene, die diesen Zauber des Lebens einmal tief gespürt haben, fast stets für lange Zeiten, wenn nicht in alle Ewigkeit dieser Form des Daseins anheimfallen. Zeit und Ort, die Reibungen und Hemmungen des Alltags sind ihnen nichts. Die Wege zu den Büchern finden sie triebartig, und umgeben von endlosen Ketten alter und neuer Druckwerke leben sie morgens im XVIII. Jahrhundert Frankreichs, abends in primitiven Zeiten mit fremdartigen Völkern. Und von allen den Dokumenten der Gehirntätigkeit geht auf die Leser ein Fluidum aus, umspinnt alle ein Schimmer: das Glück des Erkennens und Wissens. Auf solchem Grundtone, der allen Bibliotheken eigen ist, baut sich aber natürlich nach der besonderen Art des Volkes in jedem der großen Büchersäle noch eine ganz merkwürdige, hier tiefernste, dort schon leise-heitere, hier fast ausschließlich männliche, dort schon ein wenig feminine Stimmung auf. Und so mag es eine Viertelstunde wert sein, sich in den großen internationalen Büchereien umzusehen, literarische Typen an der Stätte ihrer geistigen Heimat zu beobachten.

London. Zuerst merkt man in den Straßen um das Britische Museum herum ja nicht sonderlich viel von gelehrter Tätigkeit. Da ist die Tottenham Court Road, eine belebte Verkehrsstraße mit unzähligen Läden für neue und alte Möbel, Trödlern, nicht gerade ein Bild der Eleganz oder des modernen Lebens. Unaufhörlich gehen die Omnibusse vorbei, führen hinaus in die Fabrikvorstädte, und unter dem Pflaster schießt die elektrische Untergrundbahn. Aber wenn man in die Seitengassen einbiegt, zeigen schon die Namen den Zusammenhang mit den Stätten geistiger Kultur. Auch Oxford-Street ist ja nahe, und selbst wenn man die Schilder nicht liest, die Menschen, denen man hier begegnet, sehen nicht nach manueller Arbeit aus. Nicht alle tragen etwa den schwarzen Rock und den steifen Hut, den man für unlöslich vom Bilde des Gelehrten hält, manche sehen gerade so aus wie City-Herren; aber die schwarzen Taschen, die sie unter dem Arm tragen, die doch meist etwas müden Augen, die nervös ausgearbeiteten Hände erzählen von dem, was ihre Tage füllt. Die kleinen Häuser, die rings um den Riesenbau des Britischen Museums, das, wie man weiß, zugleich eine Galerie der wundervollsten Kunstwerke und ein Gefäß zur Bewahrung alter und neuer Bücher, Stiche, Zeichnungen und Manuskripte ist, sehen aus wie stille Wohnungen von Menschen, deren Leben sich mehr im Innerlichen als im Äußerlichen abspielt. Im Range, in der Bequemlichkeit unterscheiden sich diese meist schmalen, nur dreifenstrigen Häuser wohl voneinander. Denn hier in diesem Gelehrtenviertel von London wohnen ebensogut die teuer bezahlten Professoren einer amerikanischen oder australischen Universität, die den Ozean durchfahren haben, nur um im großen Rotundensaal des Britischen Museums Bücher zu lesen, wie arme Menschen in fadenscheinigen Röcken, die aus irgendeiner kleinen Stadt in die lärmende Metropole gekommen sind, die ihnen, wenn sie auch Jahre hier verbringen, stets fremd, ein beängstigendes Geheimnis bleiben wird; denn ihr Weg geht immer nur von dem winzigen Boarding-House aus, in dem sie mit anderen Männern und Frauen, deren Stunden gerade so wie die ihren dem Britischen Museum gehören, die magere und wässerige Kost und die dürftigen Gespräche über den Nebel eines langen Sonntags, an dem es nicht einmal die geliebten Bücher gibt, teilen. Aber ob es nun eines jener ganz traurigen Einkehrhäuser ist, in denen die dünnen Scheiben Frühstückspeck ängstlich gezählt sind, oder ob es ein paar Schritte weiter vom Museum eines jener verschämten Boarding-Häuser ist, das die Illusion des distinguierten Familienlebens, der Gastfreundschaft geben will und wo nach dem feierlichen Abendessen dünne Musik gemacht wird, — überall in diesen Häusern öffnet sich zwischen 9 und 10 Uhr die Türe, und man kann darauf schwören, daß der junge Herr wie die alte Dame, das blasse Mädchen und der elegante, grauhaarige Gentleman mit dem Offizierstypus in wenigen Minuten durch das gleiche Tor schreiten werden, daß sie gerade so tief- oder gerade so hochmütig wie gestern mit dem Kopfe dem alten Diener zunicken, der diese Prozession seit Jahren an sich vorbeigehen sieht, und daß sie dann in jenen großen, runden Saal treten werden, in dem die moderne Technik der geistigen Arbeit auf den allerhöchsten Punkt getrieben ist. Unter einem weitgespannten Glasdach dehnen sich in vielen Kreisen die Tische. Ein jeder hat seinen eigenen und doch alle denselben. Kleine Wände scheiden den Japaner mit den stechenden Augen, der, ohne je um sich zu blicken, aus jeder Minute das Äußerste an Bereicherung zieht, von dem hübschen kleinen Mädchen, das trotz allem gelegentlich mit einem leisen Seufzer von den Wörterbüchern aufsieht, mit den dünnen Fingern übers Haar streicht, um dann wieder für irgendeinen Herrn, der es sich leisten kann, weiter zu exzerpieren. Gelbe, schwarze und weiße Menschen, gutgepflegte, die gerade ebenso am Fenster eines Westend-Klubs sitzen könnten, und altmodische Matronen, deren Kleidung schon fast Kostüm ist, sind da; ein jeder hat Bücher vor sich, Hefte und Zettel neben sich, und jedem scheint das gleiche gedämpfte Licht, das sich aus dem matten Schein des Tages und dem grünen Glanz der vielen Schirme über den elektrischen Lampen mischt. Manchmal scheint es, als ob sie alle ein Atemzug bewegen würde. In der stillen Luft raschelt hie und da Papier, manchmal hustet jemand, still geht der Schritt jener, die die Bücher tragen, ein neuer Gast sucht einen Platz, andere stehen bei den Katalogen, deren wundervolle Reihe einen gleichsam magnetischen Kreis in der Mitte bildet, dessen Anziehung mächtig auf alle die wirkt, die dem Mysterium der Bücher verfallen sind. Wenn man ein Symbol hätte schaffen wollen für jene Art der literarischen Arbeit, die alle Möglichkeiten einer ausgebildeten Organisationstechnik sich angeeignet hat, man hätte nichts Volleres und nichts Einleuchtenderes erfinden können, als diese Katalogbände im Lesesaal des Britischen Museums, auf deren Blättern seit Jahr und Tag immer wieder verzeichnet wird, was in großen Bänden, in kleinen Flugschriften von weisen Forschern oder verträumten Dilettanten in irgendeiner Sprache irgendeines Landes dem Papier anvertraut wird. Das ist nicht nur ein Verzeichnis von Büchern, eine Musterkarte von Nützlichem und Wertlosem, Verblühendem oder Ewigem, nach dem A B C der Verfassernamen geordnet. Diese Bände tun mehr: sie arbeiten für jeden, der herkommt, um zu arbeiten; noch bevor irgend jemand auch nur den Plan zu einem Buch gefaßt hat, ist ein guter Teil seiner Arbeit schon für ihn geschehen. Denn die entlegensten und die häufigsten Themen sind hier schon zusammengestellt, und ob nun einer im Folianten F bei den Fidjiinseln oder im Bande K über

den Mann aus Köpenick, der die äußere Würde ad absurdum führen wollte, nachschlagen will, ob er über Großes und Kleines, von Ergreifendem oder Groteskem lesen möchte, er findet hier die Literatur schon zusammengestellt.

Nur wer in den verschiedensten Bibliotheken der Welt gearbeitet hat, weiß, was diese Themenkataloge bedeuten.

Ansätze zu solchen gibt es ja auch — nach diesem Urbeispiel — in anderen Städten, aber nirgends sind sie so ausgebildet, so modern, so reich wie hier, und das ist das Wesentliche, daß es hier keiner Formalitäten bedarf, daß jeder Mensch selbst zugreifen kann, wenn er mag. Wer die Hände noch nicht zu gebrauchen gelernt hat, für den sind soundsoviele Beamte da, die nichts zu tun haben, als Wegweiser zu sein. Man braucht keine Empfehlung, und man muß kein Engländer sein. Für jedes Gebiet ist hier ein Mann da, der einem hilft, versteckte Brunnen aufzufinden, und mit der gleichen rührenden Sorgfalt, als wären es kleine Kinder in der Wiege, führen sonderbare Wägelchen alte Drucke in ledernen, schweren Deckeln und bunte Hefte, dunkle Gravüren und bunte, illuminierte Handschriften herbei. Die Stunden gehen, nur selten flüstert einer ein Wort. Hier hat man kein Gefühl von Verstaubtem, von Weltfremdem, hier fühlt man, daß dieselbe Kraft am Werke ist, die in England überall herrscht, die der äußersten Konzentration. Es ist Mittag, und in einem kleinen Raum wird rasch gelunchi. Die wenigsten verlassen das große Haus, und die wenigsten brauchen mehr als zehn Minuten für ihr Mahl. Ob sie nun herkommen, um Geld zu verdienen, ob sie an einem Werke ein Leben lang schreiben, weil sie der Ruhm reizt, oder ob sie kein anderes Ziel vor sich haben, als Erkennen, Sich-Entwickeln um seiner selbst willen, ihre Augen blicken, wenn sie nicht bei ihren geliebten Büchern sind, zerstreut in irgendeine Ferne; selbst wenn sie miteinander reden, ist es nur wie ein Zwischenspiel, und ihre Hände sehen immer so aus, als griffen sie nach irgend einem Buch, einer Zeitung, und sie sind erst wieder erlöst, wenn sie drinnen sitzen in dem großen, vom grünen Licht durchfluteten Saal. Man sehe sie nur, wenn die Glocke zum Schluß läutet. Noch stehend blättern sie ein paar Seiten um, und zärtlich umschließen ihre Hände die Bücher, bevor sie sie abgeben, um hinauszuziehen auf die graue Straße.

⌘ ⌘ ⌘

Wer nie dieses Leben geführt hat, mag ein wenig mitleidig denken: die Armen, — mag fragen: Ist das ein Leben, wert, gelebt zu sein? — Er ahnt nichts von dem stillen Glück, das hier die Leute umfängt. Er irrt auch, wenn er glaubt, daß die Heiterkeit in den Lesesälen öffentlicher Büchereien keinen Platz hat. Wer sicher sein will, daß das Gegenteil zutrifft, der soll ein paar Tage nach Paris fahren und die Bibliothèque Nationale besuchen. Von oben, vom lateinischen Viertel, oder aus der Gegend, die nicht ohne Sinn das Quartier Montparnasse heißt, wandern die Leute hinüber aufs andere Ufer. Durch die silberne Luft schreiten sie, an den Gärten der Tuilerien vorbei, mancher eilt auf seinem Wege noch für ein paar Minuten hinauf in die Säle des Louvre, wirft später einen Blick auf das Haus des Théâtre Français und biegt dann ein in die Rue Richelieu, die Platz hat für die verschiedensten Brennpunkte des Lebens. Das alte Haus Molières leitet sie ein, diese enge Straße, in der Antiquare neben den Großfabrikanten der Mode ihre Läden haben, die Börse ist nahe, Verwaltungsgebäude stehen seit Jahrzehnten auf historisch gewichtigem Grunde; vornehme Restaurants mit weißen Wänden locken elektrische Automobile her, durch matte Scheiben sieht man in die Stuben der kleinen Marchands de vins, wo in den Mittagsstunden Finanzleute und Geistesarbeiter nach alter Sitte nah der traditionellen rink-buvette sitzen. Und doch — kaum hat man das Tor durchschritten, das von dem stillen Platz in die Bibliothek führt, so fühlt man sich schon in dem schönen Hof ergriffen von der Atmosphäre der Bücher. Aber hier ist das Reich des gallischen Geistes. Auch hier sind Menschen aus aller Herren Ländern, auch hier Junge und Alte, auch hier füllen ungezählte Bände lange Reihen. Aber von dem kleinen Mädchen an, das im Tor steht und Blumen verkauft, bis zu dem alten weißbärtigen Bibliothekar, der so gerne den Frauen hilft, die hier arbeiten: alles ist hier angeweht von leichter Grazie, von eben demselben Charme, der die Pariser Ateliers, die Orte der Freude und auch die kleinen Werkstätten der Arbeiter umschimmert. Fast möchte man sagen, daß alles hier zierlicher ist als sonst in der Welt. Anmutiger ist es gewiß, leichter bewegt ist das Leben hier sicher, das Leben der Menschen, das Leben der Bücher. Mit den wechselnden Stunden kommen wechselnde Menschen, oft rauscht der Rock einer eleganten Frau in den Saal, junge Männer träumen zwischen den Arbeitsstunden von ihren kleinen Freundinnen, manchmal fliegt ein Lachen durch den Raum, und freundlicher als jenseits des Kanals nicken sich hier die täglichen Gäste zu. Auch hier gibt es ja jene, die herkommen, weil sie von den Menschen zu den Büchern flüchten, aber sie sind hier seltener. Und manchen fängt draußen, kaum hat er noch in der Torflucht seine Zigarette angezündet, das holde Leben wieder ein in der Gestalt einer jener lieben Frauen, die jeden Spaziergang in dieser Stadt zu einem abenteuerlichen Wege machen. Nur eine halbe Stunde am Nachmittag herrscht die allergrößte Stille; in einer sonderbaren, halb komischen und halb wieder rührenden Art bauen sich dann die Gäste mit einer traditionellen Technik, die einer vom andern erwirbt, aus dicken Folianten und Zeitungsblättern gleichsam Höh-

len, türmen Mauern aus bedrucktem Papier rechts und links und vor sich auf, senken, wie Tiere, die ihren Winterschlaf halten möchten, die Köpfe in diese Höhlen, und dann ist es, als ob man durch den ganzen Saal ein freundliches leises Schnarchen hören könnte. Die alten Männer und die kleinen Mädchen, sie alle wachen dann mit einem Male auf, wenn die große Uhr sich räuspert, zwinkern ein wenig mit den Augen und — arbeiten weiter. Aber man darf nicht etwa glauben, daß hier, weil ein Lächeln über dem Ganzen liegt, nicht auch viel geschafft wird. In manchen Fächern ist die Bibliothèque Nationale reicher als die des Britischen Museums, und wie nach jener viele wallfahrten, weil sie die modernste ist und die reichste, so ziehen nach Paris alle jene, die seltene Werke früherer Epochen, Kultur, Kunst und Literatur der französischen Königszeit, der keltischen, normannischen und bretonischen Zonen kennen lernen wollen. Eigene Tische stehen dafür da, auf die behutsam die verborgensten Schätze aus der „Reserve" gelegt werden, sonderliche Erzeugnisse verirrter Phantasien, die nicht jeder in die Hand bekommen darf, abenteuerliche Zeichnungen, — wer weiß, was alles. Nichts ist so verrückt, daß es nicht einer ernsthaft schon im Druck behauptet hätte, und nichts ist so gewöhnlich, daß es nicht schon einen gegeben hätte, der es in schwere und absonderliche Worte gekleidet hätte. Einer ist vor hundert Jahren von Paris nach Fontainebleau gereist und hat ein Buch darüber geschrieben. Ein anderer hat sein Leben lang in einem polnischen Dorf Schnaps gebrannt und seine Seele in zärtliche Lieder ergossen, und nun kommen wir, spöttisch oder gerührt, leichtsinnig oder betrübt, blättern unter Zetteln, bis irgend eines dieser bedruckten Kärtchen die Neugierde, die Wißbegierde, die Laune reizt; dann suchen die alten, würdigen Diener unter den Millionen von Büchern das eine, und mit einemmal spricht ein Mensch zu uns, der nie von uns wissen wird, wenn er noch lebt, und der doch für uns gelebt hat. Brüderlich teilt die gleiche Kellerluft ein dummer Schmöker und ein weises Werk, irgend ein Zufall hat sämtliche Schriften eines Dummkopfs hier in die Bibliothek gebracht und sie werden, Jahrhunderte überdauernd, stolz in den Listen stehen, während irgendein Versehen oder der Mangel an Geld es mit sich bringt, daß das Buch eines ganz Großen nicht da ist.

⌘ ⌘ ⌘

Ich habe bei den beiden großen Bibliotheken von Paris und London verweilt, weil sie Erscheinungen sind, den meisten der Leser im besten Falle nur flüchtig bekannt, und weil sie ganz etwas anderes sind als unsere deutschen und österreichischen öffentlichen Büchereien. Ihr Wesensunterschied scheint ein theoretischer, ist aber ein tiefer, das ganze Leben der Bücher und ihrer Freunde bestimmend. Trocken gesagt, heißt es: das Britische Museum und die Bibliothèque Nationale sind Präsenz-Bibliotheken, unsere in Berlin, München oder Wien sind's nicht. Das heißt: die unseren leihen Bücher aus, nach Hause nämlich, die französische und englische aber zwingen zum persönlichen Besuch. Fürs erste scheint es, daß wir es besser haben. Wer wissenschaftlich arbeitet, bekommt die Bücher ins Haus gestellt, er braucht nur einen Zettel in den Kasten zu werfen, und am nächsten Tag bringt ihm die Paketfahrtgesellschaft die Weisheit nach dem eigenen Heim. Wundervoll! Aber es sieht nur so aus. In Wirklichkeit sind die Präsenz-Bibliotheken nicht nur natürlicher, sondern auch bequemer. Denn die selbstverständliche Folge des Nachhause-Leihens ist, daß man unter 20 Büchern, die jemand haben will, neunzehnmal die erhebende Antwort bekommt: verliehen! In Paris oder in London kann man sicher sein, jedes Buch, das da ist, auch zu bekommen, im übelsten Fall muß man ein paar Stunden warten, und keiner entzieht ein Werk länger seiner Wirkung, als es auf ihn selber wirkt. Und noch etwas anderes, etwas, was man mit dürren Worten kaum erklären kann und was manchem vielleicht als Übertreibung, als Einbildung erscheinen mag, stellt sich ein. Ich glaube, daß in den Bibliotheken, die keine Bücher in die Ferne schicken, auf irgendeine geheimnisvolle Art, alle die Bände, die rings im Kreise stehen, Leben und lebendige Kraft ausschicken, auch die, die gerade nicht gelesen werden und auch auf die, die gerade nichts lesen. Nur so kann man's ja erklären, daß in den Bibliotheken viele Menschen sitzen und schreiben, die vielleicht zu Hause selbst alle Werke besitzen oder wenigstens besitzen könnten, die sie brauchen, daß man überall Besucher sieht, die hier ihre Tage verbringen und nur von Zeit zu Zeit einmal ein Buch verlangen oder aufschlagen. Es geht von all den Bänden eine Stimmung aus, zusammengesetzt aus nervöser, geistiger Erregung, aus dem Wissen vergangener Jahrhunderte, den philosophischen Erwägungen der buntesten Art, den Schicksalen der Dichter, dem Staunen der Grübler, den nie erreichten Zielen der Forscher.

Von solcher Art ist auch die Bedeutung jener kleinen ausgewählten Handbibliotheken, die seit Jahren das äußere Milieu der großen öffentlichen Lesesäle bestimmen. Je vielseitiger diese Handbibliotheken sind und je weniger sie sich darauf beschränken, nur Nachschlagewerke zu enthalten, desto mehr Wert haben sie, und es ist auch hübsch und interessant, aus den verschiedenen Physiognomien dieser Handbibliotheken auf die besondere Art jedes Volkes zu schließen. Man sieht dann, wie national begrenzt oder wie international weitläufig der Bildungsuntergrund ist, auf dem die Wissenschaft der einzelnen Nationen baut. Man sieht auch, ob die Menschen mehr auf Soziales, auf Politisches und Ökonomisches gestellt sind — das ist der Londoner Eindruck —, oder auf eine künstlerisch gehöhte

Art, sich an wechselnden Kulturen zu freuen — was der Pariser Eindruck ist —, oder ob das methodische Lernen die Hauptsache ist, was wir in Berlin, in Deutschland überhaupt zu sehen meinen.

Daß die Besucher der Berliner Bibliothek überhaupt mehr den Eindruck von Studenten, die der Pariser von Künstlern, die der Londoner von methodischen Gelehrten-Organisatoren machen, ist sicher, wenn auch solche Erscheinungen natürlich an der Oberfläche der Erscheinungen bleiben. Obwohl auch bei uns die Universitätsbibliotheken einen Teil der Studierenden aufnehmen, das Gesicht unserer öffentlichen Büchersäle ist doch durch die Zahl der noch nicht ernsthaft wissenschaftlich Arbeitenden beeinflußt, und es muß wohl damit zusammenhängen, daß unsere Bibliothekseinrichtungen noch nicht so frei sind, wie die in Frankreich oder England. Es wird zwar besser, aber es ist immerhin noch eine von allerlei Pedanterie umgebene und manchmal sogar zünftig hochmütige Sache, die Kataloge der deutschen Bibliotheken zu benützen; darum bekommt man auch weder in dem strengen Berliner Hause, noch in dem ein gut Teil freundlicheren Münchener oder in den neuen Räumen der alten und ehrwürdigen Wiener Hofbibliothek jenen Eindruck von moderner, wacher und frischer Tätigkeit, der der Londoner und der Pariser Bibliothek eine gewisse Heiterkeit gibt. Der Rhythmus der Arbeit ist ein anderer, er ist in London am stärksten, in Paris am bewegtesten; in unseren Ländern schlägt das Blut regelmäßig, aber noch langsam, manchmal zögernd in den Adern. Die Menschen zu beschreiben, die wir in den Berliner oder Wiener Sälen sehen, tut nicht not. Wir kennen sie alle: den jungen Menschen, der mit heißem Bemühen die Welt in ihren Reflexen zu umfangen strebt, den Alten, der weiß, daß man nie an ein Ziel gelangt, die Frauen, die sich in den letzten Jahrzehnten immer mehr ihren Platz erworben haben und bald die reservierten Tische, die ihnen eine behutsame Zeit gegeben hat, verschmähen werden, wenn sie's nicht schon heute tun; den einen, der mathematische Formeln liest, als wären es spannende Romane, den andern, der nur blättert — viele Typen sind da und auch viele Sonderlinge.

Wenigstens ein letztes Wort in diesen Andeutungen soll einer besonderen Gattung öffentlicher Bibliotheken gehören, die ein Erfolg unseres sozialen Gefühls sind: jenen Büchereien nämlich, die nicht so sehr der wissenschaftlichen Forschertätigkeit, als der allgemeinen nationalen Bildung dienen, den Volksbibliotheken, den Arbeiterbibliotheken, den Settlementinstituten und jenen Stiftungen, die einzelne Männer für alle — ohne jeden Unterschied — gemacht haben, um dem großen Publikum aller Stände zu allen Stunden, besonders des Abends, jene Möglichkeit zu geben, die ihrem geistigem Niveau, ihren Wünschen auf leichte und genußreiche Geistesbereicherung entspricht. Während es im Wesen der National- und Hofbibliotheken liegen muß, prinzipiell der Arbeit zu dienen, wollen die andern vor allem dem Genusse des Lesens Raum geben. Der eine mag hier seiner Phantasie durch die Lektüre von Reisebüchern Stoff schaffen, der andere sein eintöniges Leben durch die Aufnahme von romantischen Dichtungen bewegen; jener sich bessere Erwerbsmöglichkeiten schaffen und dieser die Steine zu Luftschlössern holen, — unbeschränkt sind die Grenzen der Gebiete, die einzelne dieser Privatbibliotheken zum Allgemeingebrauch sich gestellt haben. Ich nenne von diesen Bibliotheken z. B. das Abbéesche Institut in Jena, dessen Spezialität es ist, die Tagesliteratur im weitesten Maße zur Verfügung zu stellen, die Leute nicht mit alten und verbrauchten Dingen zu ermüden, sondern ihnen den Zusammenhang ihres Berufslebens mit der Zeit zu geben. Oder die schöne und ruhigere Sammlung der Rothschildschen Stiftung in Frankfurt a. M. Vor allem aber denke ich an die zentralisierende Tätigkeit der Volksbildungsvereine, der man allerdings noch eine weitere Verbreitung in allen mittleren und kleineren Städten wünschen wird.

⁂ ⁂ ⁂

Wie ich nun dasitze und die Erinnerung mit den Bildern aus den vielen Bibliotheken, in denen ich schon gesessen und gearbeitet habe, spielen lasse, tauchen die Gestalten von allerlei Menschen auf: die Figuren gebückter Männer, unter dem Arm Stöße von Folianten, die schlanken Körper junger Frauen, die sich inmitten all der ernsthaften Gelehrsamkeit doch den Charme ihrer Weiblichkeit erhalten haben; kleine Liebesgeschichten breiten ihren Duft zwischen Bibliotheksbesuchern aus, aber auch die Verirrungen der Existenz tauchen auf: da ist jener so sympathische, so kluge und auch wissenschaftlich ernstzunehmende Herr, den wir in mancher Bibliothek getroffen hatten und für ein Muster von anspruchslosem geistigem Arbeiter hielten, bis er eines Tages als Bücherdieb entlarvt wurde. An diesem traurigen Fall, und er ist nicht vereinzelt, sieht man, zu welcher Leidenschaft ohne Maß und Grenze die Liebe zu Büchern gesteigert und verzerrt werden kann. Der Mann stahl wertvolle Seltenheiten, nicht etwa um sie zu verkaufen oder sonst materiellen Gewinn aus ihnen zu ziehen: er war ihnen verfallen, dem Mysterium des Buches erlegen, Krankheit oder moral insanity, man nenne es wie man will. Im Guten wie im Bösen zeigt sich die Macht der Bücher über die Menschen, die unter ihnen, mit ihnen, schließlich in ihnen leben. Die Liebe zu den Büchern ist die feinste Blüte des Egoismus und zugleich die Möglichkeit für weiteste Wirkung auf unbegrenzte Gebiete und Zeiten, die unpersönlichste Form der Unsterblichkeit.

Der Brief.

Auch heute wieder nicht geschrieben!
Brief und Karte sind ausgeblieben.
Sechsmal stolpert' ich hin und her —
  Der Kasten war leer.
Den Postboten, den Trauergesellen,
Versucht' ich vorhin auf der Straße zu stellen.
Er sparte mir schon von weitem die Müh':
  „— Nix für Sie!"
Ich knirsche schon ordentlich mit den Zähnen.
Dies verfl... Warten und Sehnen!
Wie das im Herzen brennt und sticht,
  Dies „— Wieder nicht!"
Da sitze ich nun, ich großer Bengel,
Und kaue an meinem Federstengel,
  Es ist zum Lachen!
Und dabei soll man noch Verse machen!
Aber es soll mich nicht länger kränken!
Ich will an die Geschichte nicht mehr denken,
  Das fehlte noch;
Sie ist mir soviel als ein Mauseloch,
  Als ein Pappenstiel;
Das Ganze läßt mich so furchtbar kühl!
Man muß nur den festen Willen haben.
Ich will mich in meine Arbeit vergraben,
Das wird mir am besten die Zeit verkürzen,
Oder mich ins Vergnügen stürzen
Und mir die Stunden mit Wonnen würzen!
  Fein! Famos!
Die Stiefel an — und dann geht's los!
Zuerst ein Bummelchen durch die Stadt —
— Warum sie wohl nicht geschrieben hat?
Dann so ein bißchen ins Wäldchen wandern —
— Hat sie vielleicht schon einen andern?
Dann nobel per Auto zum Pferderennen —
— Sie hätte doch wirklich heut schreiben können!
Und abends sitzt man behaglich beim Wein —
Es ist zu gemein! Es ist so dumm!
  Warum? warum??
Nein! nur nicht dran denken, es hilft ja nichts mehr,
Der Kasten war doch nun einmal leer.
Ja, aber er hätte doch voll sein können!!
Und dann wieder dies Bohren und Brennen!
Wo war ich doch? Ach ja — beim Wein;
Der Kellner kommt mit dem Kübel herein —
— Es wäre doch ebensogut möglich gewesen!
Dann hätte man jetzt sein Briefchen zu lesen,
Holte sich Pfeife und Stiefelknecht,
Rückte den molligsten Sessel zurecht,
Die Lampe an, die Läden zu —
„— Mein herzgeliebtester Liebling du!"
Ob ich nicht doch noch mal nachsehn soll?
Zum Teufel! Jetzt wird's mir aber zu toll!
Dies ewige „Wenn" und „Aber" und „Hätt'."
Aus die Stiefel! Und marsch ins Bett!
Augen und Ohren fest zugemacht!
Nichts sehen, nichts hören, und nichts gedacht!
Ein Mann — ein Wort! Bei meiner Ehre!
— — — — — — — — — — — — —
Wenn nun aber doch was drin gewesen wäre!

Adolf Holst.

Kostbare Uhren aus alter Zeit.

Mit Originalzeichnungen von Hans Berger.

Es war im Britisch Museum in London. Ich stand weltentrückt in dem kleinen Saale, in dem die unschätzbaren Altertümer aufgestellt sind, die Lord Rothschild diesem Museum vor einem Jahrzehnt geschenkt hat, und wurde immer wieder aufs neue gepackt von den herrlichen Goldschmiedearbeiten der Renaissancezeit, die einen so wesentlichen Teil dieser fürstlichen Schenkung ausmachen. Während ich meine Blicke traumverloren über die emaille- und edelsteingeschmückten Kleinodien gleiten ließ, wurde ich Zeuge einer Unterhaltung, die zwischen zwei Besuchern geführt wurde. Sie bewunderten eine große Taschenuhr aus dem XVII. Jahrhundert, die dieser Schenkung angehört. Ihr Gehäuse ist aus einem einzigen großen Smaragd herausgearbeitet und entzückend ornamentiert. Das goldene, vielfarbig emaillierte Zifferblatt und der mit großen Cabochonrubinen besetzte Deckel, der es abschließt, sind Meisterwerke der alten Goldschmiedekunst.

„Weißt du," sagte der eine Besucher zu seinem jüngeren Begleiter, „was Rothschild für dieses eine Stück bezahlt hat? — Achttausend Pfund Sterling!" Darob großes Erstaunen bei seinem jüngeren Freunde.

„Achttausend Pfund!" rief dieser aus, „das ist ja ein enormer Preis; kann man denn heute nicht gerade so schöne Uhren herstellen oder gar noch schönere, und viel billiger? Heute, wo wir in allem soweit voran sind?"

„Du irrst," versetzte der ältere Mentor, „wir sind gar nicht in allem soweit voran! Du bist in derselben großen Täuschung befangen, wie so viele andere. Weil wir in der Benutzung der Naturkräfte so große Fortschritte gemacht haben, weil wir mit dem Blitz sprechen, mit dem Dampf unsere Maschinen treiben, mit dem Motor die Luft beherrschen, schaust du mitleidig auf die Alten herab und meinst, wir seien ihnen bergehoch überlegen! Irrtum, mein Lieber, ein großer Irrtum!"

Die weitere Unterhaltung konnte ich nicht mehr verfolgen, da die beiden weitergingen; aber das wenige, das ich gehört hatte, gab mir zu denken. Zunächst erschien mir die Behauptung des Zweiflers ganz ungereimt: wir, denen nichts unmöglich ist, sollten nicht weiter als die Alten sein? Wir, die wir mit einem gewissen Mitleid auf die Kultur der Vorzeit herabsehen, sollten sie nicht weit überholt haben? Aber gaben ihm die Tatsachen nicht recht? Da habe ich ja gerade in der Bibliothek des Britisch Museum einen Teil der Odyssee und Ilias in ihrem jahrtausendealten Urtext gesehen — haben wir in der Literatur den unsterblichen Verfasser dieses Heldengedichtes geschlagen? Da liegen in den

Abb. 1. Achteckige silbergravierte Ei-Uhr des XVI. Jahrhunderts. Vorder- und Rückseite.

Antikensälen die Überreste der altgriechischen Tempel — haben unsere heutigen Architekten deren Erbauer überflügelt? Dort stehen die herrlichen Statuen aus Griechenlands Blütezeit — dürfen unsere Bildhauer hoffen, sie jemals übertreffen zu können? Und die alten Meisterwerke unserer Gemäldegalerien — sind sie von der Moderne erreicht oder gar überholt? Und

Abb. 2. Fein gravierte silberne Ei-Uhr des XVI. Jahrhunderts. Vorder- und Rückseite.

selbst die kunstgewerblichen Arbeiten des XVI. und XVII. Jahrhunderts, wie wir sie in unseren großen Museen und Sammlungen vertreten finden — gelten sie uns nicht heute noch als Kanon? Bei reiflichem Nachdenken mußte ich dem alten Enthusiasten tatsächlich recht geben. Aber nicht allein auf dem Gebiete der Kunst, auch auf dem Gebiete des philosophischen Denkens haben wir uns, ge-

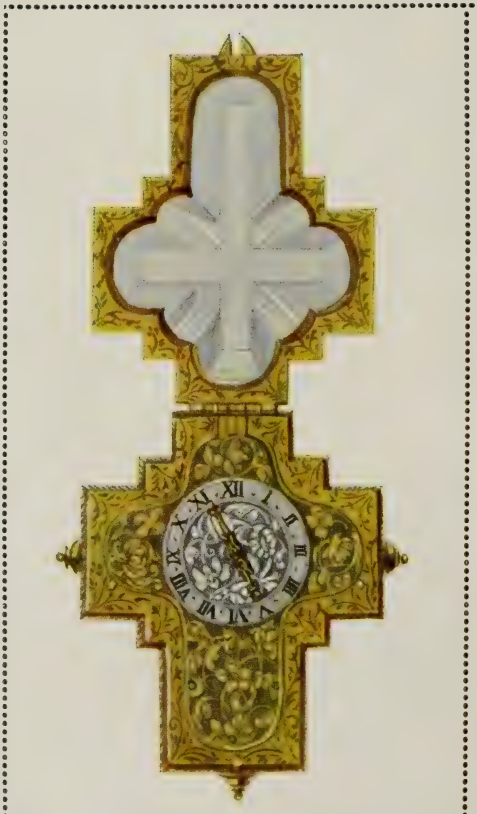


Abb. 3. Kreuzuhr mit Bergkristallgehäuse. Um 1600.

Abb. 4. Silberne reich gravierte Kreuzuhr. XVI. Jahrhundert.

nau genommen, nicht über die alten Denker erhoben: Unsere Materialisten sind nicht wesentlich über die Atomtheorie Demokrits, und die Idealisten nicht wesentlich über die Anschauungen Platos hinausgekommen. Mit anderen Worten: Die großen Künstler und Pfadfinder des Altertums haben einen Vergleich mit den führenden Männern unserer Zeit in keiner Weise zu scheuen; sie scheinen ihnen in vielem sogar überlegen zu sein.

An die obige Episode mußte ich denken, als ich kürzlich Gelegenheit hatte, eine kleine, aber gewählte Sammlung alter Uhren zu sehen, die sich im Besitze des Berliner Liebhabers Carl Marfels befindet. Dieser Sammler übt eine weise Beschränkung, er pflegt nur ein einziges Gebiet, und zwar dasjenige der alten Uhren. Nachdem er eine hervorragende Kollektion von Taschenuhren, an deren Zusammenstellung er ein Menschenalter gearbeitet, vor einigen Jahren an den König aller Sammler, John Pierpont Morgan, verkauft hatte, fühlte er eine große Leere in seinem Leben. Wie fast jedem, der einmal den Genuß des Sammelns gekostet hat, war auch ihm diese Tätigkeit Lebensbedürfnis geworden; er fing von neuem an, und heute hat er wieder eine Anzahl von Meisterwerken zusammengebracht, die das Herz des Kenners entzücken. Auch sie zeigen, daß das alte Kunstgewerbe in vielen seiner Leistungen höher stand als das heutige, und sie machen es erklärlich, daß für manche alte Kunstwerke so enorme Preise bezahlt werden.

Dank dem Entgegenkommen des Besitzers bin ich in der Lage, seine Schätze im Bilde wiederzugeben. Es sei mir gestattet, einige orientierende Daten über die Entwicklung der Zeitmeßkunst vorauszuschicken.

Abb. 5. Goldemaillierte Ei-Uhr mit Smaragden besetzt, maurische Arbeit. Um 1600. Außen- und Innenansicht.

In den allerfrühesten Zeiten war es die Sonne, die dem Menschen ein Mittel an die Hand gab, die Zeit einigermaßen zu bestimmen. Man bemerkte bald, daß der Schatten eines aufrecht stehenden Stabes morgens sehr lang war, daß er sich dann bis zu einem gewissen Punkte verkürzte und dann wieder anwuchs, bis die Sonne unterging. Bald hatte man herausgefunden, daß der Zeitpunkt, an dem der Schatten am kürzesten war, genau in der Mitte zwischen Sonnenaufgang und -untergang lag; er wurde daher Mittag genannt. Die Zwischenzeiten bestimmte man später auf die Weise, daß man die Schatten an seinem Fuße abmaß; man lud dann wohl einen Freund um fünf Fuß zum Diner ein, d. h. für eine Zeit, wo der Schatten des mittelgroßen Menschen fünf Fuß groß war.

Später errichtete man Sonnenuhren, die die Zeit nach der Richtung des Schattens, der ja mit der Wanderung der Sonne gleichfalls fortschreitet, sehr genau anzeigten. Da diese Uhren aber nur bei Tag und nur bei klarem Himmel benutzt werden konnten, mußte man auf einen Ersatz sinnen, und so erfand man um

Abb. 6. Vorder- und Rückseite einer Goldemaille-Uhr mit Paris und Helena. Um 1670.

das Jahr 150 v. Chr. die Wasseruhr. Diese hatte aber, wie die auf ähnlichem Prinzip beruhende Sanduhr, den Nachteil, daß man sie häufig umkehren mußte und daß sie ungenau war; es bedeutete daher einen großen Schritt voran, als der französische Mönch Gerbert, der nachmalige Papst Sylvester II., um das Jahr 1000 die durch Gewichte betriebene mechanische Räderuhr erfand. So bedeutend der Fortschritt war, der sich in der Erfindung der Räderuhr ausdrückte: man blieb nicht dabei stehen. Die langwierigen Reisen jener Zeit erforderten eine Uhr, die man

Abb. 7. Innenansicht der Goldemaille-Uhr mit Paris und Helena.

bei sich tragen konnte, und so wurde eines Tages die Taschenuhr geboren. — Sie unterscheidet sich von den früheren Räderuhren im Prinzip dadurch, daß sie nicht durch ein Gewicht, sondern durch Federkraft getrieben wird. Eine spiralförmig gewundene Feder gibt die Triebkraft ab. Um die Erfindung der Taschenuhr stritten sich lange Zeit verschiedene Länder. Heute ist man sich einig, daß sie eine deutsche Erfindung ist. Sie wird nämlich zum ersten Male in dem Anhang eines zu Nürnberg im Jahre 1511 erschienenen Werkes, der Cosmographia Pomponii Melae,

Abb. 8. Seltene Goldemaille-Uhr (Vorder- und Rückseite) Louis XIII. Um 1650.

erwähnt. Die betreffende Stelle lautet: „Inveniuntur in dies subtiliora; etenim Petrus Hele, juvenis ad huc ad modum, opera efficit, quae vel doctissimi admirantur mathematici, nam ex ferro parvo fabricat horologia plurimis digesta rotulis, quae quocunque vertantur, absque ullo pondere et monstrant XL horas, etiamsi in sinu marsupiove contineantur.“ Auf Deutsch: „Es werden tagtäglich merkwürdigere Dinge erfunden. So führt Peter Hele, ein noch junger Mann, Werke aus, die die Bewunderung der Mathematiker erregen. Er macht nämlich aus Eisen Uhren mit vielen Rädern, die, wie man sie auch tragen mag, im Brustlatz oder in der Börse, 40 Stunden schlagen und zeigen.“

Aus dieser Notiz geht unzweifelhaft hervor (und weitere Nachforschungen haben es bestätigt), daß ein Nürnberger Schlosser, Peter Henlein (in dem obigen Werke korrumpiert in „Hele“), die Taschenuhr erfunden hat, und zwar um das Jahr 1511.

Die ersten Taschenuhren waren noch sehr primitiv; sie waren ganz aus Eisen gefertigt und verrieten ihren Ursprung als Schlosserarbeit in jedem ihrer Teile: die Platten, Räder und Triebe sind noch sehr roh. Auch die Uhrgehäuse, die durchweg aus Bronze hergestellt sind, zeigen noch keine besondere künstlerische Behandlung.

Abb. 9. Innenansicht der Emaille-Uhr Louis XIII. Um 1650.

Abb. 10. Goldemaillierte Uhr Louis XIII. Um 1650. Vorder- und Rückseite.

wenige Mark viel genauer als die feinste Uhr aus jener frühen Zeit. Weisen die Uhren jener Periode doch noch nicht einmal den Minutenzeiger auf! Sie geben also nur die Stunde an, während man die Zwischenzeit schätzungsweise ablesen mußte.

Ein ganz ähnliches Uhrchen erblicken wir in Abbildung 2. — In Abbildung 3 und 4 finden wir zwei Uhren in Kreuzform, wie sie in früheren Jahrhunderten von hohen geistlichen Würdenträgern mit Vorliebe an einer Kette um den Hals getragen wurden. Die eine hat ein Gehäuse aus Bergkristall, die andere ein solches aus Silber mit entzückend gravierten Darstellungen aus der Heiligen Schrift, Geburt Christi usw. Bei beiden Uhren zeigen die Zifferblätter reichen Blumen- und Figurenschmuck.

Handelt es sich bei diesen Stücken um europäische Arbeiten, so sehen wir in Abbildung 5 eine interessante arabische Arbeit, eine Ei-Uhr des XVII. Jahrhunderts. Das Gehäuse ist in Gold gearbeitet und mit Blättern und Blüten reich emailliert. In der Mitte befindet sich eine Dekoration in Smaragden.

Das goldemaillierte Zifferblatt ist gleichfalls schön dekoriert, und auch das Uhrwerk zeigt hervorragende Gravierungen, in deren Mitte sich eine arabische Inschrift befindet.

Bald nachdem im Jahre 1632 von Jean Toutin in Lyon die sogenannte Maleremaille erfunden worden war, sehen wir auch die Goldschmiedekunst sich ihrer

Doch ändert sich dies sehr bald. Schon um die Mitte des XVI. Jahrhunderts treffen wir Taschenuhren an, die wahre Meisterwerke der Goldschmiedekunst genannt werden müssen. Jede Technik, die die Kunst ersinnen konnte, finden wir an diesen Uhren angewandt: Emaille-Arbeit, Edelsteinbesatz, Ziselierung, Gravierung, Steinschneidekunst, Treibarbeit und wie die vielen Techniken alle heißen mögen. Unsere Abbildung 1 zeigt uns eine gravierte, silberne Ei-Uhr aus dem XVI. Jahrhundert. Die Vorderseite weist eine Darstellung der Venus und des Mars auf, wie sie in süßem Tête-à-tête von Hephaistos überrascht und in seinem künstlichen Geflechte festgehalten werden, während die Rückseite eine Darstellung des Perseus und der Andromeda trägt. Die Ausführung der Gravierung verrät in Zeichnung und Technik den sicheren Kleinmeister der Renaissance. Das Uhrwerk selbst ist bereits aus vergoldetem Messing ausgeführt und zeigt eine große Vollendung. Allerdings darf man bei der Leistung jener frühen Uhren nicht an unsere heutigen Zeitmesser denken. Heute geht die allerbilligste Uhr für

Abb. 11. Seltene Goldemaille-Uhr mit Reiterschlacht. Um 1650.

Abb. 12. Goldemailliertes Halsührchen. Um 1680.

bedienen. Unsere Abbildungen 6 und 7 zeigen uns ein hervorragendes Erzeugnis dieser neuen Kunst und zwar aus der Mitte des XVII. Jahrhunderts. Die in leuchtenden Farben gehaltenen Malereien stellen Szenen aus der Geschichte des Paris und der Helena dar, wie überhaupt die Stoffe aus der Mythologie in den Darstellungen der alten Künstler einen großen Raum einnehmen. In der Mitte des XVII. Jahrhunderts stand die Emaillemalerei in der Art des Toutin (nicht zu verwechseln mit der älteren Technik der Limoges-Emaille!) am höchsten. Niemals wieder hat man sie später erreicht! Schon im XVIII. Jahrhundert leistete sie nicht mehr entfernt so Großes, und in der Zeit des französischen ersten Kaiserreichs, um das Jahr 1800, geriet sie völlig in Verfall. Die Emaille-Arbeiten aus jener Zeit erinnern in ihrer Flachheit und Manieriertheit bedenklich an gewöhnliche Pfeifenkopfmalereien.

Aus der besten Zeit stammt auch die Louis XIII.-Uhr in der Abbildung 8 und 9 wiedergeben. Die Malereien geben Szenen aus dem Leben Jesu wieder und stellen mit das Beste vor, das auf dem Gebiete der Emaille-technik geleistet worden ist. Die kostbaren Uhren aus jener Zeit sind gewöhnlich französischer Herkunft; Deutschland war damals auf dem Gebiete des Kunstgewerbes nahezu ausgeschaltet, denn es litt unter dem schlimmen Dreißigjährigen Kriege und seinen Folgen. Wie die Abbildungen erkennen lassen, zeigen auch diese Uhren nur die Stunden an; der Minutenzeiger, der wohl vereinzelt an astronomischen Uhren schon um das Jahr 1600 vorkam, fand allgemeineren Eingang erst nach dem Jahre 1700.

Aus der Blütezeit der Emaillemalerei datieren auch die beiden Uhren, die wir in Abb. 10 und 11 wiedergeben. Die fein modellierten ausdrucksvollen Köpfe und die Bewegung in den Reitern und Pferden sind von einer staunenswerten Feinheit.

Alle diese beredten Zeugen aus einer großen Kunstepoche haben heute ihre Funktion eingestellt: sie „gehen" nicht mehr. Der Laie staunt häufig darüber, daß man Uhren, die nicht mehr Dienst tun, so hoch bezahlt. Er würde sich noch mehr wundern, wenn er hörte, daß, genau genommen, eine Uhr aus dem XVI. Jahrhundert, die noch geht, weniger wert ist, als eine solche, die ihren Dienst eingestellt hat. Der Grund ist aber leicht einzusehen. Es werden ja nur jene alten Uhren so hoch bezahlt, die durch die Ausschmückung ihrer Gehäuse

Abb. 13. Goldemaille-Uhr von Huaut frères Um 1690. Vorder- und Rückseite.

und Zifferblätter künstlerisch hervorragend sind. Das Uhrwerk selbst spielt keine große Rolle dabei. Dennoch ist eine alte Uhr um so wertvoller, je weniger an dem Werke ersetzt ist. Nun ist es aber klar, daß eine Uhr, die viele Jahrhunderte alt ist, nur dann noch gangfähig sein kann, wenn viele ihrer ursprünglichen Teile, die sich im Laufe der Zeit naturgemäß abgenutzt haben, durch neue ersetzt worden sind. Eine solche Uhr kann aber niemals so wertvoll sein wie eine andere, die zwar nicht mehr geht, in ihrem Werke aber noch ganz ursprünglich ist.

Einen Übergang von der Louis XIII.-Zeit in diejenige Ludwigs XIV. stellt das zierliche, goldemaillierte Halsührchen Abb. 12 vor. Seine Farben sind so frisch und leuchtend, als ob es soeben erst den Schmelzofen des Emailleurs verlassen hätte.

Haben wir es in den vorstehend erwähnten Stücken mit französischen Erzeugnissen zu tun, so geben uns die Uhren Abb. 13, 15 und 16 einen Einblick in die Malweise der Hofmaler des Großen Kurfürsten, der Brüder Huaut. Diese stammten aus Genf, siedelten aber nach Berlin über, wo sie um das Jahr 1700 in künstlerischer Beziehung eine große Rolle gespielt haben. Sie haben ziemlich viel Arbeiten hinterlassen. Wenn diese übrigens auch noch auf einer ganz achtungswerten Höhe stehen und verhältnismäßig teuer bezahlt werden, so reichen sie doch nicht an die Arbeiten der früheren Meister heran. Ihre Farben sind viel härter, und die Gesichter zeigen nicht mehr die feine Abtönung und Modellierung der Louis XIII.-Zeit. Die sämtlichen Uhren dieser Maler sind gezeichnet mit: Les frères Huaut, oder Les deux frères Huaut, oder Huaut frères, peintres de son A. E. (Altesse Electorale.)

Zum Schlusse wollen wir uns zu einer goldemaillierten Tischuhr wenden, die den Clou der Sammlung Marfels bildet und überhaupt das Kostbarste darstellt, das uns auf dem Gebiete der Standuhren erhalten ist. Goldene Tischuhren kommen an und für sich schon überaus selten vor; der Grund liegt darin, daß eine goldene Standuhr einen bedeutenden Materialwert hat und daß sie zu würdiger Ausschmückung überdies einen großen Aufwand an künstlerischer Arbeit erfordert; ein solches Stück ist also sehr kostspielig. Noch viel seltener sind aber goldene Standuhren aus der Renaissancezeit; es ist mir außer der hier erwähnten nur noch ein Exemplar bekannt, das sich in dem an kunstgewerblichen Arbeiten so reichen Hofmuseum in Wien befindet.

Wie aus der Abb. 14 zu ersehen ist, handelt es sich in unserem Falle um eine sogenannte Monstranzuhr. Das entzückende Gehäuse ist aus Blutjaspis gefertigt, mit reicher, emaillierter Goldmontierung. Das ovale Uhrwerk wird von einem goldemaillierten Amor gekrönt, der dem Brauch jener Zeit entsprechend mit farbigen Edelsteinen geschmückt ist. Das Uhrwerk selbst ist ein Meisterwerk der Renaissancezeit. Das aufs feinste gravierte Zifferblatt zeigt die Stunde, den Wochentag und das Datum, das Mondalter, die Monate und die Mondphasen an.

Was nun das Ursprungsland des interessanten Stückes anbelangt, so sind die Meinungen geteilt; die einen sind geneigt, es als eine deutsche oder italienische Arbeit anzusehen, andere dagegen, wie unsere deutschen Autoritäten, die Herren Geheimrat Dr. Wilh. Bode und Professor Otto von Falcke, sind der Ansicht, daß es sich um eine französische Arbeit der Renaissance handelt.

Und nun noch ein Wort über den Wert von Altertümern. Die meisten Menschen sind der Meinung, ein Gegenstand müsse um so wertvoller sein, je älter er ist. Dies ist ein großer Irrtum. Es gibt eine Unmenge von Altertümern, z. B. Statuen aus dem XVIII. Jahrhundert, die viel kostbarer sind als solche aus der römischen Kaiserzeit, wie es anderseits Gemälde aus der Rokokozeit gibt, die unendlich wertvoller sind als solche aus dem XIV. Jahrhundert. Entscheidend für den Preis ist hier natürlich wie überall Angebot und Nachfrage; diese aber sind gewöhnlich abhängig von der Schönheit und Seltenheit eines Gegenstandes. Bei den alten Kunstwerken, die heute zu so hohen Preisen verkauft werden, handelt es sich nicht um den ersten besten Gegenstand, sondern um Meisterwerke von höchster Vollendung und größter Seltenheit. Der Laie, der das Schaufenster irgendeines unbe-

Abb. 14. Renaissance-Standührchen in Blutjaspis mit Goldemaille-Montierung.

deutenden Antiquitätengeschäftes betrachtet und die darin ausgestellten mehr als mittelmäßigen Arbeiten studiert, kommt leicht zu der Anschauung, die Sammler seien kuriose Menschen, sonst kauften sie solche Sachen nicht. Ja, der richtige, rationelle Sammler kauft diesen Kram auch nicht! Diejenigen, die solches alte Gerümpel kaufen, sind keine ernst zu nehmenden Sammler, sondern Altertumsnarren und Antiquitätenfexe. Sie suchen ihre Glückseligkeit in der Quantität statt in der Qualität, und so kommt es denn, daß man bei einem derartigen „Sammler" oft alle Zimmer mit Altertümern vollgepfropft findet, ohne daß uns auch nur ein einziges Stück zu erheben oder zu begeistern vermöchte. Wie anders bei dem vernünftigen, ernsten Sammler! Da ist kein Stück, das uns nicht etwas zu sagen hätte und das den Kunstfreund nicht zu erfreuen vermöchte! Wer einmal Sammlungen wie diejenigen der Rothschilds, des Duc d'Aumale, von Pierpont Morgan, Richard Wallace, Konsul Gutmann, James Simon, besucht und die herrlichen Werke unserer Vorfahren bewundert hat, der versteht, warum oft ungeheure Summen für ein seltenes Stück

Abb. 15. Goldemaille-Uhr, gezeichnet Huaut frères. Um 1700.

bezahlt werden. Und von diesen Kennern gilt das Wort Goethes: „Der Sammler ist ein glücklicher Mensch!"

Wenn wir zum Schlusse die Frage aufwerfen, warum man die alten Arbeiten über die heutigen stellt, ob beispielsweise heute nicht ebenso schöne Uhren geschaffen würden wie im XVI. und XVII. Jahrhundert, so müssen wir darauf antworten: So groß einerseits die Fortschritte sind, die die Uhrmacherei in bezug auf die erzielte Genauigkeit ihrer Erzeugnisse aufzuweisen hat, so stark zurückgegangen ist die künstlerische Ausschmückung der Uhrgehäuse und Zifferblätter. Es mag dies damit zusammenhängen, daß man die Uhr heutzutage als ein nüchternes wissenschaftliches Instrument ansieht, während frühere Jahrhunderte die Taschenuhr auch als ein Schmuckstück betrachteten. Erst in der neuesten Zeit fängt man wieder an, auch künstlerisch ausgestattete Taschenuhren herzustellen. Hoffen wir, daß sich der Sinn dafür noch weiter entwickelt, so daß auch unsere Nachkommen sich einmal begeistern können, wenn ihnen eine Uhr aus unserer Zeit zu Gesicht kommt. M.

Abb. 16. Goldemaille-Uhr Louis XIV. Um 1700. Vorder- und Rückseite.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Auf Eiselens Turnplatz.

Erinnerungen von Geheimrat Prof. Dr. Ernst Immanuel Bekker.

Glückselige Stunden habe ich dort verlebt, heiter und harmlos, mit kindlichem Egoismus bedacht, nur den Augenblick auszugenießen. Der Gedanke, daß die Turnerei noch anderen Zwecken dienen könne, als mich und Genossen fein artig zu ergötzen, der dämmerte frühestens auf nach 1840, da ein neuer Wind aufgegangen war, und Militär und alle höheren Schulen zur öffentlichen Pflege der bisher im stillen Winkel gehaltenen Kunst sich herandrängten. Auch von Dankbarkeit gegen den, der mir die frohen Stunden verschafft, habe ich lange Zeit wenig verspürt; Eiselen hatte durchaus keine die Herzen der Jugend rasch gewinnende Erscheinung. Mit den Jahren aber ist sein Bild in mir immer heller und freundlicher geworden, und je mehr ich von den Zeiten erfahren, in die sein Wirken fällt, desto höhere Achtung glaube ich dem ebenso energischen wie taktvollen Manne zu schulden.

Wohl mögen vor Jahn schon Andere Turnplätze gegründet haben, immerhin wird zuzugeben sein, daß während der Zeit, da der Sturm losbrechen wollte und endlich losbrach, kein Anderer soviel wie Jahn der Turnerei und durch diese der großen Erhebung gedient hat. Sein Benehmen nachher ist von manchen aus dem Schleiermacher-Reimerschen Kreise, dem auch mein Vater angehörte, minder günstig beurteilt worden: der impulsiv Geräuschvolle konnte in den neuen, unfertigen, unklaren und einstweilen auch noch nicht zu klärenden Verhältnissen leicht mehr schaden als nützen. Eiselen besaß mehr Selbstbeherrschung. Mit scharfem Blick hatte er erkannt, daß zurzeit der Turnerei nichts mehr frommen könne, als die allerreinlichste Behandlung, ohne Vermengung mit irgendwelchen anderen, zumal politischen Elementen. Von seltener Bescheidenheit, wollte er nur der Sache dienen und verlangte für sich nichts; nur so mochte ihm gelingen, seinen Turnplatz in der Hauptstadt Berlin gewiß nicht unbeachtet und unbeargwöhnt, aber doch für das Auge der schärfsten Demagogenspürer fleckenlos rein zu erhalten. Der Beweis, daß Gerwerfen auch dem königstreuen Manne zieme, und daß in den Bauchwellen kein Anzeichen republikanischer Gesinnung liege, war unwiderleglich erbracht. Dabei wuchs die Zahl derer, zumal Militärs und höherer Beamten, welche durch die guten Erfolge an ihren Kindern zu Freunden des Turnwesens gemacht wurden, von Jahr zu Jahr. Und nicht weniger als zur Herbeiführung hat der kleine Turnplatz dann auch zur Ausnutzung des Umschwungs beigetragen durch die vielen auf ihm vorgebildeten Lehrer.

Zwei treffliche Gehilfen zur Erfüllung seiner Lebensaufgabe hatte Eiselen in Feddern und Lübeck gefunden. Feddern war das Musterbild der männlichen Kinderfrau, stets wurden alle Kleinsten seiner Obhut anvertraut, und nie hat wohl einer ein böses Wort von ihm zu hören bekommen. An Jahren und an Größe, richtiger „Kleine", Eiselen etwa gleich, vielleicht ein wenig breiter, trug er in dem nicht eben geistvollen, von Blattern durchfurchten Antlitz den Ausdruck unerschöpflicher Langmut und Güte. Daß er Turnübungen ausgeführt, habe ich nicht mehr sehen können, wohl aber, wie er an den Spielen, Barlauf und Ball, gelegentlich teilnahm, ohne sich gerade als Meister zu erweisen. Die ganze junge Gesellschaft hing zärtlich an ihm.

Bald nachdem ich auf den Turnplatz gekommen, wünschte Feddern sich zu verheiraten, er hatte seine Papagena gefunden. Es soll Eiselen nicht leicht gefallen sein, ihn auf ein Fixum von zweihundert Talern und freier Wohnung im Turnhause zu bringen. Einige Jahre später tauchte ein kurioses kleines Menschenkind auf, blauäugig und blondlockig, mit bildhübschem Puttenkopf, der aber doch an beide Eltern erinnerte. Dazu ein Körperchen, an dem alles kurz und rund, doch zugleich prall und fest war wie Eisen. Das Kerlchen trieb sich den lieben langen Tag auf dem Turnplatz herum; die schwierigsten Sachen an Barren und Reck, die mit so knappem Körpermaterial zu bewältigen waren, schienen ihm angeboren. Selbstverständlich, daß Hermann Feddern von den großen Berliner Jungen viel geuzt, bald verzogen und bald gedeckelt wurde. Und wie wunderbar wieder sollte die Kraft des aus der Spree geschöpften Taufwassers sich bewähren: im Handumdrehen war aus dem blöden, artigen Bürschchen ein wehrhafter, mund- und faustgerechter Schlingel geworden, allzeit bereit, jede Kränkung sofort mit Zinsen heimzuzahlen.

Größer als Eiselen und Feddern, doch keineswegs kolossal war der dritte im Bunde, Lübeck, ein Christuskopf auf durchaus normalem Unterbau, der tüchtigste Turnlehrer nicht bloß, sondern überhaupt Lehrer, der mir im Leben begegnet ist. Gleichviel wie zusammengesetzt, ward seine Riege stets die beste auf dem Platze. Leider habe ich nur eine einzige Stunde bei ihm gehabt und kannte ihn, abgesehen von dem, was erzählt wurde, nur aus den Turnfahrten und den Ballspielen in der Hasenheide, die er leitete. 1834 oder 1835 hatte

Eiselen eine Zweiganstalt in der Blumenstraße gegründet und diese erst Lübeck unterstellt, dann ganz ihm abgetreten; doch blieben die Beziehungen stets die gleichen. Fehlte etwas auf der einen Seite, so wurde von der andern nach Möglichkeit geholfen. So kam es, daß, als an einem Winterabend der Lehrer meiner Riege in der Dorotheenstraße angezeigt hatte, daß er ausbleiben müsse, in die Blumenstraße nach Ersatz geschickt war. Wir warteten vergebens, wollten schon nach Hause gehen, da plötzlich stand Lübeck selber unter uns. Erster Akt: er zieht sich gestickte Morgenschuhe an, die zunächst in mir noch keine Begeisterung zu erwecken vermochten. Dann erklang sein: „Nun heran, Jungens!“. und von dem Augenblick an war die ganze Bande elektrisiert, keiner, der nicht sein Bestes gegeben, der nicht erstaunt gewesen über sich selber, soviel mehr zu können als je zuvor. Habe Ähnliches nie wieder erlebt, aber aus dem Beispiel ersehen können, wie ein Mann, in dem das rechte Feuer lebt, die Umgebung mit sich fortzureißen vermag.

Dabei aber lag in seiner Erscheinung nichts vom Fanatiker; nur ruhiges Wohlwollen, erwachsen aus der Zuversicht zum eigenen Können, zur gesicherten Herrschaft, mit einem Zusatz von Humor, vielleicht auch Ironie. Später gab Lübeck Unterricht auch in der Kadettenanstalt, mit dem gleichen Erfolge wie bei uns. Genoß Eiselen mehr Respekt als Zuneigung, Feddern mehr Zuneigung als Respekt, so genügten beide Ausdrücke schon nicht mehr, das Verhältnis der Jüngeren Lübeck gegenüber zu zeichnen: „Hingebung“, „Verehrung“. Aber freilich blieben diese auf ein kleines Gebiet beschränkt, da Lübeck niemals versuchte, politisch, religiös oder sonst wie anders denn als Turn- und Fechtlehrer, auf seine Schüler einzuwirken. Eben darum ist mir zweifelhaft, ob man von „Genie“ bei ihm reden dürfte: durch besondere Begabung, die sich glücklich entwickelt hatte, vermochte er, was weitaus die meisten nicht vermögen, aber das ganze Vermögen war und blieb stets ein eng begrenztes. Der Mythus berichtete von Fahrten, die er mit seinen Intimsten gemacht, Kahnfahrten, bei denen alle voll bekleidet in den Strom gesprungen seien, bisweilen auch das Boot gekentert und dann wieder aufgerichtet haben sollten. Und wenn das geschehen, wäre damit die „Genialität“ bewiesen?

Daß ich noch mit sechs Jahren auf den Turnplatz kommen solle, war längst eine ausgemachte Sache; die Ausführung, Entlassung des Einzigen aus den eignen vier Pfählen in die weite, weite Welt gleichwohl ein großes Familienereignis. Mit Eiselen von Reimers her wohlbekannt, geleitete mich mein Vater zu diesem Herausgeber von Jahns „Turnkunst“, in der ich schon eifrig studiert hatte. Empfangen wurden wir gewiß nicht unfreundlich, doch etwas weniger entgegenkommend, als wohl beide erwarteten. Überhaupt durchlebte ich nun eine Reihe von Enttäuschungen; der Meister, sein Platz, die ganze Turnerei alles durchweg anders, als ich geträumt; alles minder groß und schön, auch weniger lebensgefährlich, fast philiströs gewöhnlich. Eiselen selber hatte ich mir gedacht etwa wie einen jüngeren Bruder des von Jahn so warm beklagten, herrlichen Friesen: auf dem Drehstuhl am Schreibtisch aber hockte ein ältliches, anscheinend etwas verstimmtes Herrchen, mager, mit ungewöhnlich kleinem Kopfe, im Gesicht alles rundlich und krankhaft, offenbar nicht vom frischfröhlichen Trunke gerötet; nur die dunkeln Augen vom inneren Feuer zeugend. Auffällig auch die Tracht, die er kaum zu wechseln pflegte: aschgrauer, über jede Mode erhabener Düffelrock mit eckigem Kragen; auf dem Kopfe, auch in den Stuben, eine steile Straßenmütze, und vor den Augen, häufig, ein grüner Schirm. Dazu die steifen Bewegungen eines augenscheinlich nicht mehr ganz gesunden Körpers. Böse Buben behaupteten, in dem Ganzen liege etwas Nußknackerhaftes. Aber sie sagten es doch nur ganz leise, denn die Angst vor dem Nußknacker war groß. Ein Lift zu Eiselens Privatgebrauch verband die beiden Turnsäle, aus ihm trat Eiselen, stets leise, herein. Meist nur zu kurzem Überblicke, nach dem er, ohne viel gesagt zu haben, auf demselben Wege wieder verschwand. Nur ein einziges Mal schoß er blitzgeschwind auf Hans Flegelig und strafte ihn vor aller Augen empfindlich ab. Wir standen starr, schreckgebannt, keiner wußte warum, aber doch waren wir alle überzeugt, daß Eiselen guten Grund gehabt haben müsse.

Eiselen gehörte das Haus in der Dorotheenstraße, unmittelbar neben den nun längst abgetragenen Artilleriewerkstätten, die mit der Neuen Wilhelmstraße eckten. Das Quergebäude hinter dem Hofe erfüllte der große Saal, bequem ausreichend für vier Riegen von fünfzehn und mehr Turnern; auf dem Freiplatz dahinter konnten sechs Riegen zugleich geübt werden. Im Nebenhause, zwei Treppen hoch, ein kleinerer Saal, im Winter für die Jüngsten und durch das ganze Jahr für Mädchen, mit denen wir nie in Berührung kamen. Nur nachmittags wurde geturnt: Dienstags und Freitags von der kleinen Eliteschar derer, die nur häuslichen Unterricht genossen, Mittwochs und Samstags kam die Masse der anderen, unter denen es auch mir nach wenigen Semestern besser gefiel. Was wir als Turnkünstler geleistet? Im ganzen herzlich wenig; waren wir doch auch nur Epigonen. Noch wurden die Namen der Heroen gefeiert, die aus Lübecks Schule hervorgegangen: Dubois-Reymond, Heintz der Springer (später Professor der Chemie in Halle und großer Alpensteiger), Kluge, Steffeck (der Pferdemaler) usw. Vor und bei den Schauturnen erschien dann wohl noch einer oder der andere von diesen und leistete in Wirklichkeit, was wir nur dem Namen nach kannten, Riesensprünge und Riesenaufschwünge, aber freilich auch nichts,

was dem modernen Trapezisten nicht als Kinderspiel erschiene.

Aber das eigentliche Turnen war ja auch gar nicht die Hauptsache, nicht in unsern und, fast möchte ich glauben, auch nicht in Eiselens Augen. Frisch-frei-fröhlicher Verkehr mit unseresgleichen, bei dem die körperliche Kraft und Gewandtheit geübt und die Basis geschaffen wurde, auf welcher die Stellung jedes einzelnen unter den Kameraden beruhte. Alle Betätigungen der Frömmigkeit lagen uns ebenso fern wie die irgendwelcher politischen Überzeugung. „Frei" aber nicht ungeregelt; viel, sehr viel war uns gestattet, und doch fühlten wir, wie unser Kreis von Einem Willen geleitet wurde. Gesetze bestanden, und wurden strikt befolgt; der Gesetzgeber mußte einen ungewöhnlich klaren Blick besessen haben. Während der neun Jahre, da ich den Turnplatz besucht, hat nicht ein Unglücksfall stattgefunden, keine auffällige Szene, abgesehn von zwei noch näher zu schildernden Lappalien, hat sich abgespielt; bei Lehrern und Schülern wirkte Eiselens Wollen durchschlagend.

Doch sei eines Intermezzos gedacht, das mir aber auch nur vom Hörensagen bekannt geworden. Die (Achim von) „Arnimschen Jungen", auch „Bettinowitsche" geheißen, eine wilde, verwogene Bande, waren in Berlin allbekannt, allbeliebt und allgefürchtet, als Schädlinge, zwar nicht Dritter, wohl aber der eigenen Gliedmaßen. Turnplätze und Schwimmbäder bei den Halloren waren ihre bevorzugten Lokalitäten; zu Eiselen kamen sie lieber über die Zäune der anliegenden Gärten als durch die von aller Welt zu benutzenden Türen. Waren sie da, dann kletterten und sprangen sie wie kein anderer, in bedenklichen Sätzen auch von den Rahen herunter; die Anwesenheit von Eiselen bei diesen Exerzitien sollen sie wenig geschätzt, und nie gesucht haben. Draußen bestand ein Hauptspaß darin, einen langsam heranschleichenden Spreekahn aus den Fluten zu erklettern, am Mast emporzuklimmen, zwanzig Fuß oder noch mehr, und aus dem luftigen Plätzchen sich dann wieder über Bord ins Wasser zu schwingen. Das war stets wohlgelungen; da verfällt einer von ihnen auf ein neues Kunststück, Kopfsprung an verbotener Stelle in seichtes Wasser; ohnmächtig wird er herausgezogen. Das muß im Sommer 1834, spätestens 1835 gewesen sein, da meine Mutter mich auf Badereisen mitgenommen hatte. Die nächsten Briefe handelten kaum von anderem: ob der junge Arnim zu retten sei oder nicht. Bevor wir zurückgekehrt, war die kleine Leiche beerdigt. Danach habe ich von leichtsinnigem Treiben der Brüder nichts wieder gehört. In den fünfziger Jahren kam ich mit zweien von ihnen in freilich auch nur oberflächliche Berührung, von toller jugendlicher Überkraft war nichts mehr zu spüren. Beide waren wie andere reife Männer mit freundlichen Formen, der eine Diplomat, der andere theoretischer Sozialdemokrat.

Das Turngeld war niedrig bemessen, kaum ausreichend zur erforderlichen Erhaltung und und je nachdem Ergänzung des Apparats, und für minimale Gagen, die einige der Lehrer erhielten; andere arbeiteten unentgeltlich; auf angemessene Verzinsung seines Kapitals oder gar pekuniären Lohn der eigenen Mühe hat Eiselen wohl nie gerechnet. Ebenso liberal erwies er sich in Beziehung auf die Benutzung von Lokal und Geräten, die er uns gestattete. Mittwochs und Sonnabends gab es drei Lehrstunden, von 3 bis 4 für die Jüngsten, 5 bis 6 das Mittelalter, und 7 bis 8 (im Sommer) die alten Garden; die Pausen und die Zeit nach 8, solange es hell blieb, gehörte den Spielen; doch konnte, wer wollte, auch die Pausen mit richtigen Turnübungen ausfüllen; auf dem Platze bleiben durfte jeder, solange er mochte. In den letzten Sommern bin ich oft schon während der ersten Stunde (3 bis 4) angetreten und geblieben bis nach 9 Uhr.

Unter den Spielen überwog sehr entschieden das prächtige Barlaufen, dem nur in meiner allerersten Zeit noch „wilder Mann" und „Bärenschlag" einige Konkurrenz machten. Zuletzt kam auch ein großer mit beiden Armen zu schleudernder Wurfball auf, der mit dem modernen Fußball einige Ähnlichkeit besaß; unterhaltend für die Vorkämpfer, aber bös für die Kleinen, die zu Schmerz- und Leidensträgern degradiert wurden.

Neben den Massenspielen nicht gerade geboten aber wohl gelitten waren die „Zweikämpfe"; es ist schwierig einen andern Namen zu finden. Gewöhnlich im Beginn regelrechte Ringübung, meist ganz freiwillig von beiden Teilen, bisweilen vom einen halbgezwungen; nie zwei gegen einen, oder augenscheinlich Überlegene gegen Schwache. Der Besiegte durfte dann auch einige Schläge besehn, „Schläge" fest bestimmter Art, alles Stoßen oder Kneifen war schlechthin verpönt, ebenso die Benutzung von Stöcken oder auch der geballten Faust. Als Werkzeug zulässig allein die flache Hand, und auch diese nur in der Richtung auf die dazu bestimmten Körperteile, also namentlich nicht auf Kopf, Hals, Brust und Bauch. Diese nützlichen Kämpfe waren gestattet auch während der Lehrstunden, sobald nur der Unterricht dadurch nicht gestört wurde, in häufigem Gebrauch aber doch nur bei den jüngeren Semestern, ehe wir anfingen „junge Herren" zu werden und uns gegenseitig als solche zu behandeln.

Gänzlich vereinzelt aber standen die Fälle, wo der Kampf einen minder freundlichen Charakter annahm; nur zwei sind mir in Erinnerung verblieben, und bezweifeln möchte ich, daß zu meiner Zeit mehr sich zugetragen. Federigo, der in Spanien geborene Neffe eines Kammergerichtsrats, war nicht ganz selten ins elterliche Haus gekommen, da meine Großmutter die einzige war, die mit dem Jungchen sich spanisch zu unterhalten vermochte; ein kleiner lieber Kerl, blaß und bescheiden. Als er schon halb vergessen, taucht

die Nachricht auf, „jetzt kommt ein neuer Spanier, Bruder (oder Vetter) von Federigo, Enrique, auf den Turnplatz". Freudige Erwartung, und herbe Enttäuschung. Enrique war älter und größer als die meisten unserer Genossen, Dickkopf mit rüpelhaften Manieren. Nun traf sich's übel: im beginnenden Wintersemester waren relativ wenig Schüler, und von den Lehrern nur die schwächsten auf dem Platze. Also konnte Enrique seiner Brutalität die Zügel schießen lassen und gelangte durch diese und seine überlegene Kraft zu Ansehen. Aber auch die Opposition regte sich, und während wir Kleineren nach Möglichkeit ihm aus dem Wege gingen, war Bernhard Reimer ihm wiederholt tapfer entgegengetreten. Endlich kam es beim Gaslicht zur Hauptschlacht. Enrique hatte die hübsche Gewohnheit, mit seinen dicken Fingern den Gegner ins Gesicht zu stoßen; jetzt stieß er Bernhard in den Mund, und dieser biß herzhaft zu. Damit war der eine Arm des Spaniers gefesselt; da konnte Reimer ihn zwingen, den ins Kraushaar Gepackten zwei- oder dreimal um sich herumwirbeln lassen, dann warf er ihn beiseite. Nun war der Lümmel zahm; verschwand aber auch bald aus unserer Gesellschaft.

Der zweite Fall war nicht ganz so böse, berührte mich aber näher, wenn ich auch die Hauptschuld von mir ablehnen kann. Der eigentliche Täter, Urheber der Tat, war „Müllerchen", Kandidat der Theologie Müller, Hauslehrer und ständiger Begleiter von Ottokar Baltz. Dieser, der Sohn eines bekannten Berliner Arztes, ein schmucker, großer, junger Mensch, besaß außer dem auf dem Turnplatz völlig ungebräuchlichen Begleiter wenig Auffälliges, kaum etwas, das der Erinnerung wert gewesen. Ganz anders „Müllerchen", noch kleiner als Eiselen, doch von quecksilberner Beweglichkeit, allezeit fröhlich und gescheit, und dadurch trotz der seltsamen Erscheinung, mit großem Kopfe und fast noch größerer Brille, und trotz allem körperlichen Ungeschick bei Turn- und Spielversuchen sicher vor dem Spott der Kleinen, mit denen er ulkte und Possen trieb, solange er auf dem Platz verweilte. Nun befanden sich unter den Turnern zwei Witzleben: der ältere mein guter Freund, wogegen der jüngere, Erich, mir an Jahren und Größe Näherstehende, eher feindlich gesinnt war. Das hatte schon zu verschiedenen Konflikten geführt; uns aneinander zu hetzen war für „Müllerchen" ein großes Plaisir. In der letzten Stunde des Semesters hatten wir noch einmal regelrecht gekämpft und uns danach zum Fortgehen angezogen. Das paßte aber Müllerchen schlecht; er putschte und putschte bis Witzleben in der Tür mir noch ein paar beleidigende Worte zurief. Da war alle Geduld vorbei, wütend stürzte ich mich auf den Gegner, riß ihn in den Saal zurück, setzte ihn auf einen Stuhl und begann, unter stetem Nachheizen von „Müllerchen" seinen Kopf schon nicht mehr ganz kommentmäßig zu bearbeiten.

Später haben wir uns bei Eiselen nicht wieder gesehen, wohl aber, als wir beide Leutnants in der preußischen Armee waren. Das Wiedersehen war kurz und flüchtig, von Vergangenem keine Rede, und doch sollte ich die Gerechtigkeit des Schicksals erfahren. Beide verehrten wir dieselbe Schöne, und von ihren Lippen mußte ich die Worte „mein Erich" vernehmen.

Auch anderen Bekannten vom Turnplatz bin ich im späteren Leben nicht selten begegnet, auf dem Gymnasium, der Universität, oder nachdem wir beide ausgelernt. Und stets die gleiche Erscheinung: beide erinnern sich mit viel Vergnügen an die schönen Zeiten des Turnplatzes, vielleicht an einzelne gemeinsam erschaute drastische Szenen, doch niemals taucht das Gefühl einer aus diesen Erinnerungen herzuleitenden engeren Zusammengehörigkeit auf; so wenig wie bei Reisenden, die mal an einer schönen Stelle zusammengetroffen wären. Daß uns dieselbe Gelegenheit zu körperlicher Ausbildung geboten worden, daß wir zusammen hatten turnen, spielen und tollen dürfen, das hatte uns innerlich doch nur wenig genähert, geschweige daß wir je daran gedacht, uns etwa als Glieder eines großen Ganzen zu fühlen. Und dies muß auch den Absichten Eiselens entsprochen haben, dem nichts Ungelegeneres hätte geschehen können, als wenn aus seinem Turnplatz ein Turnerbund entsprossen wäre.

Zur Anknüpfung spezieller Freundschaften fehlte die Gelegenheit gleichfalls; auch die besten Freunde auf dem Turnplatz wurden im eigenen Heim kaum je besucht. Ein einziges Beispiel des Gegenteils vermöchte ich anzuführen: Max Anton hatte ich auf dem Turnplatz kennen gelernt, aber wenn nicht das Schwimmen bei Tichy und der Aufenthalt studierenshalber in Heidelberg dazu gekommen wären, so würden wir doch wohl nicht bis an seines Lebens Ende zusammengeblieben sein. Anfangs vom Glück, sei es über Verdienst getragen, verfolgten ihn danach ebenso unverdiente Fehlschläge, denen er mutig widerstand. Als Reserveoffizier im Train konnte er (1866) die Kampagne gegen Österreich noch mitmachen, dann treffen wir uns in Berlin: „Du besuchst mich doch, morgen, in den nächsten Tagen?" Das waren die letzten Worte, die ich von ihm gehört; denn morgen schon sollte er sich legen, verfallen dem schleichenden Fieber, das er aus Böhmen mitgebracht; in wenigen Tagen war er tot.

Aber trotz dieser Ungebundenheit, oder gar Zerfahrenheit herrschte doch ein gewisser Gemeinsinn auf unserm Turnplatz. Wir fühlten uns als guter Leute Kinder, nicht erst durch den Turnvater zu manierlichen Sitten erzogen. Übrigens eine bunte Schar: aus der Universität nicht viele: Richard Boeckh, ein Hecker, zwei Heyse, Paul und sein Bruder, zwei Trüstedt, aus den Ministerien, sogenannte Jeheimeratsjören, schon

mehr, unter diesen mein lieber Max Anton und zwei Tschoppe, die zwar mit einiger Vorsicht, doch nicht schlecht von uns behandelt wurden. Berlin war dazumal eine kleine Stadt, in der jeder von jedem wußte, selbst wenn er nicht mehr Verkehr hatte als meine Eltern. Zum Beispiel: ich nenne den Namen „Kunowski“: „Ja,“ sagt der Vater, „das muß ein Sohn sein von dem Justizrat Kunowski, der Cerf, den Direktor des Königstädtischen Theaters, so wacker unterstützt hat, als Saphir den Liebling aller Berliner und Berlinerinnen, Henriette Sonntag, mit schmutzigen Witzen aus Berlin wegekeln wollte.“ Sehr stark war das Kontingent von Militär- und Gutsbesitzer-Kindern: von Luck, Schlippenbach, Brauchitsch, Westarp, Gröben, Oppen, Jena und viele andere. Daneben aber fehlten die Vertreter von Handel, z. B. Heyls, und Industrie, Kistings, auch keineswegs.

Ein gewisser aristokratischer Zug ging durch die ganze Masse: daß wer gestern noch mit uns gespielt, heute, mit blauer Schürze bekleidet, hinter den Ladentisch gestellt werde, um Heringe zu verkaufen, das mochten wir alle nicht, das war der richtige Umgang für uns doch nicht gewesen. Ja, bei den einzelnen, und zwar zumeist unter den jüngsten, kam ein gewisser Adelstrick deutlich zum Vorschein; bei „einzelnen“, denn wieder bei anderen war keine Spur davon. Einige der schlimmsten begegneten mir wieder in der Prima, hier waren sie schon weit gefügiger, und auf der Universität, bei den Heidelberger Korps, war damals jeder Unterschied verschwunden.

Wie wir allesamt ersichtlicher Frömmigkeit uns nicht berühmen mochten, so spielten auch die religiösen Verschiedenheiten durchweg keine Rolle; der Gegensatz, ob evangelisch oder katholisch, blieb auch nach 1837 unentdeckt, und bei denen, wo Name und Erscheinung den semitischen Ursprung außer Zweifel stellten, frug niemand nach dem Taufwasser. So waren zwei Beer, Neffen von Meyer und Michel Beer, bildhübsche Jungen, allgemein beliebt, während die Spötter sich zuraunten, daß ihr Vater, der auf einer kleinen Sternwarte Mädler arbeiten ließ, den als Lohn für astronomische Untersuchungen erhaltenen Orden nur bei Tage tragen dürfe, nachts gehöre er Mädlern. Weniger beliebt war Kleemann, stand aber eine Zeitlang in größtem Ansehen, da er beim Ringen einen Trick gefunden, der nicht unerlaubt war und doch den Gegner fast wehrlos in seine Hände lieferte. Aber nun entdeckte der kleine Heine, von zweifellos jüdischem Blute, daß der Kleemannsche Trick einen Haken hatte; da lag der arme Kleemann im Sande, und der Übergang seiner Herrschaft war besiegelt. Täuscht mich die Erinnerung nicht, so war das semitische Element auf dem Turnplatz anfangs stärker vertreten als später, doch weiß ich, daß auch in den vierziger Jahren noch ein Hertel zu denen gehörte, mit welchen ich am liebsten verkehrte; bald nachher trat er in ein Bankgeschäft.

Schließlich mag noch eines kleinen Zeichens der Zusammengehörigkeit Erwähnung geschehen: der auf den Turnplatz beschränkten Spitznamen. So Kosack, Russeck, Besenbinder und Salat, Falk und Windhund. Bevorzugt aber waren die dem uns nächstverwandten Stamme entnommenen Bezeichnungen, wie Pavian und Mandrill. Ja, wir besaßen auch eine Affenmutter von entsprechendem Aussehen, wogegen „Mariannchen“ diesen freundlichen Namen nicht sowohl der Schönheit seiner Erscheinung, als der mädchenhaft zimperlichen Scheu zu verdanken hatte, mit der er an jede neue Übung ging, die ein Minimum von Wagemut erforderte.

Bis Ostern 1839 hatte ich zehn Semestralkurse mit geringen Unterbrechungen durchgemacht; dann aber gab es eine große Störung, denn mein Vater ging mit Frau und Kind auf ein halbes Jahr nach Italien. Das Kind, das unterwegs mit mannigfachen Geschäften betraut worden war und viel Freiheit genossen hatte, kam nicht unverändert zurück; die rein passive Existenz hatte ihr Ende gefunden. Daß ich kein guter Turner werden würde, wußte ich, aber der alte Platz und das Spiel mit guten Gesellen waren mir nur um so lieber geworden. Demgemäß wurde beschlossen, daß ich nur noch in den Sommern mitüben solle; so bin ich noch 40 und 41 auf den alten und 1842 auf den neuen Turnplatz gekommen. Und auch auf diesen Plätzen war „ich ein anderer wieder da“. Von Eiselen war noch weniger zu sehn als früher, von Lübeck gar nichts, und Feddern war ich ja längst entwachsen; dagegen stand ich auf dem Fuße guter Bekanntschaft mit einigen der jüngeren Lehrer, zumal solchen, die selber das Gymnasium noch nicht verlassen hatten, half ihnen auch wohl mal bei Kleinigkeiten des Unterrichts. Überhaupt zählte ich jetzt zu den Älteren, den Großen, den Gliedern der ersten Riegen.

Der Barlauf aber besaß für mich noch einen besonderen Reiz. Bekanntlich werden die Spieler in zwei Parteien geteilt, die an Kräften einander möglichst gleich sein sollen. Die Verteilung übernehmen nicht immer die besten Spieler, doch solche, denen die ganze Gesellschaft einiges Urteil zutraut. Frühzeitig war ich einmal Abteiler geworden und hatte mit kühnem Griff gegen die vermeintlichen besten Spieler eine Partei gebildet, die einen Sieg auf den andern setzte. Nach dem geschriebenen Spielgesetz hat der Abteilende, nachdem er dies Werk vollbracht, nicht mehr zu sagen, als jeder andere, der mitspielt; doch begreiflich, daß wer schon öfter sich seinen Kreis zusammengerufen hat, immer größeren Einfluß auf diesen gewinnt, und noch begreiflicher, daß er von jedem Erfolge, günstigem wie ungünstigem, sich persönlich berührt fühlt, es ist sein Gewinn, sein Verlust. Nach jenem ersten überraschenden Siege wurde ich bald häufiger zum Abteilen berufen, und schließlich wurde es geradezu Regel, daß ich (Salat) mit irgendeinem anderen abteilte.

Diese Befriedigung des jugendlichen Ehrgeizes entsprach meinem Geschmack, und zeitweilig war mein ganzes Denken und Träumen überwiegend dem Barlauf zugekehrt. Gleichwohl erkannte ich deutlich, daß, wenn ich auch als Spieler etwas mehr denn als Turner zu leisten vermochte, mein persönliches Barlaufen doch stets nur auf niederer Stufe, weit unter der von beispielsweise Franz Marggraf (dem „Falken") verbleiben müsse. Und daß ich kein Turner, war doch auch nicht ganz allein meine Schuld: seitdem ich von Feddern entlassen worden, verfolgte mich ständig das Pech, den mindest begabten, temperamentlosesten Lehrern zugewiesen zu werden. Schlafmeier, dem ich gewöhnlich in die Hände fiel, besaß die Seele eines Kindes, daneben aber eine ansteckende Langweiligkeit, die bald unwiderstehlich auf seine Umgebung wirkte.

Nur eine Ausnahme. Am Schluß des ersten Abschnittes meiner Laufbahn, Winter 1838/39, kam ich in die Riege von Ballot. Dieser hatte in der Art etwas von Lübeck und verstand schlummernde Interessen zu erwecken. In derselben Riege war Zurwesten Erster, ich Zweiter. Zurwesten ein wenig älter und größer als ich, gleich liebenswürdig von Aussehen wie im Umgang. Nun entbrannte eine fast leidenschaftliche, die Freundschaft keineswegs gefährdende Rivalität, jeder wollte dem anderen über den Kopf, und beide leisteten wir zuvor Ungeahntes. Da geschah etwas Unerwartetes, was der Turnplatz wohl noch nie gesehen: Zurwesten wurde in der Mitte des Kursus in die nächst höhere Riege versetzt, ich Erster in der meinigen. Auf mich wirkte das psychologisch ungünstig, so sehr wie möglich. Nun war mir die ganze Turnerei verleidet, im Kampf mit Zurwestern war ich unterlegen, und Knirpsen und Schwächlingen als Vorturner zu dienen konnte mir keine Befriedigung gewähren.

Als der Winter vorbei war, kam bald gutes Wetter, in der letzten Stunde wurde nur gespielt. Zurwesten und ich teilten ab; mir fiel die Vorwahl zu. Im Vertrauen auf meine bewährte Genialität wählte ich als Ersten nicht denjenigen, der allgemein als der beste Barläufer galt, sondern Botho von Salpius. Aber Botho versagte, den Tag konnte er gar nichts. Ich selber spielte besser als je, viel besser als Zurwesten; umsonst, eine Partie nach der andern ging verloren. Mißmutig gingen wir zwei, Salpius und ich, nach Haus, er links, ich rechts vom Damm; winkten uns kaum noch ein Ade zu.

Von Zurwesten habe ich später nichts weder gesehen noch gehört, mit Salpius aber konnte ich nachmals in freundlichen Verkehr kommen. Sein Vater, Stabsoffizier im Kriegsministerium oder Generalstab, hatte mindestens drei Söhne, alle drei auf dem Turnplatz und wo sonst sie erschienen, wohl gelitten. Botho war der älteste, ein schmächtig Bürschchen von wenig Farbe, galt auf der Schule als etwas nachlässig, erwies sich aber gegen Ende des Semesters als weitaus der Beste seiner Klasse; so wurde er häufig über viele andere hinweg schon nach einem halben Jahre versetzt, und konnte die Universität danach mit fünfzehn Jahren beziehen. Später ging es nicht so schnell weiter; wie ich als Professor nach Greifswald kam, saß er noch als Kreisgerichtsrat in Stralsund, wie es hieß wegen politischer Differenzen mit dem Oberappellationsgerichts-Präsidenten in Greifswald. Denn daß er ein trefflicher Praktiker, nebenher liebenswürdiger Mensch, vorzüglicher Musiker und Schachspieler, darüber waren alle einig. Dann schrieb er ein Buch über die Novation (1864), und nun konnte die Greifswalder Juristenfakultät sich nicht mehr enthalten, ihn zum Ehrendoktor zu ernennen. Das war die Veranlassung, die uns wieder zusammenführte, und ich erinnere mich, wie schön er zu erzählen wußte von den Schätzen alten deutschen Rechts, die er aus dem Stralsunder Stadtarchiv herausgegraben. Bald nachher erfolgte die Annexion von Hannover, und Salpius wurde, als der Tüchtigsten einer unter den preußischen Gemeinrechtlern, an das stolze Oberappellationsgericht zu Celle versetzt. Dies letzte Glück sollte er nur kurze Zeit überleben.

Meinen lieben alten Turnplatz habe ich 1841 zuletzt gesehen, im folgenden Sommer war er geschlossen; mit seinem ganzen Personal hatte Eiselen die Leitung einer großartigen städtischen Anlage zwischen Berlin und Moabit übernommen. Ein Platz, zehn- oder zwanzigmal so groß wie unser alter, Einrichtung mustergültig, auch an Sand und Buschwerk kein Mangel. Dazu eine Masse von Neulingen, die nicht mal rechte Lust zum Barlaufen hatten. Das mochte uns Alten schlecht behagen. Und nun wollten sie gar kindliche Spiele, Räuber und Soldaten, spielen. Das ging über den Scherz: ich stürze mich auf den Führer, einen großen, hübschen, mit frischem Grün geschmückten Jungen, Max Anton tat die Kleineren ab. So ließ sich allmählich einiger Zug auch in diese Wirtschaft bringen. Es war mir aber doch nicht gerade erfreulich, nachträglich zu erfahren, daß der Riese, den ich bezwungen, der älteste Sohn von Ferdinand Ranke war, auf dessen Gymnasium ich kommen sollte.

Im folgenden Sommer war ich Primaner, und konnte nicht mehr zu Eiselen, da das Friedrich Wilhelm-Gymnasium eben im Begriffe stand, sich einen eigenen Turnplatz zuzulegen. Der Tag der Eröffnung ist angesetzt, die brauchbare Mannschaft nach Tische auf dem Hofe des Gymnasiums bereits angetreten, da kommt Botschaft, es sei doch etwas noch nicht in Ordnung, die Feier müsse verschoben werden (beiläufig „ad kalendas graecas", wenigstens habe ich sie nicht mehr miterleben können). Wir aber, die bereits Angetretenen, hatten doch den Trost, den ganzen Verlauf der Festlichkeit, mit allen (un)gehaltenen Reden am folgenden Morgen in der Tante Voß lesen zu können.

Das Heiratsdorf.

Roman aus dem belgischen Land. Von Nanny Lambrecht.

Wump! Holla! Es gibt einen Stoß, und der Heizer fällt in die Kohlen zurück. Die fauchende Glut aus dem Bauch der Lokomotive wirft lohenden Schein.

„Eh du! Steh auf, Sylvain!“ ruft Oude Klaar, der Alte, und dreht halb das Gesicht, läßt nicht die Hand von der Dampfbremse, späht in die Nebelschwaden des dunstgrauen Frühmorgens, wo da rechter Hand in zuckenden Schatten die Signale auftauchen — husch! vorüber.

Und steht vorgebeugt, lauernd und stierend. „Hepp, Sylvain! Dampf auf! Es gibt jetzt Steigung. Feuer! Vorwärts, Landsmann!“ Und nach zwei, drei Atemzügen: „Vorsicht! Wieder eine Kurve! Ei Wetter, gleich zwei! Häng' dich fest, Landsmann!“ Rrrhupp rast der Zug um die Kurve. Die Luft knattert. Die Wagen schütteln und schwenken. In weitem gewaltigem Bogen schleift die Wagenreihe dahin.

Und dann mild und schrecklos wie ein Riesenspielwerk auf klappernden Räderchen. „Dampf!“ brüllt Oude Klaar. Seine Kinnbacken zermahlen das stille Fiebern der Unruhe. Die unrasierte Haut schurrt über die Backenknochen.

Er ist dem Zugführer verantwortlich, er, der alte Oude Klaar. Man wird kommen und fragen: ‚Oude Klaar, warum die Verspätung?‘

Wird er dann sagen: ‚Der malheureux Heizer schafft mir keinen Dampf?‘ Nein, er wird's nicht sagen. Oude Klaar wird seine Verantwortung, die stolze, freudige, auf andere schieben? Heiliges Blau! das wird er nicht, der Oude Klaar. Und darum: Heizer, voran! Dampf!

Der reckt, stößt, schaufelt, rafft, poltert, daß ihm die Muskeln quellen auf den sehnigen braunen Armen, an dem stiernackigen Halse bis in die kurzgeschorenen Haare hinauf. Auf dem breiten Rücken schlampert schweißnaß das bunte Arbeitshemd. Mit einem kräftigen Ruck zieht er die Hose hoch, schnallt den Gürtel fester. Und ans Werk mit verdoppelter Kraft.

Die Steigung in Sicht! Der Wind heult in die Flammen. Mit Fauchen und Knistern und Knacken versprenkelt die hochgehäufte Glut. Die verglühten Kohlen schweißen zusammen, fest und dicht, eine rotglutende Bodenschicht, wie zusammengeflossen und gegossen.

Mit Hast und überstürzender Geschäftigkeit faßt Sylvain das lange, wuchtige und schwere Stoßeisen, holt weit aus — und kräftig hinein in die rotfauchende Feuerlandschaft, in die Hügel und Täler und Zacken, in die kritzkrause Ornamentik, die rotgoldenen Türme und Häuser, Schiffe und Riesen und Ungetüme. Kurz und klein schlägt und stößt er die Pracht, den feurigen Boden stampft er ein, zerbröckelt und zerstückelt ihn. Der Wind zieht hinein, lüftet, stäubt aus, flackert die Glut an zu hellen Flammen. Und nun hurtig zum Kohlenschutt. Die Kohlenwürfe prallen, der rote Schlund verschlingt den schwarzen Fraß. Aber fein Obacht gibt Sylvain, daß er die frischen Kohlen zu beiden Seiten an den Wänden der Lokomotive anhäuft, damit ungehindert die Gase sich entwickeln können und schnell die neue Glut wird. Es ist ein Kunststück zu feuern. Ein guter Heizer macht dies Kunststück, der Sylvain Marbaix macht das.

Und hurtig die Glut und hurtig der Dampf und fauchend der Zug. Ab und zu noch ragt ein Scheibenarm in Querstellung, die Wagen schlenkern um die Kurve. Und dann ist die Steigung überholt. Oude Klaar läßt die Dampfbremse in der knochigen Faust locker. Ein kurzes Kopfnicken zu dem Heizer hin, und wieder späht er.

„Kannst verschnaufen, Alter.“

Sylvain Marbaix streckt sich der Länge nach auf die Kohlen aus. „Ufflala!“ lacht er und wischt sich mit dem Handrücken das nasse Gesicht, und was weiß ist, wird schwarz, und es wird ein furchtbares Gesicht. Aber weiße Zähne blitzen hinter jungfrohen Lippen. Ein Bubengesicht, treuherzig und schlau. Und so ein baumstarker Jüngling, ein Lacher und Zecher und ganz lieber Ge-

sell. Er sagt: „Ich denk', wir kommen fein durch bis Charleroi, Oude Klaar."

„Hein ja, wenn uns nicht ein meschanter Personenzug die Fahrt sperrt, dann jawohl. Wenn uns aber der mechant aufs tote Gleis setzt, dann nicht, verstehst du?"

„Ja, hein? Eine Meile von Charleroi haben wir einmal drei Stunden tot gesessen. Schön' Affär'!"

„Schwatz' nicht, drei Stunden — Bagatell'. Neun Stunden haben wir gesessen, wir mit dem Güterzug Nr. 30a. Neun Stunden aufm Bauch liegen, wo kein Dorf und kein Haus, nicht einmal eine Spelunke wie ‚Rotstrümpfchen' ist."

„Oho, eine Spelunke das ‚Rotstrümpfchen'? O nein merci! Ich möcht' mir ausbitten, das ‚Rotstrümpfchen' ist keine Spelunke!" Das helle Blut läuft ihm in das dickwangige Gesicht.

Oude Klaar fragt, ohne sich umzuwenden: „Haïe, bist schon so weit mit dem Mädchen aus ‚Rotstrümpfchen', haïe, bist schon so weit?"

„Wenn ‚Rotstrümpfchen' will, machen wir nach meinem Führerexamen die Mariatsch (Hochzeit)."

„Verlaß dich drauf, es will nicht!"

„Bah — wißt Ihr das, Oude Klaar?"

„Es ist nur einer, der es nicht weiß — du!"

„Oude Klaar, wie wär' das gemeint, mordsbleu!"

„Gar nichts mein' ich! Ich bin hier auf Posten, ich red' nichts! Neun Stunden wirst du festsitzen, du Heizer, richt' dich danach ein. Wir sind Gütertrains, verstehst du, Gevatter? Wir bleiben zurück und haben die großen Personagen, die Personentrains, vorzulassen. Und müssen zusehen und das Maul halten, einmal, zweimal, neunmal, zehnmal, hepp! nur vorüber, ihr großen Herren! Eh — nun weißt du es. Wenn das ‚Rotstrümpfchen' mal an dir vorüberrasseln will, halt nicht weiter's Maul auf, denk dran, du bist Gütertrain, du hast Bahn freizugeben. — Ei Tonnèrre! es kommt stark' Seitenluft, es ist arg Druck."

Er schleudert seine Worte wie Steinwürfe, stockend und in langen Pausen. Aber man hört's aus dem rauhen Klang: er meint's gut, der Alte, er meint's besonders gut mit dem da, der einen stämmigen Körper hat und ein kleines Hirn und ein großes, vertrauensseliges Herz. Wachschütteln möchte er ihn, den großen, dummen, den leichtlebigen Lacher. Er, der steifknochige Oude Klaar, sieht mit seinen alten Augen tiefer wie der mit seinen jungen verliebten. Und — na ja — da rafft der sich aus den Kohlen auf, stellt sich hinter dem Alten auf, meint Wunder 'was Gescheites zu sagen.

„Das weiß der Oude Klaar nicht, in Ecausinnes wartete man auf uns."

„Just! man wartet; ganz gewiß, man wartet auf unsere Kohlen, und danach laden wir die schönen blauen Steine aus den Steinbrüchen auf und — hoppla — wieder ab."

Sylvain Marbaix zwinkert hinter ihm.

„In Ecausinnes-Carrières warten sie auf unsere Kohlen, aber in Ecausinnes-Balaing — eh! Liegt ihnen der Teufel 'was an unsern Patatâten! Könnt Ihr lesen, Oude Klaar?" Er reckt mit seinem Arm über des Alten Schulter, hält ihm ein abgegriffenes, von geschwärzten Fingern beschmutztes Briefchen hin. „Seht mal, sie schreibt: es hätt' sie gut gefreut, mein Brief, und zwei Woch' sei lang wie die Lamentation am Karfreitag, und sie tät warten — eh! so schreibt sie!"

„Versperre mir mein' Aussicht nicht. Fort mit dem Ding! Muß schon einer Essig gesoffen haben, der's wahr nimmt, was ein' Coumère schreibt."

Wenn sie im Steinbruchland Coumère sagen, dann geschieht's mit dem Lächeln, wie wir etwa das „süße Mädel" in den Mund nehmen. Mit solchem Lächeln sagt Sylvain Marbaix: „Mein' Coumère!" und wahrhaftig, man könnt's annehmen, der Oude Klaar hätte einen Kuß aufs Briefblatt gehört. Da knodert er: „Aus Ecausinnes-Balaing ein' Coumère! Pfui dä!"

„Oho, als wär's ein' Schand!"

„Als wär's kein' Ehre, ja!"

„Haïe, wie nennt man's, das Dorf?"

„Wüßt' ich nicht!"

„Ich weiß es: das Heiratsdorf!"

„Es sagt's keiner, daß das ein' Schand ist!"

„Mordsbleu! Wenn ein' Coumère sich auf den Markt stellt, allez! schaut mich an, heirat't mich!"

„Es ist nicht so! Es ist ein großer Kaffee. Es ist immer so gewesen im Steinbruchland: die Freier wurden zum Kaffee geladen. Und jetzt haben sie es gemacht für alle, die kommen wollen, um eine Mariatsch

Hero.

Bronzestatuette von Aloys Mayer.

zu suchen. Es ist sehr comme il faut! Das möcht' ich sagen, wenn's gefällig ist."

Da läßt der Alte für einen Augenblick die Bremse los, dreht sich nach dem eifrig und zornig Sprechenden. „Möchtst du das ‚Rotstrümpfchen' beim Kaffee sehen?"

„Ich denk', es hätt's nicht nötig, das ‚Rotstrümpfchen', es hat seinen Aimant."

Da sagt Oude Klaar hart und bestimmt: „Das ‚Rotstrümpfchen' hat sich zur Präsident' machen lassen!"

Dreht sich kurz um, und nun wird ihn nicht Tod und Hölle mehr sekundenlang von seiner Pflicht abbringen.

Hinter ihm steht Sylvain Marbaix und sagt lange nichts. Dann dröhnt plötzlich sein herzhaftes Lachen. „Oude Klaar, es ist wirklich nur Blague! Warum laßt Ihr Euch an die Nase greifen, Gevatter?"

„Dampf!" brüllt Oude Klaar, denn die Seitenluft drückt ihm die Fahrgeschwindigkeit. Marbaix schaufelt ein, die Glut faucht. Er glaubt es nicht. Er will's nicht glauben. Grübelt weiter nicht, pfeift sich den letzten unangenehmen Gedanken weg, pfeift das Holzschuhlied:

Von der Reise aus Lorraine
Mit dem Schuh Sabot,
Sah ich meine drei Kap'täne,
Drei Sabots*) Doridondäne!
Ah! Ah! Meine Holz-Sabots!

Da bricht er ab, denn ein Gedanke fliegt ihm durch den Kopf, den er dem Alten zurufen muß: „Oude Klaar, Ihr seid ein alter Jüngling, was wißt Ihr also davon, wie man zur Mariatsch kommt!"

Oude Klaar wartet lange mit der Antwort, dann sagt er: „Als ich noch mein feines Haar hatt' —" da hört Marbaix das Weitere nicht mehr, denn er sieht zu Oude Klaar auf, der borstig und häßlich ist, und es ist ihm sehr verwunderlich, daß der einmal feines Haar hatte. Und dann hört er den Alten noch sagen: „Ich konnt' aber nicht heiraten und hab's doch dreiviertel leichter gehabt wie du. Ich hab' mir's ausgerechnet: Wenn ich mich satt essen will, so kann's mein' Frau nicht, da ich jedoch vorhatte, mein Lebtag mich satt zu essen und ich kein' Frau gemocht hätte, die sich nicht satt ißt, damit ich es kann, darum hab' ich mein feines Haar grob und borstig werden lassen, ohne zu einer Mariatsch zu kommen. Jetzt weißt du es."

Aber Sylvain Marbaix' geschwärztes Gesicht ist noch hell und zuversichtlich.

„Ich werd' mich gewiß nicht satt essen, sie auch nicht. Entweder wir beide werden satt, oder gleich beide hungern wir, und dann sind wir doch froh miteinander, furchtbar froh!"

„Glaubst also, das ‚Rotstrümpfchen' möcht's so?"

Es hallt wie aus der Weite, denn Oude Klaar späht scharf aus, steht nun wie zum tückischen Sprung bereit. Und wie auf Anstand vor einem nahenden Ereignis. Ob er noch hört, was Marbaix spricht?

„Oude Klaar, es wird bald sein, daß ich die Meilengelder bekomme und Ihr könnt die Gefälligkeit haben, mir pro Fahrt die Öl- und Kohlenprämie zu verschaffen. Wenn Ihr zwei damit glücklich machen könnt, vielleicht tut Ihr es."

Oude Klaar spricht: „Zweie? Weißt du es gewiß — zweie? Hat sie dir schon die Permission gegeben für zweie?"

„Wenn Ihr doch mal wüßt't, wie die Aimée Pête ist!"

„Sie ist nicht für dich!"

Da steht Marbaix hinter dem Alten, verdüstert und verwandelt. „Für wen ist sie?" Und wieder hallt es wie aus der Weite: „Für irgendeinen, der noch kommt und für sie ist!"

Langsam geht Sylvain Marbaix zu dem Kohlenschutt zurück, setzt sich und sagt leise Oude Klaars Worte: „Für irgendeinen, der noch kommt und für sie ist!"

Wenn Oude Klaar kein guter, alter Mann wäre, müßte Sylvain Marbaix aufspringen und die Fäuste schütteln. Aber Sylvain Marbaix tut das nicht, er ist nicht gewalttätig. Seine blauen Augen leuchten. Seine Seele hat gute, frohe Gedanken. Wenn er einmal gewalttätig wird, schlüpft ein anderer Mensch in ihn hinein, einer, der auf schwere Drohungen sinnt, der heimliche Schrecken ausdenkt. Er weiß das nicht, er fühlt's wie eine ungewisse Ahnung, die ihn in große Unruhe bringt. Und bei Oude Klaars rätselhaften Worten empfand er es.

Der Alte ruft: „Es geht schwer, wir haben zuviel Seitenluft."

Die dröhnende Stimme macht ihn hellauf wach. Seine Sinne sind erweckt aus

*) Symbolisch für: plumper Mensch.

einem dumpfen und sehr abscheulichen Traum. Ist der Alte der Prophet Jeremias, der schreckliche Weissagungen sprechen kann, oder Daniel, der dem Belsazar die verborgene Schrift auslegt? Nein, guter Gott! er kann höchstens einen schönen, saftigen Witz machen. Und der macht jetzt einen saftigen Witz, der Oude Klaar, wirft einen flüchtigen Blick nach ihm und knurrt: „Ist der Mensch dumm! Wenn die Aimée Pête ihm sagt, er soll ein Ei legen — er wär' so dumm und tät's!"

Da schlockert in Sylvain Marbaix das helle Bubenlachen auf, das seine Seele freischüttelt. Was ein Witz! Alte Leute sind drollig, aber so drollig wie der Oude Klaar —

Da prallt dessen Ruf: „Tonnèrre! Nun hat man's: wir sitzen fest!"

Im weißen Morgennebel schwankt das Haltesignal. Oude Klaar stellt den Vorderhebel ab, läßt den Dampf aus. Hinter den Kohlenwaggons taucht die lange Reihe entlang das Personal auf. Zurufe und Winken. „Welch' Train?" und hintennach ein Fluch.

„Der Brüsseler, der Racker, der von Haine-St. Pierre geht, Durchfahrt 7,40."

„Sackri! Dann wird uns auch der von Manage in Fahrt kommen!"

„Gut möglich. Sobald das Signal die Weiche freigibt, fahre ich durch!" ruft Oude Klaar, spricht Marbaix nach, der nach Vorschrift fünfzig Schritte vor und nach dem Güterzuge die Haltzeichen aufstellt. Auf daß ein etwa auf demselben Geleise einfahrender Zug rechtzeitig bremsen kann.

Auf den Kohlenwagen hocken die Männer, ihre kurzen, blauen Kittel flattern im Morgenwinde. Sie haben die Brotbeutel hervorgeholt und frühstücken. Dann rauchen sie. Das Gespräch geht laut von Waggon zu Waggon und bis zur Maschine. Einige lassen sich heißes Wasser zum Kaffee aufgießen. Die Geschirre klirren. Laut und polternd sind die Wallonenstimmen. Die Käppis sind in den Nacken zurückgeschoben.

Sie sagen, da werde jetzt bald wieder für die Eisenbahner eine sauere Zeit, eine ganz schwere und heiße Zeit, zu Pfingsten, wenn das Heiratsdorf für die Freier seine Fahnen ausstecke. „Das letzte Jahr haben wir 10 000 Fremde nach Ecaussinnes gefahren, und dies Jahr? Bais, man sagt, daß ein Prinz kommt!"

Da wird ein lärmendes Geschwätz, aus dem heraus man mühsam versteht: „Ah guter Gott! Wenn Ecaussinnes-Balaing ein' Prince bekommt, wird Ecaussinnes-Carrières vor Ärger grün, und Ecaussinnes-Enghien wird sich prügeln wie Holzknechte!"

Marbaix kommt zurück und setzt sich in die Kohlen. Da er fröstelt, strippt er seine blaue Leinenjoppe an.

Er hört die Männer sprechen: „Hat man's nicht gesagt, daß dies Jahr ein' Tribüne an Schenke Bas rose (im Sinne von ‚Rotstrümpfchen') gebaut wird? Jawohl, man hat's gesagt."

„Und wen meint ihr," fragt Oude Klaar hinüber, „wen, meint ihr, den sie zur Präsident' machen?"

„Es hat zugesagt, das ‚Rotstrümpfchen.'"

„Gelogen!" ruft Marbaix von den Kohlen her. „Gelogen!" Und kaut seinen Speck mit Brot.

„Oho, gelogen! Wieso? Der Lienard Vrancq, der Schulmeister, schreibt mir's, er ist doch der Meister von uns Zölibaten!"

„Wenn der Lienard Vrancq nicht gelogen hat, dann war er besoffen!" beharrt Marbaix.

Da sehen die Männer sich verstohlen an und sagen nichts mehr. Marbaix aber pfeift. Ei was, sollen sie glauben, daß er ihr Geschwätz für wahr hält? Pfeift gellend. Und singt dann, was er gepfiffen hat. Dann gellt ihm von weither ein Signal hinein. Dumpfpolterndes Rollen. Die Geleise klirren. Die Erde bebt. Stumpfes Dröhnen wie Höhlengebrüll, ächzend wird der Dampf ausgespien, die Luft drängt zusammen, knattert, saust, braust. Ein gigantischer Schatten donnert vorüber. Rasseln, surren, klappern, raspeln, humpen, speien — husch! In der hügeligen Weite verhuscht die Silhouette des donnerkrachenden Lärms. Gleichzeitig fliegt das Signal auf freie Fahrt. Die Männer springen auf. In die toten Gelenke des ungeheuren Reptils, genannt Güterzug, kommt neue Regsamkeit. Die Achsen schurfen, die Räderchen rollen, die Puffer prallen. Erst schwerfällig ein Schieben, dann hurtig, hurtig, hoppla! wie der Wind dahin. Zu Fetzen stößt die Maschine die Nebelschwaden. Da wird

ein Flattern und Wallen und Schweben in der weißen Morgenluft. Dahinter brennt ein Schein, transparent wie funkelndes Gold aus tiefen Wolkenschächten.

Und schon tauchen die hohen Schlote des Steinbruchlandes am lichtdämmernden Himmel auf. Ihr Qualm schwärzt die einsame, köstliche Morgenfrühe. Zu langer Ebene weitet und breitet sich das Wiesenland. Aufgeschreckte Rinder jagen darüber hin. Und näher schon die klumpenden Schatten der Station Ecausinnes-Carrières.

Sylvain Marbaix ist noch in großer Hast. Immerfort, unaufhörlich fliegen ihm ein paar böse Worte zu, in dem Rollen der Räder, aus dem Zischen des Dampfes, aus dem Knattern der Wagen, aus jedem einzelnen Geräusch in dem großen Lärm. Es quält und schreckt ihn. Aber er muß doch hinhorchen, und zahllos, kreischend und polternd tönt's ihm entgegen: „... irgendwer, der kommt und für sie ist!"

Ei Teufel, nein! Packt ihn die traurige Angst? Er schleudert die Schippe in die Kohlen, wischt sich den Schweiß ab. Die Hitze versengt ihn, die von innen. Er steht an der Luftbremse und läßt den kalten Strom herauszischen. Fortgeblasen ist die Glut um ihn. Es tut ihm wohl, es beruhigt ihn, es macht alles in ihm glatt. Es geschieht in ihm viel Unordnung, wenn er nicht mehr pfeifen kann und sich freuen darf. Ecausinnes! Ei, da leuchten seine Bubenaugen. Eine starke Freude wallt über ihn hin. Es ist gewiß, Aimée Pête wird zu ihm sprechen, daß er ruhig sein kann. O, Aimée Pête!

Vom Bahnhofe aus nimmt Sylvain den Weg, der zwischen die Häuserreihen von Ecausinnes-Carrières führt. Der Ort ist von städtischem Ansehen und von drei Ecausinnes die Residenz. Ein König haust dort. Wo die blauen Felsen über den Schächten ragen, erhebt sich der Palastbau, glitzerhell in der Morgensonne, genannt das weiße Haus. Man sieht's in Ehrfurcht. Steinbruchkönigs „weißes Haus"! Sein Zepter herrscht über drei Ecausinnes.

Auf der Straße, die von Ecausinnes-Carrières aus etwa eine halbe Stunde weit bis Ecausinnes-Balaing führt, und die Sylvain Marbaix bis zu seiner Schlafstelle bei Witwe Bas Rose gehen muß, stehen vereinzelte Häuser und Höfe, die landbekannt sind, so die Ferme „Bia P'tit", (schöner Kleiner) mit 1 Hektar 70 Quadratmeter Land ums Haus; so die Ferme „Loch ohne Boden", die eine Erbschaft an Wiesenland nahe der rauchenden Fontäne bei Henripont hat und sehr stolz ist und einen Sohn am Kongo hat; so das Häuschen „el Patie", das keine Ferme ist, aber eine starkbesuchte Fuhrmannsschenke für Frites und Muscheln und sonstiges Mittagsessen zu 50 Centimes. Ein schönes und sauberes weiß-grün-braunes Häuschen, wenn man nämlich die Farben so verteilt, daß die weiße Tünche auf die Wandfläche kommt und man sich danach richten kann, daß der Sonnenuntergang prompt sechs Uhr nachmittags darauf brennt, daß zweitens die grüne Farbe sich auf die Türen und Läden verteilt und drittens die Holzfaserung der Fensterrahmen braun ist. Und da ist noch das Fensterchen des ersten Stockes, fast am Dache. Ein grünes Holzgitterchen davor und Blumen in flammenden Farben und für jede Jahreszeit. Wer unter diesem Fensterchen steht und es ist die Zeit, wo eine oder die andere Blumenart ausgeblüht hat, der wird mit fallenden Blumen und Blättern übersät.

Es steht immer jemand an der Türe von el Patie, manchmal zweie und dreie, jedenfalls aber das große Mädchen mit den männlich verschränkten Armen am Türpfosten lehnend. Wenn Sylvain Marbaix die Straße geht, weiß sie ihm eine Neuigkeit, einen Gruß mit der Nachfrage, ob's alleweil noch gut geht und steht mit der Gesundheit, mit der Eisenbahn, mit dem Rotstrümpfchen.

Heute fragt el Patie zuerst nach dem Rotstrümpfchen und dann nach der Eisenbahn und dann nach der Gesundheit, und dann kommt Marbaix schon einen Schritt entgegen, denn sonst wär' er wahrhaftig vorübergegangen, hätte vielleicht dreimal dasselbe gesagt: ‚Merci, merci, merci!' Und so wie man etwas Unangenehmes totsprechen möchte.

El Patie hat noch verschränkte Arme, sieht nach dem grüngitterigen Fensterchen mit den brennenden Blumen hinauf.

„Find'st du nicht auch, ein bia Stübchen, sehr bia, aber sehr?"

Sie kann es nicht schöner und inbrünstiger nennen, als wenn sie bia sagt. Warum

sie ihm das Stübchen preist, denkt Marbaix und meint: „Ein bia Fenster, das muß ich sagen, aber das Stübchen, meiner Treu, ich kenn' es so wenig wie dein Inwendiges. Von außen weiß ich, daß du bia bist, aber dein inwendiges Stübchen —"

Sie lacht nicht wie er, sie macht einen Schritt voran. „Komm es dir ansehen."

„Ei mein, ich hab' kein' Zeit — wenn's gefällig ist, ein andermal! Ich hab' mein' Schlafstelle bei Bas rose, du weißt."

„Noch?"

Sie fragt's ruhig, aber Marbaix fühlt's doch, als habe sie ihn umwerfen wollen. Als er sie ansieht, scheint sie ihm noch größer als sonst. Da will ihr Marbaix zeigen, daß er alles weiß.

„Bah — weil das Rotstrümpfchen jetzt Mademoiselle Präsident ist, bah — es wird sich vergessen haben, es wird sich jetzt anders besinnen," und prahlt also zähneklappernd mit heller Zuversicht.

„Dann wird's fein schnell machen müssen, denn es hat schon mit den Zölibatären die Konferenzen. Wenn das Rotstrümpfchen jetzt zurücktritt —"

„Wird's schon! Paß mal auf, wird's schon!"

„Gevatter, nimm dich in acht! Man könnt' dich beim Wort halten."

„Haïe, ja!"

Da geht el Patie von ihm weg und unter die Haustüre. Ihre schmalen Wangen glühen, sie ist fast hübsch. Von dorther sagt sie: „Was nicht für dich ist, laß für einen andern anbrennen."

„Für einen andern!" ruft Marbaix zornig. „Ist da schon ein anderer?"

„Er braucht nicht da zu sein, er kann noch kommen!"

Als hätte Oude Klaar durch einen andern Mund gesprochen! Marbaix wird von einer unheimlichen Angst gepackt. Wie ein Orakel klingt's! Sie sind mit Rätseln hinter ihm her. Wollen sie ihn warnen — oder ärgern? Ist er ein solch Geringer, daß er kein Rotstrümpfchen freien kann? Oder ist Rotstrümpfchen eine solch Leichte — — O pfui! O nein! Sein Rotstrümpfchen, sein bia Rotstrümpfchen!

Er stapft davon, er wirft el Patie ein Witzwort hin. Sie sagt hinter ihm her: „Wenn du also eine andere Schlafstelle brauchst, mein Stübchen halt' ich dir!"

Haïe, was eine el Patie! Was ein Geschwätz! Weiß man doch, warum sie dies Jahr nicht gut auf den Heiratskaffee zu sprechen ist. Sie ist die vorjährige Präsidentin, und ist heute noch ledig und hat knapp vier Hochzeiten fertiggebracht. Es war kläglich, es war eine Blamage. Ei ja, man weiß also, woher die Mißgunst der el Patie. Adjü, el Patie!

Die weiße Sonne ist da und vergoldet die Dächer von Ecausinnes-Balaing. Da ist schon das Haus „zur guten Ecke", wo ein Konsumverein sein Lager hat. Ein Gerüst davor, und der weiße Kittel des Anstreichers flattert darauf. Es wird ein Aufputz allerorten. Fromme Leute, die zu der Kirche halten und nicht mit den Sozis verkehren, klagen: „Vor ein paar Jahren, als die Affär' mit dem Heiratskaffee noch nicht war im Steinbruchland, da strich und säuberte man die Häuser für die Prozession, und es war uns' größtes Fest!"

Es sind auch noch einige von dieser Meinung, trotzdem ihre Mädchen heranwachsen und die Zeit kommt, da ihre Augen nach dem suchen, der einmal in ihr Herz fallen muß wie ein Funke ins Stroh. Diese Mädchen haben bis heutigentages gesagt: „Wir heiraten nicht!" Den Hübschen erwiderte man darauf mit heimlich wissendem Lächeln: „Bis der Rechte kommt!" Den Häßlichen sagte man nach, so könnten sie der Sankta Katarina das Haar flechten, was eine zartfühlende Umschreibung dafür ist, daß sie alte Jungfern bleiben. Die Häuser dieser Leute und dieser Mädchen erhalten keinen Anstrich zum bevorstehenden Feste, und es stehen auf ihren Speichern nicht die herrlich gemalten Inschriften zur Begrüßung der Freier zum Trocknen auf.

Aber es ist ein Fluidum in der Luft von Ecausinnes, das ein Maler mit rosa Wolken, von herabpurzelnden Amoretten umgeben, versinnbildlichen würde. Es ist Hochzeitsluft. Wo zweie oder dreie zusammenstehen, sprechen sie vom Heiratskaffee. Sie nennen ihn das „große Goûter". Es steht auch ein Wegweiser, der Landesunkundige nach der „rauchenden Fontäne", nach Henripont weist und die pittoresken Spaziergänge preist und verkündigt: ‚Man begegnet dort vielen Amoureux!', oder: ‚Grüß' euch, ihr Amoureux!'

Es werden auch Wirte vor ihren Esta-

minets stehen und sagen: „Meine Freunde, wollt ihr nicht eintreten zur liebenswürdigen Charlotte?“ Oder sie werden sagen: „Bedienung ist euch zugesichert durch die vielliebe Julia.“ Oder sie werden sagen: „Eh, wißt ihr's? Die Scharmante von Brüssel führt den Tanz!“

Und so wirren die Reden und Tänze im Lande der Hochzeiten, der Freierswege, der winkenden Amoretten. In den Hütten wohnt die Liebe. Im Glanze der Frühsonne liegt das Heiratsdorf. —

Auf dem Platze Pilori schallen Axtschläge, als Sylvain Marbaix dort die Schenke Bas rose sucht. Man sieht die Schenke Bas rose nicht mehr. Sie liegt hinter Gebälk und Reisig und aufgehäuften Tannenbäumen. Es ist da viel Geschrei und laute Geschäftigkeit. Vor dem schnell ausschreitenden Marbaix über den Weg läuft ein halbwüchsiges Mädchen, eines mit zwei gelben Flechten auf dem Rücken, davon die eine aufgelöst ist.

„Haïe, Bibi!“ ruft er sie an. „Was gibt's denn an uns' Schenke?“

„Man macht ein' Tribüne, siehst nicht?“ und fort schlottert es, sein Kleidersaum hängt zerrissen.

„Eh, Bibi! Ist sie da, dein' Schwester?“ ruft er nach. Da hört sie nicht mehr.

In dem Bas rose hämmern sie, daß die Balken splittern. Eine Lücke ist da zwischen zwei Häusern. Dort hinein bauen sie die Festtribüne. Der Verlauf der großen Ereignisse soll sich darauf abspielen: die Begrüßung der Zölibatäre, der Aufzug der Heiratskandidatinnen, das Vivat und der Tusch und sonst noch sehr Herzerhebendes, was man feierlich und todernst nimmt im Hochzeitslande.

Und schon schlingen sich Papierwinden an dem roten, niederen Backsteinbau der Schenke Bas rose hinauf. Sie hängen über die Türe herab und rascheln um Sylvain Marbaix, als dieser gebückt unter der Tür verschwindet. Im Schenkzimmer ein Geschwätz und Gläserklirren und eine Rede. Linard Vrancq, der Lehrer, spricht. Da wird tiefe Stille. Als Marbaix' Eintreten Geräusch macht, zischen ihm ein Dutzend Stimmen zu, und Rufe schallen: „Silence!“

Die Tische sind vollbesetzt. Mit breiten Rücken liegen die Burschen darüber. Ihre kurzen Pfeifen hängen im Mundwinkel. Das sind die von Marche, die noch mit zerdrückten Mützen kommen und stinkenden Toback rauchen und übrigens sehr in der Kultur zurück sind. Zwischen ihnen die Gentlemengesichter mit den dampfenden Zigaretten derer von Balaing. Auch einer mit losem, weißem Seidentuch um den rotbraunen Hals, der die Steinmetzen des Steinbruchlandes vertritt. Auch noch dieser und jener aus den drei Ecausinnes, besonders aber die Junggesellen aus den drei wohlhabenden Häusern Regibau, Taminau, Hanotiau. Der erste ein Metzger, der zweite ein Bäcker, der dritte ein Taubenhändler. Sie spitzen die Ohren, sie vergessen das Rauchen. Linard Vrancq, der Vorsitzende der Junggesellen, tupft mit seiner wohlgepflegten Hand in die vor ihm stehende Schachtel, holt ein Brieflein nach dem andern heraus, liest mit lauter Stimme und sehr dramatisch. Das sind die Liebesbriefe, die von auswärtigen Freiern zum Heiratskaffee einlaufen und die Linard Vrancq unter eifrigen Kommentaren der Anwesenden verliest. Sowie er aber nach der Schachtel tastet, ist da schon eine Hand, die ihm die „Hühnchen“, die Briefe, zureicht. Marbaix möchte sehen, wem diese Hand gehört, bleibt an der Tür stehen, denn er kann ohne Geräusch nicht weiter, und reckt sich auf, um über die Männer hinwegzusehen. Aber Linard Vrancq versperrt ihm die Aussicht, und er liest sehr interessant. Er liest von einem, der von seinem Gesicht sagt, es sei agréable, von seinem Temperament, es sei gemäßigt, von seiner Position, sie sei unabhängig, von seiner Neigung, sie bevorzuge das Delikate und Sanfte. Da ruft der Vertreter der Steinmetzen, Tymian Tassignon, einen Bierwitz hinein: „Apotheker, verschreib' ihm Eisen. Er hat Kamillentee im Blut!“

„Er ist fein!“ sagt eine tiefe und zufriedene Stimme hinter dem Büfett. Man weiß, auch ohne daß man es sieht, Simonne hat gesprochen.

„Ah, Mademoiselle knüpft schon Neigungen an!“ ruft der Apotheker, der auch Arzt ist.

„Sie wird aber für diesen Galan einige Pfund retour gehen müssen!“ reagiert Tymian Tassignon wieder. Da kommt's tief

und unfreundlich hinterm Büfett her: „Du bist neidisch!"

„Eh — vorwärts!" Und eine flinke Hand reicht wieder „Hühnchen".

Da braucht Marbaix sich nicht mehr aufzurecken, denn er weiß jetzt, wo er das Rotstrümpfchen zu suchen hat und wo es versteckt sitzt und wo es mit heller Stimme schwatzt und heimlich lacht, so als dürfe es seine ganze Heiterkeit nicht preisgeben und als könne es den Menschen nur ein Drittel von dem offenbaren, was in ihm ist.

Jetzt steht der Sylvain und ist andächtig und lauscht. Er sieht sie. Wenn er in der Nähe dieses Mädchens ist, wird er genügsam und denkt wunder, was sie gibt, wenn sie ihn bei sich duldet. So denkt der große, markige, frohe Sylvain Marbaix.

Derweil gibt Linard Vrancq das Konzept der Festrede kund, die von der Präsidentin aufzusagen ist und die der Intelligenz des Herrn Lehrers und Vorsitzenden entspringt. Er liest, und, wie gesagt, dramatisch liest er: „— und gewiß, meine Herren, bedauern wir, nicht auf die große Zahl, die gekommen ist, unser Lächeln verteilen zu können, das nur der eine einzige von unsern Lippen pflücken darf. Wir wissen auch, daß die Mehrheit von Ihnen bereit ist, den drückenden Junggesellenstand abzuschütteln, und Sehnsucht hat nach der legitimen Zärtlichkeit einer braven, tapferen Frau, die vielleicht schon im nächsten entscheidenden Augenblicke Ihnen vom Schicksal in den Lebensweg gestellt ist, die auf Sie wartet mit süßesten Wünschen, die Schönste unseres Geschlechts für Sie, die kleine, holde Ecausinnerin, die bestimmt ist, Sie glücklich zu machen, Sie —!"

„Patata!" schlägt da die Stimme Marbaix' unwirsch die Rede entzwei. „Was ein fürchterliches Geschwätz!"

„Oho!" sagt nur der Redner und hält inne. Und dann wird ein Schweigen wie nach einem Donnerschlag, Marbaix spricht noch den Rest seines Zornes hinein.

„Ich möcht' wissen, ob diese schauderhafte Bouillon von der Aimée Pête gesagt wird?"

„Wirf ihm eine Kartoffel in den Mund!" spricht der Tymian Tassignon.

Linard Vrancq aber erklärt: „Ich lege mein Amt nieder!"

Da stoßen sie von den Stühlen auf, da rücken sie die Gläser und heben sie und schwenken sie. Dem Sylvain Marbaix sollen sie an den Kopf fliegen. Nun steht Rotstrümpfchen über allen. Sie steht auf einem Stuhl. Ihre weiße Trägerschürze flattert über den beleidigten Vorsitzenden hin. Die blanken Kämme blitzen in ihrem schwarzen, dichtgebauschten Haar. Schön ist sie gewachsen und üppig und voll wogender Mädchenkraft. Ein ruhiges Gesicht, unter dem die Erregung pulst. Es müßten große, tiefe Augen darin leuchten. Aber diese Augen sieht man nicht. Sie sind halbgeschlossen. Sie halten die flimmernden Blicke zurück. Aber aus dem Spalt, der sie sichtbar macht, dunkeln abgründische Tiefen und warme Verheißungen und leuchten soviel Schätze, die noch ungehoben in dieser verschlossenen Mädchenseele liegen. Sie sagt in dem Lärm: „Ich verbiete euch, ihm eins an den dummen Kopf zu geben! Wenn er sich was von Porzellan zerbrechen will, soll er sich in die Suppenschüssel setzen. Sylvain Marbaix, wenn's gefällig ist, trink ein Glas Bier und schnitz' dir einen Esel."

„Schnitz' dir einen Esel!" bekräftigen zweie und dreie.

Marbaix brummt: „Nicht mal mein Recht soll ich haben als Galan —"

Da sieht ihn das Rotstrümpfchen an, und er schweigt.

„Er ist neidisch!" hallt's hinterm Büfett her.

„Lies weiter, Linard Vrancq!" sagt Rotstrümpfchen. Die Männer setzen sich und rücken zusammen. Linard Vrancq steht und behauptet: „Es ist eine Beleidigung, er soll mich Pardon fragen!"

Marbaix lacht heiter auf, stapft zum Büfett und zapft sich ein Glas.

„Ich bedaure, dann muß ich dennoch mein Amt niederlegen," erklärt Linard Vrancq.

„Das könnt'st wohl tun!" ruft Rotstrümpfchen zu Marbaix hinüber. „Frag' dein Pardon!"

Er lacht noch immer, trinkt aus, zapft von neuem ein. Nun drängt Rotstrümpfchen zu ihm her, faßt ihn am Ärmel und flüstert: „Koko, tue es, ja, tue es, Koko." Weil sie sehr zärtlich sein will, sagt sie Koko, derweil die andern auf Linard Vrancq einreden.

„Oho, jetzt kannst du scharmuzieren! Ich tu's nicht! Prost, Linard!"

„Hörst du, Simonne, wie dumm er ist? Er will nicht nachgeben, und der Klügste gibt doch nach."

„Ich tu's nicht!"

„Siehst du, Simonne, wie er sich breit macht? Jetzt meint er, er hält mich zwischen Daumen und Zeigefinger!"

„Ich halt' dich!"

„Wieso?"

„Wenn der Linard abdankt, fällt die ganze Padderatei zusammen!" Er lacht schadenfroh.

„Was hast du gegen die Padderatei?"

„Haïe, fragst du!" Er stellt das schon zum Munde erhobene Glas nieder, seine Hand langt nach der Rotstrümpfchens, er preßt sie, daß sie sich leise dagegen wehrt, sein helles Gesicht ist von bösen Schatten überdunkelt. „Sie haben mir mein Rotstrümpfchen überredet, sie haben's doch? Sie haben dir den Brei um den Mund geschmiert, und nun ist das so, wie ich hab' nicht glauben wollen und wie es mir ganz schrecklich ist. Sie haben dich verredet —!" Er fragt nun und will Antwort: „Sie haben's doch?"

Da drückt ihm Rotstrümpfchen sein Glas Bier in die Hand, drängt ihn zum Vorhang, der die kleine Stube hinterm Büfett abtrennt. „Geh zur Maman, kleiner Narr, sie weiß Bescheid, kannst dir bei ihr die Antwort holen. Simonne, hast du schon einen gesehen, der ein kleiner Narr ist wie der? Er ist eifersüchtig, weißt du!" Lacht ihn aus und stößt ihn in den Vorhang.

Aber er steht noch — Halb verborgen in dem Vorhang steht er. Sein Blut kocht. Er hört Rotstrümpfchen noch sagen: „Jetzt ist er aus dem Lokal, und der Linard braucht sein Amt nicht niederzulegen."

Es schlüpft noch ein Gast herein, einer, der keine Geräusche macht. Er hat sich am Wegrain ausgeschlafen und schiebt sich durch die Tür mit seinem Verkaufskasten, den Streichhölzern und Ansichtskarten vom Heiratskaffee. Eilt auf Fußspitzen und geduckt durch die Stube, legt sich auf den Boden in die dunkelste Ecke. Er will verschwinden und vergessen sein. Auf diese Art erlauscht er die intimen Neuigkeiten, die er braucht, um sich im Steinbruchlande sein Essen und Trinken zu verdienen. Man wird nicht sagen: „Der alte Paternotte ist mein Freund!" Was kümmert den alten Patternotte Freund und Feind! Er will leben und essen. Zuweilen auch trinken. Und weiter nichts. Als Paternotte mit seinem Verkaufsladen durch die Stube geschlüpft ist, hat man ihn schon vergessen —

Linard Vrancq entwickelt des weiteren das Festprogramm und liest eine lange Liste von Einzahlungen, die zugunsten der Veranstaltungen gemacht wurden — zwanzig Franken vom grünen Journal „La Senette". „Bravo!" Man läßt den anwesenden Herrn von der Presse, der nahe der Kirche sein schönes Haus hat, hochleben. Des weiteren ein Landwirt aus Henripont zwei Franken, auf daß am 8. Juni Sankt Medard, der Wettermacher, „artig sei!" Auch zeichnet fünfundzwanzig Franken die Diablesse aus Ixelles, und man ist allgemein der Ansicht, daß sie mehr spenden könnte, denn sie ist die große und reiche und schöne und blonde Demoiselle aus der Zuckerrübenfabrik, verwandt mit Steinbruchkönig, ah, eine große Dame, eine schillernde, eine Diablesse.

Aimée Pête schaut mit Linard Vrancq in die Liste. Ihr ausgestreckter Finger fliegt über die Reihen, auf die Zahl 50 tippt sie. Daneben steht: „Ein Lacher."

Wer der „Lacher" sein könnte, fragt man untereinander. Ein Reicher gewiß, denn fünfzig Franken sind kein' Bagatell, o nein! Also wer mag's sein?

Sie sind stille und denken. Da hören sie Paternotte vom Boden aus sagen: „Es ist der Prinz!"

Es leuchtet ihnen ein. Wenn Fallières und Clemenceau schon zum Heiratskaffee gekommen sind, warum nicht diesmal ein Prinz. Rotstrümpfchen ruft zum Büfett hinüber: „Bring dem Paternotte ein Bier!" und meint den Sylvain Marbaix, der noch unentschieden im Vorhang steht.

Tymian Tassignon hat nachgedacht. Er sagt jetzt: „Wenn Steinbruchkönig ein' Sohn hätt', ich würd' meinen, der wär's!"

Vier Stimmen rufen: „Er hat ein'! Bist du fremd? Ja, du bist fremd, denn du bist wie der Sylvain Marbaix aus der Gegend der großen Roßfermen!"

„Sie vertragen sich nicht, der Sohn und der Alte?"

„Der König und der Kronprinz, ja!"

„Sie essen nicht an einem Tisch!"

„Der Alte sagt: Monsieur Lie! Monsieur, denkt mal."

„Der Junge sagt: Monsieur mein Vater, ei ja!"

„Ist nun in der Welt 'rum, über Wasser, sagt man."

„Im Kongo vielleicht. Leopold II. wird ihn gebrauchen."

„Ei, Gott weiß wo. Nach dem Tod der alten Maman war's aus mit dem Hausfrieden."

„Silence!" ruft Linard Vrancq und klopft ans Glas. Er möcht' verkünden, daß man sich wie alljährlich im Schulhause versammelt: die Präsidentin mit ihren Heiratsjungfrauen, die Garde civique von der Louvière, von Carnières und Houdeng — en parenthèse: die Bittschrift dieserhalb an den Minister sei eingereicht — und nicht zu vergessen die „sozialistischen Turnmädchen", eine Sektion der „Jünger von Jean Volders".

Eine Stimme von einem, den man nicht sieht, ruft: „Sie kommen nicht!"

Da wissen sie alle, daß Paternotte noch unter ihnen ist, und zucken die Achsel. Obschon er sonst alles weiß, der Alte, das da mit den Turnmädchen weiß er nicht richtig.

„Sie kommen nicht!" sagt die Stimme wieder.

Nun schließt Linard Vrancq die Versammlung der Zölibatäre und beschließt selber Nachfrage zu halten, wie das mit den Turnmädchen sei. Paternotte rafft sich vom Boden auf, sagt: „Die el Patie ist doch Kassiererin in der Sektion."

Linard Vrancq hält noch die Türe in der Hand. „Wollen Sie uns den großen Goûter kaput machen?" Er meint den Heiratskaffee.

Paternotte hält sein leeres Glas in Schulterhöhe. Er macht ein durchaus schweigsames Gesicht. Rotstrümpfchen ruft zu Marbaix hinüber: „Schenk dem Paternotte ein Bier ein!"

Da sagt Paternotte: „Jawohl, sie wollen den großen Goûter kaput machen!"

Und nun verschwindet Linard Vrancq draußen.

Als die Türe aufgeht, schwillt ein Lärm herein, Axtschläge gegen das Gerüst, holpernde Lastwagen über den Platz und ein lauter, mehrstimmiger Männergesang.

Die kräftigen Stimmen hallen. Um die entblößten Hälse flattern die weißen, lose geknoteten Halstücher. Die breitkrempigen Strohhüte hängen im Nacken. Mit knarrenden, glänzend gewichsten Stiefeln in gleichem Schritt und Tritt von Schenke zu Schenke. Es ist Montag. Die Steinmetzen machen ihren Bummel. Sie haben's, das viele Geld, das sie herausklopfen aus den Felsen. Und sie streuen's, das viele Geld. Es ist noch kein Steinmetz reich gestorben.

Rotstrümpfchen kommt mit dem Konzept ihrer Rede, faltet es zusammen und steckt es in den Schürzenlatz. „Du stehst noch da?" fragt sie flüchtig zu Marbaix hinüber, ist schon bei Simonne, die Papierrosen auf Draht zieht, und hilft ihr.

Marbaix murrt, und sein rundes Gesicht zieht sich vorwurfsvoll in die Länge: „Was hätt' ich bei deiner Maman zu tun? Wir beide müßten zusammen reden!"

Sie ist mit Simonne in großer Geschäftigkeit, sie fragt, was er da zu knurren habe, und hört nicht hin und wünscht, daß dieser große, dumme Mann ihr aus dem Wege wäre. Steigt auf den Stuhl und reckt an das Schränkchen, holt in einem Körbchen die Purpurschleifchen der Heiratsjungfrauen. Als sie hinuntersteigen will, sieht sie Sylvain Marbaix an ihrem Stuhl. Die blauen Augen, die er zu ihr emporrichtet, sind trüb und dunkel. Er steht hilflos und sehr geworfen von nagenden Zweifeln und wagt doch nicht, mit ihr zu schelten. Sie hat Mitleid mit ihm, sie neigt sich zu ihm hinunter, streicht ihm über den kurz geschorenen Kopf bis zum Nacken hin, flüstert: „Koko, sei nicht närrisch," und platscht ihm leicht auf die Wange. „Koko, du siehst doch, wie ich kein' Zeit hab'!" und springt ab und lehnt eine Sekunde in seine Arme. „Du weißt doch, daß ich mein' Koko lieb hab', weißt du's nicht, haïe, Dummer?"

„Wer kann das wissen! Es sieht nicht so aus!"

„Wie sieht's denn aus, Monsieur?"

Seine Brust dehnt sich unter hartem, gepreßtem Atmen. „Es sieht so aus, als müßtest du auf den andern warten!"

Rotstrümpfchen steht pfeilgerade und in verwunderter Neugier: „Auf den andern?"

„Der noch kommt!"

„Guter Gott, wenn du nicht verrückt bist, so frag' ich dich: Wer kommt?"

Biedermeierinnen. Gemälde von A. Desclabissac.

Da sagt er ganz elend: „Weiß ich's denn?!"

„Koko," fragt Aimée Pête besorgt, „hast du viel getrunken?"

„Er wird kommen!" wiederholt er fest, und seine Stimme verhärtet. „Aber dann muß ich ihn mal töten! Ich werd' ihn mal töten!"

Rotstrümpfchen sieht sich ratlos um, und doch — ganz versteckt, ganz heimlich, fast unbewußt ihr selber — mit großer, ungesättigter, lebenssehnsüchtiger Neugier auf den, der kommen soll.

Paternotte stellt sein leeres Glas aufs Büfett, denn er will weiterziehen. Er hört Rotstrümpfchen fragen: „Ist der Koko nun betrunken oder nicht?"

Seine kleinen zwinkernden Augen wirren von einem zum andern. Er wird sich hüten, eine Meinung zu äußern, er hat keine Meinung, er wird warten, wie die allgemeine Ansicht ist. Indessen zwinkert er heimlich dem Rotstrümpfchen zu, was dahin auszulegen ist: ‚Laß ihn, er ist wirklich betrunken!' Und hinter dem Rücken Rotstrümpfchens macht er dem Marbaix eine Handbewegung: ‚Jawohl, mach' ihn tot, wenn er kommt!' Und dann hängt er den Kasten um und schurpst hinaus.

Die Türe wird gegen ihn geworfen. Die Steinmetzen drängen mit Lärm und Gesang herein. Ein Gedränge und Schieben und Stoßen. „Heda! Buben von Lalaing und Enghien und Marche und Henripont usw.! Heda, Platz gemacht! Lange genug haben sie gesessen!"

Andere Leut' wollen auch trinken. Steinmetzen wollen trinken. Bas rose hat gut Bier, englisches und schottisches, kein saures „Saison". Eh bien, also Platz da! Man nickt, trinkt sich zu, rückt zusammen oder drängt hinaus. Aufgelöst ist die Konferenz der Zölibatäre. Die Schenke ist voll zum Quetschen. „Höh! Bier! Bier! Bier!" Rotstrümpfchen packt Marbaix am Ärmel, zwingt ihn an den Kranen. Da er sich wehrt, ist sie zürnend hinter ihm.

„Nicht einmal bißchen zugreifen will er, pfui dä! Jetzt wo ich kein' Hilf' habe!"

„Du liebst mich nur, weil du mich brauchst!"

Das helle Rot flammt in seinem Gesicht. „Du hätt'st mir das nicht antun sollen, das nicht! Das nicht!"

Rotstrümpfchen hält die Ohren zu und läuft davon. Und dann steht er doch am Fasse und zapft. Er muß ihr zur Hilf' sein, sie soll sich nicht abhatzen, er hat sie zu lieb. Sagt aber noch in heiserem Groll: „Hätt' sie mir das tun sollen, Simonne?"

Simonne steht auf, schüttelt die Papierschnitzel aus ihrem Schoß. Sie ist gesund und rund und nicht häßlich, denn ihr Gesicht ist zufrieden und von keinen Aufregungen zerwühlt. Der Tymian Tassignon sagt zwar: ‚Es ist wie zwei halbe Kürbisse,' aber man weiß, daß Tymian Tassignon ein böser Witzbold ist.

Simonne spricht: „Du solltest wirklich zur Maman 'neingehen. Geh 'nein, ich zapfe."

Da geht er. Hinter ihm schwankt der Vorhang.

„Hah, Salut! Maman Bas rose!"

„Hah, Salut! Sylvain Marbaix, setz' dich."

„Ja, ich werd' mich wohl ein bißchen setzen müssen. Die Aimée sagt, ich sollt' mit Euch reden."

„Oho," sagt die Mam' und einstweilen nichts weiter sonst, setzt die Pfanne mit den fettdurchtränkten Bratkartoffeln und den Speckschnitten auf den Tisch, legt eine Zeitung unter. Der bauchige Ofen raucht. Es ist einer von den feurigen Durchbrennern, die man im Lande „kleiner Teufel" nennt. Auf das rauchende Loch stellt die Mam' geschwind den Kaffeekessel, streckt den Kopf in den Gang zur Hintertüre, ruft schrill: „Viktorien! Omer! Célina!"

Der Lärm aus der Schenkstube schwillt herein. Von dem Stimmengeräusch angeregt, schmettern die in spannhohen Käfigen eingefangenen Singvögel ihr Getriller. Rund um das Fenster in ihren düsteren Gefängnissen, die Flachs- und Blutfinken, die Lerchen und eine Nachtigall.

Sylvain sagt, als prophezeie er ein Unglück: „Das wird wieder ein' Affäre, 10 000 Fremde sind angemeldet."

Die Buben stapfen herein, flegeln am Tisch. Der Raum ist eng und dunkel. Omer, der verschiedenes besser wissen will im Leben wie die Maman, hatte im elften Jahre seines Daseins erklärt, daß die Schule für ihn überflüssig sei, trägt seitdem lange Hosen und Stehkragen und raucht. Im Gegensatz zu Viktorien, der ein Sechzehn-

jähriger ist, noch Kniehosen der Sparsamkeit halber trägt und nur dann spricht, wenn er dreimal darum gefragt wird.

Omer pickt aus der Pfanne die Speckwürfel, sagt zwischendurch: „Die Turnmädchen sind im Feld von Waterloo, sie haben geübt an der freien Pyramide, da kam el Patie."

Maman Bas rose haut ihm im Vorbeihasten auf die naschenden Finger: „Aus der Pfanne! — Na, und was weiter mit el Patie?"

„Wie dann noch der Linard kam, haben sie beschlossen, ins Volkshaus zu gehen."

Er unterbricht sich. Heller Marschgesang in der Straße. Viktorien reißt das Fenster auf, liegt darin, Omer über ihm. Dahinter die Maman, Sylvain sagt mürrisch: „Vor 1903 war hier alles ruhig. Jetzt sind die Bochelles (womit er die Turnmädchen meint) wie von der Hex' besessen. Früher hätt' kein' Mätress' (in dem Sinne: Verlobte) sich auf den Heiratsmarkt gestellt."

Die Maman stellt die Pfanne auf den Tisch, schiebt ein Zeitungsblatt unter, ruft den Buben, wirft auch dem Sylvain einen Seitenblick zu.

Aha, da hinaus will er. Die Maman ist eine kluge Frau, klüger noch als das Rotstrümpfchen. Sie weiß, den da kann man totreden. Und wie sitzt er denn da? Gerad' wie einer, der sich überzeugen lassen will, dem es wohl wird, wenn er bestimmt weiß, er hat unrecht. Na, kann er haben.

Sie sieht ihn streng von oben bis unten an, so, als müßt' sie ihn aufbohren.

„Fängst du so an, Alter? Dann laß dich heimgeigen und von dem Rotstrümpfchen laß die Finger. Willst du sie kaufen wie 'ne Katz' im Sack? Bild' dir nicht viel ein, Alter. Wenn man jetzt dein Gesicht sieht, möcht' man dir nicht zwischen Tag und Dunkel im Wald begegnen. Geh 'naus an die Pumpe und wasch dich!"

Sylvain aber bleibt sitzen, und da weiß sie, daß sie es heute schwieriger mit ihm hat. Er knurrt: „Jetzt will ich nicht mehr mit Redensarten abgespeist sein, jetzt will ich Bescheid wissen," und bäumt sich gegen die Stuhllehne zurück und streckt die Beine unter dem Tisch, „ich könnt' doch mal die Geduld verlieren und ausfällig werden."

Allerdings, das könnte er. Der Maman Bas rose wird vor diesen Gliedmaßen angst und bange.

„Komm mal her, Alter," sie schiebt ihm die Pfanne zu, „ein bißchen kannst du noch mitessen, für Aimée bleibt immer noch 'n Notbröckchen," kratzt ihm mit ihrer Gabel seinen Teil zu, „laß uns das wie zwei vernünftige Menschen besprechen, aber iß!"

„Brot kannst du auch 'n Schnitt nehmen, es kommt mir nicht drauf an. Also es ist dir nicht recht wegen der Präsidentschaft. Bon, ich könnt' dir sagen, wenn's dir nicht rechts ist, ist's dir links —"

„Halt! Sie ist mein' Mätresse, wenn's gefällig ist!"

„Ah was! Nix ist öffentlich. Solang' nix öffentlich ist, ist es nix. Du bist dünn, worauf willst du denn heiraten? Du bist arg dünn." (Will heißen, daß er knapp im Geld ist.)

Da legt er die Gabel hin und will nicht mehr essen. Sie aber schleudert ihm auf seinen Teil eine Speckschnitte. „Iß, sag' ich! Wer vom Lecken nicht satt wird, wird's auch nicht vom Fressen." Da lachen die Buben. „Also, daß du dünn bist, dafür kann ich nicht und die Aimée auch nicht, darum müßten von Rechts wegen wir bös' sein und nicht du. No Patata! lassen wir's so. Du siehst ein, daß du öffentliche Ansprüche überhaupt nicht machen kannst. Nummer zwei: man hat beschlossen, keine Präsidentin mehr zu wählen, die nachher sitzen muß und die Sankt Katarina koiffieren. Es mußt' eine sein wie unser' Aimée, die noch kein öffentliches Verständnis mit einem hat, aber die das Dorf nicht in die Blamage bringt wie die el Patie. Du siehst also ein, daß es nicht mehr wie recht war, einer wie unser' Aimée das hohe Amt anzubieten, denn keine bessere gab es in Ecausinnes-Lalaing! Nummer drei: in 180 Zeitungen wird von dem Goûter und uns' Kirche und den merkwürdigen Steinbrüchen geschrieben und dem Schloß —"

„Und der Demoiselle Präsident," würfelt er grimmig ein.

„Jawohl und darauf kommt's an. Wenn du später heiratest, kannst du stolz sein, denn du hast eine Frau, von der man in Amerika, in England und in Deutschland gesprochen hat. Das ist auch was wert. Ich hatte 'n Großvater, der im Kongo erschossen wurde. Es ist immer schön, was Auswär-

tiges in der Familie zu haben. Es war auch ein Herr von einer großen Zeitung hier, der fragte im ganzen Dorf nach der exzellenten Präsidentin vom Heiratskaffee, und hernach schrieb er in seine Zeitung, daß sie ihm mit der größten Grazie und Gentilesse Auskunft gegeben habe. Meinst du, unsereiner hätte nicht auch sein Ehrgefühl? Nummer vier —," sie haut Omer, der mit Viktorien Fußtritte unterm Tisch austauscht, mit der Gabel auf den Arm. „Nummer vier: unser Kabaret hat den Profit davon. Zwei Faß ‚Saison' sind heut schon drauf. Nächste Woche kommen die Fremden, dann brechen hier die Wände auseinander, denn jedermann will doch die Mademoiselle Präsident sehen. Gefällt das dir nicht, Alter? Willst du die Aimée hintern Vorhang stellen? Willst du ihr's Gesicht schwarz machen, daß die Messieurs fortlaufen und sagen: Fi donc, was ein' Makralle (Hexe)! Du siehst also ein, daß du dich freuen kannst, eine Braut zu haben, die in 180 Zeitungen steht und zu der 10 000 Fremde kommen, um sie zu sehen. Was bist du denn für ein Kerl, wenn du das nicht einsiehst?"

O gewiß, er sieht's ein, er spürt sogar den schwellenden Stolz, den die famose Mam' ihm eingeredet hat. Ei ja, was ist er denn für ein Kerl, wenn er da nicht steht und mit der Faust an die Brust klopft und sagt: 180 Zeitungen schreiben von ihr, und sie ist mein! — und wenn ich will, kann ich 'nauf aufs Podium steigen und sie küssen!

Er meint zwar, wenn er's wirklich tät', würde ihn sein Rotstrümpfchen schon fein hinunteräugeln, aber ausdenken kann er es sich immerhin. Wenn er sein Rotstrümpfchen in der Illusion lieben kann, genügt's ihm schon. Frohselig klunkst es ihm auf. Er stürmt an die Pumpe. Man hört ihn am Wasser pantschen. Und dann kommt er adrett und frisch, zwar keinen Halskragen, aber ein weißseidenes Halstuch zu legerem Knoten geschlungen. Mit einem Taschenbürstchen sträubt er die nassen Haare auf dem Scheitel empor, daß sie wie Stacheln stehen. Sein Bubengesicht glänzt.

Viktorien, der langgewachsene Sechzehnjährige, zwinkert ihm nach. „Trinkt der nu' heut wieder unser Bier umsonst?"

„Es ist mal so," sagt die Maman. „Es ist mal so. Wenn die Aimée keinen Besseren kriegt, muß sie auf den anbeißen."

Beim Eintritte Sylvains quillt das Geschwätz wieder zu lauten Zurufen an. Sylvain soll singen. Die schönen Lieder der Cramignons. Man weiß, wie er das Singen 'raus hat. Eine Stimme, so klar wie silberne Glocken, eine Stimme, die über den halben Platz hinschmettert, und dann schwellen ihm die Halsadern, und das Blut läuft ihm in den Kopf. Der reiche Lie Macq, der Steinbruchkönig, hat ihn einmal gehört und sich erboten, ihn ausbilden zu lassen als Sänger. Heiliges Blau! und da wollte der Narr nicht: dacht' an sein Rotstrümpfchen und wollte nicht. Müßt' von seinem Rotstrümpfchen fort. Ei ein Narr! Die Welt läuft voll von Rotstrümpfchen. Und Rotstrümpfchen? Na, wer weiß, ob die nicht lieber Frau Sängerin geworden wäre. Er lacht und sagt nein, lacht wieder und sagt nein, und wird immer lachen und nein sagen.

So möge also der Sylvain Marbaix singen.

Er steht bei den zwei Mädchen, die beisammen hinterm Büfett hocken und Spitzen aufnähen. „Die Zither möcht' ich, wenn's gefällig ist."

Aimée hebt ihr Gesicht. Ei, natürlich, die Maman hat ihn zurechtgemacht. Jetzt ist er zahm. Sie ist nicht einmal erstaunt darüber. Mit halb zugekniffenen Augen sieht sie über ihn hin. „Simonne, hol' ihm die Zither." Sie scharrt unterm Büfett die Kiste heraus, die Simonne öffnet.

„Hör', Joujou!" Sie winkt ihm mit dem Kopfe. Da beugt er sich zu ihr hinunter, ganz nahe, daß ihrer beider Wangen aneinanderstreifen. „Hör' Koko, du singst." Sie trällert leise eine Melodie, wiegt den Kopf und schlägt mit dem Finger den Takt. „Weißt du's?"

„Vom Polichinelle, ja. Aber sie werden gleich alle mitsingen, es ist so bekannt wie 'ne Leopoldmünze."

„Oho, nein, dann weiß ich ein anderes. Dann sing nur —" sie trällert wieder, schiebt ihren lispelnden Mund an sein Ohr: „Je t'aime, comprends-tu ce mot?"

Da läuft ihm ihr warmer Hauch in den Körper, er schnellt den Kopf beiseite und küßt sie, geht und lacht. O ganz toll ist er, ganz närrisch und jauchzend. Wie wird er

singen! Als sollten ihm die Halsadern springen. Als sollten aus seinem singenden Munde Lerchen aufsteigen und die Stube mit schmetterndem Gesang erfüllen.

Aimée Pête stichelt in den Spitzen und Simonne auch. Sie summen leise die feinen Melodien mit. Sie schwenken rhythmisch die Köpfe und wippen sachte mit den Füßen.

Und dann läßt Aimée Pête ihre Hände im Schoß. Sylvain schaut zu ihr hin und macht helle, blaue, strahlende Augen und singt wie ein Troubadour, der sein Mädchen erfreuen will. Und so wie die französische Poesie mit toller Phantasie ihre Liebe malt, singt er:

„Ich liebe dich, ein süßer Laut!
Hat dir's ein Mensch schon anvertraut?
Der Vogel zwitschert's in dem Nest,
Das Echo ruft's beim Waldesfest,
Die Knospe seufzt es blütenmatt,
Der Schmetterling dem Rosenblatt,
Auf meinen Knien will dich lehren,
Das Wort der Liebe halt in Ehren.
Ich liebe Gott, ob dieser Wundertat
Und weil er dich und meine Lieb' erschaffen hat."

Aimée preßt die gefalteten Hände im Schoß. „Er singt schön, der Koko," sagt sie ohne Begeisterung. Und Simonne nickt und meint auch: „In den drei Ecausinnes hätt'st keinen bessern Aimant gekriegt."

Da preßt Aimée Pête noch fester die Hände im Schoß und sagt: „Ja, guter Gott, so ist's."

Sylvain Marbaix aber singt:

„Burnette allons gaie, gaie!"

Die Türe geht auf, und Zurufe hallen dem neuen Ankömmling entgegen, hallen in den Sang hinein. Salut, Oude Klaar! Er gibt allseits ein Kopfnicken, stumm und verschlossen. Wenn man ihn genau ansieht, weiß man, daß er gut ist. Man hebt die Gläser, man trinkt ihm zu. Er steht am Büfett und fordert Wein. Medoc zu einem Franken, Rotwein, eh! Dabei streift sein Blick Sylvain, der das halbgeleerte Glas vor sich hat, saures Bier, belgisch Bier, „Saison"! Sylvain sieht diesen Blick und denkt, daß ihm Oude Klaar folgendes sagen möchte: ‚Ich trinke Wein, weil mir nicht Weib und Kind am Brotkorb nagen. Du trinkst jetzt „Saison" und läßt dir's schenken. Wenn du das Rotstrümpfchen nimmst, wirst du Wasser trinken müssen.'

Da sendet ihm Sylvain auch seinen Blick, seinen strahlenden. Der sagt: „Oude Klaar, trink Wein dein Leben lang, er schmeckt dir wie Wasser. Ich trink' mein Wasser wie Wein, weil ich die Lieb' hab' und das Rotstrümpfchen."

Darauf hätte Oude Klaar einen zweiten Blick senden können, aber wenn er jemand in sein Unglück rennen sieht, läßt er ihn laufen. So wird er seinen zweiten Blick senden, wenn das Unglück geschehen ist. Und nur, damit man weiß, Oude Klaar hat immer recht.

Es ruft ihn einer an. Der möchte spötteln. Wieviel Extrazüge dies Jahr für die Fremden eingestellt würden? Ob der Alte auf fünf wetten möchte? Expreß von Paris!

Oude Klaar sagt: „Wir haben für nächste Woch' einen Salonwagen durchzufahren."

Oho! recken da die Köpfe auf. Einen Salonwagen im Steinbruchland stellt nur das weiße Haus. „Ja," sagt Oude Klaar, „das weiße Haus."

Der „Athlet" sagt: „Es kann Steinbruchkönig nicht sein, er hat sein' Gicht, dann fährt er nicht."

„Es ist nicht Steinbruchkönig."

Will der Oude Klaar Geheimnisse machen? Ist noch wer sonst vom weißen Haus?

„Der Sohn," sagt Oude Klaar tief und ruhig.

Da schweigen sie alle. Sie wissen nicht, was da zu sagen wäre. Der Sohn ist ihnen fremd. Wenn er mit dem Alten nicht zurecht kommt, wird er's auch nicht mit den Arbeitern und gewiß nicht mit den Steinmetzen. Sie sind dem Brotherrn zugeschworen. Sie lieben ihn nicht, aber sein Geld meistert sie. Aber die Neugier an den Tischen setzt doch mit Raunen ein. Als Tymian Tassignon ein Lied singen will, weisen sie ihn zur Ruhe. Ihre sorgenvollen Gedanken sind aufgestöbert.

Aimée Pête liegt über dem Büfett. Ihr Gesicht glüht. Sie sieht Oude Klaar zu, wie er seinen Wein schlürft.

„Habt Ihr ihn gekannt, Oude Klaar? Ihr seid all' lange hier."

„Ja, ich hab ihn gekannt."

„Wie sieht er aus?"

„Weiß nicht."

„Wißt Ihr's, man sagt, daß die ver-

storbene Frau ihn Prinz Lie genannt hat?"

„Weiß ich nicht."

Nun steht Simonne auf. „Kommt er für nächst' Woche, dann haben wir ihn für unſ' Goûter."

Da flimmern die Blicke aus Rotſtrümpfchens halbgeſchloſſenen Augen. „Der Prinz kommt!" ſagte ſie leiſe, faſt ſcheu.

Oude Klaar nimmt Glas und Flaſche und ſtapft zu Maman hinein. Er möcht' ſein' Ruh haben, knurrt er. Die Maman ſagt, er ſoll ſie haben, jagt die Buben hinaus, geht auch in die Schenkſtube und kündet ihren Gäſten, nun ſollen ſie heimgehen, es müßt' das Haus geſcheuert werden. Reſpekt vor der Maman Bas roſe! Sie ſcharren auf und gehen. Bas roſe bringt dem Rotſtrümpfchen ſchon Beſen und Eimer her. Ei da iſt noch einer über dem Tiſch und ſchläft. Haïe, Sylvain! Sie klopft mit dem Beſenſtiel auf die Diele. Sie ſchüttelt ihn an der Schulter, ſie patſcht ihm auf den Kopf. Schließlich tunkt ſie die Finger in den Waſſereimer und läßt's ihm am Nacken heruntertropfen. Da dehnt und reckt er ſich. Schlaftrunkenes Geſtammel und Gähnen.

Oude Klaar kommt hinterm Büfett her.

„Er muß ſeine ſechs Stunden ſchlafen, hat hölliſch geſchuftet. Und morgen wieder ſo und übermorgen und bis in die nächſt' Woche."

Sylvain taumelt auf, gähnt und ſagt: „Haïe was, nächſt' Woche! Für den Goûter bin ich da, weißt du, Rotſtrümpfchen."

„Er könnt' mir doch helfen," murrt Aimée, „ſeht mal ſeine Fauſt! Der Koko iſt von Eiſen."

„Seinen Schlaf muß er haben. Er iſt ein Mann im Dienſt, er hat ſeine Verantwortung. Allons!" Er nimmt den Schwankenden unter den Arm.

Sylvain iſt nun vollauf munter, lacht. „Er iſt mein Chef, ſiehſt du, Rotſtrümpfchen." Und noch im Weitergehen: „Weißt du, was er mir geſagt hat? Er ſagt, wenn du's willſt, wär' ich imſtand ein Ei zu legen!" Sein Lachen dröhnt von der Treppe her, die er zur Kammer hinaufſteigt.

Hinter Oude Klaar wirft Omer die Haustüre zu. Célina kriecht hinterm Vorhang hervor, kaut noch. Viktorien ſchleppt die langen Beine nach und die Säcke, die man auf die weißgeſcheuerten Dielen legt.

„Vorwärts!" kommandiert Mutter Bas roſe. Da ſtürzen ſie an die Tiſche, räumen ab. Die Gläſer klirren, Stühle rücken. Wenn Mutter Bas roſe bei der Arbeit iſt, ſitzt ihr die Hand locker. Sie knufft Célina und ohrfeigt Viktorien. Und zieht auch gegen Omer die Hand, aber draufſchlagen wird ſie nicht. Er trägt Stehkragen. Unſ' Feiner! Reſpekt! Rotſtrümpfchen kehrt und putzt, kehrt, kehrt. Wenn aber die Maman hinterm Vorhang verſchwindet, ſteht es auf den Beſen geſtützt, iſt ſehr nachdenklich. Eine Haſt und freudige Unruhe iſt in ihr.

Sie meint, nun müſſe die Türe aufgehen, und ein Mann mit leuchtenden Ordensſternen und ringgeſchmückten Händen eintreten und ſagen: ‚Ich bin der Prinz! Wo iſt Aimée Pête?'

2. Kapitel.

Das iſt im Volkshaus wie ein Bienenſchwarm.

Man denke: es ſind ihrer 150. Sie ſitzen mit glühenden Geſichtern. Und ſchön uniformiert ſitzen ſie. Sie tragen alle rote oder doch roſa oder doch rotgeſtreifte Stehkragen, denn ihre Geſinnung iſt rot, ihre Röcke ſind kurz, die Taille auch und die Schuhe amerikaniſches Faſſon. Aber die rote Geſinnung iſt zahm. Sie ſind Sozialiſtentöchter und gute Chriſten. Ihre Väter leben von ſozialiſtiſchen Vorteilen, und weiter drückt ſie nicht der rote Schuh. Sie werden jedoch allezeit ein großes Wort gelaſſen im Munde führen: Wir Töchter der Intelligenz!

Und darum ſind ſie heimgezogen vom Felde von Waterloo, um zu entſcheiden, welches der größere Fortſchritt iſt: für oder gegen den Heiratsmarkt?

Sie ſitzen in Bankreihen, der jüngſte Kurſus zuletzt, er hat nur die Bedeutung der Maſſenſtimme in der Verſammlung. Ihre Blicke ſtrahlen angriffsluſtig. Ihre Meinung iſt: ſie möchten die Welt in Stücke ſchlagen, nur damit etwas geſchieht, etwas bei dem auch ſie dabei geweſen ſind. Sie ſind an Jahren unter zwanzig und verachten die Männer.

Zu dieſen ſetzt ſich el Patie, als die Vorſitzende ſpricht.

Die Vorſitzende ſpricht knapp und gut. Sie hat ſtumpfes ſchwarzes Haar, ihre Brauen ſind ſtark und ſtreng. Man ſagt,

daß sie im Gesichte ist, wie ein rasierter Pavian. Und der Volksmund heißt sie: die schwarze Thèkle. Sie spricht: „Monsieur Linard Vrancq schickt folgende dringende Interpellation ein: ‚Ich frage an, ob die Gerüchte wahr sind, daß eine Stimmung in der Turnerschaft gegen den Goûter ist?‘ Nun, ich frage auch an.“ In den hintersten Reihen knacken die Bänke. Ein Murmeln von dort her. El Patie rückt in die Mitte der Jüngsten vor. Ihr Flüstern geht: „Braucht ihr euch feil bieten zu lassen, ihr jungen, honetten Bochelles! Habt ihr's nötig? Nein! Die alten Makrallen haben's nötig, zu denen kein Aimant mag. Seid ihr denn alte Makrallen? O nein! O nein! Eh — dann sagt's doch, dann schreit's doch heraus! All' mitsammen, all' mitsammen. Nieder mit dem Goûter!“

Da springen sämtliche Jüngsten auf: „Nieder mit dem Goûter!“

El Patie rückt die Bänke weiter, mitten in den Mittelkursus hinein. Es sind die Mitglieder mit je einer Spruchstimme in der Versammlung. Ihre Haare sind mit Sorgfalt toupiert, und sie schwärmen bei Turnreigen fürs Ballet à la Negerin, auch bevorzugen sie die Kragen rotgestreift, also gemildert radikal, denn ihre Jahre sind von zwanzig aufwärts.

Zu diesen sagt el Patie im geheimen: „Ich hab' die Erfahrung, von mir könnt ihr's hören. Warum bin ich ledig heut noch, obwohl ich war Mademoiselle Präsident? Weil ich mich estimiert hab' und nicht jedem hergelaufenen Poussierstengel mich nachwarf. Ich hab' was auf mein' Reputation gehalten. Macht ihr's nicht auch so? Werft ihr euch weg?“

Zwei Empörte rufen: „Wir wollen uns nicht wegwerfen!“

Es springen aber drei und vier im Mittelkursus auf, die also sprechen: „Warum wegwerfen? Werfen wir uns weg, wenn wir honetten Herren den Kaffee servieren und — wenn sie unser Goût sind — ihre Galanterien annehmen? Ist das Wegwerfen? Nein, das ist fein! Das ist fein schön! Vive! Vive das Goûter!“

Ein Wirrwarr von Stimmen und Geräuschen und Lachen. Von den Jüngsten verlieren einige die Logik und rufen: Vive!

Die schwarze Thèkle klopft auf den Tisch des Hauses und sagt, daß nicht mehr wie höchstens dreie gleichzeitig sprechen dürfen. Es spricht eine. Das ist el Patie. „Über Reputation braucht man nicht immer einer Meinung zu sein. Jeder hat so viel, als er für sich braucht. (Zwischenruf: Frechheit!) Die Sache hat aber noch ein' ander' Nase. Fragt die Buben von drei Ecausinnes, ob nicht viele sind, die murren: Wenn uns' Bochelles jetzt die Fremden charmieren, lassen wir uns' Finger davon, dann können sie sehen, wie sie auswärts ihre Mariatsche machen!“

Durch die Mittelreihen läuft ein Raunen: „Es ist so, uns' Buben lassen uns sitzen!“

Zurufe fallen: „Liegt was dran, wenn wir auswärtige Freier haben?“

Die schwarze Thèkle klopft: „Es ist hier kein Kaffeeklatsch! Wer nicht das Wort hat, darf nicht reden!“

El Patie hat's Wort. Sie steht auf und sagt: „Wenn!“

Und setzt sich. Mag man den Zusammenhang anknüpfen. Wenn wir auswärtige Freier haben! Bah, man hat sie doch, 10 000 Fremde. —

Da steht el Patie noch einmal auf.

„Aber die Mariatsche!“ und setzt sich nicht wieder und steht wie ein Feldmarschall. „Aber die Mariatsche! Von den 10 000 Fremden haben in einem Jahre nur acht ein' Mariatsche zustand gebracht! Hört Ihr's, Demoiselles? Wollt ihr euch dafür auf den Markt stellen? Die Buben von drei Ecausinnes bringen euch mehr als acht Mariatsche fertig!“

Da braust der Redestrom: „Nieder mit dem Heiratsgoûter,“ und einmütig sind die Jüngsten und Mittleren.

Die schwarze Thèkle winkt mit der Hand. Linard Vrancq steht neben dem Tisch und hat ein Zettelchen eingereicht. Die schwarze Thèkle liest: „Hier eine Zusammenstellung der Heiratsziffer in den verschiedenen Jahren. Im ersten Jahre, also 1903, wurden vierzehn Mariatsche mindestens infolge des Heiratsgoûters; 1904 stieg die Zahl auf siebzehn; 1905 freilich wurden nur acht wegen dem ungünstigen Wetter; 1906 aber zweiundzwanzig; 1907 gar vierundzwanzig; und fünfzehn sind schon gewesen bis Januar 1908, sechs neue sind bis März angemeldet. —“

Linard Vrancq ruft: „Eh — ist das kein

feines Resultat, meine lieben Demoiselles?"

„Raus!" rufen die Jüngsten. „Er hat nicht das Wort!"

Die Mittleren sagen: „Das Resultat ist süperb! Sonst kam's im Jahre höchstens auf zehn Mariagen."

Da sind noch die Ältern, die Vorturnerinnen und Turnwarte. Sie haben glatte Haarscheitel und den Knoten im Nacken, die Kragen durchweg rosa. Sie sind entschiedene Gegnerinnen des Heiratsgoûters und sagen, sie könnten aus Erfahrung von der Zwecklosigkeit der Veranstaltung reden. Sie waren alle einmal Teilnehmerinnen am Goûter. Aber ihre Reputation hat sie zurückgehalten, sich wegzuwerfen.

Linard Vrancq will retten, was noch zu retten ist. Er erzählt eine poetische Geschichte. Wie das ehemals im Steinbruchlande gewesen sei. Der Brauch des „Maien". Ein Birkenbäumchen wurde gepflanzt in der Maiennacht und vor der Liebsten Haus gestellt, mit Bändern farbig geschmückt. Die beglückte Maid hat in Wonne und erstem Liebesglück gebebt und hat den Allerliebsten mit seinen Freunden hernach zum Kaffee geladen. Da auch noch andre Mägdlein dabei waren, so behielt gewöhnlich der Volksmund recht, aus einem Goûter wurden zwei und drei oder aus einer Heirat gleich wieder eine. Dieses Verlobungsgoûter fand unter dem Maienbaum statt, und das war lieblich und poetisch. Aber die Jünglinge wurden Menschen ihrer Zeit, bekamen eine Abneigung gegen die Trauungsformel, und der Brauch fiel. Da war nicht Holland, sondern das Steinbruchland in Not, und so verfielen die unternehmungslustigen, energischen Ecausinnerinnen auf die Idee des allgemeinen Heiratsgoûters, das jetzt seinen Ruf über Belgien hinaus hat.

Den Schluß formulierend, spricht Linard Vrancq zu Glattscheitligen und sehr Erfahrenen und sehr Reservierten: „Mesdemoiselles! Eine ungeheure Pflicht liegt in Ihren graziösen Händen: Die kulturelle Tat des Goûters nicht durch persönliche Voreingenommenheit zu hemmen, unserer guten Sache Ihren gentilen Geist zu leihen —"

Da stehen alle Glattgescheitelten auf und erklären, sie sähen in der Heirat keine kulturelle Tat, der Monsieur Linard Vrancq möge keine Phrasen machen.

Da macht Linard Vrancq keine Phrase, ruft: „Darum habt Ihr jetzt die Sankt Katarina zu koiffieren, Ihr alten Maschinen!"

Der Tumult schlägt ihm über dem Kopfe zusammen. Es ist zwar keine in Ohnmacht gefallen, denn das verträgt sich weder mit dem sozialistischen Standpunkt, noch mit der Turnerschaft, aber mit starken Fäusten haben sie Monsieur Linard Vrancq an die Luft gesetzt.

Danach wird Abstimmung. 150 Mädchenköpfe rumoren. Es gibt keine Übereinstimmung. An den Mittlern, den von zwanzig Jahren aufwärts, scheitert es, und zur Unehre aller von sechzehn bis zwanzig muß es gesagt sein, auch an zweien und dreien der Jüngsten, denen man dann freilich die roten Kragen herunterriß.

Die schwarze Thèkle zieht Summa summarum folgendes Resultat: „Nach unsern Statuten hat eine Minderheit von mindestens fünfzig Stimmen das Recht, gegen eine Abmachung zu protestieren und abzulehnen. In diesem Falle beträgt die Minderheit vierundfünfzig. Bleibt demnach nur der eine Weg: die offizielle Beteiligung am Heiratsgoûter abzulehnen."

Monsieur Linard Vrancq verläßt türenklappend das Lokal. Man ruft: Bravo! oder: Fi donc! oder: Sehr recht! oder: Scheußlich! Oder man scharrt mit den Füßen, und die Jüngsten denken daran, wie prächtig sie ihr Ballett ‚Die Negerin' tanzen wollten. Sie pfeifen. Sie sind sehr unlogisch. Die schwarze Thèkle weiß nicht, was sie dazu sagen soll. El Patie steht aber auf und ruft: „Wenn denn schon jetzt ein Heiratskaffee sein muß, dann wollen wir einen Antiheiratskaffee gründen!"

Bänke stürzen um, entzückte Jüngste springen auf, scharen sich um el Patie, küssen ihr die Hände, tätscheln ihr den flachen Rücken. El Patie! Vive, el Patie! Anti! Hoch lebe das Anti! El Patie soll Präsidentin des Anti werden! Auch die Ältesten treten herzu und sagen, die Sache sei zu erwägen, sie sei die kulturelle Tat, von der Linard Vrancq gesprochen habe! Das Weib befreien aus der Gewalt des Mannes! Vive! Vive! Vive! Die Frau selbständig zu machen und sie nicht der Ehe

als versorgungsbedürftig zuzuführen! Die neue Frau! Vive! Vive! Vive!

Die schwarze Thèkle klopft fast den Tisch des Hauses entzwei. Ihre Rufe verhallen heiser: „Ich löse die Versammlung der ‚sozialistischen Turnmädchen' auf! Mit dem Anti haben wir nichts zu schaffen! Das ist privat! Silence!! Silence!!"

Die schwarze Thèkle läuft zu den Turnstöcken, wird dreinschlagen. Da horchen sie drei Sekunden.

„Ich erkläre zu Protokoll: die Turnmädchen lehnen eine offizielle Beteiligung beim Goûter ab. Es bleibt aber jeder überlassen, ob sie sich zu einer Gruppe zusammenschließen und einen Reigen turnen. Das ist privat. Es bleibt auch jeder überlassen, anti zu sein und einem demonstrierenden Verein gegen den Goûter beizutreten. Auch das ist privat. — Ich erkläre die Versammlung für geschlossen."

Rafft ihre Mappe zusammen und läßt den Lärm hinter sich. Von der Schar ihrer begeisterten Anhängerinnen wird el Patie feierlich zum Tische der Vorsitzenden geführt. Ihr Gesicht glüht nicht wie das der andern, es lächelt auch nicht, sie ist auch nicht begeistert, sie ist überlegen und denkt, daß sie nun ihre Chancen ausnutzen muß.

Zu den Jüngsten gerichtet spricht sie: „Ihr seid jetzt wie gackernde Hühnchen, aber morgen kann euch einer umwerfen, wenn er kommt und sagt, daß wir ein Verein von Altjungfern sind, daß wir die Sankt Katarina koiffieren werden — bah, was hilft's, daß ihr jetzt nein sagt! Ich möchte nicht erleben, daß einer kommt und euch als Katerinaden verspottet!"

Was also zu tun wäre, wollen sie wissen. Da hebt el Patie die Schultern und ist noch größer. „Wir nennen uns selbst ‚Verein der alten Jungfern'!"

Magnifique sei es, jubeln die Jüngsten. Die Ältesten opponieren. Sie sind keine alten Jungfern, sie verbitten sich das! Das zwanzigste Jahrhundert kennt keine alten Jungfern mehr, es hat das Neujungferntum, das den Mann nicht zu seinem Lebensschicksale braucht, das seine Ideale anderswo sucht, das selbständig sei!

„Gut!" sagt el Patie. „Dann nicht. Ich schlage aber vor, daß wir unser Stiftungsfest auf den Tag von Sankt Katarina, also den 25. November festlegen. Damit proklamieren wir, daß dieser gefürchtete Tag für die Ledigen jetzt unser Stolz ist."

Ein prachtvoller Gedanke! Durch Zuruf angenommen. Jetzt noch der Titel und die Statuten. Wer sich ehelicht, begeht eine große Untreue und wird aus dem Verein ausgestoßen. Wer Hochzeiten mitmacht und dabei nicht eine Schmähredе auf die Ehe hält, verfällt einer Disziplinarstrafe. Ob man Bälle besuchen dürfe? Da wird eine große und allgemeine Stille.

El Patie spricht: „Es wär' auseinanderzuhalten: haben wir einen Antiheiratsverein oder Antigoûterverein gegründet? Wir opponieren doch nur gegen den Heiratskaffee!"

Ei freilich, ei natürlich! Mag heiraten wer will, nur nicht durch den Heiratskaffee. Und so möge der Titel des neuen Vereins lauten: Antigoûter!

Man beschließt zu einem Abend einen Protestfackelzug. Und froh der getanen Arbeit verläßt man das Lokal.

El Patie nimmt die Ältesten beiseite.

„Man müßt' versuchen, die Heiratsjungfern wegzufangen. Haïe, wär's kein Triumph?"

„Es sind ein paar fünfzig."

„Sie haben ihre fein schönen Kleider schon; es ist zu spät."

„Wenn wir nun selber am Pfingstmontag einen Vereinskaffee geben — !"

„Selber ein Goûter, aber umgekehrt. Die Herren den Demoiselles! Das ist schicklich."

Eine Älteste sagt: „Es gibt keiner einen Franken dafür."

„Wär' erst abzuwarten."

Also abwarten. Mag man's verkünden: Goûter gegen Goûter! El Patie ist für die persönliche Propaganda. Sie wird zu den Regibeaux und Taminiaux und Hanotiaux gehen und wenig schwatzen und viel andeuten und die Gemüter erhitzen und stille Feuerchen legen.

Bei den Regibeaux sagt sie: „Guten Tag, habt ihr das Opferlamm schon geschmückt? Ihr hättet euch den Geschmack von zehntausend Fremden schreiben lassen müssen, damit ihr es zehntausend fremden Menschen zuliebe schmücken könnt, denn darauf kommt's doch an."

Zu den Taminiaux sagt sie: „Gruß! Heut führt ihr den Ochsen zu Markt, am

Corona Schröter.

Gemälde von Anton Graff.

(Photographieverlag von Karl Schwier in Weimar.)

Pfingstmontag die Bochelles. Man müßt's doch anders einrichten mit dem Kaffee."

Zu den Hanotiaux sagt sie: „Guter Gott, wie ihr betrogen seid! Die ganze Affär' mit dem Goûter ist doch nur eine Reklame für die Bäcker, die ihre Brioches (Kuchenschnitzel) umsonst liefern von wegen der Firma, und für die Kaufleute wegen dem ‚Trappistenkaffee', und für ein' Fabrik wegen den Tassen, die sie verschenkt. Und ihr gebt euere Bochelles gratis bei! Ihr seht doch, wie ihr betrogen seid!"

Als sie das nicht sehen, weder die Regibeaux noch Taminiaux noch Hanotiaux, geht el Patie verärgert fort und macht sich zum Fackelzug zurecht, denkt aber: ‚Lüg nur drauf zu, es bleibt immer etwas hängen!' — wiewohl sie von Voltaire, der das geschrieben hat, wahrscheinlich nichts wußte.

Bekümmerte Mienen fragen die nächsten Tage: Ob die Sonne leuchten wird? Sie wird leuchten! sagen frohe, zuversichtliche Mienen, und da beginnt man die Straßen zu schmücken. Die Balken ragen. Die Gerüste schwanken. An raspelnden Seilen ziehen sie eine Inschrift hoch, lang und schmal, von einem Hause zum andern.

„Gevatter!" ruft der Mann ‚zur guten Ecke' von der Leiter herab den vorübergehenden Sylvain Marbaix an. „Gevatter! Sieh mal ein wenig! Macht's ein' Effekt?"

Marbaix zieht kritisch die Stirne kraus, liest:

Ce n'est pas en sucant les pouces,
Que vous trouverez une épouse.
(Indem ihr am Daumen nutscht in Ruh,
Fliegt euch keine Gattin zu.)

„Es gefällt mir nicht", sagt Marbaix. „Der Spruch ist nicht gut." Sagt so und geht davon. Er möchte nichts Gutes sagen. Da lachen sie hinter ihm her: „Meiner Treu! Es ist sicher, er geht zum Antikaffee!"

Marbaix dreht sich nach ihnen um, ruft's zurück: „Kommt nur mal sehen, wo ich hingehen werd'."

„Am End' gar bei das Rotstrümpfchen?"

„Ganz gewiß bei das Rotstrümpfchen!"

„Ei, wie du blagueſt!"

„Ei, so kommt doch sehen!"

Die Inschrift schaukelt im Winde. Man stellt die Leitern ab und zieht einige Schritte weiter, wo das Haus ‚zur guten Ecke' steht. Und hängen ihm die zweite Inschrift an die Fassade:

Am Ufer der Sennette
Sucht euch die Amorette!

Von den Pappeln her über die Dorfstraße flattern die Blumengirlanden, werden vom Winde geschleudert. Wenn der nur keinen Regen bringt! klagen besorgte Mienen. Aber freudige Mienen lachen: Pfingstsonne!

Am Platze du Pilori ist kein Durchkommen mehr vor Wagen, hochbeladen mit Tannen und Birken, vor Menschen, die eilfertig laufen, klettern, steigen, vor Hunden, die zwischen den Menschen rennen, vor flatternden Fahnen in den Nationalfarben schwarz-gelb-rot, vor Balken und Karren und vielem Wust, zehntausend Fremde! Holla, wird's ein Leben und Toben und Gedränge! Zehntausend Fremde! Heiratsjüngferlein, macht euch fein und honett und kokett. Es gilt die Ehre von Ecausinnes, dem Heiratsdorf.

Die Abendschatten fallen auf die Häuser und die Straßen, und noch dauert das geschäftige Geräusch fort. Vor der Schenke Bas rose drängt alles zu Hauf. Eingekeilt zwischen zwei Häusern die Tribüne. Ragende Balken mit flatternden Fähnchen an der Spitze. Von hüben zu drüben wirren Girlanden. Weit offen stehen die Fenster der Schenke. Einer im weißen Kittel sitzt auf dem Fensterbrett, streicht an, bedächtig und sorgfältig; die Maman sieht ihm auf die Finger. Durchs Fenster hinaus reicht sie gefüllte Gläser. Es darf keiner mehr in die Stube, sie ist „gestrichen". So trinken sie draußen, lagern auf der Treppe oder am Boden. Ihre Stimmen hallen.

Da kommt's über den Platz her in dem Schatten der Dämmerung, ganz blühweiß duftig, schwebend, eine weiße Wolke, immer näher, bauschend, schneeweiß. Aus dem Fenster des Oberstockes beugt sich Rotstrümpfchen, winkt der weißen Wolke. Man soll acht geben, o fein Obacht! Und ruft den Männern herunter: „Eh meine Herren! Stehen Sie auf, machen Sie Platz, wenn's gefällig ist! Ah bien merci!"

Die Männer treten zur Seite, und hinein ins Haus schwebt die weiße Wolke, auf ausgestrecktem Arm der Nähterin die Festtagsrobe der Mademoiselle Präsident.

Und noch viele weiße Wolken schweben an diesem Abend, da und dort, in der Straße du Nord und am Platze de la Ronce und bis hinter an der großen Ruine, die in einem zerfallenen Garten steht und wo im nahen Umkreis die Regibeaux, Taminiaux, Hanotiaux wohnen.

„La Sennette!" gellt langgezogen der Ruf auf den Straßen, auch über den Platz Pilori. Als Omer Pête, der Zeitungsträger, auf den Platz tritt und das grüne Journal schwenkt, greifen die Männer vor der Schenke Bas rose danach. Die Blätter knistern in ihren Händen. Die Maman stellt ein Licht aufs Fenster. Ein Schein strahlt heraus, und sie lesen.

Es ist da im grünen Journal „Sennette" eine Rubrik „Ärgernisse", die Beschwerden aus allen drei Ecausinnes zur Sprache bringt. Als Tribut verlangt die Redaktion von jedem Einsender zehn Centimes zum Besten der Organisation des Heiratskaffees. Und in dieser Rubrik steht eine unheimliche Geschichte in einem einzigen Fragesatze: „Ist's wahr, daß dem großen Goûter eine Gefahr droht?" und beigefügt sind zwanzig Centimes und die Unterschrift „Auf daß ich mich verheirate". Man liest aber weiter und sieht, daß die Gefahr schon an der Türe steht. „Man möge auf dem Platze de la Ronce die Ruine im Auge behalten" und zwanzig Centimes für die Kasse des Goûter und die Unterschrift: „Auf daß er mich liebt". Da steht noch dies und das an Anfragen und verspäteten Gaben fürs Heiratsfest. Und so harren sie alle, die süßen coumères, dem Unbekannten entgegen, der kommen wird, um ihr Lebensschicksal zu besiegeln. Ob er mich lieben wird? Maßliebchen, Feinsliebe, Gretchenblume, gib Antwort!

Aber die Männer, die im trüben Widerscheine der Lampe lesen, lassen die knisternden Blätter aufs Knie sinken. Was das mit der Ruine sei, ob die Regibeaux, Taminiaux, Hanotiaux Verrat planen? Nein, sie senden ihre Mädchen im Hochzeitsputz. Wer wohnt da in der Ruine? Zugewanderte, auch der Paternotte. Haïe, was Paternotte! Hat man jemals den Paternotte an irgendeiner Sache mitgezählt?

Es kommt aber über den Platz Pilori quer herüber der Tymian Tassignon, reißt sein feistes Gesicht zum Lachen und erzählt, man werde gleich etwas sehen und hören. Und ruft zu dem Rotstrümpfchen hin, das wieder zum Fenster herauslugt, es soll zur Dachluke hinaussteigen, und gen Carrières soll es ausschauen, es werde da einen Schein aufklimmen sehen, Qualm und Teergeruch. Und wie er noch spricht, tönt ihm schriller Marschgesang in die Rede. Über die Häuser herüber wirrt trübroter Fackelschein. Der Qualm steigt in Säulen auf. Die Leute laufen an die Türen. „Hört ihr's? ruft Tassignon, „da sind sie!"

Sie drängen schon durch die Gasse auf den Platz. In gleichem Schritt und Tritt. Ein flottes Marschlied. Die Jüngsten voran. Ein Schild hoch im Qualm. Die Männer recken die Hälse, lesen:

Anti-Goûter-Verein.

Und nach folgen Schildträgerinnen: „Nieder mit dem Heiratskaffee!" — „Pfui dem Heiratsmarkt!" — „Heiratsdorf, erkenne deine Schmach!"

Und vorüber, und neue Schildträgerinnen:

„Ein Weib, das sich suchen läßt,
Ist doch die best'."

„Im Land der Steinbruchminen
Hoch die Katarinen!"

Und singen im Chorus den Refrain:

„O Ecausinnes, du bist genannt
Das Heiratsdorf im ganzen Land!"

Vor Bas rose springen die Männer auf, schäkern und lachen. Näher kommt der Zug, Schritte hallen, Lieder prallen, Spottrufe, Pfiffe gellen. Man schwenkt die Fackeln, die Schilder. Gewirr und Lärmen wälzt sich her gegen Bas rose.

„Eh, Bibi! Eh, Bibi!" rufen auch die andern. „Komm heraus aus der Katerinade! Übermorgen ist dein Herz kaput!"

Die Mädchen sprühen: „Nieder mit dem Heiratskaffee!"

Die Buben: „Ah, bis der Rechte kommt!"

Die Mädchen mit Fackeldrohen: „Pft! Wir blasen!"

Die Buben neckend: „Bah — Bibi! Bibi!"

Und dann marschieren die Ältesten auf, und die Buben sagen: „Uff lala!"

Die Ältesten reagieren nicht darauf, sie kommen mit Hochmut und Würde und Verachtung alles dessen, was da kreucht.

Da sind die Buben aufgestachelt und machen: „Kß! Kß!" Und hetzen und pfei-

fen und johlen. Aber mitten hinein ein Ruf: „Sylvain Marbaix!“

Die Gesichter drehen sich nach Bas rose — zum Fenster hinauf. Dorthin flog der Ruf. Ein Alarmruf. In dem Dunkel der Kammer eine weiße Gestalt. Der Fackelschein fällt über sie. Rotstrümpfchen im Festtagsputz. Es beugt sich aus dem Fenster heraus, verwundert und unvorsichtig und schön und unbewußt demonstrierend. Die Buben schwenken die Mützen: „Vive! Vive! Vive! Die Königin des Heiratsdorfes!“

Da fährt Rotstrümpfchen mit einem Aufschrei zurück — vor ihr splittern Funken auf — eine Fackel flog herüber, klatschte auf das Fensterbrett nieder, zerstäubte — und mit einem Flammenwirbel hinunter zu Boden. Sackri! Was gibt's? Horreur! Schande! Auf wen war's gezielt? — Auf wen anders als die Königin von Ecausinnes! Wollte man sie töten? Ei nein, den Feststaat zerbrennen! Das Gesicht zerstören! Haïe, so was Fürchterliches! Wer war's?

Und schon ist der Zug vorüber. Mächtig schwillt der Marschgesang.

Es kommen einige Buben und melden: el Patie habe keine Fackel mehr —

⁂ ⁂ ⁂

Von Station Carrières her schrillen die Signale. Die Rangiermaschinen rasseln. Die Lichtkreise der Signallaternen wirren weithin in die Abendluft. Und eine Unruhe, ein Flimmern und Blitzen, Tuten und Pfeifen. Es ist, als wolle Sylvain Marbaix, der Angerufene, seine warnende Antwort geben.

Er ist nicht auf Fahrt, er hat Rangierdienst. So hofft er, daß er zum Pfingstmontag nur eine kurze Fahrt hat und für das Fest zurück ist. Er fühlte sich gestoßen und gedrängt, in diesen Stunden um das Rotstrümpfchen zu sein. Er ist bislang von schlimmen Träumen gehetzt. In der Schenke Bas rose hat er gelacht und gesungen, aber es tat ihm im Innersten weh, so als habe er sich selbst geprügelt. Es ist sehr merkwürdig mit ihm. Er tut etwas und fühlt hintennach, daß es nicht das Rechte war. Wenn die Maman Bas rose nicht mit ihm geredet hätte, wäre es ihm nicht ums Singen und Lachen gewesen. Aber die Maman hat den Stachel in ihm tot geredet. Wenn ihm jetzt die Maman begegnete, würde er ihr sagen: „Maman Bas rose, es war so gut wie gelogen von Euch.“

Spät in der Nacht ist er auf dem Heimweg. In Bas rose ist man noch in voller Geschäftigkeit. Er muß an der Tür die Schuhe ausziehen und auf Strümpfen durch die weißgescheuerte Stube gehen.

In Rotstrümpfchens Kammer flackert das Licht. Er bleibt auf der halben Treppe stehen. Und halblaut: „Haïe, Bibi, bist du noch auf?“

Ihre Stimme aus der Tiefe der Kammer: „Fast noch! Aber ich hab' wirklich kein' Zeit —“

„Auch nicht, um ein bißchen die Tür aufzumachen und mir die Hand zu geben?“

„Geh, Koko, sei gut und genier' mich nicht.“

„Morgen ist Pfingstsonntag.“

„Ja.“

„Ich hab' nur eine Fahrt, ich werd' für Montag da sein.“

„Ja, siehst du! Gut' Nacht, Koko.“

„Freut's dich auch, Aimée?“

„Ja, es freut mich.“

Er möchte ein weniges die Türe aufmachen und sehen, wie das gemeint ist, ihr Gesicht möchte er sehen. Ob es nicht unwillig zuckt? Oder höhnisch? Ja, das Gesicht möchte er sehen, und es quält ihn, daß er es nicht sieht.

Sie fragt in die Stille: „Bist du noch da?“

„Ja, ich möcht' dein Gesicht sehen.“

„Lieber Koko, du bist manchmal verrückt.“

„Ich kann nichts dafür, ich traue dir nicht mehr, Aimée Pête.“

„Warum?“

Das ist einfach, aber verblüffend. Er ist ganz hilflos, er fragt: „Bin ich der — der für dich ist?“

„Ich weiß nicht.“

„Ich werd' am Montag da sein!“ Es klingt wie eine Drohung.

„Ja — Gut' Nacht, Koko.“

Da steigt er die Treppe vollends hinauf und geht leise in seine Kammer.

⁂ ⁂ ⁂

Die blanke Pfingstsonne strahlt aus den weißen Wolken. Die Tauben fliegen vom Kirchturm auf und in die Herrgottsfrühe hinein. Als Sylvain Marbaix das Haus verläßt, ist Rotstrümpfchen hinter ihm.

Halte-là! Er soll nicht vergessen, die Kiste mit den Brioches, den Kuchenschnitzeln, die der Lieferant gratis dem Heiratskaffee spendet, zeitig von der Station herüber zu schicken. Sie ergreift seine Hand, drückt sie warm und zärtlich. Wie sie heute ist! Lieb und gut und weich. Und lächelt dabei, und dann waren zwei blitzende Zähnchen zwischen rotschwellenden Lippen sichtbar, und ein verhaltener Blick flog über ihn hin. Und dem Sylvain Marbaix war's, als habe sie ihn reich mit Zärtlichkeit beschenkt. Er ging und war warm voll Freude.

Überall flattert der Festtagsflitter. Die Straßen sind wie verwandelt. Sie sind Hochzeitswege. Die Häuser sind lebendig geworden und schwenken aus allen Fenstern und von den Dächern herab die Fahnen und Fähnchen. Kein Schild am Hause, das nicht ein Willkommen für die Freier hat, das die Liebe preist und zur Heirat lockt. Da ist das Verkaufshaus „Drei Fliegen auf einen Schlag". Vor seiner Fassade schwankt die ungeheure Affiche mit den farbigen Lettern: „Achtung! Achtung! Es wird Hochzeit sein. Das Goûter hat euch vereinigt. Das liebende Paar geht zum Standesamt, von dort aus, bitte links, zum Herrn Curé, und nun, wenn's gefällig ist, einige Schritte nur zum Möbelhaus, dicht beim Gemeindehaus. Betten, Schränke, Stühle auf Kredit! Drei Gänge auf einem Weg. Drei Fliegen auf einen Schlag! Vive die Mariage!" Es ist wie ein Gelächter in der Morgeneinsamkeit. Marbaix wundert sich, wie die Menschen ferne Pläne schmieden und Sorgen tragen, wie ihre Wünsche nach außen gehen und weit aus der Seele und vom Hause und so geschäftlich und so jagend. Er sorgt und hastet nicht. Er wälzt keine Pläne. Er läßt den Alltag werden und vergehen und sagt von ihm, daß er schön war, wenn er sein Rotstrümpfchen freien konnte, und daß er häßlich war, wenn ihm kein Rotstrümpfchen in den Weg lief. Ja, was für einer er ist! Anders wie das Rotstrümpfchen. Das hat so sein Sehnen und Wünschen, so weit fort von seinem. Er denkt, man hat's verwöhnt, das Rotstrümpfchen. Es sagt ihm jeder was Liebes, und jeder hat schon mal sein Herz verbrannt an ihm, und dann sehen sie, daß das Rotstrümpfchen nichts für sie ist, nichts für irgendeinen und schütteln die Köpfe, daß der Sylvain Marbaix es aushält.

Ei, nun ist die Hast und Unruhe wieder in ihm. Er denkt, wenn er nun zurückgehen und darauf dringen würde, die Verlobung öffentlich zu machen — noch vor dem Heiratskaffee — dann sei alles gut, dann könne er beruhigt seine Fahrt machen. Und könnte wieder lachen.

Nun fängt er an zu laufen, daß er keucht. Er will diesem dummen Gedanken kein Gehör schenken. Holla! Flott zur Fahrt! Montag — ?

Oude Klaar kommt ihm entgegen, sagt: „Es sind drei Extrazüge eingestellt, auch ein Salonwagen."

„Ein Salonwagen?"

„Ja, vom weißen Haus. Da werden wir wieder auf Fahrt tot liegen."

„Nein, Oude Klaar, wir müssen durch!"

Der Alte sieht ihn scharf an. „Heizer, wo deine Maschine ist, da bist du!"

Da sagt Sylvain Marbaix fest und gewaltsam: „Oude Klaar, am Montag muß ich in Ecaussinnes sein!" — — —

Der Pfingsonntag zeigt bis in den Spätnachmittag hinein sein glutendes Fremdengesicht. Es ist, als wolle die Sonne nicht untergehen und hänge in goldstrahlenden Wolkennetzen gefangen.

Dann, als habe sie nur ein paar Nachtstunden versteckt hinter dem Wolkenberge gelauert, ist sie schon wieder in grauer Morgenfrühe auf ihrer goldenen Bahn.

Dreiviertel zehn schwanken schon die ersten Fremdenzüge in Ecaussinnes-Carrières ein, zerteilen sich in Scharen und Gruppen auf dem Platze an der Station, auch Radfahrer und Motorfahrer, Frauen und Kinder. Ein Photograph ist zur Stelle und knipst und fertigt Ansichtskarten mit der Aufschrift: „Einzug der Fremden". Er wird harren, bis der Cortège durch die Straßen Aufstellung genommen hat, und wird knipsen: „Der Einzug der Freier".

Die Fremden ziehen ihre Wege. Wohin? Wenn's gefällig ist — zum Gemeindehause. Nun denn, auf nach Ecaussinnes-Lalaing, dem Heiratsdorfe. Rotbacksteinern wie die meisten der dortigen Gebäude steht das Gemeindehaus. Sechs Treppenstufen hoch in das gewölbte Entree. Schaukelnde Girlanden hängen in dem Eingang, sie

schlängeln um eine Affiche: „Das goldene Buch“. Nun weiß man's, nun drängt man zu dreien und vieren und in Scharen hinein. Einzeichnung in das goldene Buch! Die Damen bleiben zurück, die Herren verlieren sich im Gedränge. Und Jünglinge lachen, und Männer mit reifen Köpfen lächeln. Ernste, feierliche Gesichter gibt's, die mit treuer Ehrenhaftigkeit zum Fest der Liebe gehen, und Tölpel und Lümmel und Schüchterne und Beschränkte. Und jeder hofft zu finden, was er sucht, ein Weib seiner Wahl und dessen Wahl er ist. Da wird's denn offenbar, welch großes Glück es ist, daß der Gusto der Menschen so verschieden ist. Als sie aber aus dem Gemeindehause wieder herauskommen, strahlt ihnen allen ohne Ausnahme die Heiterkeit. Auf ihren Händen balancieren sie ein zierliches Täßchen. Andenken an das Heiratsdorf.

Und wie da die Namen waren im goldenen Buche! Li hing tschang, Napoleon, auch ein japanischer Graf.

Ein dicker, schweißtriefender Herr ruft einem jüngeren zu: „Bist du vielleicht der Japaner?“

Auf den Ruf hin schnellt ein kleiner, schmächtiger Herr herum, sieht sich scharf den Dicken an. „Zielt das auf mich?“ fragt er seinen Begleiter. Da er zu diesem spricht, muß er zu ihm hinaufschauen. Aber der Große lächelt zu dem Kleinen herab: „Man denkt nicht daran.“

Und schon hat der Kleine die heitere Laune wieder. Sein gelbliches Gesicht fältelt im Lachen, seine Schlitzaugen funkeln angriffslustig. Nun kommt auch der zweite Herr seiner Begleitung und berichtet, daß man sich schon zum Cortège formiere.

„Noch nicht,“ wendet der Große ein. „Sehen Sie nicht, wie die Leute nach den Steinbrüchen eilen? Für heute sind die zur Besichtigung freigegeben. Wenn Sie nicht vorziehen, die Kirche St. Adelgonde in Augenschein zu nehmen, führe ich Sie jetzt zum Schlosse der Grafen Lalaing.“

Der Gelbe steht und überlegt.

„Ich möchte wissen, was mit der Kirche St. Adelgonde ist.“

„Mausoleen von Fürsten, Grafen, Äbten —“

„Ist nichts,“ winkt er ab.

„Grabsteine von Blandina Rubens und Simeon du Parc, Chorstühle mit kostbarer Eichenskulptur aus dem sechzehnten Jahrhundert und den vier Evangelisten.“

„Finde ich überall. Es ist nichts mit der Kirche St. Adelgonde.“

„Also zum Schloß.“

Der Große schreitet weitaus. Wenn eine grande dame ihn sieht, wird sie sagen: ‚Er hat Taille.‘ Aber es sieht ihm keine grande dame nach. Es sind taufrische Mädchen, die hinter ihm her sagen: „Er geht vornehm, seht ihr? Er sieht uns auch nicht an, er ist stolz. Wenn er zum Goûter kommt, werden wir nach ihm sterben vor Liebe.“ Das sagen die Mädchen, obwohl seine nachdenklichen Augen hinter dem schwarzgeränderten Kneifer nicht nach ihnen sehen. Sie sagen auch, daß sein heller Anzug fein ist und sein schwarzer, kurzhaariger Schopf auf das bleiche Gesicht fast einen düsteren Schatten wirft. Und sagen noch, wie dies Gesicht schön sein müsse, wenn es lächelt, und wie das Weib glücklich sein müsse, für das es lächelt!

In der Richtung zum Schlosse verschwinden die drei Fremden: Der Große, der Kleine, der Bleiche, der Gelbe, und als dritter Unscheinbarer ein Durchschnittsherr, nicht alt, nicht jung.

Sie schlendern durch die meist leeren Säle, ihre Schritte hallen. Die Sonne brennt durch die bunten Scheiben und wirft Farbe und Gold auf die Mosaikböden und die ernsten Wände. „Schon fünfzig Jahre steht das Schloß unbewohnt,“ sagt der Große.

Der kleine Gelbe schreitet mit schnellen Schritten voraus. „Höre ich dort nicht reden einen Ciceron'?“ Er weist mit dem ausgestreckten Arm nach dem Monster-Kamin. Eine Gruppe Andächtiger davor. Linard Vrancq ist der Führer. „Allons!“

Linard Vrancq klopft an das Getäfel des Kamins: es sei gotisch; weist zu dem Gemälde hinauf: es sei Adam und Eva im Paradiese.

Bitte, Herr Linard Vrancq, wer der jetzige Besitzer des Schlosses sei? Die Prinzen von Arenberg. Ei sieh mal an, ein Prinz sei auch heuer eingeschrieben ins goldene Buch. O, bitte, kein Prinz, es sei ein Graf. Und einer weiß es bestimmt, ein Graf Todo Yokeitha, also ein Japaner. Dann stößt einer den andern an, denn hinter ihnen steht einer, der aussieht, als

käme er aus Japan. Er steht mit verschmitztem Lächeln und horcht und findet alles sehr amüsant. Als er mit dem Großen reden will, sieht er diesen in der hochbogigen Fensternische, nachdenklich und still. Vielleicht sieht er die Schlote des Steinbruchlandes ragen oder die leuchtenden, blauen Steine oder das weiße Haus, wie einen stolzen, leergestorbenen Palast.

Neue Stimmen, neue Menschen, im Turmzimmer eine Fremdengruppe. Eine Mädchenstimme sagt: „Es ist das Jagdzimmer des Herrn. Flinte, Hut, sogar seine Joppe hängt noch darin."

Sie versucht die Tür zu öffnen, macht Anstrengungen, es geht nicht. ‚Sie sollen nicht hineingehen!' denkt der Herr in der Fensternische. ‚Es ist privat.'

Da bemerkt er, daß die Führerin der Gruppe sich die Hände rot schindet an dem komplizierten Schloß, und daß sie jung ist —!

Er tritt eilig herzu, schiebt die Tür zurück, die sie nach innen drücken wollte. Sie ist überrascht und vergißt zu danken. Es überrascht sie, daß er ein Fremder ist und die Mechanik dieser Turmtüre kennt, und daß er ihr diese Dienstleistung so selbstverständlich höflich und den Dank ablehnend tut. Ihr schneller Blick streift ihn. Er scheint verschlossen, fast umständlich feierlich in seiner Zurückhaltung. Man könnte ihm kein herzliches Wort sagen.

Ein Herr wendet sich zu ihr: „Mademoiselle Präsident." Da bleibt der Große in der Turmtür stehen, drückt seinen Kneifer ein, folgt mit interessierten Blicken der Gruppe. Die Führerin öffnet die Turmfenster, eine weite Aussicht wird frei. Sie reckt den Arm hinaus, zeigt und erzählt. Ein reiches und wohlhabendes Land sei es, das Steinbruchgebiet, das Land Carrières. Aber was für Steine! Ob man sie aufragen sehe in der blanken Sonne? Der Regen hat sie glattgewaschen wie Politur. Der helle Himmel spiegelt darin. Und wo sie unter der Erde in tiefem Schacht lagern, leuchte das blaue Dunkel in ewiger Nacht und ganz märchenhaft verzaubert. Man berichte von Grotten, die dort in den Felsen aufgebaut sind, von dem stillen, alten See, in den das Wasser der Sennette hineinspült und von dem die Sage geht, daß ein Einsiedler in einer der blauen Grotten den Teufel, der ihn versuchen wollte, in den Abgrund schleuderte und dort der See herausquoll, daher Höllenkessel genannt. Und zu erzählen sei auch von dem weißen Hause zwischen den ragenden, blauen Felsen. Ein alter, unwirscher Mann hause darin. Er sei ein König dieses Landes und müsse einsam sterben. Er habe ein Königreich und viele Untertanen, und man wisse nicht, ob er glücklich sei.

Da wirrt das Gespräch der Fremden um diesen König und dies Königreich.

Hinter Aimée Pête, der Führerin, sagt aber ein Mann: „Der König im weißen Hause hat auch einen Sohn, wissen Sie das?"

Als sie sich umdreht, sieht sie den Fremden, den sie nicht liebt.

„Ich weiß das, aber was kümmert uns hier im Land der Sohn?"

„Er wird hier einmal König."

„Man weiß das nicht."

„Was weiß man also von ihm hierzulande?"

„Daß er mit dem Alten aus dem weißen Haus sich nicht verträgt und weit fort übers große Meer ist. Vielleicht kommt er nicht wieder."

„Er ist zurückgekehrt!"

Ihr Blick jagt an ihm hinauf. Da nähern sich die Fremden und haben viele Anliegen an Mademoiselle Präsident. Der Große fühlt einen Schlag auf seinen Arm. „Eine scharmante Kleine! Wie spricht sie?" Der kleine Gelbe blinzelt zu der abziehenden Gruppe, deren Mittelpunkt die Präsidentin des Heiratskaffees ist, geht ihnen langsam nach. Der Große erwidert: „Ich kann darüber nicht urteilen."

„Sagen Sie noch nicht: Allons! Wir müssen hören mehr. Sie ist scharmant —"

Breit und königlich führen die Stufen in der Halle des Treppenhauses hinab. Auf der halben Treppe hat der Gelbe Aimée Pête eingeholt.

„Ich bedauere sehr, aber sehr, nicht gehabt zu haben die Ehre, Sie sprechen zu hören, Mademoiselle. Was der Monsieur dort von den schönen, sehr schönen Bildern sagt, interessiert mich nicht, aber gar nicht!"

„Sie kommen ja zum Goûter, da hören Sie mich reden," sagt sie selbstsicher.

„Werde nicht versäumen, sicher nicht."

Sie sieht nach seinem Hut, den er in der

Hand hält. „Aber Sie haben keine Karte zum Goûter!"

Der Gelbe fährt erstaunt herum zu dem Großen. „Haben mir nichts gesagt davon."

„Die Karte berechtigt zur Teilnahme an dem Goûter." Kurz und ablehnend.

„Jawohl ja, zur Teilnahme!"

„Als Anwerber?"

„Jawohl ja, als Anwerber!"

Da hat der Große nur ein Achselzucken.

„Wie Sie wollen, Graf."

In diesem Augenblicke glaubt Aimée Pête ihn hassen zu müssen. Aber schon ist Graf Todo Yokitha in großer Liebenswürdigkeit neben ihr, nickt ihr zu mit verschmitzt lächelndem Gesichte. „Ich werde kommen, Mademoiselle, ich werde kommen." Sie schickt ihm ihr Lächeln mit blitzenden Zähnen und den schimmernden Blicken hinter halb geschlossenen Lidern zurück. Der Große hebt flüchtig seinen hellen Seidenhut. Das ist sein Gruß.

„Nun, wie gefällt sie Ihnen?" fragt heiter Graf Todo.

„Sie öffnet die Augen nicht, so kann man nicht wissen, ob sie gut — oder schlecht ist." Und er wundert sich, daß ihr flüchtiges Bild ihm so markant geblieben ist.

„Ob gut oder schlecht ist mir egal, aber sehr! Ob hübsch oder nicht, ist mir gar nicht egal! Ich werde mich sehr freuen auf die kleinen Ecausinnen, sie sind sehr scharmant, sehr!"

„Man müßte ihr die Augen öffnen," sagt er vor sich hin. Da Graf Todo mit verständnisvollem Aufblitzen seiner angriffslustigen Augen und einem entzückten: „Ja, nicht wahr!" darauf reagiert, mißstimmt es ihn. Warum? Er meint, weil es einfältig von ihm ist, über ein Landmädchen nachzudenken.

⌘ ⌘ ⌘

Von Menschen und Wagen belebt ist die Straße von Carrières bis zum Heiratsdorfe. Scharenweise ziehen sie heran, die Aimants mit den Karten zum Goûter an den Hüten.

Karte zur Teilnahme am Heiratskaffee am Montag zu Pfingsten in Ecausinnes-Lalaing. Preis 10 Cent.

Sie schwenken ihre Hochzeitstäßchen. Andenken an dies merkwürdige Fest. Ein Liebespaar in Porzellan eingebrannt. Schon ordnet sich der Festzug. In ihrer Kammer hastet Rotstrümpfchen in den Festtagsstaat. Ihre Gedanken sind in Hast. Graf hat er gesagt, Graf! Es ist ein Graf da! Wenn jener schon ein Graf ist, muß dieser ein Prinz sein! Es ist ein Prinz da! Und nun steht Rotstrümpfchen in der Kammer und denkt nicht mehr daran, daß er ein Prinz ist, fühlt körperliches Weh und Unbehagen und eine große Unlust am Festjubel, dem sie vor einer Stunde noch in heißer Sehnsucht entgegengeharrt. Sie zerrt an dem Flitterstaat mit nervösen Händen, und wenn sie ihre Gedanken auf die Rede bannen will, die sie nun gleich halten muß, spricht sie die Worte des Mannes nach, der sie empört hat, der ihr die Freude an ihrem Triumphe genommen hat, und sie weiß nicht, warum und wie. Das Blut jagt in ihr. Sie denkt darüber nach, was sie ihm sagen wird, wenn er nun wieder in ihre Nähe kommt. Kalt und stolz wird sie sprechen wie er. Sie wird vor ihm geheim zittern und ihn beleidigen und kränken. O, wenn er nur käme! Mein Gott! Ist ihr Inneres schon erfüllt von ihm? Ja, ja, denn sie haßt ihn!

Ein Ruf von unten herauf: „Aimée! Aimée!" Ob sie fertig sei? Simonne wartet schon im weißen Kleid, und über den Platz her kommen noch die Rosée Taminiaux, Marie Regibaux, Zelie Huwart. Im eiligen Schreiten flattern ihre hellen Kleider. Und so füllt sich mit duftigem Kleiderbauschen und blühweißem Festtagsputz die Schenkstube Bas rose an.

Es sind die zwölf Ehrenjungfrauen, die der Heiratskönigin Geleit geben bis zum Schulhause, wo die übrigen sich versammeln. Zwölf Auserwählte, die ungeduldige Rufe zu Rotstrümpfchens Kammer hinaufschicken. Schon dröhnen Böllerschüsse aus dem Tale der Sennette herauf, Musikklänge vom Gemeindeplatz her. Der Zug! Aimée Pête! Ei guter Gott, Aimée Pête! Da kommt sie herein und ist nicht eilig. Mit aufgeregtem Geschwätz umschwirrt man sie. Allons! Allons! Die Maman drängt sie hinaus. Ah guter Gott, die helle Freude ist ihr zerbrochen. Warum? Warum? Sie möchte droben auf der Kammer hocken und nachdenken und still sein. Ei, wie ist ihr denn? Mitten auf dem Platze dreht sie sich nach ihrem Kammerfenster

um, als sei dort jemand zurückgeblieben, zu dem ihre Sehnsucht rankte. Und Böllerschüsse zerplatzen in blanker Sonnenluft, und Fahnen flattern, und frohe Klänge dröhnen. Allons! Allons!

Im Fenster Bas rose liegt Viktorien und über ihm Omer und über ihm Célina, und hinter ihnen auf dem Stuhle steht stolz lächelnd die Maman.

Zwölf weiße Wolken wehen um eine einzige königliche. Und fern über den Platz sind sie verschwunden um eine Hausecke.

Näher kommt der Festzug. Schrill und disharmonisch, eingequetscht in der engen Straße, dröhnt die Blechmusik, die Neutralité an der Spitze, und mit jubelndem Cymbal und Triangel das Echo. In Reihen zu zweien und dreien die Junggesellen, auch auf Velos und Motors, ihnen nach die unabsehbare Menge der Fremden und Einheimischen, flankiert von der schmucken Garde civique.

Als sie auf den Platz du Pilori einbiegen, haben sie die Schar der Heiratsjungfrauen inmitten. Da sie in langer Linie zu der Tribüne hinaufsteigen, zeichnen sie sich in dem dunkeln Gedränge ab wie ein weißer Lichtstreifen. Linard Vrancq folgt mit einer Deputation der fremden Freier und spricht den Dank der Junggesellen für den herzlichen Empfang und den schönen Zweck der Veranstaltung aus, überreicht der „lieblichen und schönen Mademoiselle Präsident" einen Riesenstrauß, hebt den Arm und ruft sein Vive! Der Widerhall von tausend Stimmen hallt über den Platz. Vom Balkon des Nebenhauses fliegen blühende Heckenreiser, in Bas rose stehen sie in den Fenstern, sogar am Dachfenster, eine Petarde platzt in der wogenden Menge, getretene Kinder und Hunde kreischen und Schutzleute schimpfen. Und nur die freundliche Sonne lacht unveränderlich.

Bum! Bum! Unter dem dumpfen Schall der Schüsse und den schrillen Musikklängen setzt sich der Zug nach dem Platz de la Rouen hin in Bewegung.

Da ist's um die Zeit des Tages, wo aus allen Ortschaften des Steinbruchlandes die Neugierigen sich auf den Weg machen. Es flog ihnen das Gerücht zu, Ecausinnes, das Heiratsdorf, sollte geehrt werden durch einen Prinzen, und so kommt's, daß bis Ecausinnes-Enghien fast kein Haus mehr ist, wo nicht eine Stimme spricht: Der Prinz ist da!

Die von Carrières giften sich und sprechen: „Was kann ihnen ein Prinz nützen? Er heiratet keine Ecausinoise."

Und freuen sich und sagen ihren Buben: „Ihr sollt nicht nach Lalaing gehen!"

Die von Enghien giften sich auch und sprechen: „Man wird sich fragen müssen, warum ein Prinz kommt?"

„Er macht sich lustig, der Prinz." Freuen sich sehr und sagen ihren Buben, sie sollten keine von Lalaing zum Tanze holen.

Die Mittagsglocke frohlockt vom Turm. In der heißen Luft wogt ein Sirren und Flimmern und Musizieren, als sei droben eine Musikantenstadt aus den Wolken gefallen und senke sich auf das Heiratsdorf nieder. In der hellen Sonnenluft flattern die weißen Gewänder. Ein Rauschen und Bauschen! Eine gigantische Wolke, weißduftig und festlich und heiratslustig. Die Mademoiselle Präsident mit ihrem Hofstaat, zwölf sittigen Jungfrauen mit gepreßten Taillen und roten Händen. Sie schweben durch die Menge, die sich teilt und eine Bahn freimacht.

Ein Lachen ist hinter ihnen her, ein schrilles und böses. Was will die el Patie? Man reckt die Hälfe. Sie kommt geputzt und im Rosenhut.

Er ist breit und groß, wie ein Garten ist er. Die große el Patie mit dem großen Hut überragt den höchsten Mann. Aber der Kopf ist klein, die Augen auch, der Mund auch. Die Nase ist an der Spitze hakenförmig gekrümmt, als müsse sie einmal unversehens hineinbeißen.

Als die Leute die el Patie lachen hören, sagen sie: „Das bedeutet, meiner Treu, nichts Gutes."

Die el Patie aber geht unter ihnen lustig und gesprächig und verträgt freche Witze und gibt sie zurück. Sie bleibt aber hauptsächlich bei den Vätern stehen, die ihre Mädchen beim Heiratskaffee haben, und bei denen, deren Töchter nicht in den auserlesenen Zwölfen sind.

„Bonjou, Gevatter, schöne Aussichten für Euer Mädchen, ein Prinz ist da. Wenn er sie jetzt gleich bei den Zwölf sieht."

„Sie ist nicht bei den Zwölf."

„Oh Pardon, ich wollt' Euch nicht beleidigen," und geht weiter. Der Mann

aber denkt hinter ihr her: ‚Will sie mich nicht beleidigen! Also ist's eine Beleidigung. Tonnèrre!'

Da steht die el Patie zwei Armlängen weiter und spricht: „Gevatter, Eures ist das Schönste von den Zwölfen."

„Es ist nicht unter den Zwölfen."

„Ist die Simonne Hanotiau schöner als Eures?"

„Ich dächt' nicht, guter Gott! Simonne Hanotiau ist zu dick."

„Bais — die Simonne Hanotiau ist unter den Zwölfen."

„Aber meint Ihr nicht, Gevatter Huwart," und spricht mit dem Nächststehenden, „daß die Rosée Taminiaux beim Goûter die Hübscheste ist?"

„Wie kannst du schwatzen! Sie ist zu dick."

„Aber sie ist bei den Zwölfen, und das sind die ausgesucht Schönsten."

„Haïe, daß ich nicht wüßt'!" rufen drei Männer zugleich. Es sind diejenigen, die ihre Töchter nicht unter den Zwölfen haben.

„Bien, dann hat das Rotstrümpfchen schlecht ausgewählt," sagt die el Patie leichthin und überschreitet quer den Platz und geht durch eine Mauerpforte einen terrassenförmig aufsteigenden Garten hinan, wo hinter dichten Bäumen mit zerklüfteten Mauern die Ruine auftaucht. Es rufen Stimmen, die den Einzug der Heiratsjungfern zum Hauptfestplatze künden. Das Gedränge auf dem Platze wird fürchterlich. Mit schwerem Stapfen rückt die Garde civique an. Mit Rumfuchteln und Lanzenstößen Platz da! Die Menge schwankt, wankt, turbelt und staut. Kein Zurück mehr und kein Vorwärts!

Ein Waldhornbläser steht in Heroldstracht und schmettert sein Signal.

Frohe Rufe im Menschengewühl, Kränze und Schleifen. Und hoch auf der Tribüne die weiße Korona. Die Stimmen wogen. Haïe, Silence! Schweigen! Ruhe! Das Signal dröhnt. Es kommt ihm ein Krümel ins Blasrohr: es schnarrt. Holla! Die lustigen Gesichter grinsen. Silence!

Mademoiselle Präsident redet:

„Meine Herren!"

Und dann ein Wirrwarr von Worten, ein Schwatzen in verlorene Ferne, eine dünne Menschenstimme unter dem weiten Himmel. Aber einer ruft: „Bravo!" und dann schwillt diese Stimme an und hat Rückgrat und Stärke und Sicherheit. Ein Klingklang von Worten, interessant, neckisch und weise, scherzhaft und ernst.

„— und gottlob, meine Herren, wir leben in einem freien Lande, wo man uns nicht als Närrinnen verschreien wird und dem Zwecke unseres Goûters die Anerkennung der Vernünftigen nicht versagen wird. Haben wir's leicht gehabt? O nein, ich bitte! Ein paar dürftige Jahre erst ist unsere Idee alt, sie hat noch nicht so überzeugend gewirkt wie heutigentages die Idee des Heiratsbureaus. Und doch welch großer Unterschied? Auf dem Bureautische des Heiratsverkäufers sitzt kein Kupido, aber Sie sollten sehen, meine Herren, wie dieser kleine Schelm bei unserm Goûter die Hand im Spiele hat. Es ist kein Spiel mit Gold und Geldwert, sondern Herzensspiel und Liebesmacht. —"

„Bravo! Bravo!" Ein Schall von Stimmen, lustig und im Vorgenuß eines großen, aber sehr großen Amüsements.

„Wir wissen, es sind viele unter Ihnen, die unser Arrangement als Vergnügungstrick und Anziehungspunkt für unser Dorf betrachten. Ich denke, Sie werden eines Besseren belehrt nach Hause gehen." (Oho.) „Wieder andere sind, die vorsichtig dem Goûter fernbleiben wollen, denn sie fürchten, ihre Flügel ins Feuer zu stecken. Sie haben viele Schreckniße vor den Rechten der Ehe und den Sorgen und der Schwiegermutter." (Große, anhaltende Heiterkeit. Die Rednerin begreift das nicht, bleibt todernst.)

„Das große Schrecknis aber ist ihnen: der Egoismus der Frau! Mit diesen Bangherzigen möchte ich mich unterhalten und ihnen sagen: Gewiß, wir sind egoistisch! Das ist so, war so und wird so bleiben. Damit müßt Ihr Euch abfinden. Vergeßt nicht, daß, wenn der Mann der König der Schöpfung ist, die Frau die Königin ist. Und die Königin hat immer recht. Für sie lebt, wirkt, denkt, liebt, erfindet, kämpft der Mann. Die Poesie, die Künste, das Genie — alle huldigen ihr, gehören ihr und sind ihrer Macht untertan. Wer also macht uns egoistisch? Ihr, liebe Männer, Ihr!"

Da machen die Frauen frohe Gesichter und denken, daß sie nun eine gute Waffe haben. Aber Paternotte steht zwischen den

Tannen an dem Fasse und sagt: „Die Hauptsach' kommt noch, Achtung!"

„So müssen Sie anerkennen, Messieurs, daß Sie für und durch die Frau leben, daß ihr zierlicher oder grausamer Egoismus den Fuß setzt auf Euer Herz, Eure Gedanken, Euer ganzes Selbst und daß — ob Ihr nun anwesend seid oder nicht — sie Euch alle unter ihrem Einflusse hält. Kaum, daß Ihr die Freude des Lebens fühlt, kaum, daß Ihr imstande seid, den Galopp Eures Herzens zu verstehen und dies schnelle Herz nach Eurem Gutdünken zu leiten, dann ist sie da, die Frau, fordert ihre Rechte, aber noch in Duft und Nebel und ferner Schönheit zurückgehalten, um Eure Ideale Euch noch zu erhalten, zieht an sich all Euer Handeln und Wandeln, Euer Sinnen und Denken und Eure Träume in der Nacht. Und das genügt noch nicht! Sie fordert Euch ganz. Euer Leben fürs Leben, alles zu eigenem Besitz. Und Gott sei Dank, daß es so ist. Was fingt Ihr mit Eurer Zärtlichkeit, mit Eurer Liebe, Euren Küssen an? Was mit Eurem feurigen Mut, Euch den Gegenstand Eurer Liebe zu erkämpfen? Mit Eurer Sorge und Eurer Anbetung? Ihr würdet der Infamie anheimfallen, der Langeweile, der Melancholie, der Zwecklosigkeit, der Stumpfheit, denn Euch fehlte — die Frau! (Händeklatschen der Frauen.) Für die Frau ertragt Ihr alles: die Tyrannei der Mode, die Langeweile des Prunks, den Stumpfsinn des Komplimentierens, die Unerträglichkeiten und Lächerlichkeiten der Eitelkeit usw. Und das wäre alles nichts, wenn noch die öffentliche Meinung Euch Gerechtigkeit widerfahren ließe, aber man singt das Lob der Eva und auf den Adam häuft man alle Fehler —"

Da klatschen und lärmen die Männer Beifall, ein Geschrei wird und Zurufen und Winken. Gespräche knüpfen sich an zu zweien, zu dreien, man sagt seine Ansichten, seine lustigen Gedanken, man hört nicht mehr auf die Redende. In Unruhe und Gemurmel und Gelächter klingt die helle Stimme. Sie dankt den mutigen Vorgängerinnen, die allen Vorurteilen zum Trotz diese Veranstaltung getroffen haben und die jetzt als Gattinnen und Mütter glückstrahlend ihr Unternehmen zum Wohle guter Ehen weiterblühen sehen. Und dankt der vorjährigen Präsidentin, die ihrer Pflicht treu nachgekommen ist und bis Januar schon fünfzehn glückliche Ehen zusammengebracht hätte, so wie es zu ihren Befugnissen gehöre — und stockt dann — Die vielhundert Köpfe drehen sich nach der Ruine, wo in dem schmalen Mauerfenster el Patie bleich und verbissen steht. Ihre Blicke drohen herüber zu der Sprecherin. Will diese sie höhnen? Vor der ganzen Versammlung! Ihr nach Jahr und Tag noch die Blamage vorhalten, daß sie als Präsidentin des Heiratskaffees zu keiner Ehe gekommen ist! Daß die Aimée Pête sich in acht nimmt! Die el Patie ist eine furchtbare Feindin, sie kann hassen bis in den Tod.

Aimée Pête möcht' sich in acht nehmen. Erschrocken hält sie inne. Was hat sie gesagt? Jetzt, da sie ihre Worte in diesem Augenblicke des peinlichen Schweigens überdenkt, fühlt sie den Stachel darin für eine Heiratspräsidentin, die ihre Geschicklichkeit im Ehestiften so glänzend bewiesen hat und desto trostloser mit ihrem Mißerfolg erscheint. Die Verwirrung überfällt sie wie eine Krankheit. Sie sieht die Gesichter von der zürnenden el Patie abgewendet und nach der Tribüne gerichtet. Hinunter will sie und davonlaufen. Da raschelt es hinter ihr. Der Schulmeister, der als Souffleur in den Tannen versteckt steht, reißt sie am Kleidersaum, flüstert ihr gleichzeitig die Schlußformel zu. Da ermannt sie sich und erhebt ihre Stimme.

„Eh bien, Sie haben Ihr Teil riskiert, um uns sehen zu kommen, ich hoffe, daß Sie nicht mit dem Rest zurückhalten, um uns zu gefallen. Und wenn ich von uns spreche, rede ich von unserm Geschlecht im allgemeinen. Die kleinen Ecausinnerinnen haben ihre Pflicht erfüllt, indem sie euch herriefen. Tun Sie ein Übriges. Suchen Sie sich diejenige, die Sie liebt und auf Sie gewartet hat als denjenigen, der ihr von der Vorsehung bestimmt war —"

„Was redet sie da? Sie ist Braut!!"

Woher kam der Ruf? Ah, ein Ruf hohl und drohend und anklagend. Er hackt der Redenden das Wort ab. Er macht die Menschen stutzig. Und wiederum der Ruf: „Wißt ihr, wie schamlos sie ist?! Sie steht da und bietet sich feil und ist doch die Verlobte eines treuen Mannes! Werft sie herunter! Reißt ihr die Blumen ab!"

Ein Starren und Harren im Volke. Ein beklemmendes, entsetztes Schweigen. Auf dem Dache des Hauses steht steil die el Patie, und die helle, flimmernde Sonne umspielt ihren Rosenhut. Die Menge drängt gegen die Tribüne. Die Heiratsjungfern um ihre Präsidentin werden unruhig und schauen nach ihren Vätern aus.

„Sag'st du nichts?" drängen sie ihre Präsidentin. „Läßt du das Lästermaul reden? Bist du eine Dirne? Merci, dann steig' ich herunter! Haïe, sagst du nichts?!"

Da ist Aimée wie aufgestoßen. In die murrende Menge hinein spricht sie: „Sie lügt!"

Ein Entrüstungsschrei von drüben her. Die lange Gestalt der el Patie scheint gigantisch zu wachsen. Ihr Schatten fällt drohend in die Sonne. Über den Platz und die Menschenköpfe hinweg hallt ihre Stimme. „Schamlose! Willst du leugnen, was jeder weiß?! Geht und fragt ihn doch, den armen Sylvain Marbaix, vielleicht steht er da und hat das Herz bluten und den Zorn im Leib. Fragt ihn, den Sylvain Marbaix, ob sie nicht seine Braut ist, ob sie ihn nicht heiraten möcht'. Schamlos ist sie! Werft sie herunter! Sie schimpfiert euer Fest!"

Und Aimée Pête steht und hört und könnte versteinert sein. Ihre Augenlider, die halbgeschlossenen, flackern weit auf. So hat man das Rotstrümpfchen noch nicht gesehen, so mit den großen, flammenden Augen. Ihre Blicke jagen in höchster Not über die Menge hin. Sie suchen, suchen und flüchten aus den starrenden, erschrokkenen Menschengesichtern fort und suchen! Wo ist Sylvain Marbaix? Steht er im Hinterhalt? Wird er hervorspringen und auf sie zu und sie hinabwerfen und ihr den Schmuck abreißen im Angesichte einer großen, schweigenden Menschenmenge? Sie hat Sylvain Marbaix niemals gefürchtet. Aber jetzt — jetzt ist eine verzehrende Angst in ihr, ein Zittern und Stöhnen vor ihm und ein Grausen. Sylvain Marbaix, bist du da?

Noch jagen angstsuchend ihre Blicke. — Und haften still. An einem Manne haften sie, der ruhig und vornehm in dem Gewühl steht. Sein Blick fängt den ihrigen auf, bannt ihn, fordert Wahrheit. Er überragt sie alle. Er ist nicht herrisch, aber sie fühlt, daß sie tun muß, was dieser Mann stillschweigend fordert.

Und dann ruft sie in Grauen und Angst und Verzweiflung: „Ich habe nichts mit Sylvain Marbaix zu schaffen!"

Ganz still wird's danach. Die vielhundert Köpfe horchen steif. Es ist kein lachendes Gesicht mehr. Und es ist, als ob ein Seufzer hinziehe über alle Anwesende, der Hauch des armen Sylvain Marbaix, der verleugnet worden ist.

Plötzlich kommt in die Menge ein Schieben und Schwanken. Als Aimée Pête hinübersieht, erblickt sie über allen Köpfen den Rosenhut, schlängelnd durch die Reihen, immer näher und näher, ganz nahe schon. El Patie spricht auf die Männer ein, ihre Zurufe stacheln. Ah, nun sieht man's, was das Rotstrümpfchen für eins ist! Den armen Sylvain verleugnet es um der Ehre willen, dem Heiratskaffee zu präsidieren. Wie hat sie's mit den Zwölfen gemacht? Nach Willkür hat sie geschaltet und gewaltet. Ei, Gevatters, ob sie daständen und sich durch so eine — so eine ihre Töchter zurücksetzen ließen! Haïe, so eine!

Stimmen murren und knurren. Das Geräusch schwillt an. Weithin tönend spricht Aimée Pête das Schlußwort:

„— und die ihr kamt aus Ost und West,
Ich grüße euch beim Liebesfest!"

Ein Tusch! Eröffnung des Goûter. Junggesellen vor! Da dröhnen Zurufe: „Hörst du nicht! Du bist ein' Blamage fürs Goûter! Steig' herunter!!!"

Pfiffe gellen. Das sind die Buben von Enghien. Der Tumult wächst. Die zwölf Auserwählten drängen gegen Aimée Pête.

„Wenn es so ist, dann steig' nur herunter!"

Aber Aimée steht, und ihre Augen sind wieder halbgeschlossen, und man weiß nicht mehr, ob sie gut oder schlecht ist. Steht und wird nicht weichen und kann nicht sprechen. Die blanke Sonne leuchtet auf ihr todbleiches Gesicht.

Da drängt ein Haufe gegen die Tribüne. Die Bretter schieben. Die Tonnen wanken. Aufschreiend flüchten die Heiratsjungfern zurück. Aimée Pête steht noch. In ihren Ohren hört sie ein Singen, Surren und Sausen. Sie weiß nicht, was die nächste Minute ihr bringt, aber sie denkt, daß es schrecklich

sein wird. Dann wird eine plötzliche Stille um sie, und nur eine Stimme redet. Sie tönt ihr weit und fern. Sie meint, diese Stimme sei wie ein schützender Arm, der sich um sie lege. Sie möchte im lauten Weinen dieser Stimme rufen. Da ist jemand neben ihr — ein heller Seidenhut in seiner Hand. „Mademoiselle, glauben Sie, daß Sie nun heruntersteigen müssen? Ich werde Sie zurückführen."

Sie versteht ihn, sie macht ihre Stimme fest und entschlossen. „Ich werde nicht heruntersteigen!"

„Und haben Sie das Recht hierzu?"

Ein dringendes Wort, eine freundliche Mahnung. Da ist ihre Stimme leise und fest.

„Ich habe es!"

„Garde civique!" hört sie ihn dann sagen. „Tun Sie Ihre Pflicht! Schützen Sie diese Dame!"

Wie klang das? Wie ein Befehl! Wie eine Order, die allen Widerspruch niederdämpft. Und herrisch klang es. Es redet sonst keiner so im Steinbruchlande, es sei denn der Herrscher im weißen Hause. Wer ist's? Ein Prinz? Vielleicht! Hei, wie da die Garde civique mit Grobheiten dreinfährt! Eine belgische Volksmenge opponiert, sie will nicht soldatisch kommandiert sein, sie widerstrebt dem brüsken Befehl. Schimpfend und murrend gibt man endlich Ruhe. Brausend fällt die Musik ein. Als Rotstrümpfchen aus ihrer Versteinerung aufwacht, ist der Herr von ihrer Seite fort, und wieder scharen sich die Auserwählten um sie. Man raunt ihr zu, daß sie das Zeichen zum Beginn des Defilees der Zölibatäre gebe. Sie tut's mechanisch, sie denkt nicht mehr, ihre Blicke suchen in der vielköpfigen Menge. Guter Gott, was ist mit ihr? Sie möchte flüchten und unerkannt durch die Menge schleichen und suchen — suchen ... (Fortsetzung folgt.)

Junger Meister.

Von

Georg Busse-Palma.

Was kettet fester denn Stahl und Gold? —
Vertrauen des andern! —
Ein Wanderbursch, dem ein Mädchen hold,
Ließ darum vom Wandern.
Nun tritt er die Wiege und sorgt fürs Haus
Und selten nur seufzt er sich heimlich aus:
— Ach! fester denn Gold und Eisen
Hält Schwäche, die uns vertraut!

Die Schwalben zwitschern und lärmen.
Zeit wird's, nach Süden zu ziehn. —
— Was kümmert denn dich ihr Schwärmen,
Daß deine Augen so glühn?! —
— O wär' ich heute noch frei wie sie,
Ich zög' in die Ferne schon morgen früh!
Nun halten mich Flügellahme,
Mein Weib und mein Bube, im Nest! —

Wegbiegen mit Büschen und Bäumen,
Was bot sich dort alles dem Blick!
Heut darf er's nur heimlich noch träumen.
Er hat ja im Hause sein Glück!
Vergittert das Leben, geschlossen der Kreis,
Nur die Sehnsucht wie früher so maßlos und heiß!
Ach, Meister, was trägt sich die Kette
Vertrauender Schwäche doch schwer! — — —

Die Dame mit der Zigarette.

Von Carry Brachvogel.

Eine rauchende Dame — wäre sie in einem Biedermeiersalon erschienen, so hätten unsere Großmütter heimlich das Kreuz geschlagen und wären von ihr soweit weggerückt, als es die Krinoline nur gestattete. In allen Ecken hätten sie geraunt, geflüstert, gelästert, und die Dame mit der Zigarette wäre ihnen ebenso extravagant und schamlos vorgekommen, wie die Verworfene, die sich erkühnte, in einem öffentlichen Lokal Bier zu trinken. Unsere Großväter hätten sich der Entrüstung ihrer schöneren oder auch nur besseren Hälften angegliedert, aus der Tiefe ihrer schöngefältelten Hemdbrust, hinter dem hohen Vatermörder, ein zorniges „Apage Satanas!" vorgeschleudert. Das verpflichtete sie ja zu nichts, hielt sie nicht ab, ihr hartes Urteil zu modifizieren, wenn die schönere oder bessere Hälfte nicht mehr anwesend und besagter qualmender Satanas hübsch oder pikant war. Es läßt sich zwar nicht aktenmäßig beweisen, daß unsere Großväter ab und zu, wenn ihre Biedermeiermoral ins Wanken geriet, auch eine Raucherin küßten, aber ich glaube nicht, daß ein prinzipielles Hindernis für diese angenehmste aller Annäherungen bestand ... Wenn Großvater sich aber auch nun je soweit vergessen hätte, daß er Lippen küßte, denen ein zarter Rauchkringel entstiegen war, so hätte er die Besitzerin dieser Lippen zwar für sehr reizend, nun und nimmer aber für eine Dame, für eine wirkliche Dame gehalten. Der Begriff „Dame" war nun allerdings ziemlich verworren, nicht nur in Deutschland, sondern auch in Ländern, die einst den vollendetsten Typ der Dame hervorgebracht hatten. Man war in einer Zeit des Übergangs, voll von Erinnerungen, die man nicht mehr gebrauchen, und von ahnenden Wünschen, denen man keinen Ausdruck geben konnte. Die Dame des ancien régime war in dem Blutstrom der großen Revolution ertrunken, und die neue Zeit hatte in der neuen Frau, in der damals neuen Frau, noch nicht den überfeinertsten Ausdruck ihres eigenen Wesens gefunden, wenn es natürlich auch überall und in allen Kreisen Frauen gab, deren Erscheinung in jedem Sinne adelig wirkte. Diese Adelsmenschen bildeten aber eben nur eine Ausnahme; ihre Vornehmheit war eine rein persönliche Nuance, die der Allgemeinheit unerreichbar blieb. Für die Allgemeinheit war Bürgertum und Bürgerlichkeit Mode, besonders in Deutschland, das sonst nicht gerade als tonangebend in Dingen der Form und des Geschmacks gelten konnte. Bürgerlichkeit war klein und billig, und Michel, der nur im Reich der Geister wie ein Multimillionär wirtschaftete und verschwendete, mußte im praktischen Leben, in seinen siebenunddreißig Vaterländern, die weder große Ziele, noch große Erträgnisse, noch große Ausblicke boten, auf billige Ideale bedacht sein. So schwärmte er denn für Bürgerlichkeit, hatte ein leises Grauen vor der Dame, die fast immer ein unbequem Anspruchvolles und immer eine kostspielige Erscheinung darstellte. Und weil Großmutter doch natürlich dem Großvater gefallen wollte, so ging ihr Ehrgeiz nicht dahin, eine Dame zu sein, sondern eine Frau oder noch lieber ein Weib oder am allerliebsten ein braves Weib. Das brave Weib wußte natürlich vom Gebrauch der Zigarette ebensowenig, wie vom pythagoräischen Lehrsatz, für den sie ja auch nicht die geringste Verwendung gehabt hätte. Sie hielt ein musterhaftes Hauswesen, kochte für Mann und Kinder, keifte ein wenig (oder auch viel!) mit der Dienstmagd und setzte ihren Stolz darein, nicht eine Sekunde am Tag müßig zu sein. Wenn sie sich in Küche, Keller und Speicher müde gerackert hatte, dann nahm sie zur Erholung eine Handarbeit vor, zerstach sich die Finger, verdarb sich die Augen, predigte aber unaufhörlich den Töchtern, daß eine Frau immerfort die Hände regen müsse. Selbst bei den großen Kaffeeschlachten, wo gigantische Kuchen ebenso schnell und geschickt vertilgt wurden, wie der gute Ruf der lieben Nächsten, selbst bei jenen monumentalen Orgien weiblicher Backkunst und Beredsamkeit fehlte die Handarbeit nicht. Es klatschte sich noch einmal so schön, wenn man dazu strickte und stichelte, und wenn damals einer der Großmutter gesagt hätte, daß ihre Enkelinnen späterhin stundenlang müßig dasitzen und nur die Zigarette zwischen den Fingern halten würden, dann hätte Großmutter überlegen gelächelt: „Nein, das werden meine Enkelinnen nie tun. Ich weiß wohl, es gibt etliche, ganz unmögliche Frauen, die rauchen, als wären sie Männer, mein Mann hat mir erzählt, daß die George Sand raucht und auch noch eine andere ... eine Schauspielerin ... ich glaube, sie heißt Déjazet! Nun, mein Gott, die eine ist ein Blaustrumpf, die andere eine Komödiantin, und beide sind obendrein Französinnen! Aber meine Enkelinnen, brave deutsche Mädchen, in einem braven deutschen Haus erzogen, die werden sich nie von abscheulichen welschen Sitten betören lassen! Ehe meine Enkelinnen ihre Zeit mit der Zigarette vertrödeln, eher geht die Welt unter!"

Die Welt geht aber gar nicht so schnell unter, wie man zuweilen denkt. Die Zeit schritt gelassen weiter, über große Um-

wälzungen Europas hin. Neben einem der Throne, die im tollen Jahr schwankten, stand eine berückend-schöne Frau und paffte gleichmütig eine Zigarette: Lola Montez. Sie war Spanierin von Geburt, gehörte also zu jener Rasse, deren Frauen zu allererst in Europa dem Tabak gehuldigt haben, und man darf ihr daher wohl verzeihen, daß ihr die Zigarette auch in wichtigen Momenten ihres Lebens nicht ausging, und daß sie einen Eisenbahnschaffner, der sie einmal grob anfuhr: „Hier kann nicht geraucht werden!" lächelnd eine Rauchwolke ins brummige Gesicht blies: „Sie sehen doch, daß ich kann!" Diese zwar nicht himmlische, für moderne Begriffe jedoch recht harmlose Liebe, ist ihr aber zu ihrer Zeit nicht weniger hoch aufs Schuldkonto gesetzt worden, als die irdische... Zwar hatten schon zur Zeit Ludwigs XIV. englische, französische und holländische Damen Pfeife geraucht, aber die Damen mit dem Fidibus waren wieder in Vergessenheit geraten. Die Pfeife war zum Attribut der Zigeunerinnen und der Hexen gesunken, und auch Lola Montez war begreiflicherweise nicht die geeignete Persönlichkeit, um die Zigarette zu adeln...

Die böse Frauenemanzipation, die an den meisten Unglücksfällen auf der Welt schuld ist, verschaffte dann dem weißen Papierröllchen mit dem rotglühenden Rändchen ein wenig mehr Ansehen oder, richtiger ausgedrückt, mehr Aufsehen. Die Fossilien der Emanzipation, die unser heutiges Geschlecht eigentlich nur noch aus alten Jahrgängen der Witzblätter kennen lernen kann, beleuchteten ihr Programm mit brennenden Zigaretten, einzelne sogar mit Zigarren. Doch die Zigarette war ihnen, so grimmig sie auch pafften, viel weniger Selbstzweck, Genußmittel, denn Symbol. Sie rauchten, weil der Mann rauchte und weil sie dem Mann nicht ge-, sondern mißfallen wollten, was ihnen auch überraschend gut gelang. Abermals rief der Mann: „Apage Satanas!" Aber diesmal viel wütender, viel überzeugungstreuer als vor fünfzig oder sechzig Jahren. Denn erstens waren diese qualmenden Satanasse weder hübsch noch pikant; und zweitens spürte er sofort, daß die Zigarette im Munde der Emanzipierten eben noch etwas anderes war, als bloß eine Zigarette. Er witterte, daß ihr rotes Glührändchen alte Vorurteile verbrennen, ihre feine Asche alte Vorrechte verschütten könnte; sein Selbsterhaltungstrieb zitterte, daß die kleine Flamme, die ihr das Streichholz spendete, zum Weltenbrand werden könne für seine Männermacht und Männerherrlichkeit. Er raffte also alle Entrüstung zusammen, deren er fähig war, verkündete laut, daß die Frau, die ihm gefallen wollte, die als weiblich gelten konnte, durchaus nikotinfrei sein müsse, denn Tabak und Frauen paßten nun einmal nicht zusammen, und der Gedanke sei ihm unerträglich, eine Frau zu küssen, die nach Tabak dufte. Über seine persönliche Geschmacksrichtung kann man natürlich nicht streiten, aber um seine Behauptung, daß Frauen und Tabak nicht zusammengehören, steht es mindestens ebenso schief, wie um Herrn Fausts Christentum. Die Damen des Barock rauchten, wie schon erwähnt, die Tonpfeife, und die entzückenden Damen des galanten Jahrhunderts, die doch so weiblich waren, wie der allermännlichste Mann es nur verlangen kann, waren fast ausnahmslos mehr oder minder leidenschaftliche Schnupferinnen. Wenn auch auf ihren Busenschleifen oder ihren Watteaufächern da und dort bräunliche Fuselchen lagen, so wurden sie darum nicht weniger geliebt und begehrt...

Als dann abermals zwei oder drei Jahrzehnte verstrichen waren, wurde die Zigarette plötzlich salonfähig. Wann's geschah? Niemand kann es genau sagen, aber schon nach kurzer Zeit erfreute sie sich einer so allgemeinen Beliebtheit, wie neu nobilitierte Geschlechter sie nur selten erfahren. Der Tag, an dem sie, die bislang nur in Frauenvereinen oder in Malweibbuden als Emanzipierte oder Bohémienne gelebt, hinüberschritt in die Welt der eleganten Frauen, läßt sich freilich nicht feststellen, aber ich glaube, ihr Adelsdiplom ward in der Stunde ausgestellt, da die moderne Dame, die Dame unserer Tage geboren wurde, das Rassegeschöpf mit dem schlanken Sportskörper, den bebenden Nerven, dem klugen Hirn, das alles wissen, dem kecken Mund, der aus allen Quellen trinken mag, von denen sonst das Männerwort die Frau als inferiores Geschöpf hinwegscheuchte. Für dieses eigenartige und in jedem Sinne verfeinerte Exemplar der Gattung ist die Zigarette die fast unerläßliche Begleiterin geworden. Wie die Damen des Rokoko nicht ohne ihre brillantengeschmückte Tabatière existieren konnten, so kommt sich die Dame unserer Tage ohne Zigarettenetui verwaist vor. Nahm jene zu einem besonders geistreichen oder witzigen mot graziös ein Prischen, so erscheinen dieser die Werte ihres Salons erst vollgültig, wenn blauer Rauchduft sie umschleiert.

Das verschleierte Licht, das malerische Teagown, das japanische Porzellan, die raffinierten Sandwichs und die noch raffinierteren petits-fours sind nur der blinde Goldrahmen einer damenhaften Geselligkeit, der wie auf ein Zauberwort zu leuchten beginnt, wenn die Zigaretten entzündet werden. Die Zigarre des Mannes, die er nach einem guten Mittagessen schmaucht, gleicht einer vulgären Epikuräerin, die von Fasanen und Portwein träumt und in eine Verdauungsstimmung hinein triviale Dinge schwatzt. Die Zigarette der Dame dagegen ist eine Ästhetin, die ihre feine, preziöse Seele nur am Teetisch verströmt, einfache Worte durch die Grazie fürstet und Eros zwar gestattet, anwesend, nicht aber unartig zu sein, so daß er still hinter dem Stuhl steht, wohlerzogen

den wirbelnden Gesprächen zuhört und sich nur zuweilen durch einen tiefen Atemzug verrät, der plötzlich ungeahnt und reizvoll in ein langes, von blauen Rauchschwaden überzittertes Schweigen hineinschwebt ...

Von der Bank der Spötter ruft jetzt wohl einer her: „Verehrte Dame, bilden Sie sich doch nicht ein, daß Ihre Zigarette eine andere und tiefere Bedeutung hat, als etwa die Handarbeit der Großmutter! Die Frauen früherer Zeiten setzten sich zum Kaffee zusammen, klatschten und strickten, und Sie, meine Damen, Sie setzen sich zum Tee zusammen, klatschen und rauchen! Die Genußmittel und die Beschäftigung der Finger haben sich verändert, aber der Gehalt Ihrer Geselligkeit ist sicher um nichts besser geworden!"

Da antwortet die kleine Zigarette: „Mein Herr, auch Sie haben sich verändert, und zwar, wie ich gleich bemerken will, zu Ihrem Vorteil verändert, wenigstens in Ihrem Urteil über meine Person! Sie feinden mich nicht mehr an, wenn Sie mich mit meiner Dame sehen, Sie finden sogar, daß ich gut zu ihrer schicken Erscheinung passe, und um dieser Wandlung willen lasse ich mich in einen freundschaftlichen Disput mit Ihnen ein und belehre Ihre immer noch etwas verbohrte Männlichkeit über den Unterschied, den geistigen Unterschied, zwischen dem Strickstrumpf und meiner grazilen Persönlichkeit. O, natürlich redet auch meine Dame nicht unablässig von den höchsten oder ernstesten Dingen der Welt, natürlich werden auch unter meinen Auspizien die Neuigkeiten des Tages besprochen, aber der Klatsch, der große und doch so kleinliche Strickstrumpfkaffeeklatsch findet an unserem zierlichen Lacktischchen keinen Platz, paßt in keiner Weise zu der schlanken, ewig-beweglichen Geistessilhouette meiner Herrin. Man konnte wohl eine Wade- oder eine Ferselang bei einem Thema bleiben, aber wenn sie dieselbe Zeitdauer in Zigarettenkonsum umsetzen, so würde die eifrige Raucherin und Klatscherin eine Nikotinvergiftung haben! Ich fördere den Flirt, das Axiom, das geistreiche Paradoxon, aber ich bin von Natur aus klatschfeindlich. Ich brauche nämlich viel zu viel Bedienung, viel zu viel Aufmerksamkeit, als daß sich in meiner Gegenwart ein wetterfester, durch nichts zu unterbrechender Klatsch entwickeln könnte! Das ging beim Strickstrumpf, auf den man kaum aufzupassen brauchte, aber nicht bei mir, die bald angezündet, bald abgestupft, bald durch ein paar Atemzüge neu belebt werden muß. Der Klatsch verlangt eine ganze Persönlichkeit, ich eine halbe, und darum können wir zwei nur zusammenkommen, wenn er seine plumpen Biedermeierformen auf ein modernes Mindestmaß reduziert, nur als pikantes Histörchen flink erscheint und flink wieder verschwindet. Glauben Sie mir, mein Herr, ich wirke nicht nur örtlich, sondern auch moralisch desinfizierend ..."

Da die Adelserhebung der Dame Zigarette erst so kurz zurückdatiert, hat sie natürlich noch keine historische Vergangenheit, kann auf keinerlei besonders interessante Erlebnisse oder künstlerische Auszeichnungen zurückblicken. Sie ist zwar schon öfters in der Hand einer schönen Frau gemalt worden, aber es gibt von ihr noch kein Bild, das so bekannt wäre, wie z. B. „Der Mann mit dem Handschuh" oder „Der Mann mit dem Goldhelm". Selbst die Schauspielerinnen haben ihr noch zu keiner ganz persönlichen Bedeutung verholfen, nur einmal, vor Jahren, machte Irene Triesch den Versuch, ihre Zigarette mitspielen zu lassen. In dem haarsträubenden Dumasschen Reißer „Das Weib des Claudius" saß die Triesch, infernalisch schön, auf einer Ottomane und rauchte in einer Szene, in der's um Tod und Leben ging, ohne sich zu rühren, eine Zigarette in drei oder vier Zügen, daß sie schließlich nur noch ein rotdurchleuchtetes Aschenröllchen im Munde hielt. — —

So intim nun aber auch Dame und Zigarette miteinander geworden sind, so ist die Zigarette doch auch heute noch mehr Symbol, denn eigentliches Genußmittel, ganz so wie sie es bei den Emanzipationsfossilien war. Nur wollte das Mannweib durch die Zigarette zeigen, daß es die Superiorität des Mannes ableugne, indes die Dame durch die Zigarette ihm graziös zeigt, daß sie ihm nacheifert. Seine Eitelkeit fühlt sich durch diese geschickte Huldigung auch so geschmeichelt, daß er seine dicke Epikuräerin immer häufiger gegen die schlanke Ästhetin vertauscht und so der Zigarette den Kreislauf vollenden läßt, der sie zuerst vom Manne zur Frau und von dieser wiederum zurück zum Manne geführt hat. Denn der auch in Deutschland mächtig anwachsende Konsum von Zigaretten beruht zweifelsohne nicht nur auf aktiven, sondern auch passiven Einflüssen der Raucherinnen, die, wie mit allem, was von der Dame kommt, so auch mit der Zigarette dem Herrn der Schöpfung ein wenig effiminieren. Bei Romanen und Slawen (die stets eifrige Zigarettenraucher waren) ist ja der feminine Einschlag eine Rasseneigentümlichkeit, aber auch dem germanischen Schlagetot steht er nicht übel zu Gesicht ...

Eindringlich, wie sie alles tun, haben sich die Damen auch dem Rauchsport ergeben, und Raucherinnen, die zwischen fünfzig bis achtzig Stück täglich verqualmen, sind keine Seltenheit. Gewiegte Tabakkennerinnen sind aber doch nicht häufig unter ihnen, das geht schon deutlich aus ihrer allgemeinen Vorliebe für das Mundstück und ihre Abneigung gegen die Selbstfertigung von Zigaretten hervor.

Und wenn man schließlich erst scharf zusieht, wie sie rauchen (denn jede raucht anders, genau wie jede anders geht oder tanzt oder küßt), dann merkt man deutlich, wie viele Jüngerinnen der Zigarette hergelaufen und wie wenige berufen sind. Die

eine paßt in leidenschaftlichen Zügen, als ob Raucherzeugung die Hauptsache wäre, die zweite stößt ängstlich mit gespitztem Mund etliche graue Schwädlein aus, die dritte verbraucht für eine Zigarette zwölf Streichhölzer, die vierte kann sie nicht ordentlich in Brand setzen, die fünfte nicht in Brand erhalten, eine sechste spreizt sie ungeschickt zwischen gespreizten Fingern, und eine siebente liegt in beständigem Kampf mit ihr, weil sie immerfort Tabakfuseln im Munde spürt. Zur hohen Vollendung des Ringeblasens gelangen nur Auserwählte; vermutlich und mit Recht scheuen die meisten die Grimassenschneiderei, die zur Erlernung dieses Hexenkunststückes nötig ist ...

Doch wie gering wiegt all der Dilettantismus neben der zauberhaften Stunde, die eine Zigarette der einsamen Raucherin gewährt! Da wird die Ästhetin zur Sorgenbrecherin und Freudenspenderin, läßt allen Harm des Alltags in blauen Wolken zerflattern, erfüllt das Gemach mit Träumen, die noch gestern keine Träume waren oder morgen schon keine mehr sein werden. Entrückt schaut ihnen die Raucherin in die Ferne nach; wer raucht, lernt ins Weite blicken, ins Weite denken. Und so bedeutet der Sieg der Zigarette über die Handarbeit am Ende doch mehr als eine bloße Modesache, verleiht der schlanken Ästhetin so etwas wie eine kulturelle Sendung ...

Der Braut Heiligabend.

Von

Erich Villmow.

Wie brannte der Sturm die Wange heiß,
Und Jäckchen und Pelz sind voll Schnee und Eis!
Und die Welt so weiß!
Heiligabend!
Nun ruht sie zu Füßen des Feuerscheins
Wohlig geborgen
Und kostet die Wonne des Glücklichseins
Und denkt all der seligen Küsse morgen.
Heiligabend!
Glut irrt über die weiße Hand,
Über des Fingers schmalgoldenes Band;
Es knistern und prickeln die Feuerbrände.
Doch draußen windet's und schneit's ohn' Ende
Wild und weiß!
Und morgen ist Weihnacht!

Rostrote Rosen ...

Von

Melanie Freifrau von Puttkamer.

Weithin die Höhen im Farbenglimmer
Durchgoldeter Lüfte, winterklar —
Helläugig wandelt auf Reifgeflimmer
Am sonnkalten Morgen der Januar.

Schlaftrunknes Glucksen der Waldesquellen —
Froststille Tale im Schattenblau —
Eichenlaub, schimmernd wie Kupferwellen,
Traumstarre Buchen am Felsengrau.

Ruhe ringsum — da — horch — durch das Schweigen
Ein Flattern, ein Ringeln wie Flamm' zu Flamm':
Dompfaffen-Scharen auf Birkenzweigen
Gleich rostroten Rosen am Silberstamm — —

Wenn auch noch lange die Veilchen säumen
Und Schneestürme brausen am Bergeskamm:
Ihr seid mir die Rosen zu Frühlingsträumen,
Ihr rostroten Rosen am Silberstamm — — —

Bildnis.

Gemälde von Wilhelm Gallhof.

Weihnachts-Maskenzug am Hofe Karls II. Holzschnittnachbildung aus „The Illustrated London News" vom Jahre 1859 nach einem Bilde von J. Gilbert.

Weihnachtsbräuche in Alt-England.

Von A. Rutari-London.

Mit Abbildungen nach Photographien von Augustin Richgitz in London.

Anstatt die Feder in die Tinte zu tauchen, was könnt' ich Besseres tun, als den Lehnstuhl unter die Lampe zu rücken, Washington Irvings Sketch Book zur Hand zu nehmen und daraus vorzulesen? Gleiten wir doch unter dem sanften Geklingel der Worte dieses liebenswürdigsten der Schriftsteller, dem, wie es scheint, gleich Andersens Märchenprinzen mit diamantenem Griffel auf goldene Tafeln zu schreiben vergönnt war, ehe wir es uns bewußt werden, mitten in die anschaulichste Beschreibung des englischen Weihnachtsfestes hinein. Die Postpferde dampfen, und wir thronen neben dem Kutscher hoch oben auf dem Verdeck der „Mailcoach". Die Räder knistern über dem festgefrorenen Schnee, die Scherze der Mitfahrenden beleben und verkürzen die Stunden, und die rotgelben Lichter der Gasthäuser laden bei anbrechender Dunkelheit schon aus der Ferne zu behaglicher Rast ein. Fröhlichkeit herrscht, die Speisen werden reichlich aufgetragen, der Becher kreist, und über der gehobenen Stimmung schwebt unsichtbar, aber doch in jeder Brust so warm empfunden, Friede und Freundlichkeit: die echte Weihnachtsstimmung in England, die in den biblischen Worten prägnanten Ausdruck findet: „Peace on Earth, Goodwill to Men."

In England ist Weihnachten nicht das Fest der Kleinen, wenigstens nicht nach deutschem Brauche, vielmehr in dem Sinne, daß alle Erwachsenen sich wieder wie Kinder fühlen, aller Sorgen und aller Pläne des Alltags vergessen und sich voll und ganz der Freude des Daseins hingeben. Die Feierlichkeit, die der Kerzenschein an den waldduftenden Ästen um unsere deutschen Weihnachtsstuben webt, verspürst du in England nicht, aber das Herz tut sich dir auch auf, und dein Auge schaut liebevoller auf die Welt ringsum, als an anderen Tagen.

Ist der Engländer fröhlich um die Weihnachtszeit, so ist's die Natur gewöhnlich auch; von dem Frost und dem Schnee, der malerisch auf den Zweigen der Bäume und Sträucher sich ballt, ist selten etwas zu sehen. Grün breitet sich der wohlgepflegte Rasen der Insel, über die der warme Odem des

Ozeans weht, und an den schmucken Häuschen der Vorstädte und Dörfer ranken sich wilder Jasmin in prangender gelber Blüte und die rote Frucht des Feuerstrauchs. Das ladet ein, hinaus aufs Land zu gehen; während wir Deutschen an keinem Tage des Jahres die Innigkeit des Familienlebens stärker empfinden als zur Zeit des heiligen Abends, ist Weihnachten in England die rechte Zeit der großen house parties, und zahllose Sonderzüge führen Tausende hinaus aus den Mauern der Stadt in den Wintersonnenschein des Landlebens. Der Engländer ist heute und war allezeit ein leidenschaftlicher Naturschwärmer — nicht nach der Art platonischer Träumer, sondern als Sportsman: in freier Luft muß er sich tummeln, die Beine auf langen Spaziergängen regen, die Arme in heiteren Spielen schwingen. Keine Wiese scheint zu feucht, um Fußball darauf zu spielen, kein Wintertag zu trübe, um den Golfkolben zu heben. Seht nur die fröhliche Menge, die sich am Boxing day — dem zweiten Weihnachts-

Der Lord of Misrule wird auf dem Christmas log zeremoniell in die Halle gebracht. Nach einem zeitgenössischen Stich.

Lustiges Volk bei der Weihnachtsfeier. Nach einem Holzschnitt.

feiertage — auf Hampstead Heath belustigt, mit Eselreiten, mit Wettlaufen, mit Werfen nach Kokosnüssen, die, auf kurze, in den Erdboden eingerammte Pfähle gesteckt, aufgereiht stehen und Anlaß zu heiteren Wettkämpfen geben. Die Wirtshäuser sind nicht leer; in den zinnernen Bechern schäumt das goldgelbe Ale, und munteres Geplauder wechselt ab mit tiefen Zügen aus den bekannten kurzen Pfeifen voll kräftig duftenden Tabaks. Bei allem Wohlanstand Heiterkeit in allen Schichten des Volkes. So ist also doch etwas Wahres an dem alten Wort vom merry old England!

Der Christmas log. Nach einem zeitgenössischen Kupferstich.

Mancherlei Gebräuche, die sich seit Jahrhunderten erhalten haben (denn dieses liberalste Volk ist zu gleicher Zeit das konservativste), haben dieser harmlosen Fröhlichkeit der Nation Spielraum gegeben. Am Weihnachtsabend, dem Christmas Eve, der übrigens nach englischer Sitte kein Feiertag ist, sondern nur der Vorläufer der festlichen Weihnachtstage, wird noch heute in manchen Kamin ein Stück Buchenholz gelegt statt der prosaischen Kohle, die uns zu minder festlicher Zeit die Zimmer wärmen soll. Dies zur Erinnerung des Christmas log, des mächtigen Klobens, der in alter Zeit mit soviel Zeremoniell auf den Edelsitzen des Landes angezündet wurde. Jubelnd schleppten und zogen ihn die Leute zur Halle hinein, und wenn sein Feuer entbrannte, tanzte und sprang ausgelassenes Volk im Mummenschanz auf den Steinfliesen, während die Herrschaft mit ihren Gästen dem Treiben wohlwollend zuschaute. Ja, die Kavaliere waren keineswegs zu stolz, sich selbst in das Treiben zu mischen; sie hoben die schönste ihrer Damen auf den Holzblock, ehe er in den Kamin geschoben wurde, und leerten ein Glas edlen Weins zum Preise und auf das Wohl der Erkorenen. Von solch zierlicher Ritterlichkeit wußte der Volksgebrauch nichts; er gestattete vielmehr freie Bewegung nach dem Vorbilde der Saturnalien. Das Gesinde wählte

seinen „Lord of Misrule“, dem jede Freiheit erlaubt war, ohne ihm ein anderes Amt aufzuerlegen, als lustig zu sein und durch seine scherzhaften Einfälle zur Unterhaltung beizutragen. Wer seine Engländer kennt, wird leicht erraten, daß es dabei an manchen kräftigen Späßen nicht fehlte. Mehr als eine derb komische Szene in Shakespeareschen Lustspielen gibt auch uns Nachgeborenen eine Vorstellung davon, wieviel Nasenstüber und kräftige Stöße vor den Bauch in der guten alten Zeit ein Englishman vertragen konnte. Lustiges Volk in allerlei Maskenverkleidung mischte sich in das Spiel, Drachen und andere Fabeltiere gehörten zur Begleitung des Lord of Misrule. In vorcromwellschen Zeiten, ehe die Puritaner ihre Frömmigkeitskappe über die Lebenslust stülpten und damit auf lange Zeit aller englischen Volksbelustigung das Lebenslicht ausbliesen, muß es zuweilen schwer gewesen sein, die Grenze zwischen Scherz und Ernst zu erkennen. So erzählt ein alter Sittenschilderer über das Treiben des Lord of Misrule und seiner Sippe am Weihnachtstage folgendes: Nachdem der Lord of Misrule geweiht worden ist, ernennt er etwa zwanzig bis sechzig Gleichgesinnte zu seiner Ehrenwache, die mit Bändern, Schleifen und Schellen an den Beinen geschmückt sind. Dann, so alles in guter Ordnung ist, nehmen sie ihre Steckenpferde, ihre Drachen und ähnliche Unholde, und, begleitet von bunten Pfeifern und bummernden Trommlern, ziehen sie los und verüben einen Teufelstanz alle miteinander. Sie marschieren zur Kirche und machen, selbst wenn eben Gottesdienst abgehalten wird, solch einen Lärm, daß man seine eigene Stimme nicht zu hören vermag. Dann wieder hinaus auf den Platz vor dem Gotteshaus; dort sind Buden aufgereiht, und der Rest des Tages vergeht in Tanzen und Trinken. Die Trabanten von „My Lord“ laufen herum, Münzen einzusammeln und verteilen dafür Abzeichen und Schleifen an den Hut zu stecken. Auch scheuen sie sich nicht, die, welche nichts geben wollen, auszuschimpfen oder gar mit dem Kopf in die Dorfpfütze zu stupfen. Indessen gibt's genug wunderliche Narren, die gern bereit sind, nicht nur Geld zu spenden, sondern auch alle Arten von Speise und Trank herbeizubringen, um das Fest recht reichlich auszustatten . . .

Unter dem Mistelzweig.
Stich von F. Bartolozzi nach dem Gemälde von W. Hamilton.

Die Feder, die dies niederschrieb, war in gallige Tinte getaucht; der, welcher sie führte, war ein Puritaner, sittenstreng und ernst, der nach dem Beispiel seiner Sippe mit saurer Miene dem ausgelassenen Treiben der Volksbelustigungen zuschaute. Später kam es sogar soweit, daß die Weihnachtsfeier überhaupt verboten wurde; die Geschäfte sollten geöffnet bleiben wie an jedem Wochentage, das Parlament hielt seine

Zur Weihnachtszeit unter dem Mistelzweig. Gemälde von Edw. Ward.

Sitzung ab. Mit der ausgelassenen Fröhlichkeit im Königreich hatte es ein Ende auf lange Zeit. Was für Gesichter die strengen Sittenrichter dieser Art wohl schneiden mochten, wenn sie am Weihnachtstage von ungefähr ein Zweiglein Mistletoe von der Decke herunterbaumeln sahen und sich erinnerten, welche Freiheiten damit verknüpft sind? Das Mistletoe, jene zierliche mattgrüne Schlingpflanze mit den perlgrauen, runden Beeren, ist ein arges Schmarotzergewächs, das sich um Eichen und Kirschbäume rankt und noch mehr Unfug als am Saft der Stämme in den Herzen so mancher Menschenkinder anrichtet. Ohne an etwas Übles zu denken, tritt einer durch die Haustüre in die Halle; kaum daß er das Zweiglein beachtet, wie es arglos von der Decke herunterhängt; irgendwer hat es dort an die Hängelampe genestelt. Und da steht just ein hübsches Mädchen darunter, die Tänzerin vom letzten Ball etwa, mit ausgestreckter Hand den Gast zu begrüßen. Flugs spitzen sich die Lippen zum Kusse, und ehe du dir's noch selbst recht bewußt geworden, hat der lose Kobold einen seiner schärfsten Pfeile abgeschossen und dich mitten ins Herz getroffen. Ja, unter dem Mistletoe darf man sich nicht abfassen lassen am Weihnachtstage! Solange noch eine Beere daran hängt, solange darf man sich darunter küssen, und das harmlose Schlinggewächs hat sich schon Tausende von Kuppelpelzchen verdient. In der Kirche findet es keinen Zulaß, wo doch die Stechpalme (holly) mit ihren glühend roten Beeren so reichlich zum Schmuck verwandt wird; das Mistletoe ist aus dem Gotteshause verbannt, weil es in uralten Zeiten den heidnischen Göttern geweiht war. Darf es selber nun nicht über die fromme Schwelle, so bringt es neckisch junge Paare zusammen und schickt sie zu dauerndem Bunde vor den Altar. Das ist auch eine Blumenrache...

Aber Zeit ist's, daß wir nicht länger draußen im Hausflur harren; aus der Wohnstube dringen fröhliche Stimmen, und wir wollen uns in die lustige Gesellschaft

mischen. Jung und alt ist beisammen, denn in England zieht man in dieser Hinsicht keine haarscharfen Grenzen; Spiele und Sport vereinigen die verschiedenen Altersstufen, und beide haben Gewinn davon. Die Alten bleiben jung, weil sie sich den Jungen widmen, nicht nur so von oben herab und in läppischem Ungeschick, sondern in völligem Selbstvergessen. Die eigene Jugendzeit wacht wieder im alten Herzen auf, das dem harmlosen Geplauder der Kleinen lauscht, Schulwitzen, Berichten von ruhmreichen Taten beim Fußballspiel oder Kricket und ähnlich wichtigen Dingen. Die großen öffentlichen Schulen, deren wissenschaftliche Leistungen beständig dem Angriff ausgesetzt sind, fördern in ihren Schülern doch eines unzweifelhaft zutage: den feinen Schliff des Benehmens, und all diese Jungen, die schon in ihren Anzügen, der kurzen schwarzen Jacke mit dem weißen Klappkragen, der schneeweißen Weste und den grauen Hosen, wie regelrechte Gentlemen aussehen, haben auch das bescheidene, aufmerksame Betragen, das wir „ritterlich" nennen und das man in England kurzweg mit „gentlemanlike" bezeichnet.

Und wie man in der Erziehung auf Formen achtet, so herrscht bei allem in England eine festgefugte und aus alter Zeit überlieferte Ordnung der Dinge. Das wäre kein echter Christmas day, an dem nicht das Roastbeef und der gebratene Truthahn auf der Tafel prangten und der Plumpudding den Beschluß des Mahles machte. Kurz vor Weihnachten findet alljährlich die große Mastviehausstellung statt, und ein paar Tage darauf prangen in allen Metzgerläden gewaltige Stücke Fleisches, halbe Ochsen, die so rosig aussehen, daß bei ihrem Anblick selbst einem Vegetarier das Wasser im Munde zusammenlaufen müßte. Viele Stücke sind geschmückt mit kleinen bunten Schleifen, dem Abzeichen des Preises, der ihnen auf der Ausstellung zuerkannt wurde. Was diese geschlachteten Ochsen anbetrifft, so sind sie alle echte, unverfälschte John Bulls. Die Truthähne aber kommen aus allen Windrichtungen herbei, um am Weihnachtstage den Engländern gebraten in den Mund zu fliegen. Im Herzen der City, in den großen Hallen von Leadenhall Market hängen die saubergerupften Vögel zu vielen Tausenden von der Decke herab, mit ausgebreitetem Fittich, die Brust kokett vorgestreckt und den Hals nach unten. Aus Rußland, Italien, Frankreich und aus jenen Grafschaften des Königreichs, in denen die Farmer die Geflügelzucht zur Kunst erhoben haben, sind sie in langen Eisenbahntransporten herbeigekommen, um den Leckermäulern der Siebenmillionenstadt den Weihnachtsbraten zu liefern. Ist doch die wahre Weihnachtsfeier in England — das Christmasdinner! Gut muß es sein, was an diesem Tage auf den Tisch kommt, und viel muß es sein, denn heute steht man nicht eher wieder auf, als bis — man kaum noch imstande ist aufzustehen. Dann kommt der Augenblick, in dem man schätzen lernt, was die Engländer besser als irgendeine andere Nation verstehen, nämlich bequeme Stühle zu machen. Während die Jugend zu heiterem Spiele beisammenbleibt, schleicht pater familias in seine study; er sinkt in die gepolsterte Lehne, er deckt sein von der Anstrengung des Mahls gerötetes Antlitz mit dem seidenen Taschentuch zu, und er — verdaut.

Denn man folgere nicht, daß er seinem geräumigen britischen Magen keine andere Zehrung als Roastbeef und Putenbraten zugeführt habe. In Häusern, die auf eine sorgfältige Tafel halten, wird neben den landesüblichen Speisen noch manches Gericht aufgetragen, das dem bescheidenen Bürger nicht erschwinglich ist. So der Eberkopf, wie er z. B., gemäß jahrhundertealtem Brauch, noch heute auf der Weihnachtstafel des Queen's College zu Oxford prangt. In feierlichem Zuge wird er, geschmückt mit Lorbeer und Rosmarin, aufgetragen, während die versammelten Kommilitonen sein Preislied anstimmen. In wundersamer Mischung von altem Englisch und mönchischem Latein klingt es da aus frischen Kehlen:

Quot estis in convivio
Caput apri defero
Reddens laudes Domino

usw. durch ein halbes Dutzend ulkiger Verse. Außer dem Eberkopf pflegte man früher in vornehmen Häusern auch den Pfau aufzutischen, Junos stolzen Vogel zu einer Pastete verbacken. Er erschien auf der Tafel, Kopf, Hals und Schweif noch im vollen Schmuck seiner Federn, den Hals überdies mit Goldschaum verbrämt und den Schweif gespreizt — ein Gericht von stolzem Aus-

Der Weihnachtspudding. Gemälde von P. Webster.

sehen, das aufzutragen denn auch nicht den Dienstboten überlassen wurde; die schönste Dame der Gesellschaft oder die, welche sich durch ältesten Adel auszeichnete, wurde vielmehr erlesen, dies kostbare Gericht auf die Tafel zu heben. Ferner verspeiste man kunstreich in Teig gebackenes Wildbret und auch sonst noch Pasteten allerart, denn hierauf verstehen sich die englischen Köche. Solch eine Pastete berauscht alle Sinne: wie glänzt die goldigbräunlich schimmernde Kruste mit der kunstvoll geformten Rosette als Krönung! Welch duftendes Aroma steigt fein aus der Mitte des Gerichtes, wenn das Messer mit keckem, sicherem Schnitt ein Dreieck in den Teig geschnitten und ein reichliches Stück von Fülle und Teig lieblich auf den Teller gehoben hat. Das schmackhafte Fleisch im Verein mit dem zarten Teige und der knusprigen Kruste mundet wie Götterspeise. Dem Irdischen entrückt, will es mir in dem geräumigen Laden des ersten der Londoner Pastetenbäcker auch durchaus nicht wie in einem prosaischen Geschäft, sondern wie in jener „rôtisserie des poètes“ erscheinen, in der der berühmte Zuckerbäcker, der Freund eines Cyrano de Bergerac, den Gänsekiel und den Kochlöffel abwechselnd als Zepter führte. Da schleppen geschäftige, in blendendes Linnen gekleidete Gehilfen Pasteten herbei in allen Größen und von allen Arten. Köstlich ist es, sie zu sehen; um wieviel köstlicher muß es sein, sie zu verspeisen. Verfaßt unser Pastetenbäcker auch keine Gedichte wie sein unsterblicher Vorläufer in der Straße St. Honoré, so kommt doch der Schwung seiner Phantasie den gastronomischen Objekten seines Fleißes zugute. Auch begnügt er sich nicht, ambrosische Pasteten zu backen, sondern er stellt sein Genie auch in den Dienst des unentbehrlichsten und urenglischen Weihnachtsgerichts, des Plumpuddings. Seit Monaten ist ein reger Betrieb in den Backstuben, hunderterlei Gewürze, Säfte, Teige werden gemischt, gerieben, gestoßen, geschnitten, gekocht und just im rechten Augenblick dem brodelnden Feuer entzogen, um nun, in einer halbkugelrunden, porzellanen Schale geborgen und mit einem weißen Schleier säuberlich und dicht verschlossen, ein stilles Dasein geduldiger Wartezeit zu führen. Zu Tausenden stehen sie auf langen Bretterverschlägen — nicht lange, und sie verschwinden wieder von den Regalen, aus dem Laden. Wer ihnen folgen wollte, müßte weite Reisen antreten und fremde Meere durchsegeln. Tausende und Abertausende queren den Äquator, nicht als prosaische Postpakete, sondern als gastronomische Friedensgrüße, den Freunden und Verwandten in fernen Kolonien zugesandt und am Weihnachtstage in Australien, in Kanada, in Indien, am Kap jubelnd begrüßt, ein Wahrzeichen von Old England.

Und wie in weiter Ferne, die an diesen festlichen Tagen dem Herzen doch so nahe gerückt ist, so wird der Christmaspudding auch am ersten Weihnachtsfeiertage in jedem Haushalte der Vereinigten Königreiche als Krönung des Mahles aufgetragen. Ein Stückchen Stechpalme steckt oben in seinem schwarzen, glänzenden Teige, den die Hausfrau alsbald reichlich mit Rum oder Brandy begießt. Nun streift sie mit dem brennenden Streichholz daran, und mit blauer, flackernder Flamme züngelt es rings um den Pudding. Stück für Stück wird abgeschnitten, und der Jubel jedes Tischgenossen ist groß, wenn sein Teil ihn noch erreicht, ehe die Flamme darauf erloschen ist. Allerhand Gutes knüpft sich daran, und verborgene Herzenswünsche sollen unzweifelhaft jedem in Erfüllung gehen, bei dem es sich so trifft.

Prinz Albert, der Gemahl der Königin Viktoria, ist es gewesen, der versucht hat, in diese etwas derben Genüsse des englischen Weihnachtsfestes den Zauber der deutschen heiligen Nacht hineinzutragen. Er setzte den ersten mit Kerzen geschmückten Tannenbaum auf den Weihnachtstisch im Schlosse, und seinem Beispiel folgten allmählich auch die übrigen Schichten der Gesellschaft. Aber eingebürgert hat er sich selbst heute noch nicht, und von dem Ausschmücken des Baumes sowie dem Ausbreiten freundlicher Gaben auf weißgedeckter Tafel wissen nur wenige. Man beschenkt sich nur in bescheidenem Maße, wie denn überhaupt in England vom Schenken, beim Geburtstag z. B., nicht viel Wesens gemacht wird. Man begnügt sich mit guten Wünschen und sendet zu Hunderten deren Ausdruck auf mehr oder minder geschmackvollen Karten an Freunde und Bekannte. Denn Weihnachten ist vor allem die Zeit des „good

Unter dem Weihnachtsbaum. Nach dem Gemälde von H. Anton Dieffenbach.

Weihnachtsfest am Hofe der Königin von England im Jahre 1848.
Nach einer zeitgenössischen Lithographie.

cheer", will sagen der allgemeinen Fröhlichkeit, der reichbesetzten Tafel und der frohen, harmlosen Spiele. Während die Kirchenglocken die frohe Botschaft des Heilands, der uns geboren, in melodischem Klange durch die Lüfte tragen, tanzen und schmausen sie hier unten auf festem Boden, und wo sich zwei Menschenkinder begegnen, schütteln sie sich herzhaft die Hände, und ihre Lippen begegnen sich in dem gemeinschaftlichen Gruße, genau wie er auf tausend und abertausend Christmas cards gedruckt durch die Lande zieht: „A merry Christmas and a happy new year!"

Versöhnung.

Lange, lange dunkle Wolken hingen.
Doch die rechte Stunde brach die Qual.
Worte fochten wie geweihte Klingen.
Und nun steht der Friede überm Tal.

Neu gesegnet scheint des Lebens Feld,
Jede Ähre leuchtet lichtumzogen.
Über der verklärten Tränenwelt
Strahlt von Herz zu Herz ein Regenbogen.

Frida Schanz.

La padrona Agnese.

Ein umbrisches Geschichtlein von Heinrich Federer.

Assisi ist ein kleines kurzweiliges Städtchen oben am Hang des Subasio. Schon das prachtvolle Lüftchen aus den Abruzzen ist da im Sommer köstlich. So oft ich es nachmittags spürte, mußte ich an den gewaltigen frischen Wind denken, den ein Tuchhändlerssohn aus diesem Weichbild in die schlaffen Segel des XIII. Jahrhunderts blies.

Ich speiste und wohnte bei der Padrona Agnese di Serla. Sie besitzt ein gutes Haus mit dicken Mauern, kühlen Kammern und festen Fenstergittern. Schon weil sie einen reinen Bohnenkaffee kocht, ist sie durch ganz Italien eine Sehenswürdigkeit. Aber eine Tasse Kaffee — oder auch mehrere — an ihrem zersprungenen milchweißen Marmortisch trinken dürfen, ist mehr, ist ein Erlebnis. Ein unbekanntes Buch geht einem auf, wenn man ihrem Reden zuhört.

Nach ihrer Meinung gibt es keinen größern Heiligen als den Santo von Assisi. Santissima Vergine, die heiligste Jungfrau, jawohl, da kann man nicht markten. Aber San Giuseppe, des Christbübleins Nährvater, — nein, der reicht nicht an Franz, und Johannes der Täufer auch nicht, — da kann ihr der Canonico Battista, der gelehrte Vetter, alle heiligen zwanzig Bücher über den Kopf schlagen, Franz ist größer. Petrus trägt die Himmelsschlüssel, und Paulus hat das Evangelium durch die halbe Welt gedonnert, das ist wahr. Aber ich frage: hat einer von ihnen die Wundmale des Herrn empfangen? — ich frage: hat einer den Vögeln gepredigt, daß sie still blieben bis zum letzten Amen und dann in einem Takt Bravissimo pfiffen? Und hat einer von den Aposteln auch wirklich gelächelt? Vielleicht Johannes Evangelista! Nun gut! Der sagte: Kindlein, liebet einander! Aber er macht doch auf allen Bildern ein trauriges Gesicht oder er blickt so nachdenklich und übermenschlich erhaben neben seinem Adler in die Wolken und verliert ganz die Erde aus dem Gesichte. Franz aber, paßt nur auf, Franz bleibt hübsch auf der Erde. Er nascht süße Trauben gern. Spielt mit den Kindern Boccia und kann spaßen. Und es will ihm einfach das Lächeln nicht von den Lippen weg. Dann denkt doch, er hat nichts gehabt und doch gelacht. Ich sage, rein sauber und glatt gar nichts gehabt! Und doch gelacht! Würde wohl Paulus gelacht haben, wenn man ihm seinen schönen, dicken Bart abgeschnitten hätte? Oder Petrus, wenn man ihm die Schlüssel weggerissen und dem Jakobus zugeworfen hätte? Na, ich danke schön, die hätten nicht mehr gelacht! Aber Franz hätte gelacht. Tante grazie! hätte er gerufen. Viel, viel Dank, daß ihr mir auch dieses Leidwesen mit den Schlüsseln abnehmt! O dieser göttliche Francesco! —

Frau Agnese ist nie aus dem Gesicht von Assisi weggekommen. Im Schatten des heiligen Franz floß ihre Kindheit und fließt ihr Alter dahin. Wenn sie einmal nach Perugia hinüber fährt, im eigenen Wagen und mit dem eigenen Klepper, so peitscht sie das Pferdlein unbarmherzig, um möglichst rasch wieder in Assisi zu sein bei ihrem guten Kaffee, ihren abendlichen Hausgästen und ihren Devotionalien.

Denn meine Padrona ist Krämerin. Sie hat ihre Bude so nahe als möglich der Franziskanerkirche, an der Ecke der Via del Principe di Napoli. Also am eindringlichsten Platz, wo ihre Bildchen und Rosenkränze und Wachskerzlein am ehesten gekauft werden.

Niemand versteht seine Ware so zu preisen. Zu jedem Bildchen weiß sie einen kräftigen Spruch: Das ist der heilige Francesco, wie er einen Toten erweckt! Einen Toten von zehn Tagen Grab und Verwesung — und augenblicklich erweckt! Seht, wie der Gestorbene um sich guckt und die schwarze Ewigkeit aus den Augen schüttelt und wieder die Sonne anliebelt! — Ach, ist der Mann glücklich! Und wie hat Franz selber am Wunder eine mächtige Freude und klatscht fast gar in die Hände und ruft: „Bravo, bravissimo, lieber, einziger Herrgott, — das hast du wieder ein-

mal famos gemacht!“ — So erfindet Agneſe ganze Gedichte. Fürwahr, ſie hat viel Poeſie im Leibe. ’s iſt nicht ordinäres Waſſer, was ſie herausſprudelt.

„Voſſignoria, das iſt Franz, wie er mit den Vögeln parliert. Wenn er ihnen gerufen hat: ihr lieben Menſchlein im Gefieder, kommt! — ſo ſind ſie hergeflogen und haben ſich ihm auf Knie und Kopf und Achſel geſetzt und ſind in ſeine Ärmel geſchlüpft und in ſeine Rocktäcke gekrochen und haben ſich in ihn hineingeniſtet wie in einen lieben heimiſchen Baum voll Schutz und Frucht. Schwalben kamen und Finken und Amſeln und, denkt euch, ſogar die vorlauten Spatzen und waren ganz ſtill. Ja, die Grobiane von Krähen und ſogar die Elſtern mit ihrem ſchlechten Gewiſſen und eine Menge Spechte, — alle kamen, mitunter ſogar ein Falke oder ein Uhu. Ach, ſie hatten ſo lange keine Predigt mehr gehört. Seit dem Paradies keine mehr! Jetzt redet Franz. Ich weiß nicht wie, — nicht lateiniſch wie mein Vetter Don Battiſta in San Rufino oder franzöſiſch oder unſer italieniſch, ſondern eine Vogelſprache. Die Vögel verſtanden alles, nickten nach einem beſonders ſchönen Satz, machten: hm! und: ja ſo! — und: freilich! freilich! und: wenn wir das nur früher gewußt hätten! — und die Elſter verſprach feierlich, nie mehr etwas noch ſo Glitzriges zu ſtehlen, — und der Uhu gelobte, er wolle Tag und Nacht nicht mehr verkehren, ſondern wie ein rechtſchaffener Chriſtenvogel am Tage arbeiten und nachts ordentlich ſchlafen. Die Raben wollten nicht mehr Nägel und Hobelſpäne verſchlucken, und die Droſſeln nicht mehr auf die Amſel eiferſüchtig ſein, und Finken und Meiſen gelobten, ſich inskünftig nicht mehr die Federn auszurupfen, ſondern Baſe und Vetter zu ſagen. Und aus dieſem bußfertigen Gezwitſcher heraus ging Franz zu den Menſchen und machte auch da alles gut und zufrieden. —

So redet meine Padrona und glaubt, was ſie ſagt. Auch wenn ſie erfindet. Auch wenn ſie leiſe denkt: Franz hat nur zehn Sarazenen bekehrt, — und laut ſagt: zehntauſend ſind es geweſen! — ſo glaubt ſie das. Sie iſt begeiſtert, der Heilige und die große Zahl reißen ſie mit. So köſtliche, fromme Übertreibungen kommen ihr wie Beten vor. Sie bekommt dabei Tränen in die Augen, ihre ganze Seele zittert vor Freude und vor Glück. Und ſie ſchaut unter ihren ſchweren, grauen Wimpern über den Platz zum Kloſter hinauf, wo Leute aus den Portalen treten, und ſagt: „Auch die hat er geſegnet! Auch die! — Er ſegnet alle! Kommt gute Herren und Damen, kommt! Hier iſt das Beſte in Aſſiſi zu kaufen!“ — Und ſie ergrimmt, wenn viele Fremde zur anderen Bude gehen, an der Ecke der Via San Giacomo.

Ach, klagt ſie, es iſt nichts mehr mit dieſem Handel gegen früher! Die Leute bezweifeln alles. Nichts nehmen ſie mehr für wahr. Wurmſtichig iſt die ſchöne Gläubigkeit der einſtigen Wallfahrer geworden. Einſt konnte man Tuchſtücklein verkaufen, kleine, braune. Das waren Fetzlein von der echten Franziskuskutte. Es gab Faſern aus dem Strick des heiligen Franz, ja, Federchen von den verſchiedenen Vögeln, die ihm nachgetrippelt ſind und die, während er ſchlief, in ſeine hohlen Hände ihre warmen Eier gelegt haben. Solche Federn waren ſehr teuer. Man konnte für eine ganz geringe Spatzenfeder vier, fünf Lire kriegen. Eine Nachtigallenfeder aber koſtete ſchon dreimal mehr. Gebänderte vom Uhu konnten überhaupt nur die Ingleſi zahlen. Ahi, da konnte man noch anſtändig verdienen. Und die ganze Welt trug damals noch etwas vom heiligen Franz an ſich. Darum lebte man noch ſo brav. Aber der Biſchof hat nun das mit den Federn und anderes verboten. Gott, warum denn einer armen Frau ſo ſchaden? Nur Bildchen und Roſenkränze und Figürchen darf ich noch verkaufen. Aber Agneſe übertrumpft man nicht. Es ſind Gebete auf die Bildchen gedruckt. Und wer die gut betet, dem gibt der Papſt oder der Biſchof ſo und ſo viele Tage Ablaß. Meiſt ſteht darauf hundert Tage Ablaß. Aber das iſt ein Druckfehler. Nehmt dreihundert! Oder es ſteht ſieben Jahre. Warum nicht gar — ſo ein Moment! Nein, wer dieſes Gebet ſehr, ſehr fromm verrichtet, die Hände zuſammen und kein Auge offen, — warum ſoll er nicht dreißig Jahre und mehr Ablaß haben? Gott und ſeine Geſchenke laſſen ſich doch nicht ſo geizig ausreichen. Sicher nicht! Nehmt Gott lieber größer als kleiner, reicher als knapper, — Ihr faſſet ihn dann noch immer zu klein und zu knapp. —

So Agnese! Ein seltsames Weib, voll Wahrem und Falschem und dazu Augen wie ein schlaues Kind, hellbraune, heitere, vogelschnelle.

Sie hat eine schwere Geschichte hinter sich. Ihr Mann ist ihr fast noch als Jüngling weggestorben. Aber das ist es nicht. Jedoch ihr einziger feiner Sohn Marzo wollte nicht Geistlicher werden. Das war ein großes Leid. Der Canonico erbot sich, ihn Latein zu lehren. Aber der Schlingel warf ihm alle lateinischen Bücher aus dem Fenster in den Domherrenhof. Was sagt Ihr dazu? War das nicht ein kleiner Teufel?

Wir sind von den ältesten Bürgern der Stadt. Ein di Serla hat dem heiligen Franz oft Geld und Tuch und Eßzeug nach San Damaso hinuntergebracht. Mein Marzo würde hier sogleich Domherr, von der ersten Messe an. Wer weiß, er könnte Bischof werden! Nun, was gafft man mich so groß an? Ein Bischof di Serla, — klingt das nicht sehr gut? Ich würde ihm den Haushalt führen.

„Aber der Kramladen, gentilissima Signora di Serla, wie?"

Schmerzlich sieht Agnese auf ihren schweren, bunten Kramtisch. „Ich müßte ihn wohl aufgeben," seufzt sie. „Vielleicht Michaela, — doch nein, nein, nein!"

Das war die erprobte Magd zu Hause. Sie besorgte die Wirtschaft vortrefflich und bediente und verhätschelte den jungen di Serla wie einen Königssohn. Als sie sah, er habe für nichts Talent als fürs Markten und Feilschen und Profitchenmachen, da bildete sie ihn in den vier Grundoperationen tüchtig aus. Denn auch sie war eine helle Rechnerin und zählte vier Kaffee, zwei Kirsch, drei Gläschen Chianti und fünf Zigarren in einem Auf- und Niederschlagen ihrer schlauen Augen auf den genauen Centesimo aus.

An einem milden Tag hinten im Januar, wo man gegen die Stazione hinunter schon Veilchen findet, Veilchen wie an einem brummeligen Thüringer Wiesenbach, nur duften sie nicht so heimatlich süß, — da sagte der flotte, schöne Bursche Marzo seiner Mutter zum Namenstag als Gratulation das Einmaleins vorwärts und rückwärts ohne Stottern und Zagen auf. Das Multiplizieren ging am schneidigsten. Das Dividieren zwar geschah auch sehr sicher, aber mit einem innern Widerstreben gegen das Teilen, das Verzetteln, das Armwerden, das in dieser Operation so unheimlich angedeutet ist.

Die Mutter klatschte in ihre zwei breiten Krämerinnenhände. Sie war besiegt. Sie verzichtete auf Birett und Kanonikusmäntelchen und Bischofsstab und sagte: „Also wirst du in Gottes Namen ein Kaufmann, wie alle di Serla."

Agnese freute sich an jedem kleinen Blitz von Handelsgenie, das im Geplauder aus Marzo zuckte. Jeden Soldo verehrte sie abgöttisch, von dem Marzo einen abgefeimten Krämerschlich zu erzählen wußte.

Aber dann ging es auf der Industrieschule in Perugia mit dem Buben keinen Schritt mehr vorwärts. Da kamen Zeugnisse mit elenden Noten und dem Vermerk: talentlos — schwer von Begriff! — eignet sich besser zum Grobschmied! — und ähnlichen Professorenwitzen. Auch San Francesco hatte kein Einsehen, so eifrig sie zu ihm betete. Marzo war und blieb in Perugia ein unwissender Lümmel!

Als er sechzehnjährig geworden, was bei uns im spätern Norden achtzehn bis zwanzig Jahre bedeutet, half er der Mutter an der Bude. Und sieh, da war der schlechte Theoretiker der beste Praktiker. Ein staunenswertes Talent kam zum Vorschein. Wo die Padrona erzählte, dichtete er schon; wo sie schilderte, malte er; wo sie versilberte, vergoldete er. Und er lächelte mit seinen schlauen, süßen, grauen Augen so scharmant und zog seine niedrige aber wachsweiße Stirne so wichtig unter dem kurzen, schwarzblauen, dichten Haar zusammen, daß die Pilger bald lieber von ihm als von der Mutter kauften, und ein Schatten frommer Eifersucht über die Seele Agnesens fiel. Es gab dann und wann Streit mitten im Profit zwischen den zwei Krämerseelen. Die Mißhelligkeiten wuchsen, die Eifersucht ward immer unfrommer. Zuletzt teilte man den Budentisch. Die Hälfte gegen Perugia nahm Marzo. Da waren die gelben Wachskerzen, wie man sie für Tote, für Buß' und Sünde, im großen Unglück etwa ansteckt. Dann Rosenkränze aus gedrehten Holzkügelchen und Bilder des heiligen Franz ohne die Wundmale. Auf der Tischhälfte gegen den Berg

verhandelte Agneſe beinerne Roſenkränze, weiße Kerzchen, wie man ſie zur Freude für Unſchuldige, bei Wundern und Erhörungen entfacht, und endlich Bilder mit dem Santo im myſtiſchen Glanz der fünf Wundmale.

Das Geld floß am Abend in die gleiche Truhe. Aber der Handel ſelbſt, nicht nur der ſchließliche Tagesprofit war auch ein Feſt für dieſe zwei Budenherzen. Und gerade dieſes Feſt verdarben ſie einander, weil jedes die höheren Noten dabei ſingen und das größere Amt dabei verwalten wollte.

Man konnte nun außerordentliche Dinge erleben.

Eines Tages ſtand ein grober, knochiger Schweizer aus den Urner Bergen vor dem Tiſch und wollte einen Roſenkranz kaufen. Er ſtand ſo unglücklich in der Mitte, zwiſchen Perugia und dem Subaſio, zwiſchen Franz mit und Franz ohne Wundmale, daß Mutter und Sohn den ſeltenen Gaſt beanſpruchten.

„Hier ſind Roſenkränze aus Korallen," ſagte Agneſe mit ihrer großen Altſtimme, „Korallen aus dem Joniſchen Meere, von Kreuzfahrern gehoben, von Franzens Brüdern — — —"

„Hier iſt, edler Signore, ein Roſenkranz aus Zedernholz," ſang die ſüße, faſt noch ungebrochene Stimme Marzos, begleitet von einem beſtrickenden Knabenlächeln, „Zedernholz vom Ölberg. Ich meine den Ölberg bei Geruſalemme."

Auf dieſen Trumpf wetterte die Mutter mit erhobener Stimme: „Oder wünſchen Eure Herrlichkeit dieſen Perlenroſenkranz? Er iſt nicht teuer. Natürlich echte Perlen, gefunden im Tal Joſaphat. Wie man ſagt, verſteinerte Tränen des großen Propheten Geremia — als er dort faſtete und büßte für das arme gefangene Volk ſeiner lieben Juden — —"

„Ja, ausgezeichneter frommer Pilger, das iſt ſicher ein wunderbarer Roſenkranz. Aber nun erſt der da!" klingelte Marzos melodiſche Stimme. „Dieſe Kügelchen ſind verbürgtermaßen aus dem Napf geſchnitzelt, aus dem die heilige Familie Milch und Mus gegeſſen hatte zu Mittag und zu Nacht."

Dem Gletſchermenſchen vom Gotthardgebirge ſchmolz die harte Seele bei ſolchen Offenbarungen. Droben bei ihnen redet der Herr mit Lawinen und Felsſtürzen. Aber hier iſt es noch die alte, goldene Sprache der Wunder. Die Roſenkränze der Hirten daheim ſind aus Kieſeln oder aus Glasperlen gefertigt. Aber hier haben alle Geheimniſſe des Morgenlandes daran mitgearbeitet. — Der Roſenkranz aus dem Näpflein des Chriſtkinds ſcheint ihm das Großartigſte von allem. Was er koſte?

Nur acht Lire!

Viel Geld für einen einzigen Roſenkranz! Der Schweizer mit den zugeklobenen Händen zaudert.

„Es iſt nicht ſicher, daß die Perlen aus der Schüſſel der heiligen Familie gedrechſelt ſind," miſcht ſich Agneſe ins Geſchäft. „Viele meinen, es ſei nur der Topf des kleinen Johannes in der Wüſte geweſen. Nun, das iſt auch wertvoll. — Aber mit dieſem Roſenkranz hier iſt ein echter Splitter vom Kreuz auf Golgatha — — ſeht einmal, hier im Medaillon! — — eingefaßt, ein echter Span vom blutigen Kreuz unſeres lieben Herrn Heilands, und koſtet nur ſieben Lire! Una lira di meno!"

„Wenn alle Splitterchen echt wären, liebe Mutter," ſpottet Marzo mit aalglatter, giftiger Süßigkeit, „dann hätte unſer Herr und Erlöſer wohl an zehntauſend Kreuzen ſterben müſſen. Das wäre ein ganzer Olivenwald! Aber von dieſer Sorte ſchwarzer Roſenkränze aus der Chriſtkindleinküche, wie man das heißt, gibt es nur ein Dutzend. Das iſt doch ein Beweis, daß ſie echt ſind. Nicht wahr, Euere Herrlichkeit? Und da Ihr ſoweit her zu kommen ſcheint und ſchon ſolange da in der Sonne ſteht, ſo gebe ich Euch dieſes Wunder von einem Roſenkranz für ſechs Lire! Una lira di meno! Aber Euch allein, und ſagt es niemand! San Francesco wird mir den Schaden gutmachen."

Das entſchied. Der Schweizer nahm dieſen Roſenkranz mit tiefer Andacht, aber doch mit heimlicher und echt eidgenöſſiſcher Freude, ſogar an einem ſolchen Heiligtum noch einen Profit erzielt zu haben. Wenn er zu Hauſe am Abend daran ſeinen Kindern vorbetet, ſo denkt er, daß an dieſem ehrwürdigen Holz die kleinen, heiligen Hände des Jeſuskindes und die ſchneeweißen der Mutter Gottes und auch die runzligen Zimmermannsfäuſte des heiligen Joſeph

oft und oft gehaftet haben. Und dieser Gedanke gibt seiner betenden Stimme eine besondere Kraft und Weihe und Segnung. Aber leise, leise klingeln manchmal doch auch silberfein die zwei abgemarkteten Fränklein in die Andacht hinein.

Bald danach trennten sich Mutter und Sohn. Sie blieb am alten Eckplatz der Via Principe di Napoli, er an der andern Ecke der Via di San Giacomo. Beide hatten ihre besonderen Waren. Aber heimlich legte sich Marzo bald auch beinerne Ketten und Kränzlein und Agneſe hinterrücks auch hölzerne Heiligtümer zu. Kam eines zum andern etwa an dem Marktstand vorüber, so deckten sie das verbotene Feilzeug mit einem Wachstuch zu. Noch nach Monaten und Jahren taten sie das, obwohl jedes den Betrug des anderen klar durchschaute.

Tag für Tag hatten beide das Kloster und Grab des Santo vor sich. Aber beide waren gehässig aufeinander und verleumdeten einander bei den Pilgern. Marzos Zedernsächelchen seien nicht echt. Man mache das alles in der Fabrica d'Ormone in Perugia. Aus ganz gewöhnlichem, stark gefärbtem Pappelholz. Und Agneſes angebliche Kreuzlein aus Lava bei Santa Rosalias Eremite seien nichts als einheimischer Tuff und ihre Perlen reines Glas aus Venedig.

So verdarben sie einander den Profit und schütteten doch abends den Erwerb mit geiziger Freude zu einem Haufen. Dann aßen sie rasch miteinander die Minestra und tranken von einer Flasche den blauroten Nostrano und plauderten mit den Pensionsherren und waren wieder ganz Mutter und Sohn. Jedoch sobald der Morgen graute und die Wallfahrer von der Stazione heraufkamen, und sie wieder ihre Ladentische aufstellten, waren beide auch wieder zwei bitter verfeindete Parteien, haßten einander auf Tod und Leben und machten sich den langen umbrischen Tag mit seiner süßen Sonne sauer.

Aber Marzo stand dem Kloster etwas näher. Wer fromm und zerknirscht von der Gruft des Heiligen in die Stadt zurückkehrte, der kam früher an seiner Bude vorbei. Und da harrte Marzo, der jugendliche Bengel mit seinem melodischen Gezwitscher und seiner unschuldig weißen Stirne, und fragte: „Nicht wahr, ein großer Heiliger? Und wie man beten kann am Grabe! Besser als in San Pietro zu Roma und als in San Carlo zu Milano und selbst als im Sagro Specchio zu Subiaco. Nicht wahr, Vossignoria ist jetzt wieder viel leichter zumute? Man sieht es. Lachen Sie doch! Ja, ja, das muß man bei Francesco wieder lernen, das Lachen. Und Ihr seid erhört worden, lieber Herr, das merkt man gleich. Ihr habt einen Menschen aus dem Unglück herausgebetet. Ist es nicht so? Oder Euerer Frau geistliche Freude nach Hause geschickt. Oder ein schönes Kind von Euern schönen Kindern gesund gemacht. Hab' ich's jetzt nicht erraten? Nun, gentilissimo Signore, nehmt da ein Andenken mit an diese Stunde. Es ist eigens für diesen Fall berechnet. Oder wollt Ihr dieses Büchlein? Es sind achtundzwanzig Bilder vom Kloster und zweiunddreißig vom heiligen Franz darin. Da könnt Ihr daheim alles zeigen, wo die Stiege in die untere Kirche und in die Felsen hinab geht und wo Vossignoria gekniet haben und wo Sie dem Heiligen am schönsten begegnet sind. Per Dio, es kostet nur die Kleinigkeit von zwanzig Soldi. Unsereiner muß heutigentags fast umsonst — —" Ein süßes, verzweifeltes Gebrummel über die elenden, gottlosen Zeiten folgt.

Oft umstanden den jungen, hübschen Marzo zehn oder zwanzig Pilger und hörten ihm zu, wie am Dorfmarkt die Kinder und die Bauersleute offenen Mundes an den Lippen des hitzigsten welschen Feilbieters hängen. Marzo hatte das Fabuliertalent seiner Mutter, aber dazu eine wahrhaft bübische Keckheit und eine frische Glockenstimme voraus, vor allem aber einen unverwüstlichen, begnadeten Humor. Wie er Witze riß und gleich darauf in Taubeneinfalt die Blicke senkte und bat: „Verzeiht mir, ich bin ein Kind, meine Mutter da drüben schilt mich immer darob! — Ich weiß nicht, was ich schwatze."

Aber unten am Stande der Padrona ward es leer und leerer. Sie konnte stundenlang warten, bis ein einziger Pilger ihr ein Votivtäfelchen für sechs Soldi abkaufte. Der Racker von Tedesco, einen Soldo hatte er ihr noch abgefeilscht. Mit verzehrendem Neid sah sie ihren Marzo drüben mitten im schönsten Handel, wie er seinen blauschwarzen hübschen Schädel

neigte und hob, und sein Glück fraß ihr wie ein Geier am Herzen. Sie ging nach Neuigkeiten aus und fragte die Pilger, was man etwa in Rimini beim San Nicolo oder in Siena bei Santa Caterina oder in den Katakomben für frische heilige Saisonstücke sehe. Aber sie war schon zu alt zu einem Wettlauf mit dem Jungen. Marzo kam ihr überall zuvor. Er legte die Ölfläschchen von Oliveto und die heiligen Blätter vom Baume des Zöllners drei Wochen vor ihr auf. Ja, er erfand eigene, prächtige Sachen, zum Beispiel ein Lorbeerblatt, aus dem Garten seines Oheims, des Canonico, geholt und mit dem kleinen, herrlichen Kirchengebet zum Santo bedruckt. Oder ein Nastuch, worauf man Franz gegen die ruchlosen Sarazenen ausziehen sah. Und er verfehlte nie zu sagen, daß man aufpassen und sich nur in die Gruppe der Muhammedaner hinein, keinesfalls in die erlauchte Schar der Bettelmönche schneuze. Als nun ein garstiges Kerlchen von Spoleto extra und aus Quälerei ins verbotene Revier sudelte, da bekam er einen Schnupfen und ein Niesen, daß es ihn hoch in die Lüfte schnellte. Mit drei Fingern könnt' er's beschwören, versicherte Marzo jedesmal.

Bald darauf heiratete der vorbestimmte Canonico und Bischof von Assisi eine brave, tüchtige Giulietta, und nun hörte auch die abendliche Freundschaft der zwei Gegner daheim auf, da das junge Paar ein eigenes Haus bezog. Von nun an kannte Agnese weder Marzo noch Giulietta mehr. — Die Pensionäre baten die Matrone, doch den Kram aufzugeben und nur noch ihrer Pension zu leben. Sie wäre ja nun wohlhabend genug und brauchte solchen Verdruß an der Bude nicht mehr. Agnese probierte es. Aber schon am ersten Tag war ihr nirgends wohl, als sie die Front von San Francesco und die auf- und absteigenden Pilger nicht mehr sah und das viele Gebimmel in der Luft ringsum nicht mehr hörte und ihre tausend Säckelchen nicht mehr ordnen und auslegen konnte. Am zweiten Tag überwand sie das Heimweh noch. Aber am dritten saß sie wieder an der Ecke und bot Gebetbücher und Rosenkränze feil.

Arme Agnese! Sie hatte nun sehr viel Zeit zur Betrachtung. Um das Ärgernis da drüben minder zu merken, fing sie an, statt mit frommen Pilgern sich mit ihren Figürchen und Bildern zu unterhalten. Ganze Nachmittage konnte sie eine neue Serie Heiligenbilder studieren. Das hatte sie früher nie getan oder doch nur mit den rohen Augen des Krämertums. Jetzt forschte sie sich eingehend in die Gemäldchen hinein, las die Büchlein langsam durch und fühlte etwas wie Erleichterung und Festigkeit über sich kommen. Besonders traf sie das eine: wie Franz über allen Plunder der Welt lachte und froh und ledig aller Erde zwischen Stein und Staude ein geistlich Lied sang oder auch pfiff oder trillerte. Das muß doch köstlich gewesen sein. Und dann aber gar das: wie er selber am Ladentisch kein Glück hatte, Seide für Wolle und Wolle für Barchent verkaufte und tapfer betrogen ward und dafür zu guter Letzt vom Vater Prügel bekam und bittere Schelte, er sei kein Kaufmann, sondern ein Taugenichts und Tunichtgut, ein Vagant und Faulenzer. Solche Lesung tat Agnesen wohl. Ihre Ladenwaren und ihr Schicksal gewannen einen heiligen Zusammenhang mit dem ungeschickten Heiligen. Bald redete eine ungewohnte Innerlichkeit und Wärme aus ihr, wenn sie einem Pilger über ihre einzelnen Sachen Auskunft gab. Das Lügen verlor sich ganz von selbst. Es blieb ja noch genug Wunderbares bei allem. Sie drängte und drückte und feilschte nicht mehr, und es nahm sich großartig aus, wie sie ruhig und froh blieb, wenn nach siebenmaligem Betasten ihrer Kreuzlein aus ungedorntem Rosenholz so ein dürrer Engländer zuletzt sagte, es passe ihm, und er nicht zu Marzo hinüberstelzte. Danach fragte sie den Santo, ob sie's recht gemacht habe? Ob er gesehen habe, wie sie lachte, obwohl der Inglese sie zuerst ein wenig wurmte? Ob er also mit ihr zufrieden sei? Und es schien ihr, der Heilige nickte aus allen hundert Bildchen auf dem Tische ihr ein freundliches: ‚Si, si' zu und öffne sogar ganz wenig den Mund und sage: ‚Bravissima, Agnese!' — Dann fing sie an die ersten Verse seines Sonnenpsalmes zu buchstabieren und auswendig zu lernen, und ihr wurde warm und selig dabei.

Es ging nicht leicht und nicht hurtig, gewiß nicht, aber es ging. Die di Serla sind immer zähe Menschen gewesen. Im

Schneeschmelze. Gemälde von Prof. Hans von Petersen.
(Verlag von Robert Bischoff, München.)

Guten und im Bösen. Wo sie sich einmal festgebissen haben, lassen sie nicht mehr los, bis sie auf den Grund stoßen. Manches war noch lange äußerlich an Agnesens Andacht und Eingezogenheit. Ein Schimmerchen Scheinheiligkeit und Theater spielte mit. Aber dann sah sie wieder das Lächeln des Santo hundertfach vom Tisch aufleuchten: ‚Coraggio, Agnese — avanti, avanti! Und dann studierte sie ihn noch inniger und sagte langsam die Sonnenverse her, soweit sie selbe wußte, und lernte wieder zwei neue dazu und wiederholte alles, mehr singend als sprechend, und fühlte sich dann immer inniger in den sorglosen Jubel der Hymne hineingerissen mit den Vögeln und Sternen und Engeln und lachte zuletzt auf allen Plunder der Erde ein feines, echtes Franziskuslächeln. Das Gesicht der Padrona gewann dabei eine hohe, stille Fröhlichkeit. Und ihre zurückeroberte sichere Ruhe und die klugen und frommen Erklärungen, was für ein Geist in diesen Waren stecke, dazu eine sehr liebliche, frauenhafte Zurückhaltung, die sie auch erst von San Francesco gelernt hatte, weiter das Friedliche: man möge sich doch nur ihre Sächelchen ansehen; darum brauche man doch nichts davon zu kaufen — das alles konnte unmöglich auf Jahr und Tag wirkungslos bleiben. Eine kleine einheimische Gemeinde wuchs um sie und vergrößerte sich täglich, zuerst ein paar Pfarrherren, dann ältliche, fromme Weiblein, dann lustige Kinder, dann das große Volk. In den Gasthöfen, wo die Fremden den Hotelier um Rat fragen, hieß es gern: Marzo habe wohl feine Dinge und sei ein kapitaler Kerl. Aber er schwindle ein bißchen. Agnese jedoch rede kein Wort zuviel, und doch könne sie zu jedem Buch und Bild und zu allem frommen Trödel eine kleine Predigt mitgeben.

Während es bei Marzo höchst geräuschvoll zuging wie auf dem vollen Markt, war um Agnese eine Luft wie Kirchenodem. Der junge Händler kleidete seinen schlanken Leib in bunte Tücher und sah darin wie ein Cavaliere so toll und prächtig aus. Die Padrona dagegen trug seit dem Tode des Canonico nur noch schwarze Röcke und einen feinen, durchsichtig schwarzen Schleier über dem Kopf, worunter ihr weißes Haar wie ein silberner Heiligenschein hervorglomm. Sie war im ganzen Leben nie so schön gewesen wie jetzt. Wie oft haben amerikanische Millionärsöhne und ungarische Gräflein sie sehr höflich gefragt, ob sie von ihr eine Momentaufnahme mit ihrem Kodak machen dürfen. Jeder fühlte, daß er hier fragen mußte. Sie lächelte dann und nickte ohne die kleinste Eitelkeit: „Le piace? — ebbene — eccomi!“ Und sie hantierte weiter an ihrem Stand, genau wie vorher in göttlicher Ungezwungenheit, so daß es unvergleichlich liebe und wahre Bildchen von ihr gab. Bald sah man ihr schön verschleiertes Haupt und ihr abgeklärtes, lächelndes Gesicht in allen Papier- und Bücherläden ausgestellt. „La bella Vecchia“ forderte man einfach und bekam die Cartolina um gleiche zwei Soldi wie das Bild des Königs oder des Papstes oder Napoleons oder der reinen, schönen, wunderbaren Santa Chiara.

Eine Krämerin von so vielen Jahren Eckenstehen und Menschenzuspruch bekommt eine gewaltige Einsicht in die Leute. Agnese sah es den Gesichtern an, ob man von Napoli herauf oder aus Piemonte herunter komme, ein Francese oder ein Ollandese sei. Sogar die Inglesi wußte sie von den Americani zu unterscheiden. Nur den Deutschen und den Schweizer konnte sie nie recht auseinanderhalten. Das heißt, den Prussо schon. Aber den Swaba einfach nicht. Basel, Stuttgart, München, Zürich, Karlsruh', das schien ihr alles so beisammen zu liegen wie Spello, Assisi, Perugia und Foligno.

„Die Schweizer reden langsamer,“ erklärte ich ihr.

„Tutti? No, no!“ entgegnete sie. Sie dachte vielleicht an eine Schar St. Gallischer Pilger, die selbst vor ihrem frommen Stand noch von der nächsten Bezirksrichterwahl im Rheintal hin und her gestritten haben.

Ihre Italiener aber kannte sie genau, ob einer ein Ingenieur oder ein Künstler, ein Arzt oder ein Jurist sei, ob er in Gesundheit herkomme und nur aus Neugier, oder mit einer Not oder in Zweifel und Kälte. Es kam vor, daß die gute Serla einem Pilger seinen mageren Acker zu Hause oder seinen schwierigen Martinizins ansah und ihm dann ein Büchlein oder Tonbildchen umsonst anbot. „Solamente un Pater-

noster per me! — in sotto!" bat sie. Für ein Vaterunser in Franzens Totengruft gab sie oft noch eine Münze zur Ware hinzu. Mit den Priestern im Kloster stand sie so gut wie Santa Chiara zu San Francesco. Die Mönche empfahlen ihren Pilgern immer, falls sie ein Andenken kaufen wollten, es bei der „bella Vecchia" zu holen. Da ruhe Segen auf jedem Fetzlein. Das junge, leichte Geschlecht huldigte wohl immer noch Marzo, weil er so schön und so witzig war. Aber die Reiferen hielten sich durchaus an Agnese. Bald konnte man die bessere und zahlungsfähigere Hälfte zur Kundsame der Matrone zählen.

Um diese Zeit kam ich das zweitemal nach Assisi. Jahre waren seit meinem ersten seligen Hiersein verflossen, und ich wußte nichts von dem Wandel der Dinge an der Prinzen- und Jakobstraße. Mit der alten Freudigkeit trank ich die Lieblichkeit der umbrischen Landschaft vom Stadtgarten aus zwischen den zwei Ausgängen Porta Nuova und dem Kapuzinertor in mich hinein. Dann trieb es mich durch die Stadt. „Sei mir gegrüßt, alter Dom, ehrwürdiger, grauer Jahrtausendgreis! Und du auch, innige, aber leider viel zu nervös-melancholische Statue des Santo vom feinen Dupré! Was gäbe ich, wenn du innig sein könntest, ohne schwermütig, und gefühlvoll, ohne nervös zu scheinen!" Da ist schon der Minervatempel, wo jetzt die Madonna das Zepter schwingt. Nun erst noch durch Eidechsen und silberdürres Unkraut zur Rocca hinauf, von wo die Stadt wie ein Bienenwaben aussieht, und dann hinunter nach dem Kloster. Die Padrona grüßen und immerhin doch einen Franz von Dupré, dem vielbewunderten Meister, kaufen.

Doch Agnese wies mich nach einem mütterlichen Willkomm zum andern Stand hinüber.

„Dies Figürchen bekommen Sie drüben bei Marzo. Ich schaff's nicht mehr an. Ich versteh's doch nicht recht. 's ist mir zu neue Mode. Gehen Sie nur — gehen Sie doch!" winkte sie, als ich zögerte. „Wir sind gute Freunde!" —

„Was hat es denn gekostet?" fragte sie dann, als ich ihr die kleine, wertlose Kopie vorhielt.

„Dodici soldi!"

„Und er ist und bleibt doch ein Lümmel!" brauste die Witwe auf. „Nehmen Sie diese Medaille dazu!"

Sie hatte wacker gealtert, das merkte ich, als sie mir am Abend auf der Terrasse ihres alten, bequemen Hauses, das Gesicht mit dem ruhigen Schleier gegen Perugia und das schönste umbrische Abendrot gewandt, mit wenigen Worten sagte, daß sie nun doch das Geschäft aufgeben und feiern wolle. Noch bis zum Kirchenfest bleibe sie. Da kommen so viele alte Kunden, die sie noch einmal sehen und denen sie ein Andenken geben will. Dann möge Marzo einen andern Konkurrenten haben. O, er wird sehen! — Wenn die eigene Mutter nicht mehr an der Via del Principe sitzt — sondern nur Krämer, nur Krämer! Ahi, er wird Augen machen! —

Und sie pfiff leise zwischen ihren großen, gesunden Zähnen. Dann kreuzte sie die Arme über ihre breite, runde Büste und rief schelmisch: „Marzellino!"

Und da sprang augenblicklich ein kleiner, vielleicht sechs Jahre zählender Marzo vom Geländer zu ihr. Ihr Enkelbüblein! Ein wahrer Prinz, so fein und übermütig. Das ganze, bleiche Gesicht war vom dichten, blauschwarzen Kopfhaar überschattet. Er weilt fast immer bei der Großmutter. Zu Hause ist man sogar gegen das erste Kind schon geizig. Aber reich wird man.

„Kerlchen, sag' einmal dem Herrn da, wie du heißest!"

„Marzellino — da Serla!" sagt der Knirps sehr hell und klingend. Es war die Stimme seines hübschen melodischen Vaters an der Bude. So sagte der Vater im gleichen auf- und niederschwebenden singenden Ton: „Una lira e mezza!"

„So, gut! Und was willst du denn werden?" examinierte Agnese weiter.

Mit früher, köstlicher Schlauheit schlug der Kleine die großen, schwarzen Augen gen Himmel auf und erwiderte: „Prete — allora canonico — allora vescovo!"

Und wieder hörte ich: „Una lira — sedici lire — sessanta lire!"

„Bravissimo! — Seht, Signore, das gibt nun einen richtigen Pfarrer!"

„Aber jetzt gib mir etwas," bettelte der Kleine und griff flink in die Taschen der Matrone. Mit seinen zappeligen, weichen,

zum Geldzählen wie geschaffenen Händchen krümelte er in dem untersten Zipfel hinunter und seine Augen lachten vor Vergnügen, als er gleich eine Münze erhaschte. Er zog sie nicht aus dem Sack, sondern hielt sie nur fest und fragte: „Darf ich das behalten, Nonna, was ich in der Hand habe?"

„Ja, wenn du weißt, wieviel es ist! Aber nicht anschauen!"

„Mezza lira," sagte Marzellino sofort.

Wahrhaft, es war so. Der Halbfränkler ist leicht mit dem Quatrino zu verwechseln. Aber beim ersten Tasten erriet der Junge das Stück.

„Das ist eine Kunst!" sagte Agnese stolz zu mir. „Nun geh zu Bett, Kleiner, und vergiß mir nicht das Gebetlein: ‚O Gott, der du gesagt hast ... die Ernte ist zwar groß, aber der Arbeiter sind wenige... sende ...'"

„Si, si, si!" lachte Marzellino und trollte sich ins Haus. Und während der Schlingel die Preghiera aus Gewohnheit ohne Sinn herunterschnabelte, drückte er den Halbfränkler wohl zwanzigmal an die Lippen und lispelte andächtig: „Una lira, due lire, cento lire!"

O Padrona Agnese di Serla, laß alle violetten Hoffnungen fahren. Komm und hör' einmal, was dein zukünftiger Bischof für ein frommes Brevier betet!

Weihnacht.

Die Stadt im Schnee, und die Lämpchen im Haus.
Duftige Wärme quillt heraus.
Hat was von braunen Kuchen und Fichten
Und von verqualmenden bunten Lichten.
Alles läuft mit Schachteln und Päckchen.
Die Flocken zerfließen auf Mänteln und Jäckchen.
Das glüht und ist in Hast und lacht,
Weil lieb zu haben groß' Freude macht.
Über den Buden des Marktes schwer
Wogen die Glocken die Weihnachtsmär.
Aber die Heinzelmännchen rumoren
In Kellerluken und Speichertoren,
Huschen über die Dielen wie Mäuschen
Mit Bleisoldaten und Nürnberger Häuschen.
Einer guckt durch ein Postkorbloch —
Neugierig sind solche Wichtchen doch —
Seine mächtige Nase ist kirschrot lackiert.
Die Holzhändchen rasseln. Das Männlein friert.
Und — Huh! — verduckt er.
Im dämm'rigen Saal,
Wo die roten Ofenlichter sich ringeln,
Als träumten auch sie von Marzipankringeln,
Erzählt die Alte: Es war einmal — — —
Mit Blinkaugen lauscht die Kinderschar.
Die Märchen erwachen einmal im Jahr;
Und seid ihr längst schon große Leute,
Um Weihnachten leben die Märchen wie heute. —
Sie glauben's. — Und sind die Jahre verflogen,
Und hat sie das Leben gekerbt und verbogen,
Und haben die nüchternen Tage wacker
Das Unkraut gejätet vom Herzensacker:
Wenn die Glocken über dem Markte klingen
Und die Kinder ihr Weihnachtsliedchen singen,
Seh'n sie ein Märchen, den dämm'rigen Saal,
Und lächeln hinüber: Es war einmal!

Julius Havemann.

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse.

Goethe, Wilhelm Meisters theatralische Sendung (Stuttgart 1911, J. G. Cottasche Buchh. Nachf.). — Peter Rosegger, Die beiden Hänse (Leipzig 1912, L. Staackmann). — Richard Voß, Zwei Menschen (Stuttgart 1911, J. Engelhorns Nachf.). — E. v. Keyserling, Wellen (Berlin 1911, S. Fischer). — Adele Gerhard, Vom Sinken und Werden (Berlin 1912, Bruno Cassirer). — Ausgewählte Werke von Clara Viebig (Berlin, E. Fleischel & Co.). — Gesammelte Werke von Detlev von Liliencron (Berlin, Schuster & Loeffler.

Da es nun wieder einmal im Lande „weihnachtet", und Kindermund in Winterdämmerung die alten schönen Lieder probt, sieht man sich unwillkürlich um, ob nicht auch irgendwo in den Büchern des Jahres herbwürzig und festlich ein Tännlein duftet. Ein artiger Zufall führt uns auch bald zum Ziele. Mit dem „Christabend" beginnt das Werk, das diesmal vor allen anderen auf deutschen Gabentischen liegen dürfte. Eine verständige Alte bastelt für die Enkel spannenlange Puppen an beweglichen Drähten zusammen und wehrt den nörgelnden Sohn schlicht ab: „Ich bin Großmutter und weiß, was ich zu tun habe." Der heilige Christ soll den Enkeln heut so wenig fehlen, wie einst den Kindern. Und als der Sohn meint, daß sie sich zu viel Arbeit mache, antwortet sie nur: „Wenn man sich um der Kinder willen keine Mühe gäbe, wie wäret ihr groß geworden?" So wird es ein Christabend voller Feierlichkeit und Freude, und „ganz vergafkelt" starren die Kleinen auf das großmütterliche Puppenspiel, allen voran der älteste Enkel Wilhelm. Ihm will die „Zauberei" nicht aus dem Kopf, und hinter diesem Wilhelm Meister, der bald selber die Puppen mit Feuereifer agieren läßt, taucht strahlender und schöner ein anderer auf: der junge Enkel des Stadtschultheißen von Frankfurt a. M., der Knabe Wolfgang Goethe.

Aus einem lange versunkenen Schatze weht uns das Weihnachtslüftchen also diesmal entgegen, aus dem „Ur-Meister", der uns am Ende des Jahres 1911 als Christgeschenk dargebracht wird. Bevor ich zu sagen versuche, was er uns bedeutet, mögen ein paar flüchtige Worte die Erinnerung auffrischen. Wir alle wissen, daß wir in dem „Wilhelm Meister" eins der großen Lebenswerke Goethes besitzen, an denen er (vom „Faust" abgesehen) am längsten gearbeitet hat. Wir wissen, daß diese „schwerste" Arbeit bald nach dem „Werther" begonnen ward, daß 1785 die ersten sechs Bücher fertig waren, daß der ganze Roman den Titel führen sollte: „Wilhelm Meisters theatralische Sendung". Aber wir wissen auch, daß Goethe ins Stocken geriet, und daß, als er viele Jahre später das alte Manuskript wieder vornahm, die Freude des jüngeren Mannes nicht mehr die Freude des gereifteren und zu neuen Kunstanschauungen bekehrten war. So hat er denn das Gewebe aufgetrennt, hat zusammengestrichen und umgearbeitet, verschmolzen und vollendet, bis er 1796 den Schlußpunkt setzte. Aus „Wilhelm Meisters theatralischer Sendung" waren „Wilhelm Meisters Lehrjahre" geworden.

Das Unglück wollte, daß sich die „Theatralische Sendung", also die Urform des „Wilhelm Meister", in dem 1885 erschlossenen Goethe-Archiv nicht vorfand. Man mußte sie verloren geben, und in diesem Falle verstand auch derjenige das Wehklagen der Goethephilologen, der sonst über den Werkstattstaub sehr despektierlich denkt. Da kommt — wie jeder in seiner Zeitung gelesen hat — an einem Dezembertage des Jahres 1909 ein Züricher Gymnasiast zu seinem Lehrer und bringt ihm eine alte Handschrift, die seit ewigen Zeiten zu Hause in der Schublade liegt: ob das wohl irgendwie von Bedeutung sei. Der Lehrer — Gustav Billeter — nimmt sie mit und stellt Ende Januar 1910 fest, welchen Schatz ihm der Zufall in die Hand spielte. Als erster der heut Lebenden liest er die „Theatralische Sendung", und zwar in der Abschrift, die Goethes Züricher Freundin Frau Barbara Schultheß mit Hilfe ihrer ältesten Tochter von dem Originalmanuskript nahm. Ebenso wie die Erhaltung des Ur-Fausts verdanken wir also auch die des Ur-Meisters einer Verehrerin des Dichters. In dem Wettrennen der Verleger, die den Fund der deutschen Bildungswelt zugänglich machen wollten, blieb mit Fug der alte Klassikerverlag Sieger: in der Cottaschen Buchhandlung in Stuttgart ist, von Harry Maync herausgegeben, die „Theatralische Sendung" nach der Schultheßschen Abschrift jetzt erschienen. Sie füllt ein Buch von über 400 Seiten.

Nur an dem vollendeten Roman kann man den unvollendeten messen. Es kommt alles darauf an, ob man den „Wilhelm Meister" überhaupt noch für ein ganz lebendiges Kunstwerk hält. Nach meiner Empfindung ist er das nicht mehr. Wohl ist der Roman großen Stils in Deutschland durch ihn begründet worden, wohl ruht auf ihm unsre ganze höhere Romanliteratur, wohl umquillt uns noch an vielen Stellen echtes, dichterisch verklärtes Leben, aber weder schließt sich das Werk nach Tendenz und Stil zu einer künstlerischen Einheit zusammen, noch vermag es die Kinder der Gegenwart unmittelbar zu berühren. Es wird darin doch vielfach mehr lehrhaft-abstrakt geredet, als poetisch ge-

bildet; die endlosen Reflexionen über Kunst und Leben ermüden trotz berühmter Glanzstellen, die ganze Romanform schleppt zu viel Zeitballast mit und behält, wie Goethe selbst sagt, etwas Unreines. Vor allem aber hat uns unsre politische Entwicklung den ästhetischen Bildungsidealen Wilhelm Meisters ganz entfremdet. Wir finden keine Brücke mehr von unserem Leben zu seinem Leben; wir stehen einem jungen Manne verständnislos gegenüber, der die Ausbildung seines inneren Menschen am besten zu erreichen glaubt, wenn er sich unter Schmierenkomödianten mengt; wir legen gerade den höchsten Wert auf die beiseite geschobenen Stände, die bürgerlich-tätigen, erwerbenden, Werte schaffenden. Der junge Goethe, der seine Sendung darin erblickt hatte, ein deutscher Shakespeare zu werden, und der mit den Besten seiner Zeit den Wert eines deutschen „Nationaltheaters" für die Gesamtkultur sehr überschätzte, nahm im Sinne der Sturm- und Drangepoche die Theaterideale seines Helden für unsere Begriffe zu ernst. Der Herr Geheimrat dachte über diese Dinge schon wesentlich kühler, das Ziel veränderte sich, die Bühne war nur noch ein Durchgangsstadium, und der Held, der ausgezogen war, die Schauspielkunst zu finden, fand statt dessen etwas Höheres: die Lebenskunst.

Hält man sich das vor, so begreift man, daß das Theaterwesen für den ersten Plan noch unvergleichlich wichtiger war, daß es hier schon im Titel anklingen, daß von Anfang an alles darauf abzielen mußte. So ist die wachsende Theaterleidenschaft des Helden in dem ursprünglichen Romanbruchstück viel stärker motiviert, viel sinnfälliger dargestellt. Wir werden nicht wie in der Redaktion der „Lehrjahre" mit einem ungeschickten und halb ironischen Rückblick auf die Knabenzeit und ihre Puppenspielfreuden abgespeist, sondern wir sehen die Großmutter an den Puppen basteln, wir wohnen den Aufführungen bei, wir begeistern uns mit dem jungen Wilhelm, wir teilen seine naiven Entzückungen, wir hören von den wenig glücklichen Verhältnissen seines Elternhauses und verstehen, daß der Knabe mit seinem starken Innenleben sich in sich selbst verkriechen muß. So werden wir sachte vorwärts geführt, und da der junge Held alle unsre Sympathien gewonnen hat, folgen wir ihm auch leichter in seine Verirrungen.

Zu dem Vorzug, den die naiv-objektive Erzählungsweise verleiht, tritt in der „Theatralischen Sendung" der Vorzug eines saftigeren und farbenreicheren Stils. Allerdings ist dieser Stil nicht einheitlich. Er steht etwa in der Mitte zwischen dem Stile des „Werther" und dem der „Lehrjahre". Er hat sich zwar schon episch gesetzt, aber er nimmt noch gern Volksausdrücke und Provinzialismen auf und er greift häufig noch nach dem ungeschminkten und derben Wort, wo die „Lehrjahre" schon nach dem würdigen und gedämpften greifen. Am Schlusse des ersten Buches der „Theatralischen Sendung" heißt es z. B. in dem Briefchen des zurückgekehrten Liebhabers: „Schick' mir Deine Zettel immer durch das alte Luder." In den „Lehrjahren" ist an der gleichen Stelle aus dem alten „Luder" eine farblosere „alte Sibylle" geworden.

Überhaupt: gerade das erste Buch der „Theatralischen Sendung" ist so lebendig, daß ich glaube, auch der ganz naive Leser müsse es mit wirklichem Vergnügen genießen. Hier war es um die Auflösung bitter schade, aber man begreift sie nach den veränderten Tendenzen wohl. Wir wollen uns sowieso hüten, nun das Kind mit dem Bade auszuschütten und etwa das aufgefundene Fragment, das in manchem frischer und farbiger ist, gegen das vollendete Werk auszuspielen, das viel weitere Horizonte hat. Es genügt, wenn wir uns an dem freuen, was es Neues bringt: an der intimer dargestellten Jugendgeschichte, an den wichtigen Einschaltungen, die uns Goethes knabenhafte Anfänge illustrieren, an der breiteren Darstellung des Komödiantenlebens. Neben neuen, später gestrichenen Figuren stehen die alten vertrauten; das Zwittergeschöpf Mignon weist schon hier die hysterischen Züge auf; ihr herrliches Sehnsuchtslied „Kennst du das Land" hat später ebenso wie das Sängerlied glückliche Veränderungen erfahren. So wäre noch auf manches hinzuweisen, aber wer das Buch liest, wird es selber um so leichter finden, als die gute Einleitung von Harry Maync die nötigen Fingerzeige in weitestem Umfange gibt.

Im Großen und Ganzen dürfte auch der literarhistorisch nicht interessierte Leser der „Theatralischen Sendung" mit größerer Leichtigkeit und mit mehr Teilnahme folgen, als er zu erhoffen wagte. Nach dem anschaulichen ersten Buche hat das schwächere zweite zwar Mühe, uns festzuhalten, aber mit dem dritten und vierten, die viel Neues bringen, steigert sich unser Interesse wieder. Allerdings wollen wir uns vor ästhetischer Heuchelei hüten. Wir vergessen doch an keiner Stelle, daß wir einen Roman vor uns haben, der vor 125 Jahren geschrieben ward und der schon durch seine Form zu verhältnismäßig frühem Welken verurteilt ist. Man braucht nur die eingestreuten Gedichte zu lesen, um stark zu fühlen, wie unvergleichlich länger die reinere Versform den wechselnden Zeiten standhält. Nur hier schwebt noch ein Leben, das herrlich ist wie am ersten Tag.

Kehren wir von 1785 in das Jahr 1911 zurück und sehen wir unter ängstlicher Abwehr aller Vergleiche zu, was die berühmten oder „beliebten" Erzähler unserer Tage uns diesmal zu bieten haben. Peter Rosegger hat eine Erzählung „Die beiden Hänse" geschrieben (Leipzig 1912, L. Staackmann) und hat sie einen „Roman aus unserer Zeit" genannt. Er hat sich damit an eine Aufgabe gemacht, die seine Fähigkeiten weit übersteigt. Sein frisches Plauder- und Erzählertalent,

das sich in Kleinigkeiten so entzückend entfaltet, ist ganz außerstande, die weite und breite Romanform zu beherrschen, und wenn wir ihm dies in aller Liebe sagen, so wollen wir ihm noch weniger etwas anderes verschweigen. Es ist gewiß ein Zeichen seines Mutes und Temperamentes, daß er unerschrocken für seine Ideale ficht. Aber es wäre doch gut, wenn der Waldpfarrer auf seiner natürlichen Kanzel und in seinem schlichten Kreise bliebe. Dort ehren wir ihn, und wenn er von seinem Dorf, seinem Walde spricht, fühlen wir seine schöne Weite und seine Menschlichkeit. Wenn er sich aber in die Kämpfe der Zeit mengt und sie vor seinen Richterstuhl zieht, so spüren wir doch mit Schrecken seine Enge und lehnen diesen Richter ebenso höflich wie entschieden ab. Denn da versagt eben sein Verständnis. Von den beiden Hänsen wird einer Geistlicher — das ist ein lieber, braver, gütiger Mensch, voll Demut, Tapferkeit und Treue. Aber Rosegger macht nicht ihn, dem er selbst sich innig verbunden fühlt, zum Helden seines Romans, sondern einen Gegenspieler. Und damit beginnt das Unglück. Dieser andere Hans nämlich bleibt weder im christlich-katholischen Glaubensgehege noch in der Enge des Dorfes; er will Freiheit und Wahrheit, er sitzt zu Füßen eines berühmten Universitätslehrers, er wird moderner Naturwissenschaftler. Als solcher natürlich ein grausliches Ungeheuer, das Darwin und Nietzsche zitiert, einem armen Mädchen die Unschuld raubt, eine ungeliebte Millionenerbin aus Gold- und Machtgier heiraten will und ähnliche Scheußlichkeiten verübt, wie sie bei überzeugten Materialisten an der Tagesordnung sind. Hier also der einfältig-schlichte, gütige Pfarrer — das ist das Dorf, die Natur, der christliche Glaube, die Gebundenheit. Dort das studierte Scheusal — das ist die Stadt, die Kultur, die moderne Wissenschaft, die Freiheit. Und gegen solche Gegenüberstellungen wollen wir uns doch wehren. Wir sind bereit zu jeder Ehrfurcht vor dem einfältig-gläubigen Gemüt, aber wir verlangen ebensoviel Ehrfurcht vor dem strebenden Geist. Sie läßt Rosegger jedoch vollständig vermissen. Alles, was in seinem Buche auf höherer Kulturstufe steht, ist geringwertig gegenüber den kleinen Leuten, dem Elendspfarrer, dem verführten armen Mädel. Sie haben die Güte, die „aller Weisheit höchste" ist und die den Kulturmenschen fehlt. Die logischen Folgerungen liegen auf der Hand, und ich höre schon die Stimme Jean Jacques Rousseaus. Nein — die Predigt ist falsch, und es ist am Ende doch ein Glück, daß die Welt nicht lauter „Waldbauernbuben" hat.

Abgesehen von dieser „falschen Tendenz", wie Goethe es nennen würde, zeigt der Roman wieder die ganze „Skizzennatur" seines Verfassers. Er ist aus lauter Stücken zusammengesetzt, entwickelt weniger eine Handlung, als daß er einander folgende Ereignisse beschreibt, muß sich fortgesetzt einen Ruck geben und braucht Zufälle, die Rosegger selbst als „unerhört" anspricht, um zu Ende zu kommen. Man spürt auch an allen Ecken und Enden, daß der Steirer in dem Hofrats- und Stadtmilieu selber nicht recht heimisch ist. Aber seine Plauderbegabung hilft ihm über alle Verlegenheiten, und es ist selbstverständlich, daß zahlreiche hübsche Worte und lebendige Einfälle den Leser fesseln.

Der neue Roman, für den Richard Voß seine schwarzmähnigen Phantasierosse geschirrt hat, heißt „Zwei Menschen" (Stuttgart 1911, J. Engelhorns Nachfolger). Er spielt von den Dolomiten nach Rom hinüber und wäre, wie alles, was dieser Erzähler schreibt, beinah genial, wenn er nicht doch eben unvernünftig wäre. Eine blutrünstige Einbildungskraft martert sich in der Erfindung neuer Effekte ab und schlingt um peinliche Ausgeburten einer nach Sensationen suchenden Phantasie üppige poetische Blumengewinde. Es gäbe ein kurioses Kapitel, wenn jemand einmal die verschiedenen Todesarten zusammenstellen wollte, die Voß je für seine Helden gewählt hat. Hier, in den „Zwei Menschen", stürzt sich am Anfang die „Königsfrau" von schroffen Felsenwänden herab, während sich am Schlusse der von ihr Geliebte einen weit raffinierteren Selbstmord leistet: man hat begründete Aussicht, daß er in den Katakomben sein Lämpchen löschen und aus der ungeheuren Totenstadt niemals wieder ans Licht der Oberwelt zurückfinden wird. Aber nicht genug damit: ein blühender Knabe muß sich selber kreuzigen, und neben dieser krassen Nervenmarter wirkt es fast erquicklich, wenn andre Leute bloß im Schneesturm umkommen oder im Duell erschossen werden.

Die Handlung des Romans läßt sich nur lose umschreiben. Es geht den Ausgeburten der Vossischen Phantasie wie den Matrosen des alle Meere durchschießenden Gespensterschiffes: sowie sie festen Boden berühren, sowie man sie an Land zieht, zerfallen sie in Staub. Deshalb flieht der gebürtige Pommer, den die Fee Unhold mit der Mitgift einer exotisch ungeheuren Einbildungskraft ausgestattet hat, mit seinen Gestalten schon immer nach Italien oder in einsam-wilde Gebirgsgegenden: er sucht einen Boden, wo sie allenfalls Halt haben, wo sie wenigstens einen Schein der Glaubwürdigkeit gewinnen können. Herrliche Bilder mag ihm seine Phantasie oft vorzaubern: in Überlebensgröße stehen Mann und Weib im Vernichtungskampfe gegeneinander, der Wilddüstre gegen die Leuchtendhelle, um sie herum glühen wie gigantische Fackeln die Zinken und Zacken der Dolomiten im Sonnenuntergangsfeuer, eine gewaltige Natur braust den Chor zu der gewaltigen Melodie einer ewigen Liebe. Tausend andre Szenen tauchen auf, erstrahlen in Farbenglut und locken den Phantasten. Flammend vor Begeisterung beginnt er zu schreiben. Aber da ihm jede echte Nüchternheit fehlt, versteigt er sich dabei so, daß nur halsbrecherische Sprünge ihn weiter führen und daß er zuletzt doch immer nur die leere Luft tritt. Um uns darüber hinwegzutäuschen, um uns den

psychologischen Widersinn und die moralischen Unmöglichkeiten zu verdecken, bleibt er fortwährend in leidenschaftlicher Bewegung, bietet er alle Mittel der Stimmung auf, zieht er alle Register glänzendster Schilderung, ruft er Berg und Tal, Himmel und Wasser, Flora und Fauna zu Hilfe. Aber aller Glanz der Ausstattung, alle scheinbare Ekstase, alle aufgepeitschte Leidenschaft werden den verständigen Leser nicht verwirren, und die Sache wird immer verlorener, je lauter das davon gemachte Aufheben ist. Junge Menschen mögen sich wohl davon bestechen lassen, und ich erinnere mich gut, daß ich als Jüngling Richard Voß auf das höchste bewundert habe. Vor einzelnen Auftritten, besonders vor glänzenden Schilderungen verstehe ich das auch jetzt noch, aber wo ich früher das Flammende sah, sehe ich heute das Flackrige, was mir einst dramatisch erschien, erscheint mir heute theaterhaft, was mich einst ergriff, peinigt mich jetzt. Es bleibt auch eine alte Erfahrung, daß sich nichts schneller erschöpft, als eine so wild umherfuhrwerkende, gleichsam leere Phantasie. Je mehr Voß sich anstrengt, je mehr neue Effekte er anbringen will, um so mehr spürt man die Enge seines Kreises. Er wiederholt sich ständig; ich hatte bei der Lektüre der „Zwei Menschen" immer das Gefühl, den Roman schon mehrfach von ihm gelesen zu haben. Ich kenne die Berge und das Um und Drum, ich kenne die überlebensgroß aufgetriebenen Gestalten, die melodramatischen Sonnenauf- und -untergänge, die pathetischen Opernszenen, das erste Liebesidyll der beiden Kinder. Dieses stets in Glück und Sonne, in Blumen und Stille getauchte Kindheitsidyll ist in allen Romanen das weitaus Schönste. Auch in den „Zwei Menschen" wird man es gern lesen. Aber wenn dann aus dem jungen Grafen Rochus ein fanatischer Priester wird, wenn die konfuse Phantasterei und die tragische Aufbauschung beginnt, dann hört jedes Verständnis und jede Teilnahme auf.

Das wohlige Gefühl der Sicherheit, das uns Richard Voß niemals mitteilen kann, empfinden wir vor jedem Buche des Grafen Keyserling schon nach den ersten Seiten. Er ist ein Erzähler von feinstem Geschmack und größtem Kunstverstand; alles, was er sagt, ist klug, fein, apart, diskret. In seinem neuen Roman „Wellen" (Berlin 1911, S. Fischer) gibt es eine Szene, in der die Frau dem Manne erklärt, daß sich ihre Wege scheiden müssen, daß sie zugleich mit dem jungen Maler das Haus verlassen wird. Man stelle sich vor, wie Voß das gegeben hätte. Er hätte einen Sonnenuntergang inszeniert oder die Natur sonstwie dekorativ benutzt; er hätte eine große tragisch-pathetische Szene daraus gemacht, und während der Mann vernichtet aufgeschrien und den Namen seines Weibes gerufen hätte, wäre dieses Weib hoch und stolz davongeschritten — einem neuen Leben entgegen. Aber Keyserling? Der alte Graf, der alles ahnt, will der Sache ein Ende machen. Er stochert mit dem Schüreisen im Kaminfeuer herum. Er sagt so nebenbei: „Ich habe mit Herrn Grill eben vereinbart, daß er uns heute verläßt. So werden wir wieder entre nous sein." Und als seine Frau darauf kurz antwortet, daß sie dann gleichfalls gehe, fällt das Schüreisen klirrend aus seiner Hand: „Wie? Was? Ich verstehe nicht, ma chère." Sein Gesicht wird klein und runzlig. Er zuckt zusammen. Dann erhebt er sich, geht mit steifen, zitternden Beinen ans Fenster und sieht hinaus. „Endlich wandte er sich wieder um, das Gesicht aschfarben, aber ruhig. Er zog seine Uhr aus der Westentasche, wurde etwas ungeduldig, weil die Kapsel nicht gleich aufspringen wollte, schaute dann aufmerksam auf das Zifferblatt und sagte mit seiner diskreten, höflichen Stimme: ‚Fünf Uhr dreißig geht der Zug.' Er sah auch nicht auf, als Doralice jetzt langsam aus dem Zimmer ging." Damit diese Szene aber nicht doch noch etwa durch die bloßen Tatsachen zu aufregend wirkt, wird sie in die Vergangenheit verlegt und aus der Erinnerung der Frau erzählt.

Es fällt mir nicht ein, diese Keyserlingsche Art, die immer Distanz hält, als Ideal anzusprechen. Sie ist ebensosehr Not wie Tugend. Die Abneigung gegen alles Pathetische, gegen die große Szene, aber auch gegen alles Starke, Laute und Volle beruht ja fraglos auf einer Sprödigkeit der Keyserlingschen Natur. Doch das zeigt mir eben den reifen Künstler, daß er seine Mittel und Möglichkeiten genau kennt, daß er nichts von sich fordert, was er nicht geben kann, und lieber die Stimme abdämpft, als sich der Gefahr eines falschen Tones auszusetzen. Keyserling ist groß darin, „contenance" zu wahren; er wird niemals unsicher; er ist kein bedeutendes Talent, aber ein im Verwenden seiner Mittel so kluges, daß er meistens etwas Feineres und Runderes zuwege bringt, als stärkere Begabungen. Hinreißen kann er niemals — ihm fehlt das große Herz des Dichters. Respekt erzwingen wird er immer — eben schon durch die virtuose Kunst, sein Wollen und Können im Gleichmaß zu halten. Deshalb kann man seine Schriften auch nicht im einzelnen kritisch ablehnen und zerstören, wie etwa andere, die irgendwo einen faulen Punkt haben. Sie sind wie gläserne Bälle. Man kann sie, wenn man will und wenn man gläserne Bälle nicht liebt, wegwerfen. Oder man kann sie behalten. Aber sie sind, wie sie einmal sind: fein, kühl, geschlossen. Der Roman „Wellen" ist auch nicht nachzuerzählen. Denn wenn man sagt, die davongelaufene Gräfin, die den Maler in England geheiratet hat, verlebt mit ihrem Manne am Meer die Flitterwochen, sie kommt mit Leuten ihrer alten Gesellschaftskreise zusammen, es entstehen, von keinem gewollt, zwischen ihr und ihrem Manne leise Verstimmungen, die durch den jähen Tod des

Gatten ihr Ende finden — wenn man dies sagt, so hat man schon etwas viel zu Grobes ausgesprochen. Den Inhalt des Romans bilden die feinen, kaum faßbaren, in ihrem Ursprung und Ziel nicht erkennbaren Flutungen des Herzens, die etwa in eine gewisse Parallele gesetzt werden zu den geheimnisvollen Flutungen des Meeres, was aber auch nur andeutungsweise im Titel und im Baudelaireschen Motto geschieht. Zu dieser äußersten „Distinguiertheit" des Buches will — wie jeder fühlen wird — der plötzliche Ertrinkungstod des Malers nicht ganz stimmen. Im Grunde weicht Keyserling jeder „brutalen" Tatsache ängstlich aus, und es ist sehr bezeichnend, wie er die Katastrophe von langer Hand vorbereitet. Sie soll uns durchaus nicht überraschen; sie wird sorgsam eingeleitet, ohne allerdings dadurch ihren Zufallscharakter zu verlieren; und sie darf auch durchaus nicht abschließen. Nein — es dämmern leise neue Küsten auf, und wir werden am Ende mit einer Ahnung, einer Frage, einem Rätselwort entlassen. Dieser verschwimmend und vage in die Zukunft hineingebaute Schluß ist offenbar eine Hülle der Verlegenheit und der Schwäche. Keyserling steht immer vor der Gefahr, daß seine Feinheit Überspitztheit wird. —

In ihr geliebtes, altes Köln ruft uns Adele Gerhard, die seit der „Antonie van Heese" und der „Familie Vanderhouten" den Anspruch erheben darf, gehört zu werden. Sie setzt in ihrem neuen Buche „Vom Sinken und Werden" (Berlin 1912, Bruno Cassirer) die wechselnden Geschicke einer Familie mit der allgemeinen zeitlichen Entwicklung in Verbindung und holt sich die Symbole dieser zeitlichen Entwicklung aus der Heimatstadt am Rhein. Aber es gelingt ihr nicht, die beiden Elemente, das romanhafte und das zeitgeschichtliche, restlos zu verschmelzen. Sie laufen nebeneinander her und schädigen sich gegenseitig, anstatt sich zu heben. Ursprünglich sollte hier wohl eine Art kölnischer Buddenbrooks entstehen: durch mehrere Generationen sollte eine Kaufmannsfamilie in Glanz, Verfall und Neuaufstieg verfolgt und mit dem lokalen, sich langsam verändernden und wechselnden Hintergrunde fest verknüpft werden. Ein Vorspiel führt uns in das Köln am Ende der dreißiger Jahre des verflossenen Jahrhunderts. Da steht der alte, fromme, strenge Ritz neben seinem Kompagnon Kustodus an der Spitze der bedeutenden Zuckerraffinerie, und als, von zwei Lokomotiven gezogen, die erste Eisenbahn von Köln nach Müngersdorf fährt, sitzt er als Aktionär darin. Auch die junge Generation lernen wir schon kennen. In seinem Sohne Reinhold leben die revolutionären Tendenzen der Zeit, während ein junger Dichter die romantischen zu vertreten hat. Dann überspringt die Erzählerin ein Menschenalter und führt uns in das Köln der siebziger Jahre. Die Fabrik ist zurückgegangen, die Familie Kustodus hat sich von der Familie Ritz getrennt, am Alten hängend und verknöchert sitzt die herrschende Generation in den dumpfen Stuben. Aber schon sind Enkel da, die aus der Stickluft hinausbegehren und ihre Pfeile in die Zukunft senden, die ein neues mächtiges Werden um sich sehen und es fördern. Der Dom wird vollendet, die einengenden Mauern fallen, die Stadt kann sich in Licht und Freiheit dehnen und strecken, und ein Enkel des alten Ritz reicht zu neuem Bunde einer Kustodus die Hand. Das alles ist gut gedacht, und alle Möglichkeiten zu einem Roman größeren Stils sind darin gegeben. Aber wie gesagt: es rundet sich nicht künstlerisch ab, es ist nicht frei und lichtvoll genug gestaltet; es ist noch keine Dichtung, sondern erst die Skizze dazu. Adele Gerhard hat das auch selber wohl gefühlt und hat diesen verkümmerten Roman nicht als „Roman", sondern nur als „Zeitbild aus Alt-Köln" etikettiert.

Vielleicht wird es diesem und jenem lieb sein, wenn ich gerade jetzt vor Weihnachten noch kurz auf die eben erschienenen „Ausgewählten Werke" von Clara Viebig und die „Gesammelten Werke" von Detlev von Liliencron hinweise. Die ausgewählten Werke von Clara Viebig sind in sechs Bänden bei Egon Fleischel & Co. in Berlin erschienen und bringen die Romane: Rheinlandstöchter, Kinder der Eifel, Vom Müller Hannes, Es lebe die Kunst, Die Wacht am Rhein, Das schlafende Heer, Einer Mutter Sohn. Nach welchen Gesichtspunkten gerade diese Zusammenstellung getroffen ward, ist mir allerdings nicht recht klar. Aber die vielen Freunde der Erzählerin werden diese erste Reihe ihrer Schriften in der gleichmäßigen und schlichten Ausstattung gewiß gern entgegennehmen. Die gesammelten Werke von Detlev von Liliencron gibt Richard Dehmel im Verlage von Schuster & Loeffler, Berlin, heraus. Sie umfassen acht Bände, von denen vorläufig drei erschienen sind: Poggfred, das „kunterbunte Epos", das Liliencron als sein Hauptwerk ansah, steht an der Spitze, die Gedichte in zum Teil neuer Anordnung folgen, manches bisher Ungedruckte erscheint zum erstenmal. Die vornehme Ausstattung der Bände wird erfreuen, und man kann der Ausgabe also nur guten Fortgang und besten Erfolg wünschen.

Chorus. Gemälde von W. Dendy Sadler. Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Illustrierte Rundschau.

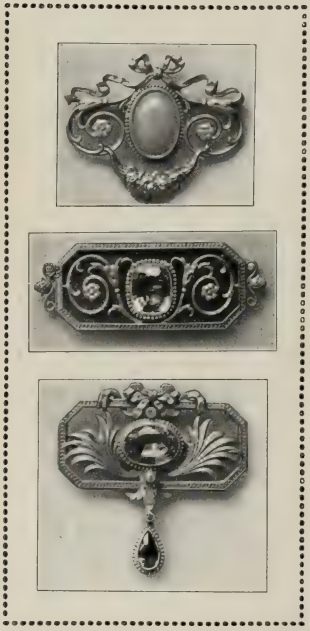
Ein deutsch-amerikanisches Streitobjekt: Das Gemälde „Chorus" von W. Dendy Sadler. — Neuer Frauenschmuck von Hugo Schaper. — Der Weihnachtsteller 1911 der Porzellanfabrik Ph. Rosenthal & Co. — Neues Spielzeug von Margarete Steiff, Albert Schlopnies, Carl Weidemeyer, Minke Podhajska, Margarete Wendt, J. Widemann, Marion Kaulitz. — Silber- und Elfenbeinarbeiten von Schülern der Staatlichen Kunstgewerbeschule in Hamburg. — Zu unseren Bildern.

Das gemütliche Bild, das wir an die Spitze unserer Weihnachtsrundschau stellen, das Gemälde „Chorus", war der Gegenstand eines langjährigen Prozesses. Das Bild stand im Mittelpunkt eines Nachdruckprozesses, den die Photographische Gesellschaft in Berlin wegen seiner grundsätzlichen Bedeutung für den Schutz deutscher Verlagsrechte in Amerika gegen die American Lithographic Co. in Newyork führen mußte. Diese Gesellschaft stellt den sehr kapitalkräftigen Trust der Lithographen Amerikas dar; die deutsche Firma hatte daher bedeutende Geldopfer zu bringen, um ihr Recht schließlich zu erlangen. Das Verlagsrecht des Gemäldes „Chorus" gehört der Photographischen Gesellschaft in Berlin, der amerikanische Lithographen-Trust hatte das Bild aber als Plakat für den amerikanischen Tabak-Trust benutzt, ohne sich um die deutschen Rechte und den Protest der deutschen Firma zu kümmern: er wollte damit den Beweis führen, daß das amerikanische Gesetz ausländischen Verlagsrechten keinen Schutz gewährt. Jammervoll genug ist ja allerdings die Stellung, in die der Deutsche den Amerikanern gegenüber durch die von uns angenommenen Vertragsabschlüsse gerückt ist. Um unsere Bilder, Romane und Novellen vor dem Diebstahl in Amerika zu schützen, muß jede unserer Veröffentlichungen den Copyright-Vermerk in englischer Sprache tragen! Ob darin je ein Wandel geschaffen werden kann, nachdem unsere diplomatischen Vertreter nicht stark genug gewesen sind, die von vielen als unwürdig empfundene Forderung abzuweisen, wissen wir nicht. Es freut uns aber lebhaft, feststellen zu können, daß die rührige Photographische Gesellschaft in Berlin trotz der ungeheuerlichen Prozeßkosten — sie belaufen sich auf etwa 150000 Mark — ihr Recht in diesem besonderen Falle so tapfer erkämpft hat. Der oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten von Nordamerika mußte das Verlagsrecht des strittigen Bildes auch für die Vereinigten Staaten als zu Recht bestehend anerkennen, und in dem soeben abgeschlossenen Straf-

prozesse ist die beklagte Partei zu einer Buße von 10000 Dollar (42000 Mark) nebst 6% Zinsen verurteilt worden. Trotz der Fehde, die das behagliche Bild so lange umtobte, erscheint es auch uns als eine besonders reizvoll anmutende Einleitung zu unserer Rundschau.

Diese gibt in bunter Folge eine Unmenge festlicher Gaben, die jedem Weihnachtstisch zur Zierde gereichen müssen. Zunächst dürfte dem Blick der verehrten Leserinnen der wundervolle Frauenschmuck auffallen, den wir aus der Werkstatt des Berliner Hofgoldschmieds Hugo Schaper zeigen. Schapers Arbeiten, deren Kunst unsere Leser schon öfters bewundert haben, erhielten auf der Turiner Ausstellung den Grand Prix — die höchste Auszeichnung. Die hier abgebildeten Schmuckstücke sind massiv in Gold gearbeitet und lehnen sich in ihrer Formensprache an berühmte Stücke älterer Zeiten an, ohne aber eine eigene moderne Note vermissen zu lassen. Der Hauptreiz liegt in der zarten Abtönung des verschiedenfarbigen Goldes und in dem stimmungsvollen Zusammenklang der Farben der Halbedelsteine und Perlen. So sind in dem Halsschmuck ein honiggelber Topas und ein grüner Tomalintropfen verwandt; in der obersten der drei Broschen ein grüner Chrysopras, in der mittleren ein Amethyst auf

Halskette. Von Hofgoldschmied Hugo Schaper in Berlin. Verkleinert.



Schmuckstücke von Hugo Schaper in Berlin. Verkleinerte Nachbildung.

Weihnachtsteller von Heinrich Vogeler aus der Porzellanfabrik Ph. Rosenthal, A.-G., in Selb in Bayern.

grauem Emaillegrunde und in der untersten ein blaugrüner Aquamarin und ein braunroter Tomalintropfen. Das sind Schmuckstücke, deren Wert in der wundervollen künstlerischen Arbeit, nicht so sehr im kostbaren Material liegt. Die Herstellung dieser schönen Schaperschen Schmuckstücke ließ sich so preiswert ermöglichen, daß sie auch auf Weihnachtstischen aufgebaut wer-

„Bitte, recht freundlich!" Stoffpuppen. Entwurf und Ausführung von Margarete Steiff, G. m. b. H., Giengen a. d. Brenz.

Dorfmusikanten. Stoffpuppen von Margarete Steiff, G. m. b. H., Giengen a. d. Brenz.

den können, deren Gaben mit bescheideneren Geldmitteln bestritten werden müssen.

Ein künstlerischer Schmuck für jeden Geschenktisch ist auch der Weihnachtsteller, den Heinrich Vogeler in Worpswede entworfen hat. Wer sich eine Sammlung Weihnachtsteller angelegt hat, dürfte sich dieses neueste Stück kaum entgehen lassen.

Nun zu den Gabentischen der lieben Jugend! Die Entwicklung, die das Spielzeug in den letzten Jahren genommen hat, ist erstaunlich. Mit Herz und Laune, vor allem aber mit feinster Kunst, sind wirkliche Meister am Werke, um in jede Kinderstube Frohsinn und Freude zu tragen. Früher mußte oft der äußere Aufputz über die innere Wertlosigkeit der Gaben hinwegtäuschen, vor denen die Kinder nach einem Augenblick freudiger Überraschung teilnahmlos standen. Heute ist es eine Regel geworden, die für alle, die Reichen

Clownerie. Entwurf von Alb. Schlopnies. Ausführung von Marg. Steiff, G. m. b. H., Giengen a. d. Brenz.

Appell. Entwurf und Ausführung von Margarete Steiff, G. m. b. H., Giengen a. d. Brenz.

wie die Armen, gilt, daß das Gute sich viel öfter in schlichtem, schmucklosem Gewande birgt, denn im kostbaren! Schon die Dauerhaftigkeit, die ihm einwandfreies Material und dessen solide Verarbeitung verleihen, ist ja ein Gradmesser für die Bewertung guten Spielzeugs.

Geradezu unverwüstlich sind die köstlichen Stoffpuppen, die der spielerischen Laune eines geschickt experimentierenden schwäbischen Mädchens, Margarete Steiff, ihr Dasein verdanken. In halb müßiger Tändelei pflegte sie

aus Stoffresten für kleine Freunde und Freundinnen allerlei Tiere und lustige Puppen zusammenzuflicken, und der helle Jubel, mit dem diese ungekünstelten Erzeugnisse naiver Volkskunst von groß und klein aufgenommen wurden, brachte den unternehmungslustigen Bruder des fleißigen Schwaben-Gretls auf den Gedanken, damit auf dem Heidenheimer Markt sein Glück zu versuchen. Der glänzende Erfolg dieses ersten schüchternen Versuchs, die Geschicklichkeit der begabten Schwester kaufmännisch zu verwerten, lockte zu weiteren Unternehmungen, und heute beschäftigt die große industrielle Anlage, die sich aus so bescheidenen Anfängen entwickelt hat und Gretls Namen trägt, über 2000 Arbeiter, sie hat Amerika sein Nationalspielzeug, den Teddy-Bär, geschenkt, und aus allen Kulturländern der Welt fließen jährlich Millionen in das unbekannte Schwabenstädtchen Giengen an der Brenz. Diese drolligen, täppischen jungen Hunde, plumpen Bären,

Niedersächsisches Bauernhaus. Holzspielzeug. Entworfen von Carl Weidemeyer. Ausgeführt von den Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk, A.-G., Bremen.

Holzfiguren. Entworfen von Carl Weidemeyer. Ausgeführt von den Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk, A.-G., Bremen.

Der Bremer Marktplatz Holzspielzeug. Entworfen von Carl Weidemeyer. Ausgeführt von den Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk, A.-G., Bremen.

spitzbübischen Affen, niedlichen Karnickel, watschelnden Gänse sprühen von Leben und sind in all ihrer körperlichen Eigenart geradezu großartig getroffen. Nach den Tieren kamen allerhand Trachtenpuppen an die Reihe, pausbackige Buben und Mädel mit frischen Gesichtern und dickem Haarschopf. Zu der Schulstube gesellte sich der Dorfschulmeister, Fuhrleute und Straßenmusikanten stellten sich ein und schließlich als glänzendste Leistung: der Kasernenhof mit exerzierender Infanterie, der gestrenge Hauptmann, schneidige Leutnants, bärbeißige Feldwebel, schnauzende Korporale und von der gesamten Mannschaft jeder einzelne ein Menschlein für sich, vom schlauen Gefreiten und pfiffigen „Spielmops" bis hinunter zum vorschriftswidrig beschränkten „Stolz der Kompagnie".

Stehauf. Von E. Weidemeyer.

Die Lebendigkeit und natürliche Frische dieser Stoffpuppen muß den einfachen Formen, die das Holz und seine Verarbeitung verlangt, wohl fehlen, aber auch hier kann künstlerische Gestaltung durch das Betonen des für die körperliche Erscheinung und Wesensart Wichtigen jene Natürlichkeit erreichen, die z. B. die Arbeiten Carl Weidemeyers auszeichnet. Wir zeigen ein typisches niedersächsisches Bauernhaus, das unter seinem schützenden Dach noch Wohnräume und Stallungen, Menschen und Tiere vereint. Und beides hat der Künstler in reicher Abwechslung und Mannigfaltigkeit geschaffen.

Die wundersame Legende vom Stall zu Bethlehem, in dem der zur Erde gesandte Gottessohn in aller Armut und Dürftigkeit geboren wurde, war jahrhundertelang ein Lieblingsmotiv bildnerischer Darstellung. Die in den Kirchen aufgebaute Weihnachtskrippe

Holländisches Dorf. Von Minke Podhajska. Ausführung: Th. Heymann, Spielwarenfabrik, Großolbersdorf i. S.

Weihnachtskrippe mit geschnitzten Figuren. Von Margarete Wendt. Ausführung: Th. Heymann, Spielwarenfabrik, Großolbersdorf i. S.

Puppentheater. Entwurf von J. Wiedemann. Ausführung: Th. Heymann, Spielwarenfabrik, Großolbersdorf i. S.

spielte zumal im Mittelalter eine große Rolle. Wenn sich dieser Brauch in katholischen Gegenden auch bis in unsere Zeit erhalten hat, so hat er doch die einstige Bedeutung verloren. Trotzdem ist auch für unsere, den biblischen Erzählungen skeptischer lauschenden Anschauungen die Weihnachtskrippe nicht veraltet, und dem frommen Kinderglauben, der das Geburtsfest des Heilands verklärt, sollte man eine gute bildliche Darstellung nicht vorenthalten, wie sie Margarete Wendt jetzt unseren Kleinen beschert hat.

Wie die Weihnachtskrippe, so ist auch das Spiel mit den profanen Puppen in Süddeutschland heimischer geblieben als im Norden. Bei keinem Volksfest darf das Kasperletheater fehlen, es amüsiert jung und alt, und auch in den Kinderstuben spielt der „Kaschpi" mit seinen Schnurren und losen Streichen eine große Rolle. Das hat J. Widemann bei seiner reizenden Puppenbühne beherzigt, die den Triumphzug des Münchener Marionettentheaters fortsetzen möge. Zum Lobe der kleinen Puppenmütter von Marion Kaulitz ist kaum noch etwas zu sagen. Von besonderer Art ist das Spielzeug aus der Hamburger Kunstgewerbeschule, weil es nicht Erwachsene ersannen, sondern Kinder im Alter von zwölf bis vierzehn Jahren es in den Werkstätten der Anstalt für sich selbst gearbeitet haben. Daß hier in der Heimat Hagenbecks die exotischen Tiere im Vordergrunde des Inter-

Puppenwiege. Entwurf von G. Schaale. Ausführung von Th. Heymann, Großolbersdorf i. S.

Wägelchen von den Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst, München. Biedermeierpuppen. Von Marion Kaulitz, Gmund am Tegernsee.

esses stehen, wird nicht überraschen, und gerade sie offenbaren am besten, wie Kinder die große Form sehen und alle kleinlichen Unterschiede unbeachtet lassen. Selbst auf unserer kleinen Abbildung erkennt man nicht nur die Löwen und Panther, die Wölfe und Bären an Gestalt und Haltung, sondern an manchen Einzelheiten, wie den gravitätisch stolzierenden Straußen, auch die Sicherheit der Beobachtung, die nicht an der äußeren Erscheinung kleben blieb, vielmehr auch die psychischen Eigenheiten der Tiere wiederzugeben trachtet. Ein erfreulicher Beweis für die Vorzüge eines Unterrichts, der schlummernde Begabungen zu freudiger Arbeit zu wecken und zu solch überraschenden Leistungen anzuspornen vermag, sind auch die Segelboote. Wie erfolgreich an der Hamburger Anstalt gestrebt wird, mögen die in Silber gefaßten Glasdosen und die Elfenbeinschnitzereien zeigen, die wir als Proben geschmackvoller Weihnachtsgaben mit abbilden. —

Dem Bildschmuck unseres Weihnachtsheftes gibt der Künstleraufsatz Matthias Grünewald die weihevolle Note. Den Beitrag so reich und wirkungsvoll auszustatten, ermöglichte uns das Entgegenkommen befreundeter Kunstanstalten. Wir weisen an dieser Stelle darauf hin, daß die vier Grünewald-Faksimiles im Verlag von Stengel & Co. in Dresden erschienen und zum Preise von drei Mark das Stück zu beziehen sind. Über Grünewalds „Isenheimer Altar" im Alten Museum zu Kolmar existiert ein prachtvolles Werk, das Max J. Friedländer im Verlag von Fr. Bruckmann, A.-G., München, herausgegeben hat.

In bunter Folge schließen sich, durch das ganze Heft verstreut, die übrigen Kunstbeilagen und Einschaltbilder dem warm geschriebenen und reich illustrierten Künstleressay an.

Eine neue, sehr scharmante und schätzens-

Biedermeierpuppe. Von Marion Kaulitz, Gmund am Tegernsee. Wiege von den Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst, München.

werte, dabei allem Anschein nach schon durchaus routinierte Kraft trat uns auf der Mün-

Menagerie. Nach eigenen Entwürfen ausgeführt von Schülern der Staatlichen Kunstgewerbeschule in Hamburg.

Segelschiffe. Angefertigt von Schülern der Staatlichen Kunstgewerbeschule zu Hamburg.

chener Ausstellung im Glaspalast in A. Desclabissac entgegen, dessen fröhliches Bild „Biedermeierinnen" wir in den Farben des Originals wiedergeben. Auch von Anton Graffs berühmtem Bildnis der Corona Schröter konnten wir für unsere Leser die vierfarbige Reproduktion herstellen: Kenner des Originals werden zugeben, daß die Wiedergabe den vollen Farbenreiz des wundervollen Gemäldes erreicht. Zwei plastische Werke von grundverschiedenen Motiven schließen sich an: Hans Bauer nennt seine köstliche Kindergruppe „Frühling", Aloys Mayer zeigt in seiner Bronzestatuette eine „Hero" von großem Reiz der Formen und der Bewegung. Außer den charakteristischen Bildnissen und Porträtstudien von Dr. Arthur Grunenberg („Polnischer Edelmann"), Anton Gregoritsch („Die Sängerin Saïda Musa"), Robert Knoebel („Dämmerung") und Gallhof („Bildnis einer Reiterin") bietet das Heft noch die überaus stimmungsvollen Winterlandschaften „Schneeschmelze" von Prof. H. v. Petersen und „Winterabend" von M. v. Poosch. Eine reiche Ausbeute von den jüngsten Ausstellungen! Und eine Fülle von Erwerbungen, unter denen sich manche künstlerische Kostbarkeit befindet, harrt der Veröffentlichung noch in unseren Mappen. Wir freuen uns schon heute aufs nächste Heft: gibt es doch für die gesamte Redaktion keine glücklichere Zeit als die der Auswahl aus den reichen Schätzen an Belletristik, Kunst und Poesie. Selbst die Kollegen, die mit ihren martialischen Schnurrbärten oder lockenlosen Häuptern so gar nichts Christkindchenhaftes an sich haben, kommen sich dabei gern einmal als Weihnachtsengel vor. H.

In Silber gefaßte farbige Glasdosen. Schülerarbeiten der Staatlichen Kunstgewerbeschule in Hamburg.

Silber- und Elfenbeinarbeiten von Schülern der Staatlichen Kunstgewerbeschule in Hamburg.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 062057309